Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Deutsche Roman-Zeitung.

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung

Herausgegeben von Otto Janke
Zweiundfünfzigster Jahrgang 1915

Unbefugter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitung ist untersagt

Dritter Band

Verlag von Otto Janke * Berlin SW 11

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STE
JUN

AP30
D378
v.52
pt. 3-4

Digitized by Google

Inhalt des dritten Bandes

Romane

Aus dem Leben eines preußischen Volksschullehrers. Von R. E. Gregorovius. (Fortsetzung und Schluß). Seite: 1—9, 25—33, 58—66, 82—90.

Weit vom Schuß. Humoristisch-patriotischer Roman aus der Kriegszeit von Freiherr von Schlicht. Seite: 10—18, 34—42, 49—58, 73—82, 106—114, 130—138, 154—162, 178—186, 205—210, 229—234, 253 258, 277—282, 299—306.

Ich kenne keine Parteien mehr! Von Henry Wenden. Seite: 97—105, 121—129, 145—153, 169—177, 193—204, 217—228, 241—252, 265—276, 289—298.

Beiblatt

	Seite
Wenn es nun bald Frühling wird. Gedicht von Johanna Weiskirch	19
Das Himmelsschlüsselchen. Von A. M Witte	19
Und doch ... Gedicht von Karl Pries	20
Die Rache der Zahl. Von Georg Hollstein	21
Die Welt ist schön ... Gedicht von Bernhard Schäfer	22
Ein Todesritt. Episode aus dem Weltbrande von Alb. G. Krueger	23
Krieg, du Befreier! Gedicht von Florentine Gebhardt	43
Die Mohrrübe als Helferin in der Kriegsküche. Von Anna Schwabacher	43
Zwei Reiter. Gedicht von Paul Ernst Köhler	45
Abrechnung. Von Hedwig Schubert	45
Frühlingsahnen. Gedicht von Olga Ost	47
Königinnen. Gedicht von Karl Berner	67
Konstantinopeler Erdbebentage. Von Johanna Weißkirch	67
Polnische Jungschützen. Gedicht von Hellmuth Unger	70
Eine Audienz. Von Hans Hohenhorst	7
Der große Pflüger Gedicht von R. E. Knodt	72
Der Alte macht's nicht mehr lange. Gedicht von Bernhard Schäfer	91
Strupp und Schnuppe Von Marcello Rogge	91
Mag sein. Gedicht von Martin Borns	94
Florentine Gebhardt. Zu ihrem 50. Geburtstag von Elisabeth Kolbe	95
Frei. Gedicht von Leo Heller	95
Sieger. Gedicht von Fred Hein	115
Auf Skipatrouille Von Hellmuth Unger	115
Der Letzte. Gedicht von O. Luis (Gola Luigi)	116
Heidenbäume. Eine zeitgemäße Baumpredigt von Joseph Aug Lux	116
Meine Enkelkinder beten ... Gedicht von R. E. Knodt	118
Der Tote von Reym Gedicht von Erich Jante	139
Die drei Zigeuner. Von Waldemar Bonsels	139
Wir Jugend Gedicht von Paul Ernst Köhler	141
Der Minenkrieg. Von Alb. G. Krueger	142
An meine Fahne. Gedicht von Margarete Bieth	143
Die Judentürme. Eine Nordhäuser Ballade von Hellmuth Unger	163
Wasser und Brunnen. Von A. M Witte	164
Ein Bild. Gedicht von Charlotte Marr	166
Mit der Bagdadbahn nach Karaman. Von Johanna Weißkirch	166
Deutsche Aker Gedicht von Bruno Pompecki	187
Elsässer Pfingstbrauch Von Paul Pasig	187
Frühling. Gedicht von Leo Heller	188
Planetenfrauen. Von Joseph Aug Lux	189
Fragen. Gedicht von Hellmuth Unger	192
Feldgrau. Gedicht von Karl Wilhelm Marschner	211
Königin Luise, ihre Dichter und ihr Denkmal. Von Josef Oswald	211
Kleinstadt Gedicht von Herta Rolin	213
Mann und Frau. Skizze von Georg Holstein	214
Leid. Gedicht von F. Wagenknecht	215
Gesicht. Gedicht von Margarethe Bieth	235

Digitized by Google

Seite

Karpathenritt. Von Hellmuth Unger 235
Reicher Besitz. Gedicht von Leo Heller 237
Der deutsche Geist bei Beethoven und Wagner. Von A. W. J. Kahle 237
In der Stille. Gedicht von Charlotte Marr . . 240
Im sinkenden Tag. Gedicht von Bruno Pompecki . 259
Die Tapferkeitsmedaille. Von Draga Nitsche-Hegedusic 258
Die Rose. Gedicht von Hedwig Forstreuter . . . 262
Vom Regenbogen. Von A. M. Witte 263
Heideland. Gedicht von F. Wagenknecht 264
Abendlied. Gedicht von Leo Heller 283
Zwei Jugendfreunde. Skizze von Georg Holstein . 283
Heimkehr. Gedicht von Oswald Bergener . . . 285
Das arme Seelchen. Von Anna Eberdt 287
Soldatenspiel. Gedicht von Julius Haupt . . . 287
Im Abendrot. Gedicht von Thielo Kieser . . . 307
Der dritte Mann. Humoreske von Fritz Skowronnek 307
Die Schwestern. Gedicht von Fritz Alfred Zimmer 310
Die Tochter des Chaim. Erzählung von Florentine Gebhardt 310

Bücherbesprechungen.

Neue Bücher 72, 120
Gott strafe England! 24
Große Bürgerbauten deutscher Vergangenheit . . 24
C. von Dornau. Burg Tresa 24
Dr. Ed. Frhr. von Sacken. Die Baustile 48
F. Kanitz. Leitfaden der Ornamentik 48
Paul Schubring. Hilfsbuch zur Kunstgeschichte . . 48
Jakob Burckhardt. Briefe an einen Architekten . . 97
Derselbe. Briefwechsel mit Heinrich von Geymüller 96
Theodor v. Frimmel. Lexikon der Wiener Gemäldesammlungen 96

Seite

Ottomar Enking. Momm Lebensknecht 119
Heinrich Spiero. Verschworene der Zukunft . . . 119
August Becker. Die Nonnensusel 119
Wilhelm Speck. Ursula 192
Deutsche Kriegerbibliothek 192
Anton Fendrich. Gegen Frankreich und Albion . . 215
Karl Strecker. England im Spiegel der Kulturmenschheit 215
Professor Küster. Vom Krieg und deutschen Bildungsideal 287
Géza Graf Zichy. Das Buch des Einarmigen . . 287
Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen. Aus meinem Leben 287

Vermischtes.

Goethe und Heine 24
Was die Chinesen über das Erdbeben denken . . 24
Von den Sozialdemokraten 24
Eine Aufforderung an den Fürsten Bismarck . . . 48
Nachtigall und Krähe 48
Chinesische Spieler 48
Undeutliche Briefadressen 96
Ein aus dem englischen Parlament 96
Der Deutschen kriegerische Namen 119
Schottischer Aberglaube 120
Fataler Irrtum 120
13½ Milliarden Mark 144
Das „grobe" Kriegsbrot 216
Über die Bereitung von Gemüse 216
Wilde Gemüse 216
Fensterscheibe 240
Schenken 240
Leben und Treiben in Konstantinopel 240
Die beste Farbe für Felduniformen 288
Bismarck und die deutsche Sprache 288

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1915 Heft 27

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Janke Verlag * Nachdruck verboten

Aus dem Leben eines preußischen Volksschullehrers

Von R. E. Gregorovius

8. Fortsetzung.

Ein wehmütiges Lächeln glitt über die blassen Züge des Mädchens: „Wie danke ich dir, du Guter, Bester, wie machst du mich glücklich! Aber wir wollen doch noch warten! Vielleicht verliere ich nicht ganz mein Augenlicht, vielleicht bleibt mir noch ein Schimmer des Lichts, ach, vielleicht wache ich morgen früh auf und sehe die Sonne wieder scheinen. Bleibe ich blind, dann kann ich das große Opfer deiner Liebe nicht annehmen, dann kann ich nicht die Deine werden."

Als er heftig mit dem Kopf schüttelte, lispelte sie mit blassen Lippen: „Nein, dann nicht! Ich habe zwar von der Liebe noch nicht viel erfahren, das aber weiß ich, daß die rechte Liebe selbstlos sein muß, das heißt nicht an sich denken darf, sondern an das Wohl dessen, den sie liebt. Aber noch will ich hoffen! Vorhin, ehe du kamst, hatte ich keine Hoffnung mehr, jetzt, wo ich so glücklich bin . . . Ach, wie könnte mir Gott mit der einen Hand mein Glück gründen wollen, um es mit der anderen zu zerstören? . . . Ach, Liebster, wir wollen noch einmal hoffen, morgen ist es vielleicht doch besser als heute", und indem sie seinen Kopf zu sich heranzog: „ja, jetzt sehe ich dich, jetzt sehe ich dich! O lieber Gott, es geht vorüber, es wird wieder Tag! O lieber Gott, wie danke ich dir!"

Erschöpft ließ sie sich auf einen Sessel nieder und saß still, eine glückselig lächelnde Braut, da, während er zu ihren Füßen kniete, das Haupt in ihrem Schoß verborgen.

Nach einiger Zeit sprach sie lächelnd, indem sie seinen Kopf ein wenig hob: „Und nun, liebster Kurt, wie ist es denn gestern mit Fräulein Marieken geworden? Sie war doch gewiß nicht böse mit meinem Liebling und hat dich in Frieden gehen lassen?"

„Ich habe ihrem Vater und ihr nichts gesagt; aber", rief er fröhlich aus, „das ist ja auch nun nicht mehr nötig. Ich sage heute noch meinen Eltern, daß wir uns verlobt haben; dann müssen, dann werden sie ihren Heiratsplan mit mir fallen lassen, und Fräulein Marieken braucht von ihrer Absicht, mich mit ihr zu verehelichen, nichts zu erfahren. Ist es nicht so, mein Liebling, die beste Lösung?"

„Ja, aber, liebster Kurt, jetzt darfst du doch noch nichts sagen! Erst muß ich gesund sein. Wie könnten sie denn eine halbblinde Schwiegertochter ins Haus nehmen? Dazu noch eine, die zwar ein großes Herz, aber nur ein ganz, ganz kleines Geldtäschchen hat, in dem noch nicht einmal etwas enthalten ist."

„Nein, nein," rief er mutig, „heute noch sage ich's. Dann hat alle Quälerei ein Ende. Du wirst die Meine, ob blind oder sehend. Auch wenn du nichts mehr siehst, wirst du mir doch die Sonne meines Lebens bleiben."

Da schwieg sie und küßte mit ihren reinen Lippen den guten Jungen, dessen Herz bisher so rein geblieben war wie das ihre.

* * *

Während die beiden jungen Menschen in dem kleinen Dachstübchen das hohe Fest der bräutlichen Liebe feierten, geschah im Lehrerhause etwas sehr Merkwürdiges.

Digitized by Google

Der alte Wrengel hatte den ganzen Vormittag auf seinen jungen Kollegen gewartet. Er mußte doch heute gleich nach Schulschluß kommen und ihn um die Hand seiner Tochter bitten. Diese hatte ihn völlig sicher gemacht, denn sie glaubte, „der stürmische Jüngling" sei nur aus Besorgnis, er könne einen Korb erhalten, vor ihr „geflohen". So wie er sich benommen hatte, konnte sich nur ein „von Liebe verzehrter" Jüngling betragen. Heute würde er, müsse er zu ihr kommen. Sie sah schon von früh an alle Augenblicke durch das Fenster nach dem Wege hin, der ihn zu ihr führen mußte. Sie hatte sich festlich geschmückt; auch der Alte hatte sich seinen Sonntagsrock angezogen. Die beiden älteren Schwestern machten sich in der Küche zu schaffen und richteten einen Festtagsbraten zu. Der junge Bräutigam und mit ihm seine Eltern sollten ein Brautmahl vorfinden, dessen sie, die Schwestern, sich nicht schämen sollten. Mehrere Blumen hatten auf dem festlich geschmückten Tische Platz gefunden.

Als nun der Vormittag und der größte Teil des Nachmittags vergangen war und der ersehnte Bräutigam nicht kommen wollte, nahm der Alte Hut und Stock von der Wand, um sich in das Schulhaus zu begeben und zu sehen, wo denn der Bräutigam bliebe.

Er fand ihn nicht, wohl aber seine Eltern, die beim Kaffee saßen.

Nachdem er freundlich „zum Täßchen Kaffee" eingeladen worden war und angenommen hatte, begann der Alte: „Nun, wo ist denn mein lieber, junger Kollege? Er ist doch nicht krank?"

„Nein, er ist seit Stunden fort; krank ist er nicht; aber seit gestern ist er sehr aufgeregt. Er war, Herr Wrengel, gestern bei Ihnen, und ist sehr erregt zurückgekehrt. Seitdem hat er nicht viel gesprochen und ist nur in der Klasse oder auf seinem Zimmer gewesen. Ist ihm gestern bei Ihnen etwas passiert?"

„Meine lieben, verehrten Freunde," begann der alte Wrengel, „ich bin ein Mann, der überall und bei jedermann reinen Tisch liebt. Daher will ich offen wie zu alten, lieben Freunden eine Frage an Sie richten. Gestern war Ihr lieber Sohn bei meiner jüngsten Tochter Marieken, die ihm — ich sage das offen den Eltern meines jungen Freundes — schon seitdem sie ihn kennen gelernt hat, ihr Herz geschenkt hat. Ihr Sohn hat ihr gestern — ich kann's wohl ebenso offen sagen — indirekt einen Heiratsantrag gemacht. Meine Tochter und ich glauben, daß ihm der Mut zur bindenden Erklärung fehlt, und daher komme ich, um zu fragen, ob Sie als seine Eltern mit der ehelichen Verbindung unserer Kinder einverstanden wären?"

Das war nun wirklich mehr, als die Schustersleute erwartet hatten. Da war ja offenbar nur noch ihre Einwilligung nötig, und in der Freude, daß das gewünschte Ziel so schnell erreicht sei, sprangen Vater und Mutter auf und umarmten den alten, biederen Brautbewerber. „Kein Mädchen ist uns lieber und willkommener als Ihre Tochter Marieken", rief eins um das andere, und der Schuster setzte hinzu: „Noch heute soll mein Junge zu Ihnen und sich durch ein Brautgelöbnis mit Fräulein Marieken binden, heute noch!"

Während nun die Ehestifter gemütlich beim Kaffee saßen und alle Einzelheiten der demnächstigen Verlobung und der bald auf sie folgenden Eheschließung besprachen, öffnete sich plötzlich die Tür, und der Erwartete trat ein. Er war von der eben gehabten Unterredung mit seiner Braut noch erregt, aber fest entschlossen, heute noch das entscheidende Wort zu seinen Eltern zu sprechen. Als er sie mit dem alten Wrengel einträchtig beieinander sitzen sah, wollte ihm für einen Augenblick der Mut entfallen, dann aber faßte er sich, trat ohne Gruß an den Kaffeetisch heran und sagte, während alle Farbe aus seinem Antlitz wich: „Liebe Eltern, ich habe mich heute mit Fräulein Elsbeth Werner verlobt. Wir haben uns für das Leben miteinander verbunden und", fügte er mit fester Stimme hinzu, „von ihr lasse ich nicht mehr."

Die drei machten ein Gesicht, als ob der Blitz unmittelbar bei ihnen eingeschlagen wäre, jedenfalls war's so, als hätte der Donner, der dem Blitz zu folgen pflegt, ihnen die Sprache geraubt. Der erste der sich faßte, und das unheimliche Schweigen unterbrach, war der alte Wrengel:

„Wer ist denn dieses Fräulein Werner?"

„Es ist die Nichte des Gemeindevorstehers, die bei ihm zum Besuch weilt."

„Ach so," sagte der Alte gedehnt, „das ist die Tochter eines armen Briefträgers, soll ja auch halb blind sein. Na," fuhr er fort, indem er

Digitized by Google

sich erhob, „da muß man wohl gratulieren. Wünsche allerseits viel Glück und gesegnete Mahlzeit."

Damit ging er.

Er war kaum aus der Tür, als der Schuster, blaß vor Wut und Erregung aufsprang und seinen Sohn anschrie: „Bist du verrückt, oder sind wir es?" Und die Frau lief auf ihr Kind zu, schüttelte es an den Schultern und rief: „Und du willst Fräulein Marieken sitzen lassen, nachdem du ihr erst gestern die Ehe versprochen hast? Bist du so schlecht, dann sollst du mein Sohn nicht mehr heißen." Der Alte aber schlug, wie er das bei Erregungen zu tun pflegte, mit der Faust auf den Tisch und schrie: „Du nimmst keine andere als Marieken Wrengel! Kommst du mir mit der blinden Bettelbraut ins Haus, dann fliegt ihr beide! Ihr fliegt! Kennst du deinen Vater?"

Und die Alte brach in lautes Heulen aus und rief einmal über das andere: „Das gute Kind! Das liebe Marieken! Nein, mein Sohn, so schlecht darfst du nicht handeln! Du mußt Marieken Wrengel heiraten! Vater," rief sie ihrem Manne zu, „geh' sofort zu Wrengels und sage ihnen, daß unser lieber Sohn nur gespaßt hat, nicht wahr, mein Sohn, du hast doch nur einen Spaß gemacht? Und sage ihnen, daß unser Sohn Fräulein Marieken sein Wort schon halten wird. Nicht wahr, mein Sohn, das wirst du doch? Du wirst doch deine Mutter, die sich für dich vor der Zeit alt und müde gearbeitet hat, durch deinen Ungehorsam nicht ins Grab bringen wollen? Nicht wahr, das willst du doch nicht?"

Da hielt's der junge Lehrer nicht mehr aus. Ohne ein Wort zu erwidern, lief er die Treppe hinauf in sein Zimmer und schloß sich ein.

Der Vater verließ von der anderen Seite das Haus und rannte zum alten Wrengel, um die Geschichte, wie er seiner Frau sagte, wieder ins „Lot" zu bringen.

* * *

Der junge Lehrer schrieb an den Briefträger Werner folgenden Brief:

„Sehr geehrter und lieber Herr Werner!"

Heute habe ich mich mit Ihrer lieben Tochter Elsbeth verlobt. Ich bitte Sie und Ihre Frau um Ihre Einwilligung zu unserer Eheschließung, die schon binnen wenigen Wochen erfolgen muß. Ich sage: muß, deshalb, weil ich die völlige Erblindung Ihres Kindes als nahe bevorstehend ansehe, und weil ich nur dann, wenn es meine Frau ist, das Recht habe, für sie zu sorgen. Ich werde sie mit aller Fürsorge umgeben und werde ihr die Nacht, die ihrer wartet, durch meine Liebe und Treue heller und ihr das Leben dadurch erträglicher machen. Ich bin hier Lehrer am Orte und stehe erst in meinem ersten Dienstjahre. Mein Einkommen ist also noch gering; aber es muß für uns beide ausreichen. Auch habe ich eine große Dienstwohnung und einen schönen Garten, in dem Ihr liebes Kind, das die Blumen und Bäume so liebt, ruhen kann. Sie ist ihnen dann wenigstens nahe, wenn sie sie auch nicht mehr sehen kann. Haben Sie aber noch irgendeine Hoffnung auf Genesung, und gibt es irgendein Mittel, das ihr Heilung ihres Augenleides bringen könnte, dann schreiben Sie es mir, dann will ich alles versuchen, sie gesund machen zu helfen, und dann will ich auch mit der Eheschließung so lange warten, bis sie genesen ist.

Sonst aber warte ich nicht."

Den Brief sandte er noch an demselben Abend ab, nachdem er von dem Gemeindevorsteher die Adresse des Briefträgers erfahren hatte.

Dann legte er sich schlafen; aber die Nacht verging, ohne daß der Schlaf zu ihm gekommen wäre.

Todmüde und ohne ein Frühstück erhalten zu haben, ging er am anderen Morgen in den Unterricht.

* * *

Die erste Unterrichtsstunde sollte soeben beginnen, als es an die Tür klopfte und zwei Männer das Lehrzimmer betraten. Es waren der Dorfpastor und Ortsschulinspektor Tager und in seiner Begleitung ein langer, hagerer Herr mit schwarzen Haaren und einer goldenen Brille. Das war der Kreisschulinspektor im Hauptamte, dem sich der junge Lehrer schon längst vorzustellen versucht hatte. Er hatte ihn aber nicht zu Hause getroffen. Daher kannte er ihn nicht.

„Ich bin der Kreisschulinspektor", begann dieser, „und habe die Absicht, Ihren Unterricht zu prüfen. Was haben Sie in der ersten Stunde?"

„Eine halbe Stunde geistlichen und eine halbe Stunde weltlichen Gesang."

„Dann bitte, fangen Sie an, und tuen Sie so, als ob wir nicht hier wären."

Digitized by Google

Während nun der Lehrer singen ließ, blätterte der Kreisschulinspektor in dem Fortschrittsbuche der Schule oder plauderte leise mit dem Pastor.

Der Kreisschulinspektor war ein wegen seiner pädagogischen Tüchtigkeit und Erfahrung ebenso bekannter wie durch seine unerbittliche Strenge bei den Lehrern berüchtigter Mann. Er war ursprünglich Volksschullehrer gewesen, hatte dann aber diesen Beruf aufgegeben, noch einige Jahre ein Gymnasium besucht und hatte dann Theologie studiert. Nach abgelegten Staatsprüfungen war er Seminarlehrer, dann bald Seminaroberlehrer geworden und verwaltete nun seit einer Reihe von Jahren die Kreisschulinspektion.

Als er eine halbe Stunde hatte singen lassen, ließ er den Rechenunterricht erteilen, griff oft, wenn es bei den Kindern haperte, mit ein und zeigte sich dabei als ein sehr gewandter, sehr klarer Katechet. Ebenso ging es in der darauffolgenden deutschen Unterrichtsstunde. Nachdem die Revision mit Unterbrechung einer kurzen Pause etwa zwei Stunden gedauert hatte, wandte sich der Kreisschulinspektor an den Lehrer und fragte:

„Bitte, halten Sie jetzt eine kurze Katechese mit den Kindern über das vierte Gebot: ‚Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren.‘ Das erste Hauptstück muß nach dem Plane Ihrer Schule zur Behandlung stehen. Sie sind doch schon beim vierten Gebot?“

Der junge Lehrer, der schon tief erschöpft und kaum noch eines Gedankens fähig war, schwieg.

„Nun, Herr Lehrer?“ fragte der Kreisschulinspektor, ihn ernst anblickend.

Und als der Lehrer immer noch schwieg: „Bitte, fangen Sie an!“

„Ich kann nicht.“

Der Kreisschulinspektor sah mit einem verwunderten Blick von dem Lehrer zum Pastor, dann sagte er: „Sie können nicht? Warum können Sie nicht?“

„Das kann ich Ihnen hier nicht sagen.“

„Dann, bitte, sagen Sie es mir draußen“, gebot der Kreisschulinspektor und schritt mit dem Pfarrer der Tür zu.

„Nein,“ bat der Lehrer, der nun befürchtete, daß draußen seine Eltern horchen würden, „bitte, Herr Kreisschulinspektor, draußen nicht.“

Der Kreisschulinspektor runzelte die Stirn:

„Hier wollen Sie's mir nicht sagen, und draußen wollen Sie's mir auch nicht sagen. Wo in aller Welt soll ich denn von Ihnen erfahren, warum Sie über das vierte Gebot nicht katechisieren können! Doch“, fuhr er fort, als der Pfarrer ihn leise bat, die Kinder vorläufig auf den Hof zu entlassen, „führen Sie die Kinder hinaus auf den Hof und lassen Sie dort sie spielen und, und wenn Sie das Nötige eingerichtet haben, kehren Sie zu uns zurück.“

Als der Lehrer mit den Kindern das Klassenzimmer verlassen hatte, wandte sich der Kreisschulinspektor an den Pastor:

„Ich muß Ihnen sagen, Herr Pastor, der junge Lehrer gefällt mir nicht. Sein Unterricht ist vielfach zerfahren und unklar; er selbst macht durchweg den Eindruck der Unsicherheit. Ich halte ihn zwar nicht gerade für faul, aber auch nicht für fleißig. Auch sein Äußeres mißfällt mir. Seine blasse Gesichtsfarbe und sein aufgeregtes Wesen erscheinen mir verdächtig. Können Sie mir eine Erklärung hierfür geben? Ich befürchte, der junge Mann ist dem Wirtshausbesuche mehr ergeben, als ihm und seinem Amte gut ist.“

Der Pastor, der zwar die sogenannten Geheimnisse der Unterrichtsmethode der Volksschule nicht kannte, dafür aber wenigstens die Pflichten eines Ortsschulinspektors: Er soll den ihm unterstellten Lehrer auch schützen, wenn ihm, gleichviel von welcher Seite, in seinem Amte ein Unrecht droht . . . Er soll in guten und in bösen Tagen das feste Rückgrat des Lehrerhauses sein . . .“ Der Pastor erwiderte: „Ich selbst habe dem Unterricht des jungen Lehrers nur einige Mal flüchtig beigewohnt und dabei den Eindruck empfangen, daß er ein fleißiger Mann von allerdings bescheidenen Lehrgaben ist. Faul ist er keinesfalls. Im Dorfe genießt er, obgleich er erst kurze Zeit hier ist, wegen der freundlichen Art, mit der er die Kinder behandelt und wegen seines bescheidenen Auftretens den Eltern gegenüber allgemeine Achtung. Von einem Wirtshausbesuche habe ich noch nichts gehört, würde es auch nicht glauben, wenn ihn jemand bei mir nach dieser Richtung hin verdächtigen wollte.“

„Dann muß den jungen Mann“, entgegnete der Kreisschulinspektor, „irgend etwas drücken.

Digitized by Google

Was könnte das aber sein? Seine Weigerung, über das vierte Gebot zu katechisieren, ist doch seltsam. Können Sie mir eine Erklärung hierfür geben?"

„Nun, Sie werden ihn ja, Herr Kreisschulinspektor," gab der Pastor zur Antwort, „selbst hören. Seine Eltern wohnen bei ihm hier im Schulhause, und die Mutter führt ihm den Haushalt. Möglich, daß sein Verhältnis zu diesen kein gutes ist. Etwas Gewisses aber weiß ich darüber nicht. Im Dorfe selbst haben sie bei den besseren Elementen keinen guten Ruf. Etwas Bestimmtes kann ich aber auch hierüber nicht sagen. Jedenfalls muß ich Sie bitten, mit dem jungen, gutmütigen Lehrer nicht zu scharf ins Gericht zu gehen."

In diesem Augenblick kehrte der junge Lehrer in das Klassenzimmer zurück, trat vor seine beiden Vorgesetzten und sagte mit lauter, aber vor Erregung bebender Stimme:

„Jetzt will ich's Ihnen sagen, Herr Kreisschulinspektor, ich kann deswegen nicht das vierte Gebot meinen Kinder lehren, weil ich mich dadurch zum Lügner machen würde; denn ich selbst kann das Gebot, daß wir unseren Eltern gehorchen sollen, nicht erfüllen. Ich selbst stehe jetzt in vollem Ungehorsam gegen ihren Willen und bin entschlossen, auch in diesem Ungehorsam zu verharren. Ja, das werde ich tun," fügte er in steigender Erregung hinzu, „das werde ich tun! Aber zu einem Lügner, zu einem Heuchler vor meinen Kindern, der ich selbst das Gegenteil von dem tue, was ich sie lehre, will ich nicht werden. Nein, das will ich nicht."

In großer Aufregung lief er bei diesen Worten im Zimmer umher, unbekümmert, ob sich das vor seinen Vorgesetzten schickte oder nicht, fortwährend rufend und dabei die Hände ringend: „Nein, das tue ich nicht, das werde ich nicht tun."

Die beiden Schulinspektoren ließen ihn eine Zeitlang gewähren, dann begann der Kreisschulinspektor:

„Nun vorerst, Herr Willbald, möchte ich Sie bitten, etwas ruhiger zu werden. Sie befinden sich ja in einer Aufregung, in der man mit Ihnen in Ruhe die Sache nicht besprechen kann. Wollen und können Sie mir sagen, warum Sie gegen den Willen Ihrer Eltern handeln und in Ihrem Ungehorsam gegen sie verharren wollen? Aber ich dringe nicht in Sie. Sie brauchen mir keine Antwort zu geben, wenn Sie sie nicht geben wollen."

„Meine Eltern verlangen, daß ich ein zwanzig Jahre älteres Mädchen, als ich bin, heirate, Fräulein Marie Wrengel, die Tochter des früheren Lehrers Wrengel hier; ich aber liebe ein anderes Mädchen und werde von ihr wiedergeliebt, Fräulein Werner, die Tochter eines armen Briefträgers, die demnächst erblinden wird. Die liebe ich und die heirate ich, nicht aber Fräulein Wrengel."

Beide Schulinspektoren waren ob dieser Mitteilung überrascht, und für den Augenblick wußte weder der eine noch der andere, was er darauf erwidern sollte; die große seelische Erschütterung des jungen Mannes aber entging ihnen nicht, und beide waren erfahren genug, hier nicht Öl ins Feuer zu gießen und durch ein falsches Wort die Leiden des jungen Lehrers noch zu vergrößern.

Endlich wandte sich der Kreisschulinspektor an den jungen Lehrer und sagte mit mehr Milde, als es sonst seine Art war: „Ihre Liebes- und Heiratsgeschichten gehen uns natürlich gar nichts an. Da müssen Sie selbst entscheiden. Aber einen Rat muß ich Ihnen geben: Überlegen Sie, ob Sie in der Lage und imstande sind, eine blinde Frau das ganze lange Leben hindurch an Ihrer Seite haben zu können. Ihr Einkommen ist jedenfalls nicht derart, daß Sie ihr eine Stütze im Haushalt halten können. Sie selbst werden sie oft stundenlang sich selbst überlassen müssen. Überlegen Sie das! Und wenn Ihrer Ehe Kinder geschenkt werden sollten, dann gehen Sie beide, Mann und Frau, dem größten Elend entgegen. Überlegen Sie auch, ob es nicht für Ihre Braut das Bessere ist, sie geht in eine Blindenanstalt. Dort wird sie ihr Leben unter den gleichen Unglücksgefährten viel leichter ertragen und beschließen können, denn als die Frau eines Landschullehrers, an dessen Seite sie das quälende Gefühl nicht verlassen kann, ihm keine Hilfe und Stütze, keine Gefährtin, sondern nur eine Last sein zu können. Aber das ist, wie schon gesagt, Ihre Sache. Das vierte Gebot aber können Sie, trotzdem Sie selbst Ihren Eltern den Gehorsam verweigern, mit den Kindern behandeln, ohne daß Sie selbst dabei zum Lügner oder zum Heuchler würden. Sie müssen nur bei den Worten: ‚Wir sollen unseren Eltern gehorchen', das

Digitized by Google

Wort aus dem Briefe Pauli an die Epheser im sechsten Kapitel hinzufügen: ‚in dem Herrn'; denn dort heißt es: ‚Ihr Kinder, seid gehorsam euren Eltern in dem Herrn'. Ich muß zugeben, daß die Behandlung dieses Gebots in der Schule viel pädagogischen Takt erfordert, ich muß auch zugeben, daß nicht überall ohne diesen Hinweis auszukommen ist; aber, wenn Sie Ihren Kindern lehren, daß der Gehorsam der Kinder gegen ihre Eltern stets ein Ende hat, wenn diese etwas, was gegen Gottes Gebot ist, von ihnen fordern, wenn Sie ihnen fest einprägen, daß man Gott immer mehr gehorchen muß wie den Menschen, dann werden Sie das Richtige bei der Behandlung dieses Gebots treffen, und ein Heuchler und Lügner werden Sie dabei nicht sein."

„Aber warum," so warf der Lehrer, dem bei diesen Worten seines Vorgesetzten der Mut wiedergekommen war, „warum hat das Luther in seiner Erklärung nicht gesagt? Warum hat er sich mit dem strikten ‚Gehorchen' begnügt, das doch in manches Menschen Brust schweren Zweifel hervorrufen kann?"

„Luther", gab der Gefragte zur Antwort, „hat bei seiner Erklärung wohl nur an das Verhältnis der Kinder gedacht, soweit sie noch in der Erziehung und in dem Unterhalt von den Eltern abhängig sind. Da heißt es eben gehorchen, das heißt das tun, was sie gebieten, und das unterlassen, was sie verbieten. Für das spätere Leben der Kinder hat er wohl geglaubt, es der pädagogischen Einsicht des Lehrers überlassen zu können, die Erklärung so zu erweitern, wie ich es getan habe.

Sind Sie auch damit einverstanden, Herr Pastor?"

Als dieser mit dem Kopfe nickte, fuhr er fort: „Damit ist diese Sache nunmehr erledigt. Was ich Ihnen sonst über Ihren Unterricht gesagt haben würde, muß ich heute angesichts der großen Erregung, in der Sie sich befinden, unterlassen. Dazu wird sich später noch Gelegenheit genug finden; ich will aber dem Urteil Ihres Herrn Ortsschulinspektors über Sie, daß Sie fleißig nach dem Maße Ihrer Kräfte gearbeitet haben, nicht widersprechen und das Urteil bis auf weiteres auch zu dem meinigen machen."

Damit gaben er und der Ortsschulinspektor dem Lehrer die Hand, und beide verließen das Lehrzimmer.

Während sie nach dem Pfarrhause gingen, wo der Kreisschulinspektor abgestiegen war, sagte dieser: „Halten Sie, Herr Pastor, den jungen Lehrer im Auge, wenden Sie Ihren Einfluß auf ihn an, daß er nicht einen dummen Streich begeht. Die Heirat mit dem älteren Mädchen halte ich für ebenso falsch wie die mit der Tochter des Briefträgers, die, wie wir gehört haben, der Erblindung entgegengeht. Ich glaube, es wird vorläufig das beste sein, die Regierung versetzt den jungen Mann, damit er den Einflüssen, denen er hier zu seinem Ungunsten ausgesetzt ist, entzogen wird; und dies letztere wird mit einem Wechsel des Wohnorts sicher geschehen, denn mit einundzwanzig Jahren pflegt man Eindrücke, auch wenn sie schmerzhaft waren, über neue bald zu vergessen."

Der Pfarrer stimmte dem bei, dann sagte er: „Nun, Herr Kreisschulinspektor, eine Sache, die mich persönlich berührt. Ich habe, seitdem ich hier Ortsschulinspektor bin, drei Lehrer kennen gelernt, und ich muß sagen, daß ich in den dreien, ohne einem von ihnen zu nahe treten zu wollen, wohl Schulmeister, aber keine Meister der Schule kennen gelernt habe. Es soll ja, wie ich von allen mir näherstehenden Kollegen gehört habe, in der Handhabung einer guten, erfolgreichen Unterrichtsmethode gewisse feststehende Regeln geben, die ich zu gern kennen lernen möchte, ich meine das, was, wie Sie wohl wissen werden, man in Laienkreisen die Geheimnisse, oder auch wohl volltönender, die Mysterien der Volksschulmethoden nennt, Mysterien, in deren Besitz doch jeder beruflich ausgebildete Lehrer sich befinden müßte, und die nach meiner Ansicht auch der kennen müßte, der die Aufsicht über den Volksschullehrer zu führen hat. Verlange ich zu viel, wenn ich Sie bitte, mir darüber eine nähere Mitteilung zu machen?"

Der Kreisschulinspektor blieb lächelnd stehen. „Man muß es", sagte er, „unseren Volksschullehrern lassen, daß sie es verstanden haben, oder eigentlich nicht sie, sondern daß ihre Presse es verstanden hat, von der Methode des Unterrichts in der Volksschule ein großes Getöse zu machen, so daß jedermann, der die Sache nicht kennt, sie für etwas Großes oder, wie Sie sagen, für etwas Geheimnisvolles hält. Das ist barer Unsinn! Das ganze Geheimnis der Methode des Volksschulunterrichts besteht darin, daß der,

Digitized by Google

welcher unterrichtet, sich etwa drei Grundsätze zu eigen macht, sie klar erfaßt, alle daraus folgenden Schlüsse mit richtigem Denken zieht und sie anwendet. Ich will Ihnen die drei geheimnisvollen Forderungen nennen: erstens: Unterrichte anschaulich, zweitens: entwickele, was zu entwickeln geht, gib, was nicht zu entwickeln geht, und drittens: sorge für fleißiges Üben und Wiederholen! Das sind so ziemlich alle unsere Geheimnisse, und wenn diese Forderungen klar und richtig aufgefaßt und die aus ihr sich ergebenden Grundsätze, wie ich bereits sagte, in denkrichtigen Schlüssen gezogen werden, dann haben Sie, abgesehen von einigen untergeordneten, mehr handwerksmäßigen Anforderungen das ganze Geheimnis der Volksschulunterrichtsmethode."

„Dann wäre ja", entgegnete der Pastor, „das Unterrichten gar keine Kunst, und der Lehrer wäre auch gar kein Künstler."

„Oh," entgegnete lebhaft der Kreisschulinspektor, „eine Kunst ist das Unterrichten doch; aber eine, wenn auch sehr schöne, so doch einfache Kunst, die jedermann, der seinen gesunden Menschenverstand hat, erlernen kann, wenn er sie erlernen will; aber freilich, gelernt muß auch diese Kunst werden wie jede Kunst! Und den Lehrer kann man sehr wohl auch einen Künstler nennen. Wenn sich der Baumeister, der ein schönes Haus aufführt, einen Baukünstler nennt, wenn sich der Barbier, der gut frisieren kann, einen Bartkünstler, wenn der Tanzmeister, der das Tanzen mit gutem Erfolg lehrt, einen Tanzkünstler nennt, dann kann mit gleichem Rechte auch der Lehrer ein Künstler genannt werden, denn auch er übt eine Kunst aus, die zwar, wie gesagt, einfach, aber sehr schön und sehr wertvoll und dem Staate und den Gemeinden sehr teuer ist. Aber ob Kunst oder nicht, ob Künstler oder nicht, das sind doch nur Namen, die Hauptsache für den Unterricht sowohl als auch für die Erziehung bleibt doch die Treue des Lehrers in der Erfüllung seiner Pflichten, die vorbildliche Treue und seine Liebe zu dem Unterrichtsgegenstande, vor allem aber seine Liebe zu den Kindern!"

Der Wagen, der den Kreisschulinspektor in die Nachbarschule zur Revision führen sollte, stand vor der Tür des Pfarrhauses. Beide Männer verabschiedeten sich voneinander, und der Pastor kehrte glücklich darüber, die lang ersehnte Auskunft über die Mysterien der Unterrichtsmethode der Volksschule erhalten zu haben, in sein Pfarrhaus zurück.

* * *

Währenddessen saß der junge Lehrer, nachdem er die Kinder entlassen hatte, denn der Vormittagsunterricht war zu Ende, allein in seinem Lehrzimmer. Daß er heute nicht gut „abgeschnitten" hatte, das wußte er; aber das kümmerte ihn heute nicht, daran dachte er nicht weiter; doch die Worte seines Vorgesetzten, „es ist auch für Ihre Braut besser, sie lebt in einer Blindenanstalt, denn als Ihre Frau an Ihrer Seite" fielen mit furchtbarer Gewalt auf den armen, gequälten Jüngling. Also um ihrer selbst willen ihr entsagen! Aus Liebe zu ihr auf sie Verzicht leisten! Die Liebe, so hatte sie ja erst vor wenigen Stunden ihm gesagt, müsse, wenn sie die rechte wäre, selbstlos sein. Nicht an sich dürfe er also denken, sondern nur an sie. Also entsagen!

Ihm wurde ganz schlecht zumute. Ein Schwindel wollte ihn erfassen; dann aber stieg in seinem Innern ihr liebes, freundliches Bild auf und schien ihn zu trösten: „Nein, du brauchst nicht zu entsagen; ich entsage dir auch nicht. Wir bleiben zusammen und tragen zusammen, was das Leben uns bringen wird. Ich bleibe dein, und du bleibst mein."

„Nein, ich laß nicht von ihr," rief er aus, als er das Lehrzimmer verließ und in sein kleines Stübchen hinaufging, „nimmermehr tue ich das."

Er setzte sich ans Fenster und sah auf die Dorfstraße hinab, auf der die Landarbeiter, denn der Mittag war nahe, zum Essen heimgingen.

Während er vor sich hindämmerte und dem Einschlafen nahe war, denn eine große Müdigkeit war ihn plötzlich überkommen, trat die Mutter mit dem Morgenkaffee in das Zimmer. Sie hatte nun doch keine Ruhe mehr gehabt. Ihr Sohn war ohne Frühstück fortgegangen. Die Revision, von der sie natürlich auch erfahren hatte, hatte stundenlang gedauert; jetzt mußte der arme Junge erschöpft sein, und zunächst mußte er essen und trinken, bevor sie weiter mit ihm verhandeln konnte.

Er aß und trank denn auch hastig, was sie ihm vorsetzte, und mit der Stärkung seines Magens kam auch die tiefgesunkene Lebenskraft

Digitized by Google

zurück, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte er sich eine Pfeife angezündet, so lebensfrisch war ihm wieder zumute.

„Vater", begann die Mutter, „ist gestern noch bei Wrengels gewesen. Der Alte war anfangs sehr böse und sagte, sein Kind sei ihm doch zu schade, um es an den ersten besten, der es nicht haben wolle, wegwerfen zu können. Wenn es dir leid täte, was du gesagt und getan hast, dann sollst du zu ihm kommen; er wolle dann nichts gehört haben, denn er habe dich nun einmal lieb. Er sagte aber, daß wir dir jetzt Zeit lassen müßten und dich nicht drängen sollten, und der Vater hat ihm das auch versprochen, und vorläufig wollen wir auch davon gar nicht mehr reden. Und Fräulein Marieken, der der Vater alles gesagt hat, ist dir gar nicht böse. Sie läßt dir sagen, wenn du zu ihr kommen wirst, wirst du von ihr kein böses Wort erfahren. Ach, mein Sohn, was ist das doch für ein liebes, gutes Fräulein!"

„Ja, das ist sie, Mutter," entgegnete er; „aber nun wollen wir dem Rate des alten Kollegen folgen und wollen uns alle jetzt Zeit lassen und nicht weiter darüber reden; heute wenigstens wollen wir's nicht tun, und morgen auch nicht."

Damit war die Mutter einverstanden, räumte das Kaffeegeschirr ab und verließ frohen Mutes und froher Hoffnung ihren Jungen.

* * *

Bald darauf ging der junge Lehrer zu ihr. Sein Herz zog ihn mächtig zu ihr hin. Was hatte er nicht alles in den letzten Stunden, seit er sie nicht gesehen hatte, erlebt! Wie vieles mußte er ihr mitteilen! Sein ganzes Herz mit all seinem Hoffen, Verzweifeln und Zagen wollte er vor ihr ausschütten, das Schlußwort aber sollte zu allem die Versicherung sein, daß er ihr treu bleiben und sie, und nur sie allein fürs ganze Leben lieben und nun und nimmermehr von ihr lassen wolle. Er traf im Garten ihren Onkel, den Gemeindevorsteher, der sagte ihm mit einem bekümmerten Gesicht — so wenigstens schien es ihm — seine Nichte sei heute nicht wohl und läge im Bett, sie könne ihn nicht empfangen, ließe ihn aber herzlich grüßen. Auf eine weitere Unterredung schien er sich nicht einlassen zu wollen, sagte aber, als er in ihn drang, über ihr Nichtwohlsein näheres zu sagen: „Es ist wieder ihr altes Augenleiden. Heute morgen schien es ganz gut zu sein; zum Mittag ist es aber wieder schlechter geworden. Da hat sie sich auf Anraten meiner Frau ins Bett gelegt."

Traurig ging er nach Hause und verlebte den Abend, nachdem er mit seinen Eltern still sein Abendessen eingenommen hatte, allein auf seinem Zimmerchen, das Herz voller Sorge und Sehnsucht nach seinem Liebling.

Am andern Tage erhielt er eine ähnliche Antwort von seiten der Tante. Die Nichte ließe ihn herzlich grüßen, es scheine ihr heute besser zu gehen, morgen würde sie ihn hoffentlich wiedersehen können.

So kam der dritte Tag seit seinem Verlöbnis heran, und heute beschloß er, sich nicht abweisen zu lassen und sie, es koste, was es wolle, wiederzusehen.

Als er sich am Spätnachmittag zum Ausgehen anschickte, brachte ihm der Briefträger einen Brief, den er sofort öffnete. Es war die Antwort auf sein Schreiben an ihren Vater, den Briefträger Werner. Er lautete:

„Mein lieber, junger Herr!

Ihr Brief, in welchem Sie mir mitteilten, daß Sie sich mit meiner lieben Tochter Elsbeth verlobt haben und sie bald heiraten müßten, hat mich tief betrübt und mich tief unglücklich gemacht, weil für mein armes Kind kein Glück in einer Ehe zu erhoffen ist. Ich bin es Ihnen schuldig, Ihnen zu sagen, daß keine Hoffnung auf Genesung meiner Tochter vorhanden ist. Ich war nochmals bei dem Augenarzt, der sie schon vor längerer Zeit untersucht und ihren Fall schon damals als hoffnungslos bezeichnet hatte; der sagte mir, daß ihre Erblindung erfolgen müsse, daß keine Rettung möglich sei. Unter diesen Umständen können Sie mein liebes Kind nicht bekommen. Wäre es reich, so ließe sich darüber reden, so aber, da sie blutarm ist und Sie selbst auch keine irdischen Güter haben, müßte mein Kind mit der Zeit eine furchtbare Last für Sie werden und Sie unglücklich machen. Der Arzt rät zu ihrer Unterbringung in eine Anstalt für unheilbare Blinde. Ich hoffe, es wird mir mit Hilfe meiner vorgesetzten Dienstbehörde möglich sein, sie in eine solche Anstalt dauernd unterzubringen.

Ich danke Ihnen herzlich für all das Gute, das Sie beabsichtigt haben, und bitte Sie, den Umgang mit meinem guten Kinde abzubrechen.

Digitized by Google

Je früher sie aufhört, zu hoffen, wo nichts mehr zu hoffen ist, desto besser für Sie beide, für mein Kind und für Sie selbst.

Ich habe in diesem Sinne gleichzeitig auch an meine Tochter geschrieben."

Dieser Brief sagte ihm eigentlich nichts, was er nicht erwartet hätte. Er hatte an ihre Genesung nie recht geglaubt. Aber das sollte seinen Entschluß nicht ändern! Der Vater würde, wenn er nur wüßte, wie innig und wahr seine Liebe zu seiner Tochter wäre, keine Bedenken gegen eine Heirat haben, ja, er müßte sie billigen, wüßte er, wie tapfer und selbstlos er sie durchs Leben geleiten würde. Aber jetzt mußte er zu ihr, jetzt mußte er zu ihr hin und ihr sagen, daß er nun und niemals von ihr lassen würde. Mochten die Eltern sie immerhin in eine Blindenanstalt unterbringen! Er würde sie sich doch aus ihr holen und sie zu seiner Frau machen, und die Zukunft würde beweisen, daß sie beide doch glücklich geworden sind.

Der Abend war nicht mehr fern, als er zu ihr ging. Es war einer jener stillen Sommerspätnachmittage, an denen die Natur in einem süßen Schlummer zu liegen scheint. Die Hitze, die den Tag über geherrscht hatte, hatte einer milderen Witterung Platz gemacht, die wohl ein in der Ferne niedergegangenes Gewitter hervorgerufen hatte. Alles war still, sonnig und zur Ruhe rufend.

In dem Hause des Onkels traf er dessen Frau. Sie sagte ihm mit einem fröhlichen Gesicht, ihrer Nichte ginge es heute den ganzen Tag gut. Das Augenlicht sei heute so sicher, daß sie allein spazieren gegangen sei; wohin, das wisse sie nicht. „Und hier," sagte sie lächelnd, „damit Sie, Herr Lehrer, sehen, wie gut sie wieder sehen kann, hat sie auch einen Brief für Sie geschrieben. Den soll ich Ihnen mit einem schönen Gruß von ihr geben."

Er nahm den Brief mit einem Dank und öffnete ihn sofort. Er las:

„Mein geliebter Kurt!

Nun bin ich nicht mehr unter den Lebenden, wenn Du diese Zeilen lesen wirst. Ich will den Tod im Wasser suchen, dicht bei der Bank, auf der wir beide so glücklich gewesen sind. Ich habe keine Zeit mehr, mit dem Ende zu warten; denn täglich, fast stündlich nimmt die Nacht zu, die meiner wartet. Ich will aber allein den letzten Gang gehen, den mich niemand führen darf. Mein Vater hat mir heute alles geschrieben ... Es ist aus mit mir ... es ist auch aus zwischen uns beiden ... Lebe, Geliebter, lebe und bleibe so gut, treu und lieb, wie Du bisher gewesen bist. Gott wird mir ein gnädiger Richter sein. Lebe wohl, lebe wohl!"

Er schrie laut auf und stürzte fort nach dem See hin. Dorthin war sie gegangen. „Vielleicht lebt sie noch!" schrie er laut, „vielleicht hat sie's noch nicht getan!" Die Menschen, bei denen er ohne Mütze mit fliegendem Haar vorüberlief, blieben erschrocken stehen: „Ein Irrsinniger!" Er aber schrie, immer laufend: „Gott, erbarme dich! Gott, laß sie nicht umkommen! Herrgott, erhör' mein Rufen!"

Nach wenigen Minuten war er bei der Bank am See angelangt. Der lag in tiefem Sommerfrieden vor ihm. Auf der Bank war sie nicht ... auch im Walde sah er sie nicht ... Niemand war da ... Doch, dort im Schilfe, da sah er etwas Dunkles liegen. Er sprang mit einem Schrei ins Wasser und faßte sie. Mit übermenschlicher Anstrengung hob er den zarten, lieben Körper in die Höhe.

Ach, das Leben war schon aus ihm gewichen.

Vergebens rang er, die Tote ans Ufer zu schleppen. Sie ließ sich nicht ziehen ... langsam aber zog sie ihn selbst in die Tiefe.

Darin verschwanden die beiden.

Kein Mensch war in der Nähe, der Hilfe hätte bringen können.

Am nächsten Morgen fand man die Leichen.

Es war, als hielten sich beide innig umschlungen.

Sie wurden in ein gemeinsames Grab gebettet.

Ob der himmlische Vater den armen Kindern wohl ein gnädiger Richter sein wird?

Er wird es gewiß sein!

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Weit vom Schuß / Von Freiherr von Schlicht

Humoristisch-patriotischer Roman aus der Kriegszeit.

Major z. D. von Linztemann, ein großer, schlanker, hübscher Mensch mit frischen, offenen, blauen Augen und einem klugen, intelligenten Gesicht, der seit dem Ausbruch des Krieges in der mittelgroßen Provinzstadt die Stellung des Garnisonältesten bekleidete, und dem niemand trotz des bereits ganz leicht graumelierten Schnurrbartes die nahen Fünfzig angemerkt hätte, schritt, aus der Kaserne kommend, seiner Junggesellenwohnung entgegen, und zwar früher als sonst. Nicht, als ob es in der Kaserne für ihn nichts mehr zu tun gegeben hätte, zu tun gab es da immer, denn er hatte eine Arbeitslast zu bewältigen, die er in ihrem Umfange und in ihren Einzelheiten erst nach und nach kennen gelernt hatte, seitdem er bei der Mobilmachung zum Garnisonältesten ernannt worden war. Voller Stolz und Freude hatte er die Uniform wieder angezogen, die länger als drei Jahre gegen Mottenschaden sorgfältig verpackt und geschützt im Schranke hing, und mit Genugtuung dabei konstatiert, daß ihm die Uniform noch paßte, als hätte er die erst gestern ausgezogen. Gott sei Dank, daß er so viel auf sich gehalten und seinen Körper durch häusliche Turnübungen und weite Spaziergänge derartig trainiert hatte, daß er in der Zwischenzeit keinerlei Fett ansetzte, trotz des faulen Lebens und trotz der Untätigkeit, zu der er verurteilt war, seitdem die dreimal, nein, die dreißigmal verwünschte und verfluchte Ischias ihn zwang, seinen Abschied einzureichen. Das fraß wochenlang an ihm, als er den bunten Rock mit dem Zivilanzug vertauschen mußte, das zehrte zuerst an ihm, als sei er ehrlos geworden. Mit Leib und Seele war er Soldat gewesen, und alle Vorgesetzten prophezeiten ihm, daß er es mindestens bis zum General bringen würde. Und statt dessen war er nun ein Reichskrüppel geworden! Bis er sich dann endlich tröstete, und sich mit der Zeit immer mehr mit seinem Geschick aussöhnte, zumal er sich hier in der Stadt, in der er sich gleich vielen anderen verabschiedeten Offizieren zur Ruhe gesetzt hatte, sehr wohl fühlte, hauptsächlich, weil er hier ganz plötzlich sein Herz entdeckt hatte, er, der sich bisher für einen eingefleischten Junggesellen hielt, der aber trotzdem, oder gerade deshalb, dennoch dem weiblichen Geschlecht niemals abhold gewesen war. Nun mußte er plötzlich erkennen, daß auch er ernstlich Feuer fangen könne. Natürlich war das in seinen Jahren ein Unsinn, denn mit seinen achtundvierzig Jahren würde er doch nicht mehr heiraten, noch dazu ein so junges Mädchen wie diese wenigstens in seinen Augen bildhübsche Dorette, eine der fünf schönen Töchter des Justizrats a. D. Wettenstein. Er war ja auch gar nicht in die verliebt, das redete er sich sicher doch nur zuweilen ein, aber er freute sich ihrer Jugend, ihres frischen, lustigen und lebhaften Temperaments, so oft er sie sah. Seine Augen erfreuten sich an ihrer etwas mehr als mittelgroßen, schlanken, wundervollen Figur, an ihren schönen, rehbraunen Augen, an ihrem auffallend dichten, kastanienbraunen Haar. Er fand alles an ihr hübsch, und er begriff es gar nicht, wie die Dorette noch keinen Mann gefunden hatte, während die anderen Schwestern schon verheiratet waren, und obgleich auch sie selbst früher auf allen Gesellschaften von den Offizieren der Garnison und auch von den anderen jungen Herren bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet wurde. Namentlich der Leutnant von Wallberg war ihr vor dem Kriegsausbruch ein eifriger Kurmacher gewesen, aber dabei war es auch geblieben.

Die arme Dorette tat ihm zuweilen leid, daß sie noch immer vergebens auf einen Mann wartete, und wenn er zwanzig oder auch nur zehn Jahre jünger gewesen wäre, dann, ja aber auch nur dann, hätte er ganz bestimmt ernstlich um sie geworben.

So lebte er denn ruhig und friedlich und durch seine stille Liebe sogar ganz glücklich dahin, bis dann für alle Welt gänzlich unerwartet Tage kamen, in denen er gar keine Zeit fand, sich im stillen mit Fräulein Dorette zu beschäftigen.

Nicht nur der Krieg, der Weltkrieg, war da, und er, der Major z. D. von Linztemann, war felddienstunfähig! An dem Tage der Mobilmachung hatte er mit seinem Geschick gehadert wie noch nie zuvor, und sich erst wieder einigermaßen beruhigt, als er bei der ärztlichen Untersuchung, der er sich sofort freiwillig unter-

Digitized by Google

zog, wenigstens noch für garnisondienstfähig befunden wurde.

So war er Garnisonältester geworden, und er fühlte sich in seiner neuen Stellung sehr wohl. Es machte ihm große Freude, wieder wie früher im bunten Rock einherspazieren zu dürfen. Er war wieder Soldat und Vorgesetzter. Die Soldaten machten vor ihm Front, die Wache rief „Heraus!", wenn er sich ihr näherte und trat vor ihm in das Gewehr. Er war der höchste Mann in der Stadt, selbst der Herr Bürgermeister, der sonst dafür bekannt war, daß er sich nicht in seine Angelegenheiten hineinreden ließ, mußte sich seinen Anordnungen fügen. Er war der Herr der Stadt, und wenn er durch die Straßen schlenderte, fühlte er sich auch als solcher, ohne daß er deswegen natürlich eine lächerliche und alberne Eitelkeit zur Schau trug. Er war der Herr, fast alle kannten ihn, wenn auch nur vom Ansehen, fast alle grüßten ihn, und er erfreute sich bei der Zivilbevölkerung schon deshalb einer gewissen Popularität, weil er kurz nach Beginn des Krieges, als in der Stadt verschiedene Kaufleute und Lieferanten Preistreibereien versuchten, mit einem so unheiligen Donnerwetter dazwischenfuhr, daß den Leuten ein- für allemal die Lust verging, die Notlage ihrer Mitmenschen auszunutzen und sich auf deren Kosten zu bereichern. Aber trotzdem behielt er die Lieferanten auch fernerhin scharf im Auge, und er hatte doch, weiß Gott, auch ohnehin mehr als genug zu tun.

Auch heute hätte er auf dem Büro noch mancherlei zu erledigen gehabt, und der Adjutant mochte das wohl auch erwartet haben, daß er ihm noch weiter helfen würde, denn mit ehrlichem Erstaunen hatte der ihn, als er sich anschickte, das Büro zu verlassen, gefragt: „Der Herr Major gehen heute schon?"

„Ich muß leider, mein Lieber," gab der Major ihm zur Antwort, „Sie wissen ja, meine verdammte Ischias! Der Satan mag wissen, wie die wieder in mich hineingefahren ist. Gestern abend ging es mir noch so gut, ich hatte nicht die leiseste Spur von Schmerzen, aber schon heute morgen, als ich aufstand, ging es los, und jetzt kann ich kaum noch sitzen. Ich muß nach Hause und mich mal wieder mit den englischen Pflastern bekleben. Als guter Patriot müßte man sich ja eigentlich jetzt deutsche Pflaster kaufen, aber die englischen sind doch besser. Na, wenn ich mir die erst überall aufgeklebt habe, dann geht es wieder, dann hole ich morgen auf dem Büro nach, was ich heute versäume. Sie müssen einmal sehen, wie Sie ohne mich fertig werden."

Gleich darauf war er gegangen, und jetzt schritt er so stolz und aufrecht durch die Straßen, als wenn es auf der ganzen Welt kein Ischias gäbe. Und doch zwickte ihn die so niederträchtig in seinen Gliedern, daß es seiner ganzen Energie bedurfte, um nicht zu humpeln. Am liebsten hätte er sich den Säbel abgeschnallt und den als Spazierstock benutzt, aber das ging natürlich nicht. Was hätten die Leute da wohl von ihm denken sollen, wenn die das sahen, die Zivilisten, und nun gar die Soldaten, und vor allen Dingen die Damen, die alten und die jungen, namentlich aber Fräulein Dorette.

Seitdem das Leben trotz des Krieges wieder seinen gewohnten Fortgang nahm, beschäftigte er sich jetzt im stillen doch wieder sehr häufig mit Dorette. Und das tat er auch jetzt. Wenn Gott ihm gnädig war, begegnete gerade die ihm nicht, und wenn doch, dann merkte sie ihm hoffentlich sein Leiden nicht an. Ihr gegenüber war es ihm ohnehin immer peinlich genug, daß er nicht mehr felddienstfähig war, und schon, um sich deswegen bei ihr zu entschuldigen, hatte er ihr eine lange Geschichte vorgeschwindelt, in der es sich um einen Sturz vom Pferde handelte. Er hätte sich lieber die Zunge abgebissen, als daß er gerade Fräulein Dorette die Wahrheit gestand. In seinen Augen hatte seine Krankheit für einen Mann etwas Lächerliches, und ehe er sich von Dorette auslachen ließ — die lachte ja ohnehin so gern, na, sie war ja auch noch jung, höchstens, aber auch allerhöchstens — — —.

Aber weiter kam er auch diesmal nicht, als er, wie schon so oft, darüber nachdachte, wie alt Fräulein Dorette wohl sein möchte. Er kannte sie nun schon seit vier Jahren. Natürlich war sie in dieser Zeit vier Jahre älter geworden, aber es kam ihm so vor, als sähe sie noch genau so jung aus wie an dem Tage, da er ihr vorgestellt wurde. Dorette konnte ebensogut zwanzig wie vierundzwanzig sein, im stillen hoffte er sogar zuweilen, sie wäre seinetwegen schon vierunddreißig, aber das war natürlich ganz ausgeschlossen. Ebensowenig stimmte das mit den vier-

Digitized by Google

undzwanzig, nein, so alt war sie noch nicht, sie war höchstens, aber auch allerhöchstens — — —.

Während er darüber auch jetzt angestrengt nachdachte, verlangsamte er seine Schritte immer mehr und mehr, und er merkte es gar nicht, daß er nun plötzlich stehenblieb.

Und so sehr beschäftigte ihn augenblicklich wieder die Frage nach Dorettes Alter, daß er nun, als er so dastand, die Arme über der Brust kreuzte und den Kopf auf die Finger der rechten Hand stützte. Wie lange er so dagestanden hatte, wußte er selber nicht, er besann sich erst wieder auf sich, als er jetzt den Klang seiner eigenen Stimme vernahm, die da ganz laut sagte: „Höchstens, aber auch wirklich allerhöchstens — —"

Gleich darauf aber wünschte er sich in seinem bisherigen Leben zum erstenmal, nicht geboren zu sein, oder wenigstens spurlos von der Erdoberfläche verschwinden zu können, denn kaum zwei Schritte entfernt stand Fräulein Dorette, die aus einem Geschäft auf die Straße getreten sein mußte und sicher ebenso wie die anderen Vorübergehenden, die sich neugierig nach ihm umsahen, sein Selbstgespräch gehört haben mußte. Um Gottes willen, wo kam Dorette so plötzlich her? Er erschrak wie ein Schulknabe, der auf einer Unart ertappt ist, und seine Glieder waren vor Entsetzen so starr, daß er nicht einmal die rechte Hand an die Mütze heben konnte, um die junge Dame militärisch zu begrüßen.

Desto freundlicher und heiterer begrüßte sie ihn jetzt, als sie ihm übermütig zurief: „Schönen guten Morgen, Herr Major, ich freue mich, Sie zu sehen, aber es tut mir nur leid, daß ich Sie anscheinend so erschreckt habe, das war wirklich nicht meine Absicht. Ich bedauere auch, Sie in Ihrem Gedankengang gestört zu haben. Sicherlich dachten Sie über etwas sehr Wichtiges nach, vielleicht fragten auch Sie sich, wie lange dieser entsetzliche Krieg trotz aller bisherigen Siege und Erfolge noch dauern könne, und kamen dabei zu der Erkenntnis, daß er höchstens, aber auch allerhöchstens — — —"

Er hörte kaum hin auf das, was Dorette da redete. Er sah sie nur an, wie sie da vor ihm stand in ihrem enganliegenden, dunkelblauen Jackenkleid mit dem einfachen, aber trotzdem sehr geschmackvollen schwarzen Hut auf dem dichten Haar. Nein, die war keine vierundzwanzig Jahre, die war höchstens, aber auch allerhöchstens zweiundzwanzig.

Und das dachte er nicht nur, das sagte er in seiner grenzenlosen Verwirrung sogar abermals laut vor sich hin, so daß Dorette plötzlich einen halblauten Schrei ausstieß und ihn mit großen, ganz entsetzten Augen anstarrte, bis sie ihm dann zurief: „Was sagten Sie da eben, Herr Major? Der Krieg kann nach Ihrer Ansicht noch zweiundzwanzig Jahre dauern? Das wäre ja fürchterlich! Aber das ist doch gar nicht denkbar, denn dann müßten ja auch die jetzt neugeborenen Kinder später noch in diesen Krieg ziehen, und die Soldaten, die draußen im Felde sind, würden ja als alte Greise zurückkommen. Ich denke auch an meinen kleinen Vetter Kurt, der als Fähnrich vor dem Feinde steht. Der würde dann bei dem Friedensschluß ja Hauptmann erster Klasse oder gar Major sein, und mancher Stabsoffizier von heute sogar kommandierender General, wenn er nicht vorher abgesägt wird, wie man das wohl im Frieden so nennt. Noch zweiundzwanzig Jahre, das ist doch gar nicht auszudenken, und nicht wahr, Herr Major, Sie meinen das auch nicht im Ernst?"

Während Dorette in ihrer Erregung lebhaft darauflos sprach, fand der Major Zeit, sich wieder zu beherrschen, und ebenso erschrocken, wie er vorhin gewesen war, den Gegenstand seiner geheimsten Gedanken so plötzlich vor sich zu sehen, ebensosehr freute er sich jetzt darüber, und zwar um so mehr, je länger er in Dorettes hübsches Gesicht sah. Nur tat es ihm leid, daß ihre schönen Augen einen ganz bekümmerten Ausdruck angenommen hatten, und so beeilte er sich denn, sie zu beruhigen: „Sie haben ganz recht, gnädiges Fräulein, selbstverständlich glaube ich nicht eine Sekunde daran, daß dieser Krieg wenn auch nur höchstens noch zweiundzwanzig Jahre dauert, das ist natürlich ausgeschlossen, das hält keine Nation aus. Nein, von zweiundzwanzig Jahren ist da natürlich nicht die Rede, denn auch ich glaube, daß uns dieses Jahr doch noch den Frieden bringen wird."

Er sah es deutlich, wie Dorette bei seinen Worten erleichtert aufatmete. Aber tat sie das nur deshalb, weil der allgemeine Druck des Krieges auf ihr wie auf jedem anderen Menschen lasten mochte, oder weil sie vielleicht im stillen dachte: je eher der Krieg beendet ist, um

Digitized by Google

so eher kommt hoffentlich auch mein eifriger Kurmacher, Leutnant von Wallberg, zurück, und ist der erst wieder gesund da, dann wird er hoffentlich bald das entscheidende Wort sprechen, auf das ich schon lange warte, und das er vielelicht nur deshalb nicht schon vor dem Ausrücken in das Feld aussprach, weil er nicht wußte, ob er gesund und ob er überhaupt wieder zurückkehren würde.

Was er sich da einredete, war vielleicht nur Unsinn, aber er konnte es trotzdem nicht verhindern, daß so etwas wie Eifersucht gegen den hübschen, jungen Offizier in ihm erwachte. Aber seine Mißstimmung verschwand schnell wieder, als Dorette ihm jetzt mit ihrem freundlichsten Augenaufschlag ansah und ihm nochmals zurief: „Sie glauben ja gar nicht, Herr Major, wie ich mich über Ihre Worte freue. Ach, wie werden unsere braven Soldaten froh sein, wenn sie wirklich bald an die Heimkehr denken können. Jeder von ihnen kehrt als ein Held zurück, nicht nur unsere Offiziere, und wenn ich der Kaiser wäre, ich wüßte was ich täte, ich würde nach glücklicher Beendigung dieses Krieges jedem, der vor dem Feinde kämpfte, das Eiserne Kreuz verleihen, jedem einzelnen."

Der Major mußte unwillkürlich über die glühende Begeisterung lächeln, die aus ihren Zügen und aus ihren Worten sprach, dann meinte er: „Glauben Sie nicht, gnädiges Fräulein, daß eine Auszeichnung, wie das Eiserne Kreuz es nun doch ist, dadurch beträchtig an Wert verlöre, wenn sie der Allgemeinheit verliehen wird?"

„Kann sein, kann aber auch nicht sein," gab Dorette nach kurzem Besinnen zurück, „darüber muß ich mal in Ruhe nachdenken, und dazu fehlt es mir jetzt an Zeit. Ich habe eine Menge Besorgungen zu machen, nicht nur für mich, sondern auch für die Schwestern. Wir sind jetzt alle fünf wieder zu Hause, so nach und nach haben sich auch die verheirateten mit ihren Kindern wieder bei den Eltern eingefunden, weil die Männer alle draußen im Felde sind, und weil sie sich ohne die auf die Dauer zu Hause langweilen. Ich muß jetzt rasch weiter, nur eins müssen Sie mir zum Abschied noch rasch sagen, damit ich auch wirklich weiß, daß ich beruhigt sein kann: wenn Ihre Worte ‚höchstens zweiundzwanzig Jahre' sich nicht auf die Dauer des Krieges bezogen, worauf bezogen die sich denn?"

Wäre ein feindlicher Flieger plötzlich über ihm aufgetaucht, und hätte der eine Bombe vor seine Füße niedergeworfen, er hätte nicht entsetzter zurücktaumeln können als nun. Und er tat es mit einem so entsetzten Gesichtsausdruck, daß Dorette ihn zuerst ganz verwundert ansah, bis sie hell und fröhlich auflachte, um ihm gleich darauf zuzurufen: „Herr Major, Sie sind erkannt. Ihnen hilft keine Ausrede, nun müssen Sie Farbe bekennen!" Und ihn übermütig ansehend, setzte sie hinzu: „Ich müßte doch kein junges Mädchen sein, wenn ich Ihr Erblassen und hinterher Erröten nicht richtig zu deuten vermöchte. Ich will Ihnen deshalb auch das Geständnis Ihrer Sünden erleichtern. Sie beschäftigten sich vorhin im stillen mit einer jungen Dame, vielleicht auch mit einer verheirateten Frau oder mit einer Witwe. Sie fragten sich, wie alt die Betreffende wohl sein möchte, und kamen zu der Erkenntnis, daß sie höchstens, aber auch allerhöchstens zweiundzwanzig Jahre wäre. Nicht wahr, Herr Major, dem ist doch so?"

Er sah es ein, das Lügen hatte jetzt keinen Zweck mehr, das auch schon deshalb nicht, weil ihm doch keine andere halbwegs glaubwürdige Erklärung für seine Worte einfallen würde, und so sagte er denn, während er zwar immer noch ein klein wenig verlegen dastand, sie aber trotzdem heimlich und verstohlen anzusehen wagte: „Und wenn dem nun so wäre, gnädiges Fräulein?"

„Da möchte ich für mein Leben gern wissen, wer die Betreffende ist, die einen solchen Eindruck auf Sie machte, Herr Major, daß Sie ihretwegen sogar auf offener Straße Selbstgespräche führen. Sie werden natürlich nicht so indiskret sein, mir den Namen zu nennen, obgleich Sie sich felsenfest auf meine Verschwiegenheit verlassen könnten. Aber gleichviel, Sie werden schweigen, und da bleibt mir nur eins, ich muß den Namen der Dame selbst erraten."

Wie er vorhin einen Schritt rückwärts getaumelt war, so trat er jetzt einen Schritt näher an sie heran, während er ihr ängstlich in die Augen sah und ihr mit beinahe flehender Stimme zurief: „Um Gottes willen, gnädiges Fräulein, alles auf der Welt, nur das nicht!"

Digitized by Google

„Aber warum denn nicht? Es ist doch für keinen Mann eine Schande oder ein Verbrechen, mehr oder weniger verliebt zu sein", sagte sie harmlos, während sie dann in seinen Augen etwas las, das nun sie so verwirrt und verlegen machte, daß es ihrer ganzen angeborenen Verstellungskunst bedurfte, um sich nicht nach außen hin zu verraten. Mit ihr also hatte er sich vorhin beschäftigt, mit ihr allein. Wie kam er dazu? Nie war sie bisher auf den Gedanken gekommen, daß er sich je in sie werde verlieben können. Es schmeichelte ihrer Eitelkeit, daß er sie auf höchstens zweiundzwanzig schätzte, während sie in Wirklichkeit bereits bald vierundzwanzig wurde. Aber sonst? Unwillkürlich mußte sie an die vielen Stunden denken, die sie im Laufe der Jahre in dem Hause ihrer Eltern oder auf den Gesellschaften zusammen verplauderten. Jetzt fiel es ihr eigentlich erst ein, mit welcher Auszeichnung er sie stets behandelte, wie er ihre Nähe suchte. Aber trotzdem war die Erkenntnis, die da plötzlich über sie kam, so überraschend, daß sie die immer noch nicht recht glauben wollte und vor allen Dingen natürlich unter gar keinen Umständen zugeben durfte.

Blitzschnell schoß ihr das alles durch den Kopf, dann aber meinte sie anscheinend ganz gelassen, während sie sich sogar zu einem unbefangenen, leisen Lachen zwang: „Ich verstehe Ihre Angst wirklich nicht, Herr Major, ich sagte schon einmal, es ist doch für einen Herrn kein Verbrechen, sich für eine Dame zu interessieren, noch dazu, wenn sie so jung und so schön ist wie —"

Mitten im Satz hielt sie erschrocken inne. Donnerwetter, da saß sie ja nicht schlecht fest. Um auch nicht den leisesten Verdacht aufkommen zu lassen, als wisse sie, für wen er sich in Wirklichkeit interessiere, mußte sie so tun, als wisse sie, um welche andere Dame es sich handele, oder um welche es sich wenigstens handeln könne, sie mußte den Namen einer Dame nennen, die er früher gleich ihr auszeichnete, den Namen einer gemeinsamen Bekannten, oder noch besser, einer ganz Fremden. Und plötzlich wußte sie auch, wer diese Fremde sein könne, eine Frau Marga von Duffel, die bei dem Ausbruch des Krieges aus Ostpreußen geflüchtet war, dorthin erst nach dem endgültigen Friedensschluß zurückkehren wollte und sich bis dahin auf Reisen befand. Seit drei Tagen war die bei ihrer Kusine, einer Frau von Lengenfeld, zum Besuch, deren Tochter Loni, Dorettes beste Freundin, ihr gestern viel von der bildhübschen, jungen und sehr eleganten Tante vorgeschwärmt hatte.

Dorette atmete erleichtert auf, diese schöne Ostpreußin hatte ihr der Himmel gesandt.

Es herrschte zwischen ihnen beiden ein langes, erwartungsvolles Schweigen, bis der Major dann endlich meinte: „Sie haben vorhin nicht zu Ende gesprochen, gnädiges Fräulein, Sie sagten, es wäre keine Sünde, sich für eine Dame zu interessieren, wenn die so schön wäre wie —"

Er war mehr als gespannt, welchen Namen sie nennen würde. Den ihrigen ganz gewiß nicht, denn wenn sie auch schön war, in seinen Augen schöner als jede andere, so konnte sie als wohlerzogenes junges Mädchen ihm gegenüber doch nicht mit ihrem eigenen Äußeren prahlen.

Aber als sie dann von der schönen Ostpreußin sprach, machte er ein so schafsdämliches Gesicht, daß sie sich mit aller Gewalt beherrschen mußte, um nicht laut aufzulachen, dann aber erhob sie scherzhaft drohend die Finger der rechten Hand, um ihm gleich darauf zuzurufen: „Herr Major, leugnen Sie nicht, es hilft Ihnen doch nichts. Meine Freundin Loni, die Sie ja auch kennen, ist gestern und vorgestern mit ihrer schönen Tante in der Stadt spazieren gegangen, um ihr die zu zeigen. Sicherlich haben Sie die beiden Damen gesehen. Ja, richtig," log sie frisch darauf los, „jetzt fällt es mir wieder ein, Loni erzählte mir, daß sie Ihnen begegnet ist, allerdings nur aus weiter Entfernung", und neckend schloß sie: „Ich mache Ihnen mein Kompliment, Herr Major, Sie müssen ausgezeichnete Augen haben, daß Sie trotz der weiten Entfernung die hübsche Erscheinung der schönen Ostpreußin so genau erkannten, und wenn Frau von Duffel jetzt schon solchen Eindruck auf Sie machte, wie wird das erst werden, wenn Sie die näher kennen lernen? Aber in einer Hinsicht muß ich Ihnen schon heute eine kleine Enttäuschung bereiten, Frau von Duffel ist älter als zweiundzwanzig Jahre, obgleich sie selbst natürlich nicht zugibt, wie alt sie ist. Loni schätzt sie auf allerhöchstens Anfang der Dreißig, die hätte dann also für Sie gerade das richtige Alter Herr Major!"

Digitized by Google

Der wurde abermals abwechselnd blaß und rot, als Dorette ihm die letzten Worte lachend zurief. Was sollten die bedeuten? Wollte sie ihn nur in harmloser Weise mit der Fremden necken, oder wollte sie ihm damit zu verstehen geben, daß ein junges Mädchen, wie sie, für ihn viel zu jung sei, falls er sich noch mit Heiratsgedanken tragen sollte?

Es kam ihm so vor, als habe sie ihm, ohne daß er darum bat, einen kleinen Korb gegeben. Das machte ihn ärgerlich und verdrießlich, so daß seine Stimme ein klein wenig scharf klang, als er nun sagte: „Ich bitte Sie ernsthaft, gnädiges Fräulein, mir zu glauben, daß mir diese Frau von Duffel, so war ja wohl ihr Name, so gleichgültig wie keine andere Dame auf der Welt ist."

Natürlich glaubte Dorette ihm das ohne weiteres, aber trotzdem oder gerade deshalb neckte sie ihn abermals: „Um Gottes willen, Herr Major, lassen Sie das die schöne Frau nicht hören. Mein Herz ahnt nichts davon, ob die junge Witwe, denn das ist sie, die Absicht hat, sich jemals wieder zu verheiraten, aber soviel weiß ich: die Frauen und auch wir jungen Mädchen interessieren uns sehr schnell für Männer, denen wir angeblich vollständig gleichgültig sind. Einen Kurmacher zu haben, ist eine ziemlich langweilige Sache, sich aber einen solchen zu gewinnen und zu erobern, das lockt und reizt. Da hieße es auch für Sie, Herr Major, auf der Hut zu sein. Sie wissen es ja aus dem jetzigen Kriege, jede Festung ist einzunehmen, und für die Männer ist die Schönheit einer Frau eine noch viel gefährlichere Waffe, als für die Festungen in Feindesland der 42-Zentimeter-Mörser. Nun aber muß ich wirklich machen, daß ich weiterkomme," unterbrach sie sich schnell, „es war mir eine große Freude, etwas mit Ihnen plaudern zu dürfen, Herr Major, und hoffentlich führt uns der Weg bald einmal wieder zusammen. Schade, daß Sie unsere Kriegsabende nicht besuchen, denn sicher wird auch Frau von Duffel dort regelmäßig erscheinen. Nun aber leben Sie wohl, Herr Major, und wenn es Ihnen möglich ist, versuchen Sie doch endlich einmal, zwischen den beiden Kriegsabenden eine Brücke zu schlagen, damit sie sich vereinen. Sie, als der Garnisonälteste, haben ja die Macht in Händen. Fahren Sie mit einem Donnerwetter dazwischen, denn dieser Zwiespalt in der Gesellschaft, die sonst immer ein Herz und eine Seele zu sein behauptete, ist in dieser ernsten, schweren Zeit doch beinahe lächerlich und kindisch."

Und vielleicht hätte Dorette, trotzdem sie sich schon zweimal von dem Major verabschiedete, in ihrer frischen, natürlichen, lebhaften Art noch weiter geplaudert, wenn nicht in diesem Augenblick die Turmuhr der nahegelegenen Stadtkirche zu schlagen angefangen hätte. Dorette lauschte und zählte im stillen mit angehaltenem Atem, dann aber fuhr sie erschrocken zusammen: „Erbarmung, das ist doch nicht möglich, schon elf Uhr! Nun heißt es aber für mich: Eskadron, Galopp — Marsch! Also zum letztenmal: Auf Wiedersehen, Herr Major!"

Schon im Gehen reichte sie ihm zum Abschied die Hand, und da geschah es, daß ihr eins der kleinen Pakete, die sie bisher unter dem Arm gehalten hatte, entglitt und auf die Erde fiel. Schnell wollte sie sich bücken, um das Paket wieder aufzuheben, aber der Major hielt sie ebenso schnell davon zurück: „Um Gottes willen, gnädiges Fräulein, Sie werden sich doch nicht selber bücken wollen, diesen kleinen Ritterdienst bitte ich mir zu überlassen."

Und er schickte sich an, seinen Worten die Tat folgen zu lassen, aber das war leichter gedacht, als getan. Die verflixte Ischias war auf ihrer Wanderung durch seinen Körper zur Abwechslung einmal wieder in seinem Kreuz angelangt, und als er sich nun bückte, verspürte er dort einen wahnsinnigen Schmerz, aber das nicht allein, er konnte sich gar nicht so tief bücken, wie er wollte, er konnte es ganz einfach nicht. Es blieb ihm nichts anderes übrig, er mußte sich wieder aufrichten, aber auch das ging nur sehr langsam, und als er dann wieder halbwegs gerade stand, mußte er sich recken und strecken, um den Körper nach und nach wieder in seine gewohnte Haltung zu bringen. Endlich war ihm das gelungen, aber damit war ihm nur wenig gedient, denn das kleine Paketchen lag immer noch auf der Erde, und unmöglich konnte er doch zugeben, daß Dorette selber es aufhob.

Die hatte seine vergeblichen Bemühungen zuerst voller Erstaunen, dann mit immer mehr Belustigung beobachtet, und rief ihm jetzt lachend zu: „Ach herrjeses, Herr Major, Sie Armster scheinen mir einen Hexenschuß zu haben. Ich

Digitized by Google

kenne das von meiner Mutter her, die leidet auch zuweilen daran, und ich habe infolgedessen immer geglaubt, dieses Leiden wäre das Vorrecht der Frauen. Nein, bitte, bemühen Sie sich nicht zum zweitenmal," rief sie ihm jetzt zu, als er sich abermals anschickte, sich zu bücken, „nein, wirklich, lassen Sie es nur, — Herr Major, sehen Sie, ich habe das Paket schon selber aufgehoben. Da wünsche ich Ihnen von ganzem Herzen gute Besserung. An Ihrer Stelle würde ich gleich zur Apotheke gehen, mir ein Zugpflaster kaufen, und mir das in das Kreuz kleben. Das soll ausgezeichnet helfen, auch das weiß ich von meiner Mutter."

Gleich darauf war sie gegangen, und bildete er es sich nur ein, oder hörte er sie wirklich belustigt vor sich hin lachen, als sie nun ihren Weg fortsetzte? Auf jeden Fall stand er da wie ein begossener Pudel und hätte sich im liebsten in die Erde geschämt, weil er sich von einer Dame, und noch dazu ausgerechnet vor Dorette, derartig blamierte. Was mochte die nur von ihm denken? Die warf ihn, wenn sie es nicht schon überhaupt längst getan hatte, nun sicher zu dem alten Eisen. Da lag er ja auch ganz gut, eigentlich gehörte er ja auch dorthin, aber wütend war er doch. Sogar mehr als das, denn nun konnte er wohl jede Hoffnung aufgeben, Dorette zu gewinnen, soweit er eine solche Hoffnung überhaupt jemals ernstlich gehegt hatte.

Ein stiller Liebhaber, dem von der Auserwählten seines Herzens geraten wird, sich in der Apotheke ein Zugpflaster zu holen und sich das auf das Kreuz zu kleben! Das war zum Totlachen, wenn man sich deswegen nicht totschämte.

Wütend und im stillen ingrimmig vor sich hin fluchend, setzte er seinen Weg fort, und er war so in Gedanken versunken, daß er es beinahe übersehen hätte, Ihre Exzellenz, die verwitwete Frau von Dangsfeld, zu begrüßen, die ihm jetzt entgegenkam. Fast hätte er sie übersehen, und das hätte sie ihm mit Recht sehr verargt, denn seit dem Ausbruch des Krieges kam er mit ihr, die die Stellung der ersten Vorsitzenden des Roten Kreuzes bekleidete und außerdem die erste Vorsitzende der patriotischen Kriegsabende war, sehr viel zusammen. Davon aber ganz abgesehen, war Ihre Exzellenz auch ohnedem von der Würde ihrer Person sehr überzeugt und auf ihren Titel „Exzellenz" so stolz, als verdanke sie den ihren eigenen Verdiensten und nicht denen ihres verstorbenen Mannes, der es als Offizier nur deshalb so weit brachte, weil er sich der besonderen Huld eines Fürsten erfreute, dem er dereinst als Prinzenerzieher diente.

Ihre Exzellenz hatte, wenn sie den Major traf, stets etwas auf dem Herzen. So sah er es denn voraus, daß sie ihn auch jetzt festhalten würde, und das geschah denn auch. Ihre Exzellenz war auf dem Wege zum Lazarett. Man hatte sie vor einer Stunde antelephoniert, es war am Morgen wieder ein Trupp Verwundeter angekommen, mehr als hundert, darunter weit über die Hälfte Engländer und Franzosen, und dabei hatte man doch von dem Generalkommando die beinahe bindende Zusage erhalten, daß nur noch deutsche Verwundete in den hiesigen Lazaretten untergebracht werden sollten. Ihre Exzellenz war empört. Gewiß, der einzelne Franzose und Engländer war an diesem Kriege unschuldig, aber trotzdem pflegte man naturgemäß lieber die Freunde als die Feinde. Und vor allen Dingen konnten die Damen vom Roten Kreuz ja gar nicht pflegen, wenn so viele Feinde hier lagen, denn für die Feinde zu sorgen, war ein für allemal den männlichen Mitgliedern der Sanitätskolonne übertragen. Wozu hatten denn weit mehr als zweihundert junge Damen der Stadt sich als freiwillige Krankenpflegerinnen ausbilden lassen, wenn ihnen nun so selten Gelegenheit geboten wurde, ihre schwachen Kräfte dem guten Zweck zur Verfügung zu stellen. Ihre Exzellenz hatte viel auf dem Herzen, sie mußte sich viel heruntersprechen, aber der Herr Major hörte nicht allzu genau hin. Er kannte diese und ähnliche Reden bereits zur Genüge, er horchte erst auf, als Ihre Exzellenz nun auf ein neues Thema kam und ihm zurief: „Apropos, Herr Major, was ich Sie noch fragen wollte, Sie als Garnisonältester sind ja doch über alles, was hier in der Stadt vorgeht, unterrichtet, da wissen Sie ja sicher auch, wer diese fremde Dame ist, die seit einigen Tagen bei Frau von Lengenfeld zum Besuch ist. Ich sah sie gestern mit Fräulein Loni auf der Straße. Der Neid muß es ihr lassen, sie ist hübsch, das scheint sie aber auch zu wissen, hauptsächlich aber ist sie in einer Art und Weise elegant, die in einer so

Digitized by Google

ernsten Zeit wie jetzt geradezu unerhört ist. Ich habe es mir schon ernstlich überlegt, ob wir gegen einen solchen Luxus und gegen solche Straßentoiletten nicht öffentlich Protest erheben sollen, vorausgesetzt, daß Sie, Herr Major, als Garnisonältester nicht die Macht besitzen, der Dame in bezug auf ihre Toiletten Vorschriften zu machen."

Trotzdem ihm gar nicht lächerlich zumute war, konnte der Major jetzt doch ein leises Lächeln nicht unterdrücken, dann meinte er: „Exzellenz, Sie überschätzen meine Macht. Ich bin dafür verantwortlich, daß meine Soldaten sich vorschriftsmäßig anziehen, aber für die Damen der hiesigen Stadt gibt es keine militärische Bekleidungsvorschrift. Als Junggeselle wäre ich auch kein kompetenter Richter darüber, ob eine Dame zu elegant geht oder nicht. Vielleicht urteilen Sie da auch etwas zu streng, Exzellenz, es handelt sich bei der Frau von Duffel, das ist ihr Name, wie ich ganz zufällig erfuhr, um eine Dame der ersten Gesellschaft, die wird sich schon um ihrer selbst willen so kleiden, daß sie durchaus kein öffentliches Ärgernis erregt."

Ihre Exzellenz war im stillen mehr als empört, weil der Major ihr vorgeworfen hatte, sie sei vielleicht eine zu strenge Richterin. Das hätte sie ihm auch am liebsten in das Gesicht gesagt, aber sie durfte sich aus mancherlei Gründen nicht mit ihm erzürnen, und so meinte sie denn nur: „Was heißt ein ‚öffentliches Ärgernis', mein lieber Herr Major? Es genügt, daß diese Frau von Duffel, wie Sie sie wohl nannten, bei mir und sicher auch schon bei vielen anderen Damen Anstoß erregt hat. Aber gleichviel, auf jeden Fall bin ich sehr froh darüber, daß diese Dame gerade bei Frau von Lengenfeld zum Besuch ist. Dadurch wird es glücklicherweise vermieden, daß sie, wenn auch nur als Gast, unsere patriotischen Kriegsabende besucht. Ich möchte die Dame nicht näher kennen lernen, denn wenn die sich schon auf der Straße so elegant kleidet, wie würde sie sich da erst des abends anziehen? Wobei mir übrigens einfällt, mein lieber Herr Major, daß ich für den nächsten patriotischen Abend doch wieder Sie um einen Vortrag werde bitten müssen. Die Zahl unserer männlichen Mitglieder ist ja ohnehin sehr beschränkt, und die wenigen, die zu uns kommen, sind durch ihre sonstige Tätigkeit derartig in Anspruch genommen —"

„Über Mangel an Beschäftigung kann ich mich gerade auch nicht beklagen," fiel der Major Ihrer Exzellenz ziemlich unmutig in das Wort, „bei mir hat der Tag auch nur vierundzwanzig Stunden, und daß gerade ich immer derjenige sein soll, der den Vortrag übernimmt — so aus dem Ärmel geschüttelt ist der auch nicht, der bedarf doch immerhin einer gewissen Vorbereitung."

„Gewiß, gewiß," stimmte Ihre Exzellenz ihm mit schmeichelnder Stimme bei, „man hört bei Ihren Vorträgen aus jedem Wort heraus, wie gewissenhaft dieselben geistig durchdacht und gerade für uns Damen allgemein verständlich ausgearbeitet sind. Gerade deshalb lauschen wir Ihnen auch so gern, und ich kann Ihnen schon heute versichern, daß Sie auch an unserem nächsten Abend in uns außerordentlich aufmerksame Zuhörer haben werden. Sicher werden Sie wieder ein spannendes Thema zu finden wissen. Die Zahl der letzten aktuellen Ereignisse ist ja fast übergroß. Nun, da brauche ich Ihnen ja aber keinen Rat zu geben, Sie werden schon das Passende zu finden wissen. Nun aber muß ich mich verabschieden, mein lieber Herr Major, ich muß in das Lazarett und nach dem Rechten sehen, damit die verwundeten Franzosen und Engländer nicht etwa die gute Bettwäsche bekommen, die wir für unsere braven deutschen Soldaten zurechtgelegt hatten. Für unsere Feinde tut es auch das blau und weiß gestreifte Leinenzeug. Auch die Blumen müssen wieder beseitigt werden, die unsere Landsleute bei ihrer Ankunft im Lazarett begrüßen sollten. Hoffentlich ist es dafür nicht schon zu spät. Ich muß mich rasend beeilen, auf Wiedersehen, Herr Major!"

„Auf Wiedersehen, Exzellenz!"

Aber er hatte es mit dem Wiedersehen im stillen gar nicht so eilig. Ihre Exzellenz äußerte immer Wünsche, wenn sie ihn sah. Nun wieder dieser Vortrag an dem patriotischen Kriegsabend. In Wahrheit war die Arbeit nicht so schlimm, wie er es vorhin darstellte, aber es ärgerte ihn, daß gerade er immer derjenige sein sollte, welcher. Und auf die Dauer fingen diese Abende an, ihm langweilig zu werden. Vielleicht uneingestandenerweise deshalb, weil Dorette dort nicht erschien. Sicher würde es

Digitized by Google

besser werden, wenn es gelänge, die beiden einander feindlich gegenüberstehenden Kriegsabende unter einem Hut zu vereinen, und Fräulein Dorette hatte recht mit dem, was sie ihm gegenüber in der Hinsicht äußerte. War die Tendenz dieser beiden Abende auch grundverschieden, so würde sich bei gutem Willen sicher ein Ausweg finden lassen, der eine Verständigung herbeiführte. Allerdings sah er es voraus, daß er an Ihrer Exzellenz, der Begründerin und der ersten Vorsitzenden der patriotischen Abende einen scharfen Gegner haben würde, das auch schon deshalb, weil jetzt die schöne Ostpreußin hier aufgetaucht war. Ob diese Frau von Duffel wirklich so schön und elegant war, wie man von ihr behauptete? Na, so oder so würde er sie ja mit der Zeit kennen lernen und konnte sich dann sein eigenes Urteil bilden. Eins aber wußte er schon heute ganz genau, so hübsch und begehrenswert wie Dorette würde die ihm ganz sicher nicht erscheinen.

In seinen Gedanken wieder nur mit der beschäftigt, schritt er dahin, als er sich plötzlich angerufen hörte: „Herr Major, Herr Major, bitte, nur einen Augenblick!"

Der blickte auf. Vor ihm stand der in der ganzen musikalischen Welt bekannte Klaviervirtuose Willi Torwald, ein großer, schlanker, sehr eleganter Vierziger, der mit seinem scharfgeschnittenen, völlig bartlosen Gesicht zu seinem ewigen Ärger den Eindruck eines Engländers machte, und der durch den Ausbruch des Krieges zu einer fast völligen Untätigkeit verurteilt war, und der schon, weil er sonst nichts zu tun hatte, seit vielen Wochen hier in der Stadt bei seiner Mutter zum Besuch weilte.

Nicht gerade allzusehr erfreut sah der Major sein Gegenüber an, dann rief er ihm zu: „Ich kann mir schon denken, was Sie wollen, ich soll Ihnen Kriegsneuigkeiten erzählen, aber es gibt heute keine."

Willi Torwald nahm sich mit einer schnellen Bewegung den ganz modernen, niedrigen, steifen, grauen Hut vom Kopfe und fuhr sich erregt und nervös über seine dichten, kurzgeschnittenen Haare, bis er ganz zerknirscht sagte: „Es gibt also heute wirklich keine? Und dabei bin ich heute morgen schon um drei Uhr aufgestanden. Verstehen Sie mich recht, Herr Major, um drei Uhr, um vier Uhr war ich fix und fertig angezogen, und seitdem laufe ich mit kurzen Unterbrechungen durch sämtliche Straßen dieser sogenannten Großstadt und warte auf ein Extrablatt."

„Das ist ja jetzt auch Ihre einzige Beschäftigung", warf der Major ein.

„Das stimmt," gab der andere zur Antwort, „aber dieses fortwährende Warten macht mich ganz krank und nervös. Unsere Armeeoberleitung ist an allem schuld. Die hat uns in den ersten Wochen und Monaten des Krieges zu sehr verwöhnt. Tag auf Tag, nein, fast Stunde auf Stunde kam eine Siegesnachricht. Kaum war der Krieg da, da saßen wir schon in Luxemburg, zwei Tage später hatten wir Lüttich, dann Namur, dann Hindenburgs unglaublicher Sieg bei Tannenberg, 150 000 Russen in den masurischen Seen, ich sage Ihnen, Herr Major, so gut wie an dem Tage hat mir noch nie mein Frühstück geschmeckt, und seitdem kann ich überhaupt nicht mehr frühstücken, wenn nicht das Extrablatt neben meiner Kaffeetasse liegt, und wenn ich mir nicht mindestens zehntausend tote Russen und zwanzigtausend gefangene Franzosen und Engländer auf die Buttersemmel streichen kann."

Der Major mußte unwillkürlich lachen, dann fragte er: „Und diese zwanzigtausend Kerls schlucken Sie mit einem Mal hinunter? Sie müssen eine ausgezeichnete Konstitution haben, mir lägen soviel Feinde zu schwer im Magen."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Wenn es nun bald Frühling wird

Wenn es nun bald wieder Frühling wird,
Singen die weckenden Winde,
Von jubelnder Lerchen Weisen umschwirrt,
In unsrer grünenden Linde
Wieder nach Winters Stürmen und Not
Ihr süßes Lied in das Morgenrot.

Du aber, du wirst nicht bei mir sein,
Ich werde ihm lauschen ganz allein,
Du schlummerst in feindlicher Erde.
Nun schlägt mir das Herz so bang, so bang,
Ich fürchte, wie nichts sonst, den jauchzenden Klang
Des Lenzlieds, das jauchzende: „Werde!"

Johanna Weiskirch.

Das Himmelsschlüsselchen / Von A. M. Witte

Das Auferstehungsfest des Heilands ist zugleich auch das Auferstehungsfest der Natur; denn mag der Ostertermin noch so früh fallen, immer wird er von lieblichen Blüten begrüßt, die auf Flur und Auen sprießen. Zu ihnen zählt vor allen Dingen das Himmelsschlüsselchen, Primula veris, von dem berühmten Botaniker M. J. Schleiden in wörtlicher Übersetzung des lateinischen Namens als „Erstling", von Lenau als „Botin des Frühlings" besungen.

„Schlüsselblume nennt dich der Mensch! Nach eisigem Winter
Schließest als Erstling der Flur du den Frühling uns auf." Schleiden."

„Sei mir gegrüßet,
Primula veris,
Holde, dich nenne ich
Botin des Frühlings!
Gläubig dem ersten
Winke des Himmels
Eilst du entgegen,
Öffnest die Brust ihm."

Beides sehr bezeichnende Benennungen für die schlichte, anspruchslose Pflanze, die sich, wie ihre mannigfachen Namen beweisen, seit fernsten Tagen allgemeiner Beliebtheit erfreute, und sogar durch die Vorliebe eines bedeutenden — englischen Staatsmannes im feindlichen Inselreich politische Bedeutung gewann. Wurde doch die Primel als Lieblingsblume des Lord Beaconsfield das Sinnbild der konservativen Partei, und der nach dem Tode dieses Politikers durch Randolph Churchill begründete „Verein zur Pflege staatssozialistischer Ideen", in Erinnerung an den Heimgegangenen, der „Primelbund" (Primrose league) genannt, dessen Mitglieder Primeln als Abzeichen tragen mußten.

Der Name „Schlüsselblume", den man gleichfalls häufig hört, erklärt sich aus der Ähnlichkeit der Blüte mit einem solchen. Zieht man die Blätter der Blumenkrone heraus, so erscheint die Kelchröhre einem altdeutschen Türschloß gleich, die spitz zulaufende Blumenkrone einem im Innern hohlen Schlüssel. Vermutlich entstanden aus dieser Ähnlichkeit einzelne der sich an das Blümchen knüpfenden Legenden und Mythen. Heißt es doch im Volksmunde, Christus habe, nach seiner Auferstehung, mit der holden Primula den Himmel aufgeschlossen, um dessen Herrlichkeit über die Erde zu streuen. Anderseits erzählt man: Petrus habe einst den Schlüssel zur Himmelstür aus der Hand fallen lassen, und dieser sei, von Stern zu Stern sinkend, auf die Erde geglitten, ehe der ihm eilig nachgesandte Engel ihn habe festhalten und zurückbringen können. Dort, wo der Schlüssel den Erdboden berührt, sei eine Blume entsprossen, die der Welt den „Frühlingshimmel" erschlossen habe. Ja, der Abdruck des Schlüssels sei stark genug gewesen, um alljährlich das Wunder zu wiederholen, stets neue Schlüsselblumen erstehen zu lassen, und damit immer aufs neue den Frühlingshimmel der Menschheit.

In Tirol, wo diese Legende am verbreitetsten ist, spricht man darum auch vom „Petersschlüssel".

Eine spezifisch märkische Sage berichtet, daß die Blume aus einer Träne der Gottesmutter erblüht sei. Maria habe darüber geweint, daß unter dem lichten Himmelsgewölbe der erste Frieden des Len-

Digitized by Google

zes nur so kurze Zeit währe und die im Blütenschmucke so herrlich prangende Erde doch immer wieder dem Welken und Vergehen anheim fiele. Das volle, starke Liebesleben — das sich in den Tränen der Heiligen Jungfrau offenbart — konnte, vermöge seines hohen, inneren Wertes, aber nie verloren gehen. In den Schoß der Erde tropfend, habe es sich eben so oft wieder zum Lichte gedrängt, zu der Blume werdend, die alljährlich neu den Himmel öffne, der befruchtend dann auf die frosterstarrte Erde wirke.

In der deutschen Volkssage spielt das Himmelsschlüsselchen zuweilen auch eine ähnliche Rolle wie die Springwurzel. Wer sie in der Osternacht pflückt, erblickt die „Schlüsseljungfrau", die ihm das Tor des Berges zeigt, das er mit der Blume erschließen kann, um ungeheuere Schätze an das Licht zu ziehen. Man findet diese Sage besonders im Harz, im Riesengebirge und am Hörselberge verbreitet. Diese „Schlüsseljungfrau" ist natürlich das Spiegelbild der altnordischen Göttin Freia, die — wie alle Frauen der heidnischen Volkssage — „schlüsseltragend" gedacht wurde, und die bei der Einführung des Christentums häufig genug mit der Jungfrau Maria identifiziert wurde. Darum kennt man hier und dort den Namen: Freiablume, Marienblümchen oder Marienschelle. Ging doch auch das der Freia einst geweihte Käferchen als „Marienkäferchen" oder als „Maria Schlüsselmagd" in den Besitz der Gottesmutter über; in der letzten Bezeichnung Heidnisches und Christliches einend.

Der Volksglaube läßt die Blume aber nicht allein goldene Schätze aus der Berge Tiefen an das Licht ziehen, sondern auch Schätze des Herzens. Ihm gilt die Blume zugleich als Liebeszauber. Man nennt sie deshalb auch in einzelnen Gegenden „Herzensschlüssel", und trägt sie an geheimer Stelle bei sich. Nähert sich die betreffende Persönlichkeit, deren Herz man erforschen möchte, dem Träger oder der Trägerin der Blume und wendet sich nicht ab, dann darf man der Gegenliebe sicher sein. In verschiedenen Dörfern Niederösterreichs betrachtet sich ein junges Mädchen, das in den Ostertagen eine Primel findet, als „baldige" Braut, selbst wenn sie ihr Herz noch nicht verschenkte.

Eigenartigerweise kennt man in der Schweiz die dort „Madaun" genannte Blume auch als „Sinnbild verschmähter Liebe".

So schlingt der Volksglaube einen Kranz von Mythen um das Blümchen, das im Altertum als Heilmittel bekannt war. Die Priester im alten Rom pflegten die jungen Pflanzen unter ganz bestimmten feierlichen Zeremonien zu pflücken, und die Priesterinnen dann Tee daraus zu bereiten. Noch heute kennt man zuweilen auf dem Lande „Primeltee" als Hausmittel gegen Rheumatismus.

Scheinbar ward in fernen Tagen der Nimbus der Blume noch dadurch erhöht, daß man in jener Zeit, da das Niesen als etwas „Göttliches" betrachtet wurde, die getrocknete und zerstoßene Wurzel als „Niesmittel" gebrauchte. Bekanntlich gilt im Volke noch heute das „Beniesen" als eine sichere (d. h. eine von der Gottheit eingegebene) Bejahung. Obwohl sich das Himmelsschlüsselchen in keiner Weise an Pracht und Schönheit mit den meisten Blumen des Sommers messen kann, ward es doch von verschiedenen Dichtern besungen, und wird von hoch und niedrig geschätzt und gesucht. Auch die zweite Gemahlin des Königs Friedrich Wilhelm III., die Fürstin von Liegnitz, hegte eine besondere Vorliebe für Himmelsschlüsselchen. Ihr ritterlicher Gemahl veranstaltete deshalb einst in Sanssouci ein „Primelfest", zu dem sämtliche Gäste im Schmucke von Primeln erscheinen mußten.

Die Gartenkunst hat sich besonders in den letzten Jahrzehnten vielfach mit der Züchtung der primula beschäftigt, so daß wir sie jetzt in den verschiedensten Spielarten kennen, von neuem ein Beweis für die allgemeine Beliebtheit der schlichten Blume.

*

Und doch . . .

Die Erde rings zerwühlt und wund,
Und doch im aufgerissenen Grund
Das erste Veilchen . . .

Die Schüsse knallen, Graus und Tod!
Und doch durchs Schrei'n der letzten Not
Das Lied der Drossel. . . .

Und wir gehören dem Dunkel an,
Und doch! und doch bricht leuchtend Bahn
Sich Frühlingshoffen. . . .

Karl Pries.

*

Digitized by Google

Die Rache der Zahl / Von Georg Hollstein

„Es gibt doch nichts Einfacheres und Positiveres als die Zahl", hatte der junge Professor der Mathematik gesagt und den blonden, deutschen Gelehrtenkopf bewegt, wie wenn er dozierend auf dem Katheder stand. Dabei hatte er mit der Spitze des kleinen Obstmessers mehrmals in das weiße Tischtuch gestochen, um seine Ansicht noch zu bekräftigen. „Die Zahl spricht klar und deutlich den Begriff aus, den sie darstellen will und zu dessen Ausdruck sie geschaffen wurde."

„Nein!" antwortete ihm sein Gegenüber, ein langer, hagerer Engländer. „Ich bin anderer Ansicht. Hinter der Zahl steckt so viel Geheimnisvolles. Ich werde es Ihnen nachher erzählen."

Es war in Mentone im Hotel des Anglais. Der Professor hatte die Tochter eines reichen Kaufmanns aus Bremen geheiratet, obgleich ihr Vater sich eigentlich einen anderen Schwiegersohn gewünscht hatte. Aber er hatte ihm trotzdem eine reichliche Mitgift gegeben, und das junge Ehepaar war auf der Hochzeitsreise nach dem Süden auf einige Tage in dem schönen Mentone eingekehrt. Der Engländer war ein entfernter Vetter der jungen Frau und herübergekommen, um den neuen Schwager kennen zu lernen.

Als die beiden Männer nach dem Diner im Rauchsalon zusammensaßen, während die junge Frau ruhte, erzählte der Engländer:

„Sehen Sie, uns Engländern liegt das Rechnen mit den Zahlen mehr im Blut als Ihnen, und auch das Spiel mit den Zahlen reizt uns daher immer wieder. Es liegt ein eigenartiger Zauber in den Zahlen, den ich Leuten, die nicht davon ergriffen sind, gar nicht klarmachen kann. Ich verstehe es sehr gut, daß Menschen stundenlang am Roulette in Monte Carlo stehen und den Gang der Zahlen, die die rote Kugel den Tag über nimmt, verfolgen, sich notieren und daraus sich ein System herausklügeln, um hinter die Geheimnisse der Zahlen zu kommen."

„Aber Liebster! Das ist doch alles nur Zufall!" unterbrach ihn der Professor, langsam die Zigarrenasche abstreichend. „Es gibt dabei gar keine Systeme!"

„Das sagen Sie so," fuhr der andere fort, „weil Sie trotz Ihres Studiums die Zahlen nicht so kennen, wie ich sie kenne. Ich habe so viel von den Zahlen gehört und mit den Zahlen erlebt, daß ich an einen übernatürlichen Zusammenhang glauben muß. Ich will Ihnen etwas verraten. Mein Geschäft geht gut. Ich habe drüben Geld verdient. Als aber mein Vater starb, sah es um unser Vermögen nicht gut aus. Vater starb an einem Zwanzigsten. Die Zwanzig ist für mich immer eine schwarze Zahl gewesen. Ich fing das neue Geschäft am Einundzwanzigsten an und hatte Glück. Die Einundzwanzig war immer eine Glückszahl für mich. Das habe ich schon verschiedentlich in meinem Leben beobachtet."

„Aber wie denn zum Beispiel?"

„An tausenderlei. Eine Banknote, auf der die Zahl 21 stand, hat sich bei mir immer schnell vermehrt. Aktien mit der Nummer 21 stiegen stets. Briefe, die am Einundzwanzigsten abgestempelt waren oder am Einundzwanzigsten geschrieben wurden, waren mir erfolgreich. Kurz, in die Zahl 21 bin ich verliebt, wie Sie in Ihre junge Frau!"

„Das ist ja eine Manie von Ihnen!"

„Vielleicht," sagte der Engländer achselzuckend, „vielleicht. Aber hören Sie weiter. Ich habe jetzt gerade ein großes Unternehmen vor. Ich habe Schiffsaktien von einem prachtvollen, neuen Dampfer gekauft. ‚Lina Blanche' heißt er. Er soll zwischen Liverpool und Buenos Aires laufen. Es ist der einundzwanzigste Dampfer der großen Reederei, bei der ich seinerzeit gelernt habe. Ich habe so ziemlich mein ganzes Vermögen darin angelegt und verspreche mir große Verdienste davon."

„Ich wünsche Ihnen Glück!"

„Danke. Nun spielt aber seither die Zahl 21 weiter in mein Leben hinein. Am Einundzwanzigsten erhielt ich drüben Ihren Brief, daß Sie mit meiner Kusine nach Mentone kommen. Es hatte mich daher immer gereizt, in Monte Carlo auszuprobieren, ob diese Zahl mein Glück ist. Ich entschloß mich daher, sofort zu fahren, und ich fiebere nach dem Roulette."

„Aha!"

„Tatsächlich."

„Das ist aber gar nicht besonders liebenswürdig von Ihnen."

„Aber ich bitte Sie, lieber Professor, wenn man so etwas aus den Geheimnissen seiner Seele erzählt!"

„Na ja — also weiter!"

„Ich löse mir ein Billett. Auf demselben steht die Zahl 21. Ein glücklicher Anfang! Ich gehe am Zug entlang. Die Lokomotive hat die Zahl 21 an ihrem schwarzen Wasserkessel. Ich fahre über den Kanal. Meine Koje hat die Nummer 21. Ich steige auf dem Festland in einen internationalen Durchgangswagen. Mein Sitzplatz trägt die Nummer 21. Ich komme in dieses Hotel. Mein Zimmer trägt die Nummer 21."

„Großartig!" lachte der Professor auf. „Großartig! Die Zahl verfolgt sie also!"

„Nicht wahr! Ist es nicht so, als ob sie mir ihre Freundschaft zeigen will, als ob sie mir immer wieder sagen will: ich bin da! Vertraue auf mich!"

„Vielleicht will sie Sie nur äffen!"

„Das glaube ich nicht. Und wissen Sie, was ich mir vorgenommen habe?"

„Nein."

„Sie werden es heute abend erleben, wenn wir ins Kasino nach Monte Carlo fahren."

Digitized by Google

„Sie wollen wohl ein System auf die Nummer 21 gründen und Ihr Vermögen verspielen?"

„Sie werden es ja erleben. Ich vertraue auf diese Zahl!"

Der Professor lächelte leise, wie es seine Art war, und sagte: „Ich würde in dem Falle vor einer solchen Zahl Angst haben und fürchten, daß sie sich eines Tages rächen will."

„Wie?"

„Nun — ebenso wie Sie behaupten wollen, daß es eine Freundschaft einer Zahl geben soll, kann es doch auch dann eine Rache einer Zahl geben."

„Nein!" schüttelte der Engländer den harten Kopf. „Wie könnten Freunde jemals an Rache denken!" — — —

Bald darauf wurde es Zeit zur Fahrt nach dem benachbarten Monte Carlo. Der Zug war schlecht und schmutzig, und man ärgerte sich darüber. Als man aber an dem tiefgelegenen Bahnhof von Monte Carlo ausstieg, der kleine Boy mit singender Stimme „Ascenseur!" zum Lift rief, als alle Typen von Männern und Frauen, die man sich nur denken konnte, durcheinanderwirbelten, als man oben auf dem Berge stand und dieses Blumenparadies, diese Küste, dieses blaue Meer in der violettblauen Abenddämmerung sah —, da war das alles so überwältigend schön, daß man wie in einem Taumel die breiten Treppen zum Kasino emporstieg. Schließlich hatte man sich durch den Menschenstrom in die Garderobe gedrängt, die Eintrittskarten waren geprüft, und die geräuschlosen Türen zu den Sälen öffneten sich. Der dumpfe Geruch scharfen Parfüms und erregter Menschen zitterte zusammen mit dem leisen Klang rollender Goldmünzen, dem Rauschen von Papiergeld, dem gleichmäßigen Rufen des Croupiers. Man trat an ein Roulette und sah eine Weile zu. Die Goldstücke und Silbermünzen kamen und gingen, als ob das Geld hier allen Wert verloren hatte. Der Professor lächelte. Ihn erregte dieses Spielen nicht. Die junge Frau schmiegte sich ängstlich in seinen Arm. Mechanisch verfolgte er aber doch die Folge der Zahlen, und als der Croupier plötzlich 21 rief, sah er zu dem neben ihm stehenden Engländer auf. Derselbe hatte ein Blatt Papier in der Hand und machte jetzt bei jeder neuen Kugel einen Strich. Als zwanzig Striche auf seinem Blatt standen, faßte er in seine Tasche und legte tausend Frank auf die Zahl 21.

Die Kugel rollte, schnurrte — der Croupier rief — 21 und zahlte ruhig das Fünfunddreißigfache aus. 35 000 Frank! Der Professor sah erstaunt hin, wie jener mechanisch und kaltblütig das Geld einsteckte. Sein Gesicht war wohl um einen Schatten bleicher, die Lippen straff und hart, aber kein Triumph lag in seinen Augen, sondern nur kalte Entschlossenheit.

Wieder notierte er zwanzig Striche auf sein Papierblatt, und wieder legte er tausend Frank auf die Nummer 21. —

Die Kugel rollte, schnurrte — der Croupier rief — 21! und legte wieder 35 000 Frank vor ihm hin.

Die Menge wurde unruhig. Kalt und ruhig stand jedoch der Engländer da und wiederholte das Spiel. Wiederum blieb die Kugel auf der 21 wie gebannt liegen. Siebenmal wurden ihm 35 000 Frank ausgezahlt, dann wandte er sich kalt lächelnd ab und ging. Das Ehepaar folgte ihm.

Als sie abends in Mentone im Hotel noch eine Flasche Sekt zusammen tranken, zählte der Engländer die Scheine, über 245 000 Frank, durch, und jetzt leuchtete ein Triumph in seinen Augen. Er hob sein Glas und sagte: „Sobald ich nach Hause komme, kaufe ich die letzten Aktien der ‚Lina Blanche'. Dann gehört sie mir allein. Das wird ein großes Geschäft!" Sie stießen an, und der Professor der Mathematik bewegte den blonden, deutschen Gelehrtenkopf lächelnd hin und her. — — —

Als sie am nächsten Tage erwachten, brachten die Morgenzeitungen aufregende Artikel über einen eventuellen Krieg. Es war der 29. Juli. Man beschloß, schnell abzureisen, und trennte sich. — — —

Monate waren vergangen. Der Professor der Mathematik trat soeben aus der Universität, wo er einen Vortrag über schwierige Zahlenprobleme gehalten hatte, den er lächelnd mit den Worten geschlossen hatte: „Es gibt nichts Einfacheres und Positiveres als die Zahl." Er ging über den im Wintersonnenschein daliegenden Platz, auf den Soldaten exerzierten, zur Brücke, wo er die elektrische Bahn erwarten wollte. Es waren noch einige Minuten Zeit. Eine Zeitungsfrau stand an der Ecke und rief mit lauter, etwas kreischender Stimme: „Das neueste Extrablatt! Das neueste Extrablatt!" Der Professor nahm fünf Pfennig aus seiner Börse und kaufte sich eine Zeitung. Die Bahn kam. Er stieg hinein, setzte sich bequem hin und entfaltete das Blatt. Er las: In der irischen See unweit Liverpool wurde der englische Dampfer „Lina Blanche" von „U 21" zum Sinken gebracht.

Er lächelte nicht — und dachte lange noch nach über die Rache der Zahl.

*

Die Welt ist schön . . .

Zerschossen liegt die Batterie,
Die gestern Tod und Flammen spie.
Ohnmächtig droht ein Eisenmund
Aus wirrem Knäuel; Blut färbt den Grund.

Es ist so still wie nie zuvor.
Da setzt ein Vöglein sich aufs Rohr
Und singt mit lieblichem Getön:
„Die Welt ist schön! Die Welt ist schön . . ."

Bernhard Schäfer.

Digitized by Google

Ein Todesritt / Episode aus dem Weltbrande von Alb. G. Krueger

Den ersten Vorstoß des französischen Infanterieregiments auf das Wäldchen vor Tagsdorf im Oberelsaß hatten drei Kompagnien des Landwehrbataillons, unterstützt von einigen Maschinengewehren, blutig abgeschlagen. Die Franzosen zogen sich nun in die Hopfenplantagen und Weinberge zurück und nahmen von hier aus die drei nun vor dem Wäldchen in Deckung liegenden Kompagnien unter Feuer. Die vierte Kompagnie hielt der Major einstweilen noch als Reserve in dem Wäldchen zurück, wo auch die Maschinengewehre standen.

Annähernd eine Stunde schon stand so das Gefecht. Vorwärts konnten die Deutschen vorläufig nicht. Aber auch die Franzosen wagten keinen weiteren Vorstoß, obschon sie sich erheblich in der Mehrzahl befanden.

Da änderte sich plötzlich das Bild. In das Rasseln des französischen Infanteriefeuers mischte sich das dumpfe Dröhnen der Kanonen, und die ersten Granaten schmetterten in das Wäldchen, und zwar so sicher, daß jedem klar wurde, wie die Franzosen die Entfernung vorher genau ausgemessen haben mußten.

Kurz entschlossen ließ der Major sich nun die vierte Kompagnie aus dem Wäldchen heraus entwickeln, um seine Feuerlinie zu verlängern, und zog auch die Maschinengewehre weiter vor. Ein feines, taktisches Manöver, dessen Wert die Franzosen nicht wohl erkannten.

Da diese gut gedeckt lagen, und nur selten ein sicheres Ziel boten, feuerte die Landwehr auch nur langsam, um die Munition zu schonen.

Sei es nun, daß die französische Oberleitung das schwache deutsche Feuer für ein Zeichen des Erschüttertseins ansah, oder daß sie auf jede Gefahr einen Vorstoß beabsichtigte, genug, plötzlich zeigten sich gegenüber dem deutschen Zentrum etwa 700 bis 800 afrikanische Jäger.

Sofort erkannte der Major die Sachlage: Eine Attacke! Im Augenblick war der Befehl ausgegeben: „Ruhig schießen, sicher zielen, erst das Pferd, dann der Mann" Auch wurde jeder Kompagnie ein besonderes Schußfeld zugewiesen. Die Maschinengewehre richteten sich ebenfalls genau ein.

Kaum waren diese Anordnungen getroffen, da gellten auch schon die französischen Hörner, dröhnte das wilde Aufheulen der Reiter.

Sofort zitterte unter dem Anprall vieler hundert Rossehufen die Erde. Im Sonnenlicht klirrten und blitzten die Waffen. Und wie das Wetter brauste die französische Elitetruppe heran. Einen prachtvollen Anblick gewähren die wogenden Pferdeleiber, die flatternden Mähnen und die unter wildem Geheul geschwungenen Säbel.

Jetzt sind sie auf tausend Meter heran. Nun auf 800. Nichts rührt sich bei den Deutschen. Kein Schuß fällt. Keine Wimper zuckt. Ruhig liegen die Landwehrmänner hinter ihren schußfertigen Gewehren. Die Hand am Hebel harrt die Bedienung der Maschinengewehre des rechten Augenblicks zum Eingreifen.

In einer Entfernung von nur 600 Metern wogt jetzt die Springflut der Schwadronen. 500 Meter nun. Langsam, aber zielsicher, beginnt das Feuer der Maschinengewehre. Sofort zieht sich die geschlossene Kolonne der Jäger etwas auseinander. Über Stürzende geht's hinweg, doch vorwärts — vorwärts.

Immer noch schweigt die Landwehr, die nur noch 400 Meter von den heranrasenden Reitern trennen.

350 Meter — jetzt!

Ein gellender Pfiff, ein aufzuckendes Feuermeer, ein rasender Schlag. Und nun ein Rattern und Prasseln, ein Schmettern und Krachen, als ob die Erde bersten wolle. Die ersten Reihen der heranjagenden Schwadronen liegen wie hingemäht. Darüber, rechts und links daran vorbei, stürzt der Rest. Nur ein fürchterlicher Wall von zuckenden, stürzenden Menschen und Tieren, ein gräßliches Durcheinander von Waffen, springenden, bäumenden Pferden ist noch zu sehen, aus dem gellendes Wiehern, schauerliches Röcheln, Todesschreie von Mensch und Tier schrillen, und in den herein das rasende Schnellfeuer Tod und Verderben trägt, unaufhörlich, unerbittlich.

Drei Minuten nur sind seit dem Antritt der Jäger vergangen — die stolze Truppe ist nicht mehr!

27 Unverwundete nur fielen als Gefangene in die Hände der Deutschen. Alles andere deckt tot oder sterbend die Walstatt.

Inzwischen hat sich die französische Infanterie aus den Weinbergen heraus entwickelt und setzt zum Vorstoß an. Es kommt nicht mehr dazu. Auf dem rechten Flügel donnern deutsche Geschütze, und ihre Schrapnells tragen den Tod in die fränkischen Reihen. Hornsignale, dröhnendes Hurra ertönt aus dem Wäldchen.

Die Unterstützung ist da, jetzt aber auch die Landwehr nicht mehr zu halten.

„Sprung auf! — Marsch, marsch!"

Emporfliegen die bärtigen Krieger und stürmen in rasenden Fluchten vorwärts auf den Erbfeind. Erschütternd dröhnt ihr furchtbares Hurra. Aufzucken die Büchsenkolben. Der Nahkampf beginnt, jenes furchtbare, todeswütige Ringen, das dem deutschen Ruhmeskranze ein weiteres Blatt anfügen wird.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen

Gott strafe England! Simplicissimus-Verlag, München. Preis 1,— Mk.

Ein aktuelles Büchelchen hat der Simplicissimus-Verlag soeben zusammengestellt; er bringt darin das beste, was die bekanntesten Mitarbeiter des Simplicissimus an Witz und bissiger Satire gegen England zu sagen haben. In der Hauptsache Zeichnungen von R. Paul, W. Schulz, Th. Heine, Thöny, Gulbranssson und anderen. Bei der hübschen Ausstattung und dem abwechslungsreichen Inhalt wird das Büchlein gewiß mit Freuden aufgenommen werden.

Karl Langewische. **Große Bürgerbauten deutscher Vergangenheit.** Verlag der blauen Bücher. Preis 1,80 Mk.

Ein neuer Band der beliebten blauen Bücher wird, gerade wie die früheren, dankbare Abnehmer finden. Diesmal hatte es sich der Verlag angelegen sein lassen, aus vier Jahrhunderten deutscher Vergangenheit die Bürgerbauten zusammenzustellen, die uns in wohlgelungenen Bildern vorgeführt werden. Es sind zum Teil sehr interessante Gebäude vertreten, wie z. B. das Haus Kammerzell in Straßburg, das Rathaus in Eßlingen und in Paderborn. Ferner das Gewandhaus und das Altstädter Rathaus in Braunschweig. Eine eingehende Würdigung läßt sich nicht in wenigen Zeilen bringen; das beste ist, wenn der verehrte Leser sich das Buch kauft.

E. von Dornau. **Burg Tresa.** Humoristischer Roman. Eine Geschichte, in der es spukt. Verlag Th. Gerstenberg, Leipzig. Preis geh. 4,— Mk., geb. 5,— Mk.

Die Verfasserin dieses humoristischen Romans gehört schon längst zu den Freunden des Publikums. Sie hat uns auch hier wieder eine hübsche, spannende Erzählung geschrieben, die dazu angetan sein wird, manche Grillen zu vertreiben und uns in dieser ernsten Zeit einmal auf Stunden auf frohe Gedanken zu bringen. Wir verleben einige Sommermonate auf einer alten Burg, wo es nicht nur in den Gängen und Hallen des alten Raubritternestes, sondern auch in Köpfen und Herzen der dort Lebenden spukt; gern lassen wir uns von dem fröhlichen Humor in Anspruch nehmen und folgen der Verfasserin willig auf den verschlungenen Pfaden, die sie uns führt. Dr. H. J.

Vermischtes

Goethe und Heine. Woher kommen und was bedeuten diese Namen? — Beide Familiennamen stammen von alten deutschen Vornamen. Goethe (mit Gode, Göde, Gödecke, Gedicke u. ä.) von Gottfried, althochdeutsch Gotafrid: Gottes-Frieden — und Heine (mit Heinze, Heinicke, Heinemann, Heinzelmann, Hinsch, Henze, Henkel) von Heinrich; dies entweder von Heim-rich = Hausherr oder von Hagan-rich = Herr des Hags, Gutsherr. Es ist schade, daß unsere ebenso anziehende wie großartige Namenwelt für viele noch ein verschlossenes Land ist und daß infolgedessen sogar Akademiker die Namen ihrer Kinder nach dem Klang wählen müssen, da ihnen der Sinn nicht bekannt ist. Dem abzuhelfen, hat Th. Axell in der Leipziger Lehrmittelanstalt von Dr. O. Schneider, Leipzig, Inselstr. 20, für die deutsche Familie und Schule unter 3 deutschen Sprachspielen ein Vornamenlotto zu 3 Mk. herausgegeben, dem obige 2 Beispiele entnommen sind. Man staunt über den Reichtum und Wohllaut unserer Sprache und ahnt, wie es möglich wurde, daß „sich die gesamte romanische Welt (Italien, Spanien und Frankreich) noch heute in die Fetzen des altgermanischen Namenprachtgewandes kleidet" (Garibaldi z. B. kommt vom altdeutschen Garibald oder Gerbald: der Speerkühne). Man sieht an den Proben, daß unsere deutschen Vornamen und sehr viele Familiennamen aus den germanischen Personennamen entstanden sind. Sie stellen als solche das älteste deutsche Sprachgut dar. Sie künden uns, was unsern Vätern in grauer Vorzeit teuer und wert, hoch und heilig galt, sie offenbaren uns die innersten Urkräfte und Ziele des deutschen Geistes. In der Zeit, wo man sie noch verstand (bis zu den Karolingern), sind sie als Heil- und Segenswünsche der Eltern für ihre Kinder aufzufassen. Sie entstanden durch eine Art „Urschöpfung, eine Tat des Gemüts in dichterischer Begeisterung". Eine große Zahl der Männernamen könnte man schlankweg Offiziersnamen nennen (Walt-her, Her-bert usw.); auch die Frauen tragen nicht Blumennamen wie ihre indischen Schwestern oder Schmucknamen wie die Griechinnen, sondern häufig genug Kampfnamen z. B. Hed-wig: die Kampfkriegerin. Ihre Zweistämmigkeit (Kon-rad) teilen die deutschen Namen mit den griechischen (Thrasybul), nur Karl, Ernst, Ilsa (Ida und Berta) gelten als einstämmig. — Es ist ein vortrefflicher Gedanke, unsere Jugend spielend mit der Herrlichkeit der deutschen Sprache bekannt zu machen, zumal da ihr die Schule leider Zeitmangels wegen wenig zu bieten vermag.

Was die Chinesen über das Erdbeben denken. Ende Mai v. J. wurde China von einem Erdbeben heimgesucht, welches namentlich die vierzehn Seemeilen von der Mündung des Thamsuiflusses entfernte Insel Formosa erschütterte. Die Schiffe, die im Hafen vor Anker lagen, fühlten die Erschütterung ebenfalls, und die Barke „Japan", die einige Seemeilen von der Küste kreuzte, erhielt einen solchen Stoß, daß der Kapitän sich dem Glauben hingab, sie wären auf eine Sandbank gelaufen. Er überzeugte sich jedoch bald von der wirklichen Ursache dieser heftigen Bewegung; zu seinem großen Erstaunen aber fanden die Chinesen in derselben nichts Beängstigendes. Sie freuten sich im Gegenteil über diese Naturerscheinung, denn sie glauben, der Gott Dschoß habe im Innern der Erde eine Inspektionsreise unternommen, sei dabei in ihre Nähe gekommen und kündige ihnen seine Anwesenheit in so erhabener Weise an. Da die Nähe dieses Gottes stets glückbringend ist, so freuen sie sich deshalb stets, wenn sie eine Erderschütterung wahrnehmen.

Von den Sozialdemokraten müssen manche Leute sonderbare Vorstellungen haben. In einer Empfehlung eines Gebirgsstädtchens im Warmbrunner Tal als Sommerfrische heißt es wörtlich: „Die Bewohner des Orts sind freundlich, entgegenkommend und noch nicht von den Sozialdemokraten beleckt!"

Inhalt des Heftes 27: Aus dem Leben eines preußischen Volksschullehrers. Von R. E. Gregorovius. — Weit vom Schuß. Roman aus der Kriegszeit von Freih. von Schlicht. **Beiblatt:** Wenn es nun bald Frühling wird. Gedicht von Johanna Weißkirch. — Das Himmelsschlüsselchen. Von A. M. Witte. — Und doch . . . Gedicht von Karl Pries. — Die Rache der Zahl. Von Georg Hollstein. — Die Welt ist schön . . . Gedicht von Bernhard Schäfer. — Ein Todesritt. Episode aus dem Weltbrande von Alb. G. Krueger. — Bücherbesprechungen. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke's Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Vertretungsweise Dr. Hans Janke. Verlag von Otto Janke. Ausgegeben am 3. April 1915. — Druck von A. Gehdel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek
1915 Heft 28
Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Aus dem Leben eines preußischen Volksschullehrers

Von R. E. Gregorovius

9. Fortsetzung.

Zum fünften Gebot:

Wir sollen unserm Nächsten helfen und fördern in allen Leibesnöten.

Er wollte nichts als Lehrer werden, Volksschullehrer, nichts anderes! Alle Vorstellungen, die ihm seine blutarmen Eltern machten, daß das Geld, heidenmäßig viel Geld koste, daß er mindestens 3000 Mark haben müsse, wenn er die Kosten seiner Ausbildung decken wolle, und daß seine Eltern keinen Pfennig dafür übrig hätten, wies er mit den Worten zurück: „Ich kann nichts anderes werden, und ich werde nichts anderes." Schließlich brachte ihn sein Vater, der sich notdürftig als Maurer seinen und der Seinigen Lebensunterhalt erwarb, bei einem Barbier als Lehrling unter. Der entließ den Knaben aber bald, da er sich als ungeschickter „Peter" erwies, der zwar einigen guten Willen, aber keine Spur von „Allartigkeit" besäße. Beim Schuhmacher, zu dem der Vater ihn alsdann in die Lehre gab, ging es ebenso, und nicht viel anders bei einem Bäcker. Nach einem halben Jahre war der Junge noch gar nichts, hatte noch nicht einmal einen Anfang gemacht, etwas zu werden, und hatte noch nicht einen Pfennig verdient. Nun versuchte es der sonst gutmütige Vater mit dem Stock. Als sein Ernst — Ernst Braune hieß der Junge — eines Abends nach Hause kam, der Bäcker schicke ihn, er solle nicht wiederkommen, er sei zum Backen nie und niemals zu gebrauchen, prügelte ihn der Vater fürchterlich durch und warf den jammernden Jungen zur Tür hinaus. Das war ein Glück für ihn; denn er flog weinend dem vorübergehenden Oberpfarrer in die Arme, dem er, als der ihn nach dem Grunde seines Jammerns fragte, mitteilte, der Vater habe ihn so sehr geschlagen, weil er Lehrer werden wolle. Wie gesagt, das war ein Glück für ihn gewesen! Jetzt nahm der Oberpfarrer die Sache in die Hand und vermittelte die Aufnahme des Jungen in eine Präparandenanstalt und später in ein Seminar. Der Vater hatte seine Einwilligung zu allem gegeben unter der Bedingung, daß der Junge von ihm nichts erhielte, und den zur Aufnahme notwendigen Revers, daß die Ausbildungskosten des Knaben gedeckt seien, hatte der Oberpfarrer unterschrieben. Er selbst konnte aber, da er zwar reich an Kindern, aber arm an Geld war, aus eigenen Mitteln nichts zu den Kosten der Ausbildung beisteuern, und so hatte Ernst Braune auf Anraten des Oberpfarrers sich in eine Lebensversicherung mit 3000 Mark eingekauft, nachdem sein Wohltäter auf lange Jahre für die Zahlung der Prämiengelder gutgesagt hatte. Ebenfalls auf Vermittlung des Oberpfarrers nahm nun ein Bankhaus die Lebensversicherungspolize gegen ein Darlehn von 2000 Mark in Pfand, und der Junge mußte sich verpflichten, für diese Summe, deren Verwaltung der Oberpfarer übernommen, und für die er überdies auch gutgesagt hatte, jährlich fünf Prozent Zinsen zu zahlen, und dazu noch die Prämien der Lebensversicherung, um die Kosten seiner Ausbildung zu decken. So fing

Digitized by Google

der arme Kerl sein Leben mit einer großen Schuldenlast an, mit deren Abzahlung er erst nach fünf bis sechs Jahren, wenn er ein Amt erhalten hätte, beginnen konnte. Und dann mußte er mit dieser Schuldenkette noch viele Jahre lang umherlaufen, bis er sie endlich durch allmähliches Abzahlen los sein konnte. Schön war das nicht, und viel Geld, „unerschwinglich" viel Geld kostete die Geschichte; aber anders zu machen ging es nicht. Der Junge blieb allen Vorstellungen gegenüber taub, er wollte nun einmal Lehrer werden, nichts als Lehrer.

Und so wurde er es auch!

Sechs Jahre hat es gedauert. Drei Jahre ist er auf der Präparandenanstalt und drei Jahre auf dem Seminar geblieben. Das geliehene Geld hätte nicht ausgereicht, wenn ihm nicht staatliche Unterstützungen in mäßigem Umfange zuteil geworden wären. Auf beiden Anstalten, der Präparandenanstalt und dem Seminar, florierte er wenig, und das Lehrerkollegium stand bald genug auf dem Standpunkt des Barbiers: Viel guter Wille, aber keine Spur von Allartigkeit! Im großen und ganzen ein ungeschickter Peter! Er bestand aber die erste Prüfung, und bestand, nachdem er zweimal durchgefallen war, auch die zweite Prüfung, und erhielt nach zehn Jahren saurer Arbeit und eines recht mühevollen Lebens auch die endgültige Anstellung, und war nun im Besitz einer kleinen Landschullehrerstelle, und konnte die regelmäßige Abzahlung seiner großen Schuldenlast nun mit etwas mehr Freiheit und Erleichterung fortsetzen und beenden.

Zweimal war er nahe daran gewesen, mitten im Rennen um das heiß ersehnte Ziel zu scheitern. Das eine Mal war es kurz vor der Entlassungsprüfung aus dem Seminar gewesen. Die Lehrer hatten sich fast alle gegen seine Zulassung zur Prüfung ausgesprochen, vor allem der Rechenlehrer, der nachwies, daß der junge Mensch keine Rechenkraft besaß und vor einer Logarithmentafel still stände, wie vor einer mit Hieroglyphen bedeckten ägyptischen Pyramide. Wenn man ihm sagen würde, das sei ein Buch, in welchem alle Hausnummern der Häuser Europas stünden, so würde er es glauben müssen, denn für die eigentlichen Aufgaben der Logarithmentabellen hätte er kein Verständnis. Auch der Lehrer der Geschichte bemängelte seinen historischen Sinn und sein mangelhaftes historisches Gedächtnis, das ihn dazu trieb, bisweilen wahre Unmöglichkeiten zu bilden. So hätte er erst vor kurzer Zeit Karl den Großen auf der Festung Küstrin sitzen lassen, weil er dem Befehle seines Vaters gegenüber, die Hunnen zu bestegen, ungehorsam gewesen sei, auch könne er die Jahreszahlen und die Schlachtentage nicht behalten, die Reihen der deutschen Kaiser liefen immer wieder durcheinander, und fest säßen eigentlich nur die preußischen Könige. Nicht viel besser lautete das Urteil seiner Lehrer in den anderen Fächern, nur der Lehrer der Pädagogik war mit seiner einfachen, schlichten Lehrweise in den Klassen der Übungsschule zufrieden. Aber darin waren alle einig; an Fleiß, an dem sogenannten bornierten Fleiß, d. h. an dem Fleiß, der alles, was ihm vorgesetzt wurde, wahl- und qualos in sich „hineinpreßte", in sein Inneres „hineindrückte", wo es kunterbunt" durcheinander liegen blieb, an diesem Fleiß sowie an seinem Gehorsam und an seiner sittlichen Führung war nichts auszusetzen. Der Direktor drang daraufhin mit seiner Ansicht durch, zum Examen zugelassen müsse er werden; hätte man ihn als für das Lehramt ungeeignet entlassen wollen, dann hätte das schon vor Jahren geschehen müssen; jetzt sei seine Ausschließung vom Examen, welche seiner Entlassung gleichkäme, eine Härte, die der junge Mann nicht verdient habe. Er wurde also zur Seminarabgangsprüfung zugelassen und bestand die Prüfung, freilich „mit Hängen und Würgen"; aber er bestand sie doch und wurde in das Lehramt der Volksschule hineingelassen.

Das andere Mal war die Gefahr, zu scheitern, größer geworden. Es fehlte nicht viel, und er hätte die zweite Prüfung, die er zweimal vergeblich versucht hatte, als er zum dritten und letzten Male vor der Prüfungskommission erschien, nicht bestanden, und hätte wieder aus dem Lehramte heraus müssen, und hätte dann seinen Wanderstab ergreifen können und sich sein Brot, da er sonst nichts gelernt hatte, erbetteln müssen. Und das kam so! Der Vorsitzende der Prüfungskommission, der Provinzialschulrat aus der Provinzialhauptstadt, hatte in der Religionsprüfung, angeregt durch das Wort Christi, das in der Prüfung gefallen war: „Wer da glaubet und getaufet wird, der wird selig werden, wer aber nicht glaubet, der wird verdammet werden",

Digitized by Google

eine Frage an die Prüflinge gerichtet, die eigentlich nach der Prüfungsordnung nicht zulässig, jedenfalls aber in ihr nicht vorgesehen war, er hatte nämlich gefragt: „Ist einer unter Ihnen, der an den von der Heiligen Schrift überlieferten göttlichen Wahrheiten zweifelt, also an sie nicht glauben kann, der melde sich." Es hatte sich niemand gemeldet, was dem Seminardirektor, der den Religionsunterricht erteilte, einen großen Stein vom Herzen nahm, weil er seiner Leute nicht ganz sicher war, und dem Provinzialschulrat auch einen Stein vom Herzen nahm, weil er seine Frage, kaum daß er sie gestellt hatte, bereute, da er sie für eine den Verhältnissen nicht entsprechende ansah. Nun gab es aber Zweifler genug unter den jungen Männern, denn der Zweifel in religiösen Dingen galt bei ihnen — und gilt überhaupt in der Jugend — für ein Zeichen scharfen, logischen Denkens. Der klar und unerbittlich der Wahrheit ins Gesicht schauende Jüngling kann nicht glauben, er muß zweifeln. Glauben kann nur der sogenannte „gute Junge", der „frumbe" und „tumbe" alles das, was ihm gelehrt wird, als reines, unverfälschtes Gold in sich aufnimmt. Der Zweifel kann stets nur vom denkenden, dem logisch denkenden Menschen kommen! Also — feste darauf losgezweifelt! Und so gab es in diesem Sinne auch viele unter den jungen Männern, die in der zweiten Prüfung standen, die zwar mit dem gemachten Seufzer: „Könnte ich doch glauben!", still schwiegen und den Mut nicht besaßen, dies offen zu bekennen, da sie für einen Verlust ihrer Stellung fürchteten, aber bisher auch niemals die Kraft besessen hatten, wirklich und ernstlich über die göttlichen Dinge nachzudenken, sie wirklich und ernstlich zu studieren. Diese Sorte von Zweiflern gibt es aber überall, und besonders in denjenigen Kreisen, die zum Nachdenken nicht viel Zeit und auch nicht viel Lust haben.

Nun war der Held unserer Erzählung, der Lehrer Ernst Braune, so unglaublich das bei seiner ganzen einfachen Sinnesart klingen mag, ein echter Zweifler, oder sagen wir es noch deutlicher, ein Ungläubiger; aber dies nur in einem ganz bestimmten Sinne, und, da er zwar „frumbe" und „tumbe" war, aber doch eine redliche Natur hatte, die mit einer noch so stillen Lüge nicht ins Amt kommen wollte, so ließ er sich in der Pause, die der Entscheidungskonferenz über „bestanden oder nicht bestanden" voranging, bei dem Provinzialschulrat melden, und sagte ihm unter vier Augen, daß er ein Zweifler wäre. Der Provinzialschulrat sah den jungen Mann, der vor ihm stand, prüfend an. Es war kein schöner Anblick. Auf einem unschönen Gesicht mit harten Zügen, die ihn älter erscheinen ließen, als er wirklich war, lag dichtes, rotes, schlecht gepflegtes Haar. Ein rötlicher Bart, ebenfalls nicht gut gepflegt, machte es nicht anziehender. Seine kleine, zwar sehr sehnige, aber etwas magere Gestalt, war ein wenig gebückt, so daß man ihn für einen Lungenleidenden hätte halten können. Er hatte aber eine gute Lunge, und war auch sonst völlig gesund; nur machte er einen müden, abgearbeiteten Eindruck.

„Ein Zweifler sind Sie, Herr Braune?" fragte der Provinzialschulrat. „Ja, woran zweifeln Sie? Ist es die ganze Heilige Schrift, die Ihren Zweifel hervorruft, oder sind es die Schriften über die Heilige Schrift," setzte er mit einem gewissen Hohn hinzu, „die Sie zum Zweifler machen?"

„Darf ich ganz offen sprechen?"

„Ja, ich denke, darum kommen Sie zu mir?"

„Ich kann nicht glauben," war die Antwort, „daß Jesus Christus von der Jungfrau Maria ohne Mitwirkung eines Mannes geboren worden ist, und kann ebensowenig glauben, daß er ein Ergebnis der Umarmung der Jungfrau Maria durch den Heiligen Geist ist. In diesem Sinne kann es für mich keinen Gott Jesus Christus geben! Wohl aber glaube ich und will auch nicht aufhören, das meinen Kindern zu lehren, daß sich Gott in diesem Jesus Christus von Nazareth uns Menschen geoffenbart hat; denn, was er lebte und litt, was er lehrte und predigte, ist nicht menschlichen, sondern göttlichen Ursprungs. Und in diesem Sinne ist Jesus Christus für mich Gott, also in rein geistigem, nicht aber in körperlichem Sinne. Daß Gott diesen Zimmermannssohn von Nazareth ausgesucht hat, und nicht einen anderen, um durch ihn den Menschen das göttlich Wahre, das göttlich Ewige zu lehren und durch ihn den Menschen Frieden und Glück auf ihrer Erdenbahn zu bringen, daß also Gott dies durch diesen Jesus von Nazareth, und nicht durch einen anderen gemacht hat, ist ein Geheimnis seiner Weisheit, die zu erkennen

Digitized by Google

nicht möglich, aber auch nicht nötig ist. Ob dieser Jesus von Nazareth in Bethlehem geboren und auf Golgatha gestorben ist, ob er vom Tode auferstanden ist oder nicht, ob er zum Himmel gefahren ist oder nicht, das alles lasse ich für mich auf sich beruhen. Die tief ergreifenden Erzählungen, die darauf wie überhaupt auf sein Leben und Wirken abzielen, verlieren für mich nichts an ihrem Wert, auch wenn es nur freie Legende oder legendarische Niederschläge einfacher, äußerer Vorgänge sein sollten. Für mich bleibt das ganze Geheimnis der Göttlichkeit Christi in der Befolgung seiner Lehre begründet. Ich versuche es, und will es noch mehr versuchen, hinter ihm herzugehen und in meinem Leben das zu befolgen, was er gelehrt hat. In den Herzen meiner Kinder, in denen kein Zweifel liegt, will ich keinen Zweifel erwecken; ich könnte ihnen nichts Gleichwertiges dafür bieten, wenn ich ihnen den kindlichen Glauben an die Heilige Schrift nähme, nichts! Ich werde daher die biblischen Geschichten in ihrer schlichten Einfalt und Größe schlicht und einfach mit ihnen behandeln und alles fernhalten, was den sie beglückenden kindlichen Glauben stören könnte. Damit werde ich weder ein Lügner noch ein Heuchler sein. Im übrigen will ich versuchen, ihnen stets das vorzuleben, was ich sie lehre."

Erstaunt blickte der Schulrat auf den Redenden. War das der plumpe Mann, der in der Prüfung den Mund nicht hatte auftun können? Er schaute ihm ins Auge. Da leuchtete ihm ein Strahl tiefer, warmer Herzensgüte entgegen. Lange schwieg er. Dann drückte er ihm die Hand und sagte: „Nun, Herr Braune, dann gehen Sie weiter hinter dem Herrn Jesus Christus her und versuchen Sie, selbst nach seinen Worten zu leben, und Ihre Kinder fröhlich und bereit zu machen, es Ihnen nachzutun."

Das drittemal — es war, wie gesagt, der letzte Versuch, der zur festen Anstellung führen konnte — bestand der Lehrer Ernst Braune die zweite Prüfung.

Nach wenigen Wochen hielt er die Anstellungsverfügung der Königlichen Regierung, die ihn zum Inhaber der Lehrerstelle in Schwarzenbeck in endgültiger Anstellung bestimmte, in seinen Händen.

Das Ziel, das sich der arme Knabe vor zehn Jahren gesteckt hatte, war nach unsäglichen Mühen, nach schweren Entbehrungen und auch nicht ohne Gefahr erreicht.

Er war nun wirklich ein Volksschullehrer, ein festangestellter Volksschullehrer.

* * *

Das Dorf, oder besser gesagt, der Flecken Schwarzenbeck lag auf einem der Vorberge des Eulengebirges. Es war ein Dörfchen, in welchem nur arme Weber wohnten. Vor mehr als hundert Jahren, als der Webstuhl im Hause, als die Haus- und Heimarbeit noch den Weber ernährte, zuweilen sogar sehr gut ernährte, waren die kleinen Häuschen, die den Flecken bildeten, auf einem kahlen Höhenzuge, über den ein Fahrweg nach der großen Heerstraße führte, von einem reichen Kaufmann erbaut worden. Er hatte die Absicht gehabt, und das war ihm auch gelungen, einen tüchtigen Stamm von Webern dauernd dadurch an sich und an sein Geschäft zu fesseln, daß er sie seßhaft machte. Jeder Weber erhielt zum Eigentum ein Häuschen, das er nach langsamer Abzahlung eines mäßigen Kaufpreises zu seinem Eigentum machte. So waren allmählig die Weber des Dörfchens Haus- und Grundbesitzer geworden, und die Häuschen hatten sich weiter von den Vätern auf die Söhne fortvererbt, und alles wäre in dem kleinen Neste zufrieden gewesen, wenn der Weberarbeit an der Spindel und Hauspule nicht ein furchtbarer Feind erwachsen wäre, der nach und nach alle zu vernichten drohte, das war der maschinelle Ersatz der Heimarbeit durch die großen Fabriken. Mit den Maschinen, die der Dampf trieb, konnten die Weber nicht mehr mit. Die Preise, die sie für ihre Waren erhielten, wurden von Jahr zu Jahr geringer; schließlich waren es nur noch Hungerpreise. Es war so weit gekommen, daß eine ganze Weberfamilie, aus den Eltern und mehreren halberwachsenen Kindern bestehend, wenn alle täglich zehn Stunden fleißig arbeiteten, nicht mehr als zusammen höchstens 1,50 Mark verdienten. Davon allein hätten sie schwerlich leben können, aber sie besaßen ihr Häuschen und hatten meist auch einen kleinen, freilich harten Acker, der Kartoffeln lieferte, und da Schulden statutenmäßig die Häuschen nicht tragen durften, so saßen die armen Weber wenigstens als freie Männer auf eigenem Grund und Boden und brauchten sich um die Aufbringung

Digitized by Google

von Hypothekenzinsen keine Sorgen zu machen. War es somit nach der einen Seite für das arme Webervolk ein Glück zu nennen, daß es seßhaft war und auf eigener Scholle leben konnte, so war das auf der anderen Seite gerade sein Unglück; denn nun hielten die Weber mit der Zähigkeit der Heimatsliebe, die der eigene Grundbesitz immer vermehrt, an ihrem elenden Handwerk fest. Alle Bemühungen der königlichen Behörden, alle Bestrebungen humanitärer Vereine, den Weber freizumachen von seinem nutzlosen Hungerhandwerk, scheiterten. Zwar ein und der andere ging in die Welt und suchte und fand dort sein Brot leichter und reichlicher als zu Hause und kehrte nicht in die ärmliche Hütte zurück; aber das waren doch immer nur vereinzelte Fälle; die Mehrzahl blieb und klebte fest an ihrer Armut, und die Jünglinge und Jungfrauen, wenn sie reif geworden waren, freiten und ließen sich freien und blieben im Dörfchen hängen, und ihre Kinder machten es ihnen nach. Es war ein armes, völlig bedürfnisloses Volk. In dem Flecken gab es keine Kirche und kein Pfarrhaus, wohl aber an seinem Nordausgange, hart an dem Feldwege, der durch das Dörfchen führte, frei gelegen, ein Schulhaus. Es gab aber auch zum Glück für die armen Bewohner kein Gasthaus, keine Kneipe. Ein kleiner Kramladen war freilich da, aber da gab's nicht viel zu kaufen und, da bares Geld etwas Seltenes war, auch wenig Käufer. Ihr Brot backten sich die Einwohner selbst, ihre Kartoffeln brachte der dürftige Acker. Brot und Kartoffeln waren ihre eigentlichen Nahrungsmittel. Fleisch gab es nicht. Die paar Gänse, Hühner und Tauben, die gehalten wurden, wurden auf dem nächsten Markt verkauft. Das kam aber auch nur selten vor, denn zur nächsten Marktstadt — der Kreisstadt — waren es vier Stunden hin und vier Stunden zurück. Ein ganzer Arbeitstag ging dabei verloren, und dazu die Mühen des weiten Weges! Das nächste Kirchdorf auf der anderen Seite nach Süden zu war von Schwarzenbeck aus eine Meile entfernt. Dort gab es eine Kirche und ein Pfarrhaus, dort gab es auch zwei Gasthäuser; aber die weite Entfernung schützte die Weber vor der Gefahr, dort ihre wenigen, sauer verdienten Groschen anzubringen. Es war ein sehr einsames Fleckchen Erde, dieses Schwarzenbeck. Im Sommer war es sehr heiß, heißer als in der Ebene, und im Winter war es um mehrere Grade kälter als in den nächsten tiefer gelegenen Nachbardörfern. Hätte ein großer Wald, der dem Staate gehörte, nicht die von Norden her kommenden harten Winde etwas zurückgehalten, dann hätten die armen Weber in den kalten Wintertagen tüchtig heizen müssen, um sich der Kälte zu wehren. Dieser Wald nahm das Dörfchen nach der Nordseite hin in seinen Schutz. Einzelne Häuser standen bis unter die Kronen seiner großen Bäume.

Zwei Vorzüge besaß das arme Weberdorf, um die es manche Weltstadt hätte beneiden können. Einmal stand dicht neben dem Schulhause der Dorfbrunnen, ein sehr tiefer Ziehbrunnen, der reichliches und gesundes Trinkwasser spendete. Im Hochsommer war ein stets kühler Trunk aus der Tiefe ein wirklicher Genuß, und die armen, fleißigen Weber, die manchen Schweißtropfen in den heißen Sommertagen verloren, erfreuten sich täglich dieser wahrhaft köstlichen Labung. Und zum andern besaß das Dörfchen eine, man kann sagen, märchenhaft schöne Aussicht, die man von allen Häusern nach Süden zu auf das Eulengebirge hatte. Das erstreckte sich meilenweit in seiner ganzen Ausdehnung vor den Augen derer, die auf der Höhe des Dörfchens standen. Oft, bis in den Sommer hinein, trugen seine höchsten Berge ihre Schneekappen, und im Winter lag die lange, weiße Wand, besonders, wenn die Strahlen der Wintersonne sie trafen, da wie ein großes, ungeheueres Silberkleid, mit dem der Schöpfer seine Erde schmückt. Keines von den Webersleuten war jemals in die Berge gekommen, denn sie lagen noch Meilen entfernt von ihrem Wohnort, keines blickte auch mit sonderlichem Entzücken auf sie hin; denn die Schönheiten der Natur, wenn wir sie täglich genießen, verlieren an ihrem Reiz und ihrer Anziehungskraft; aber ihre schönen Berge hätten die Weber darum nicht missen mögen.

* * *

In diesem Dörfchen, in das er gleich bei seiner ersten lehramtlichen Tätigkeit gekommen war, wirkte nun schon jahrelang der Lehrer Ernst Braune. Es war ein merkwürdiger Lehrer! Vor den Augen eines nach dem Schema urteilenden Schulmannes hätte er mit seiner Arbeit und den Leistungen seiner Schulkinder niemals bestehen können. Es wurde in der

Digitized by Google

Schule nicht viel gelernt, aber unendlich viel wurde in ihr gelebt. Lesen, schreiben, rechnen mit dem kleinen Einmaleins, die zehn Gebote, den Glauben und das Vaterunser, das lernten schließlich alle Kinder, und alle vermochten auch schöne Kirchenlieder und Bibelsprüche, die fest eingeprägt waren, gut aufzusagen; einzelne, aber nicht alle, konnten schließlich eine kleine Reihe biblischer Erzählungen vortragen; aber das war auch so ziemlich alles. Die Pflanzen und Tiere der Heimat — es waren ihrer nicht viele — kannten sie, aber von dem, was die Wissenschaft mit der Biologie der Arten, der physiologischen Struktur der Körper meint, wußten sie nichts. Von den preußischen Königen vermochten sie manche hübsche Erzählung wiederzugeben, auch von den großen Kriegshelden, von dem General von Ziethen und dem alten Blücher war ihnen mancherlei bekannt, ebenso von Bismarck und Moltke, aber von einem eigentlichen historischen Verständnis besaßen sie nichts, wie ja auch ihr Lehrer nach dem Urteil seines früheren Seminarlehrers nichts davon besaß. Wirklich schlimm stand es mit der Erdkunde. Sie kannten eigentlich nur ihre engste Heimat, wußten aber sehr wohl, daß die Erde eine große Kugel sei, hatten aber doch keine rechte Vorstellung davon, ob die Sonne wirklich oder nur scheinbar unterginge. Auf dem Himmelsgewölbe wußten sie gar nicht Bescheid; daß aber die Sterne alle viel größer wären als gewöhnliche Lichter, das glaubten sie, weil der Lehrer es ihnen gesagt hatte.

Also es war nicht viel, und in mancher Dorfschule wurde mehr gelernt als in der zu Schwarzenbeck, aber, wie gesagt, viel, unendlich viel, wurde in der kleinen Schule gelebt, denn die Schulstube wurde hier allen Kindern ein Ersatz für das, was ihnen das Elternhaus nicht bieten konnte. Während im Elternhause der schwere Druck des Lebens auch auf den Kindern ruhte, während dort Vater und Mutter oft in harten Worten untereinander und mit den Kindern haderten, herrschte hier ein fröhliches, ja man kann sagen, ein glückliches Kinderleben. Nie erklang ein Scheltwort, niemals eine Drohung. Einen Stock gab es nicht. Kein Kind hat jemals hier einen Schlag von seinem Lehrer erhalten. Übermäßig still ging es allerdings in der kleinen, etwa dreißig Kinder zählenden Schule nicht zu, und der Lehrer tat auch nichts, die Kinder zum Stillsitzen anzuhalten. Das mußten sie zu Hause am Webstuhl und an der Spule genug tun. Nur selten ertönte sein mahnendes Wort: „Jetzt, liebe Kinder, ein bißchen still! Jetzt erzähle ich euch eine schöne Geschichte." Dann wurde es stets still, mäuschenstill, denn das mußte man dem Lehrer lassen, so schön, wie er erzählte, konnte es niemand, auch die Mutter zu Hause nicht, die sowieso keine Geschichten oder nur sehr wenige kannte. Oft genug wurde der Unterricht plötzlich unterbrochen. Wenn nach langer Winterzeit ein erster Sonnenstrahl durch die Fenster brach, dann, oft mitten in den Unterricht, rief ein Stimmchen: „Ach, Herr Lehrer, spielen!" Und bald riefen es alle: „Ja, Herr Lehrer, spielen!" Dann flog die Tür auf, und hinaus ging's auf den Weg und unter die Bäume, und, statt zu arbeiten, wurde gespielt. Der Lehrer ließ sich oft greifen, nahm gewöhnlich das schwächlichste Kind auf seinen Arm und lief mit den Worten: „Wer fängt uns?" mit ihm davon. Dann die jubelnde Kinderschar hinter ihm her. Wie er so, von den mageren Händen des meist zerlumpten Kindes umschlungen, mit langen Schritten davonlief, während das Kind mit den Händchen klatschte und die anderen hinter ihm herliefen, bot der plumpe, linkische Mann keinen schönen Anblick, und es wurde auch nicht besser, wenn er ergriffen und sich den Schweiß von seinem geröteten Gesichte abwischte. Wahrlich, für ein ästhetisches Auge kein schöner Anblick! Dann, wenn sich alles müde gelaufen hatte, kehrte die kleine Gesellschaft mit geröteten Backen in das Lehrzimmer zurück, und der Unterricht wurde wieder aufgenommen und fest innegehalten bis zum lektionsmäßigen Schluß. War es da ein Wunder, daß bei solchem Unterrichtsverfahren nicht viel herauskam?

Nach und nach wurde der Lehrer der Freund aller seiner Kinder. Er lebte mit ihnen ihr einfaches Leben, er lebte nicht neben ihnen, er lebte mit ihnen. Kam mal eins mit Tränen zur Schule, und die freundlich zuredenden Worte des Lehrers erfuhren ihre Quelle: die Mutter hatte gescholten und geschlagen, dann ging der Lehrer nach dem Schlusse des Unterrichts mit dem Kinde heim, nahm es auf seine Knie, lobte und streichelte es, und wenn Mutter noch so böse gewesen war, Mutter wurde dann doch wieder gut. Jedes Haus kannte der Lehrer mit allen

Digitized by Google

seinen kleinen Freuden und Leiden, und schließlich war eigentlich nichts, was die Herzen der Kinder bewegte, das nicht ihm mitgeteilt wurde, das nicht bei ihm ein stets williges Ohr und ein stets freundliches Wort gefunden hätte. So wurde nach und nach für alle Kinder die Schule eine Lebensschule. Die Sonnenstrahlen der Liebe, Nachsicht, Geduld und Güte, die in diesem Hause sie umleuchteten und erwärmten, begleiteten sie in ihre einfachen Häuser und machten auch sie für die Kinder noch hell und warm. Keines von den armen, oft elenden, oft zerlumpten, oft hungrigen Kindern, das nicht später, als den Leib des Mannes längst der Hügel deckte, gesagt hätte: „Ach, wie schön war meine Kindheit!"

Aber freilich, die Sache kostete ein Stück Geld, manchmal „barbarisch" viel Geld!

Einstmals — es waren noch die Winterferien und die Nächte noch sehr lang und kalt — gingen zwei kleine Burschen, zwei Brüder, bei dem Schulhause lange, bevor es Tag war, vorüber, nach der nächsten Stadt. Sie sollten vier Meilen an diesem Tage zurücklegen, mußten also den ganzen Tag fortbleiben. Ein jeder trug unter dem Arm eine magere, abgeschlachtete Gans, die er verkaufen und deren Erlös er zurückbringen sollte. Sie klopften den Lehrer, der noch schlief, aus den Federn heraus und fragten ihn — so hatten die Eltern es ihnen befohlen —, ob sie für ihn nicht etwas aus der Stadt mitbringen könnten. Das war nicht nötig, auf die Frage aber: „Habt ihr schon gefrühstückt?" erfolgte eine verneinende Antwort. Da nahm er die Burschen zu sich ins Zimmer und teilte mit ihnen sein einfaches Morgenfrühstück, das aus aufgewärmtem Kaffee und trockenem Brote bestand. Dann gingen die beiden Jungen in den kalten Wintertag hinein. Der Abend war schon längst hereingebrochen, als sie beim Lehrer wieder anklopften und ihm weinend und vor Frost zitternd ihr Unglück erzählten. Sie hatten die beiden Gänse verkauft, für jede zwei Mark erhalten und, als sie sofort nach dem Verkauf den Rückweg antraten, gemerkt, daß der, der das Geld trug — er hatte es in sein Taschentuch eingewickelt — das Geld verloren hatte. Weinend waren sie die Landstraße zurückgegangen, stundenlang hatten sie nach dem Gelde gesucht, hatten es aber nicht gefunden. In ihrer Angst hatte einer dem anderen gesagt: „Wir gehen nicht nach Hause! Wir bekommen Prügel! Wir wollen zu unserem Lehrer gehen! Der wird uns helfen!"

Der Lehrer besaß nun zum Glück noch gerade vier Mark. Die gab er den Kindern. Damit machte er ihre Herzen wieder froh und ihre Augen wieder hell. Aber eine große Schwierigkeit entstand. Was sollten sie nun den Eltern sagen? Die Prügel erschien ihnen, wenn sie bei der Wahrheit blieben, doch sicher. Es war ein sehr schwieriger Fall, und leider wäre in keinem der pädagogischen Lexika — die der Lehrer übrigens auch nicht besaß — darüber etwas zu finden gewesen. Doch der Lehrer entschied: „Ihr braucht den Eltern nicht zu sagen, daß ihr das Kaufgeld verloren und von mir zurückerstattet erhalten habt. Wenn sie euch aber fragen sollten, wir ihr zu dem Gelde, das ihr ihnen gebt, gekommen seid, dann müßt ihr ihnen die Wahrheit sagen. Besser, viel besser ist eine Tracht Prügel als eine Lüge. Aber," so fuhr er fort, als er den Mienen der beiden Jungen ansah, daß sie von der Wahrheit dieser Worte nicht völlig überzeugt waren, „aber, wenn ihr dann die Wahrheit sagt, dann öffne einer sogleich das Fenster und rufe mich. Ich stehe dicht unter der Scheune und komme dann gleich und werde dann auch eure Eltern beruhigen, daß ihr ohne Prügel davonkommt."

So wurde es auch gemacht. Der Lehrer stand in der Dunkelheit und Kälte wohl eine halbe Stunde lang auf Posten, aber kein Fenster klirrte, kein Scheltwort oder Kindergeschrei drang aus dem Innern des Häuschens zu ihm.

Da ging er nach Hause. Die Geschichte hatte ihn seinen letzten Groschen gekostet; aber der Erste war nahe!

Bis dahin kam er schon ohne bares Geld durch.

* * *

Die Wohnung, die der Lehrer Ernst Braune in Schwarzenbeck inne hatte, war nicht übel. Bei bescheidenen Ansprüchen genügte sie, und sie war jedenfalls freundlicher, heimlicher als die der armen Weber. Nur für einen Hausstand wäre sie zu klein gewesen. In dem kleinen, niedrigen, mit Stroh bedeckten Schulhause, dem leider der Garten und jeder gärtnerische Schmuck fehlten, lag zur Rechten die Schulstube und zur Linken die Dienstwohnung des Lehrers: eine

Digitized by Google

größere zweifenstrige und eine kleine einfenstrige Stube, dazu eine kleine Küche nebst Vorratskammer. Ein Holzstall und ein kleiner Viehstall lagen auf dem Hofe. In ersterem war das Winterholz aufgespeichert, in letzterem herrschte Leere, denn eine Kuh oder ein Schwein konnte sich der Lehrer, da er ohne Hausstand lebte, nicht halten. Die zweifenstrige, größere Stube war seine Wohnstube, die kleinere, einfenstrige, seine Schlafstube. Eine alte Weberwitwe hatte die Reinhaltung der Wohnräume gegen ein billiges Entgelt übernommen und sorgte gewissenhaft für tägliche Reinigung und Lüftung des Wohn- und Schlafzimmers. Herrlich war von den Fenstern der Wohnstube aus der Blick auf die in der Ferne sich türmenden Bergketten des Eulengebirges. Hier saß der Lehrer oft stundenlang, wenn die Wolken und Nebel die Berge nicht einhüllten, und sättigte sich immer aufs neue an dem leuchtenden Bilde. Das Wohnzimmer selbst war nicht ohne Schmuck, und hatte, was bei einem Junggesellen selten vorkommt, den Charakter der traulichen Gemütlichkeit. Ein großer, grüner Kachelofen trug hierzu nicht wenig bei, und ebenso eine an der Wand hängende, große Uhr, die mit ihrem langsamen Ticktack den kleinen Raum durchdrang. Wenn's die Jahreszeit irgend gestattete, blühten mannigfaltige Blumen an den Fenstern. An einem der beiden Fenster stand ein zwar sehr alter, auch etwas morscher, aber tiefer und weicher Großvaterstuhl, den der Lehrer vor Jahren um ein Billiges in einem Nachbardorfe erstanden hatte. Hier ruhte er von der Arbeit des Tages aus und konnte mit einem Blick durchs Fenster seine geliebten Berge umspannen. Vor ihm stand ein Tischchen und auf ihm ein schlichter Vogelbauer, dessen Insasse, ein Kanarienvogel, gar schöne Lieder singen konnte, und des Lehrers Herzensfreude war. Beide kannten sich und liebten sich, und der Vogel unterließ niemals, wenn der Lehrer sich seinem Käfig näherte, ihn mit einem hellen Gesang zu erfreuen. Außer einem größeren Tisch und einigen Stühlen, hatte das Wohnzimmer keine Möbel; doch hing an der Wand die lange Pfeife, der zweite Freund des Lehrers, der ihm ebensoviel Freude bereitete wie das Vögelchen. Beide verschafften dem Lehrer manche stille Stunde der Freude und Erholung. An den Wänden hingen einige Bilder aus seiner Seminarzeit, und gleich der Tür gegenüber hing ein Spruch, den der Lehrer selbst bald nach seinem Dienstantritt auf festes, weißes Pappapier eingezeichnet hatte: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen."

Sehr einfach war das Leben, das sich in diesen schlichten Räumen abspielte. Den Morgenkaffee bereitete sich der Lehrer selbst. Er wurde für mehrere Tage im voraus gekocht und befand sich in einem großen Topfe in der Küche. Täglich wurde ein Kännchen von ihm aufgewärmt. Schwierigkeiten bereitete das Mittagessen, denn es war niemand da, der es ihm hätte herstellen können, und ebensowenig war ein Hausstand vorhanden, der ihm gegen Bezahlung Mittagessen hätte gewähren können. An Fleisch war nicht zu denken, doch ging es schließlich besser, als man unter den örtlichen Verhältnissen hätte erwarten können. Eier, Kartoffeln und Brot konnte er gegen ein mäßiges Kaufgeld von den armen Webern erwerben, und hin und her — im Sommer — gab es auch etwas frisches Gemüse, und für den Winter konnte er sich an Erbsen, Bohnen und Linsen einen ausreichenden Vorrat halten. Aus Suppe und Brot bestand die Abendkost. Das Kochen mußte er freilich selbst besorgen, aber er hatte es bald gelernt, und sich auch eine gewisse Umsicht bei der Verteilung der einzelnen Gerichte auf die einzelnen Mahlzeiten angeeignet. Die eigentliche Schwierigkeit lag nur in dem Mangel an Butter. Die gab es in Schwarzenbeck nicht; doch hielt der Krämer eine Art von Schmalz als Ersatz für Butter, und bei bescheidener Zunge ließ sich auch damit auskommen. Jahrelang mußte sich der Lehrer auf das äußerste in allen seinen Lebensbedürfnissen beschränken, denn die Schuldzahlungen mußten pünktlich vierteljährlich erfolgen und nahmen den größeren Teil seines Gehalts fort. Dazu kam, daß der Lehrer nicht die Gabe besaß, das wenige Geld, das ihm blieb, festzuhalten.

Es war keine Familie in dem Flecken, in der er nicht, wenn auch nur mit wenigen Mark, Gläubiger war, und zwar Gläubiger auf alle Zeiten, denn er selbst dachte niemals an eine Zurückgabe der Schuld seitens der Schuldner, und diese taten es ihm gleich. Wo Not war, wo sie ihm entgegentrat, m u ß t e er helfen; er konnte nicht anders! Er hatte nicht eher Ruhe, nicht eher begleitete der Friede seinen Schlummer,

Digitized by Google

nicht eher wollte ihm sein einfaches Mahl, nicht eher seine geliebte Pfeife schmecken, als bis er geholfen hatte. Und meistens konnte er mit Wenigem Hilfe schaffen. Da er aber selbst nur Weniges besaß, waren die Tage und Wochen nicht selten, in denen er keinen Pfennig bares Geld mehr im Hause hatte. Oft genug hatte er seine Vorräte Tag für Tag verkleinern müssen, um bis zum nächsten Gehaltstage mit ihnen zu reichen. Lächelnd sagte er sich oft: „Du bist wie ein Schiffbrüchiger, der aus einem Säckchen Zwieback kleine und kleinere Tagesportionen machen muß, um sich am Leben zu erhalten, bis ihn ein rettendes Schiff aufnimmt.“ Schulden hatte er aber nicht gemacht, oder doch nur einmal, sie aber pünktlich zurückbezahlt. Ein alter Weber war nach langem Fieber genesen und sollte, so sagte seine Frau, die dem Lehrer ihre Not klagte, eine Flasche stärkenden Wein — täglich ein Gläschen — austrinken. In der Apotheke des Kirchdorfes sei der Wein, die Flasche für drei Mark, zu kaufen. Sie hätte kein Geld, und ihr alter Mann müsse nun wohl sterben. Ob sich's nun ganz so schlimm verhielt oder nicht, genug, der Lehrer hatte auch kein Geld, und konnte nicht helfen. Bis zum Abend hielt er aus, dann aber lief er durch die Nacht die lange Meile zum Nachbardorfe hinab und erhielt auf Borg in der Apotheke den ersehnten Wein, den er der dankbaren Frau brachte. Es muß dahingestellt bleiben, ob der Weber durch den Wein oder aus einem anderen Grunde seine Genesung wiedererhielt, er wurde aber tatsächlich wieder gesund und arbeitsfähig, und hat auch dem Lehrer für den schönen Wein einmal einen schönen Dank gesagt. Damit war für ihn die Sache erledigt, nicht aber für den Lehrer, der von dem nächsten Rest seines Einkommens auch noch diese Schuld begleichen mußte.

Ja, es war sein Schicksal! Er war ein Schuldenmacher, ein arger, unbesonnener Schuldenmacher!

Aber nun stand am 1. Oktober sein dreißigster Geburtstag bevor, und an diesem Tage sollte etwas Großes, Köstliches vor sich gehen! An diesem Tage wurde der Rest seiner Schuld abgestoßen, und mit diesem Tage trat er in den Genuß seines vollen Diensteinkommens ein, und da er gleichzeitig auch in die nächst höhere Gehaltsstufe aufrückte, stand ihm vom 1. Januar nächsten Jahres ab ein Einkommen bevor, das ihn in seinen Augen zu einem reichen Manne machte; der reichste in dem Dörfchen Schwarzenbeck war er dann jedenfalls. Ihn schwindelte, wenn er sich seine weitere Zukunft ausmalte. Freilich, drei Monate lang, bis zum 1. Januar, mußte noch das alte Leben weitergehen; dann aber, dann aber, ja, was dann? Nun, zunächst wollte er sich fortan sein Brot mit Butter schmieren, ganz dick schmieren. Aber woher die Butter nehmen? Da schon begann die Schwierigkeit. Dann wollte er sich einen Schinken kaufen, oder zum wenigsten doch eine Wurst. Das war leichter zu machen. Das Abendbrot ohne Belag müsse jetzt aufhören. Dann wollte er täglich abends zu seiner Pfeife eine Flasche Bier trinken. Auch das ließ sich einrichten. Hei, wie sollte die ihm schmecken! All die Jahre seines Amtes hindurch hatte er sich danach gesehnt. „Wenn ich nur kein Trinker, kein Alkoholiker werde!“ schmunzelte er, indem er sich vergnügt die Hände rieb. Vierzehntägig fuhr der Bierwagen durch das Dörfchen hindurch. Der sollte bei ihm anhalten, dann nahm er gleich einen Korb mit zwanzig Flaschen; damit reichte er vierzehn Tage und auch länger. Und dann eine Zeitung wollte er nun auch haben; es gab ja billige, da brauchte er seinen Geldbeutel nicht zuzuschnüren, und im nächsten Sommer blieb er auch bei dem gemeinsamen Essen nach den Kreislehrerkonferenzen, was er bisher nie getan hatte, zurück, und aß mit den Kollegen zusammen das feine Mittagessen, und nachher gab's auch Kaffee und Kuchen. Und dann wollte er auch den Verkehr mit den Kollegen suchen, den er bisher ganz hatte liegen lassen, weil der Verkehr mit ihnen ihn zur Anschaffung eines neuen Anzuges genötigt hätte, und dann, ja dann mußte er auch einen neuen Rock haben, einen dunkelblauen, und einen Hut auch, einen feinen, schwarzen Hut, und . . . und . . ., so träumte er weiter und träumte sich in eine glückliche Zukunft hinein.

Der Träumer, der arme Tor! Der vergaß bei seinen Träumereien ein etwas, das ihm alle seine Phantasiegebilde zerstören mußte: er vergaß sein Herz, sein gutes, großes Herz, das schon dafür sorgen würde, daß sein Geldbeutel so leer blieb wie zuvor.

Er wußte aber nichts davon und blieb bei seinen Träumereien.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Weit vom Schuß / Von Freiherr von Schlicht

Humoristisch-patriotischer Roman aus der Kriegszeit. 1. Fortsetzung.

„Mir nicht," widersprach Willi Torwald, „ich verdaue noch viel mehr, wenn ich sie nur erst hätte. Mein Lieblingsgericht sind jetzt in Grund und Boden geschossene englische Kreuzer mit möglichst viel ertrunkenen Engländern. Überhaupt diese Engländer! Diese gemeinen Schufte! Dieser Mister Grey an der Spitze! Wenn ich den nur einmal hier hätte — ach, hätt' ich dich, wie wollt' ich dich! Wollen Sie mir glauben, Herr Major, daß ich seit Monaten wieder ein gläubiger Christ geworden bin und jeden Abend zu unserem Herrgott bete: Lieber Vater im Himmel, tue ein Wunder und lasse diesen Mister Grey in meine Hände fallen. Mit dem würde ich schon umgehen. Der bekäme Prügel, daß er wenigstens die nächsten fünfundzwanzig Jahre nicht wieder sitzen könnte. Den würde ich verdreschen! Fassen Sie mal meine Armmuskel an, Herr Major, die sind hart wie Eisen, ich habe nicht umsonst so viel Sport getrieben, Mister Grey würde an mir eine Riesenfreude erleben. Vielleicht beschert ihn mir der liebe Gott doch einmal zum Morgenkaffee, und um dem Himmel die Sache zu erleichtern, denke ich mir des Nachts immer neue Pläne aus, wie wir den Engländern ganz barbarisch auf den Leib rücken können. Sicher weiß das unser beispiellos glänzender Generalstab schon längst ohne mich, aber Sie sollten nur einmal die Briefe lesen, die ich täglich an unseren Generalstab schreibe. Nur ein Glück, daß ich sie nicht abschicke, sonst würden die mich ganz sicher für verrückt halten. Und das bin ich nicht, wenigstens noch nicht, aber ich werde es durch diesen Krieg vielleicht noch werden. Halt," unterbrach er sich plötzlich, „ich sehe dort etwas Weißes flattern, sicher ein Extrablatt. Ich hab's doch gewußt, daß heute noch eins kommen würde. Sehen Sie, Herr Major, dort — dort ein Extrablatt!" Er jubelte und frohlockte wie ein kleines Kind, aber gleich darauf knickte er ganz enttäuscht in sich zusammen: „Ich habe mich geirrt, es war nur die weiße Schürze eines Dienstmädchens. Meine Augen sind auch nicht mehr die besten, das Notenlesen greift auch an."

„Musizieren Sie denn auch jetzt noch so viel?" fragte der Major, nur, um das Gespräch auf ein anderes Thema zu bringen.

„Keine Taste rühre ich mehr an," rief Willi Torwald erregt, „keine Taste. Ich übe täglich meine sieben bis acht Stunden, das ist alles. Konzerte geben kann ich jetzt doch nicht, höchstens für das Rote Kreuz, aber ich könnte jetzt nicht öffentlich spielen, ich bin kaputt, ich bin mit meinen Nerven fertig. Nicht etwa, als ob ich auch nur eine Sekunde an die Möglichkeit gedacht hätte, daß wir nicht überall siegen. Ausgeschlossen! Wer so etwas fürchtet, der verdiente, als Idiot zum Besten des Roten Kreuzes öffentlich ausgestellt zu werden. Aber meine Nerven sind futsch, trotzdem meine gute Mutter mich immer mit Sanatogen füttert. Ich gebrauche zu ihrem Erstaunen jeden Tag eine ganze Schachtel."

„Das ist ja aber enorm," warf der Major ein, „ich denke, man nimmt das Zeug nur löffelweise?"

„Wenn man es nimmt, ja," stimmte Willi Torwald ihm bei, „aber wenn man es nicht nimmt? Und ich nehme es natürlich nicht. Ich lasse mir nun jeden Tag eine Schachtel in das Zimmer stellen und bringe sie Tag für Tag zu der Sammelstelle des Roten Kreuzes. Unsere braven, heldenmütigen Soldaten können das Zeug im Felde oder im Lazarett besser gebrauchen. Mich wundert es nur, daß meine Mutter noch nicht dahintergekommen ist, obgleich ich ihr immer aufs neue vorschwindele, daß ich die leeren Schachteln für einen wohltätigen Zweck fortgebe. Nun aber kommen Sie, Herr Major, Sie führt der Himmel mir in den Weg, ich suche schon lange einen Menschen, der mit mir eine Flasche Sekt darauf trinkt, daß es morgen als Entschädigung für den heutigen Tag wenigstens zwei Extrablätter gibt."

„Die werden, wenn es soweit ist, sicher auch ohne die Flasche Sekt kommen", widersprach der Major. „Auf jeden Fall tut es mir leid, Ihnen keine Gesellschaft leisten zu können. Zeit hätte ich allerdings schon, Lust schließlich auch, aber —"

„Da gibt es kein Aber", rief Willi Torwald lebhaft, und es nutzte dem Major nichts, daß er sich noch weiter sträubte, denn auch jetzt genierte er sich, einzugestehen, daß ihm die Ischias in den

Digitized by Google

Gliedern saß. Ob der Wein ihm da gerade heute guttun würde, war eine zweite Sache.

So saß er denn bald mit dem Künstler in einer kleinen, behaglichen Weinstube bei dem Sekt zusammen. Er trank nur sehr wenig, aber er benutzte diese Gelegenheit, die sich ihm da bot, um dem Virtuosen im Laufe der Unterhaltung gelegentlich unauffällig, wenn auch nur anscheinend lachend und belustigt, so doch aber mit einem ernsten Hintergrund, den der andere sehr wohl heraushörte, eine kleine Rede zu halten, in der Hoffnung, seinen Zuhörer dadurch etwas zur Vernunft zu bringen, indem er ihm zurief: „Wissen Sie wohl, verehrter Meister, daß Sie in mancher Weise eine gewisse Gefahr für die Ruhe und Ordnung der jetzt meinem Kommando unterstellten Garnison bilden? Ihre Nervosität, Ihr Warten auf die Extrablätter wirkt ansteckend. Jeder kennt Sie hier, jeder, der Sie durch die jetzt so leeren Straßen der Stadt gehen sieht, sagt sich: aha, da ist Willi Torwald wieder auf der Suche nach den neuesten Siegesnachrichten. Und wenn Sie dann bald darauf völlig enttäuscht, weil wieder kein Extrablatt da war, zurückkommen, dann werden auch die anderen enttäuscht, die Sie vielleicht von ihren Fenstern aus beobachten, und unwillkürlich fangen die Leute an, sich zu sagen: daß die Siegesnachrichten immer noch ausbleiben, kann doch kein gutes Zeichen sein, sicher haben unsere Truppen eine Niederlage erlitten, die uns verheimlicht werden soll. Einer äußert das dem anderen gegenüber. Aus diesen Äußerungen werden Gerüchte, aus diesen sogenannte Tatsachen, für deren Wahrheit sich jeder verbürgen will. Man weiß es ganz genau, obgleich kein wahres Wort daran sein kann, wir haben im Osten eine ganz schwere Niederlage erlitten. Mindestens fünfzigtausend Tote und ebensoviel Verwundete und Gefangene. Im Westen steht es sogar noch schlimmer, die Engländer haben Belgien zurückerobert, ganz Frankreich ist von unseren Truppen befreit, die Gegner stehen mitten in unserem Vaterlande. Ja, ja, so wird dann geredet, mein lieber Herr Professor —"

Bis dahin hatte der ganz geduldig zugehört und den ihm geltenden Tadel ruhig hingenommen, nun aber wurde er wild: „Ich verzeihe Ihnen alles, Herr Major, und Sie können mir sagen, was Sie gegen mich auf dem Herzen haben, aber wenn Sie mich noch einmal ‚Herr Professor' nennen, dann kündige ich Ihnen die Freundschaft. Gewiß, ich bin Professor, Titularprofessor, aber ich habe doch so gar nichts von einem Professor an mir, weder in meiner äußeren Erscheinung, noch in meinem ganzen Denken und Empfinden. Im übrigen haben Sie vielleicht teilweise recht mit Ihren Vorwürfen, aber ich kann nichts dafür, daß ich an dieser Extrablattkrankheit erkrankte. Wenn ich ein Mittel dagegen wüßte, würde ich es schlucken, und schmeckte es noch gräßlicher als Rizinusöl."

„Vielleicht genügt es schon, verehrter Meister, oder wie ich Sie sonst nennen darf, ohne abermals Ihren Unwillen zu erregen, wenn Sie Ihrer Krankheit mit dem festen Vorsatz zu Leibe gehen, sich die abschaffen zu wollen", warf der Major ein. „Wer über so eiserne Muskeln verfügt wie Sie, hat sicher auch einen eisernen Willen. Und es gibt schließlich doch auch noch ein anderes Mittel dagegen: wenn Ihr Klavierspielen allein Ihre Zeit nicht ausfüllt, dann suchen Sie sich doch noch eine andere Tätigkeit, die Ihre Gedanken von diesem Kriege ablenkt."

„Aber welche?" stöhnte Willi Torwald auf, ich kann doch nicht Autogramme sammeln, eine Beschäftigung, die ich schon deshalb hasse, weil ich fortwährend mein Autogramm schreiben muß. Ich kann mir doch auch keine Freimarkensammlung anlegen, und mich als Zivilist in den Dienst des Roten Kreuzes zu stellen, vermag ich erst recht nicht. Da würde es mit mir nur noch schlimmer werden, als es ohnehin schon ist. An und für sich ist Ihr Vorschlag natürlich sehr richtig, und ich habe mir das auch schon oft selbst gesagt. Ich bin sogar da auch schon zu einem Resultat gekommen. Es gibt nur eins für mich, von dem ich Heilung erhoffe, ich müßte mich einmal wieder verlieben. Natürlich in kein junges Mädchen, sonder in eine schöne Frau. Sich in ein junges Mädchen zu verlieben, hat für unsereins keinen Zweck, die lieben nicht wieder, die himmeln uns nur an, denen soll man beständig etwas vorspielen, am liebsten etwas ganz Trauriges. Und tut man das, dann fangen sie an zu heulen wie ein Schloßhund, der an Schnupfen leidet. Ach, und die Tränen machen selbst das hübscheste Gesicht so häßlich. Das wissen die jungen Mädchen natürlich auch sehr

Digitized by Google

genau, und ich glaube, sie weinen nur deshalb, um dann ihren Kopf an die Brust des angeblich Geliebten bergen und um sich fest an den anschmiegen zu können!"

Unwillkürlich mußte der Major lachen, dann meinte er: „Sie scheinen auf dem Gebiet der jungen Mädchen im Laufe der Jahre Ihre Erfahrungen gesammelt zu haben."

„Aber nicht durch meine Schuld," verteidigte Willi Torwald sich, „wenn ich bei meinen Konzerten an meinem Flügel sitze, denke ich wirklich nur an meine Musik. Und wenn ich dann Beifall ernte und mich dankend gegen das Publikum verneige, sehe ich nur das Publikum in seiner Gesamtheit. Ich sehe niemals den einzelnen Zuhörer oder die einzelnen Zuhörerinnen. Aber um so genauer sehen die letzteren mich an, ja die meisten von ihnen achten sogar während meines Spieles gar nicht auf die Musik, sondern nur auf mich. Was ich ihnen vorspiele, ist gleich, würde ich ihnen einen Gassenhauer herunterklimpern, sie würden ebenso mit ihrem Beifall rasen. Anders vermag ich es mir wenigstens nicht zu erklären, daß ich nach den Konzerten immer ganze Stöße von Liebesbriefen erhalte. Und allen soll ich etwas vorspielen, natürlich unter vier Augen, in meinem Hotel, oder wo es mir sonst immer beliebt. Sie müssen mich richtig verstehen, Herr Major, die jungen Damen, die mir das schreiben, denken sich nicht allzuviel dabei, es sind tatsächlich sehr anständige junge Damen der Gesellschaft, die das felsenfeste Vertrauen in mich setzen, daß ich das Alleinsein mit ihnen nicht mißbrauchen werde. Das tue ich natürlich auch nicht, aber trotzdem, man macht so seine Erfahrungen. Die Zahl derartiger kleiner Racker ist weit größer, als mancher glaubt. Na, trinken wir mal auf die süßen, kleinen Mädchen!"

Das geschah denn auch, und seinen Erinnerungen nachhängend, blickte Willi Torwald eine ganze Zeitlang schweigend vor sich hin, bis er dann endlich sagte: „Was ich Ihnen eben erzählte, Herr Major, geschah natürlich nicht, um damit zu renommieren. So etwas liegt mir vollständig fern, und ich brauche mir auf meine sogenannten Eroberungen auch gar nichts einzubilden. Ehrenvoll wie vor dem Feinde sind auch auf dem Gebiete der Liebe nur die Siege, die man teuer erkaufen muß, und wenn ich hier eine Dame der Gesellschaft wüßte, um deren Gunst und um deren Liebe es sich zu kämpfen verlohnte, dann würde ich kämpfen, und ich glaube, nein, ich weiß, daß ich dann von meiner Extrablattkrankheit genese."

„Und wenn ich nun eine solche Dame für Sie wüßte?" entfuhr es dem Major fast gegen seinen Willen.

Wie von der Tarantel gestochen, sprang Willi Torwald von seinem Platz auf und sah sein Gegenüber mit großen, flammenden Augen an, um ihm gleich darauf zuzurufen: „Sie kennen eine solche Dame? Eine solche lebt hier in der Stadt, und ich habe sie noch nicht gesehen, obgleich ich fast den ganzen Tag auf den Beinen bin? Wie heißt sie? Wie alt ist sie? Ist sie verheiratet, geschieden, Witwe? Was hat sie für Haare? Was für Füße? Was ist sie für eine Landsmännin?"

Willi Torwald schien noch tausend andere Fragen auf dem Herzen zu haben, aber der Major winkte ihm, sich zu beruhigen, und vor allen Dingen wieder Platz zu nehmen, damit die anderen, wenigen Gäste, die nicht weit von ihnen entfernt saßen, nicht unnötig auf ihn aufmerksam würden, dann sagte er: „Sie fragen mich mehr, als ich Ihnen beantworten kann. Ich selbst kenne die Dame persönlich gar nicht, aber nach allem, was ich hörte —", und er berichtete dem gespannt und aufmerksam Zuhörenden, was er über Frau von Duffel im Laufe des Vormittags zufällig erfahren hatte. Nur als er ganz zum Schluß erwähnte, daß es sich um eine Ostpreußin handelte, malte sich in Willi Torwalds Zügen eine gewisse Enttäuschung, dann meinte er: „Ich persönlich liebe bei den Frauen das Schlanke und Graziöse. Je kleiner und je zierlicher, desto besser. Und ob eine solche duftige, zarte Blume im rauhen Ostpreußen wachsen und gedeihen konnte, das erscheint mir doch sehr fraglich."

„Ausnahmen gibt es doch schließlich überall", beeilte sich der Major, ihn zu beruhigen, um gleich darauf hinzuzusetzen: „Ich würde mir an Ihrer Stelle die gnädige Frau auf jeden Fall erst mal näher ansehen, ehe sie die aus mancherlei Gründen löbliche Absicht, der den Hof zu machen, wieder aufgeben. Die Gelegenheit, sie kennen zu lernen, bietet sich von selbst. Sicher

Digitized by Google

wird auch Frau von Duffel die Kriegsabende besuchen, deren Mitglied ja auch Sie sind."

„Ohne daß ich bis jetzt jemals hingegangen wäre", warf Willi Torwald ein.

„Dann holen Sie das Versäumte bei der nächsten Gelegenheit einfach nach und überlassen Sie alles Weitere vertrauensvoll der Zukunft", meinte der Major. „Im übrigen will ich Ihnen von ganzem Herzen wünschen, daß die gnädige Frau Ihren Erwartungen und Ihrem Geschmack entspricht, damit Ihre Nerven sich im Interesse der Allgemeinheit wieder beruhigen, und damit Sie des morgens wenigstens bis um sechs Uhr schlafen und nicht schon um drei Uhr der Extrablätter wegen wach werden."

„Gott soll es geben, Her Major," stimmte Willi Torwald ihm bei, „aber das sage ich Ihnen gleich, Herr Major, wenn diese schöne Unbekannte etwa so schön sein sollte, daß ich ihr nicht nur den Hof mache, sondern daß ich mich sogar in sie verliebe, und zwar derartig, daß in mir der Wunsch wach werden sollte, zu heiraten — ich halte das natürlich für ganz ausgeschlossen, denn schon, wenn ich bisher nur das Wort ‚heiraten' hörte, ist mir jedesmal eine Gänsehaut über den Rücken gelaufen. Aber trotzdem, wir leben ja jetzt in einer Zeit, in der alles möglich ist, und deshalb sage ich es nochmals, damit Sie mir später keine Vorwürfe machen: wenn ich im Laufe der nächsten Wochen oder Monate ernstlich auf den Gedanken kommen sollte, die schöne Frau zu heiraten, dann müssen Sie, jawohl, Sie, Herr Major, die Dame wirklich heiraten!"

Auf jeden Schluß der langen und etwas konfusen Rede war der Herr Major vorbereitet gewesen, auf diesen aber nicht, und so meinte er denn jetzt, mit einem Blick auf die vor ihnen stehenden beiden leeren Flaschen, die der Künstler fast allein ausgetrunken hatte: „Ich glaube wirklich —"

Aber der andere fiel ihm schnell in das Wort: „Glauben Sie gar nichts, Herr Major, oder glauben Sie nur an unsere 42-Zentimeter-Mörser! Ich weiß sehr genau, was ich gesagt habe, und wenn Sie später gezwungen sein sollten, diese Frau von Duffel zu heiraten, dann ist das Ihre eigene Schuld. Sie haben mir dann die Suppe mit der eingebrockt, dann können Sie die auch gefälligst aufessen, und daraufhin, daß Sie statt meiner später mit der schönen Frau recht glücklich werden möchten, könnten wir jetzt eigentlich noch eine Flasche trinken."

Aber der Major widersprach. Wer konnte wissen, auf welche verrückten Gedanken Willi Torwald noch kam, wenn dessen Phantasie durch eine dritte Flasche weiter angeregt wurde. Er hatte ohnehin an dem, was der ihm da erzählte, schon mehr als genug, und außerdem wurde es für ihn auch Zeit, nach Hause zu gehen. Es war schon kurz vor ein Uhr, und er pflegte um diese Zeit pünktlich auf die Minute zu Hause zu essen, falls er nicht vorher mündlich oder telephonisch Bescheid gegeben hatte, daß er später kommen würde. So lehnte er denn dankend das Anerbieten ab, und etwas später erhob sich der Major von seinem Platz. Die Götter waren ihm gnädig, das Aufstehen gelang ihm, trotzdem er lange gesessen hatte, viel besser, als er glaubte. Nur als er stand, knickte er plötzlich in sich zusammen, als habe ihm jemand einen Stoß in die Rippen versetzt.

„Nanu, was haben Sie denn, Verehrtester?" fragte Willi Torwald ganz erstaunt.

„Ich verstehe das auch nicht," log sich der Major heraus, „doch ja, nun fühle ich es, mein linkes Bein ist mir eingeschlafen, das kribbelt und krabbelt, als ob da tausend Ameisen herumliefen."

„Sagen Sie lieber, als wenn das ganze russische Ungeziefer da herumwimmelte", warf der andere dazwischen. „Russisches Ungeziefer ist jetzt aktuell, die Ameisen sind veraltet. Wenn Sie aber wünschen, daß ich Ihre eingeschlafenen Knochen durch einen liebevollen Faustschlag wieder lebendig mache, bitte ich Sie, nur zu befehlen."

Um Gottes willen, nur das nicht, da liege ich ja gleich auf der Erde, dachte der Major, und so sagte er denn rasch: „Ich danke Ihnen sehr, Sie sind wirklich außerordentlich liebenswürdig, aber es geht schon wieder ganz gut. Nun aber muß ich mich beeilen, sonst komme ich zu spät zu Tisch und bekomme von meiner Haushälterin Ausschelte."

Und die bekam er wirklich, als er fast zwanzig Minuten zu spät seine Wohnung betrat.

Seine Wirtschafterin Frau Schnappauf, eine gewichtige Vierzigerin mit einem resoluten, energischen Gesicht, aber blitzsauber und adrett

Digitized by Google

in ihrer ganzen Erscheinung, erwartete ihn bereits voller Ungeduld und begrüßte ihn mit den Worten: „Na, wie ist es denn nun, Herr Major? Ich denke, der Herr Major legen den größten Wert darauf, daß das Essen mit dem Glockenschlag ein Uhr auf dem Tisch steht? Von mir aus steht es schon lange da, ich bin pünktlicher als die norfalste Normaluhr, und brauche nicht mal alle vierzehn Tage aufgezogen zu werden. Und gerade heute kommen der Herr Major so spät, wo ich für uns beide einen so schönen Fasan gemacht habe. Riechen der Herr Major ihn? Die ganze Wohnung duftet danach wie nach dem feinsten Parfüm. Aber ob er nun noch so gut ist, wie er war — von dem Herumstehen auf dem Herde ist noch kein Gericht besser geworden."

„Der Fasan wird schon noch gut sein," verteidigte der Herr Major sich, „im übrigen, Frau Schnappauf —"

Die Haushälterin verdrehte ihre hübschen Augen und meinte, ihren Herrn etwas neckisch und kokett ansehend, während sie sich zugleich in den starken Hüften wiegte: „Ich habe den Herrn Major doch schon so oft darum gebeten, mich nicht Frau Schnappauf zu nennen, sondern Frau Röschen, oder einfach nur Röschen."

„Und ich habe Ihnen schon ebensooft erklärt, daß ich diese Anrede nicht für passend halte," widersprach der Major, „aber wie dem auch sei, Sie müssen sich in der jetzigen Zeit mit dem Essen ein für allemal darauf einrichten, daß Sie mit dem etwas auf mich warten können, das läßt sich nun mal nicht ändern, dafür haben wir jetzt Krieg."

„Ja, draußen im Osten und Westen," widersprach Frau Schnappauf, „aber hier? Hier sind wir weit vom Schuß. Es ist nur, weiß Gott, ein Glück, daß man hier noch seinen Kientopp hat, in dem man sich wöchentlich die neuen Bilder vom Kriegsschauplatz ansehen kann, sonst wüßte man ja überhaupt nichts mehr davon, daß Krieg ist. Und wenn die Lebensmittel nicht so nach und nach anfingen, etwas teurer zu werden — na, da haben der Herr Major als Garnisonältester ja auch noch ein Wort mitzureden. Das wissen die Händler und namentlich die Marktfrauen auch ganz genau. Der Herr Major sollten es mal mit ansehen, mit welcher Auszeichnung ich auf dem Markt behandelt werde. Alle machen vor mir Platz, als sei ich zum mindesten des Herrn Majors rechtmäßig angetraute, eheliche Gemahlin, und neulich ist sogar eine Marktfrau, als ich kam, von ihrem Hökersitz aufgestanden, und hat vor mir einen Hofknicks gemacht, als wäre ich eine geborene Prinzessin, und da —"

Der Herr Major kannte aus Erfahrung die Beredsamkeit seiner Wirtschafterin, die, wenn sie einmal aufgezogen war, nur schwer wieder zum Stehen kam. So fiel er ihr denn jetzt, als sie wegen ihres Fettansatzes am Herzen plötzlich gezwungen war, eine Atempause zu machen, in das Wort, indem er ihr zurief: „Ich denke, es ist nicht gut, Frau Schnappauf, wenn das fertige Essen auf dem Herd herumstehen muß, und von mir aus könnte es schon lange auf dem Tisch stehen."

Frau Schnappauf verstand diesen Wink mit dem Zaunpfahl und begab sich in die Küche, während der Major sein Schlafzimmer aufsuchte, um die Uniform mit der bequemen Litewka zu vertauschen. Bald darauf setzte er sich zu Tisch, und abermals mußte er Frau Schnappauf das Zeugnis ausstellen: kochen konnte sie. Gott sei Dank, daß er als Junggeselle nicht auf das Wirtschaftsessen angewiesen war, daß seine Mittel ihm erlaubten, sich seine eigene Wirtschaft zu halten, die ihm allerdings schon deshalb nicht ganz billig kam, weil Frau Schnappauf in dem von ihr gewissenhaft geführten Wirtschaftsbuch die Ausgaben niemals spezifizierte. Es stand dort lediglich: Einkäufe 27 Mark, oder wenn sie noch gewissenhafter war: Einkäufe 42 Mark 37 Pfennig. Aber was sie für Einkäufe hatte, das verriet sie keinem Menschen, am allerwenigsten ihm, dem sie gleich von Anfang an kategorisch erklärte: „Wenn der Herr Major glauben, daß ich bei den Einkäufen auch an mich denke, dann ist das eine tödliche und gerichtlich strafbare Beleidigung. Im übrigen sollen der Herr Major auf der ganzen Welt erst mal eine Wirtschafterin finden, die bei den Einkäufen nicht auch an sich, sondern lediglich an ihren Herrn denkt."

Da ließ er Frau Schnappauf gewähren, und sie dankte es ihm. Trotz ihrer Leibesfülle war sie unendlich tätig und fleißig, dabei von der größten Sauberkeit, und vergebens hätte er in den Zimmern oder gar in der Küche auch nur den leisesten Staub gesucht. Frau Schnappauf be-

Digitized by Google

hütete und betraute ihn in jeder Hinsicht. Sie sorgte für seine Wäsche, die sie ausbesserte, sie machte ihn darauf aufmerksam, wenn er sich dieses oder jenes neu anschaffen mußte, und in erster Linie sorgte sie in glänzender Weise für sein leibliches Wohl.

Auch der Fasan heute war wieder ausgezeichnet. Der Herr Major ließ es sich gut schmecken, aber dann dachte er plötzlich an all die Kameraden, an all die braven Soldaten, die zu derselben Stunde, in der er hier schlemmte, sich entweder mit dem Feinde im Gefecht befanden, oder die vielleicht auch jetzt wieder, was noch viel schlimmer war, dem Feinde gegenüber in den Schützengräben lagen. Was hatten die armen Menschen um diese Stunde zu essen? Vielleicht im besten Falle ein Stück trockenes Brot und ein Stück Speck, und er selber saß hier weit vom Schuß vor den vollen Schüsseln und schlemmte darauf los.

Es schmeckte ihm plötzlich gar nicht mehr, er brachte es nicht mehr fertig, noch weiterzuessen, während die Kameraden da draußen im Felde — die armen Kerle, wie leid sie ihm taten, und doch wie gerne hätte er mit ihnen getauscht.

Da verspürte er mit einemmale wieder ein niederträchtiges Reißen in seinen Gliedern, die Ischias meldete sich von neuem, richtig, er hatte es ja noch vergessen, sich mit den englischen Pflastern zu bekleben. Er hätte vielleicht doch lieber die drei Glas Sekt, oder waren es gar vier, nicht trinken sollen, und auch sonst war er eigentlich, als er bald darauf seine Zigarre rauchend auf der Chaiselongue lag, mit sich nicht recht zufrieden. Zunächst, weil es ihm trotz aller Anstrengungen nicht gelungen war, Fräulein Dorette das kleine Paket aufzuheben, und weil die ihn, wenn auch leise und verstohlen, wegen seines Hexenschusses auslachte. Dann aber auch, weil er Willi Torwald, dem genialsten aller Klavierwirtuosen den guten Rat gegeben hatte, der schönen Frau von Duffel den Hof zu machen. Was dann, wenn der sich nun wirklich in die schöne Frau verliebte, und wenn der später allen Ernstes von ihm verlangte, daß er die Suppe aufessen solle, die er ihm einbrockte? Das war natürlich ein hirnverbrannter Unsinn, aber gleichviel wurde er den Gedanken nicht los, als könne ihm daraus noch mancherlei Ärger und Verdruß erwachsen.

Ihm fielen die Worte wieder ein, die Frau Schnappauf, die trotz ihrer zweihundertundfünfzig Pfund Lebendgewicht so gern Röschen genannt sein wollte, ihm vorhin zurief: „Wenn es hier keinen Kientopp gäbe, und wenn die Lebensmittel nicht anfingen, etwas teurer zu werden, würde man hier, weit vom Schuß, gar nichts davon merken, daß man Krieg hätte."

Das sagte Frau Schnappauf so, aber er wußte es besser. Er merkte in der Kaserne genug vom Krieg. In den nächsten Tagen kamen schon wieder mehr als tausend Kriegsfreiwillige, die ausgebildet werden sollten, auch stand der Stadt eine neue Einquartierung bevor. Die Zahl der Verwundeten, die in den ihm unterstellten Lazaretten aufgenommen wurden, wuchs von Woche zu Woche, und er sah es voraus, daß zu diesem Kriege da draußen sich nun auch noch hier in der Stadt ein kleiner Krieg gesellen würde. Die Reibereien und Sticheleien zwischen den Mitgliedern der beiden Abende würden durch die Anwesenheit der Frau von Duffel sich eher verschärfen, als mildern. Und dabei erwartete Dorette gerade jetzt von ihm, daß er die beiden feindlichen Parteien miteinander versöhnen solle. Das war leichter gesagt, als getan, und er beneidete die Kameraden draußen im Felde. Die hatten es gut, denn es war tausendmal leichter, mit den Waffen in der Hand eine feindliche Batterie zu stürmen, als die Aufgabe zu lösen, die seiner hier harrte.

Das erforderte einen ganzen Mann, dem als Lohn nicht einmal das Eiserne Kreuz winkte. Persönlicher Mut kam ja dabei allerdings wenig in Frage, aber diplomatische Geschicklichkeit, denn die vorbereitenden Schritte mußten sehr reiflich überlegt sein.

Und der Herr Major überlegte, aber nicht lange, denn es war die Stunde, in der er gewohnt war, seinen Mittagsschlaf zu halten. Er schlief ein, und gleich darauf begann er zu schnarchen. Erst leise, dann immer lauter und lauter. Die Schnarchertöne drangen durch die ganze Wohnung, die drangen von dem Wohnzimmer hinaus auf den Korridor, von dort in die Küche, und so drangen sie auch zu Frau Schnappauf, die auf dieses Geräusch nur gewartet hatte, denn gleich darauf setzte sie sich in ihrem Küchenstuhl zurecht, schloß die Augen, um sich auch ihrerseits den wohlverdienten Nachmittagsschlaf zu leisten.

Digitized by Google

Aber bevor sie einschlief, sagte sie noch einmal halblaut vor sich hin: „Heute abend gehe ich in den Klentopp, sonst merkt man hier wirklich nichts davon, daß Krieg ist."

Und gleich darauf schnarchte sie mit dem Major um die Wette, und es war ein wahres Wunder, daß sie sich nicht gegenseitig mit dem Schnarchen aufweckten!

* * *

Frau Marga von Duffel, eine große, schlanke, äußerst elegante und vornehme Erscheinung, lag, in eine duftige Matinee gehüllt, den schönen Kopf mit den feingeschnittenen Zügen, der klassisch geformten Nase, dem dichten, dunkelblonden Haar, auf die rechte Hand gestützt, während sie zwischen den roten Lippen eine Zigarette hielt, in dem ihr von ihrer Kusine, der verwitweten Frau Regierungsrat von Lengenfeld, zur Verfügung gestellten eigenen Wohnzimmer auf der Chaiselongue und sah durch die offen stehende Tür belustigt zu, wie in dem nebenan gelegenen Schlafzimmer ihre Nichte Loni in den Schränken und den Schubladen herumkramte und sich auch heute wieder an den Kleidern, an der feinen Wäsche, an den zarten Dessous, und was sie dort sonst noch immer entdeckte, gar nicht sattsehen konnte. Und plötzlich stieß Loni sogar einen halbunterdrückten Ruf des Entzückens und der Verwunderung aus, um gleich darauf mit einer wahrhaft bezaubernd schönen weißen Bluse, die mit echten Brüsseler Spitzen geziert war, in das Wohnzimmer zu stürzen: „Tante, diese Bluse, so etwas Schönes habe ich noch nie gesehen, ich hätte überhaupt nie gedacht, daß es so etwas in Wirklichkeit gibt, die muß doch ein Vermögen gekostet haben."

Frau von Duffel nahm mit ihren schönen, schlanken Händen nachlässig die Zigarette aus dem Munde, strich die Asche an der neben ihr stehenden Schale ab und meinte dann mit einer äußerst sympathischen, wohlklingenden Stimme: „Was nennst du ein Vermögen, liebe Loni? Das ist ein sehr dehnbarer Begriff. Natürlich weiß ich nicht mehr, was die Bluse kostete, aber gar so teuer war sie, glaube ich, auch nicht, mir ist's, als hätte ich so ungefähr fünfhundert Franken dafür bezahlt."

Fräulein Loni, ein mittelgroßes, auffallend schlankes, graziöses und geschmeidiges junges Mädchen von zwanzig Jahren, mit tiefschwarzen Augen und einem frischen, übermütigen Gesichtsausdruck, schlug in aufrichtigem Erstaunen beide Hände zusammen und sah ihre Tante ganz erschrocken an, bis sie jetzt ausrief: „Fünfhundert Franken, also rund vierhundert Mark, hast du für diese Bluse bezahlt, und das nennst du nicht allzu teuer?"

Über das Gesicht der Frau von Duffel huschte ein leises Lächeln, dann sagte sie: „Ob teuer oder nicht, das hängt von dem Wert der Ware, und von dem Vermögen des Käufers ab. Du weißt, ich spreche nicht gern darüber, daß ich reich bin. Manche nennen mich sogar sehr reich, das auch wohl deshalb, weil mein ganzes Barvermögen so angelegt ist, daß ich selbst durch diesen Krieg keine Einbuße erleiden kann, und wenn der Himmel auch weiter mein Gut in Ostpreußen vor den Russen beschützt, wie es bisher durch ein Wunder geschehen ist —"

Mitten im Satz hielt sie inne, es lohnte sich nicht, weiterzusprechen, denn ihre Nichte hörte doch nicht zu. Die stand immer noch in dem Anblick der Bluse versunken da, bis sie dann jetzt, wie aus einem Traume erwachend, fragte: „Und diese Bluse ist auch aus Paris?"

Frau von Duffel lachte ein leises, übermütiges Lachen, dann meinte sie: „Da sieht man doch, Loni, daß du noch ein Kind bist. Glaubst du wirklich, daß man so etwas in Deutschland bekäme? So viel Geschmack besitzen deutsche Modistinnen und deutsche Konfektionsgeschäfte nicht. Ich glaube, ich sagte es dir in diesen Tagen, die ich nun bei euch bin, schon einmal: ich bin eine Deutsche mit Leib und Seele, ich liebe mein Vaterland über alles, ich wünsche unseren Feinden eine Niederlage, von der sie sich jahrzehntelang nicht erholen können, ich bin auch zu jedem Opfer für das Vaterland bereit, aber trotzdem, Loni, auf dreierlei möchte ich nicht verzichten: auf russische Zigaretten, auf englische Parfüms und auf Pariser Toiletten."

Fräulein Loni sah ihre Verwandte ebenso erstaunt wie erschrocken an, dann bat sie: „Um Gottes willen, Tante, laß das hier nur niemand hören, und vor allen Dingen äußere solche Ansichten nicht heute abend. Du weißt doch, daß heute unser Kriegsabend ist. Sicher brennen alle Mitglieder vor Neugierde darauf, dich persönlich kennen zu lernen, aber wenn du solche Ansichten äußerst —"

Digitized by Google

„Du meinst, dann würde man mich sofort in einen Sack stecken und mich mit Asche bestreuen!" rief Frau von Duffel belustigt. „Fürchte nichts, Loni, ich werde mich dem schon deshalb nicht aussetzen, um mir meine Frisur nicht ruinieren zu lassen. Im übrigen kannst du unbesorgt sein, ich habe es natürlich nicht vergessen, daß wir heute abend zu diesem Kriegsabend gehen sollen. Ich verspreche dir auch, mich zur Zufriedenheit aller Anwesenden zu betragen, und mich erst recht der Stimmung des Abends entsprechend anzuziehen. Nur mußt du mir zu diesem Zwecke nochmals erzählen, was diese Kriegsabende eigentlich wollen und weshalb sie in das Leben gerufen wurden."

Loni, die längst die himmlische Bluse beiseite gelegt und auf einem Stuhl dicht neben der Chaiselongue Platz genommen hatte, schlug in komischer Verzweiflung die Hände zusammen, dann meinte sie: „Aber Tante, wie kann man nur so vergeßlich sein? Ich habe dir die Sache doch schon wenigstens dreimal erklärt."

„Und ebensooft habe ich nicht zugehört", verteidigte Frau Marga sich. „Das war gewiß nicht sehr hübsch von mir, aber so etwas kommt trotzdem zuweilen vor. Ich erinnere dich nur daran, Loni, daß es dich auch absolut nicht interessierte, als ich dir vorhin davon sprechen wollte, in welchen glänzenden finanziellen Verhältnissen mein Mann mich zurückließ, als er mir nach kaum zweijähriger Ehe eines mittags infolge des Sturzes mit dem Pferde tot in das Haus gebracht wurde. Du dachtest bei meinen Worten an die Bluse, ich dachte, als du mir die Geschichte dieser Kriegsabende erzähltest, an Gott weiß was. Jetzt werde ich wirklich aufpassen, aber eins möchte ich dich schon jetzt bitten, nenne mich heute abend vor den anderen Leuten nicht immer Tante. Das hört sich so an, als wäre ich schon ganz alt. Gewöhne dir die Anrede, bitte, überhaupt ab und nenne mich Tatja, wie eine meiner kleinen Nichten mich ruft, weil sie das Wort Tante noch nicht richtig aussprechen kann."

„Tatja finde ich reizend," stimmte Loni ihrer Tante belustigt zu, „du hast recht, Tatja ist viel, viel hübscher, und wenn man mich heute abend fragt, was Tatja bedeutet, so werde ich das den Leuten schon erklären! Nun aber, Tatja," bat sie, „paß' wirklich mal auf. Ich will mich so kurz wie möglich fassen, hoffentlich schläfst du mir trotzdem bei der Geschichte nicht ein."

Frau von Duffel zündete sich abermals eine der kleinen russischen Zigaretten an, dann meinte sie: „Sei unbesorgt, Loni, solange ich rauche, bleibe ich auch wach und werde ganz Ohr sein."

„Dann also los damit," rief Loni übermütig, „eine lange Einleitung kann ich mir wohl schenken, denn du kannst dir sicher ohne weiteres vorstellen, daß der Ausbruch des Krieges auch in unserer Stadt eine grenzenlose Aufregung hervorrief. Man dachte nur an den Krieg, man sprach von nichts anderem, und man träumte erst recht davon, wenn man überhaupt Schlaf fand, und unwillkürlich sagte man sich: wenn das noch ein paar Monate so weitergehen soll, dann wird man noch ganz krank, denn es fehlte doch an jeder Ablenkung. Gesellschaften sollten nicht stattfinden, getanzt werden durfte nicht, die Tennisplätze lagen öde und verlassen da, weil es an den männlichen Partnern fehlte, ob das Theater im Herbst eröffnet würde, war damals auch noch sehr fraglich, kurz, es wurde fast überall mit Freuden begrüßt, als eines Tages in der Zeitung ein Aufruf erschien, in dem dazu aufgefordert wurde, einen Klub zu gründen, der seinen Mitgliedern einmal in der Woche einen Gesellschaftsabend verschaffen solle, an dem es unter allen Umständen verboten war, auch nur das Wort Krieg in den Mund zu nehmen."

Frau Marga lachte fröhlich auf: „Daher der Name Kriegsabend!"

„Es fiel uns allen kein besserer ein," verteidigte Loni ihren Klub, „einen Namen mußte er doch haben, und mit dem Krieg, der ihn in das Leben rief, mußte er doch auch irgendwie zusammenhängen."

„Und was treibt ihr denn an diesen Abenden? "erkundigte sich Frau Marga weiter.

„Was man eben an solchen Gesellschaftsabenden macht," gab Loni zur Antwort, „erst wird gemeinsam zu Abend gegessen, hinterher unterhält man sich, zwischendurch wird auch etwas musiziert, der eine oder die andere trägt etwas vor —"

„Und die aufmerksamen Zuhörerinnen stricken dabei wollene Strümpfe, warme Leibbinden und Pulswärmer."

„Um Gottes willen, Tatja, wo denkst du hin?" widersprach Loni schnell, „durch solche

Digitized by Google

Tätigkeit würden wir doch immer aufs neue an den Krieg erinnert werden, und den wollen wir doch an diesen Abenden zu vergessen suchen. Wir stricken doch schon zu Hause genug, du solltest nur mal die Riesenkisten sehen, die von hier aus mit selbstgestrickten Wollsachen schon fortgeschickt sind, und die noch fortwährend abgehen. Nein, an den Abenden darf nicht gearbeitet werden, und wer trotzdem sein Strickzeug mitbringt, muß eine Mark Strafe für das Rote Kreuz bezahlen, und für das Geld, das so eingeht, wird wieder wollenes Unterzeug gekauft. Ebenso von dem Geld, das diejenigen bezahlen müssen, die den Statuten zuwider doch von dem Krieg sprechen."

„Also das kommt doch zuweilen vor?" erkundigte sich Frau Marga.

„Sogar sehr oft, Tatja, denn wenn wir auch nicht von dem Kriege sprechen dürfen, mit unseren Gedanken weilen wir doch bei dem, besonders, wenn man kurz vorher in den Zeitungen etwas darüber gelesen hat. Da läßt sich die eine oder der andere doch zu einem Wort über den Krieg hinreißen. Deshalb sind auch ganz bestimmte Strafen dafür angesetzt. Wer da sagt: ‚Dieser Krieg ist furchtbar!', muß zwei Mark bezahlen. Der Ausruf: ‚Ich wollte, dieser entsetzliche Krieg wäre erst zu Ende!', kostet drei Mark. Etwaige Tränen, die über den Krieg vergossen werden, kosten sogar fünf Mark. Du siehst, es ist alles sehr genau geregelt."

„Das scheint mir auch so," stimmte Frau von Duffel ihrer Nichte bei, „aber nach allem, was du mir da erzähltest, kann ich mir eigentlich nicht vorstellen, daß diese Abende besonders amüsant sind."

Loni zuckte die Achseln: „Allzu große Ansprüche an das Vergnügen darf man da natürlich nicht stellen, Tatja, oft sind diese Abende, wie du richtig vermutest, wirklich sehr, sehr langweilig, schon, weil wir Damen meistens unter uns sind, aber zuweilen sind sie dafür auch außerordentlich nett."

Es herrschte eine kleine Pause, während der Frau Marga ihre Nichte, ohne daß diese etwas davon bemerkte, mit einem leisen Lächeln auf den Lippen fortwährend beobachtete, dann fragte sie ganz plötzlich und unvermittelt: „Sag mal, Loni, wie heißt er denn?"

Lonis Wangen färbten sich unwillkürlich dunkelrot, sie fühlte sich auf einer Schuld ertappt. Alles, was sie zu ihrer Verteidigung anzuführen wußte, bestand darin, daß sie nun voller Empörung ausrief: „Tatja, das ist gemein von dir! So etwas hätte ich dir am allerwenigsten zugetraut!"

Frau von Duffel lachte hell auf, so daß Lonis hübsche Augen sich mit Tränen füllten, und daß sie ihrer Verwandten nun zornig zurief: „Ich begreife gar nicht, Tatja, was es da zu lachen gibt. Ich finde es geradezu beleidigend, wenn du im Ernst glaubst, ich fände unsere Kriegsabende nur dann amüsanter als sonst, wenn Herr Walther — —"

Erschrocken hielt Loni plötzlich inne, während sich ihre Wangen womöglich noch dunkler färbten. Nun hatte sie sich doch verraten, und ihre Verlegenheit wuchs noch mehr, als ihre Tante sie jetzt mit den Worten neckte: „Na, Loni, bin ich wirklich so gemein, wie du vorhin glaubtest? Also Walter heißt er mit Vornamen?"

Aber Loni widersprach: „Das ist sein Zuname, sein Rufname ist Rudi, ich wollte natürlich sagen, Rudolf." Und plötzlich vor ihrer schönen Verwandten auf die Knie fallend, rief sie der zu: „Tatja, das sage ich dir, wenn du mich verrätst, gehe ich in ein Kloster. Nur ein Glück, daß Mama heute morgen bei dem Zahnarzt zu tun hat, denn wenn die etwas von unserem Gespräch erlauschte, oder von dem auch nur eine Ahnung hätte, die würde schön schelten, denn die Mütter von heute sind ja so furchtbar veraltet, die gehen mit der Zeit nicht vorwärts, die haben über viele Dinge noch so unglaublich altmodische Anschauungen. Die würde es auch einzig und allein schon deshalb nicht zugeben, daß ich meinen Rudi, — ich meine natürlich Herrn Walther —"

„Mir gegenüber kannst du schon bei deinem Rudi bleiben," meinte Frau Marga belustigt, „aber im übrigen teile ich etwas die altmodische Auffassung deiner Mutter, wie du es nennst. Wenn ich eine Tochter hätte, würde ich auch nicht ohne weiteres meinen Segen dazu geben, daß mein einziges Kind den ersten Tenoristen des hiesigen Stadttheaters liebt und den vielleicht sogar heiraten will."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Zwei Reiter

Mit brennender Fackel auf rotem Pferd
Rast ein Dämon über die Erde.
Wo sein Roß hufft, ist alles verheert,
Wo sein Horn ruft, greift man zum Schwerte.

Die einen mit Fluchen; die andern mit Beten.
Das Kindersein hat uns der Dämon zertreten.
Er hing uns den rauhen Rock um die Schultern
Und macht uns zu Helden und macht uns zu Duldern.

Uns Deutschen voran, auf weißem Pferd,
Reitet der Kaiser, der Krone wert,
Die ihm der Herrgott gab als Erben,
Mit ihr zu leben, mit ihr zu sterben.

Sterben? ... Nein, leben! ... Wir müssen siegen!
Der Herrgott läßt Deutschland nicht unterliegen.
Der Frevel der Frechen muß Rache finden.
Wir müssen — wir müssen überwinden!

Paul Ernst Köhler,
Gefreiter der 112er, gefallen am 14. 10. 1914 in Nordfrankreich, 24 Jahre alt.

*

Abrechnung / Von Hedwig Schobert

Er hatte zuerst seiner Schwiegermutter die weiße, juwelenfunkelnde Hand geküßt, dann seiner Braut. Seine Lippen streiften dabei den glatten, kühlen Reif, den er ihr heute angesteckt, der aber zu groß für die linke Hand gewesen, und den sie daher rechts trug.

„Morgen lasse ich ihn ändern, und dann soll er mich nie mehr verlassen. Mein ganzes Leben lang nicht, Kurt!" hatte sie ihm zugeflüstert und verträumt zu ihm aufgesehen. — Er hatte nur gelächelt. — Jetzt trat er als einer der letzten Gäste der Verlobungsfeier auf den Korridor hinaus. Unsinniges Kopfweh plagte ihn, denn die Nacht war drückend heiß und dunstig schwül. — Die Gasflamme brannte nur niedrig, um nicht noch mehr zu wärmen; der Diener aber, der den Gästen Hut und Stock zu geben hatte, saß schäkernd bei den Mädchen in der Küche. Ganz allein stand der Bräutigam da und suchte nach seinen Sachen. Als er gerade zum Gehen bereit war, huschte aus einer anderen Tür seine Braut heraus, jung, mit schmiegsamen Gliedern, ganz in Weiß gekleidet. Sie drängte sich dicht an ihn, und rankte sich an ihm in die Höhe, gerade als ob sie schlangenhaft dabei wuchs und emporkroch.

Dicht vor sich sah er ihre dunklen, großen Augen. Zwei klare, reine Sterne, die ihm voll zärtlichster Hingebung entgegenblickten. Er konnte nicht anders, er mußte hineinsehen — tief — tief —, und auf dem Grunde dieser Augen sah er plötzlich etwas Neues, Fremdes — etwas, das ihn eigentümlich peinlich berührte.

Sie liebte ihn von Herzen, trotz des Unterschiedes der Jahre zwischen ihnen, das wußte er sicher; deshalb hatte er ja um sie geworben. Die Ehe mit ihr hatte er sich warm, gemütlich und bequem gedacht. . . . Nun sah er auf dem Grunde dieser Augen plötzlich etwas anderes. . . . Ein selbstloses Geben zwar, aber auch ein starkes Fordern. Zug um Zug. — So viel du empfängst, so viel bist du mir schuldig. Gib es zurück . . . es ist mein gutes R e c h t. — Ich kenne das Leben nicht, wohl aber du. — Und d u hast es mich zu lehren. — Alles — alles erwarte ich von dir — Zufriedenheit, Lebensinhalt, Glück — Erfüllung meines unbewußten Sehnens. — Wenn du das nicht geben kannst, dann hast du ein Unrecht an mir begangen, als du mich nahmst! —

Diese stumme, heiße Forderung, die er empfand, erschreckte ihn plötzlich und machte ihn mißlaunig.

„Lebewohl, Marianne!" sagte er und küßte sie leicht auf die weichen, heißen Lippen. Sie schlang ihre Arme fest um seinen Hals.

„Lebewohl, Kurt! Auf morgen!" . . .

Das alles war so natürlich. Jede Braut hätte dasselbe getan. Nur bebte aus allen Poren dieses jungen, leidenschaftlichen Geschöpfes auf einmal die brennende Bitte: „Gib, was ich gebe! — Enttäusche mich nicht! — Ehrlicher Handel!" —

Er ging nachdenklich und langsam die Treppe hinab und trat auf die Straße. Aber er war nicht mehr derselbe wie vor einigen Minuten. Etwas ging neben ihm — gespenstig — jene stumme Forderung, die er niemals in den Bereich des Möglichen gezogen hatte.

Es war doch selbstverständlich, daß man ihm ein junges, reines Geschöpf in den Arm legte. Dagegen gab er ja seine Stellung, seinen Namen, den Schutz seines Hauses — auch eine gewisse Zuneigung, ruhig, wie der Rest seiner nicht allzu verschwenderisch verausgabten Gefühle.

Das schien ihm reichlich genug. — Die meisten Männer dachten ebenso. — —

Digitized by Google

Während der Assessor am Kanal entlang seinem hübschen Junggesellenheim zuging, fühlte er plötzlich mit nicht abzuweisender Deutlichkeit, daß die Ehe am Ende doch ein noch anderes Gesicht haben könne, als er gedacht; und zum erstenmal begann er die beiden Menschen, die sich miteinander für ein Leben vereinigen wollten, gegeneinander abzuwägen.

Den einen — und dann den anderen. —

Da bekam die Sache ein anderes Gesicht. —

Er hatte Marianne bisher für ein temperamentloses, leicht zu leitendes Geschöpf gehalten und mehr an sich, als an sie gedacht, als er sich zu der Werbung entschloß. Nun war er unsicher geworden, ob er sie überhaupt genügend kannte, ob er keinen Trugschluß in bezug auf sie gemacht. Konnte er sie nun noch, nachdem sie sich ihm eben unbewußt erschlossen hatte, noch daran denken, sie zu seinem Weibe zu machen? —

Die Laternen brannten trübe, wie von einer glühenden Dunstschicht umgeben, ringsum alles still. In der einsamen Straße hallten nur seine eigenen Schritte.

Ihm wurde immer beklommener — heißer. —

Diese beiden Menschen, die da so plötzlich geistig hüllenlos vor ihm standen, schufen ihm Pein. Hatte er denn wirklich das vornehm ruhige Wesen Mariannes bisher so falsch gedeutet? Nicht zu glauben wäre es, bei der genauen Kenntnis der Frauenpsyche, die er sich in seinem bewegten Leben doch angeeignet hatte!

Oder war er vorhin — erhitzt und ermüdet, wie er sich seit Stunden fühlte, — in einem Irrtum gewesen?

Unmöglich!

Er nahm den Hut in die Hand und bot der Nachtluft die Stirn, aber sie kühlte nicht, sondern sank wie ein schwerer, dumpfer Druck, der ihm den Atem nahm, auf ihn nieder.

Hatte die Schwiegermutter nicht von einer baldigen Heirat gesprochen und er ihr bereitwillig zugestimmt?

Damals — bei seiner Werbung, hatte er eigentlich an die Behaglichkeit des eigenen Heims und an Mariannes anspruchslose, stille Bescheidenheit gedacht, jetzt würgte ihn der Gedanke an die baldige Ehe. Er faßte sich in den Kragen — er fürchtete zu ersticken.

So heiß es war, begann er fast zu laufen, schloß eilig die Tür seines Hauses auf, erstieg die Treppen und trat endlich in sein Zimmer. Befreit atmete er hier in der gewohnten Umgebung auf; hier mußte der Spuk weichen, der ihn jetzt quälte.

Das Licht der Laternen, die den Kanal säumten, gab eine matte Helle, so daß er im Dunkel blieb. Den Paletot warf er auf einen Stuhl, dann trat er, die Hände in den Taschen, noch im Frack und weißer Binde, an das weit aufgeschlagene Fenster. — So still war es draußen! Kein Laut, kein Lufthauch, nur die lange, endlose Perlenreihe der leuchtenden Laternen bis weit hinunter zum Tiergarten.

Assessor Helmreich starrte regungslos auf diese Laternen, und wieder fühlte er den Alp auf der Brust, der ihm den Atem nahm.

„Nur ruhig bleiben! Sich klar werden!“ dachte er. „Den Dingen auf den Grund gehen.“

Er versuchte, sich seine Ehe, ihr gegenseitiges Verhalten, ihre Ansprüche an das Leben vorzustellen — und da plötzlich glotzte ihn das große Unrecht — ja, das halbe Verbrechen an, das ein Mann der guten Gesellschaft, der sein Leben bis zum kleinsten Rest ausgekostet, dem Mädchen aus derselben Gesellschaft antut, wenn er es zu seinem Weibe macht. Unausgeglichen für immer, müssen sie nebeneinander hergehen! —

Denn auch im Mädchen, in der Frau, lebt, nur niedergehalten durch Sitte und Erziehung, dieselbe Lebensgier, die den Mann schon in früher Jugend hinaus ins Leben drängt, und die er dort ganz befriedigen kann.

Da sich ihm nun heute abend ein Funken von diesem Lebenshunger in Mariannes Liebkosung gezeigt, so war sein ganzes, kühles, angenehmes Rechenexempel über den Haufen geworfen. Denn wenn sie erst empfand, daß Seele und Leib nur noch ein ausgeglühter Krater waren, der vollständig unter dem Banne der Bequemlichkeit stand, dann würde sie sich bald von ihm abwenden, der nichts mehr zu geben hätte, weil er seine Jugend vergeudet hatte. Langsam zog er die Hand aus der Tasche und strich vorsichtig über den gelichteten Scheitel, über das hagere, verlebte Gesicht. War es lohnend gewesen, sich selbst in so viel kleiner, minderwertiger Münze zu verzetteln? Hatte er wirklich Glück und Befriedigung darin gefunden?

In diesem Augenblick kam es ihm vor, als wären all die Abenteuer seines langen Lebens auch nicht eine Stunde desselben wert gewesen, als hätte er wie ein wahnsinniger Verschwender vergeudet — immer nur toll und blind vergeudet, ohne etwas dagegen einzutauschen. — Und unter diesem Bankrott sollte Marianne nun mit leiden?

Ein unbefriedigtes, unausgefülltes Leben an seiner Seite führen, entweder müde resignieren oder ....

Er dachte nicht weiter. Schweiß brach ihm aus. Vielleicht gab es doch für manche Sünden eine Vergeltung, und er hatte kein Recht, darüber zu klagen, wenn sie ihn nun auch einmal traf.

Aber Marianne war ja ein reines, kindliches Geschöpf, das sicher vor jedem Gedanken an Unerlaubtes zurückschaudern würde. — Was aber blühte ihr denn für ein unbefriedigtes Leben neben ihm, der sich vielleicht zwischen sie und ein starkes, großes Glück gedrängt hatte, denn es gab ja auch andere Männer, die sich mehr in Schranken gehalten hatten als gerade er —

Digitized by Google

Er sah den roten, geschwellten Mund, das feine Profil, die leuchtenden Augen, aus denen ihre Jugend strahlte, ganz deutlich vor sich, und auf einmal tat sie ihm leid — sie und alle die Mädchen, die an einen Lebensbankrotteur kommen.

Warum hatte er bisher nie, auch nur mit einem Gedanken, etwas Ähnliches gestreift? — Im Gegenteil, durch seine Wahl Marianne noch für beneidenswert gehalten.

Er preßte die Lippen so fest zusammen, daß sie ganz schmal wurden. Unter der schonungslosen Offenheit, die plötzlich über ihn gekommen war, obwohl sie gegen ihn selbst wütete. Er hatte kein Recht mehr, zu heiraten, er durfte nicht — wollte er ein anständiger Mensch bleiben. — Nehmen und geben — darauf baut sich die ganze Welt, und er hatte nichts mehr zu geben. — —

In schauderte plötzlich. — Soweit war es also mit ihm gekommen, daß er auch nicht mehr den kleinsten Rest von Wärme und Selbstvertrauen aufbringen konnte, — daß er sich vor der Hochzeit fürchtete wie der Schulknabe vor dem quälenden Schulanfang. Ein furchtbarer Ekel vor sich selbst, vor alle dem, was Leben hieß, überfiel ihn; er fühlte ganz deutlich, daß er mit sich fertig, keinen neuen Verhältnissen mehr gewachsen war, daß er auch Marianne nicht liebe, ja, sich jetzt geradezu vor ihr fürchte.

Bisher hatte er sie immer nur in Gegenwart anderer gesehen, halb scheu, halb unsicher in ihrer neuen Stellung als Braut, ein kleines Mädchen, das er, der gewiegte Menschenkenner, wie eine geschlossene Knospe sich angesteckt hatte, unbekümmert um die Blume, die sich daraus entfalten würde. Heute, im dämmrigen Korridor, zum ersten Male allein mit ihm, erhitzt durch den Wein und die Glut draußen, war die Hülle gesprengt. Ein starkes Temperament war ihm entgegengelodert und hatte ihn in Schrecken versetzt, in einen quälenden, lähmenden Schreck, der ihm noch jetzt in allen Nerven saß. — Hinter den Bäumen am Kanal zuckten ein paar Blitze auf; noch schwerer und dunstiger wurde die Luft, die hereinwuchtete.

Der Assessor knipste das elektrische Licht seiner Schreibtischlampe an und setzte Mariannes Bild auf die Platte; dann holte er zwei Briefe aus der Schublade und legte sie vor sich; die einzigen, die sie ihm je geschrieben. Jungmädchenschrift — Jungmädcheninhalt, ruhig, temperiert, ohne jeden Überschwang, — selbst der, in dem sie ihm ihr Jawort gab. Er sah ordentlich das Konzept daneben, nach dem sie ihn abgeschrieben hatte.

Und nun vertiefte er sich in die Züge des Bildes. Lange — lange. —

Richtig, da waren sie unzweifelhaft, jene Schlangenlinien um Mund und Augen, jener seltsame Ausdruck im tiefsten Grunde des Blickes.

Er hatte auf einmal das starke Gefühl, die dort sei das reiche, vorwärts strebende Leben, — er dagegen an der Grenze des seinigen. Es galt, nur noch den letzten Schritt zu tun — hinüber! —

Wie sein Hirn bohrte und schmerzte! — Er nahm einen Briefbogen, legte ihn vor das Bild zwischen die Briefe, und schrieb: „Geliebte Marianne . . .“ Weiter kam er nicht. Er konnte ihr doch keine Beichte ablegen, er, der durch allen Schmutz gegangene Mann, dem unschuldigen Mädchen! —

Selbst, wenn er jetzt noch zurücktrat, nachdem die Verlobung veröffentlicht, warf das trotzdem einen unverdienten Schatten auf sie! — Immer blieb sie der leidende Teil! — —

Draußen kämpfte der grauende Morgen mit der weichenden Nacht, ein müdes Lispeln ging durch das Grün der Bäume; von fern her rollte murrender Donner. Der Assessor öffnete das andere Fach seines Schreibtisches, dann saß er noch ein Weilchen stumm da und starrte gedankenlos vor sich hin.

„Bankrotteur!“ dachte er, und immer nur dies eine Wort. — —

Am anderen Morgen fand ihn sein Diener mit durchschossener Schläfe.

★

Frühlingsahnen

Weine, ach, weine nicht, Mütterlein —
Mußt ja voll heimlichen Hoffens sein.
Denn jeder schmeichelnde Sonnenstrahl
Kommt, um zu schmelzen die Winterqual.

In jeder Knospe, die ahnungsvoll schwillt,
Dein und mein Werden und Wünschen quillt,
In jedem zirpenden Vogelschlag
Hörst du den kommenden Frühlingstag,
In jedem nächtlich webenden Wind
Stimmen von Blumen und Vögeln sind.

Wende, ach, wende den Blick nicht zurück,
Denn das veilchenblaue, das lenzliche Glück,
Träumt uns im Herzen und träumt uns am Rain,
Bald wird es blühen, mein Mütterlein.

Olga Ost.

★

Digitized by Google

Bücherbesprechungen

Dr. Ed. Frhr. von Sacken. **Die Baustile.** Lehre der architektonischen Stilarten von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. 17. Auflage ergänzt von Dr. Julius Zeitler.

F. Kanitz. **Leitfaden der Ornamentik.** Einführung in die Geschichte, Entwicklung und charakteristischen Formen der Verzierungsstile aller Zeiten. 7. Auflage, neubearbeitet von Prof. Dr. Hans W. Singer. Verlag von J. J. Weber, Leipzig.

Webers illustrierte Handbücher sind längst überall auf das beste eingeführt. Die ernste Solidität ihres Gehaltes rechtfertigt auch ihren Ruf. Alle modernen Neugründungen mit parallelen Bestrebungen können sie nicht verdrängen. Wer gründlich über die „Baustile" oder die „Ornamentik" unterrichtet sein will, greife zu den vorliegenden Bänden, die neben einer populär verständlichen Schreibweise nirgens den wissenschaftlichen Ernst vermissen lassen und in ihren zahlreichen Abbildungen geradezu Vorbildliches leisten. Niemals läßt der Verlag es dazu kommen, daß seine Handbücher veralten. So haben denn die neuen Auflagen „der Baustile" von Dr. J. Zeitler wieder eine zeitgemäße Ergänzung bis zum Leipziger Hauptbahnhof erhalten und ist die Ornamentik von Prof. Dr. H. W. Singer völlig umgearbeitet und neugestaltet worden. Beide Bände werden sich auch in dieser Form wieder überall reichen Dank erwerben.

Paul Schubring. **Hilfsbuch zur Kunstgeschichte.** Zweite Auflage, 1914. Verlag von Karl Curtius, Berlin. Preis 2,50 Mk.

Als das vorliegende Werk des bekannten Kunstgelehrten vor fünf Jahren in erster Auflage erschien, füllte es eine fühlbare Lücke in der Literatur der bildenden Künste aus. Der Erfolg des Bandes beweist es ebenfalls. Die zweite Auflage konnte nun schon eine Reihe dankenswerter Verbesserungen erfahren, durch die das Buch gewiß noch mehr Freunde als bisher erwerben und tatsächlich unentbehrlich werden wird. Denn es bietet Dinge, die der Kunstfreund täglich braucht, aber in keinem Handbuche, in keiner Kunstgeschichte findet: Geistesgeschichte, Mythologie, Heiligengeschichte, Symbolik, Geschichte und Beschreibung der Museen, Lexikalische Verzeichnisse aller technischen Ausdrücke, Sammlungen und Uebersetzungen von lateinischen Zitaten, Karten von den Kunstländern u. a. m. In knappster Form wird nur das Tatsächliche, der Stoff geboten. Das Buch ist zum Lernen und Nachschlagen bestimmt, nicht zum Lesen. Niemand, der seine Freude an der bildenden Kunst ernst nimmt, wird dies Hilfsbuch auf seinem Studiertische missen wollen. Aus einer 17jährigen Praxis mit Lernenden, Studenten und einfachen Leuten aus dem Volke hervorgegangen, bietet es in der Tat das notwendige Wissen zum stofflichen Verstehen der Kunst.

Hanns Martin Elster.

Vermischtes

Eine Aufforderung an den Fürsten Bismarck. Eine der verbreitetsten Zeitungen der Vereinigten Staaten, forderte seinerzeit auf die freundlichste Weise und allen Ernstes den Fürsten Bismarck auf, nach den Vereinigten Staaten zu kommen, um sich in frischer Luft und den herrlichen Landschaften von Colorado, Nevada und Kalifornien von den Strapazen seiner Stellung zu erholen und seine Gesundheit wiederherzustellen. Schon in New-York werde er nicht allein von Hunderttausenden Deutschen, die dort wohnten, sondern von der ganzen Bevölkerung der Union auf das freundlichste aufgenommen werden.

Nachtigall und Krähe. (Eine Fabel von der deutschen Sprache.) Es war einmal eine Nachtigall, die wuchs in einem Walde auf, wo viele Vögel sangen. Erst zwitscherte sie ihnen nach, dann aber sang sie nach ihrer Weise. Ihr Gesang war so schön, daß kein anderer Vogel ihren Wohlklang erreichen konnte, und daß die Menschen kamen, um ihren Tönen zu lauschen. Da flog auch die neidische Krähe herbei. Es ärgerte sie, daß die Nachtigall an Schönheit der Stimme und an Ruf unter allen Wesen so zunahm. Sie sprach zu ihr: „Wie schön singst du! Aber dein Gesang läßt sich noch verbessern! Komm, und singe wie ich, dann werden noch mehr Leute zu dir kommen, auf dich achten und dich mit Leckerbissen füttern, daß du herrlich und in Freuden leben kannst". Da ließ sich die gutmütige Nachtigall überlisten und sang der Krähe nach. In ihren schönen Gesang mengten sich näselnde, krächzende, gurgelnde Laute, und sie fand das sogar schön. Aber die Menschen fragten traurig: „Was ist aus der Nachtigall geworden? Ist sie nicht wie eine Krähe? Wie schön und rein war früher ihr Gesang!" — So ist es auch mit unserer Sprache. Herrlich hat sie geklungen als sie noch von reiner deutscher Art war. Aber wie ist jetzt ihre Schönheit zerstört, da sie die Töne der Fremdlinge nachahmt. Tesch (Köln).

Chinesische Spieler. Die Chinesen sind dem Spiele leidenschaftlich ergeben, und die zahllose Menge der bei ihnen häufigen Glücksspiele spricht ebensowohl für ihre geistige Befähigung als Erfindungsgabe in dieser Hinsicht, denn man kann wohl kaum behaupten, daß sie irgendeines ihrer Spiele nicht selbst ausgesonnen, sondern von ihren Nachbarn angenommen hätten. Der ehrenwerte Kaufmann, welcher den ganzen Tag über vom frühen Morgen bis zum späten Abend beständig seinen Geschäften obliegt und nicht die größte Mühe spart, um einen kleinen Gewinn zu erwerben, verliert in einer einzigen Nacht mit lächelndem Gesicht Tausende von Talern. Jede Klasse der Gesellschaft widmet sich dieser Leidenschaft mit derselben „Aufopferungsfähigkeit". Sehr großes Vergnügen bereitet es dem Fremden, den Kuli auf den Straßen zuzusehen, wie sie um ihr Mittagessen spielen. Die umherziehenden Köche führen nämlich als einen Teil ihres transportablen Straßenkoch-Apparats eine Bambusröhre mit sich, welche verschieden beschriebene Holzstückchen enthält. Diese geheimnisvollen Symbole werden in dem Rohre umgeschüttelt; der nach dem heißen Mahle Lechzende zieht eins heraus und bezahlt den Preis für sein Essen, welcher auf diesem Täfelchen verzeichnet steht. Und solche Anziehungskraft übt das Spiel unter jener Form auf den Chinesen aus, daß der Kuli es im allgemeinen vorzieht, das Doppelte zu wagen, nur auf den Schein hin, vielleicht gar nichts bezahlen zu brauchen.

Inhalt des Heftes 28: Aus dem Leben eines preußischen Volksschullehrers. Von E. R. Gregorovius. — Weit vom Schuß. Roman aus der Kriegszeit von Freiherr von Schlicht. — **Beiblatt:** Krieg, du Befreier! Gedicht von Florentine Gebhard. — Die Mohrrübe als Helferin in der Kriegsküche. Von Anna Schwabacher. — Zwei Reiter. Gedicht von Paul Ernst Köhler †. — Abrechnung. Von Hedwig Schobert. — Frühlingsahnen. Gedicht von Olga Ost. — Bücherbesprechungen. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Vertretungsweise Dr. Hans Janke. Verlag von Otto Janke. — Ausgegeben am 10. April 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1915 Heft 29

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Janke's Verlag * Nachdruck verboten

Weit vom Schuß / Von Freiherr von Schlicht

Humoristisch-patriotischer Roman aus der Kriegszeit. 2. Fortsetzung.

Während Frau Marga sprach, hatte Loni sich, wie von unsichtbaren Fäden gezogen, wieder erhoben und ließ sich starr und regungslos auf einen Stuhl fallen, während sie zugleich ihre Verwandte mit großen, entsetzten Augen ansah, bis sie dann endlich sagte: „Tatja, in deiner Nähe wird es mir unheimlich, woher weißt du? Nein, du bist wirklich zu klug."

„Sage lieber, du selbst wärest zu dumm", widersprach Frau Marga lachend. „Erinnerst du dich des gestrigen Abends? Da fragtest du mich, ob ich nicht Lust hätte, in der nächsten Woche mit in das Theater zu gehen und mir Lohengrin anzuhören. Ich müßte mir die Vorstellung unbedingt ansehen, denn der Lohengrin wäre unbeschreiblich gut. Da dachte ich mir im stillen schon mein Teil, und wie sehr ich recht hatte, erfuhr ich ohne weiteres aus deiner Ansicht über die Meinung deiner Mutter. Nicht wahr, das stimmt doch?"

Loni stand schmollend und etwas beleidigt da: „Vor dir muß man sich aber wirklich furchtbar in acht nehmen, Tatja", bis sie dann plötzlich noch einmal bat: „Aber nicht wahr, darauf kann ich mich doch verlassen, daß du der Mama nichts erzählst?" Und sich beinahe mit den Worten überstürzend, fuhr sie fort: „Es gibt da auch wirklich gar nichts zu erzählen, selbst wenn du es wolltest. Rudi, wie er nun einmal von allen jungen Mädchen hier genannt wird, macht mir etwas sehr den Hof, und ich lasse mir das sehr gern gefallen, besonders jetzt, wo solcher Herrenmangel herrscht. Die Sache spielt auch erst seit ein paar Monaten. Angesehen hat er mich auf der Straße natürlich schon lange, das haben die Künstler wohl alle so an sich, sie sind ja nun mal so frech. Ich habe sogar Angst gehabt, daß er mich mal auf offener Straße anquatschen würde. Na, das hat er sich denn doch nicht getraut, aber als dann der Krieg ausgebrochen und die Offiziere fortgegangen waren, da wurde er mit seinen Blicken immer deutlicher und deutlicher, und einmal, ich werde den Tag nie vergessen, es war an dem zweiten Sonntag im Oktober, und die Normaluhr zeigte gerade auf zwölf Uhr zehn Minuten, da sagten mir seine Augen: Dich kleine, süße Krabbe möchte ich mal in meine Arme nehmen und nach Herzenslust abküssen."

„Und hast du dich von ihm abküssen lassen?" fragte Frau von Duffel belustigt.

„Aber Tatja, wo denkst du hin," verteidigte Loni sich so ernsthaft, daß es ihr sogar gelang, ihre Tante zu täuschen, „ich bin doch ein anständiges, junges Mädchen, ich denke nicht daran, mich von ihm küssen zu lassen, obgleich ich oft davon träume, besonders seitdem ich ihn auf unseren Kriegsabenden näher kennen lernte. Er ist ein bildhübscher, dabei auch ein so kluger Mensch, als Künstler so bescheiden, und dabei hat er sicher eine große Zukunft vor sich."

„Die prophezeit jedes junge Mädchen jedem Sänger, in den sie mehr oder weniger verliebt ist", meinte Frau Marga etwas spöttisch, um dann ernsthaft hinzuzusetzen: „Und was wird aus der großen Zukunft deines Herrn Walthers, wenn er durch Krankheit oder durch sonst einen unglücklichen Zufall seine Stimme verliert, oder wenn die auch nur an Schönheit einbüßt. Wenn

Digitized by Google

es sich zwischen euch beiden nur um einen harmlosen Flirt handelt, brauchst du natürlich nicht an die Zukunft zu denken. Aber wenn du dich gar mit Heiratsgedanken tragen solltest —", und abermals ganz jäh und unerwartet fragte sie nun, ihre Nichte dabei scharf ansehend: „Hast du dir schon klar gemacht, was der andere, dein Leutnant, sagen würde, wenn er wüßte, daß du dir in seiner Abwesenheit, wenn auch nur zum Zeitvertreib, von diesem Sänger den Hof machen läßt? Denn nicht wahr, Loni, du hast doch auch deinen Leutnant, für den du schwärmst? Auch das hast du mir selbst eingestanden, als du erwähntest, der Sänger hätte es nicht eher gewagt, sich dir zu nähern, bis die Offiziere fort waren. Sicher wußte auch der, daß einer dieser Leutnants dir nicht völlig gleichgültig war. Seine Augen sprachen erst zu dir, als sein Nebenbuhler draußen vor dem Feinde stand. Denkst du denn gar nicht mehr an den?"

„Tatja, mir graut vor dir?" rief Loni aus ehrlichster Überzeugung. „Wie du zu kombinieren verstehst! An dir ist wirklich ein weiblicher Sherlock Holmes verloren gegangen, und wenn du nicht so reich wärest, würde ich dir raten, dich als Privatdetektivin zu etablieren."

„Also habe ich auch diesmal recht?" fragte Frau von Duffel amüsiert.

„Warum soll ich es leugnen," meinte Loni nach kurzem Besinnen, „aber zwischen Leutnant Kettner und mir ist es aus, ganz aus, aber daran ist er allein schuld. Er hat es am letzten Abend unseres Zusammenseins mit mir verdorben. Wir waren, ehe das Regiment ausrückte, auf einer kleinen Gesellschaft bei dem Konsul Hansen. Es war eine kleine, sehr hübsche, stimmungsvolle Abschiedsfeier, denn man konnte doch nicht wissen, wen man von den Offizieren wiedersehen würde. Und da stand plötzlich mein Leutnant vor mir. Ich muß dir offen gestehen, ich wurde ganz verlegen, und mein Herz schlug zum Zerspringen, denn ich dachte, er würde mir seine Liebe gestehen. Und weißt du, Tatja, was er da nach einer langen Pause zu mir sagte? Ich will es dir verraten, er sagte: ‚Gnädiges Fräulein, wir sind ja immer gute Freunde und gute Kameraden gewesen, da werden Sie mich hoffentlich nicht so schnell vergessen, und wenn Sie in den nächsten Monaten einmal an mich denken, und so oft Sie an mich denken, dann schicken Sie mir, bitte, wenn auch nur in Gedanken —'"

„Einen Kuß?" fragte Frau Marga voller Spannung.

„Nein, er wünschte sich etwas ganz anderes," rief Loni, beinahe mit den Tränen kämpfend, „er verlangte von mir, ich solle ihm jedesmal, wenn auch nur in Gedanken, eine große Schachtel Insektenpulver schicken, da es ja auch mir bekannt sein dürfte, daß das Regiment nach Rußland käme, und daß man dort Insektenpulver notwendiger zum Leben brauche, als sonst was."

Frau Marga lachte amüsiert auf: „Das ist allerdings die seltsamste Liebeserklärung, die ich jemals gehört habe", bis sie dann fragte: „Und hast du inzwischen ein paarmal seinen Wunsch erfüllt?"

„Aber Tatja," rief Loni entsetzt, „wie könnte ich ihm wohl so etwas schicken? Schon die Vorstellung, daß er jetzt mit Flöhen und anderen schönen Tieren behaftet ist — ich mag gar nicht daran denken. Gewiß, die armen Menschen in Rußland können einem ja furchtbar leid tun, aber wenn ich mir vorstelle, daß er mir bei seiner Rückkehr anstatt von seinen Kriegsabenteuern nur davon erzählt, wie ihn die Flöhe und die Wanzen beinahe aufgegessen haben, das raubt mir jede Illusion. Man leidet unter solchen Tieren, man kann ja auch Angst vor ihnen haben, aber man braucht doch nicht von ihnen, wenigstens nicht in der Abschiedsstunde, einem jungen Mädchen gegenüber zu sprechen."

„Da stimme ich dir zum größten Teile bei," meinte Frau Marga, „aber ich kann mir nicht helfen, wenn er es trotzdem tat, wird er mit seinen Worten schon einen besonderen Zweck verfolgt haben. Vielleicht wollte er dich auf die Probe stellen, ob du ihn um seiner selbst willen liebst, ob dein Herz und deine Zuneigung ihm auch dann gehören, wenn er im fernen Osten von Schmutz und Ungeziefer starrt, oder ob du ihn nur dann liebst, wenn er frisch gebadet, frisch rasiert und frisiert im Schmuck seiner tadellosesten Gesellschaftsuniform vor dir steht."

Loni schlug etwas beschämt und verlegen den Blick zu Boden, dann fragte sie: „Glaubst du wirklich, Tatja, daß seine Worte so gemeint waren? Dann hätte ich ja unrecht daran getan, ihn so schnell zu vergessen, das heißt," verbesserte sie sich rasch, „ganz vergessen habe ich

Digitized by Google

ihn natürlich noch nicht, und ob ich das überhaupt je tun werde, das hängt in erster Linie davon ab, ob ich mich ernsthaft in Rudi verliebe. Du wirst ihn heute abend kennen lernen, er hat, da im Theater eine Schauspielvorstellung ist, nichts zu tun, und ich bin neugierig, wie er dir gefallen wird."

„Ich auch," meinte Frau Marga, „und du kannst versichert sein, daß ich ihn mir sehr genau ansehen werde. Auf jeden Fall bin ich nun ja für den heutigen Abend genügend vorbereitet. Nur eins möchte ich noch wissen, wodurch unterscheiden sich von euren Kriegsabenden die patriotischen Abende, von denen du mir ja auch schon erzähltest?"

„Aber Tatja, das besagt doch schon der Name", meinte Loni etwas vorwurfsvoll, als verstände sie die Begriffsstutzigkeit ihrer schönen Verwandten nicht, um dann fortzufahren: „An den patriotischen Abenden wird eben nur in Patriotismus gearbeitet. Es werden dort patriotische Lieder gesungen, es wird dort nur vom Krieg gesprochen, es werden Feldpostbriefe vorgelesen, es werden auch an diesen Abenden wollene Sachen gestrickt, und außerdem wird stets ein allgemein verständlicher Vortrag über die letzten Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz gehalten. Um diesen drückt sich trotz allen Patriotismus natürlich jeder, solange er kann, so daß als Redner eigentlich nur immer der Major von Linztemann, der hiesige Garnisonälteste, in Frage kommt. Es ist nur ein Glück, Tatja, daß du den noch nicht kennst und auch vorläufig nicht kennen lernen wirst, denn wenn der vorhin deine Äußerungen über russische Zigaretten, englische Parfüms und Pariser Toiletten gehört hätte — du, vor dem nimm dich in acht, der führt hier ein scharfes Regiment, auf seine Veranlassung und auf seinen Befehl hin haben alle Geschäfte ihre fremdländischen Ankündigungen aufgeben müssen. Es gibt hier sogar keine Manikure mehr, sondern nur noch eine Handpflegerin."

Frau Marga zuckte die schönen Achseln: „Das ist Ansichtssache, man kann in solchen Kleinigkeiten auch zu weit gehen. Wir führen den Krieg doch schließlich gegen unsere Feinde, aber nicht gegen deren Sprache, und daß die französische von allen die schönste und die eleganteste ist, das wird selbst dieser Herr Major mir gegenüber nicht zu leugnen wagen, vorausgesetzt, daß er mit seinen französischen Kenntnissen über den kleinen Ploetz hinausgekommen ist. Vielleicht treffe ich doch mal irgendwie mit ihm zusammen, und es wird mir ein Vergnügen sein, mit ihm eine Lanze zu brechen."

Der Eintritt von Lonis Mutter, die von dem Zahnarzt zurückkam, beendete dieses Gespräch, und die Unterhaltung drehte sich naturgemäß zunächst um den Zahnarzt, der die arme Frau fürchterlich gequält hatte, wenigstens behauptete sie das immer aufs neue, und sie schloß ihren Jammergesang mit den Worten: „Ich bin mehr als tot, und ob ich heute noch wieder so weit lebendig werde, daß ich am Abend ausgehen kann —"

Lonis Herz drohte bei dem Gedanken, ausgerechnet heute vielleicht zu Hause bleiben zu müssen, stillzustehen, und so rief sie denn schnell ihrer Mutter zu: „Du mußt bis zum Abend ganz einfach wieder auf dem Posten sein, Mama, ich kann doch Tante Marga nicht in den Klub einführen, das ist doch deine Sache, und wenn du mir den heutigen Abend verdirbst, auf den ich mich schon deshalb eine ganze Woche gefreut habe, weil gerade heute Ru —", um ein Haar hätte sie sich verplappert und von ihrem Rudi gesprochen. Sie hielt in derselben Sekunde mitten im Worte inne, in der ihre Tante ihr blitzschnell einen warnenden Blick zuwarf. Die Situation war kritisch, denn schon fragte die Mutter, wenn auch noch ohne jedes Mißtrauen: „Was ist denn das für ein Ru, von dem du anfingst, und warum sprichst du nicht zu Ende?"

„Na, nun bin ich begierig, wie die Loni sich herausredet," dachte Frau Marga im stillen belustigt, „ich käme im Augenblick nicht aus der Patsche heraus."

Aber Loni zeigte sich der Situation gewachsen, denn sie wandte sich mit dem unschuldigsten Gesicht von der Welt ihrer Mutter zu und meinte völlig unbefangen: „Was das Ru bedeutete? Was wohl anders als Rubinstein. Frau Doktor Petersen hat doch bei der letzten Versammlung versprochen, uns heute etwas auf dem Ibachflügel vorzuspielen. Ich glaubte eben, sie hätte uns von Rubinstein erzählt, jetzt aber fällt mir ein, sie will Chopin spielen, nicht Rubinstein, da habe ich mich geirrt."

Die Mutter, die von dem Besuch bei dem Zahnarzt wirklich sehr angegriffen war, fühlte

Digitized by Google

sich von dieser Erklärung, schon weil sie auf die nicht allzu genau hingehört hatte, vollständig befriedigt, und auch Frau von Duffel konnte ihrer Nichte im stillen eine gewisse Anerkennung nicht vorenthalten, so daß sie, als Lonis Mutter gleich darauf fortging, um sich etwas hinzulegen, und als sie dann wieder mit Loni allein war, diese fragte: „Sag' mal, Loni, bist du wirklich erst zwanzig Jahre?"

„‚Erst' nennst du das?" rief Loni ganz entsetzt. „‚Schon' mußt du sagen, denn es ist doch für ein junges Mädchen geradezu eine Schande, daß man überhaupt so alt werden kann. Aber warum erkundigst du dich danach, ob ich ‚erst' zwanzig Jahre alt bin, wie du es nennst?"

„Weil du dich für das Alter in mancher Weise schon recht talentvoll entwickelt hast", gab Frau Marga zur Antwort. „Du versteht es, wie ich aus deiner Erzählung heraushörte, ausgezeichnet, in den Augen der Männer zu lesen, und ich habe es ja auch eben erlebt, daß du dich gegebenenfalls sehr geschickt aus der Patsche, in die du geraten bist, herausreden kannst."

Loni zuckte halb übermütig, halb ernsthaft die Schultern, dann meinte sie: „Gott, Tatja, wenn man nicht mal das im Laufe der Jahre gelernt hätte, dann wäre es traurig. Man muß die paar Fähigkeiten, die man besitzt, nach besten Kräften zu entwickeln versuchen, man kann nie wissen, wozu man die später mal gebrauchen kann."

Frau Marga lachte fröhlich auf, dann aber bat sie: „Nun haben wir aber wirklich genug geplaudert, jetzt kommt die Arbeit. Ich meine, es gilt die schwere Frage zu lösen, was ich heute abend anziehen soll, damit ich nicht durch eine vielleicht zu elegante Toilette von Anfang an den Neid und die Mißgunst der anderen errege. Selbstverständlich möchte ich aber auch nicht in einem zu ärmlichen Gewande erscheinen."

„Als wenn du ein solches überhaupt hättest," meinte Loni neckend, „aber wenn ich dir bei der Wahl behilflich sein darf, würde mir das viel Freude machen."

Es dauerte lange, bis Frau Marga und Loni unter den zahllosen Kleidern, die in den großen Schränken hingen, zum Teil auch noch gar nicht ausgepackt waren, das Richtige gefunden hatten, und mehr als einmal jammerte die schöne Frau dabei nach ihrer Zofe: „Wirklich, Loni, die Fanni war ein Juwel, bei der brauchte ich mich selbst um gar nichts zu kümmern. Ich hätte mich nie von ihr getrennt, aber als der Krieg ausbrach und die Kosaken, wenn auch weit von meinem Gut entfernt, in Ostpreußen einbrachen, war sie ganz einfach nicht mehr zu halten. Kein Zuspruch meinerseits vermochte sie zur Vernunft zu bringen, sie raffte ihre Habseligkeiten zusammen und lief mir in der Nacht davon. Ich erfuhr von ihrer Flucht erst, als ich am nächsten Morgen vergeblich nach ihr klingelte. Was aus ihr geworden ist, wissen die Götter, ich habe seitdem nichts wieder von ihr gehört, hoffentlich ist es ihr gelungen, nach Berlin zu ihren Verwandten zu entkommen."

„Das will auch ich deiner Fanni wünschen," stimmte Loni ihr lebhaft bei, „im übrigen, Tatja, sieht man es ja auch hier wieder, daß alles Böse sein Gutes hat. Ohne die Furcht vor den Kosaken säßest du jetzt nicht hier, und du glaubst gar nicht, wie ich mich immer aufs neue über deinen Besuch freue. Hoffentlich bleibst du noch recht lange bei uns. Paß nur auf, je länger du hier bist, um so besser wird es dir gefallen."

„Vorausgesetzt, daß der heutige Abend mir keine allzu große Enttäuschung bereitet", warf Frau Marga ein, bis sie dann hinzusetzte: „Ich bin wirklich sehr neugierig, und es würde mir aufrichtig leid tun, wenn wir heute nicht ausgehen könnten."

Aber Frau Margas und Lonis Befürchtungen erwiesen sich als grundlos. Gleich nach Tisch legte Lonis Mutter sich abermals etwas hin, und da es ihr gelang, länger als eine Stunde fest zu schlafen, fühlte sie sich gegen Abend wieder so frisch, daß man sich pünktlich auf den Weg machen konnte.

Als die drei Damen den Saal des Hotels betraten, fanden sie dort bereits zahlreiche Damen und auch viel mehr Herren als sonst vor. Loni konstatierte letzteres voller Genugtuung, wenngleich sie natürlich sofort erriet, daß nur deshalb so viele Herren erschienen waren, weil in der Stadt die Ankunft ihrer schönen Verwandten überall bekannt sein mochte, und sie freute sich im stillen über die Bewegung, die bei dem Eintritt ihrer Tatja durch den Saal ging. Frau von Duffel sah aber auch wirklich blendend schön aus, sie hatte nach reiflichster Überlegung ein wahrhaft raffiniert einfaches und dabei doch außerordent-

Digitized by Google

lich hübsches und elegantes Kleid gewählt, während sie zugleich voll kluger Berechnung ihren ganzen Schmuck zu Hause ließ. Frau von Duffel wollte heute nur durch ihr Äußeres allein Eindruck machen, und das gelang ihr auch vollständig, wenngleich sie deutlich in den Gesichtern einiger Damen eine gewisse Enttäuschung zu bemerken glaubte, weil sie denen keine Gelegenheit gab, sie in einer auffallenden Toilette zuerst bewundern und sie dann hinterher desto eifriger verurteilen zu können.

Die stellvertretende Vorsitzende begrüßte Frau von Duffel mit herzlichen Worten und stellte sie dann den anderen Damen vor, bis dann die Herren an die Reihe kamen. Unter diesen befand sich auch der Tenorist Rudi Walther, und gar zu gern hätte Loni, die den Sänger sofort bei ihrem Eintritt bemerkte, und mit dem sie inzwischen schon zu wiederholten Malen heimliche Blicke wechselte, ihn ihrer Tante selber vorgestellt, aber sie hielt es doch für besser, das zu unterlassen. Um so aufmerksamer betrachtete sie jetzt ihre Tatja, um festzustellen, welchen Eindruck ihr Rudi auf diese mache, aber die verriet nach außen hin nichts davon, ob er ihr gefiel oder nicht. Wie mit jedem anderen Herrn wechselte sie auch mit dem lediglich ein paar freundliche Worte, um sich gleich darauf einem neuen Herrn zuzuwenden, der ebenfalls um die Ehre bat, ihre Bekanntschaft zu machen. Vielleicht war dieses Verhalten dem Sänger gegenüber seitens ihrer Tante kluge Berechnung, aber trotzdem fühlte Loni sich dadurch ein klein wenig gekränkt. Ein paar Worte mehr als die anderen Herren hätte er doch wohl verdient, und wenigstens hätte ihre Tante ihr doch ein leises, heimliches Zeichen geben können: „Du, dein Rudi ist wirklich ein auffallend hübscher Mensch!"

Aber in Wirklichkeit war er das eigentlich gar nicht, er hatte lediglich ein Durchschnittsgesicht wie zahllose andere, und seine Figur neigte ein klein wenig zur Fülle, was er dadurch zu verbergen suchte, daß er zu enge Kleider trug, und dadurch den Schönheitsfehler eher deutlicher zutage treten ließ, als daß er ihn verbarg.

Lonis kleine Mißstimmung verschwand jedoch sofort wieder, als sich ihr der Sänger in unauffälliger Weise näherte, um sie nochmals zu begrüßen und mit ihr ein paar heimliche, verstohlene Worte zu wechseln, bis er dann, wie so viele Theatermenschen, sofort anfing, von sich zu sprechen: er hatte sich heute morgen rasend auf der Probe geärgert. Der Direktor, dieser Esel, dieser Ignorant, der seinen wirklichen Beruf als Kameltreiber verfehlt habe, dieser Kaffer, hatte ihm eine Partie, für die er geradezu geboren war, fortgenommen und anderweitig besetzt, lediglich weil ein blödsinniger Zeitungsschreiber, der von der Musik natürlich nicht das geringste verstände, in seinem Wurstblatt behauptete, er, Rudi Walther, habe bei der letzten Vorstellung in der betreffenden Oper die Partie selbstverständlich gut, aber doch nicht so gut gesungen, wie sie gesungen werden könne.

„Du kannst dir meine Wut vorstellen, Mädel, — ach so," verbesserte er sich schnell, als sie ihm einen warnenden Blick zuwarf, „hier sind wir ja leider nicht allein wie damals am Abend im Park, also, da werden Sie sich, gnädiges Fräulein, ohne weiteres vorstellen, daß ich das alles nicht so ruhig hinnahm. Was der Direktor mir da erzählte, kam mir vollständig überraschend, denn Ihnen brauche ich es wohl nicht erst zu sagen, daß ich prinzipiell keine Kritiken lese. Das tut ein wirklicher Künstler niemals, der weiß allein, was er kann oder was er nicht kann, das braucht er sich nicht erst von anderen Leuten sagen zu lassen. Das habe ich denn auch diesem Idioten von Direktor klar auseinandergesetzt."

„Und ist es Ihnen wenigstens gelungen, den Direktor davon zu überzeugen, daß er Ihnen bitter unrecht —"

„Bitter Unrecht! Sehen Sie, gnädiges Fräulein, das ist das Wort aus Ihrem Munde, auf das ich den ganzen Tag gewartet habe", fiel der Sänger schnell ein. „Ich habe Ihnen absichtlich die volle Wahrheit erzählt, ich habe das gewagt, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie mein Talent, meine Stimme und meine Begabung fortan minder hoch einschätzen, lediglich, weil dieser Zulukaffer von Direktor und ein geistiger Krüppel, wie dieser Kritiker — ich habe es gewagt, Ihnen alles zu gestehen, und Ihr Urteil ist ja so richtig, bitter Unrecht ist mir geschehen!"

Mit kluger Berechnung sprach er die letzten Worte ganz einfach und schlicht, ohne jede theatralische Effekthascherei, und deshalb machten sie wirklich einen tiefen Eindruck auf Loni, die schon ohnehin über die dem Sänger zugefügte Krän-

Digitized by Google

kung aufrichtig empört war. Nicht nur, weil sie sehr stark mit ihm flirtete, sondern weil sie ihn wirklich für einen ausgezeichneten Künstler hielt, dessen Stimme für das hiesige kleine und doch immerhin unbedeutende Theater nach ihrer Ansicht viel zu gut war. Loni litt mit unter der ihrem Rudi zugefügten Kränkung, und sie versuchte, ihn nach besten Kräften zu trösten, und wie er ihr jetzt offen und frei eingestand, war er auch heute nur gekommen, um sich von ihr trösten zu lassen, um ihre weiche, liebliche Stimme zu hören, die sein Ohr umschmeichelte, während sie zu ihm sprach. Nur ihre Stimme, dann aber sollten die hier versammelten Herrschaften aber auch seine Stimme hören! Er würde nachher etwas vortragen, daß seinem Direktor, der, Gott sei Dank, hier nicht anwesend war, weil er in seinem Schmierentheater zu tun hatte, die Eselsohren klingen sollten.

„Ach ja, bitte, bitte, singen Sie uns nachher etwas vor", stimmte Loni ihm lebhaft bei. Am liebsten hätte sie schon jetzt vor Freude in beide Hände geklatscht, aber sie unterließ es doch, das auch schon deshalb, weil sie plötzlich die Blicke ihrer Freundin Dorette auf sich gerichtet fühlte, die ihr da zu sagen schienen: Ich habe euch beide schon lange beobachtet und dabei eine Entdeckung gemacht, die mir vollständig neu ist. Seit wann läßt du dir denn von dem Sänger den Hof machen, und seit wann zeichnest du den so aus, daß du in seiner Gesellschaft alles um dich herum zu vergessen scheinst? Du pflegtest mir doch sonst alle deine Herzensgeheimnisse anzuvertrauen.

Loni fühlte, daß sie unter dem Blick ihrer Freundin errötete, und jetzt fiel ihr ein, daß sie die noch gar nicht begrüßt hatte. Sie hatte es gar nicht bemerkt, daß Dorette, sicher in Begleitung ihrer hübschen Schwestern, inzwischen den Saal betrat. Da wäre es ja eigentlich an Dorette, die nach ihr kam, gewesen, ihr zuerst „Guten Tag!" zu sagen, aber die hatte sie sicher in dem Zusammensein mit dem Sänger nicht stören wollen, und das war ihr in mancher Weise sehr lieb, denn je weniger Dorette sich mit ihrem Lohengrin unterhielt, desto besser war es. Sie war ein klein wenig eifersüchtig auf die Freundin, denn es war ihr schon ein paarmal so vorgekommen, als hätte ihr Rudi auch Dorette mit ein paar Augen angesehen, in denen ziemlich deutlich zu lesen war: Wissen Sie wohl, Verehrteste, daß auch Sie eine reizende Krabbe sind? — Ihr Rudi sollte nach wie vor ihr allein den Hof machen, nur für sie sollte er singen, wenn er auf der Bühne stand, und niemand außer ihr durfte es wissen, daß sein Gesang nur ihr galt. Deshalb hatte sie auch ihrer Freundin ihren neuesten Schwarm noch nicht eingestanden, und ihr nie etwas davon erzählt, obgleich die sonst über alle ihre kleinen Liebesaffären unterrichtet war — von dem frechen Obersekundaner, der ihr den ersten Kuß gab, angefangen, bis zu ihrem Leutnant, der sie als Beweis seiner Liebe, wie Tante Marga das deutete, um Insektenpulver bat. Sonst wußte Dorette wirklich alles von ihr, nur von einem anderen Flirt hatte sie ihr ebenfalls nichts erzählt, aber der war ja auch schon zu Ende gewesen, bevor er anfing. Das allerdings nicht durch ihre Schuld. Auch jetzt, als Loni wieder daran zurückdachte, wurde sie mehr als verstimmt und ärgerlich, und schon aus dieser Stimmung heraus sagte sie sich nochmals, daß es doch eigentlich Dorettes Sache sei, sie zuerst zu begrüßen. Trotzdem ging sie jetzt auf ihre Freundin zu, nachdem sie ihrem Rudi zugeflüstert hatte: „Man beobachtet uns, es fällt auf, daß wir so lange beisammenstehen. Auf Wiedersehen nachher, und vergessen Sie nicht, uns etwas vorzuspielen."

Gleich darauf streckte sie Dorette voller Herzlichkeit beide Hände entgegen: „Ich habe dich erst vor einer Minute bemerkt, Dorette, und dich doch schon seit einer Ewigkeit mit meinen Augen gesucht. Bist du denn schon lange hier? Warum hast du mir da noch nicht ‚Guten Tag!' gesagt? Ich habe mich lediglich, weil du noch nicht da warst, so lange mit Herrn Walther unterhalten. Dabei fällt mir ein, bist du schon meiner Tante vorgestellt? Ich habe dir ja schon viel von ihr erzählt, die wird dir sicher gefallen, komm, ich mache dich mit ihr bekannt."

„Das ist nicht mehr nötig, Loni," gab Dorette zur Antwort, „ich kenne deine Tante schon lange, wenigstens schon seit zehn Minuten, aber wenn wir nochmals zu ihr gehen wollen, ich unterhalte mich sehr gern wieder mit ihr, lieber als mit jemand anders."

Loni hörte es ganz deutlich heraus, das war ein kleiner Hieb, der dem Sänger galt, und zugleich sah die Freundin sie beinahe vorwurfsvoll an, als wolle sie ihr zurufen: „Loni, nimm dich

Digitized by Google

in acht, ich glaube, du bist da im Begriff, eine große Dummheit zu machen."

Aber es ging Loni wie den meisten Menschen, wer da eine Warnung nicht hören will, der hört sie nicht, selbst wenn sie ihm noch so laut in die Ohren geschrien wird. Dorettes Mahnung aber war nur eine stumme, so nahm Loni von der weiter gar keine Notiz, sondern ergriff nur schnell den Arm der Freundin: „Dann komm', es wird ja ohnedies bald zu Tisch gegangen werden."

Frau von Duffel bildete, als die beiden jungen Mädchen näherkraten, den Mittelpunkt der sie umgebenden Damen und Herren. Nicht nur, weil sie als Fremde heute hier zum erstenmal weilte, sondern weil sie die Schönste und Eleganteste war. Das gestanden auch Dorettes Schwestern neidlos ein, obgleich die in Verbindung mit ihrer jüngsten Schwester Dorette mit vollem Recht den Beinamen führten: „Die fünf schönen Schwestern." Obgleich an Jahren zum mindesten ebenso alt wie Frau von Duffel, sahen sie dennoch fast jünger aus als diese, trotzdem aber betrachteten sie die mit bewundernden Blicken.

Keine aber tat das so voller Interesse und so voller Spannung wie Dorette, als die nun in ihrer nächsten Nähe stand, und das, weil sie sich immer wieder fragte, ob der Major von Linzemann, wie sie es sich ihretwegen wünschte, sich wohl wirklich in die schöne Frau verlieben würde.

Als sie damals nach der Begegnung mit dem Major nach Hause kam, war sie vollständig verwirrt gewesen und hatte sich in ihrem Zimmer eingeschlossen, um sicher zu sein, daß sie nicht gestört würde. Die Gedanken stürmten wild auf sie ein, und ihr Herz schlug laut. Der Major liebte sie; liebte sie so ausschließlich, daß er sich sogar auf der Straße mit ihr beschäftigte, und ihretwegen Selbstgespräche führte. Darüber bestand für sie nicht der leiseste Zweifel, und tausendmal fragte sie sich: Was soll daraus werden? Wie konnte sie es verhindern, daß er ihr eines Tages seine Liebe gestand und sie dadurch zwang, ihm einen Korb zu geben, denn daß sie seine Neigung jemals erwidern würde, hielt sie für ausgeschlossen. Er war sicher ein sehr netter Mensch und sah auch noch immer ausgezeichnet aus, aber er war doch für sie zu alt. Zum Überfluß litt er auch noch an der Ischias, wenn nicht gar an der Gicht, denn an den Hexenschuß, den sie ihm andichtete, um ihn nicht erst recht verlegen zu machen, glaubte sie natürlich selber nicht. Ein Liebhaber, dem das Zipperlein in den Gliedern saß, war doch zum Totlachen, und doch schämte sie sich hinterher maßlos, daß sie über ihn hatte lachen müssen, als sie sich von ihm trennte. Na, hoffentlich hatte er ihr leises Lachen nicht gehört, denn sonst — ein wohlerzogenes, junges Mädchen lacht doch nicht über die körperlichen Gebrechen eines Menschen, noch dazu, wenn dieser Mann ihr kurz vorher verraten hat, daß er sie liebt.

Und von dem Major, der sie liebt, eilten ihre Gedanken zu dem jungen Offizier, der draußen vor dem Feinde stand, und den sie liebte — nein, lieben tat sie den nicht, ebensowenig wie er wohl sie, denn sonst wäre er doch nicht fortgegangen, ohne es ihr zu sagen. Oder ob die Offiziere es sich alle fest vorgenommen hatten, bei dem Abschied nichts von dem verlauten zu lassen, was ihre Herzen beschäftigte?

Ritterlich und ehrenhaft war es sicher, daß die Offiziere die Stimmung der Abschiedsstunde nicht brauchten, vielleicht sogar auch nicht mißbrauchten, um aus dem Munde der jungen Mädchen ein Liebesgeständnis zu erfahren, daß die unter anderen Umständen noch nicht gegeben hätten. Ritterlich und ehrenhaft war das Verhalten der jungen Leutnants sicher gewesen, aber trotzdem, würden die gesprochen haben, dann hätte man gewußt, woran man war, während man so wartete, und vielleicht vergebens wartete, denn wer konnte wissen, ob die Leutnants nach dem Friedensschluß noch so dachten wie früher. Die Offiziere würden anders zurückkehren, als sie ausgezogen waren. Wohl an keinem gingen die Schrecknisse des Krieges spurlos vorüber, aus manchem Jüngling wurde sicher ein ernster, stiller Mann, und ob die Offiziere, wenn sie endlich wieder daheim waren, gleich das alte Leben wieder aufnahmen und den jungen Mädchen auf Teufelsholen den Hof machten, das blieb doch noch abzuwarten. Und wieviele kamen überhaupt nicht wieder.

Die Lage auf dem Heiratsmarkt war nicht nur jetzt, sondern auch nach dem Friedensschluß noch für lange Zeit einfach miserabel, und selbst die hübschesten, jungen Mädchen standen nicht höher im Kurs als heutzutage die meisten Wertpapiere, weil es für beide an Interessenten und

Digitized by Google

an Liebhabern fehlte. Darüber waren sich kürzlich auf einer Kaffeegesellschaft mit sehr viel Kuchen und noch mehr Schlagsahne Dorettes Freundinnen anscheinend äußerst belustigt, aber in Wahrheit sehr ernstlich einig geworden, und Dorette hatte ihnen beigestimmt, als zum Schluß der erregten Debatte betont wurde: jede, die heutzutage überhaupt einen Mann bekäme, ganz einerlei welchen, könne von Glück sagen!

Und nun bot sich ihr, wenn auch vorläufig noch in weiter Ferne, die Möglichkeit zu heiraten, vorausgesetzt, daß sie den Bewerber ermutigte. Aber nur zu heiraten, um zu heiraten, das widersprach ihrem Empfinden. Ohne zu lieben, würde sie diesen Schritt niemals tun, und ob sie den Major jemals wiederlieben könne?

Nur ein Glück, daß sie gleich darauf verfallen war, ihn mit der schönen Ostpreußin zu necken, und wie gut, daß sie ihn bei dem Gedanken an Frau von Duffel aufgefordert hatte, die beiden feindlichen Parteien der Kriegsabende zu versöhnen. Da würde sich ihm schon Gelegenheit bieten, die schöne Frau kennen zu lernen, und wenn er sich auf seine alten, wenigstens auf seine älteren Tage noch mit dem Gedanken trug, das Junggesellenleben aufzugeben, dann paßte die viel besser für ihn als sie selbst.

Das alles sagte sie sich auch jetzt immer wieder, als sie nun Frau von Duffel persönlich kennen gelernt hatte und mit ihrer Freundin Loni abermals in deren nächster Nähe stand, nicht nur, um deren Erscheinung zu bewundern, sondern auch die ruhige, vornehme, selbstverständliche und dabei doch bescheidene und diskrete Art, mit der sie es verstand, sich feiern zu lassen. Ja, Frau Marga war heute die Hauptperson, das zeigte sich auch, als sich jetzt die stellvertretende Vorsitzende mit der Frage an sie wandte: „Was meinen Sie, liebe, gnädige Frau, unsere erste Vorsitzende, Frau von Hartmann, die sonst immer die Pünktlichkeit selbst ist, läßt noch auf sich warten. Das ist mir ganz unverständlich, hoffentlich ist ihr kein Unglück zugestoßen. Ich werde mich gleich morgen nach ihr umsehen, leider hat sie kein Telephon, sonst würde ich sofort bei ihr anfragen lassen. Für uns handelt es sich nun darum, ob wir ohne sie zu Tisch gehen sollen. Es ist schon nach einhalb neun Uhr, und wir pflegen sonst mit dem Glockenschlag ein Viertel nach acht Uhr zu essen, was meinen Sie, liebe, gnädige Frau?"

„Als Gast füge ich mich natürlich ganz Ihren Anordnungen," gab Frau von Duffel zur Antwort, „aber auf der anderen Seite meine ich, daß man auch nicht zu spät essen soll, wenn man sich die Nachtruhe dadurch nicht verderben will."

„Sie haben ganz recht, liebe, gnädige Frau, dann will ich gleich Bescheid sagen lassen, daß das Essen serviert wird."

Aber als man dann wenige Minuten später Platz nehmen wollte, trat eine neue Verzögerung ein. In der Mitte des Saales stand plötzlich Willi Torwald, die große, schlanke Gestalt noch straffer aufgerichtet als sonst, in dem bartlosen Gesicht die Spuren heftiger Erregung, tadellos und korrekt wie immer gekleidet, aber doch mit hochgeschobenen Ärmeln. Es war das erstemal, daß er sich hier sehen ließ, und es lag allen nahe, ihn mit einem lauten Jubelruf zu begrüßen, da er sich als Mensch und als Künstler der gleichen Beliebtheit erfreute, aber unwillkürlich verstummten sie doch, als sie ihn so erregt dastehen sahen. Es mußte irgend etwas Besonderes vorgefallen sein, und so lauschten sie denn mit angehaltenem Atem, als er jetzt, seine Stimme gewaltsam beherrschend, sagte: „Ich bitte sehr um Verzeihung, meine Herrschaften, daß ich hier so unangemeldet eintrete, obgleich ich als Mitglied dazu ja ein Recht hätte. Ich wäre trotzdem auch heute nicht erschienen, wenn ich mich nicht gewissermaßen auf der Flucht befände, auf der Flucht vor mir selber. Da unten auf der Straße haben ein paar Lümmels mich auf Grund meiner äußeren Erscheinung wieder einmal für einen entsprungenen Engländer gehalten. Das bin ich ja leider Gottes gewohnt, aber bei den Schimpfworten, die man mir heute zurief, lief mir denn doch die Galle über, und als man mich gar tätlich insultierte, habe ich drei von den Buben mit meinen Faustschlägen wie Freimarken an die Häuserwände geklebt! Ein vierter liegt mit einem zerbrochenen Nasenbein auf dem Pflaster, und ich hätte die ganze Gesellschaft in Apfelmus verwandelt, wenn ich es nicht um meiner selbst willen aufgegeben hätte, diese Rowdys weiter zu verprügeln, nachdem ich mir rasch auf der Straße den Paletot ausgezogen hatte, um besser boxen zu können. Da trat ich hier in das Haus, ganz gewiß nicht aus Feigheit,

Digitized by Google

sondern nur, um in der jetzigen Zeit, in der das Vaterland jeden einzelnen braucht, nicht zu viele mehr oder weniger zu Krüppeln zu schlagen. Und nun, meine Herrschaften, da ich einmal hier bin, bitte ich auch um Erlaubnis, hierbleiben zu dürfen."

Schon während des Sprechens hatte er sich seine Rockärmel wieder heruntergestreift und auch sonst seine Ruhe wiedergefunden, so daß er jetzt nur noch der vollendete Kavalier war, als den ihn alle kannten. Hatte man ihn vorher schweigend begrüßt, so wurde er jetzt, schon auf Grund der von ihm begangenen Heldentat, desto lauter begrüßt. Das auch schon deshalb, um ihn dafür zu entschädigen, daß man ihn abermals für einen Engländer gehalten und ihm damit die schwerste Beleidigung zugefügt hatte, die es in der jetzigen Zeit gab.

Vielleicht hätte namentlich die Jugend noch Weiteres über den ungleichen Kampf zu hören gewünscht, wenn nicht das Zeichen gegeben worden wäre, an den langen Tafeln Platz zu nehmen. Das geschah denn auch, man setzte sich zwanglos nebeneinander, wie man sich gerade zusammenfand, nur Frau von Duffel und Willi Torwald, da die beiden heute zum erstenmal hier waren, wurden von der stellvertretenden Vorsitzenden die Ehrenplätze an der Tafel angewiesen, so daß auch die jetzt lediglich durch einen Zufall nebeneinander zu sitzen kamn, bis Willi Torwald dann plötzlich ausrief: „Ich bitte tausendmal um Verzeihung, gnädige Frau, daß ich mich Ihnen noch gar nicht habe vorstellen lassen."

„Glauben Sie wirklich, daß das noch nötig wäre?" meinte Frau von Duffel äußerst liebenswürdig. „Ich traute ja meinen Augen kaum, als ich Sie vorhin hier eintreten sah. Ich hatte ja keine Ahnung davon, daß Sie sich anscheinend dauernd hier aufhalten. Meine Verwandten haben mir wenigstens nichts davon erzählt. Ich will Ihnen wirklich keine Schmeichelei sagen, Herr Professor —"

Der zuckte bei diesem Titel abermals schmerzlich zusammen, dann bat er: „Bitte, nennen Sie mich lediglich Herr Torwald, gnädige Frau."

„Ganz wie Sie wollen, und da muß ich es Ihnen sagen, daß auch ich Sie selbstverständlich seit langen Jahren kenne. Ich habe in Berlin, in Königsberg, in Danzig und wo sich mir sonst immer die Gelegenheit dazu bot, jedes Ihrer Konzerte besucht und oft den Wunsch gehabt, den Künstler, der mich durch sein meisterhaftes Spiel so oft begeisterte, auch einmal persönlich kennen zu lernen."

Willi Torwald machte seiner Nachbarin seine eleganteste Verbeugung: „Ihre Worte, gnädige Frau, ehren und erfreuen mich in gleicher Weise, Ihretwegen aber möchte ich fast bedauern, daß ich heute abend hier bin. Ich hätte Ihnen dann sicher eine große Enttäuschung erspart. Nein, wirklich, gnädige Frau, das ist mein Ernst, und Sie werden mich hoffentlich nicht für so dumm halten, daß ich meiner Überzeugung nur Ausdruck gebe, damit Sie mir wie in früheren Jahren zurufen sollen: ‚Fishing for compliments!' O nein, gnädige Frau, das nicht, aber man sollte wirklich niemals den Wunsch haben, einen Künstler, der uns Stunden tiefster Andacht oder auch nur die der Unterhaltung und des Vergnügens bereitete, persönlich kennen zu lernen. Der Künstler und der Mensch sind zwei ganz verschiedene Wesen, die eigentlich nicht anderes miteinander gemeinsam haben, als nur den Kopf."

„Das ist doch aber auch die Hauptsache", neckte sie ihn.

„Leider," stimmte er ihr bei, „aber auch dieser Kopf ist sich niemals gleich. Wenn ich ein Konzert gebe und am Flügel sitze, ist das, was ich sonst in meinem Gehirn spazieren trage, vollständig ausgeschaltet. Da bin ich gar nicht ich selbst, da bin ich ein anderer, da bin ich Beethoven, Mendelssohn, oder wen ich sonst interpretiere. Die sprechen durch mich zu meinen Zuhörern, und was die großen Meister zu sagen haben, erfüllt mich derartig, daß es mein ganzes Denken und Empfinden ausmacht. Sie, meine Gnädigste, kennen mich ebenso wie viele andere Menschen nur als den — sagen wir mal — vielleicht nicht ganz unbegabten Klavierspieler, und je mehr mein Spiel Sie interessierte, um so mehr Gefallen Sie an den Künstler Willi Torwald fanden, desto mehr muß sie naturgemäß der Mensch gleichen Namens enttäuschen. Meine eigenen Gedanken sind nicht gewaltig wie die eines Beethoven. Ich vermag die Herzen nicht zu rühren wie ein Bach, und ich kann mit dem, was ich selber zu sagen weiß, nicht auf die Menschen einwirken wie ein

Digitized by Google

Mendelssohn. Was ein Künstler aus sich selber herausjagt, bleibt immer banal und hohl, wenigstens in den Augen seiner Zuhörer, und ich will Ihnen auch sagen, warum: das schönste Bild wirkt nicht, wenn es nicht an der richtigen Wand und nicht in der richtigen Beleuchtung hängt. Das interessanteste Buch wirkt nicht, wenn es zugeklappt auf dem Tische liegt, und der Künstler hat aufgehört, Interesse zu erwecken, wenn er als Privatmann an der Tafel, anstatt am Flügel sitzt, oder wenn er sonst aufhört, auch nur vorübergehend seine Kunst zu betätigen. Ich weiß nicht, gnädige Frau, ob es mir gelungen ist, mich klar und deutlich auszudrücken?"

„Das schon," stimmte sie ihm bei, „aber Sie haben mich trotzdem von der Wahrheit Ihrer Worte noch nicht überzeugt. Von Ihnen persönlich kann ich natürlich noch nicht sprechen, denn unsere Bekanntschaft ist noch zu jung, aber ich kenne trotz allem, was Sie sagten, Künstler, die auch sehr kluge und amüsante Menschen waren und deren Wesen genau dem Bilde entsprach, das ich mir von Ihnen während Ihres Spiels oder während Ihres Vortrages machte, und ich denke, das wird auch bei Ihnen der Fall sein."

„Das täte mir aufrichtig leid, gnädige Frau," rief er schnell, und als sie ihn ganz verwundert ansah, fuhr sie fort: „Wirklich, gnädige Frau, das täte mir Ihretwegen sehr leid, aber auch meinetwegen, denn wenn wir uns auch oft wünschen, ein uns fremder Mensch möchte so sein, wie wir es von ihm glauben, im stillen hoffen wir doch, daß er anders ist, schon weil es sich sonst ja wirklich gar nicht erst verlohnt, ihn näher kennen zu lernen, weil man ihn da ja schon kennt. Wenn im Verkehr keine Enttäuschung eintritt, wo bleibt dann die Überraschung, wenn der Betreffende sich gegen alle Erwartung doch anders zeigt? Und das müssen Sie doch selbst zugeben, gnädige Frau, ein Leben ohne Überraschung ist das Furchtbarste, das es gibt. Das ewige Einerlei ist nicht zu ertragen, und nun erst der Verkehr mit Menschen, die uns keine Überraschung bieten? Gar nicht auszudenken!"

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben eines preußischen Volksschullehrers

Von R. E. Gregorovius

10. Fortsetzung.

Der Winter kam diesmal früher als sonst und brachte viel Schnee und Eis mit sich. Er hielt lange sein weißes Gewand fest, und als das Weihnachtsfest herannahte, sandte er zu Schnee und Eis noch Winterstürme, die das kleine Weberdörfchen zeitweise gänzlich vom Verkehr mit der Nachbarwelt abzuschließen drohten. Zum heiligen Christfest schmückte der Lehrer, wie alle Jahre, auch diesmal einen großen Tannenbaum, den ihm der Oberförster aus der großen königlichen Forst für seine Schule zum Geschenk machte. Einige Lichter sowie einige Äpfel, Nüsse und Pfefferkuchen zum Schmuck des Baumes erstand er aus dem Kramladen des Dorfes, der sich damit zum Weihnachtsfest gerüstet hatte. Es war von allem nur wenig, auch nicht die erste Ware, aber der Tannenbaum duftete doch seinen lieblichen Weihnachtsduft aus, und seine Lichter machten die Augen und die Herzen, auf die sie strahlten, weihnachtshell und weihnachtsfroh. Der Tannenbaum stand im Lehrzimmer der Schule, in dessen Mitte er auf einem Tischchen Platz gefunden hatte, und füllte einen großen Teil des kleinen Raumes aus. Die Kinder der Schule waren alle, ihre Angehörigen fast sämtlich erschienen, und das Lehrzimmer wollte die kleine Weihnachtsgemeinde nicht fassen, viele mußten auf dem Schulflur stehenbleiben. Der Lehrer hielt, wie stets, auch diesmal seine kleine Weihnachtsfeier. Er sang mit den Kindern die alten, schönen Weihnachtslieder, las ihnen die Weihnachtsgeschichte vor und sprach ein schönes Dankgebet für all das Gute, das sie alle in ihrem stillen Dörfchen bisher durch

Digitized by Google

das Christkind erfahren hatten. Jedes Kind erhielt zum Schluß einen großen, süßen Weihnachtsstollen. Dafür hatte die Frau des Pfarrers aus dem Kirchdorfe gesorgt, die einen großen Korb mit der süßen Ware tags zuvor in das Weberdorf hinaufgeschickt hatte. Vielleicht hätte der Lehrer durch eine Sammelliste in den benachbarten Dörfern manchen Taler für sein Weihnachtsfest erhalten können, aber darauf verstand er sich nicht; er besaß eben keine „Allartigkeit", und war in derartig praktischen Dingen „ein dummer Peter".

Die schlichte Feier war vorüber, und die Weihnachtsgäste, die großen und die kleinen, hatten das Schulhaus verlassen. Während der Lehrer die Lichter des Baumes löschte, fing es draußen an zu stürmen und zu schneien, und er war, als er in das Unwetter hinaussah, das der dunkle Himmel und die an ihm dahinfegenden Schneewolken nicht einladender machten, herzlich froh, all die Seinen zu Hause und unter ihr schützendes Dach zu wissen. Er ging in sein Wohnzimmer zurück, das ihm heute traulicher denn je erschien. Der Duft der Tannenzweige und der Wachsgeruch der Weihnachtslichter waren aus dem Lehrzimmer auch in sein kleines Wohnzimmer gedrungen, der große, grüne Kachelofen strömte eine behagliche Wärme aus, und die Wanduhr rief heute odentlich freundlich ihr unermüdliches Ticktack in den Weihnachtsabend hinein, das Vögelchen aber hatte das Köpfchen eingezogen und schlief. Auf dem Tische stand eine Kanne, die mit dem in dem Ofenrohr brodelnden Kaffee gefüllt werden sollte. Heute stand neben der Tasse auch ein Töpfchen mit Milch und ein Schälchen mit Zucker, das der Kramladen geliefert hatte. Zwei große Weihnachtsstollen lagen daneben und schauten ihn gar verlockend an. Die Pfeife war gestopft und stand an der Seite des Großvaterstuhls, der heute vom Fenster weg an den Ofen gerückt war. Auch sie harrte des Augenblicks, wo sie ihrem Freunde Genuß bereiten sollte. War das nicht schon ein Weihnachtsglück, im warmen Zimmer sitzen zu können und sich an den schönen Genüssen zu laben, während draußen der Wintersturm Wolken von Schnee um das Haus fegte, und dazu in seiner alten, trotzigen Wintersprache lärmte!

Der Lehrer hatte die Lampe angezündet und machte sich eben fertig, sein Abendessen einzunehmen, denn es war inzwischen sechs Uhr geworden, als es plötzlich heftig gegen die geschlossenen Fensterladen der Stube pochte. Er erschrak, denn zu dieser Stunde pflegte niemand zu ihm zu kommen, und heute an dem Weihnachtsabend, an dem kein Mensch sich draußen in dem tosenden Wintersturm aufhalten konnte, war an einen Besuch nicht zu denken. Er glaubte anfangs, der Wind hätte einen irgendwo gelegenen Ast aufgenommen und gegen das Haus geschleudert, und er habe nicht recht gehört. Er blieb stehen und horchte. Nichts als das Wehen des Windes und das Rauschen der Bäume war hörbar. Schon wollte er sich setzen in der Überzeugung, nicht recht gehört zu haben, als aufs neue mehrere Male gegen den Laden geschlagen wurde; dazu vernahm er deutlich das angstvolle Stöhnen eines Menschen. Hier war kein Zweifel mehr möglich! Draußen vor dem Fenster stand ein Mensch, und flehte ein Mensch um Einlaß. Der Lehrer riß die Stubentür auf und stieß die Flurtür zurück. Dann schaute er hinaus in die finstere Schneenacht. Dicht an der Tür, an dem einen der beiden Fenster sich anlehnend, gewahrte er eine Gestalt in einen Mantel gehüllt. Der Schnee, der mit seinen Flocken sie einhüllte, ließ nicht erkennen, ob es ein Mann oder eine Frau war.

„Wer sind Sie, und was wollen Sie?" fragte der Lehrer.

„Ist hier ein Gasthaus?" erhielt er zur Antwort.

„Dies hier ist die Schule, und ein Gasthaus gibt es hier nicht. Aber was wollen Sie?"

„Ich will ein Plätzchen, wo ich sterben kann. Hu, mich friert."

Es war eine todmüde Stimme, die es mehr röchelte als sprach.

„Sie friert? Hier draußen können Sie nicht bleiben. Bitte, treten Sie ein in mein Zimmer, dort ist es warm, und bleiben Sie, bis das Unwetter vorüber ist."

Er reichte der Gestalt die Hand, die sie ergriff. Ohne Widerstand ließ sie sich ins Haus hineinziehen. Er öffnete die Tür zu seinem Wohnzimmer, aus dem ihm Wärme und Licht entgegenschlugen. Dann drückte er die Gestalt in seinen Sessel. Jetzt sah er's, es war ein in Tücher

Digitized by Google

eingehülltes weibliches Wesen. Ein noch junges, schönes Frauenantlitz, dessen Blässe die harte Winterluft nur leise gerötet hatte, schaute ihn mit angstvollen Augen an. Sie schien sehr erschöpft zu sein, denn sie ließ den Kopf immer wieder auf die Brust sinken und atmete schwer. Nun goß er von dem heißen Kaffee eine Tasse voll, die sie gierig hinabschlürfte, und ließ sie von dem süßen Kuchen essen, der auf dem Tisch lag. Sie schien sich langsam zu erholen, aber ihre Blässe schien zuzunehmen, und ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust. Der Lehrer löste ihr die nassen Tücher, die sie einhüllten, und nun sah er's, die vor ihm Sitzende war ein Weib, das der Stunde ihrer Not nahe war. Mit einem flehenden Blick schaute sie zu ihm auf: „Ist eine Frau im Dorfe, die mir helfen kann? Meine Stunde ist nahe!" Den Lehrer ergriff ein Schrecken. In seinem Hause!!! Und wer war das Weib? Eine herumirrende Bettlerin, eine Vagabundin? Was sollte die unter seinem Dache? Konnte er sie bei sich belassen? Aber wohin mit ihr? Weit und breit kein Haus, dessen schützendes Dach sie hätte bergen können. Sie wieder fortweisen von seiner Schwelle, über die er sie soeben geführt hatte? Nun und nimmermehr! In den Schrecken der Nacht sie hinausstoßen? Nein, nun und nimmermehr! Und wenn's eine Dirne wäre, wenn's auch ein Mensch in Schuld wäre, es war doch ein Mensch wie er ein Mensch, in Not, großer Not! „Die, so im Elend sind, führe in dein Haus!" klang's in seinem Herzen. Da gab's keine Bedingung, da hieß es nicht: „Die Elenden, wenn sie schuldlos sind, führe in dein Haus". Nein, es hieß nur: „Die, so im Elend sind, führe in dein Haus". Er wußte, was er zu tun hatte, beugte sich zu ihr hinab und tröstete sie mit freundlichen Worten: „Ich gehe gleich und hole die Hilfe, die hier zu haben ist. Währenddes bleiben Sie nur ruhig hier. Essen Sie und trinken Sie! Hier sind Sie wohlgeborgen. Ich lasse Sie nicht in die Winternacht hinaus. Sie bleiben hier."

Nun setzte er sich seine Mütze auf, schlug einen alten Mantel um seine Schultern und eilte hinaus in die stürmische, schneeige Winternacht, um Hilfe zu holen.

Er fand sie bald. Eine Weberfrau versah in dem abgelegenen Dörfchen die Dienste, die ein Weib nötig hat, wenn die Angst ihrer Weibesnot gekommen ist. Sie folgte ihm, als er sie um Hilfe bat, in sein Haus.

Beide fanden die Fremde zitternd und stöhnend im Lehnstuhl liegen.

Es war Zeit, daß Hilfe kam.

„Herr Lehrer," sagte die Weberfrau, „sie muß jetzt in Ihr Bett! Hier auf dem Lehnstuhl kann sie nicht bleiben."

Nun führten beide die Stöhnende in das kleine Schlafzimmer des Lehrers. Dort ließ er die Frauen allein. Die Fremde wurde entkleidet und in des Lehrers Bett gelegt. Der brachte herbei, was die Weberfrau forderte, machte auf dem Ofen Wasser heiß und gab von seiner reinen Wäsche, was da war. Dann setzte er sich in seinen Lehnstuhl und bat die Frau, ihn zu rufen, wenn sie seiner Hilfe bedürfe.

Es war Mitternacht geworden, als er in seinem Großvaterstuhl einschlief. Von dem Kaffee hatte er getrunken, und von dem Kuchen gegessen. Von beiden hatte auch die Weberfrau erhalten, seine geliebte Pfeife hatte er aber nicht angezündet. Der Rauch mochte in das Nebenzimmer dringen und die dort Kämpfende stören.

Er schlief fest, bis gegen Morgen ihn der Schrei eines Kindes weckte, der aus seinem Schlafzimmer drang. Erstaunt wischte er sich den Schlaf aus den Augenlidern. Da begann das Vögelchen zu singen. Klang es nicht wie ein Weihnachtslied? Ja, das Vögelchen sang ein Weihnachtslied, das allerschöne Lied: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!"

* * *

Ja, sie war eine Schuldige, die eine schwere Schuld auf sich geladen und schwer gebüßt hatte! In der Kreisstadt, zu der Schwarzenbeck gehörte, wuchs sie auf in dem Hause eines fleißigen und geschickten Tischlers, dessen Handwerk gut ging, dessen Wohlstand fest gegründet schien. Im Hause ihrer Eltern genoß sie Liebe und Führung im reichsten Maße. Ein in rechtlichen Angelegenheiten strenger und in sittlichen Dingen unbeugsamer Vater ließ es an Sorgfalt bei ihrer Erziehung nicht fehlen. Zum Unglück für ihn und nicht weniger für sein Kind verlor er bald nach dem Eintritt seiner Tochter in die Schule seine Frau und mußte, schon aus geschäftlichen

Digitized by Google

Gründen, eine zweite Ehe schließen. So erhielt die Tochter eine Stiefmutter, die sie zwar gut behandelte, mit ihrer Erziehung aber nichts Rechtes anzufangen wußte, da ihr das wachsame Auge der leiblichen Mutter fehlte. Sie war schon als Kind das, was man „ein schönes Kind" nennt; aber schon früh, viel zu früh wußte sie das, und der Spiegel, vor dem sie stündlich zu finden war, sagte es ihr. Sie war kaum aus den Kinderschuhen heraus, als sie, eine noch nicht reife Jungfrau, begann, die Männerwelt an sich zu locken. Niemand hat sie gelehrt, wie das zu machen sei, ein unheilvoller Instinkt führte sie auf den verhängnisvollen Weg. Sie gebrauchte ihre Augen wie eine geübte, erfahrene Schauspielerin. Bald blickte sie verlangend und lüstern, bald sanft und hingebend, bald wie in wilder Gier sich verzehrend. Es ging von ihr ein Atem der Sinnlichkeit aus, der sinnliche Männer nur zu leicht bestrickte. Sie selbst war eine durch und durch nüchterne, innerlich kalte Natur, die den Sinnesregungen der Jugend wenig oder gar nicht unterworfen war; aber eine nicht zu bezähmende, keine Rücksicht, keine Scham, kein Erbarmen kennende Eitelkeit verzehrte sie. Eine Art wollüstiges Begehren zwang sie, die Männer an sich zu ziehen. Dabei machte sie keinen Unterschied zwischen einem verheirateten und einem ledigen, zwischen einem alten und einem jungen Manne. Überallhin glitten versteckt ihre lüsternen Augen, und ein erbarmungsloses Spiel begann, wenn sie wahrnahm, daß die Beute in ihr Netz gegangen war. War es ihr gelungen, einen Menschen dahin zu bringen, daß er ihr seine Neigung und Sehnsucht gestand, dann war sie sich selbst gegenüber unwahr und verworfen genug, um ihr Geschick zu beklagen, daß die Männer immer und immer wieder zu ihr hinzwang. Dann löste sie sich langsam von dem Opfer ihrer Eitelkeit los, um im nächsten Augenblick ein neues Opfer für ihre nicht zu stillende Gier zu suchen. In ihr lebte, allerdings mehr unbewußt als bewußt, das Sehnen, daß einer mal aus wahnsinniger Liebe zu ihr Hand an sich legen möge. Das wünschte sie zwar in bestimmter Form nicht, wenigstens hatte ein solcher Wunsch in ihr keine bestimmte Gestalt gewonnen; aber sie träumte sich doch gern in die Lage eines zertrümmerten Mädchenherzens hinein und konnte über sich und ihren Jammer fast Tränen vergießen, wenn sie sich vorstellte, daß ein blühendes Menschenleben aus Liebe zu ihr dahingegangen sei. Das war nun glücklicherweise niemals geschehen, doch einmal kam es fast so weit. Den Schüler einer oberen Klasse der höheren Schule der Kreisstadt hatte sie so bezaubert, daß der junge, unreife Mann ihr, der Sechzehnjährigen, seine Hand anbot. Das lehnte sie schon aus dem Grunde ab, weil in der Hand nichts war, was sie hätte reizen können, sie brachte ihn aber so weit, daß er einen Selbstmordversuch machte. Es blieb bei einem Versuch, und da die Eltern, die den Zusamenhang nur ahnten, aber doch einen Ortswechsel im Interesse ihres Sohnes für notwendig hielten, seine Überweisung an die höhere Schule einer anderen Stadt durchsetzten, so konnte der Jüngling genesen, und er genas auch völlig und setzte an die Stelle seiner Liebessehnsucht mit der Zeit die gründlichste Verachtung.

So trieb sie es Jahr um Jahr, ohne daß sie sich dabei eine erkennbare Blöße gegeben hätte. Es gelang ihr, ihren sogenannten „guten Ruf" aufrechtzuerhalten, und die Bewerber um das zur üppigen Schönheit erblühte Mädchen nahmen kein Ende.

Da schlug auch ihre Stunde!

Ein Böttchermeister und Hausbesitzer aus der großen Provinzialstadt lernte sie kennen, gewann sie lieb und erbat von ihren Eltern die Einwilligung zur Eheschließung. Es war für den Vater kein Grund vorhanden, dem nicht mehr jungen, aber achtungswerten Manne seine Bitte um die Hand seines Kindes abzuschlagen, und da auch sie damit einverstanden war, so erfolgte die Eheschließung, und sie zog zu ihrem Manne in die große Stadt, um dort das Leben mit ihm zu teilen. Eigentliche Liebe hatte sie für ihn nicht empfunden, aber auch keine Abneigung, und der Gedanke, nun ihre Freiheit zu gewinnen, hatte ihr Ja mehr bestimmt als ihre Zuneigung. In ihrem neuen Leben begann sie das alte Spiel, jetzt aber mit mehr Vorsicht, denn ihr Mann, das hatte sie bald genug festgestellt, war eine leidenschaftliche Natur und hätte sich vergessen und ihr ein Leid zufügen können, wenn er wüßte, wie sie's trieb. Sie wurde bald „eine sittliche Ehebrecherin", das heißt, eine solche, die zwar körperlich ihrem Manne die Treue hielt, innerlich aber sie immer und immer wieder brach.

Digitized by Google

Da endlich ereilte sie ihr Geschick!

In der Stadt lag ein Infanterieregiment in Garnison. Ein junger Offizier, der sie in einem öffentlichen Garten an der Seite ihres Mannes sah, fing, wie das nun schon Dutzenden passiert war, Feuer, als ihre Augen ihn verlangend suchten. Er verstand es, in den nächsten Tagen ihren Weg zu kreuzen. Jetzt begann das alte Spiel von neuem; diesmal aber war sie die Verliererin; denn, was sie niemals für möglich gehalten hatte, geschah jetzt: es ergriff sie zu dem jungen Krieger eine tiefe, so verzehrende Liebe, und bald lohte in wilder Glut ihre Leidenschaft empor und ließ sie jetzt empfinden, was sie so oft anderen bereitet hatte. Sie vergaß völlig ihre Stellung, dachte nicht mehr an ihre Sicherheit, schrieb Briefe an ihn und empfing Briefe von ihm, die sie, wenn sie in fremde Hände kamen, verderben mußten, und überließ sich ganz zügellos ihrer Leidenschaft. Der, den die Sache am meisten anging, ihr Mann, merkte nichts, um so mehr merkten es aber alle Menschen, die ihrem Hause nahestanden. „Alle Sperlinge pfiffen es von den Dächern", daß die schöne Böttchersfrau oft stundenlang in der Wohnung des Offiziers weilte, wobei sie keinen Unterschied machte, ob es Tag oder Nacht sei; nur ihr Mann merkte nichts.

Aber der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht, und so ging's auch hier. Ein guter Freund verriet schließlich dem Manne, was jeder wußte. Er wollte, er konnte es nicht glauben, sagte ihr aber nichts, sondern beobachtete sie nur. Da sie, wie schon gesagt, fast alle Besinnung, fast alle Ruhe und Vorsicht verloren hatte, so konnte er leicht eines Tages feststellen, daß sie stundenlang in einem Hause blieb, in dem sie nichts zu suchen hatte. Er stellte bald fest, daß in ihm ein junger Offizier wohnte. Noch hatte er keine Gewißheit von dem ehebrecherischen Verkehr seines Weibes, aber er durchsuchte ihre Kommode und ihre Kleider und fand dort Briefe, die ihm jeden Zweifel an ihrer Untreue nehmen mußten. Über den sonst leidenschaftlichen Mann kam eine große Ruhe. Er beschloß, sie zu töten; aber diesen Vorsatz gab er auf, wenn er daran dachte, daß er das Kind, das sie unter dem Herzen trug, mit verderben mußte. So beschloß er, sie aus dem Hause zu jagen. Als sie gegen Abend des Tages, an dem er die ganze Wahrheit seines Unglücks erfahren hatte, nach Hause zurückkehrte, um das Abendessen zuzubereiten, trat er vor sie mit blassem Gesicht und funkelnden Augen, aus denen ihr nichts Gutes entgegenleuchtete, warf ihr die Briefe, die er gefunden hatte, ins Gesicht und schrie ihr mit heiserer Stimme zu: „Wie heißt der Vater des Kindes, das du unter dem Herzen trägst?"

Sie begriff sofort alles, sie begriff auch, daß keine Lüge mehr helfen konnte, und daß sie nur die Flucht vor den vermeintlichen Mörderhänden ihres Gatten retten konnte. Sie sprang zur Tür hin, um zu entfliehen. Da trafen sie die Peitschenhiebe ihres Mannes, die er erbarmungslos auf sie niederfallen ließ. Mit aller Kraft stieß sie die Tür auf und entfloh aus dem Hause, gehetzt, als wäre sie nicht ein Mensch, sondern ein wildes Tier.

Die folgende Nacht und den folgenden Tag fand sie Unterkunft in der Wohnung ihres Liebhabers, aber lange konnte und mochte er das gefallene Weib, das ihm seine Stellung zu gefährden drohte, wenn er sie bei sich behielte, nicht bei sich behalten. So verließ sie ihn denn in der zweiten Nacht und fand Aufnahme bei einer armen Wäscherin, die sie so lange bei sich behielt, als das Geld reichte, das ihr der junge Offizier gegeben hatte. Nun beschloß sie, zu ihren Eltern zurückzukehren, denn es war sonst niemand auf der Welt, der sie hätte aufnehmen können. Sie hatte an ihren Vater geschrieben, ihm die schimpfliche Behandlung, die sie von ihrem Manne erfahren hatte, mitgeteilt, und hatte gelogen, indem sie sich als völlig schuldlos hinstellte. Sie wußte nichts davon, daß ihr Mann bereits ihrem Vater geschrieben hatte, was vorgefallen war, daß er ihm ihre Briefe als die unleugbaren Beweise ihrer Schuld mit eingesandt hatte. Davon wußte sie nichts, aber sie ahnte nichts Gutes, als der Vater ihren Brief unbeantwortet ließ. Da ihre Mittel zu Ende gingen, mußte sie sich, so schwer es ihr auch wurde, zur Rückkehr ins Elternhaus entschließen, um so mehr, als der Winter hereingebrochen war, und die Stunde ihrer Entbindung nicht mehr fern sein konnte. Noch gelang es ihr, auf einige Tage bei einer Schwester ihrer verstorbenen Mutter Aufnahme zu finden, dann aber wurde ihr auch von dieser Seite nahegelegt, entweder die Versöhnung mit ihrem Manne zu suchen oder zu

Digitized by Google

ihren Eltern zurückzukehren. Sie entschloß sich, wie bereits gesagt, zu letzterem, da sie sich nach der furchtbaren Züchtigung, die sie erhalten hatte, nicht mehr in das Haus ihres Mannes zurückwagte. Noch immer hatte der Vater ihr nicht geantwortet, obwohl sie dem ersten Brief noch einen zweiten und dritten hatte folgen lassen. Immer noch wußte sie nicht, daß der volle Beweis ihrer Schuld in ihres Vaters Händen war, daher hatte sie sich in ein wahres Netz von Lügen eingesponnen und dadurch ihre Sache nur noch schlimmer gemacht. Aber die Not, die bittere, harte Not, die jetzt anklopfte, zwang sie zur Rückkehr. Da das Weihnachtsfest bevorstand, so hoffte sie, in der Milde der Weihnachtsstimmung auch einen milden Vater zu finden, und, wenn auch er sie von sich stieß oder sie gar, wie ihr Mann es gemacht hatte, zum Hause hinauspeitschte, dann blieb ihr als letztes immer noch der Tod. Vor dem aber hatte sie zunächst noch ein tiefes Grauen.

So machte sie sich also an dem Tage vor dem Christfest auf, um ins Elternhaus zurückzukehren. Sie fuhr mit der Kleinbahn, dessen Fahrpreis ihren letzten Groschen forderte, bis zu dem Kirchdorfe, von dem aus sie zu Fuß den Weg über Schwarzenbeck nach ihrem Heimatsstädtchen nehmen wollte. Sie hatte zwar einen Marsch von drei Meilen vor sich und hätte sich sagen müssen, daß sie in ihrem Zustande das Ziel ihrer Wanderung schwerlich erreichen könnte, indessen, es war über sie die Nacht der Verzweiflung hereingebrochen, sie dachte nicht an die Länge und Schwierigkeit des Weges, nicht an ihren Zustand, der eine so weite Wanderung besonders zur Winterszeit, die die Straßen und Wege schwer gangbar gemacht hatte, verbot; sie dachte nur an ihre Not, der sie ein Ende machen mußte, gleichviel, wie es kam. Wie eine halb Trunkene, ihrer Sinne nicht mehr völlig mächtig, machte sie sich am Nachmittag auf den Weg, durchschritt das Kirchdorf und begann den Aufstieg nach Schwarzenbeck. Aber nur mit Mühe kam sie vorwärts, und die Nacht war bereits hereingebrochen, als sie die ersten Lichter des Fleckchens vor sich sah. Es gelang ihr noch, dasselbe zu durchschreiten, dann aber setzte ein Schneetreiben und ein Wirbelsturm ein, der sie bald zum Stillhalten zwang. Sie wollte sich niederlegen und den Tod erwarten; aber der Trieb zum Leben war größer als der zum Sterben. So schleppte sie sich auf das Schulhäuschen zu, aus dessen Fenstern ein schwacher Lichtschimmer in die Winternacht hinausdrang.

Mit der letzten Kraft, die sie besaß, wankte sie an die Fensterläden heran und klopfte.

* * *

Ein solches Weihnachtsfest, wie dieses Jahr, hatte der Lehrer Braune noch nicht erlebt. In seinem Schlafzimmer ruhte das fremde Weib in seinem Bette, neben ihr in einem alten Korbe, der sich irgendwoher noch hatte auftreiben lassen, ein kleiner Weltbürger, der wacker schrie und sich bei Tage und oft auch des Nachts zum Herrn des Hauses machen zu wollen schien. Zwei alte Frauen, seine Aufwartefrau und die Hebeamme des Dörfchens, hantierten in seinem Wohnzimmer und nahmen für ihre Zwecke den ganzen Raum in Beschlag. Schon am zweiten Weihnachtsfeiertage erklärten sie dem Lehrer, die fremde Frau, die sehr schwach sei und fortwährend friere, müsse aus dem Schlafzimmer, das ein alter Ofen nur schlecht durchwärmte, in das Wohnzimmer geschafft werden. Er war damit zwar sofort einverstanden, wußte aber nicht, wo er selbst nun bleiben sollte, denn das kleine Schlafzimmer glaubten die beiden Frauen auch für ihre Zwecke nötig zu haben. Überdies wäre es auch gar ungemütlich gewesen, auch am Tage in dem kleinen, schlecht durchwärmten Raume sich aufhalten zu müssen. Jetzt sah er's ein, daß die Wohnung für einen Hausstand nicht ausreichend war; doch fand sich auf dem Boden ein Dachzimmerchen, das zwar keinen Ofen hatte, und in das auch der Regen bei starkem Unwetter hineindrang. Es ließ sich aber sonst leidlich einrichten. Dorthinauf trug er seinen Großvaterstuhl, auf dem er nächtigen mußte, denn eine zweite Bettstelle besaß er nicht, dorthin brachte er auch sein Vögelchen; als die fremde Frau in sein Wohnzimmer umgebettet worden war und er sich die Zufriedenheit der beiden alten Weiber erworben hatte, brannte er sich seine geliebte Pfeife, die zwei Tage lang untätig an der Wand hatte hängen müssen, an und fühlte zum ersten Male wieder, obgleich es kalt in seinem Kämmerchen war, eine Art von Behagen.

Digitized by Google

Nun, als alles hübsch „in Ordnung" war, begann er ernstlich nachzudenken, was zunächst geschehen müsse. Er hatte die Fremde noch nicht gesehen und sollte sie auch vorläufig noch nicht zu Gesicht bekommen, hatte aber durch die Wartefrau erfahren, daß sie die Tochter eines Tischlermeisters aus der Kreisstadt war, den er dem Namen nach kannte, und daß sie das Haus ihres Mannes, eines Böttchers und Hausbesitzers in der Provinzialhauptstadt, habe verlassen müssen. Einen Grund hierfür hatte sie nicht angegeben; sie sei, wie die Weiber ihm mitteilten, auch zur Erzählung zu schwach. Er schrieb nun an den Vater, teilte ihm das Vorgefallene mit und bat ihn, seine Tochter abzuholen, wenn sie wieder reisefähig sei. Die Antwort, die er umgehend erhielt, lautete: „Sagen Sie meiner Tochter, daß ihr und dem Kinde ihrer Sünde mein Haus ein für allemal verschlossen bleibt, sagen Sie ihr auch, daß ihr Mann, den sie in schamlosester Weise betrogen hat, so wie ich denkt und auch so handeln wird. Ich empfehle Ihnen, die Dirne, die meine Tochter nicht mehr ist, auf die Straße zu werfen!"

Dem Lehrer ging die Pfeife aus, als er diese harten Worte las. So hatte er sich die Sache nicht vorgestellt. Daß er einer Ehebrecherin Gastfreundschaft gewährte, das hatte er nicht gedacht. Wohl hatte er geglaubt, daß eine Schuldige in sein Haus gekommen sei; aber wie schwer mußte die sich vergangen haben, wenn der Vater und der Gatte sie von sich stießen. Aber das konnte er ihnen natürlich nicht nachmachen! Davon konnte keine Rede sein, daß er sie auf die Straße stoßen würde! Aber freilich, im Hause behalten konnte er sie und ihr Kind auch nicht! Das verbot schon sein guter Ruf, auf den acht zu geben, seine Pflicht war. Nun, zunächst war ein Entschluß zu fassen aber nicht nötig! Sie war, wie die Weiber ihm erzählten, noch sehr schwach, und da an ein Verlassen des Bettes vorläufig noch nicht zu denken war, so war ein Verlassen seines Hauses vorläufig auch ausgeschlossen. Er machte den Weibern zur Pflicht, alles, was sie zur Stärkung der Fremden für notwendig hielten, zu besorgen, und täglich zog der Duft einer gebratenen Taube oder eines gebratenen Hühnchens durch das Schulhaus und drang bis in sein kleines Wohnwinkelchen. Solche Gerüche hatte das arme Schulhaus, seitdem der Lehrer Braune es bezogen, noch nicht gehabt.

Es war gut, daß er am ersten Januar so viel Geld bekam. Davon ließ sich vorläufig allerlei anschaffen. Das opulente Leben, das nun für ihn beginnen sollte, wurde aber fürs nächste noch nicht angefangen. Man konnte nicht wissen, was noch kam, und wie er das Geld noch brauchen würde. Also blieb es bei seinem einfachen Leben, und einen schwarzblauen Rock ließ er sich auch nicht machen, ebensowenig einen schwarzen Hut. Damit hatte es aber, wie er sich tröstete, keine Eile.

Das neue Jahr hatte bereits begonnen und der Unterricht bereits mehrere Tage gedauert, als ihm die Wartefrau eröffnete, er könne die Fremde nun sehen, sie läge noch im Bett und sei immer noch sehr matt, habe aber großes Verlangen, ihn zu sehen und ihm für alle ihr erwiesene Güte zu danken.

Mit sehr gespannter Erwartung und klopfenden Herzens betrat er sein Wohnzimmer. Sie lag, halb aufgerichtet, im Bett, das an der dem Fenster gegenüberliegenden Seite stand; ein durch die Scheiben blinkender Strahl der Wintersonne traf sie. Der erste Anblick erschütterte den Lehrer bis ins innerste Herz hinein. Ein blasses, von dunklen Haaren umrahmtes Gesicht, dessen Schönheit die durchgemachten Leiden madonnenhaft verklärten, erhob die von Tränen umflorten Augen zu seinem Wohltäter. Beide Arme, halb entblößt, weiß wie der Schnee des Winters, der draußen vor der Türe lag, hob sie vor ihm auf. Schwerlich hätte sich ein Künstler für eine betende Madonna ein besseres Modell suchen können.

Mit leise vibrierender Stimme sprach sie: „Wie soll ich Ihnen danken für das Gute, das Sie mir und meinem Kinde erwiesen haben?! Wie kann ich Ihre Güte lohnen, Sie bester, gütigster Mensch?!" Sie sprach das nur stoßweise mit leiser Stimme, deren Beben man anmerkte, daß der Sprecherin die Worte nur schwer und mühsam von den Lippen kamen. Er war tief ergriffen und vermochte kein Wort zu erwidern. Um ihn war es in diesem Augenblick geschehen. Sie hätte nicht nötig gehabt, ihre früheren Künste, mit denen sie die Männer bezauberte, wieder anzuwenden, und sie tat es auch nicht.

Digitized by Google

War es der weibliche Instinkt, der ihr sagte, daß der schlichte, unbeholfene Mann, der vor ihr stand und vor Verlegenheit nicht aus noch ein wußte, ihr für immer verfallen war, oder war es ein Zug des neuen, inneren Lebens, das nach Wahrhaftigkeit rang, kurz, sie tat nichts, um den Lehrer in ihr Netz zu ziehen; diesmal war sie unschuldig, daß ihr ein treues Mannesherz für immer verfiel.

Endlich, nach einer langen Zeit des Schweigens, begann er mehr stammelnd als sprechend: „Das ist ja ganz selbstverständlich; nicht wahr, Frau Bitter," so wandte er sich an die Pflegerin, „ist es nicht ganz selbstverständlich? Ja, es ist wirklich und wahrhaftig ganz selbstverständlich! Ich werde Sie doch nicht in der Winter- und Sturmnacht hilflos vor meiner Tür stehenlassen! Nein, das ist doch ganz selbstverständlich."

Ein Lächeln auf dem müden Antlitz der Kranken unterbrach seine Versicherungen. Sie streckte ihm die Rechte hin und drückte seine Hände, dann sagte sie: „Ich kann jetzt aber noch nicht fort. Ich fühle mich zu schwach und hilflos, und weiß überdies auch nicht, wohin ich gehen soll."

„Sie sollen auch nicht fort", entgegnete er eifrig. „Wie könnte ich Sie in Ihrem Zustande hinauslassen? Nein, das ist doch ganz selbstverständlich, daß Sie hierbleiben, so lange, bis Sie wieder völlig bei Kräften sind, und solange Sie wollen. Haben Sie noch einen Wunsch, dann will ich ihn gern erfüllen, wenn seine Erfüllung in meiner Macht steht. Das ist doch ganz selbstverständlich!"

Sie schüttelte den Kopf und sah ihn mit dankbaren Blicken an, während ein wehmütiges Lächeln über ihr Gesicht zog. Beide schwiegen eine Zeitlang, dann neigte sie ihren Kopf ermüdet in die Kissen zurück und ließ die langen, dunklen Wimpern ihre Augen schließen. Sie lag still vor ihm, und er starrte schweigend und ganz außer Fassung auf das schöne, blasse Weib. Aus dieser Lage befreite ihn der Eintritt der alten Wärterin, die ihm zuwinkte. „Sie scheint jetzt schlafen zu wollen," sagte sie mit leiser Stimme, „jetzt lassen Sie sie, Herr Lehrer, nur allein. Schlaf ist solchem müden Leibe besser als Wein und Kuchen."

Da ließ er sie allein und ging hinaus.

Es war das erste Weib, das sein Herz in helle Glut versetzte.

Sein Schicksal war es, daß es auch das letzte war.

Wochenlang mußte sie noch das Bett hüten. Er hatte schließlich einen Arzt aus der Kreisstadt holen lassen, der sie kannte, aber nichts zu der seltsamen Behausung des jungen Weibes sagte. Er hatte Ruhe und stärkenden Wein empfohlen. Für beides sorgte der Lehrer, und wohl niemals ist in dem Weberdörfchen eine junge Mutter so gut und treu gepflegt worden wie die im Schulhause; aber alle Pflege, alle guten und teuren Sachen, die der Lehrer für den ermatteten Leib herbeischaffen ließ, halfen nichts, oder doch nicht viel. Das müde Weib wurde von Tag zu Tag schwächer und hinfälliger, und als der erste Frühlingswind über das Dörfchen fegte und den Schnee wegschmolz, so daß es von allen Dächern herabtropfte, da klopfte der Tod an die Tür des armen Lehrerhauses, und das müde, abgezehrte, aber immer noch schöne Weib rüstete sich zur Ruhe, aus der es kein Erwachen mehr gibt.

Sie ließ ihn kommen. Das Kind lag neben ihr in einem Holzkasten und schlief. Als er zu ihr trat, wurde er aufs tiefste erschüttert. Er sah, daß sie zum Sterben ging. Tief ergriffen stürzte er auf die Knie, umfaßte ihre mageren Hände und begann bitterlich zu weinen. Ein letzter Strahl frohen Menschenglücks zog durch ihre Seele. Sie hätte nicht die Erfahrung zu haben brauchen, die sie besaß, um zu wissen, daß der vor ihr Kniende ihr gehörte mit Leib und Seele.

„Versprich mir, du treuester, bester Mann, wenn ich nicht mehr bin, meinem Kinde ein Vater zu sein! Ich gehe ruhig dahin, wenn ich weiß, daß du es tun wirst. Versprich es mir, Geliebter!"

Er küßte ihre schmalen Hände und schluchzte wie ein Kind; sagen aber konnte er kein Wort, nur nicken und immer wieder nicken.

Während die heißen Tränen des treuen Mannes auf sie niederfielen, schloß sie für immer ihre Augen und ging aus dem Leben der Endlichkeit hinüber in das der Ewigkeit.

Ein sanftes, unsagbar friedliches Lächeln ruhte auf dem blassen Antlitz der Toten.

* * *

Digitized by Google

Nun hatte sie ihre schweren Verfehlungen gebüßt und schlief still unter dem Hügel, den der Lehrer für sie hatte aufschütten lassen, oder den er vielmehr selbst aufgeschüttet hatte. Die kleine Gemeinde war damit einverstanden gewesen, daß sie ihr Grab gerade dem Schulhause gegenüber gefunden hatte. Dort ruhte sie allein, aber doch nicht allein; denn ihrem Grabhügel gerade gegenüber lag das Schulhaus, in welchem der lebte, der sie so geliebt hatte wie keiner auf Erden, der war immer bei ihr. Des Morgens und des Abends und oft auch bei Tage stand er an ihrem Grabe und hielt stilles Zwiegespräch mit dem toten, von ihm so heiß geliebten Weibe. Ein einfaches Kreuz hatte er auf ihren Hügel setzen lassen. Darauf stand nichts als ihr Name, und darunter standen die Worte: „Vergebet, so wird euch vergeben." Man ließ ihn gewähren, daß er das Grab schmückte mit all den Blumen und Blättern, welche am Wege und im Walde blühten. Niemand von den Webern sagte etwas dagegen, jedermann fand es natürlich und zu billigen, denn sie hatte ihm ja gehört, da sie in seinem Hause gestorben war, und aus den Tränen, die er am Tage ihrer Bestattung vergoß, aus seinem erschütternden Schluchzen entnahmen die einfachen Leute die Wahrheit: „Unser guter Lehrer hat die fremde Frau lieb gehabt. Ihr Grabhügel gehört ihm. Lassen wir ihm damit tun, was er für recht hält."

Jahre vergingen. Der Sohn, den die Verstorbene zurückgelassen und seiner Treue empfohlen hatte, wuchs langsam aus den Kinderschuhen heraus und wurde demnächst schulpflichtig. Alles, was der Lehrer in seinem großen Herzen an Liebe besaß — und wir wissen, es war nicht wenig —, übertrug er auf dieses Kind, das ihm als Erbteil der Verstorbenen ein teurer Besitz erschien. Es wuchs an Gesundheit und Kraft zu einem blühenden Knaben empor, der mit gleicher Liebe an seinen Vater hing wie dieser an ihm. Der Lehrer war sein Vater, etwas anderes wußte der Knabe vorläufig nicht, und dort drüben, unter dem schön gepflanzten Hügel ruhte seine Mutter.

Das Leben, das der Lehrer führte, war im wesentlichen dasselbe geblieben wie früher. Alle seine Zukunftsträume, die er vor Jahren, bevor die Verstorbene in sein Haus gekommen war, geträumt hatte, waren Träume geblieben. Er änderte nichts an seinem überaus einfachen, fast dürftigen Leben, denn jetzt war der Junge da, für den mußte er sorgen, den würde die Verstorbene einst von ihm fordern, der mußte er einst Rechenschaft ablegen, und er wollte das mit gutem Gewissen tun, er wollte es mit Freuden tun können. Und überdies, er hatte das Kind auch liebgewonnen, als wäre es sein eigenes, und es war auch wirklich ein schöner Knabe, dessen dunkle Augen, dessen kastanienfarbenes Lockenhaar auf die Mutter wiesen.

Er war alt geworden, der gute Braune. Zwar die Vierzig hatte er noch nicht erreicht, und da sollen ja erst die besten Mannesjahre beginnen, aber er sah aus wie ein Fünfziger oder Sechziger. Seine Haupthaare und sein Bart waren ergraut, seine Gestalt, die niemals gerade aufgerichtet gewesen war, war stark gebeugt, und seine ganze, etwas müde Haltung machte keinen empfehlenswerten Eindruck, zumal sein Anzug, wenn auch sauber, so doch arg gealtert war; denn zu einem dunkelblauen Rock, der vor Jahren Gegenstand seiner Träume gewesen war, war er immer noch nicht gekommen. Aber wer ihm in die Augen sah, der vergaß über dem warmen Strahl der Menschenliebe, der aus ihm leuchtete, bald genug die dürftige Erscheinung.

Und über diesen Mann drohte plötzlich ein schweres Unwetter hereinzubrechen, das nicht ihn allein, auch das ganze Dörfchen in seinem Lebensnerv getroffen hätte.

Die Strafversetzung des Lehrers Braune von Schwarzenbeck stand bevor!

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Königinnen

Wenn einst der grause Kampf verstummt,
Dann wirst du deutsche Frauen sehen,
Wenn sie auf stillen Wegen gehen,
Vom letzten Glockenton umsummt.

Die Wange blaß und schwarz das Kleid ...
Es flocht in sternenleeren Nächten
Der Gram in volle, dunkle Flechten
Sein silbern schimmerndes Geschmeid.

Du aber stehst, ein armer Wicht,
Am Wegesrand in scheuem Sinnen
Und fühlst: hier schreiten Königinnen
Im letzten, milden Abendlicht.

Karl Berner.

Konstantinopeler Erdbebentage / Von Johanna Weißkirch

Ich habe während meines langjährigen Aufenthaltes in Konstantinopel mancherlei Schweres erlebt. Habe Kriegszeiten dort mitgemacht, und die große armenische Revolution, die mit dem bekannten, aber von den Armeniern selbst heraufbeschworenen Schreckenstage der Metzeleien ihr grauses Ende fand. Bei allen diesen Ereignissen wurde keinem Europäer auch nur ein Haar gekrümmt. Wir hatten überhaupt keine Veranlassung, für unser Leben zu fürchten, denn wir wußten längst, daß die Türken denen nichts tun, die ihnen nicht erst die gründlichste Ursache dazu geben. Der Grundsatz des großen Preußenkönigs ist auch der ihre: Sie lassen jeden nach seiner Fasson selig werden, wenn er es ihnen durch sein Verhalten nicht zur absoluten Unmöglichkeit macht. Und das ist manchmal geschehen! An die religiöse und politische Toleranz der Türken sind oftmals jedes Maß überschreitenden Ansprüche gestellt worden. Wer dann unter der endlich aufflammenden Langmut dieses großen Philosophenvolkes zu leiden hatte, durfte es sich selbst zuschreiben. Ich habe jedenfalls den Türken keine durch sie verschuldete unangenehme Erinnerung zu verdanken.

Aber in ihrem Land hat mich zum erstenmal die bleiche Todesfurcht gepackt und derart gerüttelt und geschüttelt, daß ich noch heute mit einem gewissen Grausen und Entsetzen daran zurückdenke: in den furchtbaren Tagen des großen Konstantinopeler Erdbebens!

Die in diesen Tagen in Italien erfolgte Erdbebenkatastrophe ruft wieder alle Erinnerungen daran in mir wach. Jede Einzelheit des schrecklichsten aller Naturereignisse lebt wieder vor meinem Geiste auf, wenn ich die Schilderungen der durch das italienische Erdbeben herbeigeführten Verluste an Menschenleben und der grauenhaften Verwüstungen der blühenden Städte lese.

Es war im Juli 1893, kaum ein Jahr nach unserer Übersiedelung von Frankfurt a. M. nach Konstantinopel, wohin mein Mann an den Bau der Anatolischen Eisenbahn berufen war. Wir bewohnten in der Rue Faik-Pascha, im Hause eines reichen Armeniers, die erste Etage. Das im europäischen Geschmack ausgeführte Haus stand erst zwei Jahre. Das ganze Treppenhaus und das Vestibül waren überreich mit weißem Marmor bekleidet, dem gegenüber die sonstige Bauart viel zu leicht anmutete. Aber das große Gebäude war, ein nicht zu unterschätzender Vorzug in der heißen Jahreszeit, außerordentlich kühl, und empfing immer die frische Meeresbrise durch den Bosporus.

Der verhängnisvolle Julitag, von dem ich hier erzählen will, war einer der heißesten, den wir überhaupt in Konstantinopel erlebten.

Bereits am frühen Morgen sandte die Sonne sengende Strahlen vom Himmel herab, und gegen Mittag konnte man auf der Straße kaum noch atmen vor Glut. Kurz vor zwölf Uhr begab ich mich aus meinem Wohnzimmer nach der Küche, um

Digitized by Google

das nach meinen Angaben von der griechischen Köchin zubereitete Mittagmahl zu begutachten. Es war alles bereit, um sofort nach meines Mannes Rückkehr vom Büro aufgetragen werden zu können. Auf den, neben dem Herd sich befindenden türkischen Mangal kochte ganz langsam ein großer Topf mit Aprikosenmarmelade.

Da der Muezzin vom Minarett der nahen Moschee gerade das Mittaggebet rief, trat ich, ihm zu lauschen, ans Fenster. Um ihn zitterte eine solche Glut, daß ich geblendet die Augen schloß. Im selben Augenblick vernahm ich ein unterirdisches Getöse. Es klang, als ob schwere Fässer gerollt würden, und wurde stärker und stärker. Dazwischen vernahm man einen gräßlichen, halb heulenden, halb zischenden Ton. Und dann begann das Haus in allen Fugen zu krachen und zu wanken. Mein entsetzter Blick glitt durchs Fenster, und ich sah, wie sich das Minarett mit dem noch betenden Muezzin neigte. Ich sah die Töpfe und Geräte und den Verputz meiner Küche herabfallen, und die Wände sich spalten. Instinktiv faßten meine laut aufschreiende Köchin und ich einander an den Händen und suchten, hin und her taumelnd, den Ausgang nach dem Treppenhaus zu gewinnen. Wir hatten beide begriffen, daß es sich um ein Erdbeben handeln müsse, konnten es uns aber nicht gegenseitig sagen, weil ich weder so viel Griechisch, noch die Griechin genügend Französisch verstand. Wir stürzten mehrere Male auf der marmornen Treppe hin, wobei ich Beinwunden davontrug, und kamen bis zur Haustür. Da bemerkten wir, daß sich sämtliche Bewohner des Hauses schon auf dem ihm gegenüberliegenden freien Platz befanden, und liefen auch dorthin. Wahrscheinlich trieb sie alle das Gefühl, wenigstens den freien Himmel über sich zu haben. Und doch wäre uns dieser Aufenthalt zum Verhängnis geworden, wenn die umliegenden hohen Häuser eingestürzt wären: sie hätten uns rettungslos unter sich begraben. Glücklicherweise kam es aber nicht so weit, wenn auch Schornsteine und Gesimse herunterfielen und einige Menschen verletzten. Mich schlug der furchtbare Schrecken und die Angst um meinen Mann, den ich unterwegs wußte, zu Boden. Ein neben uns wohnender österreichischer, in türkische Dienste beurlaubter höherer Offizier, nahm sich meiner an, indem er mich vor der Einwirkung der glühenden Sonnenstrahlen schützte. Er führte mich an eine möglichst schattige Stelle, und bedeckte meinen Kopf mit der Schürze meiner Griechin. Um mich herum knieten die Bewohner unseres und der benachbarten Häuser und beteten zu Gott, der Jungfrau Maria und allen Heiligen um Hilfe und Errettung. Unterdessen kam mein Mann aus der Stadt und berichtete, daß bereits eine wahre Völkerwanderung nach den öffentlichen Stadtgärten im Gange sei, da man weitere Erdstöße befürchte. Da auch die Beamten der Generaldirektion der Anatolischen Bahn sich entschlossen hatten, sich nach dem sogenannten Picolo-Campo zu begeben, um dort die weiteren Ereignisse abzuwarten, hielt es mein Mann für selbstverständlich, daß wir uns auch dorthin begäben. Zuvor aber hieß es, sich noch einmal in das fortwährend leise zitternde Haus zu wagen, um unsere Papiere und Geld aus den Behältern zu nehmen. Ich hatte inzwischen, da ich meinen Mann unverletzt neben mir wußte, meine Ruhe wiedergefunden. Unser eben vom Fischmarkt heimkehrenden Diener, der Einkäufe gemacht hatte, berichtete Schauerdinge vom Wüten des Erdbebens in Stambul. Wir, mein Mann, ich und er (die Dienerin war nicht dazu zu bewegen) begaben uns nun in unsere Wohnung. Schon auf der oberen Marmortreppe kam uns die unterdessen in der Küche übergelaufene Marmelade in einem zähen Fluß entgegen, und alle Räume waren vom furchtbaren Geruch der inzwischen total verbrannten Hähne erfüllt. Ein Dunst, der uns am Sehen hinderte, lagerte über dem Chaos der herumliegenden Einrichtungsgegenstände. Hastig entnahmen wir Schränken, Kisten und Kasten das Wertvollste unserer Habe, beluden uns damit, und fort ging's in die Mittagsglut hinein. Unser armenischer Hausherr, übrigens ein raffinierter Halunke, versuchte zwar, uns daran zu hindern, indem er uns versicherte, das Erdbeben sei vorüber, aber wir waren nicht zu halten. Und taten recht daran! Denn kaum hatte er ausgeredet, als ein erneuter schwerer Stoß erfolgte, der die Sockelmauern des Hauses spaltete. Die nächste Minute sah uns auf der Flucht durch die menschenleeren Straßen, auf die von allen Seiten die Schornsteine und gelockerten Verputze der Häuser kollerten.

Nie werde ich diesen Weg vergessen! Dicht an die Häuser gedrückt, um nicht von stürzendem Mauerwerk erschlagen zu werden, kamen wir in der Perastraße an. Dort rasten wie ein wüster Höllenspuk Horden von Tulumbadschis halbnackt an uns vorüber, alles, was ihnen etwa in den Weg kam, beiseite rennend und mit ihrem wilden Geschrei die Luft zerreißend. (Diese Tulumbadschis sind eine aus alter Zeit stammende Feuerlöschgilde, deren Tätigkeit bei Bränden sich mehr aufs Stehlen als aufs Löschen erstreckt.) Wir sahen ihnen entsetzt nach und merkten bei einem Ausblick auf verschiedene Stadtteile und Stambul, daß überall Feuersäulen emporloderten, daß die altberühmte Märchenstadt an allen Ecken brannte. Als wir in dem kleinsten, in Pera liegenden, öffentlichen Stadtgarten ankamen, war schon fast kein Platz mehr zu finden. Eine Menge lichtscheuen Gesindels hatte sich dort schon breit gemacht, das aber auf meines Mannes und seiner Freunde Betreiben von der Polizei aufgefordert wurde, sich auf den außerhalb des Gartens liegenden freien Plätzen und alten Friedhöfen niederzulassen. Wir bemächtigten uns nun zunächst eines auf diese Weise frei gewordenen Fleckchens Erde und ließen es vom Pächter des Gartenrestaurants mit einem Tisch und Stühlen besetzen. Daß das in der Türkei eine große und beliebte Rolle

Digitized by Google

spielende Wort „Backschisch" gelegentlich des Erdbebens zum häufigst gebrauchtesten wurde, bedarf wohl keiner weiteren Versicherung.

Nachdem wir uns zunächst beim Wirt Essen und Trinken bestellt hatten, vertrauten wir der Köchin und dem Diener unseren Platz an, und sahen uns dann nach unseren Bekannten um. Der ganze Garten glich schon, als wir uns mühsam durch die von der Polizei freigehaltenen Wege drängten, einem einzigen großen Zeltlager, das zumeist von Griechen und Armeniern bevölkert wurde. Manche Familien rückten mit ihrem halben Hausrat an. Kranke, Verwundete und Sterbende wurden gebracht, und kleine Weltbürger taten ihren ersten Schrei unter dem immer wieder erneuten Beben der alten Mutter Erde.

Nur mit Mühe fanden wir einige Kollegen meines Mannes und deren Familien, mit denen wir berieten, was wir machen sollten. Wir kamen zu dem Entschluß, einige Tage hindurch unsere Wohnungen unbenutzt zu lassen und im Stadtgarten zu bleiben und beschlossen, wenn es die Umstände erlaubten, gegen Abend Matratzen, Kissen, Decken und die notwendigsten Toilettengegenstände mit Hilfe der Dienerschaft aus unseren Räumen zu holen. Dann setzten wir uns zunächst einmal zum Speisen nieder. Inzwischen liefen haarsträubende Nachrichten von den Verwüstungen des Erdbebens in Stambul und der ganzen Umgebung Konstantinopels ein. Furchtbar hatte es am Bosporus und auf den im Golf von Ismid liegenden Prinzeninseln gehaust! Der Golf hätte streckenweise eine tintenschwarze Färbung gehabt. Im Stambul war ein Teil des altberühmten Basars eingestürzt, und hatte allein unter seinen Trümmern über 900 Menschen begraben. Im Laufe des Tages bei uns eintreffende Bekannte erzählten, daß sie im Moment des ersten gewaltigen Erdstoßes mit Freunden auf der Veranda von deren Landhaus am Bosporus gesessen, und die Blumenanlagen des Gartens vor ihren Augen in einem sich öffnenden großen Erdspalt verschwinden hätten sehen.

Immer und immer wieder verspürte man kleine Erderschütterungen, die jedesmal eine erneute Panik hervorriefen. Über den ganzen Garten lagerte wie eine Wolke der von den brennenden Stadtteilen herüberwehende Brandgeruch, in den sich gegen Abend schon die ersten Verwesungsdünste mischten. Glücklicher- und unglücklicherweise erhob sich bei Sonnenuntergang der Wind etwas, so daß die Luft erträglicher wurde, aber die Feuersbrünste loderten nur noch heller auf.

Wir begaben uns vor Dunkelwerden, die unter keinen Umständen zum Verlassen des Gartens zu bewegende Köchin als Hüterin unseres Platzes zurücklassend, nach unserer Wohnung. Uns immer dicht an die Häuser haltend, gelangten wir ohne Unfall in die Rue Faik-Pascha. Dort hatten wir einen Anblick, der uns mit tiefster Empörung erfüllte. Unser raffinierter armenischer Hauswirt ließ bereits von dem vor Erdbebenangst schlotternden Portier die in den Mauern des Erdgeschosses klaffenden größten Risse mit Mörtel zuschmieren, um uns über die Baufälligkeit seines Hauses zu täuschen. Er erreichte aber nur damit, daß ihm mein Mann sofort die Wohnung kündigte. Es sah furchtbar darin aus. Als unvorhergesehenes Hindernis beim schnellen Erledigen unserer Arbeit erwies sich die an unseren Füßen klebende Aprikosenmarmelade, in die wir beim Dämmerlicht traten. Die zähe Masse hatte Zeit gefunden, sich über den ganzen kleinen Vorflur zu verbreiten, und war später nur mit Gewalt von den Sohlen zu bringen. Wir beluden nun zunächst den Diener mit Matratzen und Federzeug, während mein Mann und ich uns mit einer Anzahl Leinentüchern zur Herstellung eines Zeltes und mit Leibwäsche bepackten. Und dann ging es wieder auf Schleichwegen nach dem Stadtgarten. Nach Verlauf einer halben Stunde hatten wir mit den Leinentüchern zwischen den Platanen einen zeltartigen Raum abgegrenzt, den wir teilten, um so, wie wir scherzend sagten, einen Schlaf- und Wohnraum zu bekommen. Jedenfalls war unser Wigwam so nett geworden, daß unsere Bekannten sich gerne bei uns aufhielten. Die Besucher kamen und gingen nur so.

Nachdem wir nun für einige Tage notdürftig eingerichtet waren, besahen wir uns zunächst einmal in aller Ruhe das uns in weitem Umkreise umgebende Zeltlager. Ich sah nie ein bunteres, interessanteres Bild! Das ganze orientalische Leben in all seiner Mannigfaltigkeit drängte sich vor unseren Augen zusammen. Die langen Zeltgassen wimmelten von fliegenden Händlern, die mit lautem Rufen alles anboten, was die Tausende ihrer Bewohner zu Speise und Trank nötig hatten. Die Frauen waren in eifriger Tätigkeit, auf den türkischen Mangals (Holzkohlenöfchen) die Mahlzeiten zu bereiten, und auf den kupfernen Kohlenbecken dampfte und duftete unablässig der schwarze, starke Kaffee, ohne den es in der Türkei bei keiner Gelegenheit abgeht. Beinahe vor jedem Zelt befand sich ein mit Heiligenbildern, Amuletten gegen das böse Auge, und buntem Zierrat geschmückter kleiner Altar, auf dem unter dem Muttergottesbilde das geweihte Licht brannte. Aber auch eine Gitarre oder Laute befand sich in den meisten Zelten, hier und da sogar eine Klavierorgel, zu deren Klängen, wenn die Erde stundenweise Ruhe gab, gesungen und getanzt wurde.

Von den verschiedenen Aussichtspunkten des Gartens bemerkte man, daß die ganze Umgebung der Stadt und ihre alten, großen Friedhöfe in Zeltlager verwandelt waren. Ein zahlreiches Polizeiaufgebot und Militär sorgte für Ordnung und Sicherheit.

Dank der schönen Nächte, machte uns das Liegen im Freien nichts zu schaffen. Wir schliefen nach dem aufregenden Tage sehr gut und wurden

Digitized by Google

auch nicht durch Erderschütterungen geweckt. Als der nächste Tag gleichfalls ruhig verlief, ging es immer lustiger zu in den Zeltlagern. Da wurde gelacht und gescherzt, gesungen und getanzt, gegessen und getrunken, als ob die Veranlassung frohe Feste wären. Überall war Musik. Die Buden mit türkischen Leckereien schossen wie Pilze aus der Erde. In einem Winkel des Gartens drehte sich sogar ein ganz primitives Karussell, und die Kinder ritten zu ihrem Vergnügen auf Eseln und Maultieren. Zigeunerinnen, mit dem Tamburin rasselnd, schritten in grellem Putz umher und schrien: „Miris! Miris!“ (Wahrsagen!) Wir hatten uns gegen Abend wieder in unsere Wohnung geschlichen, um zu sehen, ob man uns nicht bestohlen habe. Da aber der Hausherr mit seiner Familie und Dienerschaft dageblieben und in den Keller gezogen war, fanden wir unsere Sachen alle vor. Der Portier hatte schon gereinigt, so daß wir die Aprikosenmarmelade nicht mehr zu fürchten hatten. Die umgefallenen Öfen waren wieder aufgestellt, die Scherben entfernt und so viel als möglich aufgeräumt. Aber es war kein Gedanke daran, in dem stark beschädigten Hause wohnen bleiben zu können. Wir nahmen uns fest vor, fortan nur noch ein Holzhaus zu mieten.

Als auch der andere Tag ruhig verlief, gedachten wir und unsere Bekannten, gegen Abend wieder unsere Wohnungen aufzusuchen, und dort zu übernachten. Aber kaum hatten wir den Entschluß gefaßt, als ein derartiger Erdstoß erfolgte, daß der Tisch, an dem wir saßen, hoch emporsprang, und wir von den Stühlen geworfen wurden. Ein furchtbarer Angstschrei erhob sich im Garten, und die Menschen, die eben noch der Freude huldigten, lagen auf einmal betend vor den Altären auf den Knien. Es erfolgten dann am selben Abend, in der Nacht und am nächsten Tag noch verschiedene Erschütterungen, die uns veranlaßten, unsere Zeltwohnung noch zu behalten. Aber dann beruhigte sich die Erde und wurde stille. Da war unseres Bleibens nicht länger im Stadtgarten. Das Leben darin hatte allmählich einen mehr als übermütigen Charakter angenommen, der uns den Aufenthalt zur Pein machte. Die Polizei mußte den Griechen und Armeniern gegenüber mitunter sehr energisch einschreiten, um sie einigermaßen im Zaun zu halten. Türken befanden sich nicht im Garten. Die hatten sich auf den Friedhöfen und draußen in der Umgebung ihre Zelte erbaut.

Wir waren froh, wieder in unserer Behausung zu sein, in der es genug zu tun gab, um die Spuren des Erdbebens zu beseitigen. Aber noch einige Zeit hindurch gingen wir erst lange nach Mitternacht zu Bett, und nie ganz entkleidet. Nach Wochen erfolgten noch einmal mehrere Erschütterungen, eine stärkere und mehrere schwächere. Dann gab die Erde völlig Ruhe. Aber die Bewohner der Lager in den Stadtgärten und der Außenstadt machten keine Anstalten, ihre Zelte wieder abzubrechen. Das Leben darin gefiel ihnen ausnehmend gut. Die Polizei mußte sie schließlich zur Räumung zwingen.

Wir hatten inzwischen ein kleines Einfamilienhaus, das vom Erdbeben gar nicht gelitten hatte, gemietet, aber es war, trotz unserer Vornahme, nur noch in ein Holzhaus ziehen zu wollen — doch aus Stein. So ist der Mensch!

*

Polnische Jungschützen

Zwischen schlesischer Landwehr und Posener Grenadieren,
Oelser Jägern, Husaren, Breslauer Füsilieren,
Eine polnische Kompagnie,
Jungschützen, Knaben.
Drei blutschwere Tage und Nächte haben
Sie in Gräben gelegen,
Starr, ruhig, ohne Bewegen,
Im Feuer gelitten wie nie.
Und vorwärts!
Da stürmen sie über Verhau in Anlauf und Sprung,
Niederschmettern ihre Kolben
Schwung nach Schwung.
Händeerheben
Fliehender und Ergeben.
Sie stürmen weiter,
Blutrausch schüttert sie schwer.
Signale. Sie jagen einen Haufen
Ächzender Feinde,
Laufen
Und treiben sie vor sich her.
Ostwärts liegt Warschau!

Hellmuth Unger.

*

Digitized by Google

Eine Audienz / Von Hans Hohenhorst

Pökelwitz war ein ebenso schön gelegenes wie gemütliches Garnisonstädtchen.

Wohl seit 80 Jahren durfte es sich rühmen, durch die Gnade seines Landesherrn ein Bataillon Infanterie in seinen Mauern beherbergen zu dürfen.

Nach Pökelwitz versetzt zu werden, galt in den Offizierskreisen der Armee als ein besonderer Vorzug. Und die Soldaten hatten es, da sie durchweg in Bürgerquartieren lagen, in der Leib- und Magenfrage so vorzüglich, daß sie ungern auf Urlaub in die Heimat fuhren.

In die Harmonie dieses ungetrübten Zusammenlebens zwischen Garnison und Bürgerschaft schlug aber eines schönen Tages der Blitz ein. Der Kriegsminister hatte verfügt, daß Pökelwitz seine alte Garnison verlieren müsse, da die Bürgerquartiere die Soldaten zu sehr verweichliche und die Stadtväter es ablehnten, eine Kaserne zu bauen.

Ein großer Schriftwechsel zwischen Stadt und Kriegsminister setzte ein. Die Stadt wies mit schönen Worten auf den allezeit gehegten Patriotismus ihrer Bürger hin, rühmte die gesunde Luft, die allenthalben in Pökelwitz Herz und Geist erquicke, und war des Lobes voll über die vorzügliche Küche der Bürgerfrauen, von der trotz alles strammen Exerzierens die Beliebtheit der Soldaten zeuge. Bei all diesen Vorzügen noch eine Kaserne bauen, hielten die braven Pökelwitzer nicht nur für eine arge Sünde gegen ihren an und für sich nicht reichen Stadtsäckel, sondern auch für einen groben taktischen Fehler gegen das Wohlbefinden der Soldaten.

Sie lehnten also in einer äußerst tumultarisch verlaufenen Bürgerversammlung den Bau einer Kaserne ab, beschlossen aber zugleich mit aller Einmütigkeit, beim Landesherrn um eine Audienz nachzusuchen, und diesem die Bitte zu unterbreiten, der getreuen Stadt Pökelwitz die liebe Garnison zu belassen, die ihr als ein Zeichen besonderer Huld der verewigte Vorfahr des Fürsten verliehen habe.

Noch ehe der Kriegsminister von dem Plane der schlauen Pökelwitzer etwas erfuhr, war eine Abordnung derselben, zu der sie drei ihrer geistvollsten Bürger gewählt hatten, bereits in der Residenz angelangt, um durch Vermittlung des Hofmarschalls um die Audienz zu bitten.

Aber, o weh! Der Landesherr war auf unbestimmte Zeit verreist, und der Hofmarschall konnte der Abordnung keinen besseren Rat erteilen, als so lange in ihrem Absteigequartier zu warten, bis er sie rufen lasse. „Es könne dies aber auch zur Nachtzeit geschehen", so fügte er wohlweislich hinzu.

Die lieben drei Pökelwitzer machten sich diesen nach ihrer Meinung vorzüglichen Rat buchstäblich zu eigen, und wichen nicht einmal aus ihrem Zimmer.

In hangender, schwebender Pein verfloß ein Tag nach dem anderen, ohne einen Bescheid vom Hofmarschallamte zu erhalten.

Da war es wirklich kein Wunder, daß sich eine große Erregung der drei Abgesandten bemächtigte. Dazu kam Schlaflosigkeit und Appetitlosigkeit bis zur Erschlaffung.

Am schlimmsten von allen erging es demjenigen, der auserkoren war, mit schwungvollen Worten die Bitte dem Landesherrn vorzutragen. Er hatte weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe. Immer mußte er seine wohlaufgesetzte Rede von neuem hersagen, zum größten Jammer der beiden anderen, aber auch zum Gaudium der übrigen Hotelbewohner. Diese konnten die an der Tür erlauschte Rede natürlich nicht geheim halten. Sie plauderten sie weiter, und so gelangte sie durch die Straßen der kleinen Residenz allmählich auch in die Redaktion des „Residenzboten".

In diesem stand da eines schönen Tages die lange, schöne, eindrucksvolle Rede, mit der der Landesherr von den drei Pökelwitzern bei seiner Rückkehr beehrt werden sollte.

Während sich hoch und niedrig in der Residenz darüber amüsierte, hatten die armen drei Pökelwitzer keine Ahnung, was ihnen durch die vorzeitige Veröffentlichung der Rede angetan war. Denn sie lebten ja vollkommen abgeschlossen von der Außenwelt, und hatten auch keine Neigung, irgendwelche geistige Nahrung durch Zeitungslektüre zu sich zu nehmen. —

Da endlich, nach Verlauf von zehn Tagen sollte die große Stunde schlagen, zu der sie zum Landesherrn befohlen wurden. Dieser hatte von den Absichten der drei Pökelwitzer und von der großen Rede ebenfalls schon durch seinen „Residenzboten" Nachricht erhalten und beschlossen, die Abordnung unmittelbar nach seiner Rückkehr, die gegen 12 Uhr nachts erfolgte, aus ihrer wenig beneidenswerten Lage zu befreien, und sie sofort zu sich zu bescheiden.

Auf seinen Befehl mußte in finsterer Nacht noch eine Staatskutsche angespannt werden, um die Pökelwitzer herbeizuholen.

Schweren Trittes stieg der die Kutsche begleitende Hofkurier die Treppe im Hotel hinauf, um den auf ihren ruhelosen Lagern hingestreckten Abgesandten die hohe Botschaft zu überbringen.

Wie scheue Vögel flogen sie in diesem Augenblick durcheinander.

Mit großer Hast griffen sie nach den Kleidungsstücken, um sich, so gut es eben bei der ihnen anbefohlenen Eile ging, hoffähig zu machen.

Sie waren so aufgeregt, daß es ihnen gar nicht auffiel, wie sie sich ihre Garderobe anlegten.

Der eine verwechselte seine schwarzledernen Stiefel mit seinen buntgestickten Hausschuhen, und ging in diesen zu Hofe. Der andere hatte es ganz und gar vergessen, seine schöne Krawatte umzubinden. Dazu hatte er noch einen falschen Überrock angezogen, der ihm mit seinen kurzen Ärmeln viel zu eng war. Der dritte, der Redner, schließlich

Digitized by Google

machte mit seinem völlig zerzausten Haupthaar und den langen Ärmeln des für ihn übrig gebliebenen Rockes, aus dessen hinteren Tasche auch noch ein großes, rotbuntes Taschentuch heraushing, den Eindruck eines gut begossenen Pudels.

In diesem freundlichen Aufzuge erschienen die drei Pökelwitzer vor ihrem Landesherrn.

Dieser war ein jovialer Fürst, der es ihnen bei Lösung ihrer so schwierigen Aufgabe außerordentlich leicht machte.

Er gab, ohne den Redner zu Worte kommen zu lassen, seiner hohen Freude darüber Ausdruck, einmal Abgesandte seiner getreuen Pökelwitzer in Nationaltracht vor sich zu sehen, sagte, daß er von ihren Absichten und der schwungvollen Rede, mit der man ihn beehren wolle, bereits Kenntnis durch seinen „Residenzboten" erhalten habe, und daß er nichts Sehnlicheres wünsche, als daß die drei Abgesandten in kürzester Zeit wieder in ihren „verfassungsmäßigen" Zustand zurückkehren möchten. „Pökelwitz solle", so schloß der hohe Herr seine feierlichen Worte, „die Garnison zum Segen des Landes und zur Freude der tanz- und heiratslustigen Bürgermädchen auf ewige Zeiten behalten — auch ohne Kaserne!"

Damit entließ der Landesherr die Abgesandten, die ihrer unbeschreiblichen Freude durch Ausgleiten auf dem glatten Parkett des Audienzsaales noch besonderen Ausdruck verliehen.

In ihrer Heimat wieder angelangt, waren die drei die Helden des Tages.

In öffentlicher Bürgerversammlung feierte man sie als die bedeutendsten Männer, die Pökelwitz je gesehen, und die es verstanden haben, das Herz des Landesvaters durch eine Rede zu rühren, die sie nie gehalten haben.

Der große Pflüger

Der Herrgott sprach: „Es ist genug!
Ich nehme selber nun den Pflug
Und pflüge mir mit eigner Hand
Mein hart gewordenes Menschenland."

Gesagt! Getan! Ein einziger Tag —
Und ein gut Teil der Erde lag
Schon als durchfurchtes Ackerland
Vor uns, von seiner Allmachtshand.

Im blutigroten Abendschein
Warf er als Saatkorn kurz hinein,
Den Fürsten wie den Bauersmann,
Und keins die Körner zählen kann,

Jedweden, wie er ihn gewollt;
Und mancher Gute, Beste rollt
Als Dünger für das deutsche Land
In den zerwühlten Bodensand.

Und Tränen rinnen Tag und Nacht
Wie Regen, bis die Saat erwacht,
Und Liebe, heiß wie Sonnenbrand,
In das erweichte Ackerland.

...O großer Pflüger, halte ein!
Es ist genug! So laß es sein,
Und laß aus Blut und Schutt und Brand
Erstehn das heilige Vaterland!

K. E. Knodt.

Neue Bücher

Tier- und Jagdgeschichten. Von Hermann Löns & Goldhals. Preis geb. 1,80 Mk. Verlag Adolf Sponholz, Hannover.

Der deutsche Krieg in Dichtungen. Von Walter E. Windegg. Preis geb. 2,50 Mk. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München.

Chronik des deutschen Krieges, 1. Band. Preis geb. 2,80 Mk. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München.

Lebenserinnerungen von J. F. von Schulte. Band 1. Mein Wirken als Rechtslehrer. Preis brosch. 8,— Mk., Halbfr. 10,— Mk. Band 2. Kirchenpolitische Aufsätze. Preis brosch. 6,— Mk., Halbfr. 7,50 Mk. Band 3. Geschichtliche, soziale, politische und biographische Essays. Preis geh. 6,— Mk., Halbfr. 7,50 Mk. Verlag Emil Roth, Gießen.

Die Kriegsereignisse in West und Ost bis Dezember 1914. Von W. v. Bremen. Preis 80 Pf. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Nationale oder universale Literaturwissenschaft. Von Adolf Bartels. Verlag Georg D. W. Callwey, München.

Die zehn Hauptlehren der theosophischen Weltanschauung. Von Rudolph. Preis 30 Pf. Theosophischer Kulturverlag, Leipzig.

Die Schnutenorgel und andere Feldzuggeschichten. Von Felix Janoske. Preis 80 Pf. Verlag Wilhelm Gottlieb Korn, Breslau.

Burg Tresa. Von E. von Dorau. Preis geh. 4,— Mk., geb. 5,— Mk. Verlag Theodor Gerstenberg, Leipzig.

Inhalt des Heftes 39: Weit vom Schuß. Roman aus der Kriegszeit von Freih. von Schlicht. — Aus dem Leben eines preußischen Volksschullehrers. Von R. E. Gregorovius. — **Beiblatt:** Königinnen. Gedicht von Karl Berner. — Konstantinopeler Erdbebentage. Von Johanna Weißkirch. — Polnische Jungschützen. Gedicht von Hellmuth Unger. — Eine Audienz. Von Hans Hohenhorst. — Der große Pflüger. Gedicht von K. E. Knodt. — Neue Bücher.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke's Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Vertretungsweise Dr. Hans Janke. Verlag von Otto Janke. Ausgegeben am 17. April 1915. — Druck von A. Sehdel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek
1915 Heft 30
Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Janke's Verlag * Nachdruck verboten

Weit vom Schuß / Von Freiherr von Schlicht

Humoristisch-patriotischer Roman aus der Kriegszeit. 3. Fortsetzung.

„Sie scheinen mir etwas die paradoxen Behauptungen zu lieben, Herr Torwald," neckte Frau von Duffel, „im übrigen mögen Sie wohl bis zu einem gewissen Grade recht haben, aber auch nur bis zu einem gewissen. Auch darüber ließe sich noch streiten."

„Schön, gnädige Frau," pflichtete er ihr bei, „ich bin doch von dem Renkontre auf der Straße in der richtigen Kampfesstimmung. Streiten wir also mit den geistigen Waffen, ich bin neugierig, wer von uns beiden Sieger bleibt."

Die Unterhaltung nahm ihren Fortgang, kluge, geistreiche, oft scharf satirische Worte flogen hin und her, und immer mehr vergaß Willi Torwald dabei, daß der Major von Linztemann ihm kürzlich geraten hatte, der schönen Frau den Hof zu machen. An die Mahnung hatte er in der Zwischenzeit überhaupt nicht mehr gedacht, die fiel ihm erst wieder ein, als er wirklich nur, um nicht noch mehr Rowdys zur Strecke zu bringen, hier im Saal Zuflucht suchte. Er hatte gar nicht gewußt, daß heute hier Kriegsabend abgehalten wurde, das wurde ihm erst klar, als er unten im Hausflur die zahlreiche, abgelegte Garderobe sah, und er war wirklich mehr als erstaunt gewesen, plötzlich die Bekanntschaft der schönen Frau zu machen.

Jetzt freute er sich dessen, aber ihm kam nicht einen Augenblick der Gedanke, ihr den Hof zu machen, er bewunderte lediglich ihre Schönheit, die noch eigenartiger war, als es ihm zuerst erschien. Je länger er sie ansah, desto mehr kam es ihm vor, als sei er noch niemals einer deutschen Frau begegnet, die, von ihrer Toilette ganz abgesehen, so wenig eine Deutsche zu sein schien. Es ging ein ganz seltsamer Charm und Zauber von ihr aus, aber er kam nicht dazu, ihr deswegen ein Kompliment zu machen, ja, er fand nach seiner Ansicht kaum Zeit, sie genügend zu bewundern, denn es hieß auf der Hut zu sein, wenn er in dem klugen, geistreichen Wortgefecht nicht unterliegen wollte. Mehr als einmal trieb sie ihn in die Enge, aber immer wieder verstand er es doch noch, den Hieb zu parieren und zu einem neuen Schlage auszuholen. Mehr als einmal waren beide in Gefahr gewesen, die Waffen zu strecken, und so atmeten beide erleichtert auf, als endlich die Stühle gerückt wurden und als man vom Tisch aufstand.

Beide dachten im stillen „Gott sei Dank", aber laut sagte jeder zu dem anderen: „Schade, daß wir das Gefecht jetzt abbrechen müssen, noch ein paar Minuten, länger, und ich hätte gesiegt."

Und da keiner von ihnen an das glaubte, was er dem anderen erklärte, fingen sie plötzlich an zu lachen. Auf jeden Fall hatten sie die Empfindung, sich selten so gut unterhalten zu haben wie heute, und sie trennten sich auch nicht voneinander, als die Gesellschaft sich nun in die kleinen Nebenzimmer zerstreute, um dort abzuwarten, bis der Speisesaal abgeräumt sei, damit man sich dort von neuem versammle.

Aber als es dann soweit war, und als die musikalischen und die deklamatorischen Vorträge beginnen sollten, kam die dritte und die

Digitized by Google

größte Überraschung des Abends. Die erste hieß Frau von Duffel, die zweite Willi Torwald und die dritte Major von Linztemann. Stolz und stramm aufgerichtet stand er plötzlich da, in voller Uniform, den Helm in der Hand. Wirklich ein hübscher Mann, wie Dorette in diesem Augenblick aufs neue feststellte, obgleich sein Gesicht einen ihr ganz fremden Ausdruck trug. So ernst, so bitter ernst hatte sie ihn noch nie gesehen, und seine Augen hatten einen beinahe todestraurigen Schein.

Alle sahen es ihm an, es war keine frohe Veranlassung, die ihn herbeiführte. Man wunderte sich gar nicht mehr darüber, daß er, der doch Mitglied des anderen Klubs war, hier plötzlich auftauchte, man fragte sich nur angsterfüllt: Was ist geschehen?

Es mußte etwas Großes sein, denn alle bemerkten es, wie der Major ein paarmal vergebens nach Worten suchte, wie es ihm an der Kehle zu würgen schien. Bis in dieses Schweigen hinein plötzlich die Stimme Willi Torwalds ertönte: „Herr Major, sagen Sie die Wahrheit, es ist ein Extrablatt erschienen, wir haben eine schwere Niederlage erlitten —"

Und plötzlich riefen alle wie aus einem Munde: „Unsere Truppen haben eine Niederlage, unsere braven, stolzen, mutigen Truppen sind besiegt!"

Da erhob der Major seine Hand, und in das Schweigen, das augenblicklich eintrat, erklangen seine Worte: „Von einer Niederlage der Unsrigen kann gar nicht die Rede sein, es ist auch kein neues Extrablatt erschienen, es handelt sich um etwas anderes. Ich komme eben von Frau von Hartmann, die mich gebeten hat, zu Ihnen zu gehen und Ihnen zu erklären, warum Sie alle heute vergebens auf sie warteten." Und nach einer kleinen Pause, während alle ihn voller Spannung ansahen, setzte er hinzu: „Ich suchte Frau von Hartmann auf, weil mir der Auftrag geworden war, sie in schonender Weise davon zu benachrichtigen, daß ihr einziger Sohn, den Sie ja alle kennen, da er hier als Hauptmann bei dem Bataillon stand, bei einem Angriff gegen eine russische Batterie von einer explodierenden Granate den Heldentod gefunden hat — wie ich gleich hinzusetzen will: einen grausamen Tod, denn sein Körper ist in tausend Stücke zerrissen, man hat die einzelnen Glieder erst zusammensuchen müssen, ehe man sie zur letzten Ruhe bestatten konnte."

Totenstille, ein beinahe erschreckendes Schweigen folgte diesen Worten. Ja, sie alle kannten den Verstorbenen, einen hübschen, lebenslustigen und liebenswürdigen Menschen. Hundertmal hatten alle mit ihm gesprochen, und so deutlich sahen sie ihn jetzt noch vor sich, wie er an der Spitze seiner Kompagnie zum letztenmal durch die Straßen der Stadt ritt, dem Bahnhof entgegen, um mit seinem Regiment an die russische Grenze befördert zu werden. Allen Bekannten hatte er lachenden Mundes zugenickt, mit einem frohen „Auf Wiedersehen" war er davongegangen. Nun war er tot, vor dem Feinde gefallen, aber das nicht allein, sein Körper war zerschmettert. Glücklich die Toten und dreimal glücklich diejenigen, denen es vergönnt ist, auf dem Felde der Ehre für das Vaterland zu fallen. Aber die Mutter, die arme Mutter, deren einziger Sohn, deren ganzer Stolz und deren Freude er gewesen war.

Totenstille, ein beinahe erschreckendes Schweigen herschte. Starr, entsetzt sahen sich alle an, bis dann viele anfingen zu weinen, bis dann aus aller Munde der Ruf ertönte: „Dieser Krieg ist furchtbar, dieser Krieg ist entsetzlich!"

Und in diesen Ruf hinein erklang da plötzlich das laute Gebet einer alten Dame: „Vater unser, der du bist im Himmel, sei uns allen gnädig und gib uns bald den völligen Sieg über unsere Feinde, damit die Frauen ihre Männer, damit die Kinder ihre Väter, damit die Mütter ihre Kinder bald wieder an das Herz drücken können. Vater im Himmel, sei uns allen gnädig."

Alle, alle beteten, aber am inbrünstigsten betete die Schatzmeisterin des Vereins, die auch einen Sohn draußen im Felde stehen hatte. Die betete so inbrünstig, daß sie darüber ganz vergaß, die Strafgelder einzusammeln, weil nun doch von dem Kriege gesprochen wurde und weil man dadurch gegen die Statuten verstieß.

Bis sie sich dann doch doch wieder auf ihre Pflicht besann, die Sammelbüchse herbeiholte und mit tränenerstickter Stimme von einem zum anderen ging: „Wir haben gegen unsere Statuten verstoßen, das geht nicht, ich bitte um die

Digitized by Google

Strafgelder für das Rote Kreuz und für die armen Verwundeten."

Jeder holte sein Portemonnaie heraus und gab mit vollen Händen. So reichlich wie heute waren die Gelder noch nie geflossen, man gab freiwillig viel mehr, als man zu bezahlen brauchte. Vorübergehend wurde durch das Klappern des Geldes in der Büchse die allgemeine Aufmerksamkeit von dem Trauerfall abgelenkt, dann aber sprach man von neuem nur von dem Toten, und abermals hieß es: „Die arme Mutter, wer wird die nun trösten? Ach, dieser Krieg ist furchtbar."

Bis dann plötzlich abermals die Rufe verstummten. Von den anderen unbemerkt, fast gegen seinen eigenen Willen hatte Willi Torwald sich an den wundervollen Ibachflügel gesetzt, den man für die Dauer der Kriegsabende gemietet hatte, um nicht gezwungen zu sein, das alte, gräßliche, dem Wirt gehörende Klavier bei den musikalischen Vorträgen benutzen zu müssen.

Ohne daß er selbst noch wußte, was er spielen wollte, saß Willi Torwald am Flügel, und seine schlanken Hände glitten präludierend über die Tasten.

Und mit einem Male erklangen die Klänge des Beethovenschen Trauermarsches. Atemlos lauschten alle, mit leisen, unhörbaren Schritten näherte man sich den Stühlen, um dort Platz zu nehmen, kaum, daß man sich überhaupt noch zu rühren wagte.

Willi Torwald spielte den Beethovenschen Trauermarsch, und alle wußten, warum gerade den: weil Beethoven sein Gott war, und weil bei der Wiedergabe des Trauermarsches von Chopin vielleicht doch einer, wenn auch ganz gegen seinen Willen, an den mehr als trivialen und banalen Text gedacht hätte, den man im Laufe der Zeit der Musik unterlegte.

Willi Torwald spielte Beethoven. Das war an und für sich schon ein Ereignis, heute aber wurde es zur Tat, denn so an diesem Abend hatte er seinen Beethoven noch nie seinen Zuhörern klarzumachen verstanden. Er merkte es, während seine Hände bald leise, bald mit voller Kraft in die Tasten griffen, er übertraf sich heute selbst. Das empfanden auch die anderen, die ihn und seine Kunst seit vielen Jahren kannten und unwillkürlich fragte sich mancher im stillen: Für wen spielt er heute so wundervoll, wen will er dadurch berauschen, wen will er sich dadurch gewinnen? Sollte er etwa Frau von Duffel — —?

Aber Willi Torwald sah gar nicht nach der hin, der schien es gar nicht mehr zu wissen, daß Zuhörer um ihn herum saßen. Er spielte nur für einen Menschen, für die beklagenswerte Mutter, die zu Hause um ihren Sohn weinte, der eine feindliche Granate alles nahm, was sie auf dieser Welt besaß. Er spielte für die arme Mutter. Nur die sah er ganz deutlich vor sich, wie sie in ihrem grenzenlosen Schmerz um den Verstorbenen dennoch tapfer und mutig gegen die Tränen anzukämpfen versuchte. Er sah nur sie, und im stillen rief er ihr fortwährend zu: „Arme Mutter, könntest du mich doch hören, vielleicht daß du Trost fändest in der Beethovenschen Musik, daß die dein armes Herz aufzurichten vermöchte, daß die dir ebenso wie die Worte Gottes Hilfe zu leisten vermöchte.

Nein, er dachte wirklich nicht mehr an Frau von Duffel, und ebenso wenig wie er an sie dachte sie an ihn. Von der Gewalt seines Spieles völlig gefangengenommen, saß sie in ihrem halbhohen Lehnstuhl, den ein Herr ihr zugeschoben hatte, weit zurückgelehnt da, völlig dieser Welt entrückt. Sie hatte die Augen geschlossen und überließ sich willenlos dem Zauber und der Größe des genialen Meisters, der jetzt durch einen seiner besten Interpreten zu ihnen sprach. Ihr war, als säße sie in einem Gotteshause, als umbrausten sie die gewaltigen Töne einer Orgel. Die Stimmung des Gottesdienstes kam über sie, und unwillkürlich faltete sie die Hände, als wolle sie beten, nein, als müsse sie beten. Sie wußte kaum noch mehr wo sie war, bis sie dann plötzlich die Augen aufschlug, weil sie an einer leichten Unruhe, die sie überfiel, erriet, daß sie beobachtet wurde, daß irgend jemand im Saale sie unverwandt betrachtete.

Wer mochte es sein, und wer es auch immer war, warum tat er das?

Frau Marga erhob ein klein wenig den Blick, und da wußte sie, wer es war, allerdings noch nicht, warum er es tat, denn jetzt erst bemerkte sie, daß der Major von Linztemann vielleicht absichtlich, vielleicht aber nur zufällig, seinen Stuhl so gerückt hatte, daß er ihr gegen-

Digitized by Google

über saß und sie fortwährend ansehen mußte. Er tat es auch weiter, als sie es jetzt bemerkte, er wandte auch da seinen Blick nicht von ihr ab, und es schien ihm ganz gleichgültig zu sein, ob ihr das angenehm sei oder nicht. Er sah sie auch weiterhin an, immer noch mit demselben ernsten, traurigen Ausdruck in den schönen, blauen Augen wie vorhin, als er den Saal betrat. Frau von Duffel wurde unwillkürlich ein klein wenig verlegen; was bedeuteten diese Blicke, wollte er mit denen ihrer Schönheit huldigen? Er wäre ja nicht der erste gewesen, der das täte, aber in solcher Art? Wollte er durch den Schmerz und den Kummer, den er deutlich verriet, ihr Interesse, ihre Teilnahme erwecken? Auch das hatte schon mancher versucht, aber der Mann, der ihr da gegenübersaß, dachte nicht an einen solchen Trick. Das merkte sie ihm deutlich an, dem war ernst und feierlich zumute, und seine Gedanken weilten sicherlich noch bei der Mutter, die er nach besten Kräften zu trösten versucht hatte. Aber was wollte er dann? Bis sie jetzt sah, wie er seinen Blick senkte. Der ruhte zuerst für eine Sekunde auf ihren eleganten, schwarzen Lackschuhen, auf ihren dünnen, schwarzseidenen Strümpfen, ging dann von dem Saum ihres schwarzen Taffetkleides bis zu den Knien, von da weiter bis zur schlanken, mehr als mädchenhaften Taille und immer höher und höher hinauf bis zu ihrem Gesicht und zu der allerneuesten und allermodernsten Frisur.

Und mit einem Male wußte sie: ein deutscher Mann, ein preußischer Soldat und Offizier betrachtete immer aufs neue, im stillen vielleicht fortwährend den Kopf schüttelnd, eine deutsche Frau, die in dieser ernsten, schweren Zeit, in dieser feierlichen Stunde, da Beethovens Trauermarsch an ihr Ohr und in ihr Herz klang, da betrachtete er voller Erstaunen eine deutsche Frau, die von den Schuhen angefangen bis zu der Haarfrisur nur französisch gekleidet war.

Nun fiel es ihr wieder ein, ihre Nichte Loni hatte sie schon vor dem Major gewarnt. Da hatte sie lustig und übermütig aufgelacht, aber nun — unwillkürlich zog sie für einen Augenblick ihre Füße, die mit Pariser Schuhen und Strümpfen bekleidet waren, zurück, unwillkürlich legte sie die Hände auf die Knie, als könne sie dadurch wenigstens einen Teil ihres Kleides verdecken, das ihre schlanke Figur umspannte. Und sie dachte, ob es nicht vielleicht doch ratsamer gewesen wäre, sich wenigstens für den heutigen Abend anders zu frisieren. Aber das alles nur für eine Sekunde, dann schob sie die beiden hübschen, schmalen Füße wieder ein klein wenig kokett nach vorn, dann ließ sie die Hände wieder sinken und freute sich doch, daß sie keine andere Frisur gewählt und sich dadurch nicht entstellt hatte.

Wie kleinlich und beschränkt mußte der Major sein, daß er an solchen Äußerlichkeiten Anstoß nahm, und als er sie jetzt wieder ansah, da mußte sie sich beinahe Gewalt antun, um nicht leise und spöttisch die Achseln zu zucken und um ihren Stuhl nicht ein klein wenig beiseite zu drehen.

Aber sie empfand es doch als eine Erlösung, als Willi Torwald jetzt sein Spiel beendet und sich von seinen Platz erhoben hatte. Da erlebte er die größte Genugtuung, die ihm zuteil werden konnte. Keine Hand rührte sich, um Beifall zu klatschen. Kein lautes „Bravo" ertönte. In stiller Ergriffenheit saßen alle da, viele mit Tränen in den Augen, und aus einem zitternden und bebenden Munde ertönte es nun nochmals: „Ach, dieser Krieg ist furchtbar!"

„Ja, meine sehr verehrten Herrschaften, das ist er," nahm jetzt der Major von Linztemann, der sich ebenfalls von seinem Platz erhoben hatte, mit ernster, bewegter Stimme das Wort, „dieser Krieg ist grausam und schrecklich, schrecklicher, als es je einer zuvor war. Aber der endliche Sieg kann und wird für unsere Truppen nicht ausbleiben, selbst wenn es noch Jahre dauern sollte, bis der Weltkrieg sich in einen Weltfrieden wandelte. Dann aber nach dem Friedensschluß wird für unser Vaterland eine neue, eine unvergleichlich schöne Zeit kommen. Doppelt groß und schön, wenn wir alle, die wir dazu verurteilt sind, diesen Krieg weit vom Schuß durchzuhalten, es inzwischen gelernt haben, uns noch mehr als bisher lediglich als Deutsche zu fühlen. Wenn wir alles Fremde ablehnen, wenn wir nur noch deutsch sprechen, deutsch denken und empfinden. Wollen wir in d e r Hinsicht das Größte erreichen, müssen wir beizeiten mit den geringsten Kleinigkeiten anfangen. Unsere Soldaten draußen im Felde kämpfen für ein großes, herrliches, deutsches Vaterland. Lassen Sie uns hier ein jeder an

Digitized by Google

seiner Stelle dafür kämpfen, daß unsere Krieger ein solches Vaterland, wenn sie siegreich heimkehren, in gewisser Hinsicht schon vorfinden. Wenn wir dieses Ziel stets vor Augen haben, dann verliert der Krieg auch für uns seine Schrecken, ja, noch mehr, dann ist er schön und herrlich, weil wir ohne diesen Krieg mit der Zeit immer mehr und mehr fremdes Wesen und fremde Kunst angenommen und nachgeahmt hätten, anstatt uns jeden Tag immer aufs neue klarzumachen, daß wir auch schon früher alle Ursache hatten, darauf stolz zu sein, daß wir Deutsche waren. Lassen Sie unsere Helden nicht umsonst für uns fallen, aber werden Sie dadurch, daß die für uns sterben, nicht kleinmütig, sondern groß. Ertragen Sie den Schmerz um jeden einzelnen mit ruhiger Fassung. Klagen Sie nicht mehr: dieser Krieg ist furchtbar, sondern sagen Sie statt dessen: dieser Krieg ist mit Rücksicht auf die Zukunft unseres Vaterlandes groß und erhaben."

„Ja, ja, das wollen wir," rief man ihm zu, als er nun schwieg. Von allen Seiten wurde er umringt. Wie vorhin Willi Torwald die Herzen seiner Zuhörer ergriffen und gerührt hatte, so hatte er es jetzt verstanden, die durch seine Worte neu aufzurichten und sie mit frischer Kraft zu erfüllen.

Es war nur ein Glück, daß sich in diesem Augenblick niemand um die Frau von Duffel kümmerte. Die wußte vom ersten Augenblick an, wem seine Worte in erster Linie galten. Heiß und kalt war ihr dabei geworden. Sie war über seine grenzenlose Taktlosigkeit, wie sie es nannte, empört, er wies ja geradezu mit Fingern auf sie hin, er, der ihr doch völlig fremd war, der noch nicht einmal Zeit gefunden hatte, sich ihr vorstellen zu lassen. Wie kam er dazu, sie derartig an den Pranger zu stellen? Sie glaubte jede Sekunde, aller Augen müßten sich nur auf sie richten, bis sie ihm dann doch das Kompliment, auf deutsch nannte man es wohl die Schmeichelei, nicht vorenthalten konnte, daß er seine Worte sehr geschickt zu setzen wußte, da er sicher nur sie allein meinte, aber sich trotzdem derartig an die Allgemeinheit wandte, daß nur sie sich getroffen fühlen konnte — vorausgesetzt, daß seine Worte wirklich nur auf sie gemünzt waren.

Aber immerhin war sie in ihrem Innern unruhig und nervös, und sie mußte sich alle Gewalt antun, um nach außen hin völlig unbefangen zu erscheinen, als der Major sich ihr bald darauf mit Willi Torwald näherte und diesen darum bat, die Bekanntschaft zu vermitteln. Das geschah in der üblichen zeremoniellen Art, dann aber setzte Willi Torwald frisch und übermütig hinzu: „Herr Major, als Mensch und als Christ warne ich Sie vor der gnädigen Frau. Vielleicht ist mit der zwar gut Kirschen essen, aber es ist schlecht, mit ihr zu disputieren, ach so, pardon, ich meine natürlich Verzeihung und statt disputieren wollte ich natürlich streiten sagen. Diese Fremdwörter stecken einem noch immer derartig in der Kehle, daß man mit dem Marquis Riccaut aus Minna von Barnhelm wahrhaftigen Gotts sagen kann: „Die deutsche Sprach' seien eine sehr schwere Sprach'."

Unwillkürlich mußten alle drei lachen, dann meinte der Major: „Ich bin Ihnen für Ihre Mahnung sehr dankbar, lieber Freund, wenngleich die für den Augenblick sicher verfrüht kommt."

„Aber für später ist sie nach Ihrer Ansicht vielleicht angebracht", neckte Frau von Duffel den Major, denn sie erriet, daß ihr ein Kampf mit dem bevorstand, und hätte den lieber gleich heute aufgenommen, als den auf später verschoben.

Doch, wie sollte sie den Kampf beginnen? Da kam ihr Willi Torwald zu Hilfe, der aus seiner Rocktasche ein großes, silbernes Zigarettenetui hervorholte und es ihr hinhielt: „Wenn ich gespielt habe, muß ich rauchen, das beruhigt meine Nerven am schnellsten, aber die beste Zigarette schmeckt noch mal so gut, wenn eine Dame dabei Gesellschaft leistet, und nicht wahr, Sie rauchen doch sicher, gnädige Frau?"

„Sogar leidenschaftlich", stimmte sie ihm bei, und sie schickte sich an, eine der ihr angebotenen Papyrus zu nehmen, aber im letzten Augenblick zog sie die Hand, die sie schon ausgestreckt hatte, wieder zurück: „Ich fürchte, diese dicke, breite Zigarette, die Sie mir da anbieten, Herr Torwald, würde mir doch zu schwer sein. Ich bin nur die leichten, russischen Zigaretten gewohnt, ich rauche nie eine andere Sorte."

„Aber gnädige Frau, wie kann man nur?" rief Willi Torwald vorwurfsvoll, und der Major stimmte ihm bei, sogar aufrichtig froh darüber,

Digitized by Google

ihm beistimmen zu können, und so meinte denn auch er jetzt: „Aber gnädige Frau, wie kann man nur! Noch dazu in der jetzigen Zeit, da gibt es doch nur eine einzige Zigarette —"

Er wollte natürlich sagen „die deutsche", aber dazu kam er nicht, denn Willi Torwald fiel ihm plötzlich in das Wort: „Verzeihung, Herr Major, was Sie da eben behaupteten, oder richtiger gesagt, behaupten wollten, stimmt nicht ganz, denn es gibt schon seit unendlichen Zeiten nur eine einzige Zigarette —"

„Die deutsche", rief der Major diesesmal triumphierend.

Willi Torwald blickte den Major ganz verständnislos an, dann meinte er nach kurzem Besinnen: „Ach so, ja richtig, die deutsche. Ich erinnere mich, wenn man mit der Eisenbahn nach Berlin fährt, dann sieht man auf den freien Feldern große Reklametafeln: Unsere Marine — Unsere blauen Jungens — beste 2-Pfennig-Zigarette. Oder kostet sie gar zwei und einen halben Pfennig? Ich weiß es wirklich nicht, ich glaube aber gelesen zu haben, daß gerade von diesen billigen Sorten jährlich viele hundert Millionen geraucht werden. Aber trotzdem gibt es für mich nur eine auf der Welt: die ägyptische."

„Bravo", rief Frau von Duffel dem Künstler leise zu, daß es ungenau blieb, ob der Herr Major es wirklich hörte. Vielleicht, vielleicht auch nicht, auf jeden Fall machte der ein ganz entsetztes Gesicht, um dann auszurufen: „Die ägyptische Zigarette ist doch gewissermaßen auch eine feindliche, warum schwärmen Sie gerade für die?"

„Einmal, weil sie meinem Geschmack am besten entspricht, dann aber auch, weil sie mich nichts kostet", meinte Willi Torwald übermütig und setzte erklärend hinzu: „Es werden in diesem Winter wohl vier Jahre, daß ich auf meinen Reisen auch einmal in Kairo konzertierte. Ich hatte die hohe Ehre, von dem früheren Khediven zu einem Hofkonzert befohlen zu werden. Hätte ich vor seinen Haremsdamen spielen dürfen, wäre die Sache wahrscheinlich wesentlich amüsanter geworden. Pardon, ach so, Verzeihung, gnädige Frau, Sie müssen mich recht verstehen. Ich meine das nur deshalb, weil ich sehr bald bemerkte, daß der Herrscher Ägyptens für deutsche Musik sehr wenig Verständnis und Interesse hatte. Er gestand es mir hinterher auch ein, daß er während des Spieles am meisten meinen tadellosen Frackanzug bewundert habe, den ich mir wenige Wochen vorher in London hatte anfertigen lassen."

Unwillkürlich mußte Frau von Duffel wieder leise lachen, der Major aber rief ganz entsetzt: „Es gibt doch aber auch in Deutschland Schneider!"

„Sogar sehr gute, Herr Major, aber ich war damals in Verlegenheit. Ich sollte in London vor dem König spielen, darauf war ich in keiner Weise vorbereitet gewesen, da mußte ich mir schnell in London einen Frackanzug bestellen, oder hätte ich da erst rasch zu diesem Zweck nach Deutschland reisen sollen?"

„Das natürlich nicht," meinte der Major ein klein wenig verstimmt darüber, daß er in die Enge getrieben wurde, bis er dann hinzusetzte: „Damals dachte ja auch noch kein Mensch an den Krieg."

„Das tat man damals auch nicht, als der Khedive mir einen großen Orden an die Brust steckte, nicht, weil ich gut gespielt hatte, sondern in seiner Freude darüber, daß das Konzert zu Ende war. Darüber muß er sich sogar ganz fürchterlich gefreut haben, denn als er bemerkte, daß ich nach Beendigung des Diners, das dem Konzert folgte, die mir gereichten Zigaretten mit sichtbarem Wohlbehagen rauchte, gab er den Befehl, mir Zigaretten in mein Hotel zu schicken und versprach mir auch, wenn ich erst wieder in Deutschland wäre, solche schicken zu lassen. Natürlich glaubte ich weder an das eine noch an das andere, aber es geschah ein Wunder. Der Khedive hielt Wort, ich bekam alljährlich eine Riesenkiste der besten ägyptischen Zigaretten zugesandt, erfreulicherweise sogar zollfrei, und ich glaube, es waren jedesmal zehntausend Stück. Ich hätte einen Zigarettenladen aufmachen können. Mein Vorrat reicht auch jetzt noch lange, obgleich ich unseren braven Truppen im Felde inzwischen viele tausend als Liebesgabe sandte, oder finden Sie es unpatriotisch, Herr Major, daß unsere deutschen Soldaten mit einer ägyptischen, also mit einer feindlichen Zigarette im Munde für Deutschlands Ehre und Macht kämpfen?"

Der Major knurrte halblaut etwas vor sich hin, das die beiden anderen unmöglich ver-

Digitized by Google

stehen konnten, dann meinte er plötzlich: „Ich bitte die Herrschaften, mich jetzt für einen Augenblick zu entschuldigen. Es tut mir aufrichtig leid, gnädige Frau, mich Ihnen nicht länger widmen zu können, aber ich habe auch noch andere Damen zu begrüßen, denen gegenüber ich nicht unhöflich erscheinen möchte."

Eine kurze, etwas steife Verbeugung, dann ging er davon, und belustigt sah Frau von Duffel ihm nach, bis sie dem Künstler lachend zurief: „Gott sei Dank, den hätten wir wenigstens für den Augenblick in die Flucht geschlagen und ich danke Ihnen aufrichtig, daß Sie mir ein so guter Bundesgenosse waren, sonst wäre es mir vielleicht schlecht gegangen. Hu-je," meinte sie mit komischem Entsetzen, „der Herr Major kann einen Menschen ja ganz bitterböse ansehen, da freut es mich doppelt, daß wenigstens wir beide uns darüber einig sind, daß man auch heute noch das Gute und Schöne ruhig da nehmen soll, wo man es findet, selbst bei unseren Feinden. Nur eine Frage müssen Sie mir noch beantworten: wo kaufen Sie Ihre Parfüms, oder besser gesagt, welches bevorzugen Sie?"

„Parfüms gebrauche ich niemals", widersprach er, „und offen gestanden liebe ich auch bei den Damen kein Parfüm, sondern nur Wohlgerüche, und auch da nur einen: den natürlichen Duft einer schönen, eleganten Frau, und Sie meine Gnädige, sind nicht nur elegant, sondern auch schön."

„Wenn Sie Ihr Kompliment anders herum gesagt hätten, wäre es für mich noch schmeichelhafter gewesen," neckte Frau von Duffel ihn, „denn selbst die schönste Dame legt mehr Wert darauf, für elegant, als für schön zu gelten."

„Auch darüber ließe sich streiten", meinte er nach kurzem Besinnen.

„Also streiten wir," rief sie fröhlich, „wir haben ja Zeit, denn ich halte es für ausgeschlossen, daß nach Ihnen es noch ein anderer wagen wird, sich an den Flügel zu setzen. Soviel ich weiß, wollte allerdings heute abend eine Dame uns Chopin vorspielen, aber die wird sich nach Ihrem Spiel wohl eines Besseren besonnen haben."

Ja, das hatte die allerdings getan, aber sehr schweren Herzens, und die gab die Hoffnung immer noch nicht auf, daß man sie doch noch auffordern würde, sich an den Flügel zu setzen. Acht Tage lang hatte sie täglich zehn Stunden geübt, um heute mit Ehren bestehen zu können, und nun sollte das alles umsonst gewesen sein? Das Weinen war ihr nahe, aber sie kämpfte die Tränen tapfer zurück, während sie von einem zum andern ging und immer dasselbe sagte: „Nicht wahr, Herr Torwald hat heute berauschend gespielt, er ist in seiner Art einzig, wie auch Beethoven es war. Beethoven ist und bleibt nun einmal Beethoven, aber auch Chopin war ein Genie, und auch der will richtig aufgefaßt und verstanden sein."

Aber die Dame fand mit ihren Worten gar keine Gegenliebe, ja noch mehr, man schien sie gar nicht zu verstehen, es sogar völlig vergessen zu haben, daß man sie vor einer Woche bat, heute abend zu spielen. Der Beethovensche Trauermarsch zitterte noch in ihnen allen nach, man dachte nur an die arme Frau von Hartmann, die ihren Sohn auf eine so gräßliche Art verlor, auch galt es, sich darüber einig zu werden, wie man der schwergeprüften Frau die Teilnahme der Mitglieder der Kriegsabende ausdrücken solle, ob man eine Deputation entsende, oder ob jedes Mitglied einzeln kondoliere.

Die wenigstens für heute kaltgestellte Chopindame fühlte sich tief gekränkt, ein anderer aber fühlte sich auf den Tod beleidigt, das war Herr Walther. Schon als Willi Torwald sich an den Flügel setzte, hatte ihm nichts Gutes geahnt, und als er mit seinem Spiel endete und als alle auf das tiefste ergriffen waren, da gestand er sich offen ein, daß jetzt nicht der Augenblick gekommen sei, um den Leuten das Lied des Postillions von Longjumeau und ähnliche schöne Sachen vorzutragen. Aber diese Erkenntnis, die ihn zuerst völlig niederschmetterte, beschäftigte ihn kaum zehn Minuten, dann sagte er sich: nun wirst du den Herrschaften gerade etwas vorsingen, die können doch nicht den ganzen Abend Trübsal blasen, die werden jetzt für eine fröhliche, heitere Kunst doppelt dankbar sein. Es kribbelte und krabbelte ihm in allen zehn Fingerspitzen, sich an den Flügel zu setzen, um sich bei seinem Gesang selbst zu begleiten, während er in einer Ecke des großen Saales allein auf und ab ging und fortwährend leise vor sich hinsummte, um sich davon zu überzeugen, ob er gut bei Stimme sei. Und er fühlte es, er war gerade heute glänzend disponiert,

Digitized by Google

er konnte getrost das hohe C riskieren, ohne fürchten zu müssen, daß er dabei mit der Stimme umkippte. Aber er wagte es trotzdem nicht, sich so ohne weiteres zum Vortrag zu melden, wenigstens wollte er erst Loni danach fragen, wie die darüber dächte. Sicher würde die ihm zureden, die allein wußte doch, wieviel Schweres er ohnehin heute schon durchgemacht hatte.

Aber ganz gegen seine Erwartung redete Loni ihm ab: „Tun Sie es nicht, Herr Walther, Sie würden nur eine große Enttäuschung erleben. Ich rede Ihnen ernstlich ab, gerade weil ich es gut mit Ihnen meine", und um ihn zu trösten, setzte sie ganz leise hinzu: „Wie gut, das weißt du ja."

Er aber hörte ihre Worte gar nicht, er hörte von dem, was sie ihm sagte, nur das eine, daß sie ihm riet, heute nicht zu singen. Sicher hatte sie recht mit ihren Worten, aber gerade deshalb wurde er immer ärgerlicher und verdrießlicher, und Loni mußte fortwährend auf ihn einreden, um ihn wenigstens halbwegs wieder zu beruhigen.

Und sie sprach auch noch auf ihn ein, als sie jetzt sah, wie der Major sich ihrer Freundin Dorette näherte.

Die hatte diesen Augenblick schon längst erwartet, ja, sich vor dem sogar ein klein wenig gefürchtet, weil sie sich in der letzten Zeit in ihren Gedanken zuviel mit ihm und mit seiner Liebe beschäftigt hatte. Trotzdem gelang es ihr jetzt, ihn völlig unbefangen zu begrüßen, als er sich bei ihr entschuldigte, daß er erst jetzt Zeit fände, ihr „guten Tag" zu sagen.

„Dafür bedarf es doch aber wirklich keiner Entschuldigung," lehnte sie in liebenswürdiger Weise ab, „ein junges Mädchen wie ich muß selbstverständlich den verheirateten Damen nachstehen und noch dazu einer so schönen Frau wie Frau von Duffel."

Natürlich hatte sie es bemerkt, wie auffällig er die betrachtete, als Willi Torwald am Flügel saß, und es war ihr auch nicht entgangen, daß er sich nachher mit ihr unterhielt. So brannte sie schon längst vor Begierde, zu erfahren, wie Frau von Duffel ihm gefallen habe. Schon um ihrer selbst willen hoffte sie, daß er von der Erscheinung der schönen Ostpreußin ebenso begeistert sein würde, wie sie es war. Um so größer war daher ihre Enttäuschung, als er nun zu ihr sagte: „Wegen Frau von Duffel habe ich Sie, gnädiges Fräulein, heute abend ganz gewiß nicht vernachlässigt, und im übrigen: finden Sie die wirklich so schön? Und selbst, wenn sie es wäre, es gibt doch manches an ihr, das wenigstens mich abstößt, sie ist mir zu elegant."

Das hatte sie vorhin schon längst in den Blicken gelesen, mit denen er Frau von Duffel betrachtete, und auch sie hatte anfangs geglaubt, daß seine Ermahnung, in der jetzigen Zeit in jeder Hinsicht deutsch zu werden, hauptsächlich auf die gemünzt war. Aber trotzdem, oder gerade deshalb meinte er rasch: „Ich glaube, Herr Major, da tun Sie der gnädigen Frau unrecht. Eine jede muß sich so kleiden, wie es zu ihrem Gesicht und zu ihrer sonstigen ganzen Erscheinung paßt", und unwillkürlich setzte sie hinzu: „Oder könnten Sie sich Frau von Duffel in einem echten deutschen Reformkleid vorstellen mit heruntergezogenen Combinations?"

Aber kaum hatte sie das gesagt, da wurde sie plötzlich vor Verlegenheit rot, so daß sie ihm jetzt zurief: „Ich nehme selbstverständlich zu Ihrer Ehre an, Herr Major, daß Sie gar nicht wissen, was Combinations sind."

„Ich weiß es auch tatsächlich nicht, gnädiges Fräulein", stimmte er ihr bei, und sie hörte aus dem Klang seiner Stimme heraus, daß er die Wahrheit sprach, und gleich darauf wiederholte er nochmals: „Ich weiß es wirklich nicht, gnädiges Fräulein. Ich mag in Ihren Augen dadurch vielleicht sehr ungebildet erscheinen, aber vielleicht weiß ich doch Bescheid, wenn Sie mir das Wort Combination in das Deutsche übersetzen."

„Ich werde mich hüten, Herr Major," wehrte sie sich, immer noch ganz verlegen, „außerdem gibt es für den Ausdruck gar kein deutsches Wort. Im übrigen finde ich es auch im höchsten Grade unpassend, daß wir beide uns hier über das intimste Kleidungsstück mancher Damen unterhalten."

„Aha!" machte er belustigt, „jetzt fange ich an zu verstehen."

„Unterstehen Sie sich, Herr Major!" rief sie ihm schnell zu.

„Also schön, ganz wie Sie befehlen," stimmte er ihr bei, „im übrigen, gnädiges Fräulein, ist es nicht meine Schuld, daß das Gespräch

Digitized by Google

auf dieses, sagen wir mal, auf dieses Unterthema kam."

Unwillkürlich bekam sie abermals einen dunkelroten Kopf, bis sie dann plötzlich über das von ihm erfundene Wort „Unterthema" lachen mußte.

„Na also, gnädiges Fräulein," meinte er glücklich, als er ihr frohes Lachen hörte, „da sind wir ja wieder die guten Freunde, die wir bisher waren, und die wollen wir doch auch bleiben, nicht wahr? Und das müssen Sie mir versprechen, daß die Anwesenheit dieser Frau von Duffel unsere bisherigen netten Beziehungen und unsere Freundschaft nicht stören soll."

Lag es an dem warmen Klang seiner Stimme oder an dem herzlichen Ausdruck seiner Augen, auf jeden Fall fühlte Dorette, wie seine Worte sie verwirrten, so daß es ihr nicht ganz leicht wurde, ihm nicht nur anscheinend völlig unbefangen, sondern sogar ein klein wenig neckend zuzurufen: „Wenn Ihnen daran wirklich soviel gelegen ist, Herr Major, daß alles zwischen uns so bleibt, wie es war —"

„Das muß es sogar, gnädiges Fräulein," fiel er ihr in das Wort, „und ich denke dabei nicht nur an uns beide, sondern auch an Ihre Eltern. Was würde Ihre Frau Mutter oder nun gar Ihr Herr Vater, auf den ich bekanntlich große Stücke halte, wohl sagen, wenn er erfährt, daß zwischen uns beiden der Freundschaftsfaden zerrissen wäre. Wo Ihr Herr Vater mit vollem Recht so stolz auf seine fünf schönen Töchter ist und jeden, der es irgendwie mit denen verdirbt, am liebsten umbringen möchte, eingedenk des Wortes: „Wer meinen Kindern etwas Gutes oder Böses tut, das tut er mir."

„Ja, so denkt und fühlt er wirklich", stimmte sie ihm bei. „Er ist ein rührend guter Vater, und er hört es gern, daß das nicht nur von uns, sondern auch von dritter Seite anerkannt wird. Es wird ihm daher doppelt leid tun, daß er Ihre Worte nicht aus Ihrem Munde selbst vernehmen konnte, aber er war auch heute nicht zu bewegen, uns zu begleiten, weil unsere Mutter sich nicht ganz wohl fühlt, in Wirklichkeit aber natürlich nur deshalb, weil er sich nach wie vor an jedem Abend, es auch heute an seinen Knöpfen abzählen mußte, ob er seine schwachen Kräfte dem Vaterland doch noch zur Verfügung stellen soll, wenn auch nur für den Garnisondienst. Der Vater kann sich darüber nicht einig werden. Zwei Seelen streiten sich noch immer in seiner Brust. Lust hätte er natürlich schon, aber es geniert ihn, daß er es nicht weiter als bis zum Vizefeldwebel gebracht hat und wenn er sich nun vorstellt, daß er nicht einmal in der Leutnantsuniform seinen Dienst tun soll und daß er, der soviel Ältere, täglich vor einem soviel jüngeren Leutnant stramm stehen muß, na, Sie kennen ja seine Bedenken, Herr Major."

Der stimmte ihr halb lachend, halb seufzend zu: „Ob ich die kenne, gnädiges Fräulein, und dabei braucht das Vaterland in dieser schweren Zeit wirklich jeden Mann, jeden Freiwilligen, einerlei wie alt er ist und einerlei, ob er sich im Felde oder nur in der Garnison nützlich machen kann. Das wird Ihr Herr Vater mit der Zeit auch noch einsehen, und ich werde ihm nächstens nochmals in das Gewissen reden. Aber bitte sagen Sie ihm das nicht im voraus, denn sonst wird er frühzeitig bockbeinig und denkt sich tausend Dinge aus, die er mir entgegnen wird, wenn ich ihm mit meinem Vorschlage komme. Also bitte strengste Diskretion, gnädiges Fräulein."

„Sagen wir lieber strengste Verschwiegenheit!" neckte sie ihn.

Halb lachend, halb ärgerlich stimmte er ihr bei, bis er dann meinte: „Es ist wirklich ein Skandal, gnädiges Fräulein, wie sehr unsere deutsche Sprache mit den französischen Wörtern vollgespickt ist. Selbst wenn man sich noch so viel Mühe gibt, man verfällt doch immer wieder in die alten Fehler. Nun aber, gnädiges Fräulein, wollen Sie mich bitte beurlauben. Ich hätte natürlich gern noch länger mit Ihnen geplaudert, aber da der Weg mich heute abend nun einmal hierhergeführt hat, möchte ich den Rat, den Sie mir kürzlich auf der Straße gaben, befolgen und wenigstens den Versuch machen, zwischen den Parteien der beiden Kriegsabende eine Brücke zu schlagen. Ich will mich ein klein wenig danach umhören, wie hier die Stimmung für ein etwaiges späteres Zusammenarbeiten der beiden Parteien ist. Vorläufig natürlich nur ganz unter der Hand und völlig unverbindlich, denn ich möchte mich dem nicht aussetzen, gleich am ersten Abend in der Hinsicht einen Korb zu bekommen. Am besten wird es wohl

Digitized by Google

sein, wenn ich erst mal mit der heutigen stellvertretenden Vorsitzenden spreche. Es wird sicher deren Eitelkeit schmeicheln, daß ich ein so wichtiges Thema in Abwesenheit der ersten Vorsitzenden mit ihr bespreche."

„Sicherlich, Herr Major, im übrigen hätte ich gar nicht geglaubt, daß Sie ein so großer Frauenkenner sind und die gleich bei ihrer schwächsten Seite, bei der Eitelkeit, zu fassen wissen."

Einen Augenblick standen sie noch plaudernd miteinander zusammen, bis er sich dann endlich verabschiedete, und kaum war Dorette allein, als plötzlich Loni neben ihr auftauchte, um ihr lebhaft zuzurufen: „Nimm es mir nicht übel, Dorette, aber ich bin beinahe vor Neugierde gestorben; der Major hat sich ja eine Ewigkeit mit dir unterhalten. Fast noch länger, als ich brauchte, um Herrn Walther darüber zu trösten, daß er heute abend nicht singen kann. Selbst ihn habe ich ganz einfach stehenlassen, um gleich von dir zu erfahren, was der Herr Major dir alles erzählt hatte, denn der hat dich ja in einer mehr als auffallenden Weise ausgezeichnet."

„Mich — ausgezeichnet, aber inwiefern denn?" fragte Dorette mit ehrlichem Erstaunen.

„Na, Dorette, mir gegenüber brauchst du dich doch nicht dumm zu stellen", gab Loni zurück. „Du bist doch auch schon konfirmiert und weißt, was es zu bedeuten hat, wenn ein Offizier, noch dazu der einzig anwesende, sich solange mit einem jungen Mädchen unterhält. So lange wie mit dir hat er ja nicht einmal mit meiner Tante gesprochen. Sicher hat er dir auch von ihr erzählt? Ist er nicht von ihr begeistert?"

Das war eine Gewissensfrage, die Dorette natürlich aus vielen Gründen nicht wahrheitsgemäß beantworten durfte, und so meinte sie denn nur: „Da mußt du den Herrn Major schon selber fragen, denn selbstverständlich war er viel zu diskret, um sich mir gegenüber irgendwie über deine Frau Tante zu äußern. Ich weiß sogar im Augenblick nicht mal, ob wir überhaupt von der gesprochen haben."

Loni, die in ihre schöne Verwandte wirklich verliebt war, machte ein ganz entsetztes Gesicht: „Ihr habt gar nicht von der gesprochen — ja, was habt ihr euch denn sonst so lange zu erzählen gehabt?"

„Gott, was man sich so erzählt", warf Dorette leichthin ein. „Wir sprachen von meinen Eltern — —"

„Und vom Wetter und ob es morgen wohl friert oder regnet und von ähnlichen wichtigen Dingen", fiel Loni der Freundin in das Wort, um gleich darauf zu fragen: „Und das soll ich dir glauben, Dorette? Halte mich doch nicht für so dumm, wie du dich vorhin anstelltest", schloß sie etwas satirisch.

(Fortsetzung folgt.)

★

Aus dem Leben eines preußischen Volksschullehrers

Von R. E. Gregorovius

(Schluß.)

Der Regierungs- und Schulrat M. stammte aus einfachen, bürgerlichen Verhältnissen. Er hatte nach dem Besuche einer Volksschule die Volksschullehrerbildungsanstalten, die Präparande und das Seminar, durchgemacht und war nach gut abgelaufenen Prüfungen Volksschullehrer geworden. Mit eisernem Fleiße gelang es ihm, die Mittelschullehrerprüfung und schließlich auch die Rektorprüfung zu bestehen. Dann wurde er, als Mann von dreißig Jahren, Rektor einer sechsklassigen Volksschule, und damit begann die Zeit seiner Wirksamkeit als Aufsichtsbeamter. Schon in dieser Stellung machte er sich bei den ihm unterstellten Lehrern durch seine unerbittliche Strenge, ja Härte, ebenso verhaßt, wie durch seine rücksichtslose Energie gefürchtet. Er hatte ein scharfes Auge für all die kleinen und kleinsten Dinge des Schullebens und ließ niemals, auch das geringste Vergehen nicht, durchgehen. Pünktlich auf die Minute begann und schloß der Unterricht, bis auf die Minute mußte jeder Lehrer in seiner Klasse verbleiben. Kein Heft der Kinder durfte auch nur den geringsten Schmutzfleck zeigen, ja sogar die Löschblätter in den Heften mußten sich, abgesehen von den Tinteneindrücken in tadellosem Zustande befinden. Er revidierte allwöchentlich sämtliche Schreib-, Diktat- und Aufsatzhefte der Kinder.

Digitized by Google

Wehe dann dem Lehrer, der einen Fehler übersehen oder einen Tintenfleck ungerügt gelassen hatte! Eine peinliche Unterredung im Amtszimmer des Rektors war ihm sicher. Alle Listen der Schule wurden genau, übersichtlich und tadellos geführt, alle Karten und überhaupt alle Lehrmittel der Schule befanden sich, sauber inventarisiert, in einem vorbildlichen Zustande der Ordnung und Sauberkeit. Eine strenge Zucht ruhte nicht nur über dem Lehrkörper, sondern auch über den Schulkindern. Er brachte es mit eiserner Konsequenz fertig, daß sich in den Pausen auf den Höfen und in den Korridoren der Schule die Jugend, die bekanntlich nicht gerne den Mund hält, lautlos still verhielt. Nur in leisem, flüsterndem Tone durfte gesprochen, nur in langsamen Schritten der Schulhof durchwandelt werden. In der ganzen Schule wurde tüchtig gearbeitet, aber die eiserne Schablone, die auf aller Tätigkeit ruhte und alle, Lehrer und Kinder, drückte, nahm der heranwachsenden Jugend fast den Atem. Es wurde auch nicht anders, als der strenge Schulmonarch heiratete. Er führte ein sehr gutmütiges, frommes, aber sehr einfaches Mädchen heim, das aus einer wohlhabenden Bauernfamilie stammte. Sie hielt stets treu und voller Liebe zu ihrem Manne, dem sie mehrere Kinder schenkte. Sie sah zu ihm auf wie zu einem höheren Wesen, und ihre an Ehrfurcht grenzende Bewunderung für ihn stieg mit den Rangstufen, die ihr Eheherr nach und nach erklomm. Der wurde zu einer Zeit, als es noch schwer war, geeignete Schulmänner für die hauptamtliche Kreisschulinspektion zu erwerben, Kreisschulinspektor und blieb als solcher das, was er war: ein unerträglicher Schablonenarbeiter, ein alles Leben ertötender Kleinigkeitskrämer, der kein Leben erwecken konnte, weil er selbst keins besaß. Aber äußerlich ging alles am Schnürchen. Mit vierzig Jahren wurde er Direktor eines Lehrerseminars und hatte somit das stille Ziel seines Ehrgeizes erreicht. Natürlich ging sein geheimes Sehnen noch höher hinauf bis zum Regierungsschulrat; aber daran war nun doch nicht zu denken, denn die ganze innere Dürftigkeit, das ganze leblose Wesen dieses Mannes trat nun deutlich zutage und konnte die Vorgesetzten nicht täuschen. Unglaublich langweilig, öde, ja erstickend war sein Unterricht, und keiner seiner Schüler hat von diesem Manne jemals eine tiefergehende Anregung, ja jemals überhaupt eine Anregung erhalten. In Liebe und Verehrung hat seiner keiner jemals gedacht. Er war im Grunde schuldlos an alledem. Er kannte, er verstand die Jugend nicht. Niemals hatte er selbst einen dummen Streich gemacht, nie hatte er als Jüngling eine fröhliche Nacht im Kreise treuer Freunde durchzecht, niemals hatte er in froher Jugendlaune den Arm um ein Mädchen geschlungen, auch auf dem Tanzboden nicht, der ihm ein Greuel war, und niemals hatte er den Kampf gegen die Sinnesbegierde, der einer gesunden Jugend nicht erspart bleibt, kämpfen müssen. Die Gefahren der „Weltlust" hatten über ihn keine Macht gehabt. Der Mann war niemals gestrauchelt, niemals gefallen. Seine Weste war wirklich und wahrhaftig tadellos weiß geblieben; aber auf ihn paßte das Wort: „Wer nie verließ der Torheit Kreise, wer selbst aus seiner Jugend Tagen nichts zu bereuen hat, nichts zu beklagen, der war nie töricht, aber auch nie weise." Schlimm nur für alle diejenigen, die seiner Aufsicht unterstellt waren, daß er nun von jedermann die gleiche „Tugendhaftigkeit" forderte, die ihn selbst auszeichnete! Charakteristisch für das ganze Wesen dieses Mannes war es, daß er einen guten Witz nicht verstand. Wie hätte auch der einen Witz verstehen sollen, in dessen Innern keine Spur von Humor, dessen köstliche Blüte der Witz ist vorhanden war, und bezeichnend für seinen Bildungsgrad war, daß er ängstlich den Gebrauch fast aller Fremdwörter mied. Das wäre ja zu loben gewesen, wenn es aus vaterländischem Empfinden, das die guten deutschen Worte fordert, geschehen wäre, aber es geschah, weil er sich im Gebrauche der Fremdwörter nicht sicher fühlte. Die wenigen, die er völlig beherrschte und in deren Gebrauch er sicher war, sprach er oft mit einer wahrhaft äffischen Ziererei aus, indem er die Silben in seltsamer Weise trennte, als müßte der Zuhörer merken, welch ein feingebildeter Mann er war. Und doch war der Mann nicht das, was man einen „Jammerkerl" nennt. Er wollte überall das Beste, aber sein Fehler war eben der, daß er das warme, das sonnige, das blütenreiche Leben der Jugend, daß er, wie bereits gesagt, das Leben überhaupt nicht verstand. Und die an Anbetung grenzende Verehrung seines Weibes verhinderte, daß ihm

Digitized by Google

von dieser Seite eine Hilfe hätte kommen können. Täglich nach Tisch und vor dem Schlafengehen küßten sie und die Kinder „dem Großen" die Hand, die er in ernster Freundlichkeit ihnen ließ. Für einen oberflächlichen Beobachter machte das einen patriarchalischen Eindruck. Tadellos war stets sein Anzug gehalten. Im Winter wie im Sommer kleidete er sich schwarz, eine weiße Binde erhöhte seine Würde, und ein schwarzer, glänzender Zylinder, ohne den er niemals ausging, verschaffte ihm das Aussehen eines Kirchenfürsten.

Obwohl der Provinzialschulrat, sein nächster Vorgesetzter im Provinzialschulkollegium, ein alter durch und durch gewiegter Menschenkenner, ihn völlig durchschaute, unternahm er doch nichts gegen ihn. Er sagte sich wohl, daß an diesem Stoff keine Menschenhand mehr etwas ändern könne, und das Äußere seiner Anstalt war überdies in tadelloser Verfassung, es war eine blitzblank geputzte Anstalt, freilich, wie der alte Herr einmal gelegentlich sagte, mehr ein blitzblank geputzter Sarg als fröhliche Jugendanstalt.

Dieser Mann wurde Regierungs- und Schulrat auf eine sehr merkwürdige Weise. Es brach einst plötzlich der Typhus unter den Zöglingen seines Seminars aus. Hätte der Direktor den rechten Mannesmut des Beamten besessen, der in der Stunde der Gefahr selbständig handelt und nur seinem Gewissen folgt, so hätte er ohne weiteres die Anstalt geschlossen und dann an die Behörde vom Geschehenen berichtet. Das tat er nicht, aus Besorgnis, oben anzustoßen und sich einen Tadel wegen eigenmächtigen Verhaltens zuzuziehen; aber er berichtete natürlich und bat um Instruktion. Die Sache blieb aus einem Versehen einige Tage bei dem zuständigen Dezernenten liegen, und als nach mehreren Tagen die Entscheidung eintraf, die Anstalt sofort zu schließen, war es bereits geschehen. Der Direktor war selbst von der schweren Krankheit ergriffen worden, und sein Vertreter, ein junger Oberlehrer, hatte unter Zustimmung des Arztes die ganze Gesellschaft bis auf weiteres nach Hause geschickt. Der Direktor genas, während mehrere seiner Zöglinge der gefährlichen Seuche erlagen. Der Bericht über das über das Seminar hereingebrochene Unglück gab dem Minister Veranlassung, einen seiner Räte an das Seminar abzusenden. Der fand den Direktor zwar auf dem Wege der Besserung, aber noch sehr angegriffen. Der Ministerialrat empfing von ihm und seinem ganzen Hausstand den allerbesten Eindruck, Lehrer und Zöglinge, den Geist und das Leben der Anstalt lernte er nicht kennen, da die Anstalt noch geschlossen war. Sein Bericht an den Minister veranlaßte diesen, die Beförderung des Seminardirektors zum Regierungs- und Schulrat ohne weiteres vorzunehmen. Sie wäre sicherlich unterblieben, hätte er zuvor den klugen, tiefblickenden Provinzialschulrat gehört.

So empfing der Gewaltige an dem Tage, an welchem der Arzt ihn für völlig genesen erklärte, seine königliche Ernennung zum Regierungs- und Schulrat und hatte damit das heiß ersehnte Ziel seines Ehrgeizes erreicht.

Bald darauf ging er an seinen neuen Bestimmungsort, der Hauptstadt der Provinz, in welcher Schwarzenbeck lag, ab, und begann mit frischer Lebenskraft und nicht erloschener Energie seine neue amtliche Tätigkeit.

War der Mann schon vorher eine Last für die ihn unterstellten Lehrer und Schüler gewesen, so wurde er jetzt geradezu zu einem Verhängnis für das Schulwesen der Kreise, die seiner Aufsicht und Fürsorge unterstellt waren. Die Lehrer, die er revidierte, fielen alle ausnahmslos „herein" und konnten noch Gott danken, wenn sie, was aber selten vorkam, ohne Strafe davonkamen. Das hat Jahre gedauert, bis es sich allmählich von Schule zu Schule herumsprach, daß nur der bestehen könne, der alle Äußerlichkeiten des Schulwesens, alle Hefte, Listen, Tabellen usw. in tadelloser Sauberkeit und Ordnung erhielt, der seine Karten, Anschauungsbilder und Lesetafeln ohne den kleinsten Schmutzfleck vorführen konnte, und dessen Klassenspind und Lehrertisch wie die Putzstube eines sauberen Mädchens aussah. Hatte der Lehrer hier den Beifall des Schulrats erworben, dann genügte es, wenn's auch sonst mit seinen Leistungen nicht gut stand, völlig, und er konnte auf ein Lob- und Anerkennungsschreiben seitens der Regierung rechnen, dann war er das, was man „einen treuen Lehrer" nennt. Nur wenigen gelang es, dieses Ziel zu erreichen, die Mehrzahl genügte bei der Schulrevision nicht; denn — und das war der Hauptfehler dieses unseligen Revisors — er selbst verstand nicht, in die Tiefe zu blicken, er vermochte nicht den Kern von der Schale zu

Digitized by Google

unterscheiden, er konnte selber nur das nachbeten, was er in den Lehrbüchern der Pädagogik gefunden hatte, oft genug hatte er etwas auswendig gelernt, ohne es selbst verstanden zu haben. Natürlich konnte unter diesen Umständen die Tätigkeit eines Lehrers, der seinen eigenen Weg ging — und in der Volksschule führen viele Wege nach Rom —, der anders, als der Schulrat es wollte, der seiner Eigenart folgend das Leben der Schule leitete, kein Verständnis, geschweige denn eine Würdigung bei dem gestrengen Vorgesetzten finden. Den Lehrer in seiner ganzen Persönlichkeit zu erfassen, das Eigene seines Wesens zu erkennen, die Treue seiner Arbeit auch noch an den Bruchstücken, die sie zeitigte, wahrzunehmen, das ging weit über die Kräfte des Schulrats hinaus.

Schwer haben die Lehrer unter ihm gelitten, viel Unheil hat dieser Mann angerichtet.

Seiner Unfehlbarkeit entsprach es, daß er niemals bei schlechtem Ausfall der Revision nach den Gründen forschte, die den schlechten Ausfall hätten erklären oder vielleicht entschuldbar erscheinen lassen können. Er forschte nicht nach den persönlichen, nach den häuslichen und den Familienverhältnissen des Lehrers, nach seiner Stellung zur Gemeinde, nach seinem ganzen äußeren Leben. Hätte er das getan, was natürlich stets mit Takt und Besonnenheit geschehen muß, dann wäre ihm oft manches Versehen, manches Verschulden des Lehrers in einem milderen Lichte erschienen.

Es war ein Unglück für die Lehrer, daß der eitle, selbstgefällige und selbstgerechte Mann niemals versuchte, die bei der Revision empfangenen Eindrücke, ob sie gut oder schlecht waren, sich durch das Urteil der anderen Vorgesetzten des Lehrers, des Ortsschulinspektors und des Kreisschulinspektors, bestätigen zu lassen. Vor der Revision einer Schule ging er selten, nach der Revision fast niemals zu einem der beiden. So blieb sein Urteil stets fest und unfehlbar. Die akademisch gebildeten Schulinspektoren des Lehrers waren ihm unsympathisch. Er befürchtete, sich ihnen gegenüber als der nichtstudierte Mann Blößen zu geben, und das war ihm ein furchtbarer Gedanke. Deshalb mied er den Verkehr mit diesen Männern, soweit es irgend anging, gänzlich.

* * *

An einem schönen Sommertage fuhr in aller Herrgottsfrühe vor dem einfachen Schulhause zu Schwarzenbeck eine Equipage vor, die mit zwei schönen Pferden bespannt war, und von einem in eine Livree gekleideten Kutscher geleitet wurde. So ein stolzes Gefährt war in dem armen Weberdörfchen noch niemals gesehen worden. Ihm entstieg der Regierungs- und Schulrat M., wie stets in einen schwarzen Anzug mit weißer Binde gekleidet, und mit einem glänzenden Zylinder geschmückt. Der Unterricht mußte lektionsplanmäßig um sechs Uhr beginnen, jetzt war es bereits halb sieben. Als der Schulrat das Lehrzimmer betrat, fand er, wie man wohl sagen konnte, „die Schlacht in vollem Gange". Die Kinder prügelten nach Herzenslust aufeinander los, und große Staubwolken wirbelten in dem Lehrzimmer, das nicht sonderlich ordentlich und sauber aussah, in die Höhe. Der Lehrer war nicht anwesend. Die ganze Gesellschaft erstarrte, wie einst Lots Weib zur Salzsäule erstarrte, als sie Sodom brennen sah, vor Schreck, als sie den feinen, schwarzen Mann in ihrer Mitte sah. Der Kampf erlosch sofort, und tiefes Schweigen folgte dem Aufruhr.

„Wo ist euer Lehrer?" donnerte der über die offenbare Revolution entsetzte Schulrat die Kinder an. Er erhielt keine Antwort. „Wo ist euer Lehrer? Weiß niemand, wo er ist?" Und als er auch jetzt keine Antwort erhielt, sagte er: „Nun, ich werde ihn suchen. Verhaltet euch indessen still, bis ich zurück bin."

Ja, wo war denn der treue Braune?

Ach, der stand schon seit Monaten mit der Schule nicht mehr so, wie früher. Die Zucht, die der Lehrer früher spielend leicht aufrechterhalten hatte, war gewichen, und der Jugendübermut herrschte in dem Lehrzimmer. Der gute Braune war krank, ja sehr krank. Er, der niemals an Fülle gelitten hatte, war jetzt erschrecklich abgemagert. Sein einfaches Essen schmeckte ihm nicht mehr, und schlimmer als das, seine geliebte Pfeife hatte er ganz aufgeben müssen. Sie schmeckte bitter, ja, sie verursachte ihm wahre Übelkeiten. Da ließ er sie an der Wand hängen. Das Schlimmste aber war, daß der Schlaf sein ärmliches Lager floh. Er, der sonst tief und fest bis zum Aufgang der Sonne geschlafen hatte, lag jetzt die Nacht hindurch schlaflos auf seinem Lager, und erst gegen Morgen fand er die er-

Digitized by Google

sehnte Ruhe, aus der er, in Schweiß gebadet, nach wenigen Stunden erwachte. Er verschlief oft den Anfang des Unterrichts. Zwar holte er jede Minute, die er mit dem Unterricht zu spät begann, durch Verlängerung des Unterrichts wieder ein; aber unpünktlich war er doch geworden. Er hatte seinen Kindern befohlen, nach ihm zu sehen und ihn sofort zu wecken, wenn er nicht Punkt sechs Uhr im Lehrzimmer erschienen wäre. Das hatten sie anfangs auch getan, aber nach und nach war dieser Befehl vergessen worden, und die Gesellschaft ließ sich den verspäteten Unterricht auch gern gefallen. Ja, das Heft war dem Lehrer aus den Händen geglitten. Er sah es wohl und litt darunter und machte immer wieder Anstrengungen, das frühere Leben der Ordnung und Pünktlichkeit wieder zu beginnen, aber es wollte ihm nicht gelingen. Er wurde von Tag zu Tag schwächer, und seine einzige Hoffnung war, daß er alles schon wieder ins rechte Gleis bringen würde, wenn nur die alten Kräfte wieder da wären. Die aber wollten und wollten nicht wiederkommen. Sein Ortsschulinspektor, der junge Pfarrer des Nachbardorfes, der den Lehrer hoch schätzte, ja verehrte, drang wiederholt in ihn, auszuspannen, sich Urlaub geben zu lassen und etwas für seine Gesundheit zu tun; es war aber vergeblich, denn der Lehrer wollte nicht folgen oder glaubte, nicht folgen zu können. Er war ja niemals krank gewesen, er hatte niemals, das konnte er mit gutem Gewissen sagen, extravagiert; nein, er hatte stets einfach und naturgemäß gelebt, da würde seine Natur sich schon selber helfen, und, wenn er nur erst seine Kräfte wieder hätte, dann würde er alles schon wieder gutmachen, was jetzt versäumt wurde.

Er lag in seinem Bett und schlief fest, als der gestrenge Schulrat sein Schlafzimmer betrat.

Waren die Kinder schon erschrocken auseinandergestoben beim Anblick des Schulrats, so überfiel den Lehrer wahres Entsetzen, als er den schwarzen Gewaltigen vor seinem Bette stehen sah. Er wußte sofort, wen er vor sich hatte. Mit einem Schrei sprang er aus dem Bette und stand nun zitternd, im bloßen Hemde, keines Wortes mächtig vor seinem Vorgesetzten. Der blickte ihn mit strengen Augen an, dann sagte er spöttisch: „Nun, Herr Braune, es ist bereits halb sieben Uhr, und der Unterricht hätte bereits vor einer halben Stunde beginnen müssen. Wollen Sie sich nicht gefälligst waschen und anziehen und an die Arbeit gehen?" Er wies, während er dies sagte, mit der Hand auf eine leere Bierflasche, die auf dem Tische stand und etwas Spiritus enthielt, mit dem der Lehrer tags zuvor einige Schmetterlinge und Käfer, die sein Sohn gefangen hatte, für eine Sammlung präpariert hatte; diese nahm er in die Hand und roch daran, dann sagte er mit einem niederschmetternden Tone: „Schnaps! In ein Lehrerhaus gehört der Schnaps nicht!" Während der also Angeredete sich zitternd anzog, wandte er sich seinem Vorgesetzten zu und stammelte: „Ich . . . ich . . . Herr Schulrat, trinke niemals Schnaps." Aber das Äußere entsprach dieser Versicherung nicht, und der Schulrat verdiente diesmal wirklich einige Nachsicht, daß er den vor ihm stehenden zerbrochenen, fast wild aussehenden Menschen für einen Alkoholiker hielt. Er gab aber darauf keine Antwort, sondern wandte sich mit den Worten zur Tür: „Jetzt ziehen Sie sich an und waschen Sie sich! Ich gehe indessen auf der Straße auf und ab, und werde warten, bis der Unterricht beginnt."

Der begann nun nach wenigen Minuten. Der Schulrat saß auf dem Holzstuhle, der an dem kleinen Lehrertisch stand, und der Lehrer stand ihm zur Linken. Nachdem er einen Liedervers hatte singen lassen und ein kurzes Morgengebet gesprochen hatte, wollte er die Klasse lesen lassen, der Schulrat aber hielt ihn an mit den Worten: „Warten Sie noch einen Augenblick und geben Sie mir zunächst das Fortschrittsbuch." (Das Buch, in welches der Lehrer am Schluß der Woche die in dieser von ihm behandelten Unterrichtsstoffe einzutragen hat.) Das Fortschrittsbuch!! . . . Ja, wo war es? Seit Wochen schon hatte der Lehrer keine Eintragungen in dasselbe gemacht; er hatte auch schon vor seiner Krankheit nur flüchtige Bemerkungen in das Buch eingetragen. Das war ein Fehler gewesen, aber einer, der verziehen werden kann, wenn sich zeigt, daß der Lehrer die von ihm behandelten Stoffe gut im Gedächtnis behält. Der Lehrer Braune fing nun an, das Buch zu suchen, er fand es aber nicht; endlich lief er aus der Tür mit den Worten: „Ich werde es wohl in meiner Wohnstube gelassen haben." Spöttisch blickte der Schulrat ihm nach. Hier war ein Fall, das sah er schon jetzt, der festes Zupacken,

Digitized by Google

rücksichtsloses Einschreiten erforderte, hier galt es, sein Lieblingswort: „Hart bleiben! Keine Schonung!", anzuwenden.

Nach einigen Minuten kehrte der Lehrer zurück. Er hatte das Buch nicht gefunden.

„Nun," sagte der Schulrat, „lassen Sie das Fortschrittsbuch jetzt. Ich nehme an, daß Sie überhaupt keins haben. Geben Sie mir die Absentenliste!" (Das Buch, in welches der Lehrer alltäglich nach der ersten Stunde die Namen der abwesenden Schüler zu vermerken hat.)

„Die Absentenliste?"

„Na ja! Ich spreche doch deutlich genug: die Ab-senten-liste!"

„Die führe ich überhaupt nicht!"

„Was? Sie führen die allen Lehrern von der Regierung vorgeschriebene Ab-sen-ten-liste nicht?" fuhr der Schulrat auf. „Ja, welche Kontrolle über die dem Unterricht fernbleibenden Schüler, über ihre Ab-sen-zen haben Sie denn?"

„Hier bleibt kein Schüler dem Unterricht fern, abgesehen von den kranken und siechen Kindern. Es sind ihrer nur wenige; ich kenne sie alle. Ich kann Sie, Herr Schulrat, versichern, solange ich hier am Orte Lehrer bin, hat noch kein Kind ohne Grund die Schule versäumt."

„Keine Absentenliste," murmelte der Schulrat, „keine Absentenliste! Es ist unerhört! Nun, Herr Lehrer," sagte er lauter, „lassen wir das jetzt. Sie haben doch das erste Hauptstück mit den Kindern behandelt?"

„Ja!"

„Dann halten Sie eine Ka-te-chese über das fünfte Gebot."

Das fünfte Gebot: „Du sollst nicht töten", und die dazugehörende Lutherische Erklärung: „Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unserem Nächsten an seinem Leibe keinen Schaden noch Leid tun, sondern ihm helfen und fördern in allen Leibesnöten", wurden gut aufgesagt, und zwar von mehreren Kindern, die sämtlich langsam, laut und lautrein mit gefalteten Händen sprachen.

Darauf schwieg der Lehrer.

„Nun, bitte, die Ka-te-chese!"

Und als der Lehrer, dem dicke Angsttropfen von der Stirn rannen, denn er fühlte sich namenlos elend und konnte keine Gedanken mehr fassen, immer schien der Gewaltige die Geduld zu verlieren.

„Entwickeln Sie mit den Kindern den Begriff des Tötens, und benutzen Sie hierzu die Erzählung von Kains Brudermord."

„Die Geschichte habe ich hier niemals behandelt."

„Was?" fuhr der Schulrat auf. „Diese Geschichte, die uns mit klaren Zügen den Werdegang des Verbrechers, eines Mörders, vor Augen führt, haben Sie niemals behandelt? Diese wahrhaft psy-cho-lo-gische Fundgrube e-thi-scher Wahrheiten nicht behandelt? Und warum nicht, wenn ich fragen darf?"

„Weil ich die schrecklichen Vorstellungen, die diese Erzählung in den Kindern erwecken muß, von ihnen fernhalten wollte. Überdies," stammelte der Lehrer, „Herr Schulrat, hier weiß jeder, was töten heißt!"

„Nun, mein Sohn," wandte sich der Schulrat an einen ihm zunächst sitzenden Knaben, einen älteren Jungen, „dann sage mir, was heißt ‚töten'?" Und als dieser schwieg, fuhr er unwillig fort: „Wann tötest du?"

„Ich?" war die Antwort, „ich töte nicht."

„Das Leben nehmen," schrie der Schulrat, „das Leben nehmen, das heißt töten. Ja, was haben Sie denn", wandte er sich an den Lehrer, „mit dem fünften Gebot hier angefangen? Eine Kate-che-se besteht doch nicht aus Schweigen, sondern aus einem Wechselgespräch, einem Dialog zwischen Lehrer und Kindern, in welchem unter Führung des ersteren die letzteren nach und nach bald in ana-ly-tischer, bald in syn-the-tischer Lehrweise den Kern der Sache und diese selbst erfassen?"

„Ich habe ihnen gesagt, der Kern des Gebots liege in der Erfüllung der Worte, wir sollen unserem Nächsten helfen, wenn er in Leibesnot ist, und habe ihnen gesagt, daß, wer das tut, niemals ein Mörder werden kann."

„Dann entwickeln Sie jetzt den Begriff der Leibesnot", gebot der Schulrat.

Der Lehrer hatte bei dieser Gelegenheit stets das Wort Christi herangezogen: „Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist, ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränkt, ich bin nackend gewesen, und ihr habt mich bekleidet usw.", und hatte dabei die Begriffe Hunger,

Digitized by Google

Durst, Blöße usw. leicht gewonnen, jetzt aber fiel ihm das Wort nicht ein. Seine Kräfte und sein Gedächtnis drohten ihn zu verlassen. Endlich stammelte er nach langem Schweigen: „Herr Schulrat, ich kann nicht mehr."

Der Schulrat schien dieses Wort nicht gehört zu haben oder es nicht hören zu wollen. Er wandte sich an die Klasse mit der Frage: „Wer von euch kann mir eine Leibesnot nennen?"

Ein etwas vorschneller Bursche, der erst vor kurzem in die Schule eingetreten war, da er, plötzlich verwaist, Aufnahme in eine Familie des Weberdörfchens gefunden hatte, gab kichernd zur Antwort: „Wenn wir unreife Äppel essen."

„Die Schule ist nicht der Ort, und der Religionsunterricht ist zu allerletzt der Platz," bäumte der Schulrat auf, „in dem Witze gemacht werden. Ich habe genug gehört und genug gesehen. Geht jetzt", so wandte er sich zu den Kindern, „hinaus und wartet, bis ihr wieder hereingerufen werdet."

Als die Kinder die Lehrstube verlassen hatten, trat der Gewaltige auf den Lehrer zu, ergriff mit der linken Hand seinen glänzenden Zylinder und sagte mit seiner blechernen Stimme, jedes Wort so betonend, daß es wie ein Keulenschlag wirken mußte:

„Herr Lehrer, ich habe hier genug gesehen. Ich habe in meinem Leben manchen untreuen und pflichtvergessenen Lehrer kennen gelernt, keinen aber, der an Liederlichkeit, Nachlässigkeit und Pflichtwidrigkeit Ihnen gleichkommt. Ihre Schule ist die schlechteste Schule des Bezirks. Ich werde die Regierung bitten, Sie in eine Ordnungsstrafe zu nehmen, und werde Ihre Strafversetzung von hier veranlassen an einen Ort, wo Sie unter einem tüchtigen Hauptlehrer lernen können, wie man mit Treue seines Amtes waltet."

Ohne den Lehrer noch eines Blickes zu würdigen, verließ er das Schulhaus, bestieg seinen Wagen und fuhr davon.

Als die Pferde anzogen, schlug der „pflichtvergessene" Lehrer Braune der Länge nach auf den Fußboden des Lehrzimmers hin. Eine tiefe Ohnmacht hielt ihn umfangen.

Schreiend liefen die Kinder, als sie nach Abfahrt des Schulrats das Lehrzimmer wieder betraten und ihren Lehrer auf den Fußboden liegen sahen, durch das Dörfchen mit dem Rufe: „Unser Lehrer ist tot, unser Lehrer ist tot!"

Er war aber nicht tot und kam bald wieder zu sich, nachdem mehrere herbeigeeilte Bewohner ihn entkleidet und in sein Bett gelegt hatten.

Dort lag er tief unglücklich, völlig zerschmettert, man kann sagen, in seinem inneren Leben vernichtet. Stunden vergingen, die armen Weber kamen und sahen nach ihrem Lehrer, fragten nach seinem Befinden und boten ihm, ein jeder nach seiner Weise, ihre Hilfe an. Sie ahnten, daß sich mit dem Schulrat, von dem die Kinder zu Hause erzählt hatten, etwas Böses zugetragen haben müsse; was es aber war, wußten sie nicht. Gegen Abend fühlte sich der Lehrer wieder stark genug, um das Bett verlassen zu können. Er dankte allen Anwesenden für ihre Teilnahme und bat sie, ihn allein zu lassen. Das taten sie denn auch. Dann zog er sich an und ging nach dem Grabhügel hinüber, unter dem sein Liebstes den ewigen Schlaf schlief. Dort saß er still und in sich gesunken, bis die Nacht hereinbrach und er seine Wohnung wieder aufsuchte. Er nahm mit dem Kinde das Abendessen ein und ging dann zur Ruhe.

Der Schlaf floh in dieser Nacht sein Lager gänzlich.

Wochenlang schleppte der gebrochene Mann sich weiter, täglich, ja stündlich die angedrohte Straf- und die Versetzungsverfügung erwartend.

Aber sie kam nicht, und ist auch niemals gekommen.

Ausgefertigt und abgesandt war sie: 30 Mark Ordnungsstrafe dem Lehrer Braune in Schwarzenbeck wegen grober Vernachlässigung seiner Berufspflichten, und Strafversetzung in einen größeren Schulort, wo er als Lehrer unter einem Hauptlehrer zu lernen habe, was es heißt, seine Pflicht zu erfüllen.

Wie gesagt, abgesandt war diese Regierungsverfügung worden, sie war auch richtig adressiert und kuvertiert: „An den Lehrer Herrn Braune in Schwarzenbeck, durch die Hand des Herrn Kreisschulinspektors"; aber sie ist gleichwohl niemals in seine Hände gelangt.

Alle Verfügungen der Regierung an die untergeordneten Instanzen gingen damals und gehen wohl auch heute noch durch die Hand des

Digitized by Google

betreffenden Landrats, der nur sein „Gesehen" darauf setzt und sie dann weitergeben muß.

Als der Landrat, in dessen Kreis Schwarzenbeck lag, die Regierungsverfügung las, schlug er mit beiden Händen zugleich auf den Tisch, nahm die Verfügung und lief mit ihr zu seiner Frau, die in ihrem Zimmer mit Nähen beschäftigt war, und schrie: „Denke dir, Marie, die Regierung hat unseren braven Braune in Schwarzenbeck in eine Ordnungsstrafe von 30 Mark genommen und will den vortrefflichen Mann bald strafversetzen!"

„Na, Männe," entgegnete die Landrätin, die den Lehrer Braune ebenso gut kannte und liebte wie ihr Mann — wie denn der Lehrer überhaupt in den weitesten Kreisen mehr verehrt und geliebt wurde, als er ahnte — „na, Männe, das wirst du nicht dulden?"

Und „Männe" duldete es auch nicht, fuhr stracks in die Provinzialhauptstadt und ließ sich beim Regierungspräsidenten melden.

Er hatte bei seinem Vorgesetzten eine fast einstündige Unterredung, wurde mit einem gütigen Händedruck entlassen und fuhr in fröhlicher Stimmung nach Hause zurück.

Gleich nach seinem Weggange wurde der Regierungs- und Schulrat M. zum Regierungspräsidenten befohlen. Die Unterredung mit diesem dauerte auch ziemlich lange. Dann verließ der Gewaltige das Sprechzimmer seines Vorgesetzten.

Sein Gesicht war weiß wie der Kalk an der Wand.

Der Straferlaß gegen den Lehrer Braune in Schwarzenbeck wurde aktenmäßig wieder aufgehoben, und die Verfügung, die der Landrat mitgebracht hatte, zerriß der Regierungspräsident eigenhändig und warf die Papierfetzen in den Ofen, wo sie verbrannt wurden.

Der Lehrer Braune hat niemals erfahren, daß gegen ihn eine Strafverfügung der Regierung erlassen worden war.

Er blieb nach wie vor Lehrer in Schwarzenbeck.

Aber das auch nur noch kurze Zeit!

* * *

Der Landrat, der von der Erkrankung des Lehrers gehört hatte, fuhr eines Tages vor der Schule in Schwarzenbeck vor und erschrak, als er die gebrochene Gestalt des Lehrers erblickte. Hier war, das sah er deutlich, Gefahr im Verzuge, und, wenn dem Kranken noch Hilfe kommen sollte, dann mußte sie bald kommen, bevor das Lebenslicht erlosch.

Der Lehrer sträubte sich anfangs gegen die ernsten Vorstellungen des Landrats, der ihm seinen sofortigen Eintritt in ein Krankenhaus zur Pflicht machte; aber er mochte wollen oder nicht, er mußte seine Sachen packen, und nach einer Stunde war er zur Abfahrt bereit. Der Knabe wurde vorläufig bei einem Weber untergebracht, der den frischen Jungen gern in sein Haus aufnahm. Als der Lehrer von der Schule anfing und dem Landrat sagte, daß er ohne weiteres sein Amt nicht in Stich lassen dürfe, erwiderte der ihm: „Das lassen Sie meine Sorge sein! Ich werde für alles sorgen und alles so einrichten, daß Ihr Gewissen sich beruhigen kann."

Da endlich fügte er sich und fuhr mit dem Landrat ab.

Auf dem Wege zur Kreisstadt teilte der Landrat dem Lehrer mit, er sei bei der Regierung gewesen, man sei dort mit dem Vorgehen des Schulrats durchaus nicht einverstanden, und alle die Herren von der Regierung — das log nun freilich der Landrat — ließen ihn herzlich grüßen und ihm baldige Genesung wünschen.

Ein glückliches Lächeln ging über das müde Antlitz des Kranken: Also kein liederlicher Lehrer! Kein pflichtvergessener Erzieher der ihm anvertrauten Kinder!

Er saß still und in sich gesunken neben seinem Gönner, dessen Hand er oftmals drückte.

Der dirigierende Arzt des Kreiskrankenhauses, der Chefarzt Professor Doktor Schmidt, war ein sehr geschickter Operateur, aber ein sehr ungeschickter Dirigent. Er erkannte sofort die Krankheit, an welcher der Lehrer litt. Seine Diagnose lautete: Schwere Störung im Darm, hervorgerufen durch ein wucherndes Geschwür, dessen operative Entfernung für die Erhaltung des Lebens des Patienten notwendig sei. Der Kranke erklärte sich mit dem gefährlichen operativen Eingriff einverstanden, und schon am Tage nach seiner Einlieferung ins Krankenhaus fand die Operation statt. Sie verlief, wie man in derartigen Fällen zu sagen pflegt, günstig und hatte die Entfernung einer bösartigen Geschwulst zur Folge.

Digitized by Google

Als die Operation zu Ende war und die Zunähung der dabei entstandenen Wunde erfolgen sollte, rief einer der Unterärzte, der den Puls des Operierten zu kontrollieren hatte: „Herr Professor, der Puls setzt aus!" Der Chefarzt nahm sofort die Hand des Kranken und fand die drohende Bemerkung bestätigt. Höchste Gefahr war vorhanden. Es war jetzt notwendig, dem Operierten Kognak oder Champagner zu geben, um das Herz anzupeitschen, und es so lange und so oft mit Alkohol zu drängen, bis es wieder regelmäßig ging.

„Den Kognak her!" rief der Chefarzt; aber es war kein Kognak da.

„Zum Donnerwetter," fuhr der Professor die beiden Unterärzte an, „habe ich Ihnen nicht gesagt, daß bei jeder Operation die Kognakflasche bereitstehen soll? Schnell zur Haushälterin! Sie soll Kognak oder Champagner sofort herausgeben!"

Einer der Getadelten stürzte fort, fand die Haushälterin aber nicht, die in einem entfernten Teile des Gartens zu tun hatte.

„Dann laufen Sie durch alle Krankenstuben und rufen Sie nach Schnaps oder Wein! Aber schnell!" gebot der Chefarzt.

Während die Unterärzte nun durch die Krankenstuben liefen und laut, aber vergeblich nach Alkohol schrien, kam die Haushälterin endlich und übergab dem Chefarzt die geöffnete Kognakflasche. Der füllte ein Glas und setzte es dem Leidenden an die Lippen.

Aber der Leidende hatte ausgelitten!

Sein gutes und großes Herz schlug nicht mehr! Der gute Lehrer Braune war tot!

* * *

Am dritten Tage sollte er begraben werden. Der Landrat hatte einen schönen Begräbnisplatz auf dem öffentlichen Friedhofe bestellt. Die Lehrer des Orts wollten am Grabe singen, und der Lehrerverein und der Landrat und seine Frau hatten schöne Kränze gespendet.

In der Nacht, die dem Begräbnis voranging, wurde der Landrat aus dem Bette geklopft. Vor ihm standen vier Weber aus Schwarzenbeck. „Wir kommen, Herr Landrat," sagten sie, „um unseren Lehrer zu holen. Einen Wagen haben wir mitgebracht. Die Gemeinde will, daß der Lehrer bei uns ruhen soll. Wir sollen nicht ohne seine Leiche zurückkehren."

Der Landrat gab zur Auslieferung der Leiche seine Genehmigung, und in der Frühe des nächsten Morgens fuhren die Weber mit ihrem toten Lehrer nach Schwarzenbeck zurück.

Dort wurde er beigesetzt.

Gerade dem Schulhause gegenüber fand er neben der Ruhestätte des Weibes, das er allein geliebt hatte, sein Grab.

Die treuen Weber richteten ein einfaches Holzkreuz auf. Auf dem stand nichts als die Worte:

„Hier ruht der gute Lehrer Braune."

Aber sie wollten gern noch etwas Schönes hinzufügen, etwas, das von dem Wesen und der Treue des Mannes aussagen sollte, und wie sie miteinander ratschlagten, was das wohl sein könnte, ging einer von ihnen in das Lehrerhaus und holte das Papptäfelchen aus der Wohnstube des Lehrers, auf welches er selbst vor Jahren die Worte eingezeichnet hatte: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen."

Das nagelten sie unter die Worte fest: „Hier ruht der gute Lehrer Braune", und gingen dann nach Hause.

Wind und Wetter, Regen und Schnee verwischten aber bald die einzelnen Worte der Aufschrift, und schließlich blieben nur noch die Buchstaben: „. . . d . . Barmherzige ." stehen.

Wer nun bei dem Grabe stand, der las: „Hier ruht der gute Lehrer Braune, der Barmherzige."

Und mit diesem Namen hatte er noch lange Jahre im Gedächtnis der Weber gelebt.

„Der barmherzige Lehrer."

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Der Alte macht's nicht mehr lange

I.

Der alte Direktor trat in den Ruhestand.
Da, in der letzten Stunde — wie zitterte ihm die Hand!
Seine Primaner drückten sie stürmisch — und bange!
Einer, der Primus, meinte: „Der Alte macht's nicht mehr lange . . ."

Dann kam der Krieg und des Vaterlands eiserne Not.
Auch die Primaner folgten dem heiligen Aufgebot.
Wer wohl dürfte sie tadeln, wenn sie auf rauhen Heeresstraßen
Den müden Alten daheim, den grauen Direktor vergaßen?

II.

Durchs verhangene Fenster starrt einer Mutter Schmerz.
Einen zerknitterten Feldbrief drückt sie ans klopfende Herz.
Drunten kommt frisch und verjüngt der alte Direktor geschritten.
Mutter — wird dir die Seele entzwei geschnitten?

Lesen muß sie, verströmend, was da ihr Liebling schrieb,
Ihr Glück, ihr Stolz, ihr Student, der bei dem Grabenkampf blieb.
Wem galt sein letzter Gruß vorm tödlichen Waffengange?
„Grüß' meinen lieben Direx; der Alte macht's nicht mehr lange . . ."

Bernhard Schäfer.

Strupp und Schnuppe / Von Marcello Rogge

Strupp war wirklich ein ausnehmend häßliches Vieh, wenigstens konnte man, vom Hundegeschmack aus urteilend, sich zweifellos schönere Vertreter des männlichen Geschlechts vorstellen, und so ist es leicht verständlich, daß Strupp nur wenig Glück bei den Frauen hatte, und seine liebeheischenden Annäherungen mehr denn einmal schnöde und energisch zurückgewiesen wurden.

Seitdem hatte er sich knurrend und verbissen geschworen, Junggeselle zu bleiben, und auf die ganze weibliche Hundeschaft zu pfeifen. Er lief noch struppiger und wüster mit verwildertem Schnauzbart und unfrisierter, graubrauner Mähne herum und folgte dem Beispiel seines Herrn, d. h. er blieb ledig. Herr und Hund waren unzertrennliche Freunde, und diese Freundschaft ersetzte ihnen die oft recht zweifelhafte Freude, an galanten Abenteuern mit dem verflixten Weibsvolk, bei denen man, wie Strupp ja am eigenen Leibe erfahren hatte, doch nur Enttäuschungen erleben mußte. Seinen Herrn, den Hauptmann und Kompagniechef von Wessel, bewogen zwar wesentlich andere Gründe, als die, welche in Strupps Hundegehirn als feststehend angenommen wurden, ledig zu bleiben. Von Haus aus unvermögend, hatte er mit eiserner Willenskraft nur das eine verfolgt, an sich zu arbeiten und wieder zu arbeiten, um Schritt für Schritt auf der sich vorgenommenen Bahn vorwärts zu kommen, damit er im Ernstfall dereinst seinem Kaiser und Vaterlande als tüchtiger Offizier eine Stütze sein könnte. Da war für Tändeleien keine Zeit übrig geblieben, und sich ernstlich zu binden, auch wenig oder keine Gelegenheit. —

Auch als Hauptmann von Wessel im Frühling des vorigen Jahres nach Berlin zum „Milit.-Techn.-Institut" kommandiert wurde, blieben Herr und Hund, unter allerdings ein wenig erschwerten

Digitized by Google

Umständen, ihren Junggesellen-Prinzipien treu. Strupp kümmerte sich keinen Augenblick um die zahlreichen schönen Fiffis, Pollys, Amis oder wie sie alle heißen mochten, die zierlichen, zartpfotigen und bändergeschmückten Hundefräuleins, die von eleganten Damen am Kurfürstendamm und im Bayerischen Viertel herumgeführt wurden, wenn er neben seinem Herrn einhertrottend, die dicke Schnauze zu Boden gesenkt, recht wie ein eingefleischter Junggeselle und Weiberfeind weder rechts noch links blickend, die schönen, breiten Straßen durcheilte. Der Herr Hauptmann hatte jetzt noch mehr zu studieren, als daheim in der Garnison, und da galt es, sich nicht unnütz mit Spazierengehen aufzuhalten. Zu Hause wartete schon eine Unmenge von Material, das bis zum nächsten Morgen durchgearbeitet sein wollte, und Strupp war es so auch ganz zufrieden, denn als schlauer Adam hatte er doch im Geheimen das ungemütliche Gefühl, gegen die Anfechtungen, die sein junges Hundeherz hier bestürmten, am Ende nicht ganz gefeit zu sein, — und das ärgerte ihn nicht wenig, daß er zuweilen aus dem Knurren gar nicht herauskam.

Als der Sommer ins Land gezogen war, mußte Freund Strupp eines schönen Tages eine unangenehme Entdeckung machen. Herrchen ging in dieser Zeit gerade recht häufig ohne ihn aus, und da fand er auf dem Schreibtisch, auf den er frecherweise einmal während der Abwesenheit seines Gebieters gesprungen war, zu seinem nicht geringen Erstaunen etwas, was seiner empfindlichen Hundenase gleich auffiel. Er schnüffelte und schnüffelte, — es war ein Briefkuvert, — aber es war auch wieder kein Briefkuvert, wie die andern, die dort lagen, denn — es roch, oder wie die Menschen sagen, es duftete. „Nicht schlecht", urteilte Strupp, „so ähnlich wie nach Blumen". Aber ihm gefiel es doch nicht. Er nießte ein paar Mal heftig und sprang schnell vom Tisch herunter, denn der Hauptmann war noch einmal zurückgekehrt. Suchend überflog er die Schreibtischplatte. „Aha", dachte Strupp und leckte sich gemütlich die Schnauze. Und wirklich, Herrchen nahm den duftenden Briefumschlag hastig auf, warf einen zärtlichen Blick auf ihn, und barg ihn im Ärmelaufschlag. Strupp aber dachte sich sein Teil, kroch unters Bett, und war den ganzen Tag unzufrieden mit sich selbst, seinem Herrn und der Hunde- und Menschenwelt in Gesamtheit. —

Eines Tages kam der Herr Hauptmann von einem seiner geheimnisvollen Spaziergänge strahlend nach Hause. Bei Wirtin und Zimmermädchen herrschte laute Freude, denn jedes von ihnen erhielt ein großes Stück von einer Torte, die er mitgebracht hatte. „Verlobungstorte" hieß man diese Überraschung, und Strupp wurde gehätschelt und erhielt zuletzt eine fein-feine Wurst von Hefter, die er sich ganz gern gefallen ließ, denn Torte war nicht sein Fall. Er war für solche Leckereien viel zu rauh, wie es sich für einen Soldatenhund geziemt.

Nicht viel später hatte er ein großes Erlebnis, das Strupp niemals zu vergessen vermochte. Er ging mit Herrchen an einem schönen Sonntag Morgen die Straße nach dem Großen Stern entlang, als plötzlich aus einem Seitenweg eine sehr hübsche, schlanke, junge Dame auf sie zukam. Herrchen schien über die Maßen erfreut, denn er wollte gar nicht die Hand des Fräuleins loslassen, so daß Strupp schon wütend zu knurren begann, denn er war sehr leicht eifersüchtig. Else aber, so hörte er den Hauptmann die junge Dame nennen, beugte sich zu ihm nieder. „Ei, das ist ja der Strupp, von dem du mir schon so viel erzählt hast," rief sie mit angenehm heller Stimme, und der brave Köter glaubte seinen buschigen Ohren nicht trauen zu können, als sie fortfuhr, „sieh mal, wie hübsch er ausschaut. Nein, den mußt du das nächste Mal mitbringen; da wird sich die Schnuppe freuen, und sie müssen gute Kameradschaft halten, die beiden!" — Hübsch sollte er ausschauen, — Donnerwetter, das war ihm noch nicht vorgekommen. In diesem Augenblick war es dem guten Strupp aber, als durchzucke ihn ein elektrischer Schlag. Das Fräulein hatte ihm leise mit dem feinbehandschuhten Händchen durch die zottige, graue Mähne gekrauet, und — da schnüffelte Strupp und schnüffelte. — Also so stand die Sache. Jetzt ging ihm ein Talglicht auf, und die Erinnerung an „Verlobungstorte" und „Verlobungswurst" tat das ihre. —

Stundenlang lag Strupp nun auf dem kleinen Teppich neben seines Herrchens Stuhl und strengte sein Hundehirn an. Der liebliche Name „Schnuppe" war ihm nicht aus dem Gedächtnis gekommen. „Schnuppe", „Schnuppe" und noch einmal „Schnuppe" bellte er ganz leise vor sich hin, — wie möchte diese „Schnuppe" wohl am Ende aussehen. Dann aber knurrte er plötzlich wild, so daß sein Herr, der wieder über militärische Werke und Karten gebeugt am Tische saß, sich umwandte und ihn zur Ruhe wies. Nein, — Strupp wollte fest sein, und damit basta. — Schnuppe sollte ihm ein für alle Male „schnuppe" bleiben, das stand zuletzt bei ihm als Grundsatz fest.

Aber in Dingen der Liebe gibt es eben keine Prinzipien. Das sollte auch unser braver Strupp erfahren. Eines Tages durfte er seinen Herrn begleiten, als er bei seinen zukünftigen Schwiegereltern und seiner jungen, schönen Braut zum Abend eingeladen war. Else hatte noch besonders geschrieben: „Bringe doch auch den netten Strupp mit. Schnuppe freut sich schon auf ihren neuen Kameraden." Da wurde nun gestriegelt und geschniegelt und gebügelt, daß Strupp am Ende ganz wirr im Kopf wurde, und er gar nicht wußte, wie er sich überhaupt zu benehmen habe, als er plötzlich in einem großen, prächtig eingerichteten Saal, in dem viele elektrische Lichter brannten, — Schnuppe

Digitized by Google

gegenüber stand. Und da er wirklich nicht wußte, was er beginnen sollte, so tat er das, was Männer in ähnlichen Lagen schon oft gemacht haben sollen, — er verliebte sich auf dem Fuße sterblich in Schnuppe, das weißhaarige, schlanke Terrierfräulein mit dem entzückenden, neckischen, schwarzen Schönheitsfleckchen über dem linken Auge. Aber er war nun einmal nicht zum Don Juan geboren und dazu ein echter, rechter „Strupp". So kam es denn, daß er keine Gnade vor den verwöhnten Augen der hübschen Terrierdame fand, und mit gesenktem Schweif am selben Abend neben seinem Herrn nach Hause trottete. So folgten noch manche für Strupp recht traurige Stunden, wenn Herrchen mit ihm bei seiner lieben Braut weilte, und Schnuppe es ihn immer wieder so recht hochnasig fühlen ließ, daß sie ein viel zu feines Hundefräulein für ihn sei, und die Sympathien, die ihre Gebieterin und seinen Herrn verbänden, bei ihnen ein für alle Male ausgeschlossen wären.

Da kam der ereignisreiche erste August. Das gab eine Hetz. Strupp wußte kaum mehr, wo ihm der Kopf stand, so ging alles durcheinander beim Einpacken und Nachhausereisen. Schnuppe sah er noch einmal, als er mit seinem Herrn bei den Schwiegereltern eine kurzen Abschiedsbesuch machte. Fräulein Else weinte laut, und Strupp, der dem lieben Mädchen mit braven Hundeherzen recht zugetan war, wurde ganz wehe zu Mute. Aber das Vaterland rief, und er hatte von seinem Herrn gehört, daß er als treuer Soldatenhund mit ins Feld mußte, um den Herren Franzmänner ordentlich die roten Hosen herunterzuholen. Das war aber so recht sein Fall und er bläffte schon laut vor Vergnügen.

Der schönste Augenblick war für Strupp sicherlich, als Fräulein Else ihm eine funkelnagelneue „feldgraue" Decke über das borstige Fell zog. Potz Tausend, die stand ihm aber mal vorzüglich. Das junge Mädchen aber beugte sich ganz nahe zu seinem struppigen Ohr und flüsterte: „Sei brav, mein liebes Struppchen. — Schütz mir deinen lieben Herrn gut und bringe ihn mir wieder gesund nach Hause. . ." Ganz verstanden hatte er es zwar nicht, aber er begann laut und zuversichtlich zu bellen, und das schien auch das Richtige gewesen zu sein, denn Herrchen und Frauchen lachten, wie befreit, auf. Schnuppe aber kam plötzlich näher und wedelte fast zärtlich mit ihrem kleinen Schwanzstummel, daß es Strupp ganz warm im Herzen wurde. In „Feldgrau", hatte er der stolzen Schnuppe Herz bezwungen. Der Abschied war nun doppelt schwer, aber Schnuppes blanke Hundeaugen leuchteten ihn verheißungsvoll an, und liebevoll klang ihr helles Bellen, als es sich hoch oben vom Balkon in das „Auf Wiedersehen!" des Fräuleins mischte.

So zog der tapfere, feldgraue Strupp mit seinem Herrn gegen Frankreich. Lange noch dachte die hübsche Schnuppe an den rauhaarigen und doch so braven Verehrer mit heißer Sehnsucht. Nun mußte er draußen sein Hundeleben in die Schanze schlagen. Ja, sie machte sich jetzt im Geheimen oft Vorwürfe, daß sie so häßlich gegen den unansehnlichen Anbeter gewesen sei, und auf der täglichen Promenade auf dem Kurfürstendamm sah sie so recht, wie langweilig und fade im Grunde die Hundegecken waren, die hier geputzt mit seidenen Taschentücheln und goldenen Ketten einherstolzierten und gar Schlagsahne schleckten, während „ihr" Strupp im Donner der Kanonen, von denen ihr Frauchen gar erschreckliche Dinge erzählt hatte, sein Leben verteidigen mußte. Fräulein Else schien auch ganz blaß und traurig geworden zu sein, und mehr als einmal barg sie ihr Gesicht an Schuppes zierlichem Kopf, und Schnuppe konnte es ganz deutlich verstehen, wie sie den Namen von Strupps Herrn vor sich hinflüsterte. Das merkte sie sich denn auch und nun bellte sie immer leise mit, was soviel heißen sollte, wie: „Strupp, mein lieber guter Strupp!" —

Da eines Morgens herrschte große Freude. Ein Feldpostbrief aus Frankreich war eingetroffen. Else jauchzte laut auf, hockte sich auf dem Sofa in ihrem zierlichen, rosaausgeschlagenen Mädchenstübchen hin und öffnete den Umschlag. Niemand durfte sie stören. Nur die treue Schnuppe sollte an der ersten Freude teilhaben. Was aber auch alles in den paar engbeschriebenen Blättern zu lesen war. Schützengräben und Unterstände, Etappen und Sturmangriffe, Flugzeugerkundungen und „dicke Berta", — alles schwirrte durcheinander. — Dann aber spitzte sie die feinen Ohren. „Strupp", hieß es, „hält sich ganz famos und ist schon der Liebling aller Soldaten. Er ist immer um mich und hält nachts Wache, wenn ich im Unterstand schlafe. Einem schlimmen Franktireur, der in einem Busch versteckt, im Hinterhalt lag, und schon auf uns zielte, ist er forsch an die Beine gefahren, daß der Kerl aufschrie, und so noch rechtzeitig von uns unschädlich gemacht werden konnte. Dick und rund ist er auch geworden, und dazu täglich frecher, wie ein Soldatenhund hier nun einmal sein muß. Jetzt schaut er über meine Schultern, auf einem kleinen Felsvorsprung stehend, und paßt auf, daß ich auch alles richtig schreibe. Er läßt Schnuppe vielmals grüßen." Unter dem Brief aber sah man ein Gekritzel, — da hatte Strupp mit der Pfote sein Monogramm auf das Papier gedrückt. Schnuppe schwoll vor Stolz das Hundeherz. „Ihr" Strupp, das war doch noch ein ganzer Kerl. Alle Hundefräulein der Nachbarschaft bekamen noch am selben Tage die Heldentaten mit dem Franktireur zu hören. Das war ein Bläffen auf der Straße, daß Fräulein Else fast schon ärgerlich darüber geworden wäre, doch sie war ja selbst so froh, und gönnte Schnuppe die Freude von ganzem Herzen.

Nach mehreren Feldpostbriefen, die noch manchen tapferen Streich von Strupp und seinem Herrn zu erzählen wußten, und Frauchen und

Digitized by Google

Schnuppchen viel Freude bereiteten, blieb eine lange, schrecklich lange Zeit jedes Lebenszeichen von den braven Vaterlandsverteidigern aus.

Endlich kam wieder Nachricht — aus einem Etappenlazarett. Was ein Lazarett war, wußte Schnuppe ganz genau. Frauchen ging ja so oft in Lazarette mit Liebesgaben. Da hatte sie denn Else bis in den Vorgarten begleitet, und wenn ihre Herrin dann wieder aus dem großen Tor herausgetreten war, hatte sie immer einen so eigentümlichen, starken Geruch an sich, den Schnuppe zuerst gar nicht leiden mochte, an den sie sich aber auch bald gewöhnt hatte.

Das nannten die Menschen „Karbol" oder auch „Jodoform", und Schnuppe nannte es einfach nur „Lazarett". Als nun der Brief kam, wußte Schnuppe es auch zuerst, woher er stammte, noch ehe Else ihn gelesen hatte. „Lazarett", bellte sie leise und traurig, „hoffentlich ist es nicht schlimm."

Schlimm war es zwar gewesen, wie Frauchen nun mit tränenerstickter Stimme vorlas. Ein böser Arm- und Oberschenkelschuß beim Sturmangriff. Die Deutschen waren weit vorgestürmt und Hauptmann von Wessel sank in einen ziemlich tiefen Graben, wo er hilflos, ohne sich rühren zu können, noch lag, als bereits den Abend die einsame, düstere Nacht abzulösen drohte, und die das Schlachtfeld absuchenden Sanitäter ihn nicht mehr zu finden vermochten. Auch war er vom Blutverlust so geschwächt, daß er nur noch mit leiser Stimme rufen konnte und niemand ihn hätte hören können. Da habe sich plötzlich Strupp, der brave Freund Strupp, herangeschlichen. Sein linkes Hinterbein blutete stark, daß er kaum vorwärts kommen konnte, — da hatte ihn eine Franzosenkugel getroffen. Aber er hatte sich zu seinem Herrn herangeschleppt und vor Freude laut geheult. Und dann hatte er gebellt, ganz laut und immer lauter durch die Stille des Abends. Dann hatten ihn Krankenträger gehört, hatten den Hauptmann im Graben gefunden, und so war er und Strupp gerettet worden. Jetzt ginge es beiden schon wieder viel besser. Strupp lahme zwar noch ein bißchen, aber sei ganz fidel. Else sollte sich nur keine Sorge machen. Gestern habe er das „Eiserne Kreuz" erhalten und in einer Woche seien sie beide wieder bei ihr und Schnuppe.

Und nach einer Woche waren die beiden Helden wirklich wieder in Berlin. Etwas angestrengt schienen sie ja noch zu sein, aber sonst seelenfroh. Der Hauptmann, noch am Stock, den Arm in der Binde, und Strupp, den Verband am linken Hinterbein, so zogen sie im Triumph durch die ihnen so gut bekannten Straßen. Else glückselig ihren Verlobten stützend, und neben Strupp die nicht weniger glückliche Schnuppe, die stolz nach allen Seiten schaute, als wollte sie sagen: „Nun seht euch einmal meinen Feldgrauen an. Den macht mir keiner nach; — die Franzmänner hat er in die roten Hosen gebissen und seinen Herrn dem Vaterland gerettet. Ihr mit den seidenen Tücheln und Juchtenriemen packt euch zu euresgleichen! — Pfui! — Pfui!" — Das letzte bellte sie sehr energisch den um Strupp schwänzelnden und scharwenzelnden Hundedamen zu, die plötzlich auch am „Feldgrauen" Geschmack und einen „gewissen Reiz" gefunden zu haben schienen, sich aber nun schleunigst drückten.

Acht Tage später fand die Kriegstrauung des Herrn Hauptmann von Wessel mit seiner Else statt, und nicht allzu lang darauf erhielten Anverwandte und Freunde eine fein ausgeführte Doppelkarte, auf deren einen Seite man gut getroffen das glückliche, junge Paar sehen konnte, — auf der andern Seite aber, auf einem prächtigen Kissen thronend, den braven Helden Strupp, mit einer neuen, feldgrauen Decke angetan, auf deren linkem Vorderzipfel deutlich sichtbar, von Elses zarter Hand gestickt, ein winziges „Eisernes Kreuz" zu schauen war. Neben ihm aber saß stolz die blanke, weiße Schnuppe, und unter dem Bildchen standen die Worte:

„Strupp und Schnuppe
kriegsgetraut."

*

Mag sein

Mag sein, daß irgendwann und wo,
Wenn wir erst stolz und freudefroh
Daheim mit Sieg und Frieden,
Mein Glück mir ist beschieden.
Mag sein.
Dann schmücken sie mit Blumen aus
Mein liebes, schönes Heimathaus,
Dann wird mein Lieb es sagen:
Er hat sich brav geschlagen.

Mag sein, daß irgendwann und wo,
Eh' wir des letzten Sieges froh
Zurück zur Heimat schreiten,
Mein Grab sie mir bereiten.
Mag sein.
Dann gehn die Stürme ein und aus
Im lieben, alten Heimathaus,
Dann wird mein Lieb es klagen:
Der Feind hat ihn erschlagen.

Martin Borns.

Digitized by Google

Florentine Gebhardt

Zu ihrem 50. Geburtstage von Elisabeth Kolbe

Die Romanzeitung war Florentine Gebhardts erste Liebe. Darum soll sie ihr auch einen Glückwunsch bringen zu ihrem Ehrentage. Ich weiß, daß sie das am meisten freut. Es wird ihr sein, als ob noch einmal eine liebe Hand sich ihr entgegenstreckt und ihr einen Gruß entbietet, die nun schon lange in der Erde ruht. — Hier hat ihre Muse sozusagen das Licht der Welt erblickt, und gern und freudig spricht sie es aus, wie viel sie dem verehrten Otto von Leixner verdankt. Es vergeht wohl kein Geburtstag oder Todestag, wo sie nicht in Wort und Schrift dankbar seiner gedenkt. Sie hat ihn nur wenig gekannt, persönlich, und doch so viel geistige Förderung durch ihn gefunden. Sie ist wohl nie in sein Haus gekommen, wie es mir vergönnt war. Aber weil ich ihn durch meine Geschwister kannte, hat sie mir ihre Freundschaft geschenkt. Außerdem sind wir auch Kolleginnen. Otto von Leixner verdankt sie es, daß sie als Lehrerin in Tegel wirken kann.

In zahlreichen Aufsätzen und Feuilletons hat sie seine Ideen und Gedanken weitergesponnen, so den von dem freiwilligen Dienstjahr der Frau, der uns damals wie ein Phantom erschien, aber jetzt doch so ziemlich durchgeführt ist. Für Elternhaus und Schule brachte sie wertvolle pädagogische Anregungen. Auf dem Gebiete des Kunstgewerbes war sie zu Hause, und auch für den Sport zeigte sie Interesse. Aber ihre Lieder, ihre lieben Lieder, aus denen ihr ganzes Herz sprach, wird wohl jeder gern gelesen haben. Namentlich in der ersten Sammlung: „Mein Leben" sind wohl viele alte Freunde. Aber die zweite, „Wenn es herbsten will", enthält zu meiner Freude das hier mit Recht preisgekrönte Gedicht: „Die Not". Es ist wohl das Edelste und Beste, was man über die Not sagen kann, und ganz aus der Seele der Verfasserin entsprungen. Es gewährt uns einen tiefen Einblick in ihren Lebensgang. Er war ein Leidensweg; aber doch führte er zur Höhe. Denn sie hat sich tapfer hindurchgerungen, die heldenmütige Geisteskämpferin. Darum versteht sie auch jetzt so gut den Kampf da draußen, und mancher begeisterte Kriegsruf dringt hinaus in ihren trefflichen Kriegsflugblättern. Auch des Vorkämpfers der deutschen Freiheit, Bismarcks, gedenkt sie darin. Hat ihr doch „das Recht aufs Vaterland" schon lange die Seele bewegt, ehe der große Kampf anbrach, und vielen wird der in diesem Blatt erschienene Roman unvergeßlich sein. Ganz besonders vertieft sie sich gern in die germanische Vorzeit und schildert, von Felix Dahn angeregt, in schwungvollen Balladen und Erzählungen das Leben und Leiden der Goten. Ihr historischer Roman „Um eine Königskrone", gibt Kunde davon, der gleichzeitig als Drama erschien. Aber auch die altjüdische Geschichte und Sage zieht sie hervorragend an und gibt ihr Stoff zu bedeutenden religiösen Gedichten, wie wir sie im „Urquell" finden. — Es ist ein schönes Lebenswerk, auf das Florentine Gebhardt am 18. April zurückschaut. Großes hat sie noch geschaffen, das noch des Rufes aus der Verborgenheit harrt, und Großes wird sie noch schaffen, so hoffen wir, in der Vollkraft ihrer geistigen Reife. Gott segne sie dazu!

*

Frei

Und wie es auch sei, und wie es auch kommt,
Das ist mir einerlei!
Nur hinaus will ich, nur hinaus, nur hinaus!
Frei will ich werden, frei!
In meiner dumpfigen Enge brennt
Ein Stümpflein Licht so trüb.
Ich aber habe den Sonnenschein,
Den Sonnenschein so lieb.

Auf meiner mod'rigen Schwelle hockt
Der Alltag mit grämlichem Blick,
Er nörgelt und dößt und brummelt und keift,
Doch draußen jubelt das Glück.
O Glück! O Ferne! O Sonnenschein!
Nur ich, ich fehle dabei.
Drum hinaus, und komme es, wie es kommt.
Frei will ich werden, frei!

Leo Heller.

*

Digitized by Google

Bücherbesprechungen

Jakob Burckhardt. **Briefe an einen Architekten.** 1870 bis 1889.

Derselbe. **Briefwechsel mit Heinrich von Geymüller.** Mit einer Einleitung über H. v. Geymüller und Erläuterungen. Herausgegeben von Prof. Dr. Carl Neumann. Beide Bände bei Georg Müller und Eugen Rentsch Verlag, München.

Wer an der Hand von Jakob Burkhardts „Cicerone" einmal Italien bereist hat und mit desselben Meisters „Kultur der Renaissance" zuerst in den Geist der reichsten Kunstepoche eingedrungen ist, weiß, welche unerschöpflichen Reichtümer der Baseler Gelehrte zu verschenken hat. Noch lebt eine Anzahl Kunstgelehrter und -freunde unter uns, die sich Schüler des 1897 verstorbenen Schweizers nennen dürfen und von ihm zuerst die edle Kunst des Sehens erlernten. Mit welcher Freude müssen da zwei Publikationen begrüßt werden, die geeignet sind, wieder einmal nachfühlenden Sinn, allen Reiz, alle unmittelbare Bezauberung der Persönlichkeit Burckhardts selbst spüren zu lassen. Liest man die zahlreichen „Briefe an einen Architekten" aus fast zwei Jahrzehnten, an seinen jungen Freund und Architekten (und späteren Maler und Radierer) Max Alioth gerichtet, so wird einem der nie erhoffte Genuß, Burckhardt abermals zum persönlichen Reiseführer zu erhalten, und nicht bloß kunsthistorisch, sondern auch menschlich. Denn wenn die Augen dieses Gelehrten die Landschaften und Menschen Italiens, Deutschlands, von Paris und London aufnehmen, wenn seine Worte die Eindrücke wiedergeben, meldet sich stets auch der unversiegliche Jungbrunnen seiner Gottfried Kellerschen Natur, seiner Lebenslust und seines derben Humors. Eine innere Kräftigung einziger Art strömt so aus diesen Briefen, die den Genuß und das Verarbeiten von Kunst zu einem beseligenden Glücke, zu einem edlen Rausche machen und mit dem männlichsten Leben erfüllen. Gewiß eignete Burckhardts Persönlichkeit nicht die Goethesche Universalität, auch gründete sich seine Weltanschauung auf einer pessimistischen Stimmung, doch erinnern das immer wiederkehrende Durchbrechen der guten Laune auch in den schwersten Momenten, die „leichte Lebhaftigkeit" und der vornehme Gleichmut seiner Briefe entschieden an Goethes Art und veranlassen auch gleiche Erlebnisse im Innern des Lesers. Von dem geistigen Reichtum der Briefe nur rein stofflich eine Andeutung zu geben, ist unmöglich; ein Blick in das gute Register tut dar, welche künstlerische Welt hier bezwungen ist. — Der andere Briefband, den Carl Neumann herausgibt, trägt mehr wissenschaftlichen Charakter; er enthält aber auch für den Laien des Interessanten genug. Heinrich von Geymüller, ein Vetter Aliothe, hat sich als Erforscher der Geschichte der Renaissancearchitektur reiche Verdienste erworben. Um die Renaissance und ihre Architektur, um die italienische Kunst, um Bramante geht denn auch vorzüglich der Inhalt der Briefe, wenn sie auch bei der sprühenden Lebhaftigkeit Burckhardts stets zahlreiche Seitensprünge und abgelegene Anregungen enthalten, so daß man auch hier wieder nicht nur für die Kunst, sondern auch für das Leben reichste Ergebnisse gewinnt.

Theodor v. Frimmel. **Lexikon der Wiener Gemäldesammlungen.** Band I., Buchstaben A.—F. Mit 82 Bildertafeln. Verlag Georg Müller, München. Preis geheftet 22 Mk.

Diesem Galerielexikon Frimmels kann man mit bester Berechtigung eine hohe Bedeutung für die Kunstgeschichte, die Kunstsammlung und den Kunsthandel zusprechen. Das Werk, das auf vier Bände berechnet ist, war ursprünglich als Fortsetzung und Abschluß von Frimmels großer „Geschichte der Wiener Gemäldesammlungen" gedacht, bietet sich aber nun doch als eine selbständige Arbeit dar. Der reichliche Stoff verlangte eine zwar anscheinend etwas trockene Anordnung in Verzeichnissen. Wer sich aber darin vertieft, wird unerschöpfliche Funde machen. Denn dadurch daß Frimmel die Bilder der Wiener Sammlungen auf allen ihren Wanderungen verfolgt, liefert er die reichsten Beiträge zur Geschichte aller Sammlungen in Basel, Berlin, Boston, Breslau, Brünn, Brüssel, Budapest, Darmstadt, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Graz, Hamburg, Hannover, Hermannstadt, Innsbruck, Klagenfurt, Leipzig, Lemberg, Linz, London, Lützschena, München, New York, Olmütz, Paris, Philadelphia, Prag, Preßburg, Stuttgart, Straßburg, Triest, Troppau, Turin usw. usw. Man erhält durch die Lektüre des Werkes ein hochinteressantes Bild von den Gemäldewanderungen in alter und neuer Zeit. Eine große Zahl neuer Mitteilungen über große private Wiener und andere Sammlungen werden geboten. Durch Aufnahme der Preise bei Bildverkäufen ergeben sich fesselnde wirtschaftliche Erkenntnisse. Die beigegebenen Neudrucke alter Galeriekataloge bieten ein Material, deren volle Ausnutzung nun erst wird beginnen können. Jeder Freund der Kunstgeschichte wird über Frimmels entsagungsvolle, mühsame Arbeit seine helle Freude haben. Da der Verlag dem umfangreichen Bande ganz vorzügliche Abbildungen beigegeben hat, erhält man auch ein seltenes Abbildungsmaterial. So wird denn der Erfolg des ersten Bandes es hoffentlich ermöglichen, daß die drei anderen geplanten Bände nicht ausbleiben — Hanns Martin Elster.

Vermischtes

Undeutliche Briefadressen. Aus Anlaß der Beschwerden mehrerer Deutschen über Nichtankunft ihrer Briefe gibt die „New-Yorker Staatszeitung" eine Musterkarte von undeutlichen Adressen auf den aus Deutschland anlangenden Briefen. Die merkwürdigste darunter ist wohl folgende Adresse: „An Hrn. Fried. G . . . . aus B. in Visc. 19 Meilen von Milwaukee, die Eisenbahn geht durch sein Land und er hat 2 rote Ochsen."

Ein aus dem englischen Parlament vorgelegter amtlicher statistischer Nachweis über Britisch-Indien enthält folgende jetzt besonders beachtenswerte Daten: Der Flächenraum unter britischer Verwaltung beträgt 4817000 qkm Fläche mit einer Bevölkerung von 294 Millionen Seelen. Die Hindu-Staaten umfassen 573052 Meilen und eine Bevölkerung von 208 Millionen Seelen. Unter den 294 Millionen Einwohnern von Britisch-Indien befinden sich ihrem religiösen Glauben nach 208 Millionen Hindus, 2 Millionen Sikhs, 57 Millionen Mohammedaner, 7 Millionen Buddhisten und Jams, 3 Millionen Christen, 5407 Andersgläubige und 532227, deren Religion noch nicht bekannt ist.

Inhalt des Heftes 30: Weit vom Schuß. Roman aus der Kriegszeit von Freiherr von Schlicht. — Aus dem Leben eines preußischen Volksschullehrers. Von E. R. Gregorovius. — **Beiblatt:** Der Alte macht's nicht mehr lange. Gedicht von Bernhard Schäfer. — Strupp und Schnuppe. Von Marcello Rogge. — Mag sein. Gedicht von Martin Borns. — Florentine Gebhardt (zu ihrem 50. Geburtstage). Von Elisabeth Kolbe. — Frei. Gedicht von Leo Heller. — Bücherbesprechungen. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Vertretungsweise Dr. Hans Janke. Verlag von Otto Janke. — Ausgegeben am 24. April 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek
1915 Heft 31
Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Ich kenne keine Parteien mehr! Von Henry Wenden

Erster Teil.

Motto:
Bei allen Teufelsfesten
Wirkt der Parteihaß doch am besten.
Goethe.

Vor einem der Vorgärten in der Pariser Straße hielt am Morgen des dritten Weihnachtstages des Jahres 1911 ein elegantes Privatauto. Der Führer ließ die Hupe ein paar Mal kurz hintereinander aufheulen und blieb dann in seinem dicken und langhaarigen Pelzmantel unbeweglich wie ein Tier, das sich zum Winterschlaf zusammengerollt hat.

Nicht lange danach trat Herr Kommerzienrat Julius Oertel aus dem Hausportal. Dem Portier, der diensteifrig geöffnet hatte, nickte er heute kaum flüchtig zu. Dann schnupperte er eine Sekunde die Reifluft ein, die nebelfeucht in dem kahl-schwarzen Geäst der Bäume und Sträucher hing, und ging mit gemessenen Schritten zu dem Auto.

„Nach der Fabrik, Herr Kommerzienrat?"

„Natürlich. Was sonst?"

Der Chauffeur fühlte deutlich die leise Gereiztheit aus diesen Worten und wußte, daß er sich heute in acht nehmen müsse.

Indes lehnte sich Oertel in die dunkelblau gebeizten Lederpolster, schaute sinnend nach dem Fenster, an dem Häuserfronten, Bäume, Menschen und Gefährte gespenstisch vorbeihuschten, und trommelte dabei mit den Fingern auf die silberne Krücke seines Stockes. Bei der Königlichen Akademie griff er in die Tasche seines Pelzes, holte die Morgenzeitung daraus hervor und überlas noch einmal jene Stelle, die schon beim Frühstück seinen Unwillen erregt hatte. Über der geraden, selbstbewußten und doch feingeschnittenen Nase bildeten sich ein paar Unmutsfalten. Die Lippen, die von einem braunen, schon stark ergrauten Schnurrbart und ebensolchem kurzgeschnittenen Spitzbart fast ganz verhüllt waren, preßten sich aufeinander. Dann schob er das Blatt wieder in die Tasche und schaute von neuem mit seinen braunen Augen, die fest und energisch, aber doch nicht ungut blickten, durch das Fenster in das Treiben der Straße hinaus.

Das Auto war beim Knie in die Marchstraße eingebogen und strebte der Spree und weiter dem Teil von Moabit zu, der zumeist von Fabriken erfüllt ist. Jenseits des Flusses ragten die spitzen Schlote in den trüben Winterhimmel, und ihr bräunlicher Rauch mischte sich mit den grauen Wolken zu einem schmutzigen Gebräu. Jetzt ratterte das Auto über die Brücke, unter der gerade ein paar hoch beladene Sandsteinkähne hindurchgerakt wurden, pruftete durch eintönige Arbeitsstraßen und hielt endlich vor einem breiten Torbogen aus roten Ziegeln.

Oertel stieg aus und betrat den Hof, der links zu den Seiten und im Hintergrund von langgestreckten, eisernen Hallen und Gebäuden mit breiten Fenstern umgrenzt und durchzogen war. Bloß rechts lag ein kleineres Haus, auch im Rohziegelbau, das die weitläufigen Bureau- und Kassenräume barg.

Dorthin ging Oertel, und sobald er sich in seinem Privatkontor seines Mantels und

Digitized by Google

Zylinders entledigt hatte, drückte er auf die elektrische Klingel, die sich auf seinem Schreibtisch befand.

Fast unmittelbar hinterher erschien Herr Bruno Heyl, der Prokurist der Firma. Das war so, als hätte er schon bereitgestanden und nur auf dieses Zeichen gewartet, und er glitt durch die Tür in einer Haltung, die zwischen dem Gefühl, der erste Beamte der Firma zu sein, und dem Bewußtsein der völligen Abhängigkeit von dem allmächtigen Chef eine demütig-unglückliche Mitte hielt.

„Guten Morgen, Herr Kommerzienrat", grüßte er mit einem vorsichtig tastenden Lächeln um die glattrasierten Lippen, die sich aber sogleich in ernste Falten legten, als er die Mißstimmung in Oertels Mienen wahrnahm.

„Morgen. Was Neues?"

„Bitte, hier die Post, Herr Kommerzienrat." — Damit breitete er einen Haufen schon geöffneter Briefe aus.

„Was Wichtiges?"

„Nein, Herr Kommerzienrat."

Oertel setzte sich in den breiten Schreibstuhl und lehnte sich an. Dann fragte er nach einem kurzen Besinnen:

„Haben Sie schon die Morgenzeitung gelesen?"

„Den „Lokal-Anzeiger", Herr Kommerzienrat. Er bringt eine Notiz über Ihre Kandidatur zum Reichstag."

„Das meine ich nicht. Hier, lesen Sie einmal das."

Heyl nahm das Blatt aus den Händen seines Chefs, und seine Augen glitten suchend über die Zeilen.

„Nicht da. Dort oben . . . die Notiz aus Sachsen."

Der Prokurist folgte und las dann halblaut vor sich hin: „Dem konservativen Kandidaten Grafen Benekendorf steht als Gegner der Sozialdemokrat Heinz Lienhardt gegenüber, der ein Berliner Rechtsanwalt ist und der Sohn eines gewöhnlichen Schlossers sein soll."

„Na, was sagen Sie dazu?" fragte Oertel und strich sich mit seiner schmalen Hand über das dünne, kurz gewellte Haupthaar, das grau und an den Schläfen schon silberdurchwirkt seinem Kopf etwas Aristokratisches verlieh. „Fällt Ihnen nicht der Name auf? Genau so heißt unser erster Vormeister in der großen Maschinenhalle. Wäre das denkbar, daß dessen Sohn — —?" Er schwieg und sah prüfend auf seinen Untergebenen. „Ist Ihnen über die Privatverhältnisse des Mannes etwas bekannt?"

Heyl zog die Brauen und die Schultern in die Höhe, daß seine schmale und hagere Gestalt wie ein lebendes Fragezeichen wirkte: „Genaues nicht, Herr Kommerzienrat. Allerdings glaube ich, schon gehört zu haben, daß er seine Söhne — man spricht von zweien — etwas Besseres werden ließ."

„So! Und gleich Rechtsanwalt? Ich finde das unpassend. Das gehört sich nicht für einen einfachen Handwerker."

„Nun ja, Herr Kommerzienrat," wandte Heyl zögernd ein. „Aber man kann den Leuten doch kaum verbieten —"

Er brach mitten im Satz ab. — Was rede ich? . . . dachte er. — Was geht mich das an? . . . Was verbrenne ich mir den Mund? . . Ich habe selbst genug für meine Familie zu sorgen . . . und wenn ich die Stellung hier verliere . . . mit achtundvierzig bekommt man nicht leicht einen neuen Posten. . . Mag jeder vor seiner Türe fegen. . . .

So ging es ihm im Flug durch den Kopf, und er bereute auch schon die wenigen Worte, denn Oertel sah ihn groß, staunend an: „Was sind denn das für Ansichten, lieber Heyl? Verbieten . . . allerdings, das kann man leider nicht. Aber denken Sie sich einmal die Situation: ich werde als Nationalliberaler gewählt und beschäftige gleichzeitig in meiner Fabrik den Vater eines roten, vaterlandslosen Abgeordneten. Würden Sie das mit Ihrer Gesinnung für vereinbar halten?"

Der Prokurist brummelte etwas vor sich hin. Und Oertel, der es für eine Zustimmung nahm, nickte befriedigt: „Sehen Sie wohl. Ich auch nicht. Und darum muß ich der Sache auf den Grund kommen. Bitte, lassen Sie den Mann doch einmal rufen."

„Sehr wohl, Herr Kommerzienrat. Ich werde es sofort veranlassen." —

Nur wenig danach schob sich Christoph Lienhardt schwerschrittig breit durch die Tür herein. Die mächtige Gestalt in der blauen Bluse, über die ein langer, schwarzer Bart hinabhing, wirkte

Digitized by Google

hier noch größer als in der Maschinenhalle. Das Gesicht, leicht angerußt und von der Essenhitze zergerbt, sprühte Kraft aus und Behagen zugleich. Der ganze Mann, vierundfünfzigjährig, und nur zwei Jahre jünger als der Kommerzienrat, machte höchstens den Eindruck eines mittleren Vierzigers.

„Gu'n Morgen, Herr Kommerzienrat. Sie haben mich rufen lassen."

Oertel hob seinen Kopf von der Durchsicht der Briefe, drehte sich langsam um und sah Lienhardt prüfend an.

Dem wurde das unangenehm. Er spürte eine Verlegenheit. Und mit einem leichten Räuspern fragte er: „Entschuldigen, Herr Kommerzienrat, is irgendwas nich in Ordnung?"

„Das weiß ich noch nicht. Aber von Ihnen möchte ich es erfahren."

Oertel schwieg wieder, ohne von dem Riesen, der da vor ihm stand, auch nur einen Blick zu lassen. Und dann fuhr er langsam fort: „Sie sind verheiratet?"

Über Lienhardts Züge breitete sich Staunen, das zugleich von einem leisen Mißtrauen durchsetzt war. — Was sollte diese Frage? . . . Was hatte das zu bedeuten? . . . Was kümmerte sich der Arbeitgeber um sein Privatleben? . . . Und mit nur wenig geöffneten Lippen antwortete er: „Jewiß. Das bin ich. Das is schon bald nich mehr wahr."

„Und haben Sie auch Kinder?"

Jetzt lächelte Lienhardt. Dabei leuchtete ihm aus den blauen Augen, die zu dem schwarzen Haarwald gar nicht passen wollten, eine tiefe, stolze Freude empor: „Das will ich wohl meinen. Zwei große Jungens. Bloß . . . entschuldigen, Herr Kommerzienrat . . . ich verstehe nich —"

„Sie denken, das geht mich eigentlich nichts an?"

Am liebsten hätte Meister Lienhardt mit Ja geantwortet. Aber das getraute er sich doch nun nicht, und darum stotterte er bloß: „Nu, Herr Kommerzienrat . . . das will ich ja nu jrade nich sagen. Ich meine bloß . . . ich verstehe nich so recht."

„Ich werd's Ihnen gleich begreiflich machen", entgegnete Oertel um ein wenig schärfer, gerade nur so viel, um den Arbeiter zum Schweigen zu bringen. „Aber zuerst beantworten Sie mir noch eine Frage. Was sind Ihre Söhne? Vermutlich auch Arbeiter."

Seine Augen ruhten erwartungsvoll auf Lienhardt. Der reckte sich auf, und seine Brust weitete sich. Es war, als käme etwas Großes über ihn . . . etwas, an dem man sich so recht emporrichten könnte. Dabei sprühten seine Augen wieder jene selbstbewußte Zufriedenheit, und mit breitem Lachen hinter gesunden Zähnen hervor erwiderte er: „Na, Herr Kommerzienrat, da irren Sie sich aber nu mal sehr. Sehen Sie, ich und meine Frau . . . sie is man bloß zwei Jahre jünger als ich . . . wir haben uns unser Lebtag nichts jejönnt, bloß damit mal die Jungens was Höheres werden, als wie das ihr Vater erreichen konnte. Na, un das is ja nu auch jeglückt. Der jüngere, der Karl . . . siebenundzwanzig is er jetzt . . . der is Doktor und hat schon 'ne janz nette Praxis. Un der Heinz, der zwei Jahre älter is, der is Rechtsanwalt, un wenn alles jut jeht, dann zieht er wohl in ein paar Wochen als Abgeordneter in den Reichstag ein."

Er schwieg und sah Oertel so triumphierend an, als wollte er sagen: Was? Ich bin doch ein Kerl? Nun lobe mich mal und klatsche mir Beifall.

Aber der Kommerzienrat verhielt sich merkwürdig still. Er rieb die Fingerspitzen seiner Hände gegeneinander und schaute nachdenklich darauf hinab. Endlich meinte er mit leiser Ironie: „Das ist für Sie ja sehr erfreulich, mein Lieber. Also Abgeordneter will Ihr Sohn werden? Natürlich bei den Sozialdemokraten? Und in einem sächsischen Wahlkreis? Nicht wahr, das stimmt?"

„Jawohl, Herr Kommerzienrat, das stimmt jenau."

„Ich las es heute in der Zeitung, und darum ließ ich Sie rufen. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß das Ihr Sohn ist."

„Ja," lachte Lienhardt, „das wundert wohl manch einen. Un leicht is es einem ja auch nicht jeworden. Es hat viel Mühe und Entbehrung jekostet. Aber nu man den Jungen mal so weit jebracht hat, da hat man ja zuletzt auch seine Freude dran."

„Das heißt . . . Sie haben Ihre Freude dran." Bei diesen Worten lehnte sich Oertel aufrecht zurück, umklammerte mit beiden Hän-

Digitized by Google

den die Armstützen des Stuhles und sah dem Meister groß und starr in die Augen.

Der stutzte und wußte nicht, was er daraus machen sollte: „Nu ja . . . jewiß, Herr Kommerzienrat."

„Aber ich . . . ich habe daran gar keine Freude! Sie wissen wohl nicht, daß ich selbst kandidiere, und zwar für die nationalliberale Partei?"

„O doch, Herr Kommerzienrat, das hab' ich jehört."

„Und trotzdem erlauben Sie Ihrem Sohn, daß er geradezu als mein Feind in den Kampf tritt?"

Christoph Lienhardt dehnte seinen Brustkorb, daß die Luft hörbar hineinströmte. — Ach so, — dachte er, — also darauf zielt es hin . . ., hier soll mal wieder die Macht des Arbeitjebers Trumpf sein. . . Aber das jibt's nicht. . . Da hast du dich verrechnet. . . — Und laut sagte er, indem er mit den Achseln zuckte: „Ja, Herr Kommerzienrat, das jeht mich doch nichts an. Un überhaupt, Sozialdemokraten jiebt's doch nu mal. Un die politische Meinung is doch frei. Das steht sojar in der Verfassung drin."

„Das lassen Sie nur," unterbrach Oertel kurz, „das gehört hier absolut nicht her. Es fällt mir nicht ein, Ihren Sohn zu beeinflussen. Er mag stimmen, wie und für wen er will. Aber daß der Sohn eines meiner Arbeiter mit mir zusammen in den Reichstag kommt und dort als Sozialdemokrat gegen mich auftritt, das kann mir nicht passen, und das dulde ich nicht."

„Ja, ich weiß aber nich, wie Sie das hindern wollen."

Oertel erhob sich langsam und trat dicht vor Lienhardt hin. Er war kleiner, so daß er zu ihm aufsehen mußte. Trotzdem wirkte für eine kurze Sekunde seine sichere Vornehmheit bedrückend auf den einfachen Mann. Und Oertel fühlte das und sagte mit kühler Betonung: „Sie werden eben dafür sorgen müssen, daß Ihr Sohn von der Kandidatur zurücktritt."

„Ne, das kann ich nich. Mein Junge is neunundzwanzig. Der braucht mich nich zu fragen. Der tut, was er will."

„Aber Sie könnten ihn doch gewiß beeinflussen."

Jetzt wurde es Lienhardt doch zu viel. Eine Zornader schwoll auf seiner breiten Stirn, und brummend grollte es aus seinem Munde: „Ne, das könnte ich nich, Herr Kommerzienrat. Un wenn ich es könnte, dann tät' ich es nich."

Eine Minute schwiegen die beiden Männer und sahen einander feindlich in die Augen. Dann schürzte Oertel die Lippen und meinte: „So, so? Sie wollen nicht? Nun ja. Sehr schön. — Aber ich mache Sie aufmerksam, daß ich die gleichen Rechte habe. Sie wollen nicht . . . nun gut. Aber ich will auch nicht. Ich will Sie dann nicht länger in meiner Fabrik."

„Soll das heißen, Sie kündijen mir die Arbeit?"

„Ja."

„Weil mein Sohn in den Reichstag kommen soll?"

„Ja."

„Hm. . . Das jlaube ich nich, Herr Kommerzienrat. Das werden Sie sich wohl noch überlejen."

Es klang drohend, wie er das sagte. Aber Oertel kehrte sich nicht daran: „Es gibt da nichts mehr zu überlegen. Wollen Sie mit Ihrem Sohn reden?"

„Ne," trotzte Lienhardt, „das will ich nich."

„Dann sind Sie also von heute ab entlassen. Ihren Lohn können Sie bei dem Kassierer beheben."

„Is das Ihr letztes Wort, Herr Kommerzienrat?"

„Mein letztes. Gehen Sie." Damit wandte er sich scheinbar gleichgültig ab und wieder seinem Schreibtisch zu.

Lienhardt stand unschlüssig. Seine Fäuste ballten sich, als wollten sie irgend etwas zerknacken. Sein Kopf wurde noch röter, als er ohnehin war. Der Mund suchte nach Worten, aber die Zähne zerkauten sie, bevor sie noch gesprochen waren. Zuletzt fiel ein leises „Pfui Deibel" von den Lippen. Damit drehte er sich um und ging hinaus.

Als er auf den Hof kam, schüttelte er sich. Es war ihm heiß dort oben geworden. Nun schlug ihm die feuchte Dezemberluft wie ein nasser Waschlappen um die Ohren. Aber das schadete nichts . . . das machte wieder frisch.

Digitized by Google

— Er schritt aufrecht schräg hinüber zur großen Halle, aus der das Konzert der Hämmer und Räder wie ein fernes Brausen zu ihm dröhnte. Und als er die Tür öffnete und eintrat, umfing ihn die eiserne Melodie mit all ihrem vielgestimmten Getön. Das klappte und brummte und zischte und quiekte, hier schrillte eine Feile, dort surrte ein Treibriemen, weiter hinten paukten Dampfhämmer und riesige Ambosse, Bohrmaschinen piepsten den hellen Diskant, heißes Eisen quoll trommelnd in große Kessel, und über allem gleich einem hellen Glockenspiel das Kling-Klang der kleinen Hämmer auf dem jungen Metall.

Christoph Lienhardt ging ruhig durch die schmalen Gassen, deren Boden unter der Wucht der Arbeit wankte, und über die der Gluthauch der Hochöfen hinzuckte. Aber als ihm ein Arbeiter in den Weg trat und eine Auskunft von ihm forderte, da schüttelte er den Kopf: „Das jeht mich nichts mehr an. Ich habe hier keine Befehle mehr zu jeben." Damit ging er weiter. ohne sich umzusehen.

Der Arbeiter aber sah ihm verwundert nach. Dann trat er zurück an seinen Platz, und im kreischenden Geschmetter eines gigantischen Rades brüllte er seinem Nachbar ins Ohr: „Der Lienhardt will mir kene Anweisung mehr jeben. Et jeht ihn nischt mehr an, hat er jesagt. Der Kommerzienrat hat ihn vorhin jerufen. Ick jlobe, da is wat nich in Ordnung."

Und von Mund zu Mund und von Ohr zu Ohr durch Eisen und Feuer und Dampf und Glut verbreitete sich die Nachricht: „Christoph Lienhardt, der Altmeister, der seit mehr als zwanzig Jahren hier schaffte, er sagt, es ginge ihn nichts mehr an.

Wer das hörte, unterbrach für eine Sekunde die Arbeit und werkte nachher nur mit halber Seele. Bald lag eine Starrheit über dem Raum, als hätte die Eisenwucht alles zerquetscht. Als aber die Sirene zu Mittag heulte, und als der Gesang der Maschinen verstummte, trat einer der verrußten Zyklopen nach dem anderen zu Lienhardt heran und fragte ihn.

Der gab Bescheid. Und da wuchs ein Murren aus all den breiten Brüsten empor. Einzelne Worte lösten sich, und Wutausrufe rollten tanzend über die Oberfläche. Zuletzt schäumten Drohungen und Forderungen auf.

„Sollen wir uns das jefallen lassen?" schrie einer.

Und ringsher scholl ihm die Antwort entgegen: „Wir lassen uns das nicht gefallen!" — „Den Lienhardt lassen wir uns nicht nehmen!" — „Wir stehen alle für ihn zusammen!"

Aus den anderen Sälen strömten Arbeiter herzu. Aus allen Räumen der weiten Fabrik wimmelte es herbei und sammelte sich um Lienhardt. Wer schon auf dem Hof war, kehrte rasch um, sobald ihn die Kunde des Vorfalls erreichte. In der Halle drängte und stieß sich die Menge.

Da sprang ein junger Mensch auf einen Amboß, fuchtelte mit den Armen in der Luf herum und rief: „Jenossen, ich bitte ums Wort!" Und als er sich einigermaßen Gehör verschafft hatte, fuhr er fort: „Jenossen, ihr wißt es alle, in wenigen Wochen sind Reichstagswahlen! Ihr wißt auch, daß der Sohn von unserem Meister Lienhardt der Rechtsanwalt Heinz Lienhardt is, den unsere Partei in Sachsen aufjestellt hat! Und ich glaube, wir sind alle stolz dadrauf, daß wir den Vater von einem künftigen Abjeordneten als Arbeiter in unserer Mitte haben!"

„Ja!" rief man ihm dazwischen. „Das is wahr!" — „Das sind wir!"

„Nu soll er aber darum seine Arbeit verlieren! Er könnte ja vielleicht auf der Bärenhaut liejen! Seine Söhne würden ihn jewiß jerne ernähren! Er aber hat noch kräftige Arme, un er schämt sich nich, ein Arbeiter zu bleiben! Sollen wir uns diesen Mann nu nehmen lassen?"

„Ne, das wollen wir nich!" — „Wir lassen ihn nich weg!" — „Hoch Lienhardt!" — „Kampf den Bourgeois!"

„Jenossen, ich rate euch, wenn Lienhardt jeht, dann jehen wir alle zusammen mit ihm! Dann treten wir alle in den Streik! Seid ihr damit zufrieden?"

„Jawohl, das sind wir!" — „Wir treten in den Streik!" — „Hoch Lienhardt!" — „Wir streiken!"

Wie Wellen sich zwischen Klippen zerbranden, so toste jetzt dieser Menschenhaufe, zwischen Öfen, Maschinen und Räder gezwängt, sich

Digitized by Google

stoßend und quetschend durch enge Wege, und quoll dann hinaus in die Weite des Hofes, den die Mittagssonne mattgelb beschien. Das Scharren der Hunderte Stiefel auf dem Pflaster und das wirre Getöse aus rauhen Kehlen brach sich rings an den Gebäudewänden, wurde zurückgeworfen und dadurch vervielfacht, und stieg als ein festes Tongefüge in die stille Winterluft empor.

Jetzt öffnete sich im Bureauhaus ein Fenster, und der Prokurist, Herr Heyl, sah von oben herab.

„Was wollt ihr?" fragte er sichtlich ängstlich.

„Nichts von Ihnen!" — „Wir wollen den Kommerzienrat!" — „Der Lienhardt darf nich entlassen werden!"

Heyl verschwand und gleich darauf erschien Oertel. Seine Wangen waren leicht gerötet. Man merkte ihm die Erregung an, trotzdem er sie gut versteckte und meisterte. Er blieb unbeweglich und aufrecht stehen.

Bei seinem Anblick verstummte die Masse. Bloß der junge Mensch, der Wortführer von vorhin, trat auch jetzt wieder hervor und zog die Mütze.

„Herr Kommerzienrat," sagte er, „wir haben erfahren, daß der Lienhardt entlassen werden soll, weil sein Sohn sozialdemokratischer Kandidat is. Wir möchten Sie fragen, ob das wahr is."

Der Menschenwall unten lauschte der Antwort. Die aber ließ eine Zeit auf sich warten, denn Oertel stand oben im Rahmen des Fensters und nagte erbittert an seinen Lippen.

Sollte er sich fügen? . . . Das kam nun davon... Da hatte er seine Arbeiter stets gut bezahlt . . . hatte sie immer anständig behandelt und nie einen Streik mit ihnen gehabt. . . Und jetzt, bei der ersten Gelegenheit traten sie gegen ihn auf. . . Diese Undankbaren! . . . Diese Roten! . . .

Und trotzig warf er den Kopf zurück: „Jawohl, es ist wahr. Ich habe ihn entlassen."

„Weil sein Sohn sich in den Reichstag wählen lassen will?"

„Darüber bin ich keine Rechenschaft schuldig."

Jetzt scholl es ihm entgegen: „Er is keine Rechenschaft schuldig!" — „Das lassen wir uns nich jefallen!" — „Wir jehen in den Streik!"

Und der junge Mensch erhob von neuem seine Stimme: „Herr Kommerzienrat, der Lienhardt muß bleiben, sonst lejen wir alle die Arbeit nieder!"

Aber statt jeder Erwiderung drehte sich Oertel um und verschwand in das Innere des Zimmers zurück.

Doch da brauste eine Wutwelle gegen das leere Fenster. Arme, schwulstig und hart von Muskeln, wurden in die Luft geschleudert und drohend geschüttelt, Fäuste, gewohnt glühendes Eisen zu biegen, ballten sich in krampfhaftem Zorn, und ein einziger Aufschrei entrang sich allen: „Wir streiken!" — „Hoch Lienhardt!" — „Wir jehen in den Streik!"

Nun setzte der Knäuel sich in Bewegung. Lienhardt wurde umringt, wurde hochgehoben.

„Hoch Lienhardt!" johlten sie. „Wir jehen in den Streik!"

Am Tor entstand ein gefährliches Drängen.

Jetzt gelangten die ersten auf die Straße.

Irgendeiner stimmte das Arbeiterlied an. Ein zweiter, ein dritter, ein vierter nahm es auf.

Zwischendurch neue Rufe: „Hoch Lienhardt! Hoch der Streik!"

Und dann ging's hinaus im Schritt und Tritt, und im Marschtakt erscholl der rauhstimmige Chor:

„Auf! stimmt an mit vollen Tönen
Der Freiheit Sturm- und Kampfeslied!
Ins Land hinaus soll's feurig tönen,
Daß es die Herzen mit sich zieht.
Im Wettersturme zieh'n die Reihen,
Es schlägt das Herz in wilder Lust,
Die freie offene Mannesbrust
Dem Kampf fürs Menschenrecht zu weihen.
In Einigkeit und Kraft,
Du freie Männerschaft,
Steh' fest! Steh' fest und wanke nicht,
Die Sklavenkette bricht!"

* * *

Mitte Januar hatte Julius Oertel einen seiner wöchentlichen Skatabende. Es kamen dazu immer die gleichen Partner, sein Hausarzt, der Sanitätsrat Veit und der Geheime Regierungsrat im Ministerium des Äußeren,

Digitized by Google

Otto von Willingen, der in Oertels Haus als sein Mieter eine Etage über ihm wohnte. Herr von Willingen brachte meist Frau und Tochter mit, und gewöhnlich kam auch noch sein Sohn, der als Leutnant beim zweiten Garderegiment stand.

Mit dem Spiel pflegte man erst nach dem Abendbrot zu beginnen. Auch heute saßen alle um den großen Tisch, der unter schwerem Damast in dem Speisezimmer stand, das bis Manneshöhe in Eiche getäfelt war. Das Gold der Ledertapete, die von da hinauf bis zur Decke reichte, und das altmatte Zinngerät rings auf den Paneelen leuchtete leise auf im Flackerschein des Holzfeuers, das in dem mächtigen Kamin behaglich knisterte. Und Frau Kruse, die Oertel, seit er vor fünf Jahren seine Frau verloren hatte, die Wirtschaft führte, hatte mit bewährter Meisterschaft für Magen und Gaumen der Gäste gesorgt.

„Und reden Sie, was Sie wollen, mein lieber Kommerzienrat," sagte Herr von Willingen, nachdem er schmeckend einen Schluck des alten Rheinweins hatte auf der Zunge zergehen lassen, „ich hätte es nicht getan . . . ich hätte nicht nachgegeben."

Oertel schnitt sich ein Stück Braten, zog aber dabei die Brauen hoch: „Das sagen Sie so, mein verehrter Herr Geheimrat. Aber wenn Sie in meiner Haut steckten, sprächen Sie anders."

„Also ja," meinte Willingen und strich sich die blonden Bartkoteletten, die zu Seiten des ausrasierten Kinns wulstartig lagen, „ich begreife natürlich, daß für Sie als Fabrikant andere Rücksichten gelten als für unsereinen. Und trotzdem — —" Er hielt inne und sah mit seinen grauen Augen nachdenklich durch die goldene Brille auf Oertel.

„Sie meinen, ich hätte in meiner politischen Überzeugung nicht aus materiellen Gründen nachgeben dürfen."

„Ja . . . nichts für ungut . . . das meine ich." Er schob die Brille wieder auf der Nase zurecht, die für das Gesicht ein wenig zu klein erschien und keinen rechten Stützpunkt gewährte: „Ja, das meine ich. Und besonders den Sozialdemokraten gegenüber. Ich denke, da kann man nicht streng genug sein. Wenn die uns mal über den Kopf wachsen, dann adieu, Deutschland, dann kommt die große Internationale."

Sanitätsrat Veit, der mit seiner spitzen Nase, seiner großen Hornbrille und dem dünnen, weißen Haar wie eine steinalte, eisgraue Nachteule aussah, schüttelte zweifelnd den Kopf: „So schlimm ist es doch wohl nicht."

Aber Herr von Willingen winkte ab, und unterbrach ihn lächelnd: „Na ja, lieber Sanitätsrat, Sie kennt man ja. Unser Wirt hier, der ist wenigstens bloß nationalliberal. Aber Sie stehen schon ganz links . . . so weit links wenigstens, wie das für einen Bürgerlichen noch möglich ist."

Veit zuckte die Achseln und antwortete nicht.

Aber Oertel fragte: „Ich möchte wissen, Herr Geheimrat, ob Sie ebenso sprechen würden, wenn Sie wie ich ein kleines Vermögen dabei riskierten?"

Doch da lachte Willingen: „Das weiß ich nicht. Ich bin ja leider kein Kapitalist, sondern lebe nur von meinem Beamtengehalt."

Jetzt mischte sich Frau von Willingen ein, die noch blonder als ihr Gatte und fast ebenso stark war. Einstmals mußte sie schön gewesen sein, und die feine, kühn geschwungene Nase hatte ihr gewiß etwas Stolzes verliehen. Aber mit den Jahren war das Gesicht weich und voll geworden und hatte alles Kühne verwischt. Sie war jetzt nur noch die stille, vornehme Frau, die geistig zu ihrem Gatten aufsah und hellängig für Mann und Kinder sorgte.

Sie fragte jetzt in ihrer gedämpften Art: „Ich habe eigentlich nur flüchtig davon gehört, Herr Kommerzienrat. Sie haben sich mit Ihren Arbeitern geeinigt?"

„Es blieb mir nichts anderes übrig, gnädige Frau. Die Fabrik ist mit Aufträgen überhäuft, so daß der Streik mich viele Zehntausende gekostet hätte. Übrigens habe ich ja meinen Willen doch durchgesetzt. Den Vormeister Lienhardt, den ich raus haben wollte, habe ich doch nicht wieder aufgenommen."

Leutnant Kurt von Willingen, der zwischen seiner Schwester und Oertels Tochter Olga bei Tische saß, horchte bei Nennung des Namens Lienhardt auf. Er war schon vorher zerstreut gewesen und hatte den Plaudereien der siebzehnjährigen Olga nur gleichsam gezwungen

Digitized by Google

Gehör geschenkt. Und seine Schwester Marie, die ihn abgöttisch liebte, hatte ihn ein paarmal besorgt angeschaut. Aber nun schienen die jungen Mädchen gar nicht mehr für ihn vorhanden, und er lauschte bloß noch zu den Herren hinüber.

„Wie haben Sie sich nun eigentlich geeinigt?" fragte der Sanitätsrat.

„Ich habe dem Lienhardt eine kleine Abstandssumme gezahlt . . . ein paar Monatslöhne . . . eine reine Bagatelle. Damit waren er und seine Herren Genossen zufrieden."

„Übrigens eigentlich ganz toll," meinte Herr von Willingen, „daß so ein Arbeiter seine Söhne studieren läßt."

„Ich finde das sehr lobenswert", sagte Veit. „Es ist ein erfreuliches Zeichen geistigen Strebens."

„Na, pardon, lieber Sanitätsrat, ich finde das nicht. Wenn alle Leute die Universität besuchen, wer soll uns denn da noch zuletzt die Stiebeln machen?"

Oertel schien die Unterhaltung ein wenig zu lebhaft zu werden, und er vermittelte konziliant zwischen rechts und links: „Ich glaube, meine Herren, es ließe sich ja wohl für jede der beiden Ansichten einiges anführen. Wenn ich mir ein bescheidenes Urteil erlauben darf, so möchte ich sagen, ich habe nichts dagegen, wenn mal ein Arbeiter seinen Sohn studieren läßt. Nur finde ich es nicht unbedingt nötig, daß dieser Sohn auch gleich Reichstagsabgeordneter wird."

„Sehr richtig", nickte Willingen.

Und Veit zögerte: „Hm . . . na ja."

Indes war Kurt immer unruhiger geworden. Er reckte den Kopfe in seinem hohen Uniformkragen. Die starke Nase, die er von seiner Mutter hatte, ragte gleichsam erregt hinaus, als könne sie nicht genug Luft einsaugen. Und die braunen Augen, aus denen ein Zug von Vornehmheit sprach, flackerten unstet, wie er nun fragte: „Pardon, Herr Kommerzienrat, handelt es sich da um einen Rechtsanwalt Lienhardt?"

Die Frage wirkte ein wenig auffällig. Man war gewöhnt, daß der Offizier sich meist mit den jungen Damen unterhielt. Auch heute hatten die Herren kaum auf ihn geachtet, und nun platzte er gleichsam in den Disput hinein. Darum erwiderte Oertel mit höflichem Staunen: „Jawohl, Herr Leutnant, der Mann ist Rechtsanwalt."

„Heißt er vielleicht mit Vornamen Heinz?"

„Allerdings Ich glaube mich zu erinnern."

Jetzt blickte nicht bloß Oertel verwundert auf Kurt, sondern auch der Sanitätsrat, Kurts Eltern und die jungen Mädchen, sie alle schauten ihn erwartungsvoll an. Und Herr von Willingen fragte: „Kennst Du denn den Menschen?"

Erst dadurch wurde sich nun auch Kurt bewußt, wie er die allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatte. Eine Blutwelle schoß ihm in die Wangen und färbte das offene, sympathische Gesicht. Dann zupfte er nervös an seinem blonden Schnurrbärtchen und antwortete hastig in offenbarer Verwirrung: „O nein, Papa, ich kenne ihn nicht. Ich hatte nur so von ihm gehört."

Jedoch bevor sich die anderen von ihrem Staunen erholt hatten, reckte er sich auf und rief in einem Ton, der für die Gelegenheit viel zu heftig klang: „Die Sozialdemokraten sollte man alle miteinander ausrotten!"

„Sie machen die Sache ein wenig kurz, junger Herr", wandte der Arzt leise und bedenklich ein.

„Aber pardon, Herr Sanitätsrat, finden Sie denn nicht auch, daß jeder Streik eigentlich eine Erpressung ist?"

„Nein, junger Herr, das finde ich nicht."

Kurt zuckte die Achseln.

Aber Oertel kam ihm zu Hilfe und sagte in seiner ruhigen, gemessenen Art: „Erpressung scheint mir allerdings ein zu starkes Wort. Aber vielleicht könnte man es als Nötigung bezeichnen. Und damit hat der Herr Leutnant jedenfalls Recht, daß wir eines stärkeren Schutzes dagegen bedürften."

„Man sollte gegen alle Sozi mit Waffengewalt vorgehen", rief Kurt wieder mit jener merkwürdigen Heftigkeit.

Und das war so auffallend, daß nun auch Herr von Willingen schon mit Rücksicht auf den Sanitätsrat ein wenig dämpfte. „Mein Sohn", lächelte er gewissermaßen entschuldigend, „betrachtet die Sache vom soldatischen Standpunkt. Außerdem ist er jung, und Ju-

Digitized by Google

gend schäumt über und geht wohl mitunter zu scharf ins Zeug. Aber mit dieser Einschränkung muß ich ihm doch beipflichten, daß schon etwas mehr geschehen könnte. Ich bitte Sie, meine Herrschaften, denken Sie nur an die Möglichkeit, daß wir doch einmal in einen Krieg verwickelt werden, und daß wir dann ein Heer haben, das von der Sozialdemokratie verseucht ist. Ich muß gestehen, mir graut bei dem Gedanken."

Der Sanitätsrat blickte verschlossen vor sich hin.

Marie und Kurt mit ihrer Mutter nickten schweigend Zustimmung.

Und Oertel sagte mit gefurchter Stirn und mit einem tiefen Seufzer: „Die Regierung ist zu langmütig. Sie nimmt die Dinge entschieden zu leicht."

In diese Stimmung kicherte ein helles Lachen.

Olga Oertel war es, zwischen deren Lippen es hervorkullerte. Aber noch mehr als ihr Mund lachten ihre rehbraunen Augen, und die kleinen Löckchen, die ihr von dem leichtgewellten, dunkelbraunen Haar in die Stirn fielen, schienen vor Vergnügen mitzuwippen. Und in der nächsten Sekunde sprang sie auf und fiel ihrem Vater um den Hals: „Aber Papi, mach' doch bloß nicht solch ernstes Gesicht. Wenn du wüßtest, wie komisch du damit aussiehst. Überhaupt diese ekelhafte Politik. Seit du Reichstagsabgeordneter werden willst, bist du nicht ein bißchen mehr so nett wie früher."

Nun lächelte auch Oertel und tätschelte ihr über den Kopf.

Aber sie fuhr zurück: „O nicht doch, Papi. du verdirbst mir ja meine ganze Frisur."

„Das schadet nichts, Mädi. Ein Kindskopf wie du braucht eigentlich überhaupt noch keine Frisur. Du solltest lieber noch Zöpfe tragen."

„O, bitte sehr . . . . ich bin siebzehn vorbei . . . in dreiviertel Jahren werde ich achtzehn."

Über diese Art Rechnung lachten nun alle hell auf, so daß Olga, die den Grund dazu nicht recht begriff, beinahe ein wenig beleidigt war. Aber das hielt nicht lange vor, und jedenfalls hatte sie erreicht, daß die Unterhaltung nun andere Bahnen einschlug. —

Bald nachher stand man auf. Die drei älteren Herren zogen sich in die Bibliothek zurück, um ihren geliebten Skat zu dreschen. Indessen gingen Kurt und die drei Damen in den Salon, wo Frau Kruse für Tee und bunte Gebäckschüsseln gesorgt hatte.

Man lachte noch nachträglich über einen kleinen Scherz, den zuletzt der Sanitätsrat zum besten gegeben hatte. Und davon ausgehend, plauderte man über allerlei, über Theater, Konzerte, Festlichkeiten, wie es das gesellschaftliche Leben so mit sich brachte. Auch seinen lieben Nächsten hechelte man ein wenig durch und machte sich über kleine Eigenheiten lustig, die dieser oder jener haben mochte, ohne doch jemals gehässig zu werden.

Aber Marie fiel auch jetzt wieder Kurts Gehaben auf, der fast gar nichts sprach, nur ab und zu wie abwesend ein Wort dazwischenwarf und sonst still vor sich hin saß und an nichts zu denken schien, als an die kleinen Küchelchen, die er unentwegt knabberte.

Plötzlich fuhr ihn Olga an: „Herr Leutnant, schmeckt's?"

Kurt hörte verwirrt mitten im Bissen auf: „Wie meinen? . . . Ja, danke, gnädiges Fräulein. . . . Wieso?"

„Ach, ich meinte nur, weil Sie so schweigsam sind."

„O, ich bitte tausendmal um Verzeihung, gnädiges Fräulein. Es war Bescheidenheit . . ., wirklich nur Bescheidenheit. Ich fürchtete, Sie durch mein Geschwätz zu langweilen."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Weit vom Schuß / Von Freiherr von Schlicht

Humoristisch-patriotischer Roman aus der Kriegszeit. 4. Fortsetzung.

Dorette mußte an sich halten, um ihre Ruhe zu bewahren, und um jetzt nicht von neuem verlegen zu werden, meinte sie: „Loni, ich verstehe dich wirklich nicht, was sollten wir sonst wohl miteinander besprochen haben?"

Loni sah einen Augenblick ihre Freundin forschend an, dann bat sie mit ihrer einschmeichelnden Stimme: „Dorette, mir kannst du dich doch anvertrauen. Wir sind ja immer gute Freundinnen gewesen, sage mir die Wahrheit. Ich habe es schon früher oft bemerkt, wie gern der Major sich mit dir unterhielt. Nicht wahr, jetzt ist er dein Kurmacher geworden und denkt wohl gar daran, dich zu heiraten? Wenigstens hat er dich ein paarmal mit Augen angesehen — mit ein Paar Augen! Na, weißt du, ich bin nicht auf den Kopf gefallen, und auf die Augensprache verstehe ich mich aus dem FF," und abermals bat sie mit einschmeichelnder Stimme: „Dorette, mir kannst du dich wirklich anvertrauen, nicht wahr, es ist, wie ich vermute?"

Dorette stand der Freundin mit glühend roten Wangen gegenüber, sie war in ihrem Innern mehr als empört, daß die andere den wahren Zusammenhang erriet, und so rief sie denn jetzt der Freundin ganz erregt zu: „Du schämst dich wohl gar nicht, Loni?"

Aber anstatt sich zu schämen, lachte die jetzt laut auf: „Weißt du wohl, Dorette, daß du dich mit deinen Worten eben verraten hast? Hätte ich wirklich unrecht, dann hättest du mir zur Antwort gegeben: ‚du irrst dich, alles was du vermutest, existiert lediglich in deiner Phantasie', aber wenn ein junges Mädchen sich gegen eine Anklage mit den Worten verteidigt: ‚du schämst dich wohl gar nicht', dann ist sie schuldig. Da kannst du dich schon auf mich verlassen, ich kenne uns junge Mädchen doch!"

Unter anderen Umständen hätte Dorette sicher über diese Beweisführung, zumal die richtig war, gelacht, jetzt aber brachte die ihr Blut in Wallung, und erregt rief sie ihrer Freundin zu: „Ich wiederhole dir, Loni, du solltest dich schämen. Und das sage ich dir gleich, wenn du es dir etwa einfallen solltest, die Entdeckung, die du da zwischen dem Major und mir gemacht zu haben glaubst, weitererzählst, dann — —"

Dorette sah ihre Freundin mit einem so zornfunkelnden Blick an, daß diese unwillkürlich erschrak und mit etwas unsicherer Stimme fragte: „Was dann, Dorette?"

Das hatte die, als sie miten in ihrer Drohung innehielt, selbst nicht gewußt, jetzt aber gab ihr Loni eine Waffe in die Hand. Die mußte irgend etwas zu verheimlichen haben, denn sonst hätte die sich durch die Drohung nicht so einschüchtern lassen, und so meinte Dorette denn jetzt: „Jeder ist sich selbst der Nächste, Loni, und das sage ich dir nochmals, wenn du mich mit dem Herrn Major ohne jede Veranlassung in das Gerede bringst, dann erzähle ich alles, was ich von dir und deinem Herrn Walther weiß."

Der Hieb saß. Dorette bemerkte, wie Loni zuerst ganz blaß und gleich darauf dunkelrot wurde, bis die dann nach einer kleinen Pause keck und verwegen ausrief: „Gar nichts weißt du, du kannst auch gar nichts wissen, was willst du wohl gesehen haben?"

Loni hatte recht, Dorette wußte nicht das geringste, aber als die Freundin zu Ende gesprochen und sich dadurch abermals verraten hatte, konnte sie eine ganze Menge vermuten, und so sagte sie denn auf gut Glück hin, all ihren Mut zusammennehmend: „Du hast recht, etwas gesehen habe ich allerdings nicht."

„Na also," rief Loni triumphierend, „was redest du da erst viel und jagst mir einen solchen Schrecken ein?"

Dorette sah der Freundin scharf in die Augen, dann meinte sie langsam und jedes Wort betonend: „Ich habe gar nichts gesehen, Loni, aber ich habe es gehört, als ihr euch neulich küßtet."

Das war die größte Lüge, die Dorette in ihrem ganzen bisherigen Leben ausgesprochen hatte, und wenn die Lüge nicht zufällig der Wahrheit entsprach, dann hätte sie sich mit ihren Worten schön in die Brennesseln gesetzt. Aber die Götter waren ihr gnädig. Loni hatte

Digitized by Google

es gewiß faustdick hinter ihren kleinen Ohren, aber so dick denn doch nicht, daß sie einem Menschen, noch dazu ihrer besten Freundin zutraute, die könne ihr eine so plumpe Falle stellen, nur damit sie in die hineinträte. Einen Augenblick stand Loni ganz perplex da, dann meinte sie: „Also doch! Nun kann ich es dir ja gestehen. Ich hörte damals, als Rudi, ich meine natürlich als Herr Walther, mich abends im Dunklen im Stadtpark hinter der dicken Eiche küßte, jemand vorübergehen, wenigstens glaubte ich, ganz deutlich Schritte zu vernehmen. Deshalb ermahnte ich ihn auch, vernünftig zu sein und mit dem Küssen wenigstens zu warten, bis wir ganz sicher wären. Ich sprach natürlich ganz leise, aber wenn du die Küsse gehört hast, mußt du auch meine Worte vernommen haben."

„Allerdings", log Dorette abermals frisch darauf los.

„Na also," bat Loni, „da kannst du mir doch eigentlich aus dieser Küsserei keinen Vorwurf machen. Da brauche ich dir auch gar nicht erst zu erklären, daß ich mich selbstverständlich gar nicht küssen lassen wollte. Ich habe mich genug dagegen gesträubt, aber was soll man als junges Mädchen dagegen machen, wenn ein Mann so verliebt ist, oder wenn er es uns wenigstens einredet?"

„Dagegen gibt es ein sehr einfaches Mittel, Loni," meinte Dorette gelassen, „man soll als junges Mädchen, das etwas auf seinen Ruf hält, jungen Herren ganz einfach kein Stelldichein gewähren, am allerwenigsten im Dunklen und noch weniger hinter der dicken Eiche!"

„Ich habe es wirklich nur das einemal getan und will es auch nie wieder tun," verteidigte Loni sich, ganz gewiß, Dorette, das verspreche ich dir, aber ich muß auch die Gewißheit haben, daß du das, was du hörtest, nicht weitererzählst."

„Darüber kannst du ganz beruhigt sein," gab Dorette zur Antwort, „aber ich schweige nur so lange, wie auch du über den Herrn Major und mich schweigst, und solange du keine Märchen über uns in Umlauf setzt."

„Wie kannst du nur so etwas von mir denken", rief Loni anscheinend ganz entsetzt, „selbstverständlich schweige ich gegen jedermann, um so mehr, als er nach deiner Behauptung ja überhaupt nichts zu erzählen gibt. Verschwiegenheit gegen Verschwiegenheit. Nun aber entschuldige mich, bitte, ich muß mich einmal wieder nach meiner Tante umsehen."

„Bitte, bitte, laß dich nicht aufhalten", rief Dorette ihr nach, und gleich darauf machte Loni, daß sie fortkam, nicht, um sich um ihre Verwandte zu kümmern, sondern um ihren Rudi zu sprechen und dem die bittersten Vorwürfe zu machen, daß er damals bei dem Rendezvous in dem Stadtpark so unvorsichtig gewesen sei. Nur ein wahres Glück, daß kein anderer als Dorette sie belauscht hatte. Kein anderer wäre so diskret gewesen wie die, jeder andere hätte die an und für sich ja ziemlich harmlose Geschichte schon längst in der ganzen Stadt herumgetragen. Loni sah es aufs neue ein, Dorette war wirklich die beste Freundin, die sie hatte, bis ihr dann plötzlich, während sie sich noch immer vergebens nach ihrem Rudi umsah, der Gedanke kam: was hatte Dorette abends um neuneinviertel Uhr, noch dazu an einem dunklen Abend, wenn sie kein Rendezvous hatte, in dem Stadtpark zu schaffen? Je länger sie darüber nachdachte, desto unwahrscheinlicher erschien es ihr, daß Dorette sie tatsächlich gehört haben könne, und mit einem Male wurde es ihr klar, daß die Freundin gar nichts von ihrem Geheimnis wußte, sondern daß sie sich der selbst verriet.

„Na warte, Dorette, das sollst du mir büßen", sagte sie sich im stillen immer wieder, und sie wußte nicht, ob sie über die Schlauheit der Freundin lachen oder ob sie sich über ihre eigene Dummheit ärgern solle. Nur das eine wußte sie, zum zweitenmal ließ sie sich nicht so hineinlegen. Für alle Fälle aber wollte sie ihren Rudi doch bitten, das nächste Mal vorsichtiger zu sein. Es war natürlich ganz ausgeschlossen, daß sie dem jemals wieder ein neues Rendezvous gewähren würde, aber trotzdem, wer konnte es wissen! Was soll eine junge Dame machen, wenn ein Mann in sie so verliebt ist oder es ihr wenigstens einredet!

Aber es bot sich ihr heute abend keine Gelegenheit mehr, mit ihrem Rudi zu sprechen, denn der war von einigen verheirateten und unverheirateten Damen in ein Gespräch verwickelt worden und bemerkte es gar nicht, daß sie sich beinahe die Augen aus dem Kopfe nach ihm auswinkte.

Digitized by Google

Na, dann das nächste Mal, tröstete sie sich, aber sie war doch ein klein wenig verstimmt, und das blieb sie auch, zumal bald darauf mit Rücksicht auf die vorgeschrittene Zeit der allgemeine Aufbruch erfolgte. Und sie hatte ihre sonstige gute Laune auch noch nicht wiedergefunden, als sie nach einer kleinen halben Stunde wieder zu Hause war und wie immer vor dem Schlafengehen noch für einen Augenblick in das Zimmer ihrer Tante trat, um dieser vielleicht bei dem Auskleiden zu helfen und um bei der Gelegenheit erneut deren schöne Sachen zu bewundern. Loni war wirklich ärgerlich und verdrießlich, wie hatte sie sich nur von der Freundin hineinlegen lassen, ausgerechnet sie, die nach ihrer gewissenhaften Überzeugung alles andere, aber nur nicht dumm war. Na, einmal und nicht wieder!

„Schön, daß du noch zu mir kommst," begrüßte Frau Marga ihre Nichte, „ich freue mich, noch ein paar Minuten mit dir zu plaudern. Hoffentlich bist du dazu in Stimmung, denn allzu gut scheinst du dich, trotzdem dein Rudi da war, nicht unterhalten zu haben."

„Daran ist Herr Walther aber vollständig unschuldig," verteidigte Loni den Sänger, „aber natürlich hat es auch mich geärgert, daß er keine Gelegenheit fand, heute abend seine Stimme hören zu lassen. Im übrigen, Tatja, die Hauptsache, wie gefällt er dir?"

„Wenn du offen und ehrlich meine Ansicht hören willst, Loni, so hat er bisher keinen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht. Ich weiß kaum noch, wie er aussieht, ich erinnere nur, daß er nicht allzu viel Wert auf seine Garderobe zu legen scheint."

„Daraus kannst du ihm in der jetzigen Zeit doch keinen Vorwurf machen," nahm Loni ihren Verehrer in Schutz, „denk' doch nur, er hat im vorigen Jahr hier monatlich fünfhundert Mark Gage bekommen, und jetzt nur die Hälfte. Da muß er sich doch mit allem einschränken, und die meisten Künstler haben es ja nun einmal an sich, daß sie wenig Wert auf ihre äußere Erscheinung legen."

„So ganz im allgemeinen kann man das doch wohl nicht behaupten", warf Frau von Duffel dazwischen, „das kommt doch wohl auf die einzelne Persönlichkeit an. Ich denke eben an Willi Torwald, wie tadellos geht der angezogen. Aber was ich dich fragen wollte, du hast mir doch, seitdem ich hier bin, soviel erzählt, warum hast du da mit keiner Silbe erwähnt, daß Herr Torwald hier wohnt? Du konntest dir doch denken, daß es mich interessieren würde, einen solchen weltberühmten Künstler kennen zu lernen."

Anscheinend völlig unbefangen sah Loni ihre Tante an, dann meinte sie: „Dir von dem zu sprechen, habe ich total vergessen, denn der ist mir so gleichgültig wie kein zweiter Mensch auf der Welt."

Für eine Sekunde sah Frau von Duffel ihre Nichte heimlich prüfend von der Seite an, dann sagte sie: „Er ist dir aber nicht immer gleichgültig gewesen, Loni. Es hat sogar eine Zeit gegeben, in der du dich außerordentlich lebhaft für ihn interessiertest."

Die Worte klangen völlig ruhig und gelassen, trotzdem aber trieben sie Loni das Blut in die Wangen, so daß die jetzt ganz erregt ausrief: „Tatja, du schämst dich wohl gar nicht, so etwas zu behaupten?"

Frau Marga lachte fröhlich auf, dann meinte sie: „Wenn ich wirklich unrecht hätte, würdest du mir nicht zurufen, ich solle mich schämen, sondern ich irrte mich und bildete mir so etwas nur ein. Ich bin ja allerdings heutzutage kein junges Mädchen mehr, Loni, aber ich weiß trotzdem noch sehr genau, wie man sich als junges Mädchen gegen eine unbegründete Anklage verteidigt."

Das waren genau dieselben Worte, die sie selbst vorhin ihrer Freundin Dorette zugerufen hatte. Sie wußte ja am besten, wie sehr ihre Tante Recht hatte, aber was s i e wußte, das konnte ihre Tante doch unmöglich wissen, und so sagte sie denn jetzt: „Jeder verteidigt sich, so gut er kann, und ein jeder auf seine Art. Deine Anklage ist aber wirklich völlig unbegründet."

„Glaubst du das wirklich?" fragte Frau von Duffel mit einem leisen Lächeln auf den Lippen, „Dann will ich dir noch mehr verraten. Ich kenne dich nun doch, Loni, du bist alles andere, als schlecht, du bist nur etwas leichtsinnig und kokett. Es macht dir Spaß, Eroberungen zu machen, und warum auch nicht? Du bist jung, du bist hübsch, und vor allen Dingen verstehst du es, deine Augen zu gebrauchen. Du glaubst, ein Recht darauf zu haben, daß jedermann dir

Digitized by Google

den Hof macht, und tut er es nicht freiwillig, dann versuchst du, ihn dahin zu bringen. Das hast du auch mit Willi Torwald so gemacht. Nein, du hast es gar nicht nötig, das abzuleugnen", wehrte Frau von Duffel ihrer Nichte, als diese sie erregt unterbrechen wollte. „Du brauchst dich schon deshalb nicht zu verteidigen, weil ich dir daraus nicht den leisesten Vorwurf mache. Du großer Gott, du bist jung, und Herr Willi Torwald ist nicht nur ein hübscher Mensch, sondern ein weltbekannter. Das imponiert nun einmal dem weiblichen Geschlecht, das imponierte auch dir, denn schließlich ist es einem jungen Mädchen doch nicht gleichgültig, von wem es geküßt wird, wenn es überhaupt veranlagt ist, sich küssen zu lassen."

„Tatja, du schämst dich wohl wirklich nicht!" unterbrach Loni jetzt ihre Tante mit glühendroten Wangen.

„Aber warum soll ich mich denn nur immer schämen?" fragte Frau von Duffel ganz verwundert. „Ich bilde mir gewiß ein, eine anständige Frau zu sein, aber trotzdem leugne ich es gar nicht, bevor ich heiratete, auch andere Männer geküßt zu haben. Natürlich nur in deinem Alter, denn später gibt sich das von selbst. Du hättest dich auch gern von Willi Torwald küssen, dir für dein Leben gern von dem den Hof machen lassen. Du legtest es darauf ab, ihn einzufangen, du kokettiertest mit ihm nach allen Regeln der Kunst, du versuchtest, ihn auf der Straße zu treffen und zogst dich für ihn so hübsch wie nur möglich an. Aber das alles war vergebens, er fiel nicht auf dich hinein, und du, die du so gut in den Augen zu lesen verstehst, fandest dort eines Tages die Antwort: Mein Fräulein, geben Sie sich weiter keine Mühe, es gelingt Ihnen doch nicht — nicht wahr, Loni, so war es doch?"

Einen Augenblick stand Loni starr und regungslos da, jeder Blutstropfen war aus ihrem Gesicht gewichen, so sehr schämte sie sich, nicht, weil ihre Tante ihr alles auf den Kopf zusagte, sondern weil sie in der Erinnerung noch einmal jenen Augenblick erlebte, der ihr diese schmachvolle Niederlage brachte, die sie nicht einmal ihrer Freundin Dorette einzugestehen wagte.

Dann aber durchzuckte sie etwas anderes. Woher wußte ihre Tante das alles? Darauf gab es nur eine einzige Antwort, und so rief sie denn jetzt, mit ihren Tränen kämpfend: „Die Männer sind zu gemein, Tatja, und dieser Willi Torwald ist es erst recht. Wie kommt der dazu, dir das alles wiederzuerzählen? Das ist einfach empörend, dafür gibt es keine Worte!"

„Und wenn ich dir nun schwöre, daß Willi Torwald und ich den ganzen Abend über auch nicht mit einer Silbe von dir gesprochen haben?" fragte Frau von Duffel, die sich Gewalt antun mußte, um ernsthaft zu bleiben.

Mit völlig entsetzten Augen starrte Loni ihre Verwandte an, dann stotterte sie endlich: „Er hat dir nichts erzählt, Tatja? Ja, um Gottes willen, woher weißt du denn das alles?"

Jetzt lachte Frau Marga wirklich fröhlich auf, bevor sie zur Antwort gab: „Woher ich das weiß? Von dir selbst, du kleiner Schafskopf! Du hast dich mir gegenüber gar zu deutlich verraten. Wenn man als junges Mädchen von einem weltberühmten Künstler so geringschätzend spricht, wie du es tatest, dann tut man es nur, weil man sich bei dem einen Korb geholt hat."

Für eine Sekunde sah Loni ihre Tante noch wie entgeistert an, dann holte sie plötzlich mit ihrer Rechten zum Schlage aus und gab sich selbst zuerst auf die rechte, dann auf die linke Backe eine lautschallende Ohrfeige.

„Nanu, was soll denn das bedeuten?" rief Frau Marga hell auflachend.

„Ich gebe mir die Prügel, die ich redlich verdiene," gab Loni ganz ernsthaft zur Antwort, „erst bin ich auf das hineingefallen, was Dorette mir erzählte, jetzt auf das, was du mir sagtest, na, soviel weiß ich, zum drittenmal soll mir das nicht wieder passieren, das schwöre ich."

„Wenn dein Vorsatz dir nur etwas hilft", meinte Frau Marga lustig, „denn nach dem ersten Reinfall wirst du dir sicher auch geschworen haben, dich nicht zum zweitenmal betölpeln zu lassen."

„Das schon, Tatja," stimmte Loni ihr bei, „aber vor dem drittenmal werde ich besser auf der Hut sein."

Es herrschte eine ganze Weile Schweigen, dann fragte Frau von Duffel plötzlich und unvermittelt: „Sag' mal, Loni, würde es dir in Erinnerung an vergangene Zeiten peinlich sein, wenn ich mir in Zukunft statt deiner von Willi Torwald etwas den Hof machen ließe? Selbst-

Digitized by Google

verständlich nur zum Zeitvertreib, ohne jeden ernsten Hintergedanken. Natürlich leugne ich es gar nicht, daß ich die Absicht habe, mich über kurz oder lang einmal wieder zu verheiraten. Ich hätte es sicher schon längst getan, wenn mir nur der Rechte begegnet wäre. Daran, Herrn Wille Torwald zu heiraten, denke ich natürlich nicht, denn, was nützt mir ein Mann, der den ganzen Winter hindurch in der Welt herumreist, um seine Konzerte zu geben. Aber als Kurmacher möchte ich ihn hier ganz gern haben."

Die Vorstellung hatte für Loni wirklich gar nichts Verlockendes. Es war noch gar nicht so lange her, daß sie selber mit dem Künstler zu kokettieren versucht hatte, und was ihr nicht gelungen war, sollte nun ihrer Tatja gelingen? Und sie sollte dann vielleicht sogar als Elefant dabei sitzen und die beiden bewachen und behüten, wenn sie sich in einem Café oder sonst irgendwo ein Rendezvous gaben? Das ging ihr denn doch über den Spaß, und so meinte sie nach kurzem Besinnen: „Ich fühle es dir ja vollständig nach, Tatja, daß du dich nach einem Kurmacher sehnst, aber trotzdem, warum soll es gerade Willi Torwald sein? Und warum nimmst du dir da nicht einen anderen? Ich wüßte an deiner Stelle auch schon wen, den Major von Linztemann!"

Frau Marga blickte ihre Nichte, von dieser unbemerkt, abermals heimlich von der Seite an, dann fragte sie: „Sag' mal, Loni, was hat deine Freundin Dorette dir denn getan, daß du der das harmlose Vergnügen nicht gönnst, sich von dem Major den Hof machen zu lassen?"

Das war die dritte Falle, die ihr da gestellt wurde, und trotzdem sie sich geschworen hatte, auf der Hut zu sein, trat sie ahnungslos hinein, vorläufig allerdings, ohne daß die Falle gleich zuschnappte. Loni hörte aus den Worten der Tante nicht den leisesten Vorwurf heraus, sie hörte auch kaum, daß es sich dabei um eine Frage handelte, und so rief sie denn jetzt ganz erregt: „Nicht war, Tatja, da habe ich also doch recht behalten? Mich freut es nur, daß auch du es bemerkt hast, und daß es auch dir aufgefallen ist, in welcher auffallenden Weise der Herr Major heute abend Dorette auszeichnete. Das habe ich ihr selbstverständlich auch auf den Kopf zugesagt, aber sie hat natürlich alles abgeleugnet, ja, noch mehr, ich habe ihr sogar fest versprechen müssen, über meine Beobachtung, die ich gemacht zu haben glaubte, gegen jedermann zu schweigen."

„Dann hättest du auch schweigen müssen, auch gegen mich", schalt Frau von Duffel mit einer Stimme, aus der deutlich ein scharfer Tadel hervorklang.

Loni wurde vollständig verlegen und nur, um sich zu entschuldigen, stotterte sie nach einer kleinen Pause: „An und für sich hast du gewiß recht, Tatja, aber in diesem Falle liegt die Sache anders. Mein Versprechen, zu schweigen, war kein freiwilliges, ich gab es nur gezwungen, es ist von mir gewissermaßen erpreßt worden."

Ein leises, übermütiges Lächeln umspielte den Mund der schönen Frau, dann meinte sie halb ernsthaft, halb belustigt: „Wenn du dich deiner Freundin Dorette derartig in die Hände gibst, daß sie dich zum Schweigen zwingen kann, liebe Loni, dann ist das einzig und allein deine Schuld. Man muß eben noch vorsichtiger sein, als du es jedenfalls warst, wenn man sich mit einem Herrn im Stadtpark abends ein Rendezvous im Dunklen gibt und sich von dem halb gezwungen, dreiviertel freiwillig abküssen läßt — nein, nein, wirklich, Loni," fuhr Frau Marga auf das äußerste amüsiert fort, „du brauchst mich gar nicht anzusehen, als wäre ich ein Geist oder eine Hellseherin. Es geht alles mit ganz natürlichen Dingen zu. Erinnerst du dich, daß wir vor ein paar Tagen durch den Stadtpark gingen? Da zeigtest du mir eine starke Eiche und erklärtest mir, die sei so dick, daß sich bequem zwei Menschen hinter ihr verstecken könnten, ohne von den Vorübergehenden gesehen zu werden! Aha, sagte ich mir im stillen, das hat Loni sicher schon einmal praktisch ausprobiert, ob aber gerade mit einer Freundin? Und heute morgen erzähltest du mir, dein Rudi habe dich einmal mit ein paar Augen angesehen, in denen du deutlich gelesen hättest: ‚Na, dich kleinen Racker möchte ich einmal nach allen Regeln der Kunst abküssen.' Da mußte ich schon heute morgen gleich an die dicke Eiche denken, — — aber warum läufst du denn plötzlich weg? Höre mich doch erst zu Ende."

Aber Loni hatte bereits mehr als genug gehört! Diese Tante war selbst ihr zu klug, der konnte man gar nichts, aber auch wirklich gar

Digitized by Google

nichts sagen. Alles behielt sie sich, aus den harmlosesten Bemerkungen zog sie ihre Schlüsse, es fing Loni an, vor ihrer Tante zu grauen. Und sie hatte jetzt nur den einen Gedanken: Fort, so schnell wie nur möglich fort, wer weiß, welche deiner kleinen Schandtaten die sonst noch heute abend an das Licht zog.

Nur fort! Loni nahm sich nicht einmal wie sonst die Zeit, ihrer Tante ‚gute Nacht' zu sagen und sie zu küssen. Sie sprang auf und stürzte davon, als wären die Furien hinter ihr her, und kaum war sie in ihrem Zimmer angelangt, da schloß sie, was sie sonst nie tat, die Stubentür hinter sich zu, sogar zweimal. Dann aber zog sie schnell die Waschtischschublade auf, nahm etwas Watte heraus und stopfte sich damit beide Ohren voll. So, immer noch mehr, jetzt war es genug. Nun konnte sich die Tante mit ihr durch die Tür unterhalten, soviel es ihr Spaß machte, sie würde kein Wort davon hören.

Aber Frau Marga dachte nicht daran, ihre Nichte, wenn auch nur im Scherz, weiter zu quälen, sie hing jetzt ihren eigenen Gedanken nach, und das tat sie auch noch, als sie sich entkleidet und sich niedergelegt hatte. Sie dachte an Willi Torwald und an sein wundervolles Spiel. Ganz deutlich hörte sie noch einmal die Klänge des Beethovenschen Trauermarsches. Sie saß wieder in dem großen Saale, ganz der Musik hingegeben, mit geschlossenen Augen, bis sie auch jetzt wieder die Blicke des Majors auf sich gerichtet fühlte. Auch jetzt glitten die wieder an ihr empor, bei den Füßen fingen sie an, und dabei trug sie jetzt nicht einmal Strümpfe, geschweige denn Schuhe. Unwillkürlich versteckte sie die nackten Füße unter dem langen, ganz dünnen Batisthemd, das mit seinen Spitzen ein wahres Kunstwerk war. Selbst sie hatte sich erst nach langem Überlegen entschlossen, sich von diesen Hemden ein halbes Dutzend zu kaufen, so unerhört teuer waren die gewesen. Aber dafür war jedes Hemd auch ein märchenhaft schönes Gedicht, nur in Paris verstand man, solche Wäsche anzufertigen, nur da, wo die Männer keinen anderen Gedanken haben, als den, ihr Geld für schöne Frauen auszugeben.

Frau Marga wußte selbst nicht, wie es kam, sie wollte an Willi Torwald denken, und statt dessen beschäftigte sie sich jetzt fortwährend mit dem Major. Nicht, weil Loni ihr geraten hatte, sich den als Kurmacher zu nehmen, sondern nur, weil sie auch jetzt noch fortwährend seine Blicke auf sich gerichtet fühlte, und weil sie sich sagte: „Wenn der dich heute abend schon so vorwurfsvoll ansah, als er dich in deinem doch immerhin sehr einfachen Kleide sah, wie würde er dich da erst mit seinen hübschen Augen schelten, wenn er dich in diesem nach seiner Ansicht sicher sehr wenig damenhaften Nachthemd sehen könnte!

Bis sie dann plötzlich ihre Gedanken unterbrach, weil sie im Zimmer nebenan ihre Nichte weinen hörte. Ihr Bett und das ihrer Nichte standen Wand an Wand, so klopfte Frau Marga denn jetzt, so stark sie es vermochte, an die Tapete und rief: „Aber Loni, warum weinst du denn nur? Du brauchst dich doch nicht zu schämen, daß du dich von dem Sänger hast küssen lassen, du kannst auch ganz unbesorgt sein, ich werde deiner Mutter nichts verraten, so nimm doch Vernunft an und weine nicht länger."

Aber Loni hörte absichtlich von alledem nichts, obgleich sie die Watte, da diese sie im Ohr drückte, längst wieder herausgenommen hatte. Loni weinte und weinte immer weiter, und so rief Frau Marga ihr denn schließlich zu: „Gott, Loni, wenn du denn weinen willst, meinetwegen, aber ein Grund dazu liegt doch gar nicht vor, es müßte denn höchstens sein, daß du deswegen heulst, weil du zum drittenmal heute abend in die dir gestellte Falle hineingetreten bist."

Da schien es, als bekäme Loni nebenan einen Schreikrampf, und Frau Marga lachte hell auf: sie hatte mit ihren Worten auch dieses Mal wieder das Richtige getroffen, Loni weinte lediglich über ihre eigene Dummheit! —

* * *

Frau Schnappauf war wieder einmal, um etwas davon zu merken, daß es immer noch Krieg sei, im Kientopp gewesen, und als sie sich bei dem Herrn Major wiedr zur Stelle meldete, stand sie noch ganz unter dem Eindruck der eben verlebten Stunden: „Herr Major, es war einfach zu schön. Es war zuerst ein Film, ‚Die Fürstin tanzt Walzer', aber natürlich tanzte keine richtiggehende Fürstin, sondern Fräulein Rita Sachetto. Und dann kam ein neuer Film mit Waldemar Psylander. Ach, das ist ein zu

Digitized by Google

hübscher Mensch, von dem hätte ich zu gern ein Bild. So im allgemeinen wäre der ganz nach meinem Geschmack, aber das schönste war auch heute wieder die neue Nummer der Eiko-Woche vom Berliner Lokalanzeiger. Es ist ja eigentlich immer dasselbe, zerschossene Städte, zerschossene Straßen, verwüstete Kirchen, zerstörte Brücken und dergleichen. Immer dasselbe, aber schön ist es doch, weil man sonst hier wirklich gar nichts davon merkt, daß noch Krieg ist."

„Aber ich merke genug davon", widersprach der Major, der eine Zigarre rauchend in seinem Lehnstuhl saß, während er zahlreiche Papiere neben sich auf seinem Tisch liegen hatte. „Ich merke genug von dem Krieg," wiederholte er nochmals, „und für Sie, Frau Schnappauf, wird diese Stunde auch noch kommen, Sie werden von dem Krieg auch schon noch was gewahr werden."

Die blickte ganz überrascht auf, dann fragte sie: „Das soll doch nicht etwa heißen, daß der Herr Major auch noch in das Feld ziehen und daß ich als Wirtschafterin mitgehen soll? Meinetwegen gern, ich habe keine Angst, ich koche für den Herrn Major vorn in der Feuerlinie, und wenn mir einer von den Franzosen oder Engländern zu nahe kommt, dann schlage ich dem den Kessel mit kochendem Wasser um die Ohren, daß dem Hören und Sehen vergeht. Meinetwegen kann es morgen losgehen."

„Davon ist natürlich gar nicht die Rede," erwiderte der Major, „es handelt sich um etwas ganz anderes. Die Stadt bekommt in den allernächsten Tagen wieder Einquartierung. Wir wissen kaum, wie wir all die Mannschaften unterbringen sollen. Da habe auch ich mich entschlossen, obgleich ich sonst als Garnisonältester von der Einquartierungslast befreit bin, zwei Mann aufzunehmen", und ein klein wenig ängstlich setzte er hinzu: „Es wird Ihnen hoffentlich nicht zu viel Arbeit machen, Frau Schnappauf?"

Die stand mit einem ganz verklärten Gesicht da. Am liebsten hätte sie vor Freude laut aufgejubelt, und so beeilte sie sich denn schnell zu sagen: „Aber Herr Major, wo denken Sie denn hin? Ich arbeite und koche doch gern, und nun erst für unsere Soldaten! Da kann es mir gar nicht zuviel werden, je mehr Mannschaften kommen, desto besser. Aber zwei sind ja schließlich auch genug, da hat man einen für das Herz und einen für den Magen."

„Nanu?" meinte der Major ganz erstaunt, der Frau Schnappauf wirklich nicht verstand, „Sie werden doch nicht etwa die Absicht haben, während Sie den einen, wenn auch nur bildlich, an Ihr Herz drücken, den anderen vor Liebe aufzufressen?"

„Aber Herr Major," verteidigte Frau Schnappauf sich, „sehe ich denn aus wie ein weiblicher Menschenfresser? Ich denke doch nicht an meinen Magen, sondern an den des Soldaten. Den will ich dick und rund füttern, daß er bis zu seinem Tode an mich denkt, na, und der andere, den ich in mein Herz schließen werde" — und ganz gekränkt fuhr sie fort: „Der Herr Major brauchen gar nicht ein solches mokantes Gesicht zu machen. Daß ich etwas stark bin, weiß ich selber, aber es gibt viele Männer, die gerade das an den Frauen lieben, und mein Herz ist noch jung, Herr Major, das ist noch jünger als ich selbst. Und bin ich doch auch erst —"

Aber Frau Schnappauf hielt mitten im Satz inne, sie schien es im Augenblick nicht zu wissen, wie alt oder wie jung sie sei. Das war ja auch schließlich einerlei, die Hauptsache blieb, daß sie sich's fühlte. Aber trotzdem meinte sie jetzt: „Ich muß wohl mal in meinen Papieren nachsehen, wann ich eigentlich geboren bin."

„Damit sie es nicht vergessen, tun Sie es am besten gleich", rief der Major ihr, der seine Wirtschafterin gern los sein wollte, und auf seine Papiere deutend, setzte er hinzu: „Ich habe nämlich noch viel zu arbeiten."

„Was der Herr Major so arbeiten nennen," meinte Frau Schnappauf etwas geringschätzig, „denn der Herr Major wissen ja, von der geistigen Arbeit eines Menschen halte ich nicht allzuviel."

„Das haben Sie mir allerdings schon ein paarmal erklärt," erwiderte der Major, „aber Ihre Ansicht ist eine ganz falsche. Von meiner Tätigkeit will ich natürlich nicht viel Aufhebens machen, aber glauben Sie, daß Ihr spezieller Freund, der Generalfeldmarschall von Hindenburg, bisher soviel Siege über die Russen davongetragen hätte, wenn der sich seine Angriffspläne nicht vorher in seinem Gehirn sehr genau aus-

Digitized by Google

gearbeitet und alles bis in die kleinste Kleinigkeit zurechtgelegt hätte?"

Frau Schnappauf stand mit einem völlig verklärten Gesicht da, sie hörte gar nicht auf das, was der Major ihr erzählte, sie hörte nur den Namen ihres Helden, und so rief sie denn jetzt voller Inbrunst und voller Sehnsucht, zugleich aber auch voller Stolz und Jubel: „Ach ja, mein Hindenburg!"

Und während sie diesen Namen wie ein Tenorist das hohe C in die Welt hinausschmetterte, schlug sie sich gleichzeitig mit der rechten Hand derartig laut und knallend gegen ihre linke Brust, daß der Major ihr ganz erschrocken zurief: „Um Gottes willen, Frau Schnappauf, gehen Sie vorsichtig mit sich um, was bleibt sonst noch von Ihnen für die Einquartierung übrig?"

„Immer noch genug," gab Frau Schnappauf zurück, „so dünn bin ich nicht gearbeitet, und wer mich in Atome zerkleinern will, der muß schon ganz anders zuhauen, als ich es eben tat. Aber um auf meinen geliebten Herrn von Hindenburg zurückzukommen —"

Der Herr Major faltete die Hände und schickte ein stilles Gebet zum Himmel. Er kannte seine Wirtschafterin und deren leidenschaftliche Schwärmerei für den Helden von Ostpreußen. Fing die von dem zu sprechen an, dann hörte sie in den nächsten vierundzwanzig Stunden nicht wieder auf, und so bat er denn jetzt: „Frau Schnappauf, Sie wissen, ich teile Ihre Ansicht über den Generalfeldmarschall vollständig, aber es gibt doch auch noch andere Helden in diesem Kriege."

„Er aber war der erste, und deshalb bleibe ich ihm auch treu mit meiner Liebe und Verehrung", widersprach Frau Schnappauf. „Verlangen der Herr Major vielleicht von mir, daß ich mit meinen Jahren, wenn ich auch noch so jung bin, auf das Wasser gehen und für die Kommandanten unserer Kreuzer und Unterseeboote schwärme? Das überlasse ich den jungen Mädchen, die schwimmen können. Ich bin viel zu stark, und Fett geht unter. Ich aber will oben bleiben und noch weiterleben, das muß ich auch, weil ja sonst mein sehnlichster Wunsch nicht in Erfüllung gehen kann: daß es mir vor meinem seligen Tode noch einmal vergönnt sein möge, für Herrn von Hindenburg zu kochen. Jawohl, Herr Major, sehen Sie mich nur ruhig mit großen Augen verwundert an", fuhr sie nach einer kleinen Atempause fort. „Es ist, wie ich sage. Ganz plötzlich ist der Wunsch in mir wach geworden, und ich weiß, ich werde in meiner Sterbestunde nicht sterben können, wenn ich meinen Vorsatz nicht habe ausführen dürfen. Und das sage ich Ihnen, Herr Major, Herr von Hindenburg ist ja verheiratet, und seine Frau Gemahlin versteht gewiß auch etwas vom Kochen, und sicher hat er auch eine sehr gute Köchin, aber trotzdem, so wie ich für den kochen würde, hat das noch nie einer getan. Und es soll ihm schmecken, daß er mir hinterher zurufen wird: ‚Verehrte Frau Schnappauf, wenn ich gewußt hätte, daß mir bei dem Friedensschluß ein solcher Lohn von Ihnen winkt, dann hätte ich damals noch weitere hunderfundfünfzigtausend Russen in die masurischen Seen gejagt.'

Während Frau Schnappauf weiter darauf los redete, sann der Major über ein Mittel nach, wie er seine Wirtschafterin los werden könne. Mit dem Hinauswerfen allein war das nicht getan, dann kam sie nach ein paar Minuten wieder, wenn sie sich noch nicht ausgesprochen hatte, und er wollte sie auch deshalb nicht erzürnen, weil sie sich ganz gegen seine Vermutung nicht gesträubt hatte, die bevorstehende Einquartierung aufzunehmen. Aber los werden mußte er sie, und so meinte er denn nach kurzem Besinnen: „Wissen Sie was, Frau Schnappauf, oder wenn sie es nun einmal lieber hören, Frau Röschen, wissen Sie, was ich an Ihrer Stelle täte? Ich würde Herrn von Hindenburg einmal einen schönen Brief schreiben, damit der erfährt, wie Sie ihn verehren. Vielleicht ist es ihm sogar später möglich, Ihren Wunsch zu erfüllen, und wenn gerade auch das nicht, dann bekommen Sie doch sicher von ihm eine Dankespostkarte, und stellen Sie sich mal vor, wenn Herr von Hindenburg Ihnen schreibt! Die Freude wäre doch gar nicht auszudenken."

Frau Schnappauf wurde vor Erregung abwechselnd blaß und rot, die Knie fingen ihr an zu zittern, sie konnte zuerst gar nicht sprechen, bis sie schließlich doch, wenn auch nur mit vieler Mühe stotterte: „Nein, wenn ich das noch erlebte — ich glaube, da bekäme ich vor Freuden die Arterienverkalkung. Die hat mir der Doktor schon lange prophezeit und mir immer gesagt,

Digitized by Google

ich solle mich vor jeglicher Erregung hüten. Aber wenn Herr von Hindenburg mir schreiben sollte, dafür riskiere ich sogar einen Herzschlag." Bis sie dann nach einer neuen Atempause fragte: „Und Herr Major glauben wirklich, daß Herr von Hindenburg sich über meinen Brief freuen würde?"

„Aber sicher", meinte der Major anscheinend ganz ernsthaft.

Frau Schnappauf atmete tief und schwer, als stände sie am Vorabend großer Ereignisse, dann sagte sie: „Schön, wenn der Herr Major denn der Ansicht sind, dann will ich ihm auch schreiben, und zwar gleich. Wer kann es wissen, vielleicht denken andere Köchinnen ebenso wie ich, und wer da mit seinem Briefe zuerst kommt, der kocht auch zuerst. Also dann entschuldigen der Herr Major mich bitte."

„Bitte, bitte, Frau Schnappauf", stimmte der ihr erleichtert aufatmend bei.

Gleich darauf verließ Frau Schnappauf das Zimmer, um ihre eigene Stube aufzusuchen und um sich dort zum Schreiben hinzusetzen.

Darüber war sie sich von Anfang an klar, leicht war gerade dieser Brief nicht, der mußte Wort für Wort sehr reiflich überlegt sein, damit Herr von Hindenburg es auch gleich merkte, daß er es mit keiner beliebigen Köchin, sondern mit einer wahrhaft gebildeten Person zu tun habe. So saß sie denn nachdenklich da, mit den Zähnen der rechten Mundecke auf dem Federhalter kauend, mit den Zähnen der linken Mundecke sich die Fingernägel beißend, bis dann endlich die Erleuchtung über sie kam und bis sie dann schrieb:

„Sr. Exzellenz, Herrn Generalfeldmarschall von Hindenburg, Sieger von Tannenberg, von Ostpreußen, Russisch-Polen und anderen berühmten Ortschaften.

Nähere Adresse unbekannt, sicher: Auf den Fersen der Russen.

Ew. Exzellenz!

Indem ich infolge des mir innewohnenden starken Dranges nicht umhin kann, Ew Exzellenz zu schreiben, möchte ich mir streng vertraulich die ergebenste Mitteilung erlauben, daß ich ein älteres, gebildetes, junges Mädchen bin, das sogar schon einmal verheiratet war, aber leider ihren Mann viel zu früh verlor, was schon lange her ist, daß ich inzwischen schon beinahe wieder jungfräulich geworden bin, was ich alles natürlich nur deshalb erwähne, damit Ew. Exzellenz nichts Schlechtes von mir denken, wenn ich Ew. Exzellenz jetzt, ohne deswegen zu erröten, eingestehe, daß ich die glühendste Verehrerin Ew. Exzellenz bin, und daß ich als unübertreffliche Köchin, die ohnegleichen dasteht, nur den einen Wunsch auf Erden habe, für Ew. Exzellenz noch bei unserer beider Lebzeiten einmal kochen zu dürfen. Sollte Ew. Exzellenz den Wunsch haben, sich einmal von mir kochen zu lassen, schon um mich dadurch wahrhaftig glücklich zu machen, dann bitte ich nur, über mich zu verfügen. Ich komme sogar, wenn es verlangt wird, jederzeit in das Feld, obgleich ich, offen gestanden, auf einer Gulaschkanone noch nie gekocht habe. Aber für Ew. Exzellenz würde ich das schnell und freudig erlernen, und ich würde Ew. Exzellenz ein Mahl bereiten, nach dem die Götter sich alle zehn Finger ablecken sollten, und Sie, Exzellenz, leckten sicher mit. Exzellenz, erhören Sie meine Bitte, und wenn Ihnen eine andere Köchin ebenfalls damit kommt, weil auch die Sie vielleicht verehrt, dann rufen Sie der bitte zu: ‚Es gibt doch noch andere Helden außer mir, wenn auch keine so großen. Kocht ihr für die anderen, für mich kocht einzig und allein Frau Schnappauf!'

Womit ich mich Ew. Exzellenz in der Hoffnung auf eine baldige Erfüllung meiner Bitte allerunterthänigst empfehle, wobei ich mir noch zu bemerken erlaube, daß ich Ew. Exzellenz selbstverständlich auch gern erst nach dem Friedensschluß kochen würde, wenn es Ew. Exzellenz nicht möglich sein sollte, sich meiner vorher zu bedienen, und indem ich diesen Zeilen noch mein Bild hinzufüge, was allerdings nicht gerade sehr vorteilhaft getroffen ist, damit Ew. Exzellenz auch wissen, wie ich äußerlich beschaffen bin.

Ew. Exzellenz küsse ich, dem inneren Drange, der mich sehr quält, gehorchend, die Hände

als Ew. Exzellenz gehorsamste
Frau verwitw. Rosa Schnappauf,

schon seit mehreren Jahren zur gegenseitigen vollsten Zufriedenheit Wirtschafterin bei Herrn Major z. D. von Linztemann, zurzeit Garnisonältester in der oben genannten Stadt. Nähere Adresse überflüssig, da uns hier jeder Spaß kennt."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Sieger

Die Lampe, die auf diese Reime
Mit goldnem Strahl herniederscheint,
Wir nahm'n sie aus verlassnem Heime.
Wer fragt danach? Wir sind der Feind.

Und unsres Tisches gelbe Platte
Ist eine ausgehobne Tür.
Wer weiß, wen die beschützt einst hatte —
Wer fragt danach? — Der Feind sind wir.

Wir hieben hundert junge Bäume
Ringsum für unsern Unterstand,
Wir gehn nicht umwegs Pfad und Säume,
Wir gehn durch Ähren, Ackerland,

Wir treten nieder, was nicht taugen
Uns kann, sind taub und blind
Für Klagelaute, Tränenaugen,
Wenn wir am Weg zum Siege sind!

Fred Hein,
Luftschiffer (zurzeit i. d. Champagne).

Auf Skipatrouille / Von Hellmuth Unger (zurzeit in den Karpathen)

Leutnant Usinger von der Schneeschuhabteilung hat seine Skier wie Stöcke in den hohen Schnee gesteckt und bringt schnell seine Gamaschen in Ordnung, an denen die Flocken eine harte Eiskruste gebildet haben.

Seine beiden Leute stehen neben ihm, lässig auf den langen Gebirgsstock gestützt und nach dem Passe hinüberschauend, der auf Umwegen von der Seite aus erklommen werden soll.

Erste Dämmerung.

Blaublasse, violette, fahle Lichter geistern um die Schneeabhänge und ziehen in die tief verfahrene Straße, die steil bergauf steigt, rosige Linien.

Der Leutnant ist marschbereit.

Die Riemen knirschen an seinen festen, fettglänzenden Stiefeln.

Los!

Die drei stoßen sich ab und lenken nach der Schlucht hinüber, die senkrecht und in nur leichtem Gefälle auf die Straße hinführt.

Tiefste Stille.

Vom Feinde nichts zu hören, vom Freunde nichts mehr zu sehen. Und doch atmen Hunderttausende in den Bergen, Hunderttausende, die Frost und Schnee ertragen lernten und sich nun freimutvoll den unsäglichsten Unbilden tagtäglich und nachtnächtlich aussetzen.

Hier ist Einsamkeit, große, schweigende, unberührte Natur.

Wie ein weißes Riesenblatt schimmert in der Frühdämmerung der Schnee, auf den die weich gleitenden Skier lange, geheimnisvolle Runen schreiben.

Mit blauen Tinten zieht sie das Morgenlicht nach.

Die Waldschlucht brandet an eine steile Höhe an.

Einen Augenblick rastet die Patrouille. Der Leutnant blickt sich im Kreise um.

Dichte Schneedecken glitzern auf dem schwankenden Tannenreisig und beschatten fahl die weiße Erde.

Stamm um Stamm die Höhen hinauf, starr, ohne Bewegen, ein Zauberwald.

Leichter und klarer wird der Himmel. Seine Kuppel springt wie das Stimmgewölbe eines frommen Domes über die massigen Felssäulen der Karpathenhöhen.

In langer unübersehbarer Kette gliedern sich die Waldungen, die Berge nebeneinander, eine Treppe zum Himmel empor. Aber nur Träume können ihn ersteigen.

Weiter.

Das Leder knirscht. Der Atem geht rascher. Das Dämmern muß ausgenützt werden. Im Grätenschritt klappern die Skier die Halde hinan.

Neuer Wald schiebt sich vor.

Zwischen den dicken Stämmen im Zickzack führt der weglose Weg hinauf.

Hinauf!

Ehe der Tag mit seiner Klarheit kommt. Ein Windhauch gleitet risch zwischen den Baumkronen einher und stäubt eine Ladung Schnee einem der Kletternden in den Nacken.

Der schüttelt sich und prustet.

Ruhe!

Digitized by Google

Über dem Kamm liegt der Feind. Seine Maschinengewehre bestreichen mit ratternden Geschossen die Straßen. Tausende liegen, das Gewehr im Anschlag, bereit zu schießen, wenn der Österreicher oder Deutsche sie beunruhigt.

Also still! Und weiter.

Wie in einem Taumel gehen die drei. Ein mühsames, beschwerliches Emporklimmen, aber sie bleiben doch ungesehen.

Zur Niederfahrt kann man ja die Straße benutzen, sie wird kein Hindernis bieten, und die Menschen in minutenlanger Fahrt für die beschwerlichen Stunden entschädigen.

Nach oben zu lichtet sich der Wald. Helle steht zwischen den Stämmen und zeichnet deren Umrisse silhouettenhaft scharf ab. Endlich.

An einen Tannenbaum gelehnt, sucht, auf der Paßhöhe angekommen, der Leutnant langsam die Gegend mit dem Fernglas ab.

Nichts zu sehen. Gar nichts. Stille auch hier.

Da bannt die Natur sein Auge. In rotem Lichte glühen die Berghöhen auf und rote Schleier geistern um Kuppen und Kronen. Der Morgen ist erblüht, still, feierlich und unendlich groß in der Karpathenseinsamkeit.

Da.

Bumm! . . . . Bumm!

Die ersten Schüsse der Bergkanonen sind gelöst.

Deutsche und russische Artillerie sendet sich ihren Morgengruß und sucht sich gegenseitig.

Und tausend eherne Stimmen erwachen.

Rollend und grollend zittert der eiserne Schrei durch die Täler dahin.

Der Letzte

Drei Söhne sah sie wachsen, blühen —
Drei Söhne sah hinaus sie ziehen.
Da hat als letzten sie umschlossen
Den jüngsten, dem kaum Bart gesprossen.
Dann kamen leer, doch voller Hangen
Die Tage, — Nächte, voller Bangen.
Bis Freunde ihr gebracht die Kunde:
Der erste schläft auf Meeresgrunde.
Sie hat gefaltet still die Hände:
„Als Held gestorben, selig Ende!" —
Dann ist die Botschaft ihr geworden:
Im Kampfe gegen Rußlands Horden
Sei dort der zweite nun gefallen.
Sie sieht's wie graue Nebel wallen —
Ins Fenster aber lacht der Morgen.
Da hat das Haupt sie tief verborgen.
Dann Zeilen, fieberhaft geschrieben, —
Der jüngste, letzte, auch geblieben!
Drei Tage hat er noch gelitten,
Die Locke, ihm vom Haupt geschnitten,
Aus Frankreich kam, — durch viele Meilen,
Als letzter Gruß mit jenen Zeilen.

— — — — — — — — —

Vorüber alles nun, zu Ende.
Da preßt auf's Herz sie fest die Hände:
„Drei junge, frohe, starke Leben —
Nun hab' ich weiter nichts zu geben!"

O. Luis (Gola Luigi).

Heldenbäume / Von Joseph Aug. Lux

Eine zeitgemäße Baumpredigt.

Pflanzt Heldenbäume nicht nur über Soldatengräber, setzt euren Lieben im Feld einen Erinnerungsbaum in euren Gärten, euren Gemeinden, euren Dorfplätzen, euren Landstraßen, vereinigt sie zu Alleen und Heldenhainen! Auch in den Baumbestand hat der Krieg Wunden geschlagen, und es gibt ebensoviele praktische als seelische Gründe, auch diese Wunden zu heilen und dem Baumkult in Hinkunft erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Hört, was ein Soldat im Felde singt:

Was soll auf dem Grabe stehen,
Grab, darin ein Kriegsmann liegt?
Soll ein Baum darüber stehen,
Baum, der sich im Winde wiegt!

Das ist eine feine poetische Mahnung. Wie arm ist doch die deutsche Landschaft schon geworden seit den Tagen Moritz von Schwinds und Ludwig Richters! Daran ist nicht der Weltkrieg schuld, dessen Härten nur einzelne Grenzgebiete unseres Vaterlandes betroffen hat, sondern der geheime Krieg, der seit Jahrzehnten stumm und unerbittlich gegen alles Schöne und im höheren Sinn Nützliche geführt wird, und der besonders in der Nähe von Städten oder Industriegegenden, sei es aus Achtlosigkeit oder aus kurzsichtiger Spekulation, zur Ausrottung wertvollen alten Baumbestandes geführt hat. Wohin würden wir kommen, wenn das gnadenvolle Bild, schöner, alter Bäume aus der deutschen Landschaft schwinden

Digitized by Google

würde? Aus der Nähe des Hauses, von der Landstraße, den Feldrainen, den Bächen und Flüssen, den Wassergräben und Quellen, den Hügeln und Ebenen, wo sie einen Reichtum von Fruchtbarkeit und Schönheit darreichen.

Schöne Bäume sind Behälter, in denen Himmelskraft gesammelt ist. Darum sind sie auch Heilquellen, nicht nur für Herz und Gemüt, sondern auch für den Körper. Man spürt ihre belebenden, magnetischen Ströme, sobald man ihrer ansichtig wird und in ihre Nähe tritt. Man fühlt sich mesmerisiert. Unser vegetatives Sein ist davon erfrischt, genährt, neu aufgebaut. Wie die Hand Gottes wächst der Baum aus der Erde hervor, dem Himmel offen, mit tausenden von Blätterfingern kosmische Kräfte aufzusaugen, in sich zu sammeln und darzureichen. Lebensströme kreisen in der geheiligten Nähe großer Bäume, ein Jungbrunnen für Leib und Seele.

Jeder Baum ist heilig. Die Stimme Gottes ist in ihren belaubten Kronen, durch sie empfängt die Natur eine Sprache, die Wohllaut ist und Musik. Das Wehen des Windes wird zum Rhythmus und tönt wie Harfenklang oder Orgelton, wenn er durch die Wipfel streicht. Und selbst das Schweigen ist mächtig und ergreifend, wenn kein Blatt atmet, ist trotzdem lebendig und voll von Geheimnissen. Die Macht dieser Geheimnisse ist so groß, daß viele Menschen nicht allein durch den Wald zu gehen vermögen, ohne von den tiefsten Eindrücken erfüllt zu werden. Jeder Baum erscheint ihnen als das, was er ist: als Persönlichkeit. Und so stehen sie mit verschränkten Ästen in hohen Reihen dahin mit angehaltenem Atem, wenn der Wind in den Zweigen schläft. Nun scheint es, als ob jeder Baum sein individuelles Gesicht bekäme und zusehe. Das ruhige Zusehen jedes einzelnen vergrößert die Wucht des Schweigens, die ein Bangen in die Brust legt und ein großes Horchen und Schauen der Seele aufdrängt. Menschen, die aus dem Walde kommen, haben die innere Weite dieses Horchens und Schauens; an dem Glanz ihrer Augen und an der Spannung ihrer Züge ist zu erkennen, daß sie von dem mystischen Geist, der in den Bäumen ist, mehr ergriffen sind als sonst. Sie kommen aus dem Heiligtum. Der Glaube, der in der Kindheit des menschlichen Geschlechtes die Bäume mit Ehrfurcht umwebte, ist mächtiger als die Überlegenheit ihres Verstandes. Der gute und böse Zauber, von dem die Märchen voll sind, wird in den Seelen wach, wenn sie allein in der grünen Dämmerung des Waldes wandeln. Die vielverzweigten Wurzeln und die dunkle Höhle, der einsame Sonnenstrahl, der durch die Sommernacht fällt, sind bedeutungsvoll, und selbst der Vogelruf wird eine Sprache. So groß ist die Macht der Bäume, daß sie mit der Ehrerbietung zugleich Furcht erwecken. Ehrfurcht. Sie läßt nicht nach, wenn der Wald zurücktritt und der einzelne Baum sich aus der Gemeinschaft absondert.

Einer uralten Überlieferung gemäß, war die Hütte um einen Baum gebaut, denn der Baum bedeutet Gottesnähe. Bis auf den heutigen Tag befinden sich in der Nähe der alten Gasthöfe ein oder mehrere alte Bäume. Meistens ist es die Linde, der Nußbaum, der Ahorn, zuweilen die Pappel. Oft treten sie in einem schützenden Ring an das Haus heran, wie es noch allgemein in ganz Holland zu sehen ist. Um Bäume zu schützen oder auszuzeichnen, liebt man es, ihre Heiligkeit in einem Zeichen sichtbar zu machen, durch ein Kreuz, ein Andachtsbild, ein sogenanntes ewiges Licht, durch eine Spruch oder eine Gedächtnistafel, als die schönste Art Denkmal, das einem Menschen gesetzt werden kann. Ein Land, eine Stadt, ein Dorf oder ein einzelnes Haus mit schönen Bäumen sind schön. Sie danken den Bäumen den wesentlichsten Teil ihrer Schönheit.

Die große Wichtigkeit eines guten Baumbestandes für das Klima, für die Fruchtbarkeit, für die Erhaltung der heimischen Singvögel und Insektenfresser ist allbekannt, obzwar viel gegen diese Erkenntnis verstoßen wird. Drei Menschenalter erfordert es, um stattliche Bäume, die geschlagen worden sind, wieder in annähernder Schönheit zu ersetzen. Daran sollte man denken, wenn man einen Stamm niederlegt. Wer ohne zwingenden Grund einen stattlichen Baum fällt, begeht das Ungeheuerliche eines Mordes. Er tötet nicht ein Leben, sondern viele, er schändet die Landschaft und raubt ihr eine Quelle der Nahrung, der Fruchtbarkeit und der Schönheit. Wegen eines Neubaues einen alten Baum oder eine schöne Anlage von Hecken und wertvollen Gesträuchern niederzulegen, ist strafbar. Es entspringt keiner Notwendigkeit, denn die Anlage eines neuen Werkes kann mit einem solchen Naturbestand rechnen und daraus die besten Mittel einer künstlerischen Durchführung gewinnen. Unter all den Annehmlichkeiten für das Dasein soll hier nur die Schönheit als seelischer und künstlerischer Wert hervorgehoben werden, um zu betonen, daß die Schönheit mit den praktischen Annehmlichkeiten verknüpft ist und nicht geschmälert werden kann, ohne daß es eine Einbuße nach der realen Seite des Lebens hin ergibt.

Heute schon geht die Klage durch viele Gegenden, daß es an Bäumen fehle, und daß das Holz immer seltener würde. Wenn das Holz immer seltener wird, dann werden auch andere kostbare Güter, die der Baumsegen bringt, immer seltener. Die Fabrikation von Möbeln, Spielzeug und sonstigen Holzartikeln schickt allerdings ganze Wälder durch das Messer oder durch die Maschine, aber es sollte unter keinen Umständen so weit kommen dürfen, daß die Landschaft, mit allem, was in ihr lebt, den Menschen und dem Getier, des Schutzes entbehren soll, den ihr ein mit Liebe gepflanzter Baumbestand gewährt. Es würde niemals soweit kommen, wenn in rechter Zeit für das Neupflanzen

Digitized by Google

gesorgt wäre. Vor 150 Jahren wurden in gewissen Schweizergegenden große Nußbaumbestände gepflanzt mit der Voraussicht, daß die Urenkel Nußholz dringend brauchen würden. Die fürsorglichen Väter und Urgroßväter dachten allerdings an Gewehrkolben, die ihrer Meinung nach von den Urenkeln gebraucht würden. Sie hätten aber ebensogut an eine bessere Art der Verwendung denken können. Das Entscheidende und Rühmliche besteht darin, daß sie überhaupt daran dachten, daß die nachkommenden Generationen Bedarf an dem Gute haben würde, dessen sie reichlich teilhaftig waren, und daß sie für den Nachwuchs sorgten.

Im Volke lebt eine schöne Ehrerbietung, die uns heißt, daß wir uns jedesmal verneigen, wenn wir an einen schlichten Hollunderbaum vorüberkommen. So reich ist seine Anwendung für das Leben, seine Fruchtbarkeit und Schönheit. Er ist ein Freund des menschlichen Hauses, wie die meisten unserer Bäume. Alles was er gibt, ist in irgend einer Art ein Wert für uns, seine Wurzeln, die Blätter, die Blüten, die Früchte, das Mark, das Holz, sein Schatten, seine Genügsamkeit, sein Duft und seine Lieblichkeit. Aber sind nicht die meisten, fast alle unserer heimisch gewordenen Bäume im gleichen Maße und aus gleichen Gründen verehrungswürdig, der Nußbaum, die Linde,, die Eiche, der orakelreiche Pflaumenbaum und alle heimischen Obstbäume? Noch in den schönen großmütterlichen Schränken, aus den edlen heimischen Hölzern gefertigt, sind von dieser Glorie umwebt, die lebendigen Bäumen zukamen, und verständige Hände, wie jene der Großmütter, sind von zärtlicher Sorgfalt beseelt für jenes köstliche Hausgerät, als ob es noch einen Schimmer von dem persönlichen Dasein bekannter und geliebter Bäume besäße.

Die Mühen der Baumpflege werden erst in späteren Generationen belohnt werden können. Wie mühsam und hart und scheinbar undankbar die Aufgabe ist, sie wird doch geschehen müssen, und die Hoffnung der künftigen Schönheit, die gleichzeitig ein materielles Gut darstellt, muß hinreichen, die lange Frist des Werdens zu ertragen. Der Krieg mit seinen mannigfachen Zerstörungen bestehender Kulturen, zugleich aber auch mit seiner seelischen Aufforderung, Bäume als Heldendenkmäler zu pflanzen, gibt einen Anstoß zum neuen Baumkult, der nicht übersehen werden kann. Lassen wir auch hier das Gleichnis gelten von der Lanze, die Wunden heilt. Denken wir darum beizeiten an das Heilen.

Wenn der Baumkult wieder zu den Angelegenheiten der deutschen Seelenbildung gehört, dann wird der Lebensdrang das Seinige tun, damit die Natur, die so stark von unserem Wirken abhängt, das Wesen unseres neuen künstlerischen Empfindens empfängt. Die Vorfrühlingslandschaft in einem Weingebirge gleicht einem Pfirsichblütenmeer. Einem Märchentraum von Schönheit, der Begebenheit ist. Wir können das Wunder nicht erleben, ohne getrieben zu sein, den Zauber zu erhalten und zu vermehren, und wir tun es, in der frohen Gewißheit, daß das Gebot des Schönheitssinnes eine Nützlichkeit erfüllt, die alle Anstrengung wert ist. Wir können die genügsame und unermüdliche Tanne nicht sehen, die um die kahle und harte Stirne der Felswand ein schützendes, grünes Band schlingt, ohne daß wir sie als Schutzgeist verehren, der die Täler vor der Gefahr der Versandung und Verschüttung bewahrt, und ohne daß wir die Kraft und Zähigkeit, den wunderbaren Instinkt bewundern, mit dem sie sich in die unerbittliche Kargheit des Felsens, an dem sie hängt, und des Himmels, der sie bedräut, siegreich behauptet. Sie ist ein Symbol für die harte Arbeit im Dienste des Schönen und Guten, die getan werden muß, und zu deren Vollendung nicht die einzelne Kraft des Geschlechtes und nicht ein Geschlecht, sondern die ewige Folge der Geschlechter ausreicht.

Meine Enkelkinder beten . . .

Jeden Abend, wenn die Sterne treten
In die Sicht, beginnt zu beten
Meiner Enkelkinder wilde Schar:

„Vater Gott! der ist und war
Und in Ewigkeit will sein,
Schließ' in deinen Schutz hinein
Unser liebes deutsches Land,
Jeden, der in Feindeshand
Ist geraten, der sein Blut
Läßt für unser Hab und Gut!
Eine Mauer um uns bau,
Daß dem Feinde davor grau',
Daß er nicht in unser Land
Trage Krieg und Mord und Brand!"

Amen!

Jeden Morgen, wenn die Sonne scheint,
Betet seiner Enkel Schar vereint:

„Lieber Gott! sei du den Deutschen gut!
Laß nicht länger fließen unsrer Lieben Blut!
Laß doch mit dem Frühling auch den Frieden
Der bedrängten Erde sein beschieden!"

Amen!

K. E. Knodt.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen

Ottomar Enking. **Momm Lebensknecht.** Roman. Bruno Cassirers Verlag, Berlin.

Gehen wir fehl, wenn wir als Grundmotiv dieses Romans die Ironie erkennen, nicht die bittere, zersetzende, nach Selbstvernichtung trachtende, sondern die dem Humor verwandte, wehmütige, die der Erkenntnis der Unvollkommenheit alles Irdischen entsprungen, soviel verhüllte Liebe in sich birgt? Wohin gelangt denn dieser Momm Lebensknecht mit seinem gewaltigen Herrscherwillen, seiner Intelligenz, seinem Minnetriumph und seiner Verratsschuld, der doch sein eigenes, lauter und groß fühlendes Weib nicht zu unterjochen vermag, und den seines Freundes selbstloser Edelmut so tief in den Schatten stellt? Zur Einsamkeit, die ein öder Ehrgeiz nur schattenhaft zu beleben vermag. Und Cordulas sittliche Reinheit und Festigkeit kann schließlich ihre Abkehr von dem Manne ihre Wahl nicht hindern, Peter Steens Charaktergröße ihn nicht vor dem Lichte der Komik bewahren, Dorette Lebensknechts anschmiegende, Liebessehnsucht muß in wunderliche Schrullenhaftigkeit ausmünden. Alles ist eitel! Dieses Wort Salomos brennt über der Dichtung Enkings, die noch einen besonderen Reiz durch die Mischung zweier ganz entgegengesetzten Eigenschaften erhält: Rokokoanmut und schärfste Beobachtungsgabe verschmelzen sich in ihr zur Einheit, aber die Anmut, die hauptsächlich in der Gestalt Dorettes liegt, ist das Anziehendste. Wieder lernen wir aus diesem seinen Kunstwerke die alten Wahrheiten verstehen: „Alles fließt!" und „Alles verstehen heißt alles verzeihen!"

Heinrich Spiero. **Verschworene der Zukunft.** Roman. Xenienverlag, Leipzig.

Ein „Roman" in eigentlichem Sinne ist diese Arbeit keineswegs, wohl aber ein ziemlich lässig hingeworfenes, seelisch-politisches Zeit- und Charakterbild. Immerhin sind Vergangenheit und Gegenwart Bevormundungs- und Selbstverwaltungsgründe. Darin geschickt verflochten Treitschke, Lagarde und Bismarck, wirksam als Scheinwerferfiguren verwendet, wenn auch die Herzensgeschichte sehr souverän abgetan wird. Mit der größten Hingebung erscheint des „Helden" Mutter behandelt, daneben der Doktor Witte. Im ganzen: die nicht unelegante Extratour eines ernsten Schriftstellers!

August Becker. **Die Nonnenfusel.** Bauernroman aus dem Wasgau. Dritte Auflage. Verlag der K. B. Hofbuchhandlung Eugen Crusius, Kaiserslautern.

Der Stoff ist schon hundertmal behandelt. Das edle Mädchen, dem entsagende Pflichterfüllung über Liebesglück geht, und die „keine Zeit hat, sich unglücklich zu fühlen." Und vielleicht darf man die „Nonnenfusel" und auch ihren Vater für Bauerncharakteure zu zart besaitet finden. Aber anderseits ist die schlichte Geschichte so herzlich erzählt, und die anderen Gestalten des Buches sind, namentlich die leidenschaftliche Mutter Sachs, die ränkesüchtige Großmutter und Vetter Jakob so lebenswahr gezeichnet, daß man den Band mit stiller Befriedigung aus der Hand legt. August Becker ist doch ein Dichter! P. K.

Vermischtes

Der Deutschen kriegerische Namen. Kriegszeiten bleiben nie ohne Einfluß auf die Taufnamen der neugeborenen Kinder. Es dürfte kaum Verwunderung erregen, wenn Eltern ihr Töchterchen etwa heute Hindenburga nennen würden. Wir haben Beispiele von vor hundert Jahren mit Blücherina, Gneisenauette und Yorcka, mit Kanonina und Bombardina, mit von vor 44 Jahren Wörtha und Weißenburga, mit Mobile und — auch heute wieder öfter auftauchend — Bringfriede. Im allgemeinen wird man in Kriegszeiten manchen Siegfried, viele Friedas oder Sieglindes und Viktors und Viktorias finden. Während die beiden letzteren aus der lateinischen Sprache stammen, sind Siegfried, Frieda, Sieglinde urdeutsch.

Denn urdeutsch ist die Sitte, den Kindern Namen zu geben, die Schlacht, Waffen, Kampf bedeuten. Die Frauennamen jener ältesten Zeit so gut wie die Männernamen. Die bequeme Art, Männernamen durch Anhängung der weiblichen Endung zu Frauennamen zu machen, war den alten Germanen noch unbekannt. Daß die deutsche Frau nicht nur Herrin ihres Hauses, sondern auch Kampfgefährtin ihres Mannes war, klingt aus den alten Namen wieder, von denen viele verloren gingen. Und bei denen, die sich bis in unsere Zeit retteten, denkt man leider des Ursprungs nicht mehr. Außerdem ist es oft schwer, den ursprünglichen Namen herauszuschälen aus den alten Wortstämmen.

Aus dem alten Wort Patu, gotisch badu, das Kampf bedeutet, entstanden die Namen Patufried, Paturich, weibliche Patuhild (heut selten als Bathildis), ferner die noch vorhandenen Namen Bodo und Botho. Aus dem Stamm Gunt (Kriegsfahne) entstanden die Namen Guntram, Guntbert (bert heißt glänzend — also die glänzende Fahne), Gundobald, Gunthelm, Guntolf, Gustaf, Gunther usw. Von allen diesen haben sich Gustav (Kriegsstab, fälschlich mit v geschrieben) und Günther erhalten. Der Name Gunt findet sich auch in Frauennamen, zum Beispiel Gudrun, Gundhilt, Adelgunde, Kunigunde, Gundwig, Radegunde!

Kampf oder Streit bedeutet der Wortstamm Hilt, aus dem sich mehr Namen in die neue Zeit gerettet haben: Hildebrand, Hildwald, Hildemun, Hildewart, weibliche Hiltrud, Hildeburg, Hildegard, Brunhild, Kriemhild, Klotilde, Kunihilde, Anshilde und Thusnilde (Thusnelda). Hatu oder Hadu war das Kriegsglück: Hadubrand, Hadubald, Hadugar, Hadolf, Willehad werden fast gar nicht mehr gefunden, von weiblichen dagegen ist sehr verbreitet Hadwig (Hedwig) geblieben. Wig bedeutet ebenfalls Krieg, Kampf, Schlacht. Daraus entstanden Wiclef, Wichert Wigand, Alwig, Ludwig, Hartwig, von denen die letzteren, vier noch gefunden werden, die weiblichen: Wiglinde Wigburg sind vergessen.

Auf Streit soll Sieg folgen. Die Namen, vielfach auf die neuste Zeit gekommen, mit Verbindung Sieg oder Sig sind bekannt: Sigmar, Sigibald, Sigmund, Sigwalt, Siegfried, Sigerich, Sigurd, weiblich: Siglinde, Sigburg, Sigtrud.

Die auf dem Schlachtfeld (der Walstatt) Gefallenen wurden durch Walküren nach Walhall zu den Göttern geführt. Walburg (Walburga) war also die Bergerin oder Hüterin oder der Hort der Gefallenen. Männliche Namen sind: Walram (der Rabe der Walstatt), Walafrid, Walamir, Walamund. Heut erinnert daran einzig der Name Waldemar.

Die mit dem Stammwort Isen (Eisen, d. h. Waffen) zusammengesetzten Namen sind fast alle vergessen: Isengrim, Isanmut, Isenrich, Isanfried, weiblich: Isenburg, Isengart und Isenhilt.

Dagegen haben wir noch in den Namen Brunhild und Bruno die Erinnerung an den glänzenden Harnisch, die Brünne, wie die altdeutsche Bezeichnung sie nennt.

Eine andere Waffe war der Ger, der Wurfspieß. Gero, Gerhart, Gerold, Gerwin, Gerbert, Gernot, Rotger, Berenger, Edgar, Oskar (Ansgar), Wolfger erinnern daran und Gerhard, Oskar und Edgar sind noch sehr verbreitet. Von Frauennamen hat sich der beliebte Name Gertrud (Speerhüterin) bis jetzt gehalten. Wahr-

Digitized by Google

scheinlich aber nur wie Walburga unter dem Schutze der Heiligen Gertrud. Denn in christlicher Zeit waren die alten heidnischen, deutschen Namen verpönt. Deutsche heidnische Männer und Frauen, die das Christentum annahmen, erhielten bei der Taufe andere Namen, besonders die aus der heiligen Geschichte: Maria, Martha, Lydia, auch aus dem alten Testament: Sara, Susanna, Salome, Magdala usw.

Grima heißt der Helm, daher: Grimbart, Grimbert, Lohengrim, usw. aber auch das Wort Helm (von hehlen, bergen, schützen) klingt aus alten Namen: Helmdag, Helmwig, Wilhelm, Anshelm, Dilthelm, Wolfhelm, weiblich Helmtrudis.

Rand hieß früher der Schild selbst, daraus entstanden: Rando, Bertrand (glänzender Schild), Randolt.

Wer kämpfte, sollte kühn, stark sein. Daraus entstanden die Namen Kuno und Kunrad (Konrad), die noch sehr verbreitet sind.

Kühn hatte aber auch die Bedeutung hart. Wir sehen daraus die mit andern Wortstämmen zusammengesetzten Namen entstehen: Hartwig, Hartmann, Bernhard, Hartmut, Gotthart, Sighart, Erhard, Eckehart, Gebhart, Reinhard, Burkhard, Eberhard.

Der Name Werner bedeutet den kriegerischen Sinn, der sich wehrt, d. h. in sich selbst seine Wehr hat.

Am häufigsten finden sich Zusammensetzungen mit „Reich", das nicht in unserm Sinne reich heißt, sondern Herrschaft, Gewalt ausdrückt. Erst allmählich hat sich der Begriff das Reich in die heutige Bedeutung verengt. Hierher gehören: Richard, Richbert, Erich, Friedrich, Alarich, Theodorich, Hilderich, Sigerich, Ulrich, Alberich. Die weiblichen Namen: Richinda, Richtrud, Richmut sind vergessen.

Das Wort Deut heißt Volk. Dietrich, Diethelm, Detlef, Diefrant erinnern daran.

Das Volk bewohnt das Land oder eine Mark, d. h. das Land bis zu einer bestimmten Grenze. Allein der Name Roland hat sich da gehalten, auch die mit Mark, z. B. Markwart, Markulf, Markofera (weiblich), sind verloren gegangen und später mehr zu Familiennamen geworden.

Adal ist Geschlecht und hatte die Bedeutung des auf dem Erbgut angesessenen Geschlechts. Erst im Lauf der Jahrhunderte hat es die jetzige Bedeutung erhalten. Adalbert (aus glänzendem Geschlecht), Adolf, Adelhart, Adalgis, Adalrich erinnern daran, von weiblichen Namen Adelheid, Adelgunde und Adelhilt. Garto hat die Bedeutung des Bewahrenden, Beschützten und hier sind die weiblichen Namen üblich geblieben (nach kurzer Vernachlässigung): Hildegart, Luilgart, Adelgart, Irmengart. Gleiche Bedeutung des Bewahrenden hat das alte Wort Wart (das noch heut als Wärter besteht): Dankwart, Edward, Bernwart, Sigwart.

Herrschen deutet kluges Walten. Der Name Walter ist heute noch so beliebt wie damals, dagegen sind die Namen vom Wortstamm Rat (rat pflegen) verloren gegangen. Käthe Damm.

Schottischer Aberglaube. Während der Aberglaube bei vielen Völkern und einzelnen Personen nicht selten vorkommt, daß der Freitag ein ungünstiger Tag sei, an welchem man nichts unternehmen, nichts beginnen solle, herrscht bei den Schotten dieses Vorurteil gegen den Sonnabend. Ein Schotte fängt keinerlei Arbeit an einem Sonnabend an, wenn er sich nur auf irgend eine Weise davon frei machen kann. Er fürchtet, dann nicht länger am Leben zu bleiben, bis sie beendet ist. Ein Schotte wird sich niemals an einem Sonnabend verheiraten; denn geschähe dies, so würde — nach seiner Meinung — der Mann oder die Frau nicht das Jahr ausleben, oder die Ehe unfruchtbar sein. Dagegen wählt man in Schottland den letzten Tag im Jahre vorzugsweise als Hochzeitstag, vorausgesetzt, wenn derselbe nicht auf einen Sonnabend fällt. Aus einem offiziellen Berichte vom Jahre 1866 geht hervor, daß der zwanzigste Teil aller binnen Jahresfrist in Schottland eingegangenen Ehen am 31. Dezember gefeiert wurden. Fällt dieser Tag auf einen Sonnabend, so finden die Hochzeiten am 30. Dezember statt.

Fataler Irrtum. Zwei leichtlebige junge Männer bemerken in einem Gasthause einen prächtigen Leonberger Hund, welcher stolz wie ein Löwe zu ihnen herüberblickt. „Alle Wetter," meint der eine, „der Besitzer dieser Bestie kann sorglos durch die Welt wandern, denn er hat einen treuen Beschützer!" — „Den Hund meinst du", erwiderte der andere; „ich wette mit dir, daß er sich so wenig vom Platze rührt, wenn sein Herr beleidigt wird, wie ein Schaf!" — Es folgen neue Behauptungen, neue Gegenbehauptungen, man erhitzt sich, und endlich ruft der eine der Streitenden seinem Gegner zu: „Jedenfalls hast du nicht den Mut, den Herrn dieses Tieres auch nur anzutippen!" — „Wetten wir —" — „Um ein Mittagessen —" — „Mit Sekt —" — „Abgemacht!" — Der unternehmungslustige junge Mann springt auf, stürzt sich auf den Herrn, welcher ahnungslos neben dem Hunde steht und seine Handschuhe anzieht und versetzt ihm eine Ohrfeige. Der Geschlagene schreit laut auf, wirft sich auf den Angreifer, es regnet Püffe; der Hund rührt sich nicht. Jetzt springt der wettlustige Freund herbei, trennt die Kämpfenden, erklärt den Anlaß der Wette: Die Treue des Hundes sei in die Wagschale gelegt und zu leicht befunden worden. — „Des Hundes?" schreit der Geohrfeigte in heller Wut. „Was geht mich der Hund an? Der gehört dem Wirt, aber nicht mir." Gruppe des Entsetzens. Nach einer Weile sieht man drei junge Leute Arm in Arm dem Restaurant zusteuern. Das Kleeblatt will den gehabten Aerger über die fatale Wette mit Sekt hinabspülen.

Neue Bücher

England im Spiegel der Kulturmenschheit. Von Karl Streder. Verlag C. H. Beck, München.

Lea Hardtmuth. Von Marie Pego. Preis brosch. 4,50 Mk., geb. 5,50 Mk. Hans Sachs Verlag, München.

Das Buch des Einarmigen. Von Geza Graf Zichy. Preis geh. 2,— Mk., geb. 3,— Mk. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Der Tag in Nancy. Von Liesbeth Dill. Preis geh. 4,— Mk., geb. 5,— Mk. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Heilige Stunden. Von Bruno Pompecki. Preis geh. 75 Pf. Verlag A. W. Kafemann, Danzig.

Emil Himmelheber. Von Anton Fendrich. Preis geh. 3,— Mk., geb. 4,— Mk. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Vom Krieg und vom deutschen Bildungsideal. Von Prof. Dr. E. Küster in Bonn. Preis brosch. 60 Pf. A. Marcus & E. Webers Verlag, Bonn.

Grimm und Spott. Gedichte von Heinrich Langenhagen. Verlag H. Langenhagen, Stolp i. Pommern.

Bismarck, der große Deutsche. Von Erwin Rosen. Preis geh. 2,50 Mk., geb. 3,50 Mk. Verlag Robert Lutz, Stuttgart.

Inhalt des Heftes 31: Ich kenne keine Parteien mehr! Von Henry Wenden. — Weit vom Schuß. Roman aus der Kriegszeit von Freih. von Schlicht. — **Beiblatt:** Sieger. Gedicht von Fred Hein. — Auf Skipatrouille. Von Hellmuth Unger. — Heldenbäume. Von Joseph Aug. Lux. — Meine Enkelkinder beten . . . Gedicht von K. E. Knodt. — Bücherbesprechungen. — Vermischtes. Der Deutschen kriegerische Namen. Von Käthe Damm. — Neue Bücher.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke's Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 1. Mai 1915. — Druck von A. Sehdel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1915 Heft 32

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Ich kenne keine Parteien mehr! Von Henry Wenden

1. Fortsetzung.

Leutnant v. Willingen setzte seine Tasse fort, stand auf, trat ganz nahe zu Olga heran und stellte sich vor sie hin, schlank, biegsam wie eine Gerte, das Monokel im Auge, ganz voll von Jugend, aber auch von Keckheit und Lebenslust: „Eigentlich unverzeihlich, solche Bescheidenheit, durch die man sich selbst um den einzigen Genuß bringt, sich mit Ihnen unterhalten zu dürfen, gnädiges Fräulein. Aber ich sage ja immer, man soll nicht bescheiden sein. Bescheidenheit ist eine veraltete Sache. Paßt gar nicht mehr in unsere moderne Zeit."

„Also dann seien Sie einmal unbescheiden, Herr Leutnant", kicherte Olga mit jener Lustigkeit, die sich vorläufig nur Selbstzweck war, und bloß um jeden Preis lachen wollte. „Ich bin neugierig, wie Sie das machen werden."

„Wirklich, sind Sie neugierig? Und Sie erlauben es mir? Also sage ich Ihnen zuerst, daß ich Sie heute unendlich schön finde. Viel schöner noch als je zuvor."

„Danke. Aber das finde ich nicht unbescheiden."

„Kommt noch. Nur ein bißchen Geduld."

„Ich warte."

„Nun bitte ich um diesen Platz . . . um den da neben Ihnen. Dort möchte ich mich setzen, wenn Sie die Güte hätten, ein wenig zu rücken."

„Aber Kurt", meinte Frau von Willingen leicht verweisend.

Und Olga lachte: „Jetzt haben Sie's erreicht. Das war ausgiebig unbescheiden."

„Sie hatten mir's erlaubt."

„Ich weiß. Und darum erfülle ich Ihre Bitte." Damit rückte sie in dem seidenen Doppelfauteuil, der vor einer Säule mit einer Marmorstatuette stand, so in die Ecke, daß Raum für Kurt wurde.

Frau von Willingen schüttelte nachsichtig den Kopf, indes ihr Sohn Platz nahm und die Plänkelei fortsetzte. Und dabei war sie doch innerlich stolz auf ihn.

Bloß Marie fand auch in dieser Lustigkeit wieder etwas Gewaltsames und Gezwungenes, das ihr mißtönig klang und das sie ängstigte. Sie war von Haus aus ernster veranlagt . . . sie lächelte meist nur, und ihre starken, weißen Zähne wurden selten unter einem vollen Lachen sichtbar. Trotzdem konnte sie sich mit anderen freuen. Aber das hier schien ihr falsch und unecht, und deshalb sah sie mit ihren großen, blauen Augen fragend und forschend auf ihren Bruder. Sie nahm kaum teil an der Unterhaltung, lächelte höchstens konventionell und wurde in Wirklichkeit immer besorgter und ernster. Aber die anderen merkten das nicht im geringsten und ließen sich nur noch ausgelassener gehen.

Nach einer Weile kam Frau Kruse und gab Olga ein Zeichen. Die stand auf: „Sie entschuldigen mich bitte einen Augenblick", und ging hinaus, um irgend etwas in der Wirtschaft zu besorgen.

„Ein hübsches Mädchen", meinte Frau von Willingen leise, indem sie ihr wohlgefällig nachsah.

„Auch recht lieb", fügte Marie hinzu und

Digitized by Google

strich sich dabei über ihr reiches, blondes Haar, das hinten in einem Knoten zusammenlief.

„Und vor allem eine ausgezeichnete Partie", rief Kurt mit hellem, unmotiviertem Lachen.

Frau von Willingen erschrack: „Um Gottes willen, nicht so laut."

Und Marie kniff ihre vollen Lippen zusammen, daß sie beinahe schmal wurden, und sah dabei ihren Bruder mit einem Blick an, der halb vorwurfsvoll und halb auch wieder ängstlich war. Darauf sagte sie gedämpft: „Es fragt sich, für wen. Für unsereinen jedenfalls nicht. Sie ist nun doch eben leider nicht von Adel."

„Ach Schnickschnack," schnippte Kurt mit der Hand, „das nimmt man heut nicht mehr so genau. Ein Sack voll Gold deckt ein fehlendes Wappen zu."

„Geschmacksache. Ich weiß jedenfalls von mir, daß ich nie einen Bürgerlichen heiraten würde."

Kurt wollte gerade etwas erwidern. Aber da Olga in dem Augenblick an der Tür erschien, verschluckte er das Wort unausgesprochen und saß eine Sekunde mit offenem Munde da.

Das merkte Olga, und amüsiert lachte sie ihn an: „Lassen Sie sich nicht stören. Reden Sie nur weiter. Was haben Sie Schlechtes über mich gesagt?"

Frau von Willingen und Marie wetteiferten etwas überhastet, das Unmögliche solcher Vermutung darzulegen.

Nur gerade Kurt verhielt sich still und stotterte bloß ein paar Versicherungen hin. Aber bleich war er geworden, und auch den Rest des Abends beteiligte er sich nur brockenweise an der Unterhaltung.

* * *

Am nächsten Tag frühmorgens um sechs wurde Kurt von seinem Burschen geweckt.

Er war noch müde und konnte in der Finsternis einen kräftigen Fluch nicht unterdrücken. Aber er fuhr doch schleunigst in die Kleider, wobei er sich von dem Burschen helfen ließ, nahm im Stehen sein Frühstück und eilte in die Kaserne.

Als er in den nachtgrauen Morgen trat, erschauerte er vor Schüttelfrost. Verdammt ... — dachte er, — der Wind geht durch und durch, als ob der Mantel lauter Löcher hätte. . . — Dann schlug er den Kragen hoch, vergrub die Hände in die Taschen und tapste im Geschwindschritt dem Kasernentor zu.

Auf dem Hof waren die Rekruten schon angetreten, und nachdem er die Meldung des Feldwebels empfangen hatte, ging er in jenem Wachtpostenschritt, der kein Ziel hat und nur um der Bewegung willen da ist, auf . . . und ab . . . und auf . . . und ab.

Die Rekruten exerzierten in kleinen Abteilungen, übten Gewehrgriffe, langsamen Schritt, und die Anfangsgründe des Bajonettierens. Die Stimmen der Unteroffiziere knarrten rauh hinein, oder rappelten auch wohl öfter in einem Fluch, als ob sie explodieren wollten.

Kurt hörte das kaum. Dies allmorgendliche Geräusch, das von Signalen, die gedämpft aus der Kaserne klangen, begleitet und gleichsam getragen wurde, war seinem Ohr schon so vertraut, daß es spurlos an ihm vorüberglitt. Er ging in seine Gedanken versunken auf . . . und ab . . . und auf . . . und ab. Nur gelegentlich warf er seitwärts einen Blick auf die Rekruten, die in ihren dunklen Mänteln im Frühnebel, der noch mit der Sonne kämpfte, wie schwarze Silhouetten im Raum standen. — Wie Hampelmänner . . . — dachte er einmal, — so automatische, unwirkliche Bewegungen machen sie. . . . — Und er hätte sich wahrhaftig nicht gewundert, wenn plötzlich ein großer Mann aufgetaucht wäre, der das Ganze mit einer Strippe in Bewegung gesetzt hätte.

Kameraden gingen zu anderem Dienst vorüber und wechselten Gruß und ein paar Worte mit Kurt. Nach acht erschien der Hauptmann und brachte für ein Viertelstündchen ein wenig Abwechslung in die Eintönigkeit. Kurt riß sich zusammen, schlug die Hacken aneinander und machte die vorschriftsmäßige Meldung, die Stimmen der Unteroffziere schollen lauter, es war wie eine winzige Erhebung in der Ebene tagtäglicher Pflichterfüllung. Aber sobald sich ein wenig später der Hauptmann entfernte, wurde alles glatt und flach wie vorher, und Kurt

Digitized by Google

ging wieder im Wachtpostenschritt auf . . . und ab . . . und auf . . . und ab.

Gegen neun jedoch ereignete sich wirklich etwas Ungewohntes: ein Gefreiter von der Wache führte einen Messenger-Boy heran, der für Kurt einen Brief hatte und auf Antwort wartete.

Kurt griff hastig und erschrocken danach. Erst wie er die große, steilzügige Schrift seiner Schwester erkannte, fiel ihm die Umschnürung von der Kehle. Er atmete tief auf und blieb trotzdem doch unruhvoll: Was konnte seine Schwester von ihm wollen? . . . Zu so früher Stunde . . . wo er sie doch gestern erst gesehen hatte. . . . — Und er öffnete so hastig, daß das Papier dabei zerknitterte.

Dann las er die wenigen Zeilen kopfschüttelnd zweimal. Ob er heute nachmittag dienstfrei sei? . . . Und ob sie ihn um drei Uhr besuchen dürfe? . . . Zu einer wichtigen Unterredung? . . . — Er nagte an der Lippe und runzelte mißtrauisch die Brauen. —

Hatte sie eine Ahnung von seiner Lage? . . . Unmöglich . . . Ausgeschlossen . . . Woher sollte sie? . . . Was aber wollte sie dann von ihm? . . . Auch nicht die leiseste Andeutung stand dadrin. . . . — Er zuckte mit den Achseln. — Ah ba . . . lächerlich . . . wozu sich unnütz den Kopf zerbrechen? . . . Zuletzt war das Ganze eine Kinderei . . . nicht wert, fünf Minuten darüber nachzudenken. . . . — Und mündlich gab er dem Boten die Bestellung auf: „Sagen Sie der Dame, es wäre gut." —

Nach dem Vormittagsdienst speiste er im Kasino, und wie schon die ganze letzte Zeit, gab er sich auch heute alle Mühe, daß die Kameraden seine Verstimmung nicht bemerkten. Dann ging er nach Hause und wartete. Auf dem Regal standen eine Menge militärischer Bücher, denn er bereitete sich für den Generalstab vor. Davon griff er eins herunter und versuchte zu lesen. Aber er klappte es bald wieder zu, denn er wurde gewahr, daß er nur Worte in sich aufnahm, ohne einen Sinn damit zu verbinden. Darauf versuchte er es mit einer angefangenen Festungszeichnung. Aber die Linien der Wälle, Glazis und Gräben, der Zwischenbefestigungen, Stacheldrahtzäune, rasierten Schußflächen, Verhaue, Minenfelder, — das alles verwirrte sich ihm wie ein Spinnennetz, aus dessen Fäden er sich nicht mehr herausfand. Zuletzt warf er sich einfach lang auf das Sofa und rauchte eine Zigarette nach der anderen.

Kaum fünf Minuten nach drei klingelte es. Es riß ihn auf, es quirrelte ihm durch die Nerven. Aber als Marie eintrat, sprang er empor und rief ihr mit forzierter Lustigkeit entgegen: „Donnerwetter! Beinahe militärisch pünktlich!"

Marie jedoch ging auf diesen Ton nicht ein. Im Gegenteil, sie prallte davor zurück, als hätte man ihr etwas an den Kopf geworfen. Ihre kurze, etwas starke Nase und der volle Mund, die sie beide vom Vater hatte, rümpfte und wölbte sich wie in stummer Abweisung. Und während sie wortlos dastand, dachte sie wieder wie schon so oft am gestrigen Abend: Warum spielt er Komödie? . . . Was hat er nur? . . . Und warum versucht er, auch mich zu täuschen?

„Na, Schwesterchen," scherzte Kurt, „fehlt dir bei mir der Fahrstuhl, daß du noch immer nicht zu Atem kommst?"

Sie nickte wie erwachend: „Ja, so wird es wohl sein." Dann reichte sie ihm die Hand und begann abzulegen.

Kurt war ihr behilflich und redete dabei in einem fort in einem überstürzten Bestreben, keine Pause eintreten zu lassen: „Recht. Mach' dir's bequem auf meiner Bude. Glaube wahrhaftig, du bist zum erstenmal hier. Oder nein . . . pardon . . . ich hatte schon die Ehre. Aber verdeibelt lange muß das her sein. Warte mal — — — na, is ja ganz egal. Also jedenfalls willkommen. Darf ich dir was anbieten? Ein Kognak . . . wird wohl nichts für dich sein. Aber hier ist auch ein Portwein . . . mehr für Damen geeignet . . . den wer' ich uns mal eingießen. — So, Schwesterchen — . . . Prost!"

Kurt hob sein Glas und leerte es auf einen Zug. Aber Marie nippte nur flüchtig. Dabei kam der sinnend-fragende Ausdruck, der auch sonst oft in ihren Augen lag, zu ganz besonders starker Geltung. Und dann trat eine Stille ein, die nach dem Redefluß eben doppelt fühlbar war.

Auch Kurt empfand das, und wollte von neuem beginnen. Aber Marie unterbrach ihn: „Laß doch, Kurt. Wozu? Deine Lustigkeit ist mißtönig. Es ist, als ob ein Kind am Klavier fortwährend daneben greift. Das ist peinvoll

Digitized by Google

auf die Dauer . . . und nicht bloß für mich. Ich meine, es muß dich ebenso quälen. Also greife doch lieber mal die rechten Tasten."

Marie hatte das in ihrer ruhigen Art gesagt und zugleich mit jener hellen Stimme, die immer zu fragen und sich zu wundern schien, wenn jemand etwas anders machte, als Marie es bei sich für richtig hielt. Und diese Art und diese Stimme übten eine suggestive Macht . . . es ging eine Sicherheit von ihnen aus, ein Wille, eine Energie, denen sich niemand ganz leicht entziehen konnte.

Während sich Kurt noch dagegen wehrte, saß sie unbeweglich. Ihre großen blauen Augen, die keinen Blick von ihm ließen und sich an seine Seele klammerten, sahen, wie er kämpfte und wie er litt. Am liebsten hätte sie sich an seinen Hals gehangen und ihm zugeschrieen: „So rede doch!" Aber solch ein Zur-Schau-tragen ihrer Gefühle widerstrebte ihr von je . . . das brachte sie nicht über sich. Und so streckte sie nur langsam ihre Hand über den Tisch und sagte leise: „Kurt. — Dummer Bub. —"

Als Kind beim Spiel hatte sie ihn oft so genannt, und der große Junge hatte es sich gefallen lassen, trotzdem er vier Jahre älter war als sie. Zehn Jahre oder mehr hatte sie das Wort nicht gebraucht. Aber nun, sie wußte selbst nicht wie, war es ihr in den Sinn gekommen, und kaum ausgesprochen, fühlte sie schon, wie es ein Schlüssel zu Kurts Geheimnis wurde. Und sie ließ es ruhig wirken. . . . Sie fragte nichts mehr und wartete, daß er von selber reden solle.

Aber Kurt stand auf und stöhnte gepreßt: „Was marterst du mich, wenn du doch alles ahnst?" Dabei ging er quer durch das Zimmer zum Fenster und drückte seine Stirn an die kalten Scheiben.

Marie atmete tief. — Also hatte sie doch Recht. . . . Kurt bedrückte etwas. . . . Und was Schweres mußte es sein . . . denn so hatte sie ihn noch nie gesehen. . . .

Sie trat hinter seinen Rücken und lehnte sich leise an ihn. Und noch einmal, jetzt bewußt, nützte sie Kindheitserinnerungen: „Kurt, weißt du noch, wie du immer gesagt hast, ich sei tapferer als alle Jungen, und es sei schade um mich, daß ich ein Mädel wäre? Beweise mir das jetzt, indem du mir die Kraft zutraust, auch etwas Schlimmes zu ertragen."

Kurt drehte sich um und lächelte. Aber gleich darauf wurde sein Lächeln verzerrt und bitter: „Was sollen uns die Kindheitserinnerungen? Wir sind leider keine Kinder mehr."

„Nein, Kurt, das sind wir nicht. Aber eben darum müssen wir das Spiel nun Ernst werden lassen." Und als er wieder schwieg und nicht reden wollte, fragte sie geradezu: „Kurt, hast du Schulden?"

Er fuhr sich durch das Haar, das glatt gescheitelt und pomadisiert war, so daß es nun wirr und borstig stand: „Ja . . . auch. Aber . . . Also ich kann nicht darüber sprechen."

„Du k a n n s t nicht? Nein, Kurt, du m u ß t sogar. Sind die Schulden groß?"

Er wandte das Gesicht ab und nickte bloß.

„So groß, daß Papa sie nicht bezahlen kann?"

„Wenigstens schwer . . . nur mit Opfern. Aber darum dreht es sich ja gar nicht. Da ist noch etwas anderes. . . . Also ich kann dir das nicht sagen."

„Was ist da noch anderes? — Kurt, ich lasse dich nicht los. Und wenn ich hier drei Tage bleiben soll . . . ich weiche nicht von der Stelle, bis du gesprochen hast. Ich denke, zu mir kannst du doch Vertrauen haben. Wir sind doch immer gute Kameraden gewesen. Also was ist da noch anderes außer Schulden?"

Kurt hob jetzt das Gesicht, und dessen Ausdruck war so verzweifelt, wie das Auge eines Rehs, das zwischen Treibern und Jägern nach einem Ausweg sucht und keinen findet. Und mit solchen Augen sah er sie an: „Wir sind immer gute Kameraden gewesen? — So sagst du. Und was wäre Kameradschaft wert, wenn sie sich nicht auch in schlechten Zeiten bewährte? Wirst du sie bestehen, Schwester?"

„Zweifelst du daran?"

Er zuckte die Achseln: „Wir wollen es versuchen." Und dann ihr immer in die Augen sehend: „Es ist ein Schuldschein."

„Hoch?"

„Zehntausend."

„Um Gott!"

„Laß doch . . . beruhige dich . . . das ist nicht das Schlimmste. Aber der Name, weißt

Digitized by Google

du . . . um den dreht es sich. Also . . . nämlich Papa hat ihn unterschrieben."

„Papa? — ! —"

„Ja . . . das heißt . . . er weiß nichts davon."

Marie blickte verständnislos: „Papa hat — —? . . . Er weiß — — ? . . ." Aber plötzlich begriff sie: „Kurt! — Kurt, du selbst? — ! —" Und zugleich prallte sie zurück, zwei Schritte von ihm fort, als müsse sie sich von ihm wie von etwas Unreinem trennen.

Kurt sah, wie sie dabei nach neuen Worten rang. Aber bevor sie noch etwas sagen konnte, rief er ihr zu: „Marie, sieh dich vor! Es gibt keinen Menschen, den ich mehr liebe, als dich! Was du jetzt sprichst, wird mir vielleicht zum Urteil!"

Marie hatte gerade einen Schimpf auf den Lippen, der ihm vielleicht den Revolver in die Hand gedrückt hätte. Aber wie sie nun seinen Warnungsruf hörte und ihm in die offenen, ehrlichen Augen sah, aus denen die Angst unruhig hervorflatterte, sagte sie sich: Das darf ich nicht . . . diese Augen sind keiner Gemeinheit fähig . . . wer weiß, wie alles gekommen ist . . . Jetzt muß ich beweisen, wie lieb ich ihn habe. . . . Verurteilen ist leicht . . . ich muß ihm helfen.

Und sie unterdrückte den Schimpf und sagte nur leise, fast tonlos: „Wie konntest du, Kurt? wie war das bloß möglich?"

Der aber sank jetzt wie in einer Entspannung aller Nerven auf einen Stuhl und stützte den Kopf in die Hände: „Ich weiß es nicht. Ich kann es mir selbst kaum erklären. Ich war wie in einer Zwickmühle . . . gar keinen Ausgang. Skandal und sicher den Dienst quittieren, oder das unterschreiben und . . . freilich auch Skandal."

Bei den letzten Worten stöhnte er tief auf. Marie aber fragte dumpf: „Woher sind die Schulden?"

„Ich kann dir das nicht erklären, Marie."

„Spiel?"

„Nein."

„Also . . . Frauen?"

„Auch das nicht . . . oder doch nicht so, wie du denkst."

„Und dann mußtest du dich Wucherern in die Hände geben?"

„Es ist kein Wucher . . . ich habe überhaupt nichts bekommen. Aber trotzdem muß ich zahlen . . . glaube mir, Marie. Ich kann dir's nicht erklären. Glaube mir doch."

Marie mochte nicht weiter in ihn dringen. Ihr erster Zorn, in dem sie etwas wie Verachtung empfunden hatte, war nun einem unendlichen Schmerz gewichen und einem Mitgefühl, das beinahe mütterlich war. So legte sie ihre Hände auf seine Schultern und fragte: „Und was soll nun werden, Kurt?"

„Ich weiß es nicht", kam es ratlos zurück.

„Wo ist der Schuldschein?"

„Jetzt hat ihn Rechtsanwalt Lienhardt. Derselbe, den die Sozialdemokraten in den Reichstag wählen wollen. Er hat mir vor ein paar Tagen geschrieben."

„Darum warst du gestern abend so erregt, als man von ihm sprach."

Kurt antwortete nicht . . . er starrte nur so vor sich hin. Und auch Marie schwieg und dachte nach, was sie tun solle. Erst nach einer Weile fragte sie: „Er hat dir gedroht?"

„Nein. Dazu hat er ja auch nicht die geringste Veranlassung. Die Schuld ist erst Ende des Monats fällig. Er hat mich nur sehr höflich gefragt, ob ich den Schein bei ihm einlösen wolle, oder ob es mir lieber ist, wenn er ihn meinem Vater präsentiert."

„Und was hast du geantwortet?"

„Natürlich, daß er nicht zu Papa gehen braucht."

Marie nickte: „Das darf er keinesfalls."

So entschlossen sagte sie das, so ganz fertig mit sich, als könne es da gar kein Deuteln geben. Und dann weiter: „Das Geld muß natürlich bezahlt werden. Woher, weiß ich selbst noch nicht. Zuerst brauchen wir Zeit. Er muß dir die Schuld noch ein paar Monate stunden."

„Das wird er nicht können. Er hat doch auch seinen Auftrag."

„Vielleicht geht es doch. Man muß jedenfalls mit ihm reden. Und weißt du was, Kurt — — —" Sie zögerte eine Sekunde und stand dann auf, als wollte sie damit sich selber jeden Rückzug abschneiden. „Ich werde das machen. Ich spreche mit ihm. Ich werde noch heute zu ihm gehen."

Kurt erschrak . . . er begriff nicht: „Du willst zu ihm?"

Digitized by Google

„Ja. Weshalb nicht?" gab Marie zurück und mühte sich dabei, so harmlos zu sprechen, als würde ihr selber der Gang nicht schwer.

„Das darfst du nicht. Das erlaube ich nicht."

„Ich weiß wirklich nicht, was du dabei findest. Warum soll eine Dame nicht in ein Anwaltsbureau gehen?"

„Zu jedem anderen ja . . . aber nicht zu diesem. Du vergißt, daß er ein Sozialdemokrat ist, also ein Mensch, der unsereinen haßt. Der freut sich doch, wenn er uns verderben kann. Da richtest du mit deinen Bitten nichts aus. Und vor so einem willst du dich erniedrigen?"

Gegenüber diesem Ausbruch blieb Marie ganz still, und nur ihre Stimme zitterte leicht, als sie erwiderte: „Mein lieber Kurt, ob es etwas nützt, bleibt dahingestellt. Was aber die Erniedrigung betrifft, so solltest du besser davon nicht sprechen."

Sie sah ihn ernst und traurig an. Als er aber unter diesem Blick die Augen senkte, sagte sie plötzlich in ganz verändertem Tone: „Kopf hoch, Kurt! Es wird schon werden! — . . . Und jetzt gib mir mal dort meinen Mantel her."

Kurt gehorchte mechanisch und half ihr in ihre Sachen. Sie zog sich mit hastigen Griffen an, als fürchte sie, sie könnte sich selber untreu werden.

Nun war sie fertig und langte nach seiner Hand. Sie drückte sie und sah ihn an, als ob sie noch etwas sagen wollte. Aber zuletzt wandte sie sich doch wortlos nach der Tür.

Erst dort drehte sie sich noch einmal um und sagte zurück: „Auf Wiedersehen. — — Dummer Bub. — —"

* * *

Marie ging die Karlstraße hinunter. An der Ecke der Friedrichstraße zögerte sie, in einen Autobus einzusteigen, der schwankend dahergerattert kam. — Sollte sie sich in solch Ungetüm setzen? . . . Das dünkte sie zu eng . . . es war zu bedrückt, zu dumpfig . . . Sie aber brauchte Luft . . . gerade jetzt . . . Nein, da wollte sie lieber zu Fuß gehen. . . .

Es war noch nicht fünf. Durch die Winterdämmerung zuckten bereits die elektrischen Reklamen. Das funkelte in einem Sternenregen, kroch glühend an den Häusern empor, schoß in feurigen Bogen über die Dächer, leuchtete auf, verlöschte und brannte wieder, und durchflirrte die Luft mit einem irren Gefackel von Glanz, von Finsternis und Flammen.

In den Menschenstrom, der sich darunter entlang wälzte, ließ sich auch Marie aufnehmen. Einmal eingereiht, kam sie sich aufgefressen vor, als sei sie nur noch ein belangloses Teilchen und als besäße sie gar keine Persönlichkeit mehr. Aber das war ihr gerade recht . . . es lullte so ein, als verschwömme alles eigene Weh in diesem formlosen Menschenbrei.

Ehe sie recht wußte, wie sie hingekommen war, befand sie sich an dem anderen Ende der Friedrichstraße in der Nähe des Halleschen Tores vor dem Hause, in dem Doktor Lienhardt seine Kanzlei haben sollte.

Als sie die Treppe zu ihm emporstieg, überkam sie eine eigene Bangigkeit. Aber während sie die noch zu unterdrücken trachtete, ertappte sie sich, daß es gar nicht so sehr die Angst vor dem Schicksal des Bruders war, als das seltsame Gefühl, zu einem Sozialdemokraten zu gehen. Sie hatte, abgesehen von dem einen oder anderen Handwerker, gewiß noch mit keinem Sozialdemokraten gesprochen, und sie hatte eigentlich noch nie an die Möglichkeit gedacht, daß es auch in gebildeten Kreisen Sozialisten gab. Mit Politik hatte sie sich ja niemals beschäftigt. Aber nach den Brocken, die sie so gelegentlich gehört oder gelesen hatte, war ihr die Sozialdemokratie gleichbedeutend erschienen mit schmutzigen Händen, mit falschem Deutsch und mit einer Gesinnung, die jeden Besitzenden am liebsten erschlagen hätte, um sein Eigentum zu rauben. Und nun war sie im Begriff, zu einem Rechtsanwalt zu gehen, zu einem Menschen, der studiert hatte wie ihr eigener Vater, und der trotzdem als Sozialdemokrat in den Reichstag wollte. Das schien ihr unbegreiflich und widersinnig.

Der Bureauvorsteher oben bat sie, Platz zu nehmen. Der Herr Doktor würde gewiß gleich frei sein . . . es sei augenblicklich nur sein Bruder bei ihm.

Marie setzte sich an den Tisch. Es lagen Zeitungen darauf. Wie sie genauer hinschaute, waren es Nummern des „Vorwärts". — Sollte sie einmal darin lesen? . . . — Der Gedanke kam ihr wie etwas Verbotenes vor. Trotzdem

Digitized by Google

trieb sie die Neugier, und indem sie sich scheu umsah, langte sie schon danach, als sich eine Seitentür öffnete, und zwei Herren in lautem Gespräch heraustraten.

„Also es bleibt dabei, Heinz. . . . Du kommst heute abend", sagte jener, der den Mantel an hatte und gerade einen Schlapphut aufstülpen wollte.

„Ich denke, ganz bestimmt. Was machen denn die Eltern?"

„Na so so. Dem Vater behagt das Stillsitzen nicht."

„Da wird er sich dran gewöhnen müssen."

„Tja . . . braucht aber Zeit. — Und nun nochmals adieu. Ich muß jetzt rennen, daß ich in meine Sprechstunde zurecht komme."

„Das besorgt schon der Autobus", lachte Heinz ihm noch nach. Dann wandte er sich mit einer leichten Verbeugung zu Marie: „Jetzt stehe ich zu Ihrer Verfügung, meine Gnädige. Bitte dort." Damit wies er auf die offene Tür.

Während Marie vor ihm herging, dachte sie bei sich: Den hatte ich mir eigentlich anders vorgestellt . . . nicht so schlank, nicht so fein, mehr untersetzt, mehr robust. . . . Und auch sein Benehmen scheint ganz erträglich. . . .

„Bitte, nehmen Sie Platz. Womit kann ich dienen?"

Die scharfe, ein wenig spröde Stimme weckte sie aus ihrem Sinnen. Sie fand sich in einem Stuhl neben einem Schreibtisch dem Advokaten gerade gegenüber. — Aber die trockene, rein geschäftliche Frage ohne alle Höflichkeitsphrasen verwirrte sie für eine Sekunde, so daß sie nicht gleich einen Anfang fand. Endlich sagte sie: „Mein Name ist von Willingen."

Heinz wußte nicht sofort Bescheid und wartete.

„Mein Bruder ist der Leutnant Kurt von Willingen."

„Ach so", erinnerte sich jetzt Heinz, ohne zu begreifen, was die Schwester von ihm wolle. „Aber darf ich doch fragen, in welcher Angelegenheit — —?"

„Sie haben einen Schuldschein von meinem Bruder", antwortete Marie nach kurzer Überwindung.

„Ja und nein . . . das trifft nur halb zu. Der Schuldschein ist von Ihrem Herrn Vater unterzeichnet, und juristisch ist also er der Schuldner."

„Vom Gesetz versteh' ich nichts", wurde Marie ein wenig nervös. „Aber der wirkliche Schuldner ist doch mein Bruder."

„Sagen wir, der Herr Leutnant ist der Urheber."

Die ruhige, überlegene Art des Advokaten reizte Marie. — Wollte er ihr imponieren? . . . Wollte er ihr zeigen, daß der Sohn eines Schlossers mit ihr auf gleicher Stufe stehe? . . . Das paßte ihr nicht . . dagegen lehnte sie sich auf. . . .

Und mit einem Anflug von Hochmut entgegnete sie: „Nennen Sie das wie Sie wollen, das gilt mir gleich. Die Hauptsache ist, Sie müssen unter allen Umständen die Schuld noch einige Monate stunden."

Heinz horchte auf. Über sein hageres Gesicht huschte ein erstauntes Lächeln. Dann schlug er mit einer raschen, ruckhaften Bewegung ein Bein über das andere und sich vorbeugend umkreuzte er das Knie mit seinen Händen. In dieser Stellung meinte er: „Ich weiß nicht, gnädiges Fräulein, wie Sie sich das vorstellen. Aber gar so einfach geht das nicht. Vor allem bin ich selbst nicht der Gläubiger, sondern dessen Rechtsfreund. Ich persönlich kann also gar nicht darüber bestimmen."

„Aber gewöhnlich tut man doch, was der Anwalt einem rät."

„Gewiß. Und es bliebe dann nur die Frage, ob ich es mit meinem Gewissen vereinbaren kann, meinem Mandanten solchen Rat zu geben."

Marie sah mit ihren großen Augen auf. „Gewissen?" fragte sie leicht gedehnt. Und mit leisem Spott fügte sie hinzu: „Kann man bei solchen Geschäften von Gewissen reden?"

Heinz stutzte: „Was wollen Sie damit sagen?"

„Ich meine, wenn jemand einem Leutnant Geld borgt, so pflegt man das doch Wucher zu nennen."

„Sie scheinen völlig falsch unterrichtet zu sein. Niemand hat Ihrem Bruder Geld geliehen."

„Woher stammt denn die Schuld?"

Heinz hob die Achseln: „Ich schwanke, ob ich Ihnen das anvertrauen darf."

Digitized by Google

Aber nach kurzer Überlegung, und nachdem er sie mit einem seiner scharfen Blicke gemustert hatte, fügte er hinzu: „Immerhin, es ist doch vielleicht gut für beide Teile. — Also es handelt sich hier nicht um die Rückzahlung eines Darlehns, sondern der Schuldschein stellt eine Abfindung dar für ein junges Mädchen, das — — Ihrem Bruder zu sehr vertraut hat."

Ein paar Augenblicke saß Marie wortlos da und schaute den Anwalt an, als ob sie ihn nicht verstehe. Dann schoß ihr plötzlich das Blut in die Wangen. Es widerstrebte ihrem ganzen Empfinden, daß ein fremder Mann dergleichen mit ihr sprach. Und sie sprang auf: „Herr Doktor, ich wünsche davon nichts mehr zu hören!"

„Ganz nach Belieben. Sie selbst haben mich dazu veranlaßt."

„Ich habe nur von dem Schuldschein gesprochen! Wie er entstanden, ist mir gleich!"

„Sie sprachen von Wucher, und da mußte ich mich verteidigen. Denn einen Wucherer würde ich niemals vertreten."

„Als ob das besser wäre als Wucher."

Marie sah Heinz herausfordernd an. Doch der blieb ganz gelassen: „Ansichtssache. Aber um darüber zu streiten, kamen Sie doch wohl nicht her."

Marie zitterte innerlich. — Da war er wieder, dieser gemessene, überhebliche Ton. . . . Das war ja gerade, als stände er mit ihr gleich. . . . Aber das tat er nicht . . . und wenn er zehnmal Advokat war. . . . Sie war Fräulein von Willingen . . . sie war mehr als er. . . .

Und sie sah in feindlich an: „Ich bin hier, um Ihnen zu sagen, daß der Schuldschein jetzt nicht bezahlt werden kann. Sie müssen sich noch ein paar Monate gedulden."

„Ich bedaure, darauf nicht eingehen zu können. Der Schuldschein ist Ende dieses Monats fällig."

„Und wenn er nicht bezahlt wird?"

„Dann wird er eingeklagt."

Heinz saß bewegungslos in dem hohen Ledersessel, und nur seine Hände spielten leise auf den Armlehnen.

Aber gerade diese Ruhe brachte Marie noch mehr auf: „Natürlich, Sie wollen meinen Bruder ruinieren."

„Ich tue nichts weiter, als meine Pflicht."

„Das glaube ich nicht. Das ist nicht Ihre Pflicht. Wenn hier ein Sozialdemokrat vor Ihnen stände, so würden Sie ganz anders sein. Aber da es sich um einen Offizier handelt und um einen Adligen, so benützen Sie die Gelegenheit, um Ihr Mütchen zu kühlen."

Während sich diese Worte über Heinz ergossen, war er blaß bis in die Lippen geworden. Um seinen rasierten, energischen Mund zuckte es wie elektrische Entladungen. Die schlanke Hand strich ruckhaft nervös durch das dunkelbraune, kurzwellige Haar. Langsam stand er auf, und seine schwarzen Augen glitzerten unheimlich unter der hohen Stirn hervor. Trotzdem sprach er gedämpft wie mit einer Sordine: „Mein gnädiges Fräulein, Sie sind eine Dame . . . das gewährt Ihnen Schutz. Vielleicht wissen Sie auch gar nicht, wie schwer Sie mich beleidigt haben. Aber lassen Sie sich sagen, daß meine politischen Anschauungen mich niemals zur Pflichtvergessenheit verleiten. Und damit darf ich unsere Unterredung wohl für beendet halten."

Er stand steif, unnahbar, und schien bloß darauf zu warten, daß Marie das Zimmer verlassen würde.

In der aber brach jetzt alles zusammen. — Was sollte denn werden, wenn sie nun ging? . . . Der Bruder . . . der Vater . . . es war nicht auszudenken. . . . Und sie stand hier und hatte nichts erreicht. . . . Der Mann da vor ihr konnte helfen. . . . Aber statt ihn zu bitten, hatte sie ihn noch gereizt. . . . Warum bat sie denn nicht? . . . Was nützte hier ihr Stolz? . . . Alles stand auf dem Spiel. . . . Sie mußte sich ducken. . . . Nur herunter . . . recht klein . . . ganz klein mußte sie sich machen. . . .

Und indem ihr die Angst an der Kehle preßte, hob sie, ohne es selbst zu wissen, die Hände empor und flehte erstickt: „Herr Doktor, haben Sie doch Mitleid."

Heinz sah sie an. Diese großen, blauen Augen, die feucht und hilflos zu ihm aufblickten, stimmten ihn weich. Es war ihm zumute, als erwarte eine Seele alles Heil von ihm, und als sei diese Seele in seine Hände gegeben. Trotzdem schwieg er noch in einem leisen Groll und auch unschlüssig, was er tun solle.

Indem sprach aber Marie schon weiter:

Digitized by Google

„Herr Doktor, Sie dürfen den Schuldschein nicht einklagen. Mein Papa darf von dem Schuldschein nichts erfahren."

Marie hatte das in ihrer Angst so herausgesprochen, ohne sich klar zu sein, was sie damit verriet. Aber in Heinz leuchtete es wie ein Blitzstrahl hinein. Und indem er ganz nahe an sie herantrat, fragte er, jedes Wort einzeln wägend: „Aber Ihr Herr Papa hat ihn doch unterschrieben?"

Erst jetzt begriff Marie, was sie gesagt hatte. Der Schreck darüber packte ihr Herz wie mit Zangen. Sie hätte schreien mögen, und dabei war ihr der Hals wie mit einem zähen Teig verpappt. Nur ihre Augen weiteten sich noch mehr und blickten entsetzt den Anwalt an.

Der aber sagte bloß leise: „Ach so. —" Und als Maries Kopf schwer auf die Brust hinabsank, fragte er nach einer Weile beinahe gütig: „Was sollen wir nun aber beginnen?"

Marie zuckte mit den Achseln.

„Ja, mein gnädiges Fräulein . . . ich fürchte, da werden Sie doch Ihrem Herrn Vater — —"

„Herr Doktor, das ist ganz ausgeschlossen!"

„Aber irgend etwas muß doch geschehen."

„So warten Sie doch — Nur ein paar Monate! —"

„Und wenn ich es täte . . . was wäre damit gewonnen? Ihr Bruder hat dann so wenig Geld wie heut."

„Wie mögen Sie das sagen? Es kann sich viel ändern! Ich weiß selbst nicht wie! Aber es gibt doch Möglichkeiten! Vielleicht verheiratet sich mein Bruder reich!"

In ihrem Suchen nach irgendeinem Ausweg war sie auf diese Idee gekommen . . . ganz zufällig und ohne viel Überlegung. Aber kaum war es ausgesprochen, so nahm es Gestalt an. Und unwillkürlich dachte sie: Vielleicht kann er Olga Oertel heiraten. . . .

Heinz Lienhardt schwieg . . . er war uneins mit sich.

Indes dachte Marie im Fluge weiter: Vielleicht hat Kurt schon selber daran — —? . . . Seine Bemerkung gestern abend wegen der guten Partie? . . . Natürlich hat er. . . . Und was wäre dabei? . . . Ich selber war zwar gestern noch anderer Meinung. . . . Olga Oertel ist eben leider bürgerlich. . . . Aber reich ist sie freilich . . . und übrigens auch sehr lieb. . . . Und überhaupt, was hilft's? . . . Es wäre doch eine Rettung. . . .

Mitten in diese Gedanken machte Heinz eine Bewegung, als wäre er zu einem Entschluß gekommen. Dadurch wurde auch Marie zu sich zurückgebracht und sah fragend erwartend zu ihm empor.

„Ängstigen Sie sich nicht mehr", sagte Heinz.

Die Worte schienen ihm schwer zu fallen... Es war ihm, als täte er ein Unrecht, seinen strengen Standpunkt aufzugeben und sich von Gefühlen leiten zu lassen. . . . Und dennoch, er konnte nicht anders handeln. . . .

Ängstigen Sie sich nicht mehr", sagte er noch einmal. „Ich will Ihren Bruder nicht ruinieren. Wenn Sie also glauben, daß in einigen Monaten — —"

„Bestimmt. Ich glaube es ganz bestimmt."

„Dann will ich also mit der Klage warten."

„Das wollen Sie?" fragte Marie noch halb voll Angst und schon halb voll Freude. „Wollen Sie das wahr und wahrhaftig tun?"

„Ängstigen Sie sich nicht mehr", sagte Heinz zum dritten Male.

Und da streckte Marie in einer plötzlichen Wallung ihm offen und frei ihre Hand entgegen. Er aber berührte sie nur flüchtig. Und in der nächsten Sekunde zog Marie sie zurück, als schäme sie sich der schnellen Regung.

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor," stammelte sie formell.

Und Heinz verneigte sich: „Bitte, keine Ursache."

Dann verließ sie die Kanzlei.

Aber noch auf der Straße konnte sie sich nicht von dem Zwittergefühl befreien, als wäre sie Siegerin und trotz alledem besiegt. — —

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Weit vom Schuß / Von Freiherr von Schlicht

Humoristisch-patriotischer Roman aus der Kriegszeit. 5. Fortsetzung.

Während Frau Schnappauf in mühseliger, geistiger und körperlicher Arbeit diese Zeilen niederschrieb, arbeitete auch der Herr Major wieder. Der Inhalt der Schriftstücke, die neben ihm lagen, gab ihm viel zu denken und zu überlegen, aber trotzdem er eigentlich dazu keine Zeit hatte, beschäftigte er sich im stillen doch meistens mit der schönen Frau von Duffel, die ihm heute morgen auf der Straße begegnet war, und die in ihrem totschicken Winterkostüm einfach bildhübsch aussah. Und doch hatte er sich im stillen wieder rasend über ihr Kleid geärgert und erst recht wieder über den wirklich auffallend hübschen und eleganten Hut. Das hatte er ihr durch einen Blick seiner Augen auch deutlich zu verstehen gegeben, als er, sie militärisch grüßend, dicht an ihr vorüberging. Sie mußte seinen Blick bemerkt und verstanden haben, aber anstatt zu erröten oder verlegen zu werden, hatte sie nur mit einem leisen, beinahe spöttischen Lächeln geantwortet, das ihm da deutlich sagte: „Verehrter Herr Major, Sie wollen mir ihre Ansichten aufdrängen, aber ich verteidige Ihnen gegenüber die meinigen, wir wollen sehen, wer von uns beiden den anderen zuerst bekehrt."

Daß er recht hatte, unterlag für ihn nicht dem leisesten Zweifel, aber wie sollte er sie davon überzeugen, vorausgesetzt, daß sie sich überhaupt überzeugen ließ? Er dachte an das klassische Lustspiel von der „bezähmten Widerspenstigen". Aber wenn Frau von Duffel vielleicht auch Gefallen an der Rolle der Katharina fand, er war kein Petruchio, weil ihm nichts daran lag, Frau von Duffel zu erobern. Das schon deshalb nicht, weil sein Herz und seine Zuneigung einzig und allein Fräulein Dorette gehörten und der auch immer gehören würden. Ja, wenn Frau von Duffel Fräulein Dorette wäre, dann würde es sich lohnen, den Kampf mit ihr aufzunehmen, aber so? Und doch hielt er es auf der anderen Seite in seiner Eigenschaft als Garnisonältester für seine militärische und moralische Pflicht, eine Dame, die sich, wenn auch nur vorübergehend, in der ihm unterstellten Stadt aufhielt, darüber aufzuklären, daß sie unpatriotisch handle, wenn sie auch in der jetzigen schweren Zeit nur die Toiletten fremder Länder trüge.

Aber nun galt es zu arbeiten, und so nahm er denn die neben sich liegenden Akten und Papiere wieder zur Hand, aber dabei dachte er jetzt nur an Fräulein Dorette, und im Zusammenhang damit auch an ihren Vater, der sich heute morgen dienstlich bei ihm auf dem Bureau gemeldet hatte, nachdem es ihm endlich gelungen war, dessen Widerstand, sich zum Friedensdienst zu melden, zu brechen. Hoffentlich befolgte der nun jetzt den ihm freundschaftlich erteilten Rat, sich die Haare und den Bart ein klein wenig militärisch zurechtstutzen zu lassen, damit er wenigstens in der Hinsicht in seiner äußeren Erscheinung einem Vizefeldwebel glich.

Und Dorettes Vater hat den Rat befolgt. Zu derselben Stunde, da der Major sich im stillen mit ihm beschäftigte, saß der bisherige Justizrat a. D. Wetterstein bei seinem Friseur und ließ sich Bart- und Kopfhaare militärisch beschneiden. Leicht wurde ihm das nicht, denn auf sein langes Haupthaar und auf seinen langwallenden Bart war er bisher stolz gewesen, wie ein Künstler auf seine Löwenfrisur. Aber da er die Uniform nun einmal wieder angezogen hatte, mußte er sich auch in alles Weitere fügen.

Und als er dann kurz vor acht Uhr die hübsche Villa betrat, die er mit seinen Damen allein bewohnte, wurde er von den Seinigen bereits voller Ungeduld erwartet. Die waren zu neugierig, wie er sich in der militärischen Haar- und Barttracht ausnehmen würde, und nun, da sie ihn mit eigenen Augen bewundern konnten, hielten sie mit ihrer Anerkennung nicht zurück: „Aber Papa — nein, wirklich — du bist gar nicht wiederzuerkennen — so sehr hast du dich verändert! Und gut steht dir dieser neue Spitzbart, wirklich ausgezeichnet — gegen früher bist du in deiner äußeren Erscheinung ein Jüngling geworden."

Digitized by Google

Lachend, scherzend und übermütig umringten die Töchter ihren Vater, bis Dorette ihm jetzt zurief: „Nein, wirklich, Papa, wenn ich nicht wüßte, daß du mein Vater wärest, würde ich dich für einen deiner Enkel halten! Du siehst so aus, als hättest du dich wenigstens um fünfzig Jahre verjüngt!"

Der Justizrat lachte über diese Neckerei seiner Jüngsten lustig auf, dann meinte er: „Du hast recht, Dorette, aber ich sehe nicht nur so aus, ich fühle mich auch so, als sei ich erst vor wenigen Wochen auf die Welt gekommen. Und da will ich dir einen guten Rat geben, wenn du mal wieder mit mir spazieren gehst, dann schiebe mich in einem Kinderwagen vor dir her, steck' mir einen Lutschpfropfen in den Mund, und zu Weihnachten wünsche ich mir ein Zahnhalsband und eine kleine Klingel, damit ich mich mit der bemerkbar machen kann, wenn ich mal auf den Topf muß!"

„Aber Vater!" riefen die Töchter anscheinend ganz entrüstet, dann aber lachten sie doch lustig auf, und diese harmlose Neckerei ging dann noch weiter, bis das Mädchen meldete, daß das Essen auf dem Tisch stände. Auch während des Abendbrotes herrschte eine fröhliche Stimmung. Der Justizrat liebte seine schönen Töchter über alles, er war so stolz auf sie, und wenn auch natürlich er diesen Krieg fürchterlich fand, so litt er unter dem weniger als andere Menschen, schon weil infolge dieses Krieges seine verheirateten Töchter wieder bei ihm im Hause waren. Im fröhlichen Geplauder verlief die Mahlzeit allen nur zu schnell, aber kaum hatte man sich von Tisch erhoben, als der Justizrat sich von seinen Kindern verabschiedete: „Seid mir nicht böse, es tut mir ja selbst am meisten leid, aber ich muß meine Nase wenigstens noch drei Stunden in die verschiedenen Dienstreglements stecken, damit ich mich morgen vor meinen Leuten nicht zu sehr blamiere. Seitdem ich zum letztenmal eine Übung ablegte, ist so vieles im Heere anders geworden, sogar die Kommandos. Wenn man früher einen einzelnen Mann, der ganz verlassen auf dem großen Exerzierplatz dastand, dahin bringen wollte, sich in Bewegung zu setzen, dann redete man diesen Jüngling nicht mit du oder mit Sie an, sondern mit Bataillon. Sollte er kehrt machen, dann nannte man ihn sogar ‚ganzes Bataillon', jetzt heißt es nur noch ‚Abteilung'".

„Das gehört sich auch so," meinte Dorette in Erinnerung an die Worte, die der Major ihnen am letzten Kriegsabend zugerufen hatte, „namentlich beim Militär, Vater, muß doch der Grundsatz gelten: keinen französischen Ausdruck mehr, sondern nur noch deutsche."

„Sehr richtig, mein Kind," stimmte der Vater ihr bei, „aber ohne die französischen Ausdrücke geht es doch nicht. Wir siegen mit unseren ‚Bataillonen', wir beschießen den Feind mit unseren ‚Batterien', wir reiten den Gegner mit unseren ‚Eskadronen' über den Haufen, und wer sich im Kampfe ganz besonders auszeichnete, erhält den Orden ‚Pour le mérite'. Nun aber gute Nacht, Kinder, ich sehe euch heute nicht mehr, denn wenn ich meine Nase wieder aus den Büchern herausgezogen habe, lege ich mich gleich schlafen. Ich habe bereits um acht Uhr Dienst, da muß ich unerhört früh aufstehen, spätestens um einhalb sieben Uhr, also mitten in der Nacht." Er wandte sich zum Gehen, aber schon an der Tür drehte er sich noch einmal um und bat seine Frau: „Tu mir den einzigen Gefallen, Liebste, und sorge dafür, daß die Köchin morgen früh weder versehentlich noch absichtlich die Zeit verschläft, damit ich ihr gleich dieselben wundervollen Worte zurufen kann, mit denen in der bekannten Operette ‚Orpheus in der Unterwelt' Orpheus beim Morgengrauen seine Juno begrüßt."

Überrascht blickten seine Damen auf, sie erriefen im Augenblick wirklich nicht, was der Vater meinte, und so fragten sie denn: „Willst du uns nicht sagen, wie dieser Morgengruß lautet?"

Da wandte sich der Vater, der die Tür zu seinem Zimmer bereits schon halb geschlossen hatte, abermals zu den Seinen um und rief diesen zu: „Juno, ist der Kaffee fertig?" Und draußen war er. —

* * *

Der Justizrat hatte Glück, die Köchin verschlief die Zeit nicht, der Kaffee stand auf die Minute pünktlich auf dem Tisch, und so fand sich denn der neugebackene Vizefeldwebel der Landwehr zu der ihm angegebenen Zeit auf dem Kasernenhofe ein. Dort standen bereits

Digitized by Google

mehr als dreihundert neue Kriegsfreiwillige jeglichen Standes und jeglichen Alters, die erst vor reichlich vierzehn Tagen eingetreten waren, die aber trotz dieser kurzen Dienstzeit schon voller Ungeduld den Tag herbeisehnten, an dem sie in das Feld ziehen durften. Es konnte einem ganz warm um das Herz werden, wenn man in diese Gesichter blickte, aus denen die glühendste Vaterlandsliebe und die größte Begeisterung für den Dienst sprachen. Und als gleich darauf der Dienst begann, entwickelten alle einen Feuereifer, der nicht einmal von dem ihrer Vorgesetzten übertroffen wurde.

Auch der Vizefeldwebel wurde schnell Feuer und Flamme, er fühlte sich tatsächlich um viele Jahre verjüngt und lief, nachdem ihm von einem ergrauten Feldwebel, der Leutnantsdienste versah, sein Wirkungskreis zugeteilt war, unermüdlich zwischen seinen Leuten hin und her, um deren Übungen zu verbessern, oder um die eine oder die andere, so gut er es auf Grund seiner theoretischen Kenntnisse vermochte, selbst vorzumachen, oder wenigstens auf das genaueste zu erklären. Und wie dankbar waren ihm die Mannschaften dafür, wie gespannt hörten diese ihm zu, wie hell leuchtete es in ihren Augen auf, wenn die plötzlich etwas begriffen, das ihnen bisher Schwierigkeiten bereitete.

Es wurden Gewehr- und Freiübungen durchgenommen, die Gewehrgriffe und der Marsch. Ein jeder übte für sich allein auf seinem Platz, bis er dann von einem der Unteroffiziere vorgerufen und von diesem noch besonders vorgenommen wurde.

Unter den Unteroffizieren, die zu der Abteilung des Justizrats gehörten, tat sich der Unteroffizier Schrumke durch besonderen Diensteifer hervor. Der war schon vor dem Feinde gewesen, hatte sich das Eiserne Kreuz geholt und war hierher zurückgeschickt worden, um sich von einer im Felde erhaltenen Verwundung völlig zu erholen. Es würden noch mindestens drei Wochen vergehen, ehe er wieder felddienstfähig war, aber er fühlte sich trotzdem schon wieder gesund, um hier so lange untätig herumzusitzen. So hatte er bei dem Garnisonkommando darum gebeten, sich als Ausbildungsunteroffizier nützlich machen zu dürfen, und das war ihm gern erlaubt worden.

Und Unteroffizier Schrumke war mit Leib und Seele bei seinem Dienst. Auf der einen Seite wußte er natürlich, daß man die Kriegsfreiwilligen nicht zu scharf anfassen durfte, um ihnen die Liebe und die Begeisterung für ihren Beruf nicht zu nehmen, auf der anderen Seite aber verlangte er von den Kriegsfreiwilligen doch bessere Leistungen als von den zum Dienste Verpflichteten.

Jetzt hatte er sich einen Kriegsfreiwilligen vorgenommen, der nach der Schätzung des Vizefeldwebels sicher Mitte der Fünfzig, wenn nicht noch älter war. Der war von großer, breiter, stämmiger Figur, aber Kopf- und Barthaar war doch schon grau, und auch sonst verriet der in seinen Bewegungen, daß er nicht mehr der jüngste war. Aber darauf nahm der Unteroffizier Schrumke keine Rücksicht, ja, wie es dem Vizefeldwebel vorkam, fast zu wenig Rücksicht, so daß er sich jetzt den Unteroffizier beiseite rief und diesem sagte: „Ich bin zwar heute zum erstenmal auf dem Kasernenhof und möchte Ihnen nicht in Ihren Dienst hineinreden, aber finden Sie nicht selbst, daß Sie diesen Kriegsfreiwilligen etwas zu scharf anfassen?"

In den Augen des Unteroffiziers blitzte es hell auf, dann sagte er: „Herr Vizefeldwebel, der Mann kann gar nicht scharf genug herangenommen werden, denn mit dem will ich später vor dem Feinde ganz besondere Ehre einlegen. Dieser Kriegsfreiwillige ist mir besonders an das Herz gewachsen, er ist nämlich mein Vater."

Der Justizrat glaubte nicht recht gehört zu haben. „Er ist der Vater", fragte er ganz erstaunt.

„Zu Befehl, Herr Vizefeldwebel", lautete die Antwort. „Er hat früher als Überzähliger nicht zu dienen brauchen, er gehörte lediglich dem Landsturm ohne Waffe an, und da habe ich ihm zugeredet, sich freiwillig zu melden. Der Wahrheit die Ehre, ich habe nicht nötig gehabt, dem Vater deswegen lange zuzusetzen. Die Mutter lebt nicht mehr, seine Stellung hat er durch den Krieg ohnehin verloren, was kann er da Besseres tun, als für das Vaterland zu kämpfen?"

„Da haben Sie vielleicht recht", stimmte der Vizefeldwebel ihm bei, bis er dann hinzusetzte: „Da werden Sie es also selbst am besten wissen,

Digitized by Google

wie Sie Ihren Vater auszubilden haben, da will ich Ihnen nicht weiter hineinreden."

„Zu Befehl", lautete die Antwort, und gleich darauf nahm sich der Unteroffizier seinen Vater wieder vor: „Na, Kriegsfreiwilliger Schrumke, nun haben Sie wohl Zeit genug gehabt, sich auszuruhen? Es hätte Ihnen aber gar nichts geschadet, wenn Sie die Zeit, in der der Herr Vizefeldwebel mit mir sprach, dazu benutzt hätten, um freiwillig ein paar Freiübungen zu machen. Na, wir werden das Versäumte schon wieder nachholen. Also los, Kriegsfreiwilliger Schrumke, Hände auf den Rücken, langsamer Schritt, Abteilung marsch. — Herr Gott im Himmel," unterbrach er sich plötzlich, „da tritt dieser Unglücksrabe schon wieder versehentlich mit dem falschen Fuß an. In Ihrem Zivilleben mag es ja vollständig gleichgültig sein, welches Bein Sie zuerst in die Luft strecken, aber im militärischen Leben ist das eine Versündigung gegen den heiligen Geist. Also nochmals von vorn: Abteilung marsch! So, Gott sei Dank, das war das linke Bein und der linke Fuß. Merken Sie sich das, Kriegsfreiwilliger Schrumke, denn wenn Sie mal vor dem Feinde mit dem falschen Fuß antreten, dann lachen sich die Franzosen oder Russen halbtot. Nun aber heißt es: Fußspitzen herunter, die Knie schön durchgedrückt, und immer hübsch geradeaus gehen. Immer fest auf den Beinen, nicht torkeln wie ein Betrunkener, der aus dem Wirtshaus kommt. So ist es leidlich gut, aber natürlich auch nur leidlich — links — rechts — links — rechts — hoch die Beine, immer weiter, und der Himmel ist so heiter! Immer weiter, ruhig den Schritt, immer fester mit dem Tritt!"

Das ging eine ganze Weile so fort, bis der Kriegsfreiwillige, dem trotz der kalten Witterung allmählich der Schweiß auf die Stirn trat, seinem Unteroffizier halblaut zurief: „Georg, können wir nicht mal wieder eine kleine Pause machen?"

Unteroffizier Schrumke taumelte vor Entsetzen einen kleinen Schritt zurück, dann rief er seinem Untergebenen zu: „Kriegsfreiwilliger Schrumke, wenn Sie sich noch einmal unterstehen, mich Georg zu nennen, dann können Sie Ihr Wunder erleben! Glauben Sie etwa, daß Sie mich so nennen dürfen, weil Sie zufälligerweise mein Vater sind? Im Dienst gibt es keinen Vater, Kriegsfreiwilliger Schrumke, da gibt es nur Vorgesetzte und Untergebene, und ich bin Ihr Vorgesetzter, wenigstens im Dienst."

„Und wenn der Dienst nachher zu Ende ist?" erkundigte sich der Vater bei seinem Sohn.

„Dann ist er auch noch nicht zu Ende," lautete die Antwort, „der Dienst dauert jetzt so lange, bis der Frieden geschlossen ist und bis alle Kriegsfreiwilligen wieder in die Heimat entlassen werden. Das merken Sie sich, aber wenn Sie denn gern eine kleine Pause machen wollen meinetwegen, rührt auch!"

Vater und Sohn standen einander schweigend gegenüber, bis der Unteroffizier Schrumke plötzlich meinte: „Du, Vater, da fällt mir eben ein, ich reiche mit meiner Löhnung dieses Mal doch nicht. Ich habe mir ein paar Sachen kaufen müssen, kannst du mir nicht zehn oder fünfzehn Mark dazugeben? Natürlich jetzt nicht gleich, sondern erst wenn der Dienst zu Ende ist."

Über das Gesicht des Vaters huschte ein leises Lächeln, dann meinte er: „Herr Unteroffizier, ich denke, der Dienst dauert, bis der Friede geschlossen ist? Und im Dienst gibt es keinen Sohn und erst recht keinen Vater, sondern nur Vorgesetzte und Untergebene? Und ob ein Vorgesetzter, wie der Herr Unteroffizier es nun doch sind, einen Untergebenen, wie ich es bin, anborgen oder von dem Geschenke annehmen dürfen, ohne sich nach dem Militärstrafgesetzbuch schuldig zu machen, das weiß ich nicht."

Unteroffizier Schrumke biß sich ärgerlich auf die Lippen. Da hatte er sich ja was Schönes eingebrockt, das kam davon, wenn man zu dienstlich war. Aber das Geld mußte er natürlich trotzdem haben, und so sagte er denn jetzt: „Ihre Worte, Kriegsfreiwilliger Schrumke, beweisen mir, daß ich unrecht tat, in Ihnen, wenn auch nur vorübergehend, meinen Vater zu sehen. Ich verspreche Ihnen, daß das nicht wieder vorkommen soll, dafür aber können Sie davon überzeugt sein, daß ich fortan noch viel mehr als bisher lediglich Ihr Unteroffizier sein werde.

Der Kriegsfreiwillige Schrumke bekam es mit der Angst, der kannte den Diensteifer seines Sohnes zur Genüge, und so rief er dem denn

Digitized by Google

jetzt zu: „Um Gottes willen, Georg, denk an meine alten Knochen, die müssen später noch genug herhalten, und das mit dem Geld war doch nur ein Scherz. Selbstverständlich kannst du die zehn oder fünfzehn Mark bekommen, meinetwegen auch zwanzig, ich gebe sogar freiwillig fünfundzwanzig, wenn du zuweilen etwas mehr daran denken willst, daß du nicht nur mein Unteroffizier bist, sondern auch, daß ich dein Vater bin."

Das aber hätte der Kriegsfreiwillige Schrumke lieber nicht sagen sollen, denn das nahm der Unteroffzier Schrumke krumm, und sich hoch aufrichtend und seinen Vater durchbohrend ansehend, rief er diesem zu: „Kriegsfreiwilliger Schrumke, stehen Sie zunächst mal still und nehmen Sie eine bessere Haltung an, wenn ich Ihnen die Ehre erweise, mich mit Ihrer Person zu beschäftigen. Und da möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie sich mit Ihren letzten Worten der versuchten Bestechung eines militärischen Vorgesetzten schuldig gemacht haben. Selbstverständlich nur der versuchten, denn daß sich ein königlich preußischer Unteroffizier in Wirklichkeit bestechen ließe, das gibt es nicht einmal im Frieden, geschweige denn in Kriegszeiten, und darum und deshalb wollen wir jetzt einmal wieder ein bißchen exerzieren, damit Ihnen die Bestechungsgedanken vergehen, denn mit fünfundzwanzig Mark ist bei mir nichts zu machen. Bei dreißig wäre es vielleicht schon etwas andres", setzte er anscheinend ganz ernsthaft hinzu, während er sich im stillen köstlich über seinen Vater amüsierte, denn er merkte es dem an, wie der es sich im stillen überlegte, ob er dreißig Mark dafür ausgeben könne, von seinem Georg mehr als Sohn, denn als Unteroffizier behandelt zu werden.

Gleich darauf ließ der Unteroffizier Schrumke den Kriegsfreiwilligen gleichen Namens wieder antreten. Die Bestechlichkeitsfrage jetzt zu lösen, war keine Zeit. Über den Punkt einigte man sich nachher am besten in der Kantine bei einem Glase Bier. Aber ob bestechlich oder nicht, die Hauptsache blieb nach wie vor der Dienst. Darum los: „Abteilung marsch!"

Es wurde überall mit solchem Eifer exerziert, daß der Dienst reine Orgien feierte, und während der Justizrat und Vizefeldwebel weiterhin seinen Leuten behilflich war, sie in die Geheimnisse des Dienstes einzuweihen, benutzte er zugleich die Gelegenheit, sich über die Namen und über die Zivilverhältnisse seiner Leute zu orientieren, nicht, weil er es mußte, sondern hauptsächlich, weil ihn diese Kriegsfreiwilligen, die da vor ihm standen, wirklich interessierten.

Jetzt wandte er sich an einen jungen Menschen, der mit seinem frischen, bartlosen Gesicht fast noch einen knabenhaften Eindruck machte, und erkundigte sich bei diesem nach Namen und Beruf.

„Ich war zuletzt Obersekundaner, Herr Vizefeldwebel, und ich bin schon siebzehn Jahre alt", und als bäte er wegen seines hohen Alters um Entschuldigung, setzte er erklärend hinzu: „Ich habe mich natürlich gleich melden wollen, als der Krieg ausbrach, aber die Mutter hat es nicht erlaubt. Die sagte, ich müßte erst meinen siebzehnten Geburtstag feiern, eher ließe sie mich nicht ziehen. Na, vor drei Wochen ist dieser große Tag nun gewesen, da meldete ich mich gleich, noch dazu, wo schon zwei meiner Brüder sich das Eiserne Kreuz verdienten und wo die beiden anderen schon für das Kreuz eingegeben sind."

„Und da wollen Sie es sich natürlich auch holen?" erkundigte sich der Justizrat scherzend.

„Das ist doch selbstverständlich, Herr Vizefeldwebel," lautete die Antwort, „und ich werde es auch bekommen, vorausgesetzt, daß ich nicht vorher totgeschossen werde."

„Na na, das wollen wir nicht hoffen, und an so etwas dürfen Sie in Ihren jungen Jahren gar nicht denken", rief der Justizrat dem jungen Krieger zu, bis er dann fragte: „Ist es Ihrer Mutter nicht sehr schwer geworden, alle ihre fünf Kinder in das Feld ziehen zu lassen?"

„Darauf kommt es doch gar nicht an, Herr Vizefeldwebel," klang es stolz zurück, „und danach hat noch keiner von uns gefragt. Geweint hat die Mutter selbstverständlich nicht schlecht, aber schließlich hat sie sich damit getröstet, daß sie nicht noch mehr Kinder hätte, sie meinte, fünf wären genug."

„Das sind sie auch," entfuhr es dem Herrn Justizrat unbeabsichtigt, „fünf Kinder machen

Digitized by Google

genug Arbeit und Sorge, bis man sie groß hat, das weiß ich aus eigener Erfahrung."

„Der Herr Justizrat haben also auch fünf Söhne, die jetzt vor dem Feinde stehen?" erkundigte sich der junge Kriegsfreiwillige voller Teilnahme.

Wie es kam, wußte der Justizrat selber nicht, aber als er jetzt in die Augen des jungen Kriegsfreiwilligen blickte, wurde er beinahe verlegen, und er fand nicht den Mut, dem von seinen fünf Töchtern zu sprechen. So murmelte er denn ein paar unverständliche Worte vor sich hin und wandte sich gleich darauf einem anderen Kriegsfreiwilligen zu, um ganz erleichtert aufzuatmen, als dieser ihm erzählte, er sei der einzige Sohn seiner Eltern, er habe sonst nur Schwestern, aber er wurde doch wieder etwas unruhig, als der junge Mensch, als wolle er sich deswegen entschuldigen, hinzusetzte: „Schwestern müssen ja schließlich auch auf der Welt sein, Herr Vizefeldwebel, denn wenn es auf der nur Männer gäbe —"

„Selbstverständlich," pflichtete der Justizrat ihm schnell bei, „natürlich muß es auch Schwestern und Töchter geben, sonst würde die Menschheit ja bald aussterben."

Aber trotzdem war und blieb er verstimmt, ohne zu wissen, warum, und um den Seinen zu Hause wieder mit einem frohen Gesicht gegenübertreten zu können, ging er nach Beendigung seines Dienstes noch für eine halbe Stunde an seinen Stammtisch, einmal, um sich auch dort in der Uniform bewundern zu lassen, dann aber auch, um in dem Gespräch mit den anderen Herren wieder auf andere Gedanken zu kommen.

Aber das half ihm nur wenig, ja, als er wie immer pünktlich auf die Minute zu Tisch nach Hause kam, war er in so schlechter Stimmung wie kaum je zuvor in seinem Leben. Er duldete die herzliche Begrüßung seiner Töchter, ohne die zu erwidern, und selbst seine Frau umarmte er lange nicht so zärtlich wie sonst.

Seine Damen sahen sich gegenseitig ganz erstaunt an. Was mochte der Vater nur haben? Allen lag es auf den Lippen, danach zu fragen, aber die Mutter gab ihren Kindern ein Zeichen zu schweigen. Die glaubte den Grund der Mißstimmung zu erraten. Sicher hatte sich der Vater im Dienst geärgert, vielleicht war er doch nicht mehr so jung genug, den ganzen Vormittag auf dem Kasernenhofe herumzustehen, sicher war er übermüdet.

In sehr gedrückter Stimmung setzten sich alle bald darauf zu Tisch. „Nur ein Glück, daß die Enkelkinder auch heute schon im voraus gegessen haben und auf ihrem Zimmer geblieben sind," dachte die Frau Justizrat, während sie die Suppe auffüllte, „sonst würden die Kinder durch ihr Geplapper und durch ihre Unruhe meinen heute ohnehin genug verdrießlichen Mann erst recht verstimmen."

Wie immer bekam der Justizrat schon mit Rücksicht auf seine Damen den Teller Suppe als letzter, dafür aber heute einen besonders vollen, und zärtlich bat ihn seine Frau: „Laß' es dir gut schmecken, Otto, du wirst heute hungriger sein als sonst."

Der aß schweigend ein paar Löffel in sich hinein, dann schob er plötzlich den Teller beiseite, während er erklärend hinzusetzte: „Mir ist euretwegen der Appetit vergangen, und außerdem habe in an meinem Stammtisch drei hartgekochte Eier mit Kaviar gegessen", und sich hoch aufrichtend und seine fünf Töchter zuerst der Reihe nach, dann aber alle zusammen ansehend, rief er diesen mit grollender Stimme zu: „Ihr Mädels solltet euch was schämen!"

Keine seiner Töchter fühlte sich irgendwie schuldig, keine von ihnen war sich bewußt, irgendwie etwas Unrechtes getan zu haben, trotzdem bekamen sie alle unwillkürlich einen dunkelroten Kopf, und die Mutter, die sich ihrer Kindern sofort annahm, fragte ihren Mann: „Wie kannst du nur so etwas behaupten, Otto? Wenige Eltern haben so wohlerzogene Töchter wie wir, das weißt du selbst am besten. Was haben die denn verbrochen, daß sie sich jetzt mit einemmal schämen sollen?"

Der Herr Justizrat hatte an seinem Stammtisch nicht nur drei Eier mit Kaviar gegessen, sondern dort auch drei Glas Wermut mit Angostura getrunken, das hatte seine ohnehin etwas empfindliche Galle aufgeregt, und so schalt er denn jetzt ingrimmig: „Was die Mädels getan haben, weiß ich nicht, ich spioniere nicht hinter ihnen her", und sich erneut an seine Töchter wendend, schalt er diese abermals: „Ihr Mädels solltet euch was schämen,

Digitized by Google

und wenn ihr wissen wollt, warum, dann will ich es euch sagen."

„Na, Papa, da sind wir aber wirklich neugierig", riefen seine fünf Töchter fast gleichzeitig.

Einen Augenblick schwieg der Vater noch, als wolle er dadurch die Wirkung seiner Worte erhöhen, dann sagte er: „Ihr Mädels solltet euch was schämen, weil ihr Weiber seid!"

Für eine Sekunde sahen sich seine Töchter ganz verdutzt an, dann aber brachen sie gleich darauf in ein schallendes Gelächter aus. Das war aber nicht nach dem Geschmack ihres Vaters, denn der schlug dröhnend mit der Faust auf den Tisch und rief mit wahrer Stentorstimme: „Lacht nicht so dumm, an dem Lachen erkennt man die Narren!"

„Aber was hast du denn nur?" erkundigte sich seine Frau ganz ängstlich, die ihren Mann gar nicht verstand.

„Was ich habe?" brauste der auf. „Keine Söhne habe ich, sondern lauter Mädels! Da steht man auf dem Kasernenhofe und bildet diese Krigesfreiwilligen aus. Man muß es mit eigenen Augen sehen, wie die darauf brennen, an den Feind zu kommen. Da ist einer darunter, der bereits vier Brüder im Felde stehen hat. Ich beneide die Väter und die Mütter, die ihre Söhne in den Kampf ziehen lassen können. Je mehr Söhne sie haben, um so mehr sind die zu beneiden, und ich selbst kann nicht mal e i n e n Sohn in den Krieg schicken."

Es herrschte für einen Augenblick tiefes Schweigen. Die Damen verstanden zwar diesen plötzlichen Schmerz nicht recht, der aus den Worten des Vaters sprach, aber sie ehrten den dennnoch. Ein klein wenig vermochten sie sich auch in die Seele des Vaters hineindenken, trotzdem aber meinte die älteste Tochter jetzt: „Vater, wir können doch nichts dafür, daß wir als Mädels auf die Welt gekommen sind."

„Soll das etwa heißen, daß ich etwas dafür kann?" verteidigte der Justizrat sich, „meine Schuld ist das auch nicht, ich habe mir die größte Mühe gegeben!"

„Aber Vater, wie sprichst du da nur?" schalt ihn seine Frau, die unwillkürlich dunkelrot geworden war, während seine Töchter etwas verlegen den Blick senkten.

Der Justizrat sah seine Frau völlig verständnislos an, bis er dann fortfuhr: „Wie ich da spreche? So, wie es mir um das Herz ist. Ich kann nur nochmals sagen, ich habe mir die größte Mühe gegeben. Ob das Kind, das man erwartet, ein Junge oder ein Mädel wird, steht einzig und allein bei Gott. An den habe ich mich Abend für Abend gewandt, zu dem habe ich gebetet: ‚Vater im Himmel, schenke mir einen Sohn.' Es war umsonst, Gott hat es jedesmal anders gewollt, und so nahm ich euch, wie er mir euch schickte, dankbaren Herzens auf. Ja, oft habe ich mir sogar hinterher im stillen gesagt: Wer weiß, ob du an deinen Kindern soviel Freude erlebt hättest, wenn es Jungens geworden wären, und oft habe ich gedacht: Gott wird es schon gewußt haben, warum er dir deine Bitten nicht erfüllte."

„Na also, Papa," riefen die Töchter, „da kannst du doch froh sein, daß du uns hast, und du brauchst dich unserer wirklich nicht zu schämen. Du bist bisher doch immer stolz auf uns gewesen."

„Das war im Frieden," entgegnete der Vater barsch, „jetzt aber ist Krieg. Ich will nicht undankbar sein und mich erst recht nicht versündigen, aber drei Söhne wären mir jetzt lieber als fünf Töchter, da brauchte ich mich euretwegen nicht auch noch uzen zu lassen, dann würde man es an dem Stammtisch nicht wagen, mir, wenn auch nur im Scherz, zuzurufen: ‚Na, Herr Justizrat, jetzt, da Sie selbst für das Vaterland dienen, werden Sie wohl auch Ihr Amazonenkorps bald mobil machen und mit Ihren fünf Amazonen gegen die verdammten Engländer losziehen!'"

„Wir Amazonen, — das hast du dir ruhig angehört, Vater? — Wer hat das gesagt?" riefen die Töchter durcheinander, bis dann die eine bat: „Du mußt es uns unbedingt verraten, wer das gesagt hat. Hoffentlich ist der Betreffende ledig, dann weiß ich auch schon, wie wir ihn bestrafen. Da muß Dorette ihn heiraten und ihm bis zu seinem Tode das Leben jeden Tag zur Hölle machen."

„Na, sei so gut!" fiel Dorette lachend ihrer Schwester in das Wort, bis sie dann hinzusetzte: „Wenigstens müßte ich doch erst wissen, wer der Betreffende ist."

Digitized by Google

Aber das war aus dem Vater nicht herauszubekommen: „Ich habe versprochen, euch den Namen nicht zu nennen, und die Sache ist für mich dadurch erledigt, daß der Herr mich um Entschuldigung bat, als er mir anmerkte, daß ich seinen sogenannten Witz nicht als solchen auffaßte. Auch ihr braucht euch jetzt nicht mehr darüber zu ärgern, ich hätte vielleicht besser getan, euch gar nichts davon zu erzählen."

Aber die Töchter ärgerten sich doch, sie fühlten sich in ihrer Eitelkeit verletzt, weil sie in ihrem Äußeren so gar nichts Kriegerisches und Unweibliches an sich hatten. Nur Dorette nahm die Sache von der humoristischen Seite, und sie war es auch, die da versuchte, wie sonst eine lustige Tischunterhaltung herbeizuführen. Aber vergebens. Der Vater war und blieb verstimmt, und so waren denn alle froh, als man endlich von Tisch aufstand.

„So, Vater", bat die Frau Justizrat ihren Mann, „nun lege dich noch etwas nieder und halte deinen Nachmittagsschlummer, da wirst du nachher deine gute Stimmung schon wiederfinden."

„Nachmittagsschlummer ist gut", knurrte der Justizrat vor sich hin. „Ich bin doch jetzt Soldat, ich habe Dienst, in einer Stunde muß ich wieder auf dem Kasernenhof sein, spätestens in einer halben Stunde muß ich fortgehen."

„Dann begleite ich dich, Papa," rief Dorette, „ich habe in der Stadt ein paar Besorgungen zu machen. Ich muß mir auch noch etwas Wolle kaufen. In den nächsten Tagen geht wieder eine große Sendung von Liebesgaben von hier ab, und ich muß bis dahin wenigstens noch drei Leibbinden und sechs Paar Pulswärmer abliefern, sonst bekomme ich bei der nächsten Gelegenheit von der Vorsitzenden unserer Kriegsabende Ausschelte", und sich an ihren Vater anschmiegend, bat sie: „Du nimmst mich doch nachher mit zur Stadt, Vater? Du weißt ja gar nicht, wie gut dir die Uniform steht. An der Seite eines so hübschen Militärs bin ich noch nie durch die Straßen unserer Stadt gegangen."

„Rede keinen Unsinn, Mädel", schalt der Vater, obgleich er sich im stillen durch die Worte seiner Tochter doch ein klein wenig geschmeichelt fühlte. „Im übrigen freue ich mich natürlich, wenn du nachher mit mir gehen willst, aber wegen der Ablieferung deiner Liebesgaben brauchst du dich nicht zu beeilen, denn ob ihr noch lange Mitglieder eurer Kriegsabende sein werdet, bleibt abzuwarten."

Ganz überrascht blickte Dorette, die ihren Vater inzwischen in sein Zimmer begleitet hatte, ihn an, dann fragte sie erstaunt: „Wie soll ich deine Worte verstehen, Vater? Es liegt doch für uns gar kein Grund vor, unseren Kriegsabenden untreu zu werden."

Der Justizrat, der sich seine Zigarre angezündet und in seinem großen Lehnstuhl Platz genommen hatte, um sich etwas auszuruhen, ehe er wieder in den Dienst ging, blickte nun seinerseits überrascht sein schönes Kind an, dann meinte er: „Aber Dorette, die Sache ist doch sehr einfach. Du darfst nicht vergessen, daß ich jetzt die Uniform trage. Da geht es nicht, daß meine Frau und meine Töchter einem Kriegsabend angehören, dem man mit Recht oder Unrecht, das sei dahingestellt, den Vorwurf macht, weniger patriotisch zu sein als der andere Kriegsabend. Das hat mir der Major, als er mich letzthin überredete, meine schwachen Kräfte dem Vaterland zur Verfügung zu stellen, auseinandergesetzt, und ich konnte nicht umhin, ihm aus ehrlichster Überzeugung beizustimmen."

„Ach so, die Sache geht von dem Major aus", entschlüpfte es Dorette unwillkürlich, und sie mußte sich beherrschen, um weiterhin ganz ruhig und unbefangen zu bleiben, denn sie glaubte zu wissen, warum der Major mit ihrem Vater über diesen Punkt gesprochen hatte. Der Major wollte dadurch eine Gelegenheit herbeiführen, sie öfter zu sehen, und es wurde sogar für einen Augenblick der Gedanke in ihr wach, als habe der ihren Vater nur deshalb überredet, wieder Dienst zu tun, damit sie selbst dann regelmäßig die Kriegsabende besuchen müsse, bei denen auch er erschien, und unwillkürlich mußte sie jetzt im stillen lachen. Das hat er sich ja sehr schön ausgedacht, vorausgesetzt, daß sie darauf einging. Aber durfte sie das? Gab sie ihm dadurch nicht vielleicht Veranlassung, sich Hoffnungen zu machen, die sich aller Wahrscheinlichkeit niemals erfüllen würden? Und wenn sie fortan zu den anderen Kriegsabenden ging, was würde dann ihre Freundin Loni sagen? Die würde triumphieren und ihr zurufen: Siehst du wohl, Dorette, wie recht ich

Digitized by Google

mit meiner Vermutung hatte. Es genügt dir nicht, daß der Herr Major hin und wieder zu uns kommt, du willst ihn so oft wie nur irgend möglich sehen. Einzig und allein deshalb besuchst du jetzt die anderen Kriegsabende. Versuche es nur gar nicht erst, das zu leugnen. Mir kannst du in der Hinsicht nichts erzählen, ich hätte es an deiner Stelle ebenso gemacht, nur vielleicht etwas weniger auffällig.

Dorette glaubte, ihre Freundin so sprechen zu hören, ja, ihr war sogar, als hörte sie jetzt ganz deutlich deren Stimme. So rief sie denn jetzt ihrem Vater zu: „Weißt du, Papa, ich habe es mir eben überlegt, es kann dem Major doch einerlei sein, welche Abende wir besuchen. Und ob du jetzt Soldat bist oder nicht, das betrifft doch höchstens dich, nicht uns. Du bist ja ohnhin nie zu den Abenden gegangen und wirst es doch auch in Zukunft nicht tun."

„Da irrst du dich aber sehr, mein Kind," widersprach der Vater, „wenn ich nun mal Soldat wurde, dann bin ich das nicht nur auf dem Kasernenhof, sondern auch außerhalb des Dienstes. Ich habe es dem Major versprechen müssen, mich fortan bei den patriotischen Abenden einzufinden, und das werde ich natürlich auch halten. Na, und daß ich zu der einen Versammlung gehe und ihr zu der anderen, das ist doch ausgeschlossen, das mußt du selber einsehen."

Aber das sah Dorette nicht ein, schon weil sie es wegen des Majors nicht einsehen wollte, und sie bekam auf den plötzlich eine Wut, weil der seine militärische Stellung ausnutzte, um sie, wenn auch nur indirekt, zu zwingen, in seine Nähe zu kommen. Aber so leicht sollte ihm das nicht gelingen, sie würde sich schon hinter die Mutter und hinter ihre Schwestern stecken, und wenn sie dann gemeinsam gegen den Vater auftraten, würde der schon klein beigeben. Am liebsten wäre sie gleich zu den Schwestern gegangen, um mit denen deswegen zu sprechen, aber der Vater hielt sie zurück: „Tu' mir die Liebe, Dorette, — ich bin doch verdammt müde — — die drei Glas Wermut waren zum Frühstück doch sicher zu viel, und dann das verdammte frühe Aufstehen. Das ist man auch nicht mehr gewohnt. Nun aber gute Nacht. Ich muß zehn Minuten schlafen — aber nicht länger. Sieh nach der Uhr und dann wecke mich." — Schon während des Sprechens war er nach und nach eingeschlafen, und während er jetzt weiterschlief, sah Dorette auf die schwarze Marmoruhr, die auf der Marmorbekleidung der Zentralheizung stand und paßte auf, daß ihr Vater die Zeit nicht verschlief. Und während sie auf die Uhr sah, dachte sie wieder an den Major und gab sich alle Mühe, dem ernstlich böse zu sein. Was fiel ihm denn ein, von ihnen allen zu verlangen, daß sie nun plötzlich die anderen Kriegsabende besuchten. Und gerade das letztemal war es so nett gewesen. Wie wundervoll hatte Willi Torwald gespielt, und wie nett hatte sie mit Frau von Duffel geplaudert. Sicher würde Willi Torwald auch an den nächsten Abenden kommen, schon weil Frau von Duffel ebenfalls da war, und schon deretwegen würde er sich an den Flügel setzen, denn sie hätte doch blind sein müssen, um nicht zu bemerken, daß die beiden aneinander Gefallen gefunden hatten. Nun war sie begierig, es mit anzusehen, wie die Sache weitergehen würde. Ja, sie hatte wirklich alle Ursache, dem Major böse zu sein, aber es schmeichelte ihr trotzdem ein klein wenig, daß er sich so für sie interessierte. Natürlich, heiraten würde sie ihn niemals, aber er tat ihr schon jetzt so entsetzlich leid, wenn sie daran dachte, daß sie ihm eines Tages einen Korb geben müsse. Dahin durfte es gar nicht kommen, sie mußte sich gleich heute hinter Loni stecken, und die mußte bei ihrer Tante dahin wirken, daß die wenigstens den Versuch machte, sich den Herrn Major als Kurmacher einzufangen, das auch schon deshalb, weil Loni dann den Glauben verlieren würde, daß sie sich selbst den Hof von dem machen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Der Tote von Keyem*

Die Blutarbeit des Tages war getan,
Todmüde schritt ich heimwärts meine Bahn.

Noch gingen Kameraden vor mir her,
Ich blieb zurück, bald sah ich niemand mehr.

Das Dunkel wuchs, fern dröhnte Schuß auf Schuß,
Wer hört darauf im Schlachtenüberdruß?

Wer fragt danach, ob wieder jemand fiel?
Die eigne Unterkunft nur war mein Ziel.

Des Mondes Antlitz stieg empor, verzerrt,
Als hätten Tote ihm den Weg versperrt.

Vor mir lag ein Gehöft in Nacht und Graun,
Ich klammerte mich mühsam an den Zaun,

Dann trat ich ein durch das zerschoss'ne Tor,
Ich sah das Haus und eine Bank davor.

Halb lag, halb saß dort schlafend ein Soldat:
„Gibt's noch für mich ein Plätzchen, Kamerad?

Nur essen will ich und ein wenig ruh'n,
Wir hatten heute schwere Pflicht zu tun."

Und als er schwieg, hab' ich ihn angefaßt,
Da fiel herab der schlaffen Arme Last

Und eines Toten fahles Angesicht
Sah starr mich an im gelben Mondenlicht.

Am Helm ein Loch, verklebt mit Blut und Hirn:
Welch letzter Wunsch durchzuckte diese Stirn?

Wann strich zuletzt der Mutter weiche Hand
Das blonde Haar im fernen Heimatland?

Quer durch die Lippen ging ein zweiter Schuß:
Nun ist vertilgt der Liebe heißer Kuß!

Was spät're Zeit von Schlachtenruhm erzählt,
Las ich's in diesen Zügen schmerzgequält?!

Das Kreuz von Eisen schmückte seine Brust,
Darin kein Herz mehr schlug vor Kampfesluft.

Vielleicht, daß hier ein Genius verschied,
Auf blut'ger Lippe noch ein köstlich Lied?

Du toter Held, du einer Mutter Sohn,
Kein stilles Grab ward dir als letzter Lohn!

Mit seinem Mantel hab' ich ihn bedeckt,
Als mich Kanonendonner aufgeschreckt.

Dann ging ich fort, mir war das Herz so leer,
Und jeder dumpfe Schritt wie Blei so schwer. —

Erich Janke.

Die drei Zigeuner / Von Waldemar Bonsels

Es war vor etwa hundert Jahren, da kamen drei Zigeuner durch den Wald und machten unter einer großen Linde am Rand der Felder Rast. Der eine von ihnen war ein Liedersänger, der zweite ein Kesselflicker und der dritte ein Zauberer. Ihre bunten Kleider waren zerschlissen, und sie trugen breitkrempige Hüte auf ihren schwarzen Haaren über den braunen Angesichtern.

Als es dunkel wurde, machten sie ein Feuer an, fingen einen Igel und brieten ihn, sie waren arm und mußten mit dem vorlieb nehmen, was sie fanden, es schien aber, als mundete ihnen das Gericht ausgezeichnet, denn sie lachten fröhlich, und als sie nach dem Essen ihre Tabakpfeifen angezündet hatten, begannen sie eine Unterhaltung.

Im Wald riefen die Eulen, es war zu Beginn des Sommers, und vom See herüber erklang das Konzert der Frösche, während noch ein schwacher, rötlicher Schimmer am Horizont an die herabgesunkene Sonne und den warmen Tag erinnerten.

* Ein kleiner Ort in Flandern.

Digitized by Google

Da nahm der Liedersänger seine Laute aus dem Rucksack, stimmte sie und sang:

Meines Herzens Ungemach
Und des Leibes Last
Schlepp ich ohne Haus und Dach,
Ohne Glück und Rast.

Blatt im Wind und Lied im Licht,
Luft und Not und Schmerz,
Herbstlich macht das Angesicht,
Aber nicht das Herz.

Sei ein Bauer noch so reich,
Noch so groß ein Heer,
Immer sind die Sterne gleich
Und das blaue Meer.

Wer den Sinn an Gold verschenkt,
Wird des Goldes Knecht,
Wer es stiehlt, wird aufgehängt,
Beides dünkt mich schlecht.

Ach, nicht mehr als ihr und ihr
Kann zum Glück ich tun.
Sei es dorten oder hier,
Wo wir alle ruh'n.

Die Frösche waren so lange still gewesen, wie die dunkle Männerstimme erklang, denn sie schallte weit in das dämmerige Land hinaus, nun aber, als er ruhig wurde und auch die Laute ausgeklungen war, fingen sie wieder an, denn es war noch viel zu quarken, besonders, da der Mond durch die Spitzen der Kiefern schaute, die schwarz waren wie Teer.

Der Zauberer nahm den Hut ab und fuhr mit der Hand durch sein rauhes Haar. Wenn du singst," sagte er zu seinem Gefährten, „so erscheint mir das Leben wieder erträglicher, aber sonst ist es hundsmiserabel, das ist sicher."

Da sagte der Kesselflicker, der am Tage durch seine Arbeit ein paar Groschen verdient hatte, und der deshalb in zuversichtlicher Stimmung war:

„Du siehst das Leben zu schwarz, Bruder, das kommt daher, daß du ein Schwarzkünstler bist, ein Zauberer, und kein Arbeiter um verdienten Lohn, wie auch unser Freund, der Liedersänger. Wenn man den Leuten etwas vormacht, wie ihr, so kann man keine Freude an ihren Gaben empfinden, denn sie sind im Grunde betrogen worden und gehen leer aus, während sie bei meiner Leistung wissen, welchen Nutzen sie durch ihr gespendetes Geld haben, und ich weiß es auch und freue mich des Gewinns mit Recht. Seit ich meinen Beruf ausübe, weiß ich, daß nur Arbeit um redlichen Lohn Befriedigung bringen kann, und du wirst gesehen haben, daß ich nicht mehr bettele und daß ich dir bei deinen Schaustellungen nicht mehr die Gegenstände hinter das schwarze Tuch halte, aus welchem du sie hervorreichst, um den Anschein zu erwecken, du habest sie aus der Luft gegriffen. Auch blinzle ich dir nicht mehr zu, wenn ich den Leuten in die Karte schaue, deren Bild du, ohne es zu sehen, zu erraten vorgibst. Überall, wo ich in der Welt Wohlstand, Ordnung und Ruhe sah, da fand ich zugleich redliche Arbeit, und ich weiß heute, daß nur eine Beschäftigung Wert hat, die den Mitmenschen nützt. So sind die wohlbestellten Höfe entstanden, Dörfer und Städte und endlich auch Königreiche und die Herrschaft des großmächtigen Kaisers. Nützliche Arbeit ist die Grundlage allen Aufstiegs, und der Fortschritt der Menschheit hängt von ihr ab. Habt Ihr nicht mit mir zusammen staunend vor dem hohen Portal der Domkirche in der Kaiserstadt gestanden und vor den glänzenden Toren ihres Schlosses? Solche Herrlichkeiten, die die Kraft und die Macht der Menschen verkünden, verdanken ihre Entstehung der treuen Tätigkeit des einzelnen Arbeiters an seinem Teil, und ihr Ursprung beruht darin. So kommt es nicht darauf an, ob einer Herr über viele ist, und die Arbeit besonnen unter ihnen verteilt, oder ob einer im Kleinen sein Besonderes nützlich vollbringt, jede Arbeit hat ihren Wert, und so auch ihr Träger, und ich werde bei der meinen bleiben, denn auch Kessel sind notwendig, und wenn ein Loch darin ist, so wird niemand im Hause satt."

So sprach der Kesselflicker, sah sich herausfordernd um und jedem seiner Gefährten ins Gesicht, dann zündete er seine Holzpfeife aus neue an, die ihm im Eifer seiner Worte ausgegangen war, stieß den Hut in den Nacken und ließ sich wieder ins Gras sinken, denn er glaubte nicht daran, daß einer seiner Gefährten ihm etwas Rechtes würde entgegenhalten können.

Aber da fuhr der Liedersänger mit dem Daumen über alle Saiten seines Instruments zugleich, schüttelte sein schwarzes Haar und lachte. Der rote Schein vom Feuer flackerte in seinem gefurchten Gesicht, und hinter ihm trauerte in feuchtem Blau die Nacht. Seine Schultern waren zierlicher als die seiner Gefährten, und seine Gestalt war immer noch die eines Jünglings, obgleich das Leben die Züge seiner Wangen und seines Mundes mit jenen Malen gezeichnet hatte, die zu gleicher Zeit liebevoll und schwermütig wirken, wenn die Augen darüber ihren reinen Glanz behalten haben.

„Oh du einfältiger Geselle," sagte er zu seinem Gefährten, dem Kesselflicker, glaubst du denn, daß die Arbeit im Schweiße des Angesichts schon einen einzigen Menschen glücklich gemacht hat? Die Arbeit beglückt den Menschen nicht, sie lehrt ihn nur vergessen, daß er nicht glücklich ist. Und was sprichst du von der Freude, die durch Nutzen entsteht? Weißt du denn nicht, daß es eine weit höhere Freude gibt, die nichts vom Nutzen weiß und die nichts nach Nutzen fragt, weil sie um ihrer selbst willen entsteht und wirkt, wie die unschuldigen Wohltaten der Natur, der Sonnenschein und der kühlende Wind? Du glaubst mit deinem vergänglichem Flickwerk an deinem Teil der Menschheit zu dienen, aber im Grunde suchst du doch nur deinen Erwerb und deinen Nutzen. Du sprachst von Städten, Kirchen und Schlössern, meinst du denn, in Gottes Augen sei ihre stolze Festigkeit mehr

Digitized by Google

als ein riesiger Kessel und die Arbeit der Menschen an ihnen mehr als ein ärmliches Hämmern auf krummes Blech? Die Arbeit und alles tun um Vergängliches ist nicht mehr als ein armer Trost für unsere eigene Hinfälligkeit. Wenn die Menschen von ihrer Arbeit müde geworden sind, so vergessen sie im Schlaf die Schmach ihrer geknechteten Seele. Mein Beruf aber hält die Seele wach, und mein Tun ruft sie auf zur Erinnerung an ihre Bestimmung im Ewigen. Ich bereite die Gemüter der Menschen zu ihrem Glauben an eine beständige Freude, ich öffne ihnen die Tore des Himmels, mein Lied beglückt sie wahrhaft und tröstet sie."

Da räusperte sich der Zauberer, der ein rechter Gauner war, spuckte aus, und fragte, ob noch ein Stück Igel da sei. Da sich nichts mehr fand als Stacheln, legte er sich zum Schlafen nieder und sagte, als er schon unter seinem Mantel im Gras lag und in das verlöschende Feuer blinzelte:

„Was streitet ihr denn, ihr Halunken, meine Brüder? Im Grunde gebt ihr beide, mit allem was ihr sagt und wollt, doch mir und meinem Beruf recht. Kommt nicht all euer Trachten darauf hinaus, daß ihr euch über die Jämmerlichkeit des irdischen Daseins und über das Elend des Leibes oder der Seele fortzutäuschen sucht? Das tue ich von Anfang an, für alle, und als mein Beruf. Ich bin ehrlicher als ihr und mache kein Hehl daraus, daß die Menschen betrogen sein wollen und wir selber auch, durch uns selbst. Was die Menschen nachprüfen können, das glauben sie nicht, und was sie einmal glauben, das wollen sie nicht prüfen. So sage ich ihnen ihre Zukunft aus den Linien ihrer Hände, oder braue ihnen aus Moorwasser und Kresse Arznei für ihre Kinder oder für ihr Vieh. Sie wollen es so, und weil sie mir glauben, hilft es ihnen. Auch zaubere ich Geldstücke aus der Luft, daß sie meinen, die Wolken hingen voller Taler. Es kommt im Grunde auf das gleiche hinaus, ihr Halunken, und jetzt schweigt, denn ich will schlafen."

Die beiden Angeredeten brummten vor sich hin, sie hätten wohl auch mancherlei von dem, was sie auf dem Herzen hatten, gesagt, aber sie waren müde, wie ihr rauher Gefährte, und im Grunde zweifelten sie doch daran einer den andern überzeugen zu können, und jeder war sicher, im Recht zu sein.

Die blaue Nacht zog kühl herum, der Mond stieg höher und sank langsam wieder in sein lichtes Nebelbett am Horizont. Die Frösche hatten ihr Teil erledigt, und bis zum heraufdämmernden Morgen rauschten die Bäume sanft über dem Schlaf der drei Menschen.

Kaum färbte mit dem ersten Wachtelschlag das Sonnenrot die Wipfel der Linde, da erwachte als erster der Liedersänger. Er wusch sich im Bach und sah mit frischem Blick in das Land hinaus. Dann nahm er seine Laute aus den Ästen der Linde und spielte und sang:

Strahl in mein Herz, du schöner Tag,
So wundervoll begonnen.
Mach du des Blutes dunklen Schlag
So fröhlich wie besonnen.

Was hat noch je dies Herz gekonnt,
Als Schluchzen oder Glühn?
Gesegnet, wer in Frieden wohnt,
Mich treibt es fremd dahin.

Der Kesselflicker wickelte sich, vom Gesang erwachend, aus seinem zerrissenem Mantel und lauschte. „Mein Gott im Himmel", dachte er in seinem Sinn, „kann ein Tag herrlicher beginnen, als mit einem Lied, das uns im ersten Bewußtsein überrascht und so lieblich überwältigt? Nun ist alles leicht geworden, was der Tag auch bringen mag, das Herz ist mutig, und wie geschickt soll mir die Arbeit vonstatten gehen.

Während auch er sich nun im Bach wusch und zur Weiterreise rüstete, hatte der Sänger sein Lied beendet und schaute ihm zu. Dabei empfand er, wie hungrig er war und wie sehr ihm nach einem gesunden Frühstück verlangte, und er dachte sich: „Es ist doch gut, daß dieser Kesselflicker, mein Wandergefährte, ein paar redlich verdiente Groschen im Sack hat, so ist im nächsten Dorf Aussicht auf einen Imbiß vorhanden, und es lebt und wandert sich fröhlicher mit solcher Erwartung."

Der Zauberer endlich, der sich nun auch emporgerichtet hatte, sah auf die beiden, er dachte: „Ich behalte doch Recht, wenn ich es mit fröhlicher Täuschung und mit meiner geschickten Kunst halte." Er hatte über Nacht dem schlafenden Kameraden die Taschen umgekehrt und ihm sein Geld genommen.

So zogen nach einer Weile die drei Zigeuner vergnügt den Feldrain entlang ihres Wegs durch die Morgensonne, die sie alle drei dahin geleitete mit ihrem Glanz und ihrer Wärme, und da sie ihre Herzen fröhlich sah, fragte sie keinen, wer von ihnen recht hätte.

✤

Wir Jugend

Wir! sind wir „Zeit"?
Wir sind schon ein Stück Ewigkeit!
Wir waren der Sommer, der Herbststorkan,
Wir fühlten die Winterruhe nahn.
Und wieder sind wir wie Märzenwind,
Wir Männer in Waffen ... Merkt auf! wir sind
Des deutschen Frühlings Auferstehn
Und werden das deutsche Pfingstgeistwehn!

Paul Ernst Köhler, gefallen am 14. 10. 1914, 24 Jahre alt, in Nordfrankreich.

Digitized by Google

Der Minenkrieg / Von Alb. G. Krueger

Der unterirdisch geführte Festungskrieg blickt auf eine lange Geschichte zurück. Der Gedanke, sich durch unterirdische Gänge an die Stellungen des Feindes heranzuarbeiten, taucht zuerst im Altertum auf. Schon die Römer legten bei der Belagerung von Festungen Hohlgänge an, die bis unter die Mauern der feindlichen Stadt reichten. Bis zur Fertigstellung der ganzen erforderlichen Anlage stützte man die untergrabenen Mauerteile durch starke Hölzer ab. War das Werk beendet, umwickelte man diese Holzpfeiler mit leicht brennbaren Stoffen und zündete sie an. Dadurch wurde die Mauer zum Einsturz gebracht, und die Bresche für den Sturm war fertig.

Im Mittelalter wurde die Kunst des Minenkrieges völlig vergessen. Und erst nach der Erfindung des Pulvers brachten geniale Leute dieses mit den von altersher bekannten Minen in Verbindung. Die erste Anwendung von Pulverminen soll bei der berühmten Belagerung von Orleans um 1428/29 stattgefunden haben. Zwar ist es sehr fraglich, ob die Engländer das Fort des Tourelles durch Pulver zerstört haben. Jedenfalls geschah das durch die bekannte Untergrabung der Mauern, da die Technik, damals noch nicht so weit vorgeschritten war. Dennoch aber stellt jene Zeit einen Wendepunkt in der Geschichte des Festungskrieges dar. Und die Türken, die über sehr tüchtige Ingenieure verfügten, verwendeten bestimmt Pulver bei den Belagerungen von Belgrad 1439 und 1441.

Die besten Geister beschäftigten sich zu jener Zeit mit dem Gedanken an die kriegerische Ausnutzung von Pulverminen. Unter ihnen auch Leonardo, der in einem Briefe vom Jahre 1480 dem Herzog Ludovico Sforza seine Dienste als Kriegsingenieur anbot, und in diesem, neben anderen Kriegsgeräten, die er erfunden hatte, auch der Minen also Erwähnung tat: „Fünftens habe ich Maschinen, durch Höhlungen und geheime, gewundene Wege, ohne irgend welchen Lärm gemacht zu haben, zu einer bezeichneten Stelle zu kommen, selbst wenn man unter Gräben oder irgendwelchen Fluß passieren müßte." Mit Hilfe dieser Gänge wollte er „Jede Burg oder andere Festung zerstören," wenn man bei der Belagerung eines Platzes seine „Bombarden" nicht verwenden könne, die „einen Steinhagel schleudern, gleich einem Ungewitter." Auch zum Schutz gegen Minen hatte er bereits eine Erfindung gemacht: „Wenn Du wünschest zu wissen," sagt er darüber, „wo eine Mine läuft, setze eine Trommel auf alle die Stellen, wo Du argwöhnst, daß eine gelegt sei. Und auf diese Trommel lege ein paar Würfel. Und wenn Du über dem Platze bist, wo sie Minen legen, wird der Würfel bei jedem Schlage, der im Untergrund beim Minenlegen getan wird, ein wenig auf der Trommel hüpfen." (Diese Erfindung kann man als die Vorläuferin des Erdtelephons betrachten.)

Zum Breschelegen, als sich die Geschütze unzureichend erwiesen, wurden zum erstenmal Pulverminen von den Genuesen vor Serezanelle verwendet. Allerdings ohne rechten Erfolg. Die Pulvermine in der Kriegführung heimisch gemacht hat erst Pedro de Navarro, der Bahnbrecher des unterirdischen Angriffs. Schon um 1500 erregte er bei Kephalonia durch seine „unterirdischen Künste" Aufsehen. Und 1503 brachte er bei der Belagerung Neapels die beiden Kastelle Nuovo und del Uovo zu Fall. Hundertundfünfzig Jahre später, bei der berühmten Belagerung von Kreta (1648—69), waren es die Venezianer, die sich durch unterirdische Gänge bis unter das Belagerungsheer vorschoben und so die Gegenminen erfanden.

Seitdem ist der Minenkrieg mehr und mehr ausgebildet worden, bis er unter Friedrich dem Großen einen vorläufigen Abschluß fand, seine Vollendung, wie man meinte. Der von ihm durchgeführte Minenkrieg gegen die Festung Schweidnitz, 1762, stellt ein klassisches Beispiel für diese Art Krieg in der Vergangenheit dar.

Die Führer dieses Krieges waren zwei tüchtige Ingenieure, beides Franzosen und langjährige Freunde, Lefèvre bei Friedrich, und Guebaural auf Seiten der Österreicher. Lefèvre legte ein kompliziertes Minensystem an, bei dem er alle denkbaren Minen verwandte. Und durch Sprengung von vier großen Minen fiel endlich die Festung. Später hat Friedrich der Große bei den nach seinen Angaben erbauten Festungen Schweidnitz und Graudenz großartige Minensysteme anlegen lassen.

Auch bei der Belagerung von Sebastopol entwickelte sich der Minenkrieg bereits in Formen, die als nächste Stufe zu den modernen gelten können.

Je nach dem Ort ihrer Verwendung unterscheidet man Land- und Seeminen. Sobald diese Minen explodieren, üben die sich entwickelnden Gase nach allen Seiten hin einen gleichmäßigen Druck aus, der seine stärkste Wirkung natürlich dahin äußert, wo er den geringsten Widerstand findet, also nach der Oberfläche der Erde hin, oder nach einem, von dem Mittelpunkt der Ladung weniger weit entfernten holen Raum unterhalb der Erdoberfläche. Den ganzen Raum, über den die Wirkung einer Mine sich erstreckt, nennt man die Wirkungssphäre, und denjenigen Teil dieses Raumes, in dem der Gasdruck noch stark genug ist, um feste Gegenstände zu zerstören, die Trennungssphäre der Mine. Die kürzeste Entfernung von der Ladung zur Erdoberfläche oder dem oben bezeichneten hohlen Raum heißt die kürzeste Widerstandslinie.

Erhebt sich die Trennungssphäre über die Erdoberfläche, so wird, je nach der Größe der Ladung, eine mehr oder weniger große Menge Erdboden davon geschleudert, und es entsteht dort, wo die Mine explodierte, ein trichterförmiges Loch, der

Digitized by Google

sogenannte Minentrichter. Die Mine, die dies erzeugt, heißt Trichtermine.

Erhebt sich die Trennungssphäre einer Mine nicht über die Erdoberfläche, so entsteht durch die Explosion kein Trichter, sondern die Mine kann nur noch gegen Hohlräume innerhalb der Trennungssphäre wirken und heißt Quetschmine.

Um die Ladung an ihren Bestimmungsort zu bringen, in die Minenkammer, bedarf man Gänge, die ähnlich ausgeführt werden, wie im Bergbau. Diese unterirdischen Wege heißen Schacht oder Brunnen, wenn sie senkrecht, Stollen, wenn sie wagerecht, Schleppschacht, wenn sie mit Gefälle in die Erde geführt werden. Die Minengänge erhalten Verkleidungen aus Holz oder Stein. Die Ladung wird gewöhnlich in einem Holzkasten zu der Minenkammer gebracht, und dort mit einer Verdämmung versehen, d. h. der Minengang wird hinter der Ladung mit Lehmziegeln, Rasen usw. fest ausgefüllt. Die Entzündung der Mine bewirkt man durch Leitfeuer oder Elektrizität.

Die unter dem Glacis einer Festung schon im Frieden in Mauerwerk ausgeführten Minengänge werden Gegenminen genannt. Die von dem Belagerer hergestellten Minen heißen Angriffsminen. Die Gesamtheit der hiermit zusammenhängenden Arbeiten und Kämpfe nennt man Minenkrieg, der etwa folgendermaßen stattfindet:

Der Angreifer legt nahe der dritten Parallele ein oder mehrere Minenlogements (Deckungsgräben an, aus denen er stark fallende Schleppschächte gegen die Festung führt. Sobald er den Quetschminen des Gegenminensystems nahe zu sein glaubt, werden an den Spitzen der Minengänge Ladungen eingebracht, verdämmt und angezündet und so mehrere Trichter neben einander hergestellt, die nach ihrer Krönung verteidigungsfähige Deckungen für die Infanterie, oder neue Minenlogements ergeben. In dieser Weise wird eine Trichterreihe vor die andere gelegt, bis die Festungsmauer erreicht ist und eingeworfen werden kann.

Um diesen Maßregeln der Angreifer zu begegnen, hat der Verteidiger in seinem Gegenminensystem sogenannte Horchgänge. Diese besetzt er mit Posten, denen es möglich ist, feindliche Arbeiten in festem Boden auf eine Entfernung von 14 Metern, in lockerem Boden auf etwa halb soviel mit dem Gehör wahrzunehmen. Ist nun eine Angriffsgalerie in den Bereich der Gegenminen gelangt, so wird möglichst rasch eine Quetschmine geladen, verdämmt und angezündet, um jene zu zerstören. Hierauf pumpt man die Gase mit Luftreinigungsmaschinen aus und erneuert die Gänge.

Hat der Angreifer einen Trichter gesprengt, so versucht der Verteidiger eine Umfassung und Vernichtung desselben. Oft gelingt es, oft nicht, die größere Geschicklichkeit und Schnelligkeit entscheidet gewöhnlich.

Liegt das Gegenminensystem nicht tief, ist der Verteidiger schwach oder unaufmerksam, so kann der Angreifer den beschleunigten Angriff in langen, dunklen Nächten durch Schachtminen versuchen. Es werden hierzu in einer dunklen Nacht, womöglich über den Hauptgalerien des Gegenminensystems, nahe dem Glacikamme, kleine Logements ausgehoben, auf deren Sohle Schächte bis zu drei Meter Tiefe abgeteuft, mit sehr starken Ladungen versehen und angezündet. Gewöhnlich gelingt dadurch die Zerstörung der Hauptgegenminen.

Hiergegen schützt sich der Verteidiger durch Ausfälle, Bohrminen oder dergleichen.

In den Feldbefestigungen kamen Minen bisher nur als Hindernismittel vor, und zwar als sogenannte Flatterminen. Es sind das etwa in Mannstiefe eingegrabene Sprengladungen, die zur Entzündung gebracht werden, sobald der Feind sich über ihnen befindet. Die moralische Wirkung derselben ist gewöhnlich größer, als der angerichtete Schaden. In diesem Kriege, der fast auf allen Gebieten eine Umwertung der Werte bewirkt hat, ist das anders geworden. Es sind sehr viele neue Verwendungsmöglichkeiten gefunden, alte verbessert worden. Selbstredend kann sich erst nach dem Kriege ein klares, übersichtliches Bild derselben ergeben und mitgeteilt werden. Aber das eine ist sicher: Der Minenkrieg ist in ein neues, ganz erheblich erweitertes und verbessertes Stadium getreten.

An meine Fahne

Nun sind schon Wochen hingegangen,
Seit wallend du am Haus geweht
In stolzem, siegesfrohem Prangen,
Vom frischen Windeshauch gebläht.

Im Winkel stehst du jetzt verborgen,
Geliebte Fahne Schwarzweißrot,
Und hoffst auf jedes neue Morgen
Und trägst gleich uns des Harrens Not.

Geduld! Geduld! Sie werden's zwingen!
Und oft noch unterm Himmelszelt
Wirst selig du in Lüften schwingen,
Viel tausend Schwestern froh gesellt.

Geduld! Geduld! Es reift die Stunde,
Reift unaufhaltsam, stet und still,
Die uns die allerschönste Kunde,
Den Sieg der Siege schenken will.

Geduld! Geduld! laß uns behalten! —
Nein! Freue dich und sei bereit!
Denn jauchzend werd' ich dich entfalten
Zum Preise deutscher Herrlichkeit!

Margarete Vieth.

Digitized by Google

Vermischtes

13½ Milliarden Mark. Es ist eine recht stattliche Summe, die deutsche Opferwilligkeit für den Krieg bereitstellte. Und es lohnt schon, sich etwas eingehender mit ihr zu beschäftigen, da allein der moralische Effekt, den ihre Aufbringung auf unsere Gegner hervorbrachte, ein ganz enormer geworden ist.

Million! Der ganzen Welt ist dieser Ausdruck geläufig. Aber nicht eben sehr viele kennen seinen Ursprung. Es war nämlich Marco Polo, der berühmte italienische Weltreisende, der ihn in seinen Reisebeschreibungen prägte. Er umfaßte damit keinen bestimmten Zahlenbegriff, sondern benutzte diesen Ausdruck lediglich zur Bezeichnung vieler, unbestimmter Tausender. Erst lange nach ihm fand dann das Wort seine Stelle zur Festsetzung einer bestimmten Geldsumme.

So bekannt nun auch die Bezeichnung Million im Laufe der Jahre geworden sein mag, wissen doch eigentlich recht wenige Menschen die Geldmenge, die dieser Begriff darstellt, richtig zu würdigen. Sandte doch sogar der General Vogel von Falkenstein — oder war's der alte Wrangel? — lediglich einen Mann mit einer Schubkarre ab, um seinerzeit die der Stadt Frankfurt am Main auferlegte Kriegssteuer von 6½ Millionen Florin abzuholen. Er soll nicht wenig verblüfft gewesen sein, als er sich ausgelacht sah und hörte, wie zu dem Transport der Summe ein stattlicher Eisenbahnzug erforderlich wäre.

Und nun gar 13½ Milliarden!

Es dürfte nicht uninteressant sein, einmal diese Riesenleistung des deutschen Volkes an der Hand bekannter Dinge überzuprüfen:

Angenommen, wir hätten 13½ Milliarden Mark in einzelnen Markstücken auf einem Haufen liegen und sollten das Geld in dem Sitzungssaal des Reichstagsgebäudes unterbringen. Der gewaltige Raum ist 29 Meter breit, 22 Meter tief und 13 Meter hoch. Wir finden, daß wir Schichten von 1 020 800 Mark Wert übereinanderzulegen haben. Das vorhandene Geld liefert 13 225 solcher Schichten. Der gebaute Block würde aber 18½ Meter hoch sein, mithin die Decke des Saales um 5½ Meter heben.

Nun die Arbeit selber: Wenn ein Mann oder besser gesagt eine Frau, denn bei dem weiblichen Geschlecht findet sich die größere Geduld und Ausdauer, diese Füllung zu bewerkstelligen hätte, so könnte sie in der Sekunde ein Markstück richtig an seine Stelle legen. In einem Jahre wären dann 31 536 000 Mark untergebracht. Die ganze Arbeit wird also in rund 429 Jahren bewältigt sein. Wäre sie eben fertig geworden, so hätte die fleißige Frau bereits im Jahre 1486, dem Beginn der Regierung des Markgrafen Johann Cicero von Brandenburg, anfangen und, ohne zu essen, trinken und schlafen, immer nur Markstücke legen müssen.

Baut man der Abwechslung wegen aus dem Silberhaufen Pyramiden und legt zunächst ein Grundflächenquadrat von 15 Meter Seitenlänge an, dann repräsentiert dieses einen Wert von 3 540 000 Mark, und die Pyramide erreicht die stattliche Höhe des Kölner Domes mit 160 Meter. Bei einer Seitenlänge von 2,7 Meter und einem Wert des Grundflächenquadrats von 11 800 Mark entspricht die fertige Pyramide aber bereits der Höhe des Montblanc mit 4810 Meter.

Packen wir dann weiter immer ein Markstück auf das andere und errichten daraus Säulen von der Höhe des Eiffelturmes oder des Nauener Funkenturmes mit 300 Meter und je 214 500 Mark Wert, so sind wir imstande, um den letzteren eine Ringmauer zu bauen, die aus 62 900 solcher Säulen besteht und deren Grundfläche einen Durchmesser von 500 Meter besitzt.

Und wie verhält sich nun die Sache, sobald wir immer in einer Reihe ein Markstück dicht an das andere legen? Das so gewonnene Band erreicht die hübsche Länge von 337 500 Kilometer. Es ist lang genug, um damit den Erdäquator, der bekanntlich nur 40 070 Kilometer Länge besitzt, achtmal zu umschlingen, wobei noch ein tüchtiges Stück unbenutzt bleibt. Und fast reicht das Band auch bis zu dem Mond, der nur 47 580 Kilometer mehr als dieses von der Erde entfernt ist.

Stapeln wir weiter die Markstücke rollenförmig auf, so erhalten wir aus der Silbermasse zunächst ein Kabel, das man von Hamburg aus durch den Kanal, um Gibraltar herum, dann durch das Mittelländische Meer, den Suezkanal, das Rote Meer, den Indischen Ozean bis nach Schanghai legen kann. Es erreicht die stattliche Länge von rund 18 900 Kilometer oder 10 200 Seemeilen. Schneidet man das Kabel in Stücke von 33 Kilometer Länge und legt die so erhaltenen 572 Stücke über den Kanal zwischen Calais und Dover, so entsteht eine 14,3 Meter breite Brücke, über die unser Heer in aller Gemütlichkeit nach England marschieren kann.

Nun das Gewicht des Silberhaufens! Eine Mark wiegt 5 Gramm, mithin 13½ Milliarden Mark 67 500 Tonnen. Es ist das ein Gewicht, das dem dreier Schlachtschiffe entspricht. Zur Fortschaffung dieser Masse sind rund 67 Eisenbahnzüge erforderlich, die aus je 50 Zwanzig-Tonnen-Wagen bestehen müssen.

Noch wesentlich anders aber stellt sich die Sache, sobald wir ein Band aus Darlehnskassenscheinen zu 1 Mark herstellen. Der einzelne Schein besitzt eine Länge von 9½ cm. Mithin würden 13½ Milliarden in Scheinen ein Band von 1 282 500 Kilometer ergeben. Schneiden wir von diesem Bande zwei Stücke zu je 385 080 Kilometer ab und knüpfen aus einem dritten, gleich langen Teil zwischen die beiden ersten Stücke Querbänder, so hätten wir eine Strickleiter bis zu dem Mond hergestellt, und es blieben noch 127 260 Kilometer Band übrig, um diese recht fest an der Erde und dem Monde zu befestigen.

Es gibt in Deutschland ganz hervorragende Turner. Angenommen, ein solcher wollte schnell mal ein bißchen auf der Strickleiter nach dem Monde hüpfen und kann in der Sekunde ½ Meter steigen, so brauchte er zu der ganzen Leistung rund 245 Jahre, würde also um 2160 auf dem Monde anlangen.

Sollte der junge Mann heute auf dem Monde angelangt sein, so hätte er seine Kletterei aber bereits um 1670 beginnen müssen, zu der Zeit, als Papst Clemens X. den Thron bestieg und der Große Kurfürst sich zu dem Kriege gegen Ludwig XIV. entschloß, der Holland zu vernichten drohte.

Alb. G. Krueger.

Zur freundlichen Beachtung! Es wird höflichst gebeten, allen Einsendungen Rückporto beizufügen. Ganz besonders bitten wir zu beachten, daß kleine Erzählungen, die den Umfang von höchstens 200 Druckzeilen nicht übersteigen dürfen, sowie Gedichte stets „an die Redaktion" zu senden sind. Romane unter allen Umständen nur an **Otto Janke's Verlag.** Beide Adressen Berlin SW 11, Anhaltstr. 8. Jede Einsendung wird sorgfältig geprüft. Die Beurteilung von Gedichten findet nur im Briefkasten statt.

Inhalt des Heftes 32: Ich kenne keine Parteien mehr! Von Henry Wenden. — Weit vom Schuß. Roman aus der Kriegszeit von Freih. von Schlicht. — **Beiblatt:** Der Tote von Neyem. Gedicht von Erich Janke. — Die drei Zigeuner. Von Waldemar Bonsels. — Wir Jugend. Gedicht von Paul Ernst Köhler. — Der Minenkrieg. Von Alb. G. Krueger. — An meine Fahne. Gedicht von Margarete Vieth. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke's Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 8. Mai 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1915 Heft 33

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Ich kenne keine Parteien mehr! Von Henry Wenden

2. Fortsetzung.

Zwei Tage später fuhr Kommerzienrat Oertel zu seiner letzten Agitationsreise in seinen Wahlkreis.

Ein Schlappschnee rieselte dünn durch den Abend, umhüllte den Lichtkreis der Bogenlampen mit einem feingesprenkelten weißen Schleier, und zerfloß im schwarzen Geglibber der Straßen. In der Abfahrtshalle des Anhalter Bahnhofs stieg der Rauch der Lokomotiven schwer und dunstig zu der Glas-Eisenwölbung des Daches empor. Von außen drückte die Nacht dagegen, als wollte sie die Rauchschwaden auffaugen, die sich müde an den Sparren und Spanten hinschlichen. Zu dem breiten, finsteren Loch, durch das die Züge hinausfuhren, und in dem ein grün-rotes Lichtgewirr flimmerte, drang eine kalte Feuchtigkeit herein.

In dieser naß-dampfigen Atmosphäre, aus der das vielerlei Geräusch eines Bahnhofs wie aus einem Schalltrichter — vergrößert und doch undeutlich — weit eher verschwamm, als wirklich erklang, ging Julius Oertel mit seiner Tochter auf und ab. Er hat in einer Art von Aberglauben, es möchte ihm für seinen Wahlgang Glück bringen, Olga gebeten, daß sie ihn begleite. Seinen Platz hatte er belegt, und nun spazierten die beiden die letzte Viertelstunde den Zug entlang.

„Du bleibst also wirklich zehn Tage fort?" fragte Olga aus ihrer Maulwurfsstola heraus, die zusammen mit einer gleichen Mütze und Muff ihre Gestalt mit einem blau-grauen Duft umhüllte.

„Ja, Mädi, es gibt noch furchtbar viel Arbeit. Die Sozialdemokratie haben wir in unserem Wahlkreis ja nicht zu fürchten, dafür aber um so mehr das Zentrum. Wenn wir siegen wollen, dürfen wir nichts versäumen. Versammlungen wird's geben, manchen Tag ein paar und bis zum letzten Augenblick. Na, und wenn es dann einmal so weit ist, dann will ich auch bleiben und das Resultat abwarten."

„Und wirklich zehn Tage?"

„Ja, Mädi. Eher mehr."

„So lange willst du aus dem Geschäft fortbleiben? Das glaub' ich nicht, Papi, das hälst du ja gar nicht aus."

„Doch, Mädi", meinte Oertel ernst. „Die Politik ist eben noch wichtiger als das Geschäft.

Sie plauderten und plänkelten noch so darüber hin, als der Kommerzienrat in seinem Schritt plötzlich innehielt.

„Was hast du, Päpi?" fragte Olga und folgte dabei unwillkürlich den Augen ihres Vaters, die streng gerunzelt sich auf drei Herren richteten.

„Ach . . . nichts", brummte Oertel und nahm seinen Gang wieder auf, wobei er nur den Kopf ein wenig in den Nacken warf.

So gingen sie an der Gruppe vorbei, die — selbst im Gespräch — sie gar nicht bemerkte. Aber Olga konnte es doch nicht unterlassen, einen raschen Seitenblick darüber zu werfen. Und als sie einige Schritte weiter waren, fragte sie: „Wer war das, Päpi? Besonders der eine, der mit dem langen, schwarzen Bart?

Digitized by Google

Weißt du, wofür ich den halten würde, wenn ich noch ein Kind wäre? — Für Rübezahl."

Sonst hätte Oertel über solchen Ausspruch gelacht, und Olga schien das auch zu erwarten. Aber diesmal blieb er ernst und sagte leicht verärgert: „Du mußt auch überall deine Nase hinstecken."

„Nanu, Päpi? Böse?" wunderte sich Olga. Und mit schlauer Neugier fügte sie hinzu: „Das muß ja ein gräßlicher Mensch dort sein. . . . Ich meine den mit dem langen Bart . . . wenn er dir so die Stimmung verderben kann."

„Ach, Stimmung verderben!" brauste Oertel auf. „Lächerlich! Was geht er mich an? Ein einfacher Arbeiter. Der Lienhardt ist es, weißt du? Mein früherer Vormeister. Der mit dem Streik."

„Dessen Sohn auch Abgeordneter werden will?"

„A u c h Abgeordneter! Wie du das sagst: a u c h! Stellst ihn wohl schon in eine Reihe mit mir?"

„Aber Päpi!"

„Na ja, es klingt doch so. Wollen überhaupt mal erst abwarten, ob er gewählt wird. Schlimm genug freilich schon, daß man mit solchen Leuten in den Kampf muß. Wahrscheinlich fährt er auch in seinen Bezirk, um blutrünstige Reden zu halten."

Sie waren jetzt stehen geblieben und hatten sich umgeschaut. Und Olga fragte: „Welcher ist es denn?"

„Ich kenne ihn nicht. Wahrscheinlich einer von den beiden jungen. Hat ja zwei Söhne.... Rechtsanwalt und Arzt. Das ist auch so eine von den Neuerungen. Früher hieß es, Schuster bleib bei deinem Leisten, und der Sohn wurde, was der Vater war."

„Einsteigen! Bitte einsteigen!" riefen die Schaffner.

Ein plötzliches Hasten entstand unter den Menschen. Jegliches Gespräch war durchgeschnitten, und alle die vielen verschiedenen Lippen schienen nur die gleichen Worte zu sprechen von Lebewohl, gute Reise und Wiedersehen. Man sah furchtbar viel Hände, die sich schüttelten, auch Umarmungen hier und da, und vereinzelte Tränen. Aber alles schien nur halb zu sein, gleichsam zerrissen von den Rufen der Schaffner.

Auch Oertel küßte Olga: „Mach's gut, Mädi."

„Du auch, Papa."

Dann stieg er ein, und gleich danach erschien er an einem offenen Fenster, aus dem er ihr noch einmal die Hand herausreichte. Jetzt ruckte der Zug an, schob sich langsam vorwärts. Hüte flogen in die Luft und Taschentücher flatterten wie weiße, gefangene, ängstliche Vögel. Dazwischen die schwarze, goldgetupfte Schlange, die schneller und immer schneller in die Finsternis glitt, bis sich ihre großen feurigen Augen zwischen dem rot-grünen Gelichter dort draußen verloren.

Die weite, dumpf-trübe Eisenbahnhalle schien nun mit einem Male ganz leer, ganz ausgeschöpft, und Olga überkam für eine Sekunde das Gefühl einer großen Einsamkeit. Sie dachte nicht an ihr Auto, das draußen wartete, auch nicht an den Straßenlärm, der sie gleich umfangen würde, sondern sie kam sich unter dieser Wölbung auf diesem grauen Steig zwischen leeren Schienen wie auf einer öden Insel vor, auf die sie mit noch zwanzig, dreißig anderen Menschen gebannt war. Unwillkürlich musterte sie diese Leidensgenossen.

Da fiel ihr Blick auf die beiden Lienhardts, Vater und Sohn. Dort vor ihr gingen sie... sie sah nur die Rücken und ein Stück von dem langen, schwarzen Bart. Und ohne sich irgendeine Rechenschaft zu geben, auch ohne besondere Absicht beschleunigte sie ihre Schritte, um ihnen womöglich zuvorzukommen.

Ich möchte den Mann doch mal genauer sehen . . . — dachte sie — der gegen Papa aufgetreten ist. . . . Es gehört Mut dazu. . . . Papa kann sehr bös sein, und man wagt nicht so leicht, sich ihm zu widersetzen. . . . Ich wenigstens würde mich das nicht getrauen. . . . Und Papa hat mich doch lieb. . . . Aber trotzdem . . . widersetzen? . . .

Sie beeilte sich, und allmählich kam sie den beiden näher. — Der Vater . . . — dachte sie — geht etwas breit . . . so als ob er dreisohlige Schaftstiefel an hat. . . . Aber der Sohn ist wahrhaftig beinahe elegant. . . . Das muß der Arzt sein. . . . Der Rechtsanwalt ist ja fort. . . . Schade . . . den hätt' ich noch lieber gesehen. . . .

Sie hatte jetzt fast gleichzeitig mit den bei-

Digitized by Google

den Lienhardts den oberen Rand der großen Treppe erreicht. Von unten schlug das Getön der Straße herauf, und man sah einen schmalen Streifen des Fußsteigs, auf dem der noch immer herabgleitende Schnee unter den Tritten der Menschen zu Schmutz zerquetscht war, der eine zähe und schleimige Masse bildete. Ein Teil dieses Breies war von Hunderten Stiefeln auch mit die Treppe emporgenommen worden und hatte die Stufen glitschrig-glatt poliert.

Jetzt war Olga dicht neben Karl Lienhardt. Während sie die ersten Stufen hinabging, berührte sie nahezu seinen Arm. — Das Herz klopfte ihr . . . sie wußte selbst nicht warum.... es war doch wahrhaftig kein Grund.... Und der Vater interessierte sie auch weit mehr. . . . Wie der jetzt sprach . . . sie hätte so gern verstanden. . . . Aber die Worte verflogen ihr.... Und dann . . . es fiel doch auf . . . sie konnte doch nicht immer so dicht nebenher gehen . . . nein, sie mußte etwas vorwärts eilen. . . .

Mit ein paar rascheren Schritten kam sie zwei Stufen vor. Sie war jetzt ungefähr auf der Mitte der Treppe.

Aber nun sah sie sich noch einmal um, und dabei machte sie auf dem glatten Stein einen Fehltritt. Sie glitt aus und verlor das Gleichgewicht, versuchte sich zu halten, griff mit den Armen wirr um sich her, stieß einen Schrei aus und kollerte in die Tiefe.

Im ersten Augenblick war alles vor Schreck zurückgewichen, und im nächsten hatte sich wieder alles herzugedrängt. Ratschläge und gute Lehren schwirrten durch die Luft. Nun drängte sich Karl Lienhardt durch die Menge: „Erlauben Sie. Ich bin Arzt. Bitte lassen Sie mich durch."

Man machte ihm Platz, und er kniete zu Olga. Ihren Kopf bettete er auf ihren Muff. Irgend jemand hatte ein Glas Wasser gebracht. Damit benetzte er ihr die Stirn und Schläfen. Wie sie nach wenigen Minuten die Augen aufschlug und Karl neben sich sah, errötete sie.

„Wie geht es Ihnen?" fragte Karl und faßte ihre Hand.

„Ich weiß nicht, ich glaube, ich bin gefallen."

„Empfinden Sie Schmerz?"

„Ein wenig im Fuß."

„Wollen Sie einmal versuchen, ob Sie stehen können?"

Er griff ihr unter die Arme, und sie ließ sich stützen. Aber bei dem ersten Auftreten stöhnte sie laut: „Es geht nicht. Ich habe ihn mir gebrochen."

„Ach nein," tröstete er, „so schlimm wird es nicht sein. Sie haben ihn sich vermutlich nur verstaucht. Aber gehen können Sie natürlich nicht. Ich werde einen Wagen holen und Sie nach Hause bringen."

„Ich habe mein Auto hier, Herr Doktor. Da ist schon der Johann, der kann mir helfen." Damit zeigte sie auf den Chauffeur, der sich gerade durch die Leute drängte.

Die beiden Männer trugen nun Olga rasch in den Wagen. Karl bettete sie kunstgerecht und setzte sich dann neben sie. Erst jetzt, da er durch die Straßen sauste, fiel ihm ein, daß er sich nicht einmal von seinem Vater verabschiedet hatte.

Während der Fahrt sprach keiner von den beiden ein Wort. Olga bereiteten die Erschütterungen Schmerzen, und sie mußte oft mit den Tränen kämpfen. Und Karl betrachtete immerfort dies schöne Gesichtchen, in das das Schicksal noch gar nichts hineingezeichnet hatte, und das nun in seinen Leiden so wunderlieb war. Einmal nahm er ihre Hand und streichelte sie. Und sie schenkte ihm dafür einen dankbaren Blick. Da behielt er die Hand, und sie ließ sie ihm.

Als das Auto in der Pariser Straße hielt, wurde Olga vorsichtig hinaufgetragen. Das gab nun eine Erregung unter den Dienstboten, und die Wirtschafterin, Frau Kruse, meinte sogar, man müsse an den Kommerzienrat telegraphieren. Aber das verbot Olga ganz entschieden, und ebenso wollte sie von dem Sanitätsrat nichts wissen.

„Was brauche ich den?" meinte sie. „Ein Arzt ist ja hier. Oder wollen Sie mich nicht weiter behandeln?"

„O gewiß, gnädiges Fräulein. Wenn Sie es wünschen." —

Und dann saß er neben ihrem Bett in ihrem Jung-Mädchen-Zimmer. Den Fuß hatte er untersucht. Es war nur eine leichte Verstauchung, die in einigen Tagen geheilt sein würde. Jetzt fühlte er den Puls, ob sie Fieber hätte.

Und während er das tat, kam ihm der Gedanke: Sie hat kein Fieber . . . das sehe ich

Digitized by Google

auch so . . . es ist ganz unsinnig, ihr den Puls zu fühlen. . . . Ich glaube, ich tue es bloß, um ihre Hand zu halten. . . . —

Er erschrak, wie er sich dieses Gefühls bewußt wurde. — Was ist denn mit mir los? . . . Bin ich denn verrückt? . . . Ich bin doch hier Arzt . . . nichts weiter als Arzt. . . . Wie komme ich auf solche tolle Idee? . . .

Er ließ die Hand beinahe unwirsch los, so daß Olga ihn verwundert ansah. Und dann sagte er mit erzwungener Sachlichkeit: „Sie sind gänzlich fieberfrei, gnädiges Fräulein. Nehmen Sie also die Einreibung, die ich Ihnen aufgeschrieben habe. Und von morgen an wird dann wohl Ihr Hausarzt kommen."

„Warum denn der Hausarzt? Sie haben mir doch vorhin versprochen, daß Sie mich weiter behandeln wollen?"

„Nun ja, gnädiges Fräulein — — —"

„Tut es Ihnen leid?"

„Das nicht . . . durchaus nicht. . . . Nur . . . ich möchte mich nicht aufdrängen. . . ."

Sie beobachtete ihn aufmerksam und sah seine Verwirrung. Und dabei dachte sie: Was für hübsche Augen er hat . . . dunkelblau . . . und wie schön die zu seinem schwarzen Haar passen. . . . Eigentlich sieht er gar nicht aus wie ein Arzt . . . mit der Locke, die ihm in die Stirn fällt. . . . Weit eher wie ein Künstler.

Und laut sagte sie: „Ich habe Sie doch darum gebeten. Wollen Sie also morgen früh wiederkommen?"

Eine Sekunde zögerte er noch mit der Antwort. Dann kam es beinahe hastig: „Ich werde also kommen."

Aber kaum hatte er es gesprochen, so bereute er es schon und konnte es nun doch nicht mehr rückgängig machen.

Kurz darauf empfahl er sich.

Während ihm im Flur der Diener in seine Sachen half, fiel ihm ein, daß er nicht einmal wußte, bei wem er war. Wenig fehlte, so hätte er den Diener gefragt. Aber er besann sich, daß sich das doch eigentlich nicht schickte. Dafür warf er, sobald er draußen auf der Treppe war, einen Blick auf das Türschild und las: Julius Oertel.

Er stutzte. Sein scharfgeschnittenes Gesicht spannte sich im Nachdenken. Er suchte und wurde unruhig. Der Name gab ihm einen Stich. Er wußte, er hatte ihn oft gehört, und konnte ihn doch jetzt nicht unterbringen. Er empfand geradezu eine Pein dabei.

So ging er langsam die Treppe hinab.

Aber unten an der Haustür schlug er sich plötzlich an die Stirn: War es möglich? . . . Oertel? . . . So hieß ja der Fabrikant, bei dem sein Vater gearbeitet hatte . . . dieser Mensch, der seinen Vater hatte zwingen wollen. . . . Und zu dem wäre er durch Zufall geraten? . . . Dessen Tochter sollte er jetzt behandeln? . . . Unmöglich . . . darüber mußte er Gewißheit haben. . . .

Den Schlapphut im Genick und mit wehendem Mantel, so eilte er über den Damm in die nächste Kutscherkneipe. Er überlegte nicht erst lange . . . es war ja ganz gleich, wo er war . . . er mußte nur rasch ein Adreßbuch haben. Und nach fünf Minuten wußte er es: Es war wirklich der Kommerzienrat Oertel, der Maschinenfabrikant, dessen Tochter er behandeln sollte.

Wie umnebelt von dieser Erkenntnis trollte er sich wieder auf die Straße. Er dachte nicht daran, den Mantel zu schließen oder den Kragen hochzuklappen. Der Schnee wehte ihm ins Gesicht, durchnäßte ihm das Haar über der Stirn und an den Schläfen und träufelte in den Schnurrbart hinab, dessen Enden feucht-strähnig und traurig hingen.

Was sollte er tun? . . . Morgen früh nicht mehr hingehen? . . . Das wäre eigentlich das vernünftigste. . . . Und jawohl . . . so wollte er es auch machen. . . . Er hatte bei diesen Leuten nichts zu suchen. . . . Mochten sie sich einen anderen Arzt rufen. . . .

Seine Füße griffen weit aus, traten gleichsam fester auf, als wollten sie dadurch den Entschluß bekräftigen. Und doch empfand er einen inneren Schmerz dabei.

Wenn er nun morgen nicht kam . . . was würde sie von ihm denken? . . . Dies kleine Fräulein Oertel . . . er kannte nicht einmal ihren Vornamen. . . . Nach den Löckchen, die ihr so lustig um die Stirne hingen, und nach den rehbraunen Schelmenaugen müßte sie Mizi heißen, oder Mimi, oder so ähnlich. . . . Und doch sprach auch Gemüt aus diesen Augen. . . . Wie sie heute abend ein paarmal in Tränen schwammen . . . und wie sie dann so seltsam verwundert blickten. . . . Nein, Mizi oder

Digitized by Google

Mimi paßte doch nicht zu ihr . . . dann schon eher . . .

Jetzt blieb er eine Sekunde stehen, besann sich und stürmte dann ärgerlich weiter. Dabei nahm er den Hut ab, schlug den Schnee von der Krempe und stülpte ihn wieder auf, — alles mit wütenden Gebärden. — Zum Donnerwetter, was ging ihn denn das an? . . . Mochte sie doch heißen, wie sie wollte. . . . Eine Oertel war sie, und damit basta! . . .

Ein paar Minuten kämpfte er gegen Wind und Nässe, und es war ihm dabei, als dächte er an gar nichts. Aber dann ertappte er sich doch plötzlich, daß er sich nur mit seiner neuen Patientin beschäftigte.

Gott, eigentlich war es doch feige von ihm . . . hatte er etwa Furcht vor seinen eigenen Empfindungen? . . . Und was konnte sie überhaupt dafür? . . . Sie war doch schließlich nicht ihr Vater. . . .

So dachte er. Und nachdem er so weit war, bestärkte er sich selbst immer mehr in seinem Nachgeben. — Wie auch immer. . . . Alles recht betrachtet, für ihn war sie jedenfalls nur eine Kranke . . . und im Grunde war es eine Pflichtvergessenheit von ihm, eine Kranke einfach liegen zu lassen. . . . Natürlich, geradezu strafwürdig war das. . . . Als Arzt hatte er einfach seine Pflicht zu tun . . . ohne Ansehen der Person . . . die Person ging ihn gar nichts an. . . .

Er atmete befreit auf.

Von drüben her traf ihn jetzt das Licht des Stadtbahnhofs Zoologischer Garten.

Er zögerte, ob er fahren solle oder zu Fuß durch den Tiergarten nach seiner Wohnung in Moabit gehen. Aber dann eilte er doch zu den Billettautomaten.

Er mochte nicht mehr allein sein . . . mochte nicht mehr denken. . . .

* * *

Olga hate in der Nacht etwas Schmerzen gehabt und in diesen Stunden des Wachseins immerzu an Karl gedacht. Vielleicht war es nur das Ungewöhnliche dieses Zusammentreffens gerade mit einem Sohn von Lienhardt, was ihre Phantasie beschäftigte und erregte. Aber sie fand erst gegen Morgen ein wenig Schlaf, und das Bild des jungen Arztes begleitete sie bis in ihre Träume.

Es war gegen zehn Uhr, als sie sich ermunterte, und während sie noch ihre Schokolade trank, wurde ihr Karl Lienhardt gemeldet. Sie erschrak, und das Blut stieg ihr in die Wangen. Sie fühlte auch, daß es noch immer nicht zurückwich, als Karl schon auf der Schwelle stand. Und darüber ärgerte sie sich und wurde nur immer röter.

Aber auch Karl war befangen. Er hatte sich zwar heute morgen auf dem ganzen Wege eingeredet, das sei ein Krankenbesuch wie andere mehr. Aber als er nun in dem Stübchen stand, dessen mattgeblümte Fenstervorhänge die Frühsonne nur wie einen rosa Duft einließen, da hatte er all seine Vorsätze vergessen, und er sah gar nichts mehr, als das junge Mädchen, das aus dem Gewühl der Kissen gleichsam herauszuwachsen schien.

Wie eine Elfe . . . — dachte er, und der Sommernachtstraum und Klingsors Zaubergarten kamen ihm in den Sinn, — wie ein Blumenkind, das auf Rosenblättern ruht. . . .

Olga wartete, und Karl trat endlich näher. Er reichte ihr die Hand: „Wie geht es Ihnen?"

„O danke . . . sehr gut."

„Keine Schmerzen mehr?"

„In der Nacht noch ein wenig. Aber jetzt ist es besser."

Karl schwieg und besann sich, was er sagen sollte. Aber es fiel ihm nicht das geringste ein. Plötzlich bemerkte er, daß er noch ihre Hand festhielt. Er ließ sie los und stotterte eine Entschuldigung. Und Olga errötete von neuem.

Nach einer weiteren Sekunde nahm er unvermittelt einen Stuhl: „Sie gestatten, gnädiges Fräulein?"

Und während er sich setzte, dachte er: Es geht doch nicht so . . . es ist unverantwortlich . . . ich muß mich ihr vorstellen. . . . Wer weiß, wenn sie meinen Namen kennt . . . vielleicht weist sie selber mir die Tür. . . . Es ist ja gerade, als ob ich mich einschleichen wollte. . . .

Er räusperte sich und nahm einen Anlauf: „Verzeihung, gnädiges Fräulein, ich muß das jetzt nachholen. Gestern abend nämlich . . . also das war erste Hilfe, da durfte ich Sie so ohne weiteres herbringen. Aber jetzt, da möchte

Digitized by Google

ich das doch richtigstellen. Nämlich . . . Ich heiße Lienhardt . . . Doktor Karl Lienhardt."

Olga hatte ihm verwundert zugehört. Nun purzelte wieder der Übermut aus ihren Augen, und Kobolde kicherten um ihren Mund: „Glauben Sie denn, daß Sie mir damit etwas Neues sagen?"

„Ich nahm es an", entgegnete Karl.

Aber dabei betrachtete er das Lachen auf ihren Lippen und dachte: Diese Linien hier sind verdächtig . . . die sind noch nicht erwacht . . . die haben noch keine Sprache. . . . Dieser Mund muß noch das Weinen lernen . . . und vielleicht gewinnt er dann erst seine echteste Schönheit. . . .

„Dann haben Sie sich aber geirrt, verehrter Herr Doktor. Ich wußte schon gestern abend, wer Sie sind."

„Woher?"

„Ja, das ist eine komische Geschichte. Und eigentlich sind überhaupt nur Sie an meinem Unfall schuld."

„Ich?" fragte Karl halb erstaunt und halb erschrocken.

„Ja, Sie. Ich fiel nur, weil ich mich nach Ihnen umdrehte. Und ich hätte mich nicht umgedreht, wenn mir mein Papa nicht vorher auf dem Bahnsteig gesagt hätte, wer Sie sind."

„Dann ist zuletzt also er der Schuldige", lächelte Karl. „Ihr Herr Vater ist gestern verreist?"

„Ja, in seinen Wahlkreis. So wie Ihr Bruder."

„Das wissen Sie auch?"

„Natürlich. Gerade darum sagte mir doch Papa, wer Sie sind. Das heißt, Sie und Ihren Bruder kannte er eigentlich gar nicht, und er zeigte mir nur Ihren Vater. Auf den ist er übrigens nicht gut zu sprechen."

Olga hatte das so herausgeplappert. Aber sofort tat es ihr leid, denn in Karls Gesicht ging eine merkbare Veränderung vor. Sein Mund, der weich und feminin war, schloß sich so fest zusammen, daß dadurch sogar das runde Kinn etwas Starkes und Energisches bekam. Die gebogene Nase trat kraftvoller hervor, und die dunkelblauen Augen gewannen einen Glanz ins Schwarze. Und leise, durch die Zähne antwortete er: „Ich glaube, mein Vater hätte weit mehr Grund, auf Ihren Papa schlecht zu sprechen zu sein."

„Wieso?" fragte Olga schmollend. „Ihr Vater war es doch, der den Streik in unserer Fabrik begonnen hat."

„Nein, das ist ganz falsch . . . das kam erst später", rief Karl, indem er von seinem Stuhl aufsprang und sich gestikulierend vor Olgas Bett hinstellte. „Vorher wollte Ihr Papa meinen Vater vergewaltigen! Politisch vergewaltigen . . das ist das schlimmste!"

Olga war von dieser plötzlichen Heftigkeit so verblüfft, daß sie gar keiner Antwort fähig war. Und während Karl jetzt ein paarmal im Zimmer hin und wieder lief, folgte sie ihm mit besorgten Augen, als fürchte sie, er möchte irgend etwas umstürzen oder gewaltsam zerbrechen oder zerreißen.

Mit einem Male blieb er wieder dicht vor ihr stehen: „Wissen Sie, wenn mir jemand eine goldene Uhr stiehlt, so kann ich das vielleicht verzeihen, denn der Mann mag in Not gewesen sein. Wenn mir aber jemand meine politische Überzeugung stiehlt, dann ist das eine Gemeinheit. . . . Jawohl, eine Gemeinheit!"

Olga schaute von ihrem Bette empor zu dem Manne, der da groß und zornig vor ihr stand und die Worte wie Schläge auf sie herabsausen ließ. Und eine Sekunde war ihr, als müsse sie sich ducken. Aber dann dachte sie an ihren Vater und trotzte auf: „Ich weiß, daß Sie damit auf meinen Papa hinzielen. Aber mein Papa hat genau so gut eine Überzeugung wie Sie, und er hat genau so gut das Recht, seine Überzeugung zu verteidigen."

„Aber nicht, seine Gegner zu vergewaltigen!"

„Papa sagt, daß gerade die Sozialdemokraten alle anderen Menschen vergewaltigen wollen."

„Das ist eben die Lüge und der Schwindel!"

„Ich bitte sehr, Papa lügt und schwindelt nicht."

Durch Olgas Worte klang es schon wie ferne Tränen. Doch Karl hörte das nicht und rief ihr entgegen: „In diesem Falle ist es aber doch so!"

„Und ich sage Ihnen, nein. Und merken Sie es sich: Papa vergewaltigt auch keinen Menschen."

Digitized by Google

„Mein Vater weiß davon zu erzählen!"

„Und wenn von Gemeinheit die Rede ist, so sage ich Ihnen, mein Papa ist nicht gemein ... mein Papa hat noch nie eine Gemeinheit begangen!"

Bei den letzten Worten schluchzte Olga laut auf und warf sich mit einem Ruck in die Kissen zurück. Doch im gleichen Augenblick drang auch ein Schrei und ein wildes Stöhnen von ihren Lippen.

Karl sprang herzu und unterstützte sie. Seine ganze Erregung hatte er vergessen und war jetzt nur wieder von Sorge erfüllt. Und mit liebevollen Vorwürfen begütigte er sie: „Wie können Sie denn bloß so unvorsichtig sein. Habe ich Ihnen nicht verordnet, daß Sie ruhig liegen müssen? Und nun werfen Sie sich da so wild herum? Jetzt seien Sie aber mal ganz brav. Ja, wollen Sie? Und machen Sie keine einzige Bewegung. Gänzlich mäuschenstill wie ein Wickelkind müssen Sie liegen."

Er hatte sich über sie hinabgebeugt und sah ihr in die Augen, die noch von Feuchtigkeit schwammen. Und nun sagte er leise: „Seien Sie nicht böse. Ich habe Ihnen nicht wehe tun wollen."

Darauf lächelte sie. Aber es war ein ernstes Lächeln ... eins, das noch voll von Tränen war. Und schüchtern meinte sie: „Ich habe gar nicht gewußt, daß sie so rabiat sein können."

„Sie kannten mich eben nicht. Und nun wollen Sie gewiß, daß ich überhaupt nicht mehr zu Ihnen komme?"

„O doch. Sie müssen mich doch gesund machen."

Unwillkürlich hatte sie seine Hand berührt. Und er faßte nun ihre und streichelte sie mit leisem Druck.

Dann richtete er sich langsam auf: „Nun brauchen Sie aber Ruhe. Ich werde Sie jetzt verlassen."

„Kommen Sie auch morgen wieder?"

„Gewiß. Ich werde kommen."

Er sah ihr in die Augen, so wie sie ihm in seine. Und dann strich ganz willenlos seine Hand wie zum Abschied zart und leicht über ihren Scheitel. —

Olga fühlte diese Berührung noch immer in ihrem Haar, als er schon stundenlang von ihr fort war. Und all diese Stunden rührte sie sich nicht, als fürchte sie, daß durch irgendeine Bewegung dieser gold-süße Hauch von ihr schwinden könnte. Dieser ganze Tag verging ihr wie in einem Nebel, der aber voll, durchglüht von Sonnenschein war, und die Nacht umfing sie mit purpurnen Träumen.

Am nächsten Morgen erwachte sie zeitig und durchlebte voll Unrast die Viertelstunden: Hatte er ihr auch nichts übelgenommen? ... Und würde er sie heute bestimmt besuchen? ...

Aber als er dann kam, da versuchte sie, sich selbst und ihn über ihre Unruhe zu täuschen, indem sie eine ausgelassene Lustigkeit spielte. Und so streckte sie ihm ihre Hand entgegen: „Guten Morgen, Sie wilder Sozialdemokrat."

Er ging auf den Ton ein und gab ihn zurück: „Guten Tag, Sie wilde Konservative."

„O bitte, das stimmt nicht. Papa ist nationalliberal."

Worauf er wieder scherzte: „Das ist nicht viel besser."

Sie hatten das beide lachend gesagt. Aber trotzdem bewegte es Olga wie eine Angst, es könnte wie gestern zu einem Zwist führen. Und darum wurde sie plötzlich ernst ... so ernst, wie er sie noch kaum gesehen hatte, und griff dabei tastend nach seiner Hand: „Ach bitte, lassen wir doch die dumme Politik."

Er staunte zuerst über diesen raschen Wandel. Aber er fühlte doch, was in ihr vorging, und nickte ihr ernsthaft und gütig zu: „Ja, lassen wir das. Wir haben Besseres zu reden."

Und dann plauderten sie harmlos und guter Dinge. Und ehe sie recht wußten, wie ihnen geschah, waren fast drei Stunden vor ihnen zerflossen, so daß Karl in Hast davoneilen mußte. —

Diese Plauderstunden wiederholten sich nun so oder ähnlich an jedem Vormittag. Und als Olga einmal behauptete, sie hätte in der Nacht Kopfschmerzen gehabt, hielt es Karl für notwendig, sich zu überzeugen, ob sie nicht etwa am Abend Fieber habe.

Sie hatte kein Fieber.

Aber Karl kam von da auch am Abend regelmäßig zu ihr. Und dann saß er an ihrem Bett, und Frau Kruse brachte den Tee, und während sie belegte Brötchen oder kleine Kuchen knabberten, erzählten sie von tausend Nichtigkeiten. Die Nichtigkeiten interessierten sie

Digitized by Google

eigentlich gar nicht. Aber die gegenseitige Nähe tat ihnen wohl, und sie fühlten sich schon zufrieden, daß sie beisammen sein und jeder des anderen Stimme hören durfte. —

Der Fuß heilte gut, und am zehnten Tage durfte Olga abends zum erstenmal Karl außerhalb des Bettes empfangen.

Sie hatte einen hellblauen Schlafrock an aus einem seidigen Flauschstoff, der in weichen Falten sich warmtönig um ihre Glieder legte. Ihr Lehnstuhl stand vor dem Kamin, in dem ein Holzfeuer flackerte und gelbrötliche Lichtflecke über sie hinstreute. Von Zeit zu Zeit neigte sie sich hinab und warf eine neues Scheit auf den Stoß.

Als Karl kam, lächelte sie ihm munter entgegen. Aber dem fiel es auf, daß dies Lächeln anders war . . . nicht mehr so bubenhaft ausgelassen, sondern stiller, reifer, fast fraulicher.

„Ich gratuliere", nickte er ihr zu und rückte sich einen Stuhl dicht neben sie. „Jetzt werden Sie also bald ganz gesund sein."

Olga horchte auf und sah ihn an. Es war etwas in seinem Gesicht und in dem Ton seiner Stimme, das sie ernst und beinahe traurig berührte. Und sie fragte: „Was fehlt Ihnen? Freuen Sie sich denn nicht, daß Sie mich nun bald ganz geheilt haben werden?"

„O doch", meinte er langsam. „Bloß ich denke auch daran, daß mein Amt als Arzt nun hier bald erlischt."

Er schaute sie nicht an, während er das sagte, und so sah er auch nicht, wie ein zitterndes Erschrecken hurtig und tausendfüßig über sie fortlief. Aber sie schüttelte das ab und versuchte zu scherzen: „Da sieht man wieder, wie ungern Sie zu mir kommen. Sie wollen mich bloß gesund machen, damit Sie mich bald los sind. Aber daraus wird noch lange nichts. Mein Fuß, das fühle ich ganz genau, der ist noch nicht so bald in Ordnung. Wenn ich auch schon aufstehen kann, aber beim Auftreten, da tut er mir noch immer weh. Und so lange ich noch die geringsten Schmerzen habe, müssen Sie mich täglich besuchen . . . das verlange ich von Ihnen."

Karl sah sie zweifelnd an. Er wußte nicht gleich, wie er das aufnehmen sollte, und fand sich nicht zurecht. Und doch war ihm, als breite sich Güte und Wärme um ihn. So beugte er sich vor und nahm ihre Hand: „Wissen Sie, was ich am liebsten wünschen würde? — Daß Sie noch recht lange krank bleiben möchten. Ja sehen Sie, so egoistisch bin ich."

So lachten sie nun doch wieder beide.

Aber dann sagte Karl: „Übrigens morgen werden Sie trotzdem auf mich verzichten müssen."

„Warum? Haben Sie morgen etwas Besonderes vor?"

„Etwas sehr Besonderes, wenn auch nicht als Arzt. Wir haben morgen Reichstagswahl, und ich habe mich meiner Partei zur Verfügung gestellt."

„Ach. — Ist morgen schon Wahl?" fragte Olga gedehnt. Und hinterher leise und halb für sich: „Dann kommt ja übermorgen Papa schon zurück."

Sie blickte scheu von der Seite zu ihm auf. Aber sie erkannte am Ausdruck seines Gesichts, daß er ihre Worte verstanden hatte.

Ein paar Minuten schwiegen beide bedrückt. Die Stille war so weit, daß sie förmlich weh tat, und das spitzige Knistern des Holzes im Kamin stach wie mit Nadeln nach ihren Nerven.

Zuletzt begann Olga zaghaft, als fürchte sie sich selber: „Wenn Papa zurückkommt, stelle ich Sie ihm vor. Er wird sich gewiß freuen, daß Sie mich so gut gepflegt haben."

Sie sah ihm erwartungsvoll in die Augen, als erhoffte sie von ihm eine Bestätigung. Aber er lächelte sie nur trübselig und bitter an: „Glauben Sie wirklich, daß er das tun wird?"

Olga antwortete nicht, denn um „Ja" zu lügen, hatte sie keinen Mut, und so schwiegen wieder beide.

Aber aus diesem schrecklichen, lastenden Schweigen, das sich über sie senkte wie ein ungeheures Bahrtuch, unter dem sie erstickt und erwürgt werden sollten, . . . aus diesem Schweigen entstand die Angst . . . eine Angst, daß sich eine Scheidewand zwischen ihnen türmte, die sie von einander reißen und trennen könnte. Und aus dieser Angst wieder erwuchs das Bewußtsein, daß sie sich gegenseitig unendlich liebten.

Völlig unvermittelt blitzte diese Erkenntnis in ihnen auf. Und so hell war sie, daß sie nun gar nicht begriffen, wie sie so lange im Dunkeln hatten tappen können. Es war ihnen, als hätten sie sich schon ewig geliebt, und sie staunten sich gegenseitig wie Wunder an.

Digitized by Google

Endlich griff Karl nach ihrer Hand: „Man darf uns nicht trennen."

Und sie klammerte sich an seinen Arm: „Wir müssen es verhindern."

„Hast du mich denn so lieb?" fragte er dicht an ihrem Mund.

Und sie flüsterte zurück: „Ich glaube. — Du mich auch?"

Er aber jubelte auf: „Ich liebe dich über alles Maß!"

Und dann riß er sie an sich und bedeckte sie mit Küssen.

In holdester Seligkeit küßten sie sich immer von neuem, stammelten tausend wirre Liebesworte, suchten stets neue Kosenamen und fanden sich, wenn alle Sprache versagte, zuletzt wieder zu den Küssen zurück.

Wie lange dieses Spiel dauerte, wußten sie selbst kaum, denn der Zeitbegriff war ihnen entschwunden. Aber es war schon ziemlich spät, als Olga endlich fragte: „Und was sollen wir nun beginnen, Lieber?"

„Es gibt meiner Meinung nach nur eine Möglichkeit. Ich spreche offen und ehrlich mit deinem Vater."

Aber Olga besann sich und schüttelte dann ernsthaft den Kopf: „Nein, Lieber, so würdest du nur alles verderben. Wenn bei Papa etwas zu erreichen ist, so kann nur ich es machen, denn mich hat Papa lieb. Aber auch ich werde es vorsichtig anstellen müssen, und so von heute auf morgen gelingt es auch mir nicht."

„Und bis dahin? — Werden wir uns sehen?"

„Nein, Lieber . . . das wäre unvernünftig. Und sicher sind wir uns ja auch so. Du mußt hübsch warten, bis ich dich rufe, und Geduld mußt du haben, denn ein paar Wochen kann es schon dauern."

Das war Karl nicht recht. Aber Olga sprach ihm zu, und so ließ er sich endlich überzeugen.

Und doch . . . als sie sich dann wirklich trennten, da blieb ihnen beiden ein Wehgefühl, wie es sich oft als Vorahnung von noch größeren Schmerzen einstellt. ——

* * *

Zwei Tage nach der Wahl kehrte Julius Oertel heim.

Da hatte er sich nun wochenlang abgerackert, hatte sich in qualmigen Lokalen heiser geredet . . . immer dasselbe Stroh gedroschen, hatte in schlechten Betten geschlafen, schlechtes Bier getrunken und mit allen möglichen Menschen gekannegießert. Und nun war dieser ganze Krempel umsonst. Sein Zentrumsgegner hatte ihn besiegt . . . glatt abgeschlagen mit großer Majorität.

Oertel war verstimmt, verärgert, müde.

Aber mehr noch als seine eigene Niederlage brachte ihn das Gesamtresultat der Wahl in Harnisch. — Dieser gewaltige Sieg der Sozialdemokratie . . . also das war ja einfach zum Haarausraufen! . . . Na ja, die Stichwahlen standen freilich noch aus . . . aber wie die Dinge lagen, und bei dem Gebaren der Fortschrittler. . . . Der Sanitätsrat Veit, das war auch so einer . . . der sollte sich mal freuen . . . dem würde er schon den Standpunkt klarmachen. . . . Also zu hoffen war von den Stichwahlen auch nicht mehr viel. . . . Die Sozialdemokraten wurden die zweitstärkste Partei . . . vielleicht sogar die stärkste. . . . Eine Schande für das Reich! . . .

Olga hatte ihrem Vater von ihrem Unfall nichts geschrieben, schon weil er ihr sonst den Sanitätsrat auf den Hals telegraphiert hätte. Wie er nun in solch miserabler Laune daherkam, war sie recht froh, daß sie schon gehen konnte, so daß sie ihm nicht gleich in der ersten Stunde berichten mußte.

Er begrüßte sie auch nur flüchtig, setzte sich gleich zum Abendessen und studierte dabei schon wieder die letzten Depeschen. Plötzlich warf er das Messer klirrend auf den Tisch, daß Olga verwundert aufsah: „Aber Papa!"

„Pardon!" entschuldigte er sich unwirsch. „Das macht, wenn man sich wochenlang in Kneipen herumdrückt . . . das färbt zuletzt ab. Aber wütend kann man doch werden, wenn man so etwas liest. Was sagst du? Der Lienhardt . . . der Sohn von meinem Arbeiter . . . der Kerl ist gewählt!"

Er erwartete wohl keine Antwort und sah gar nicht auf. Und darum merkte er auch nicht, daß Olga errötete. —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Weit vom Schuß / Von Freiherr von Schlicht

Humoristisch-patriotischer Roman aus der Kriegszeit. 6. Fortsetzung.

Während nun Dorette ihren Gedanken nachhing und dabei allmählich ganz vergaß, auf die Uhr zu sehen, schlief der Vater weiter, aber das nicht allein, er träumte auch. Am Stammtisch war wieder einmal davon gesprochen worden, wann wohl der erste Zeppelin nach London fliegen und Bomben herabwerfen würde. Einige hatten es bezweifelt, daß es je dahin kommen würde, er aber hatte erklärt, der Tag wäre nicht mehr fern. Und nun war der Tag sogar schon da, wenigstens in seinem Traum. Er selbst lenkte den Zeppelin, der über den Kanal flog, obgleich er in seinem ganzen Leben noch nie in einem Luftschiff gesessen hatte. Aber die Sache ging trotzdem gut, viel besser sogar, als er zuerst glaubte, denn er war ganz allein in dem großen Zeppelin und mußte den nicht nur steuern, sondern auch die Motoren bedienen. Und plötzlich war er mitten über London. Am liebsten hätte er laut „hurra" gerufen, aber er fürchtete, mit seiner Stimme das Geräusch der Motoren zu übertönen. So behielt er das „Hurrah" für sich und schickte sich statt dessen an, den Engländern, die aufgeschreckt in den Straßen herumliefen, die erste Bombe auf die niederträchtigen Köpfe zu werfen. Aber als er die Bombe dann losgemacht hatte, fiel die nicht hinunter. Die schwebte frei in der Luft und rührte sich nicht von der Stelle. „Willst du dämliches Dings wohl machen, daß du hinunterkommst!" rief er ihr zu, und da sie trotzdem nicht fiel, beugte er sich zur Gondel hinaus, um das Wurfgeschoß mit seinen Fäusten hinabzudrücken. Und je mehr er gegen die Bombe stieß, desto mehr beugte er sich zur Gondel hinaus. Erst mit dem Kopf, dann mit der Brust, und dann mit dem Unterkörper, und in seiner Aufregung bemerkte er gar nicht, daß er sich jetzt so weit hinausgelehnt hatte, daß er gar nicht mehr in der Gondel saß, sondern die Bombe mit beiden Händen fest umklammernd, frei in der Luft schwebte. Zuerst merkte er es gar nicht, aber als er es merkte, bekam er es mit der Angst und hatte nur noch einen Gedanken, so schnell wie möglich wieder in die Gondel zu klettern, damit er nicht etwa mit der Bombe zusammen den niederträchtigen Engländern auf die Köpfe fiele. Da könnte er nicht nur den Engländern, sondern auch sich selbst den Schädel einrennen, und dafür dankte er. „Rette sich, wer kann", rief er sich im stillen zu, aber es war zu spät, denn gerade, als hätte die Bombe nur auf ihn gewartet, fing sie jetzt an zu fallen. Erst langsam, dann schneller und immer schneller, immer rasender und immer rasender, und nun ein gellender Aufschrei aus seinem Munde, mit lautem Krach schlug sein Körper mit der Bombe auf dem Straßenpflaster auf — er war tot.

In Wirklichkeit aber lebte er noch, wenngleich er völlig regungslos dalag. Anstatt sich aus der Gondel hinauszulehnen, hatte er sich im Schlafe und im Traum, als er in seinem Lehnstuhl saß, mit seinem Oberkörper immer weiter vornübergebeugt. Immer weiter und weiter, bis der Oberkörper die Balance verlor, bis der den Unterkörper nach sich zog und bis er nun der Länge nach auf dem, Gott sei Dank, weichen Teppich lag, alle Viere von sich gestreckt, als wäre er ein toter Frosch.

Als der gellende Aufschrei aus dem Munde ihres Vaters ertönte und sie zugleich sah, wie ihr Vater vornübergefallen war, lähmte Dorette das Entsetzen.

Was war mit ihrem Vater geschehen? Mit starren Augen, totenblaß, blickte sie zu dem hinüber, dann aber schrie sie ganz entsetzt auf, um gleich darauf mit schlotternden Beinen davonzueilen, während sie zugleich nach der Mutter und den Schwestern rief, damit diese zur Hilfe kommen: „Mutter, — Agnes, — Gerda — kommt, kommt schnell — dem Vater ist ein Unglück zugestoßen, er ist aus dem Stuhl gefallen, sicher hat er einen Schlaganfall bekommen."

Von allen Seiten eilten die Gerufenen herbei, auch die Enkelkinder kamen angelaufen, mehr aus Neugierde, als weil sie das Entsetzliche zu fassen vermochten, aber Dorette drängte die Kinder zurück, während sie zugleich den Schwestern zurief: „Laßt die Kleinen in dem Zimmer, sie brauchen Papas Leiche nicht zu sehen, denn sicher ist er tot. Er liegt da, ohne

Digitized by Google

sich zu rühren und ohne sich zu regen, ach, es ist zu entsetzlich, wer hätte das vorhin bei dem Frühstück gedacht?"

Einen Augenblick standen alle da von jähem Entsetzen gelähmt, dann aber stürmten sie vorwärts. Vielleicht, daß doch noch menschliche Hilfe möglich war.

Aber die kam zu spät, denn als seine Damen in das Zimmer traten, saß der Vater, der sich die inzwischen ausgegangene Zigarre von neuem angezündet hatte, wieder in seinem Lehnstuhl und rauchte wie ein Schornstein.

Auf jeden Anblick waren die Damen vorbereitet gewesen, auf diesen nicht, sie glaubten, einen Toten vor sich zu sehen, der aus seinem Grabe auferstanden sei und noch dazu seine Zigarre rauchte. So kreischten sie denn jetzt abermals ganz entsetzt auf, so daß der Justizrat die Seinen völlig verwundert und verständnislos ansah, bis Dorette ihm zurief: „Aber Papa, ich denke, du bist tot, ich habe dich doch mit meinen eigenen Augen aus dem Stuhl fallen sehen."

Der Justizrat lachte fröhlich auf: „Du meinst aus der Gondel, mein Kind?", um gleich darauf seinen Traum zu erzählen.

Ob sie wollten oder nicht, seine Damen mußten jetzt amüsiert auflachen, und Dorette, die den Ihrigen einen solchen Schrecken eingejagt hatte, wurde nicht schlecht geneckt, so daß sie jetzt ganz vorwurfsvoll meinte: „Aber Vater, wie kann man nur solchen Unsinn träumen?"

„Iß du mal zum Frühstück drei hartgekochte Eier mit Kaviar und bringe du dann das Kunststück fertig, keinen Unsinn zu träumen", verteidigte sich der Justizrat gelassen, bis er dann, einen Blick auf die Uhr werfend, ganz entsetzt aus seinem Stuhl emporsprang: „Verdammt noch mal, Dorette, du wolltest doch aufpassen! Statt zehn Minuten habe ich wenigstens zwanzig geschlafen, was sollen meine Kriegsfreiwilligen von mir denken, wenn ich zu spät zum Dienst komme. Nun aber Galoppmarsch, ich muß machen, daß ich fortkomme."

„Ich komme mit dir, Papa. Während du dich anziehst, bin ich auch fertig, dann können wir wenigstens ein Stück zusammen gehen."

Gleich darauf verließen die beiden das Haus, und Dorette befand sich in der übermütigsten Stimmung. Ach, sie war ja so glücklich, daß ihr guter Vater noch lebte und daß die entsetzliche Angst, die sie um ihn ausstand, umsonst gewesen war. Und zu dieser Freude gesellte sich die, sich neben ihrem Vater auf der Straße zeigen zu dürfen. Der sah in seiner Uniform wirklich sehr gut aus, und es machte ihr Spaß, wenn die vorübergehenden Soldaten ihren Vater grüßten und wenn dieser den Gruß so militärisch stramm erwiderte, als sei er es sonst gar nicht gewohnt, den Hut abzunehmen.

„Jetzt aber mußt du zuerst grüßen, Papa," rief sie ihm plötzlich leise zu, „dort drüben auf der anderen Seite des Trottoirs geht ein Offizier. Sieh nur, der Ärmste, er trägt den rechten Arm in der Binde, und wie schwer er sich bei dem Gehen auf den Stock stützt, er kommt ja kaum vorwärts."

Der Justizrat grüßte durch Anlegen der rechten Hand an die Mütze, während der Offizier lediglich durch ein Neigen des Kopfes dankte, da er keine seiner Hände an die Mütze führen konnte.

„Ach, der Ärmste", meinte Dorette, als sie ein paar Schritte weitergegangen waren. „Ist es nicht ein Jammer um jeden unserer braven Offiziere, aber auch um jeden unserer Soldaten, der so zusammengeschossen wird? Ich kann mir nicht helfen, wenn ich die armen Verwundeten auf der Straße sehe, muß ich immer an mich halten, um nicht zu weinen."

„Das ist nun mal im Kriege nicht anders, mein Kind", versuchte der Justizrat seine Tochter zu trösten.

„Das schon", meinte Dorette etwas kleinlaut, aber sie blieb doch eine ganze Weile still und schweigsam, bis sie dann anfing, mit dem Vater über gleichgültige Dinge zu plaudern, um sich bald darauf von ihm zu verabschieden, da sie einen Laden betreten wollte, um ihre Einkäufe zu machen, während der Vater seinen Weg zur Kaserne fortsetzte.

Schon nach fünf Minuten war Dorette wieder auf der Straße, und für einen Augenblick überlegte sie, ob sie jetzt gleich zu Loni gehen und bei der einmal auf den Busch klopfen solle, ob es der nicht möglich wäre, dahin zu wirken, daß Frau von Duffel sich etwas von dem Herrn Major den Hof machen ließe. Aber dann besann sie sich rasch wieder eines anderen und schämte sich fast ihrer eigenen Dummheit. Selbst ein junges Mädchen ließ sich doch nicht

Digitized by Google

einmal darüber Ratschläge geben, ob sie sich diesen oder jenen Kurmacher nehmen solle. Am allerwenigsten tat das eine Dame wie Frau von Duffel. Je weniger sie selbst mit Loni über den Major sprach, desto besser war es. Die Loni war ja so schlau, die würde sie gleich durchschauen. Nein, sie durfte nicht zu der hingehen, vielleicht daß später der Zufall eine Gelegenheit bot, eine nähere Bekanntschaft zwischen der schönen Frau von Duffel und dem Major zu vermitteln, und diesem Zufall mußte man das Weitere überlassen.

So entschloß sich Dorette denn, gleich wieder nach Hause zu gehen, aber als sie schnellen Schrittes um die Ecke bog, wäre sie beinahe auf den verwundeten Offizier gestoßen, den sie vorhin bemerkt hatte, und der nun, schwer auf seinen Stock gestützt, vor dem Schaufenster eines Blumenladens stand, wohl mehr, um sich auszuruhen, als um die Blumen zu bewundern. Und nun, da Dorette von ihm noch nicht bemerkt, ein paar Schritt von ihm entfernt stand, sah sie erst, wie elend er aussah, so krank und blaß, daß das tiefste Mitleid sie erfaßte und daß der Gedanke sie durchzuckte: dem möchtest du irgendwie zeigen, wie leid er dir tut, dem möchtest du eine kleine Freude bereiten. Aber wie kannst du das?

Gleich darauf wußte sie es, und an ihm vorbei, ohne daß er aufgesehen hatte, trat sie in das Blumengeschäft, um eine Minute später mit einem kleinen Strauß schöner Veilchen wiederzukommen.

Einen Augenblick zögerte sie nun doch noch, als sie jetzt unmittelbar neben ihm stand. Hoffentlich würde er sie nicht auslachen und ihr Verhalten nicht unpassend finden, dann aber sagte sie, ihren ganzen Mut zusammennehmend: „Würden Sie mir erlauben, Herr Leutnant, Ihnen diese Veilchen zu überreichen?"

Bei dem Klang ihrer Stimme wandte er sich ihr zu, langsam und schwerfällig, und zum erstenmal sah sie nun ganz deutlich sein Gesicht, in dem zwei große, schwarze Augen beinahe erschreckend tief in ihren Höhlen lagen. Wie krank mußte der Ärmste sein, aber auch wie hübsch, wenn das Gesicht nach überstandener Krankheit erst wieder seinen alten Ausdruck angenommen hatte. Und welch angenehmen festen und dabei doch weichen Klang seine Stimme besaß, als er freudig überrascht und zugleich völlig erstaunt fragte: „Meinen Sie wirklich mich, gnädiges Fräulein? Da nehme ich Ihre Blumen mit vielem Dank an, obgleich ich wirklich nicht weiß, wodurch ich sie mir verdient habe."

„Aber Herr Leutnant," schalt sie, ganz verlegen über soviel Bescheidenheit seinerseits, „wie können Sie nur so sprechen? Sie haben draußen vor dem Feinde für uns gekämpft, Sie haben sogar für uns geblutet, Sie haben anscheinend schwere Wunden davongetragen, und wenn ich auch das schwarzweiße Band in dem Knopfloch Ihres Paletots noch nicht bemerke, so möchte ich trotzdem darauf schwören, daß Sie das Eiserne Kreuz bereits besitzen oder es wenigstens nächstens bekommen."

Ein leises, kaum bemerkbares glückliches Lächeln umspielte für eine Sekunde seinen Mund, dessen Oberlippe von einem dichten, dunkelbraunen Schnurrbart geziert war, dann meinte er: „Da haben Sie nicht so ganz unrecht, gnädiges Fräulein, ich bin sogar für das Kreuz zweiter und erster Klasse eingegeben worden, jeder Tag kann mir die Auszeichnung mit der Post bringen."

Mit leuchtenden Augen sah Dorette ihn an: „Wie mich das für Sie freut, Herr Leutnant! Ja, wirklich", setzte sie hinzu, als er sie überrascht ansah, um dann noch einmal zu wiederholen: „Ich freue mich Ihretwegen aufrichtig. Sogar das Eiserne Kreuz erster Klasse! Da müssen Sie ja Wunder der Tapferkeit verrichtet haben!"

„Es war nicht so schlimm, gnädiges Fräulein," wehrte er bescheiden ab, „ich habe mit meinen braven Mannschaften ein feindliches Geschütz, dessen fortwährendes Feuer anfing, mir auf die Nerven zu gehen, zum Schweigen gebracht und bei der Gelegenheit gleich noch ein halbes Dutzend Maschinengewehre erobert. Na, die Franzosen haben sich dann aber auch schönstens bei mir bedankt. Die haben ein Feuer auf uns eröffnet, als wollten sie uns Gott weiß wohin schicken. Über meine Verletzung an der rechten Hand und am Arm braucht man nicht viele Worte zu machen, der Arm und die Finger werden schon wieder heilen, wenn es auch ein bißchen lange dauert, aber die Kerle haben mir noch eine Kugel von hinten in die Weichteile gejagt. Das Rückgrat ist ein ganz klein wenig

Digitized by Google

mit verletzt und die Kugel sitzt noch in dem Körper. Der Doktor will, daß die noch etwas herunterrutscht, ehe er zur Operation schreitet, die an und für sich nicht allzu schwierig ist, aber bei dem niederträchtigen Sitz der Kugel rechnet er immerhin mit der Möglichkeit einer Komplikation."

Unwillkürlich war Dorette bei seinen letzten Worten erschrocken zusammengefahren und sah ihn völlig entsetzt an, bis sie ihm jetzt zurief: „Um Gottes willen, das soll doch nicht etwa heißen —"

Mitten im Satz hielt sie inne, sie brachte es nicht über das Herz, ihm von dem Sterben zu sprechen. Nicht nur, weil sie das für mehr als taktlos gehalten hätte, sondern weil die Angst um sein junges Leben ihr plötzlich die Kehle zuschnürte; denn er war doch noch jung, sicher kaum älter als fünfundzwanzig Jahre, und sie vermochte sich das Entsetzliche nicht vorzustellen, daß ein Mensch, mit dem sie sich heute noch unterhielt, vielleicht schon wenige Tage oder ein paar Wochen später sterben sollte.

Ein Schauer überlief sie, das Leben war so schön, aber das Sterben war furchtbar, und sie erzitterte vor dem Tode als solchen, nicht weil sie gerade an seinen Tod dachte. Er war ihr ein vollständig Fremder, aber trotzdem, wenn er wirklich sterben sollte, dann würden ihre Augen ihn in Zukunft noch oft an dieser Stelle suchen, und jedesmal, wenn sie an dem Blumenladen vorbeiging, würde sie ihn wieder deutlich vor sich sehen.

Aber nein, er durfte und er würde auch nicht sterben. Hatte er sein Leben nicht im starken feindlichen Feuer gelassen, dann würde er das auch bei der Operation nicht tun. Im Gegenteil, die würde ihn sogar bald wieder völlig gesund machen.

Diese Hoffnung und diese Gewißheit ließen sie schnell den ausgestandenen Schrecken vergessen, und so rief sie ihm denn jetzt zu: „Sie dürfen nicht so schwarz sehen, Herr Leutnant. Stände die Sache mit Ihnen wirklich so schlimm, wie Sie denken, dann könnten Sie doch jetzt nicht spazieren gehen. Haben Sie nur frohen Mut, die Operation wird sicher gut verlaufen."

„Glauben Sie vielleicht, gnädiges Fräulein, daß ich vor der Angst hätte?" fragte er sie ein klein wenig vorwurfsvoll, um dann fortzufahren: „Ich fürchte den Tod nicht, gnädiges Fräulein, die Furcht verlernt man draußen im Felde. Der Tod kann meinetwegen kommen, das ist keine Renommisterei, wohl aber wäre es das, wenn ich sagen würde: der Tod kann meinetwegen gern kommen. Kein Mensch stirbt gern, auch nicht die da draußen im Felde. Die sterben wie die Helden, kein Wort der Klage, kein Seufzer kommt über ihre Lippen, aber sie lieben trotzdem bis zum letzten Atemzuge noch das Leben, und ich habe da draußen viele liegen sehen, in deren Gesichtern deutlich zu lesen war, wie schwer ihnen der Abschied von dieser Welt wurde. Mit einem Lächeln auf den Lippen stirbt nur der, den im Vorwärtsstürmen gegen den Feind die Kugel fällt wie ein Blitz den Baum. Dann, aber auch nur dann ist der Tod für das Vaterland schön, ja noch mehr, dann ist er ein Gnadengeschenk des Himmels. Sonst aber wünscht sich jeder, weiterzuleben, schon um für das Vaterland kämpfen zu können, und wenn ich mir vorstelle, daß ich vielleicht nicht wieder hinausziehen kann in das Feld, sei es nun aus diesem oder jenem Grunde, einzig und allein der Gedanke läßt mich die Operation fürchten. Der Krieg ist noch lange nicht zu Ende. Jeder Mann, und erst recht jeder Offizier wird da draußen gebraucht, die Toten und die Staatskrüppel können uns nicht helfen."

„Sie werden wieder gesund werden, Herr Leutnant", sagte Dorette voll tiefer Ergriffenheit, „Sie werden gesunden, viel früher, als Sie glauben, werden Sie sich wieder bei Ihrem Regiment zur Stelle melden."

In seinen dunklen Augen blitzte es hell auf: „Glauben Sie das wirklich, gnädiges Fräulein? Es ist ja nur ein Trost, den Sie mir da mit auf den Weg geben, es ist vielleicht sogar nur ein Trosteswort, von dessen Wahrheit Sie vielleicht selbst nicht überzeugt sind."

„Doch doch, das bin ich," widersprach sie lebhaft, „ich sage nie etwas, was ich nicht glaube. Sie werden an die Front zurückkehren, Sie werden wieder ganz gesund werden, und selbst auf die Gefahr hin, daß Sie mich auslachen, will ich Ihnen gestehen: ich werde fortan jeden Abend für Sie beten, daß Ihr Wunsch in Erfüllung geht."

Digitized by Google

Er dankte ihr mit einem rührenden Blick, der ihr deutlich verriet, wie sehr ihn ihre einfachen Worte ergriffen hatten, dann fragte er nach einer langen Pause: „Wissen Sie wohl, gnädiges Fräulein, daß bisher kein Mensch in diesem Kriege für mich gebetet hat, und daß auch kein Mensch mir eine Träne nachweinen wird, wenn ich später vielleicht doch noch falle?"

Ganz erschrocken sah sie ihn an: „Aber Herr Leutnant, wie können Sie nur so etwas sagen? So arm ist doch schließlich keiner auf der Welt, daß er nicht wenigstens einen Anverwandten hat, der sich um ihn sorgt."

„Aber es ist trotzdem so, wie ich sagte, gnädiges Fräulein", widersprach er. „Meine Eltern sind seit vielen Jahren tot, Geschwister habe ich nie besessen, mit der ganzen Verwandtschaft habe ich mich, nicht durch meine Schuld, bei dem Tode meines Vaters durch einen Erbschaftsprozeß für alle Zeiten verfeindet. Ich bin weder verheiratet noch verlobt, ich stehe ganz allein auf der Welt —" und nach einer kleinen Pause setzte er hinzu: „Sie dürfen mich nicht für aufdringlich halten, gnädiges Fräulein, daß ich Ihnen das alles erzähle, und ich weiß auch nicht, wie ich dazu komme. Sie sind mir eine Fremde, und doch, von dem Moment an, da Sie mir die hübschen Veilchen schenkten, und nun erst, seitdem ich weiß, daß Sie sogar für mich beten wollen, damit ich bald wieder an den Feind herankäme, da ist es mir, als kennte ich Sie schon lange", und dann abermals nach einer kleinen Pause fragte er sie, wenn auch ein klein wenig unsicher: „Darf ich Ihnen gegenüber, gnädiges Fräulein, ganz offen sein und Ihnen etwas eingestehen?"

„Und das wäre?" fragte Dorette ganz unbefangen, da sie wirklich nicht erriet, um was es sich handelte.

Da sagte er, sie frei und offen ansehend: „Ich habe den Wunsch gehabt, gnädiges Fräulein, Sie kennen zu lernen", und als sie nun doch den Blick verwirrt zu Boden senkte, setzte er hinzu: „Sie dürfen mir deswegen nicht böse sein, gnädiges Fräulein, ich kann ja nichts dafür, das ist höchstens Ihre eigene Schuld."

„Meine Schuld?" verteidigte sie sich erstaunt.

„Wessen denn sonst?" gab er zurück. „Wären Sie, gnädiges Fräulein, nicht so jung, so auffallend hübsch, so — ach so," unterbrach er sich, „das darf ich wohl eigentlich nicht sagen? Aber vorhin, als ich Sie mit Ihrem Herrn Vater oder wer der Herr sonst war, an mir vorübergehen sah, als ich mich dann umwandte und Ihnen lange nachblickte, als ich Sie dahingehen sah, so stolz und so aufrecht in der Haltung, so festen und dabei doch so elastischen Schrittes, als ich Ihre schlanke Figur bewunderte, da habe ich mir gewünscht, gnädiges Fräulein, daß Sie bald zurückkehren und daß Sie mir noch einmal begegnen möchten. Ich habe auf Sie gewartet, gnädiges Fräulein, und doch hatte ich Sie übersehen, als Sie den Laden betraten. Nun brauche ich Ihnen wohl nicht nochmals zu erklären, warum ich mich über Ihre Blumen so freue", und er schloß mit den Worten: „So, gnädiges Fräulein, nach diesem Geständnis habe ich Ihnen gegenüber ein ganz reines Gewissen, hoffentlich sind Sie mir nicht böse?"

„Dazu habe ich doch wirklich keine Veranlassung," beeilte Dorette sich, ihn zu beruhigen, „im Gegenteil — ach so, das darf ich wohl nicht sagen," unterbrach sie sich, halb verlegen, halb lachend, „ich wollte nämlich sagen, jedes junge Mädchen freut sich doch, wenn ein Herr es nicht gerade abscheulich häßlich findet", und ihn schelmisch ansehend, fragte sie: „Oder hätte ich auch das nicht sagen dürfen?"

„Doch, doch," stimmte er ihr bei, „vorausgesetzt, daß Sie mich durch Ihre Worte nicht verleiten wollten, Ihnen zu sagen, wie hübsch ich Sie finde."

„Wollen Sie wohl auf der Stelle still sein!" schallt sie ihn anscheinend ganz ernsthaft.

Und er gehorchte, wohl nicht ganz freiwillig, denn plötzlich bemerkte sie, wie er noch blasser wurde, wie er sich nur mit aller Mühe aufrechthielt, so daß sie unwillkürlich die Hände ausstreckte, um ihn zu stützen, während sie ihm zugleich ganz erschrocken zurief: „Um Gottes willen, was ist Ihnen, Herr Leutnant?"

Der zwang sich zu einem gewaltsamen Lächeln, das sein ohnehin so müdes Gesicht geradezu entstellte, weil dieses Lächeln im schroffsten Gegensatz zu seinem Leiden stand, dann sagte er: „Es ist nichts, gnädiges Fräulein, ich habe wohl nur etwas zu lange gestanden, ich hätte schon längst wieder im Krankenhaus

Digitized by Google

sein müssen, um mich hinzulegen. Der Arzt wird schön schelten, aber das macht nichts, ich wollte Sie doch so gerne noch einmal sehen, und nicht wahr, ich habe Sie heute nicht zum letztenmal getroffen?"

„Nein, nein", rief sie ihm schnell zu, schon damit er die Unterhaltung mit ihr beende und nur noch an seine Rückkehr in das Krankenhaus dachte. Nun, da er ihr gestand, daß er auf sie gewartet habe, machte sie sich seinetwegen heftige Vorwürfe, weil sie ihm die Veilchen schenkte und weil sie beide dadurch verleitet wurden, so lange miteinander zu plaudern. Aber sie machte sich nicht nur Vorwürfe, eine tödliche Angst überfiel sie, daß er hier vor ihren Augen, wenn auch nur von einer Ohnmacht befangen, zusammenbrechen könne. Hilfesuchend sah sie sich um. Gott sei Dank waren ein paar Soldaten in der Nähe, die sie heranwinkte und die den Kranken stützten, bis sie dann auch noch einen Jungen von ungefähr zwölf Jahren heranrief: „Willst du dir ein paar Groschen verdienen?"

„Bei den schlechten Zeiten? Immer, mein Fräulein!" gab der Junge mit hoffnungsfreudigen Augen schnell zurück.

„Schön," fuhr Dorette rasch fort, „dann laufe, was deine Beine halten, zum nächsten Droschkenhalteplatz, oder noch besser, suche ein Auto. Der kranke Offizier muß nach Hause gefahren werden. je schneller du mit dem Wagen da bist, desto größer wird deine Belohnung."

Der Junge lief wie der Wind von dannen. Aber als Dorette dem, nachdem der Offizier mit Hilfe der Soldaten den Wagen bestiegen und gleich darauf davongefahren war, das Geld in die Hand drücken wollte, lehnte dieser voller Stolz ab: „Nee, Fräulein, das Geschäft ist nicht zu machen. Das glauben Sie wohl selber nicht, daß ich dafür, daß ich dem verwundeten Leutnant helfen konnte, Geld annehme? Da müßte ich mich ja schämen, und wenn ich nachher zu Hause erzählen würde, wofür ich das Geld bekam — ei weih, die Prügel, die Vater mir dann hinten aufzählen würde! Mit dem ist überhaupt nicht mehr auszukommen, der haut sowieso den ganzen Tag um sich, weil er nicht mit auf die Engländer loshauen darf."

Dorette hörte kaum noch auf das hin, was der Junge ihr da alles erzählte, sie sah dem Auto nach, das ganz langsam davonfuhr, um dem Kranken möglichst jede Erschütterung zu ersparen. Sie sah dem Wagen nach, und sie glaubte zu bemerken, daß auch der Offizier den Versuch machte, sich noch einmal nach ihr umzuwenden. Aber ehe ihm das gelungen war, verschwand das Auto um die Ecke.

Gleich darauf setzte Dorette ihren Weg fort, um nach Hause zu gehen, und zum erstenmal seit Ausbruch des Krieges dachte sie eigentlich ernsthaft an ihren Leutnant, an ihren bisherigen Kurmacher hier in der Gesellschaft. Wie mochte es dem wohl gehen? Wer konnte es wissen, ob nicht auch der irgendwo schwer verwundet in einem Lazarett lag oder durch die Straßen irgendeiner Stadt humpelte? Schon diese bloße Vorstellung genügte, um ihr ganzes Mitleid für den zu erwecken, aber der hatte, wenn auch nicht hier in der Stadt, so doch in der Nähe von Berlin seine Mutter und seine Schwestern wohnen, von denen er ihr oft erzählte. Die würden ihn, wenn er krank sein sollte, pflegen, die würden sich seiner annehmen. Der Leutnant hier aber hatte keinen, der ihm durch verwandtschaftliche Bande nahe stand. Wenn einer, so verdiente der in erster Linie ihr Mitleid und ihre Teilnahme. Wie sie es ihm versprochen hatte, wollte sie auch für ihn beten, gleich heute abend und morgen und alle kommenden Tage, solange es not tat. Bis ihr dann einfiel, daß sie ja gar nicht wußte, wie der Offizier hieß, wie sollte der liebe Gott da erraten, wen sie meinte? Bis sie sich dann schnell wieder darüber beruhigte. Der liebe Gott war ja so klug, der wußte alles, und er würde auch ohne Namensnennung erraten, wen sie meint.

Ihr kleines Herz war traurig und bekümmert, aber trotzdem mußte sie plötzlich vor sich hin lachen. Sie stellte sich vor, was der Major von Linztemann wohl für ein Gesicht gemacht haben würde, wenn der zufällig vorübergegangen wäre und es mit angesehen hätte, daß sie dem verwundeten Offizier einen Veilchenstrauß schenkte, und daß sie sich so lange mit dem unterhielt!

Und was würde er erst für ein Gesicht machen, wenn er wüßte, wie gut sie dem Leutnant gefallen, wie hübsch er sie gefunden hatte? Dorette lachte leise vor sich hin, und fast tat es

Digitized by Google

ihr leid, daß der Major bei dem Gespräch nicht zugegen gewesen war — das Gesicht von ihm hätte sie sehen mögen, d a s Gesicht!

* * *

Willi Torwald, zu Hause stets ebenso tadellos elegant gekleidet wie auf der Straße, saß in seinem Musikzimmer an dem aufgeschlagenen Flügel und ließ seine schlanken, schmalen Künstlerhände mit einer beispiellosen Schnelligkeit und Gelenkigkeit über die Tasten gleiten. Er übte, wie er es jeden Tag mit eisernem Fleiß und eiserner Energie tat, um der unerreichte Künstler zu bleiben, der er war.

Und während seines Spieles flogen nicht nur die Tasten, sondern auch die Viertelstunden dahin. Er sah nicht auf die Uhr, er hatte keine Ahnung, wie lange er bereits am Flügel saß, als sich jetzt die Tür öffnete und seine Mutter, eine einfache, ruhige, stille, alte Dame, zu ihm eintrat und mit ihrer gütigen Stimme sagte: „Sei mir nicht böse, mein Willi, daß ich dich störe. Du weißt, das tue ich sonst nie, dazu ist mir dein Fleiß zu heilig, und wenn deine Kunst zu uns spricht, dann haben wir Menschen zu schweigen. Ich wäre auch heute ganz gewiß nicht gekommen, aber die Leute, die unter uns wohnen, haben eben schon zum sechstenmal heraufgeschickt, ob du mit deinem Üben nicht wenigstens einmal fünf Minuten aufhören könntest. Du spielst jetzt ohne jede Pause schon vier Stunden, und die eine Tochter da unten im Parterre hat so entsetzliche Zahnschmerzen, sie sagt, sie könne das Spiel nicht mehr mit anhören, sonst würde sie verrückt."

Während seine Mutter zu ihm sprach, hatte Willi Torwald weitergespielt, aber im leisesten Piano, um keins ihrer Worte zu verlieren. Jetzt aber nahm er die Hände von den Tasten und wandte sich an seine Mutter: „Spiele ich wirklich schon vier Stunden? Das interessiert mich am meisten zu hören, denn ich kann doch nichts dafür, daß die junge Dame Zahnschmerzen hat, da soll sie doch zum Zahnarzt gehen, der wohnt ja gleich nebenan."

„Aber der ist jetzt doch auch im Kriege", warf die Mutter ein.

„Dann soll sie zu einem anderen gehen, der nicht im Kriege ist. Irgendein Zahndoktor wird doch wohl noch hier sein."

„Das habe ich dem Fräulein auch sagen lassen," stimmte die Mutter ihm bei, „aber das Fräulein hat erklärt, zu einem anderen Doktor als zu dem, der sonst nebenan wohnt, ginge sie nicht, lieber würde sie warten, bis der Krieg vorüber wäre. Und dann hat sie gemeint, mein Willi, es würde schon besser werden, wenn du ihr dreimal das Adante von Beethoven vorspielen möchtest."

Willi Torwald lachte hell auf: „Das hat der selige Beethoven sich auch nicht träumen lassen, daß sein Andante einmal als Heilmittel gegen Zahnschmerzen verlangt wird. Es fehlt nur noch, daß man sich das fortan in der Apotheke geben läßt. Na, immerhin beweist das Fräulein durch ihre Bitte einen guten musikalischen Geschmack, und wenn sie glaubt, daß sie dadurch wirklich ihre Zahnschmerzen los wird — allerdings, ob ich ihr das gleich dreimal vorspiele —"

Seine Finger glitten schon über die Tasten. Er spielte das Andante so schön, so ergreifend, wie nur er es zu spielen vermochte, und in tiefer Andacht saß seine Mutter auf einem Stuhl und hörte ihm zu, während sie voller Stolz und voll grenzenloser Liebe auf ihn blickte. Es gab wohl Hunderttausende, die sein Spiel bewunderten, aber sie, seine Mutter, war doch seine größte Verehrerin. So lauschte sie auch jetzt mit angehaltenem Atem, und bei dem weichen Klang des Andante stiegen ihr die Tränen in die Augen, bis sie plötzlich ganz entsetzt zusammenfuhr. Ihr Sohn hatte das Spiel unterbrochen und hämmerte nun mit beiden Händen auf den Flügel ein, während er dabei fortwährend laut vor sich hin lachte.

Einen Augenblick saß die Mutter da, vom Schrecken gelähmt: Um Gottes willen, was war geschehen? War ihr Willi krank geworden? Hatte der seinen Verstand verloren? Es kam ja so oft vor, daß die überarbeiteten und überreizten Nerven der Künstler eines Tages zusammenbrachen, daß das angestrengte Gehirn seinen Dienst versagte.

Und auch ihr Sohn mußte krank geworden sein, anders war dieses wahnsinnige Herumrasen auf den Tasten, dieses laute, gellende Lachen doch gar nicht zu erklären.

„Um Gottes willen, was ist dir nur, Willi?"

Digitized by Google

Leise hatte sie sich von ihrem Platz erhoben und war zu ihm getreten, während sie ihm jetzt ihre weiche Hand zärtlich auf den Kopf legte, um gleich darauf noch einmal zu fragen: „Mein Willi, mein Glück, mein Stolz und mein alles, was ist dir nur?"

Da schlug er noch einmal mit aller Kraft in die Tasten, dieses Mal sogar mit einer beabsichtigten Dissonanz, die ihr durch Mark und Bein ging, dann drehte er sich auf seinem Klavierstessel nach ihr um, während er ihr, noch immer lachend, zurief: „Was mir ist, Mutter? Gar nichts! Ich habe nur Rache dafür genommen, daß ich beinahe auf die Bitten der jungen Dame da unten hineingefallen wäre. Weißt du, warum ich der das Andante vorspielen soll und noch dazu gleich dreimal nach der Reihe? Nicht, weil sie Beethoven liebt, sondern weil das Andante eben ein leises Andante ist, das sie da unten kaum, vielleicht sogar g a r n i c h t hören kann. Das hatte die sich sehr schlau ausgedacht, um vor meinem Spiel Ruhe zu finden. Aber Strafe muß sein, man soll den Namen eines Beethoven nicht mißbrauchen!"

Und wieder wollte er mit seinen beiden schlanken und dabei doch so kraftvollen Händen auf die Tasten einschlagen, aber die Mutter hielt ihn zurück: „Es ist für heute genug, Willi, ich denke dabei natürlich nur an dich. Du darfst dich mit dem Spiel auch nicht überanstrengen, noch dazu jetzt in der Kriegszeit, wo du ohnehin schon mehr als nervös bist. Nur schön, daß du wenigstens so fleißig und regelmäßig das Sanatogen einnimmst. Vielleicht nimmst du sogar etwas zuviel davon, aber nicht wahr, mein Willi, es bekommt dir gut?"

Mit einem Blick grenzenloser Liebe sah die Mutter ihren Sohn an, und der mußte an sich halten, um nicht vor ihr auf die Knie zu fallen und um ihr zuzurufen: Mutter, beste, rührendste aller Mütter, sei mir nicht böse, aber ich kann dich nicht länger betrügen. Das Sanatogen, das du in deiner Güte immer wieder für mich kaufst, sende ich auch jetzt noch regelmäßig an die Sammelstelle des Roten Kreuzes."

Er wollte es sagen, aber er fand doch nicht den Mut, seiner Mutter die Wahrheit zu gestehen. Wieviel leichter war es doch, einen Menschen, den man über alles liebt, fortwährend zu belügen, als ihn nur ein einziges Mal zu betrügen. Und so meinte er denn jetzt: „Du hast recht, Mutter, das Sanatogen hilft mir wirklich ausgezeichnet, und fürchte nur nicht, daß ich davon zu viel nehme. Ich kann sogar gar nicht genug bekommen, laß nur gleich heute wieder ein paar Schachteln besorgen. Nun aber, Mutter, laß mich bitte wieder allein. Eine Stunde muß ich heute morgen noch arbeiten", und als er ihren besorgten Blick auf sich ruhen fühlte, setzte er hinzu: „Wirklich, nur noch eine Stunde, Mutter, ich verspreche es dir, und du weißt, was ich dir versprach, habe ich noch stets gehalten."

Gleich darauf war er wieder allein, und während seine Finger von neuem über die Tasten glitten, schloß er die Augen und träumte vor sich hin. Er träumte von dem, was ihn, von seiner Kunst abgesehen, stets am meisten beschäftigt hatte, von den schönen Frauen und den schönen Mädchen. So viele tauchten da auch jetzt wieder vor ihm auf: blonde und schwarze, braune und brünette, ach, und schön waren sie alle, und sie alle hatten ihn geliebt. Wenigstens hatten sie es behauptet!

Ein leises Lächeln umspielte seinen Mund. Wenn die Schönen wüßten, wie wenig er ihnen glaubte, und doch hatten die ihn sicher im stillen wegen seiner Leichtgläubigkeit ausgelacht.

Mochten sie das auch jetzt noch in Erinnerung an ihn getrost tun. Er lachte mit, denn wenn er jemals eine Frau gefunden und kennen gelernt hätte, die ihn wirklich liebte, dann wäre ihm die viel zu heilig gewesen, um flüchtige Stunden mit ihr zu vertändeln.

Eine Frau, die einen Mann in Wahrheit liebt, verdient, verehrt, aber nicht abgeküßt zu werden — wenn es nicht die eigene Frau ist!

Er dachte an die vielen schönen Frauen, die ihm bisher begegnet waren, und plötzlich dachte er wieder, wie schon so oft in der letzten Zeit, an Frau von Duffel, und jetzt fiel ihm erst wieder ein, daß er heute nacht sogar von der geträumt hatte. Er war sich da selbst untreu geworden, denn anstatt sich im Schlafe neue Kriegspläne auszudenken und diese, wenn auch nur in Gedanken, dem großen Generalstab zu unterbreiten, hatte er von Frau von Duffel geträumt. Das aber sicher nur deshalb, weil er sie gestern abend im Theater sah, als er dort

Digitized by Google

für kurze Zeit erschien, um sich einen halben Akt von „Fidelio" anzuhören.

Er konnte sich darüber nicht täuschen, daß Frau von Duffel bei der ersten Begegnung auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht hatte. Er mußte sich, wenn er mit ihr zusammentraf, und das war in den letzten Tagen und Wochen oft der Fall gewesen, alle Gewalt antun, um ihr nicht zu verraten, wie sehr ihre Nähe sein heißes Blut in Wallung brachte, wie er sich nach ihr sehnte, nach ihrem Körper und nach ihren Liebkosungen. Der Major hatte damals bei dem Frühstück recht gehabt, wenn er ihm riet, dieser den Hof zu machen. Das lohnte sich wirklich, aber es war nur die Frage, ob es sich auch v e r lohnte? Was konnte bei dem Flirt herauskommen? Nicht viel mehr als die Erlaubnis, ihr fleißig die Hände küssen zu dürfen, denn die Frau sah zwar danach aus, als ob sie nicht prüde wäre, aber trotzdem hatte sie ein undefinierbares Etwas an sich, das ihm jedesmal zu sagen schien: „Ich liebe das Leben, ich bin jung und will mein Dasein genießen, aber trotzdem, ich bin nicht nur eine anständige Frau, sondern sogar eine sehr anständige, und das möchte ich auch bleiben."

Willi Torwald seufzte schwer auf und dachte wieder an den guten Rat, den ihm der Major bei dem Frühstück gab. Er hatte den befolgt, aber in gewisser Hinsicht mit negativem Erfolg. Sein Interesse an dem Kriege war dadurch nicht geringer geworden und seine Nervosität hatte sogar entschieden zugenommen. Und zu dieser Nervosität gesellte sich, wenn er mit Frau von Duffel zusammentraf, stärker als je sein altes Leiden, das starke Klopfen seines sonst ganz gesunden Herzens, das ihn schon in seiner Jugend militärisch dienstuntauglich gemacht hatte und das einzig und allein schuld daran war, daß er nun während des Krieges zu Hause saß, anstatt gleich zahlreichen anderen Künstlern mit vor dem Feinde zu stehen.

Je weniger er die schöne Frau sah, desto besser war es entschieden für ihn, aber trotzdem machte er sich auch heute, als er mit seinem Studium fertig war, auf den Weg, um durch die Straßen der Stadt zu schlendern. Vielleicht, daß ihn der Zufall auch heute mit Frau Maga zusammenführte.

Er war kaum eine halbe Stunde spazieren gegangen, als er Frau von Duffel in Begleitung ihrer Nichte bemerkte, die, auf derselben Trottoirseite wie er gehend, ihm entgegenkamen. Gleich fühlte er sein Herz wieder lauter schlagen, und unwillkürlich fragte er sich: „Ist diese neue Begegnung nun für mich ein Glück oder ein Unglück?"

Wenige Minuten später zog er vor den beiden Damen den Hut, und ohne es abzuwarten, ob die gnädige Frau ihn ansprechen würde, tat er es, schon weil ihre äußere Erscheinung ihn auch dieses Mal entflammte, und so begrüßte er sie mit den Worten: „Ich preise den Himmel, gnädige Frau, der Sie mir in den Weg führt, schon weil meine Künstleraugen, obgleich ich kein Maler bin, sich an Ihrem Anblick erfreuen und weil es mir ein Bedürfnis ist, Ihnen zu sagen, daß Sie sich auch heute wieder mit einem Raffinement und einem Schick gekleidet haben, der wirklich beispiellos ist."

Ein leises Lächeln des Stolzes und der Befriedigung umspielte den Mund der schönen Frau, und es lag ihm auf den Lippen, ihr noch ein weiteres Kompliment zu machen, als Loni jetzt plötzlich ihrer Verwandten zurief: „Tatja, du entschuldigst mich wohl für einige Minuten? Da ich dich in so guter Gesellschaft weiß, möchte ich die Gelegenheit benutzen, eine kleine Besorgung zu machen", und sich an Willi Torwald wendend, bat sie, wenn auch mit etwas unsicherer Stimme, weil sie sich wie stets, so auch heute in seiner Nähe verlegen fühlte: „Nicht wahr, Herr Torwald, Sie sind so liebenswürdig, meiner Tatja noch ein paar Minuten Gesellschaft zu leisten?"

„Wenn die gnädige Frau es mir erlaubt, sogar noch ein paar Stunden, gnädiges Fräulein," stimmte er ihr rasch bei, „ich bitte Sie, sich meinetwegen nicht zu beeilen, ich habe Zeit."

„Um so besser für alle Teile", meinte Loni, sich zum Gehen wendend, nachdem sie sich mit einem „Auf Wiedersehen nachher" verabschiedet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Die Judentürme

Eine Nordhäuser Ballade.

„Mirjam Collin, süße Mirjam Collin,
Wie spielt das Geschick mit uns beiden,
Morgen schon muß in die Fremde ich ziehn
Und auf Jahre wohl von dir scheiden.
Du halte Ausschau ums Abendrot
Tagtäglich nach jedem Wandrer,
Und kehr ich nicht wieder, und bin ich tot,
Dann liebt dich nach mir wohl ein andrer.
Mirjam Collin, süße Mirjam Collin,
Wie bitter ist unser Leben!
Für deine Liebe, die mein nun ist,
Will ich dir Treue geben!"
An deutschen Straßen, an Hecken und Hang
Blühten der Sommer sieben,
Aus dem Stadtturmfenster blickte sie bang,
„Jochen Mevis, wo bist du geblieben?
Jochen Mevis, Geliebter, kennst du nicht mehr
Deiner Vaterstadt Mauern und Zinnen,
Trägst du nach mir denn kein Begehr,
Der einstmals doch galt all dein Sinnen!
Jochen Mevis, wann kommst du endlich zurück,
Sieben Rosen erblühten im Garten,
Laß mich doch nicht um mein einziges Glück
Ein Menschenleben lang warten!"
Die Rosen blühten, und früchtereich
Prangte der Herbst in den Landen,
Jochen Mevis kam nicht, denn mild und weich
Einer andern Worte ihn banden.
Wie leicht er doch in der Fremde vergaß
All dessen, was ihm geblieben,
Daß er eine Heimat, ein Lieb besaß,
Es rannen der Jahre sieben.
Das siebente war voll Hunger und Not,
Voll Seuchen und Trockenheiten,
Auf den Ähren verbrannte das kostbare Brot,
Und nach Wasser schrien die Zeiten.
Die goldene Aue verdorrt und verbrannt,
Die Brunnen versiegt in den Tiefen,
Es ging der Tod durch Stadt und Land
Und vernichtete, die ihn riefen.
Die andern, denen das Sterben nicht
Erlösung gab von den Schmerzen,
Schrien: „Wie schwer, Gott, ist dein Gericht,
So sündig nicht sind unsre Herzen!"
In den Brunnen das Wasser ist stinkig und faul,
Wo sind sie, die Schuld auf sich luden."
Da gellte einer: „Das Volk des Saul!"
Und tausend schrien: „Die Juden!"
„Vernichtet das Pack und rottet es aus,
Mit gleichem Maß wollen wir messen,
Schleppt ihre Weiber und Kinder heraus,
Das Feuer soll alle fressen!"
An den Mauern der Stadt, wo die Türme stehn,
Die Ausschau halten zum Lande,
Sollten sie sterben, daß alle sehn
Die Flammen vom Gottesbrande.
Die Nordhäuser Bürger in Haß und Wut
Schichteten selber die Scheiter.
Der Abendhimmel stand grell in Glut,
Der Heimat zu jagte ein Reiter.
Seine Füße trugen nicht schnell genug,
Zu hastig vergingen die Stunden.
Ein Herz, das lang in der Fremde schlug,
Hatte sich heimgefunden.
Jochen Mevis sah fern schon den Feuerschein
Und hörte der Glocken Läuten,
Zum Töpfertore ritt er hinein,
Er konnte den Brand nicht deuten.
Da sah er die Menschen am Straßenrand,
Die tobten und lärmten und schrieen:
„Die Juden, die Juden werden verbrannt,
Damit uns Gott nur verziehen!"
Von Ketten belastet, in langen Reih'n,
Den Blick zur Erde gerichtet,
Schritten die Juden zu zwei'n und zwei'n,

Digitized by Google

Vom Feuerscheine belichtet.
Als letzte, so müde im Angesicht,
Von Hunderten, die da kamen,
Schritt Mirjam Collin und sah den nicht,
Der rief ihren süßen Namen.
Dann blickte sie auf und sah ihn stehn,
An den Händen klirrten die Ketten.
„Jochen Mevis, ich muß zum Sterben gehn,
Du kamst zu spät, mich zu retten.
Jochen Mevis, das war eine lange Zeit,
Ich blickte vom hohen Turme
Tagtäglich nach dir im Hochzeitskleid,
Bei Sonnenschein und im Sturme.
Sieben Rosen haben im Garten geblüht,
Sie mußten im Sturme verderben,
Meine Lippen haben wie sie geglüht,
Mein Leib muß mit ihnen sterben."
„Mirjam Collin, meine Macht ist groß,
Ich flehe dich an auf Erden,
Ich mache dich frei, ich spreche dich los,
Wenn du mein Weib willst werden."
„Jochen Mevis, wie töricht dein Wünschen ist,
Soll ich die andern verlassen?
Ich bin eine Jüdin. Das vergißt
Dein Herz wohl. Du mußt mich hassen!
Jochen Mevis, das war eine lange Zeit,
Ich blickte hernieder zum Tale,
Für dich nur trug ich mein Hochzeitskleid,
Heut' trag" ich's zum letzten Male."
Sie nickte mit trotzigem Angesicht,
Das schön war wie der Madonne,
Mit gebreiteten Armen lief sie ins Licht,
Wie ein törichtes Kind nach der Sonne.
Und vor dem Turme, darin sie gewohnt,
Steht aufrecht sie in den Flammen,
Wie eine Göttin im Lichte thront,
Da schlägt es ob ihr zusammen.
Und Regen prasselt vom Himmel herab,
Und Blitze den Himmel spalten,
Die Wassermengen decken das Grab
Und lassen die Glut erkalten.
Jochen Mevis trieb es hinaus in den Sturm,
In die Fremde, den Heimatlosen,
Versengt vom Feuer am Judenturm
Hingen müd' und welk sieben Rosen.

Hellmuth Unger.

✱

Wasser und Brunnen / Von A. M. Witte

Wenn wir Kulturmenschen, die in zahllosen Städten daran gewöhnt sind, warmes und kaltes Wasser zu jeder Zeit in unserer Wohnung zu haben, jetzt lesen, daß ein frischer Trunk auf dem Schlachtfeld zuweilen als einzigstes Labsal und — vergebens ersehnt wird, dann erscheint uns dies kaum faßlich; und doch gibt es auch heute noch nicht überall trinkbares Wasser, nicht immer dort Brunnen, wo sie im Augenblick nötig erscheinen, obwohl man seit der Urzeit fernsten Tagen, wo das Wohl und Wehe der verschiedenen Karawanen ja von dem Auffinden oder Verfehlen der Quellen abhing, die große Bedeutung des Wassers für Tier und Menschen erkannt hat. Die bedeutende Rolle, die der Brunnen bereits im Altertum spielte, spiegelt sich in zahlreichen der ältesten Märchen und Sagen, in denen dem betreffenden Helden als eine Hauptaufgabe die Bekämpfung eines Ungeheuers übertragen wurde, das den Brunnen vergiftete oder des Menschen Zuflucht hemmt.

Während die nomadischen Völker Asiens sich in grauer Vorzeit mit Zisternen begnügten, in denen das Regenwasser für Zeiten der Not aufgespart wurde, kannte man in Griechenland schon früh den Brunnen, als dessen Erfinder die griechische Mythe den Danaos nennt, in Form von eingefaßten Quellen, wie z. B. eine bei Korinth: Pirene.

Da der Ursprung der dem Erdinnern entströmenden Quelle den Menschen nicht bekannt war, pflegte man diese als „göttlich" zu verehren und ihr Opfergaben der verschiedensten Art darzubringen. Ein letzter Niederschlag dieses einst überall verbreiteten Brauches findet sich in einzelnen alten Volkssitten noch heute. So wirft man in verschiedenen Gegenden unseres deutschen Vaterlandes noch heute am Johannistage Kränze in fließendes Wasser, damit dies „kein Menschenopfer fordere".

Zuweilen errichtete man auch kleine Tempel über „heiligen" Quellen, die Vorläufer der heute noch bekannten Brunnentempel, die es nicht nur in Badeorten mit Heilquellen gibt, sondern z. B. auch in Donaueschingen über der Donauquelle.

Als das Christentum sich über die Lande ausbreitete, legte das Volk neue Brunnen mit Vorliebe dort an, wo der Bau einer Kirche in Aussicht genommen war. Die Priester gestatteten es stillschweigend. Man bedurfte ja nicht nur zum Bauen des Wassers, sondern später auch des „Weihwassers".

Alten Denkmälern zufolge gab es in Ägypten lediglich „Ziehbrunnen", in der auf dem Lande noch heute vielfach bekannten Art mit Schwingbaum, einem doppelarmigen Hebel, mit Wassereimer und Gegengewicht am anderen Ende. Der aus Quadersteinen ausgeführte Brunnen auf Elefantine, der

Digitized by Google

in direkter Verbindung mit dem Nil stand, zeigte durch Striche an der Mauer das Steigen und Fallen des Flusses an.

Auch in Rom hatte man sich lange Zeit mit dem Wasser des Tiber begnügt und erst später durch Aquädukte Quellwasser in die Stadt geleitet, dieses zuerst durch einfache Ziehbrunnen den Bewohnern zugänglich machend; aber bereits zur Kaiserzeit besaß beinahe jedes Haus in Rom seinen mehr oder weniger künstlerisch ausgestatteten Brunnen, aus dem das Wasser direkt in die Zimmer gelangte. In Museen finden sich noch Reste solcher altrömischer Brunnen, die die reiche Phantasie bekunden, welche bei den einzelnen Brunnenfiguren entfaltet wurde. Die Römer zollten, genau wie die Griechen, einzelnen Brunnen göttliche Verehrung und betrachteten diesen oder jenen als „orakelspendend", wie man es von dem Brunnen im Tempel des Erechtheion zu Athen annahm. So kannte man den Orakelbrunnen der Nymphe Egeria vor dem Kampanischen Tore zu Rom und jenen vor dem Tempel der Demeter zu Paträ, aus dem ganz besonders Kranke und Siechе Fingerzeige der verschiedensten Art zu erhalten hofften.

Die Sagen von Moses, der, um Wasser zu erlangen, nur an den Felsen zu schlagen brauchte, oder von Herkules, der durch Einstoßen seines Wanderstabes den Cimänischen See geschaffen, deuten zweifelsohne darauf hin, daß es auch im Altertum schon „artesische" Brunnen gab, d. h. solche, die natürlich emporsteigendes, sich höher als die Erdoberfläche erhebendes Wasser lieferten. In den Oasen von Theben hat man dann gleichfalls Reste solcher Brunnen gefunden, wie im Karthäuser Kloster in der Provinz Artois auch 1130 solch Brunnen bestand.

Im Fort Urbino wurde 1650 ein Brunnen gebohrt, dessen Wasser in einem Bleirohr bis zur Höhe eines Hauses emporgestiegen sein soll. Jedenfalls wurden diese artesischen Brunnen schon früh allgemein gekannt, und immer neue Verbesserungen und Erleichterungen bei den Brunnenanlagen im Zeitenlauf angestrebt.

Die nördlichen Völker waren bei ihrem Reichtum an Quellen weniger auf das Auffinden künstlicher, als auf das Erhalten der natürlichen Wasserläufe angewiesen. Obwohl man sich allerdings am liebsten stets dort ansiedelte, wo eine Quelle mit besonderer Stärke aus der Erde sprang, beziehen sich die deutschen, mit „Brunnen" verknüpften Ortsnamen wie z. B. Warmbrunn, Salzbrunn, Charlottenbrunn doch immer nur auf „Gesund"brunnen, d. h. auf „heilkräftige" Quellen.

Mit der Entwicklung des Burgenbaues und der Stadtanlagen wurde auf die Reinhaltung der Brunnen ganz besondere Sorgfalt gelegt. Glaubte man damals doch, daß jede Epidemie durch „Vergiftung" des Wassers erzeugt würde. Ein gut erhaltener Brunnen war darum der Stolz der ganzen Ortschaft, zugleich auch der beliebte Versammlungsort der Gemeinde. Alle Neuigkeiten wurden am Brunnen berichtet, wie Goethe im Faust Lieschen „am Brunnen" über Gretchen den Stab brechen läßt. Alte Volkslieder besingen gar häufig den Brunnen, und zwar nicht selten in Verbindung mit der Linde.

Am Brunnen vor dem Tore,
Da steht ein Lindenbaum . . . .

Das geschah, weil die Göttin Freya (oder Frau Holda), der die Linde geweiht war, im „Brunnen wohnend" gedacht wurde. Sie brachte der Welt Regen und Sonnenschein, behütete die Liebenden und — die Kinderseelen.

Zahllose Märchen und Reime nehmen darauf Bezug.

Liebe Frau, macht's Türel auf,
Laß die liebe Sonn heraus,
Laß den Regen drinnen.
Holda sitzet in dem Bronn'
Wartet auf die liebe Sonn'.

Da sich Heidnisches und Christliches in diesen Liedern oft mischt, kennt man in südlichen Gegenden auch die Variation:

Engel sitzen in dem Bronn'.

Freya wurde später ja häufig mit Maria identifiziert, darum wird auch die Gottesmutter mit dem Brunnen und den „Ungeborenen" in Verbindung gebracht:

Storch, Storch, Steine,
Mit dem langen Beine,
Mit dem kurzen Knie,
Beugst dich vor Marie.
Sie hat ein Kind gefunden
In dem goldnen Brunnen

hallt es aus einem anderen Kinderliede wider.

Wie Goldmarie und Pechmarie durch einen Brunnen in das Reich der Zauberin gelangen, und im „Froschkönig" die Prinzessin ihr Lieblingsspielzeug, eine goldene Kugel, in den Brunnen fallen läßt, um sie durch den in einen Frosch verzauberten Königssohn zurückzuerhalten, so spielt in verschiedenen orientalischen Märchen gleichfalls der Brunnen eine wichtige Rolle. Hier ist es stets ein Ungeheuer, das bekämpft werden muß, damit neues, klares Wasser der Stadt wieder werde. Die Überlieferung, daß Linde und Brunnen zu Freya gehören, finden wir auch in einem der ältesten Lieder:

Die Jungfrau, die war edel,
Sie kam zum kühlen Stein,
Daraus entsprang ein Brünnlein kalt,
Darüber eine grüne Linde,
In der die Nachtigall sang.

Eine Linde am Quell war es, unter der Siegfried erschlagen wurde. Auf einer Bahre von „Lindenstämmen" trugen sie ihn heim zu Kriemhild, die ja, genau wie die Erdgöttin Freya, auch als schwert- und kampfgeübt erscheint, überhaupt

Digitized by Google

viele Züge mit dieser gemeinsam hat, und darum sehr wohl mit Linde und Brunnen in Verbindung gebracht werden kann.

Die Volksweisheit räumt übrigens auch in der Symbolik dem Brunnen einen Platz ein. Von erfolglosen Anstrengungen meint sie, daß „Wasser in den Brunnen getragen sei"; ferner kennt sie „Hoffnungen, die in den Brunnen fielen," und glaubt, daß der „Brunnen zuweilen erst zugedeckt würde, wenn das Kind hineingefallen sei". Sie spricht vom „Born des Wissens" und „Bronn der Weisheit".

Eigenartig ist der Sprachgebrauch, von heilkräftigen Quellen zu sagen, daß man diesen oder jenen „Brunnen" trinke, denn genau genommen, trinkt man doch nur von dem Wasser der betreffenden Quelle.

Mit der beständig zunehmenden Sorgfalt für das Instandhalten der verschiedenen Brunnen nahm mit Zeitenlaufe ihre künstlerische Ausschmückung zu. Neben den allereinfachsten Brunnen kennt man sehenswerte Kunstschöpfungen, wie den „Schönen Brunnen" zu Nürnberg, den „Marktbrunnen" in Braunschweig u. a. m.

Zur Zeit der Renaissance gelangte der Brunnen zu immer noch größerer Entfaltung des monumentalen Stiles. Eigentlich hat jetzt jede Stadt mehr oder weniger künstlerische Brunnen, wie Berlin deren seit den letzten Jahrzehnten besonders hübsche ihr eigen nennt. Im Märchenbrunnen (Friedrichshain) wurde die alte Verbindung von Brunnen und Märchen aufs sinnigste zur Darstellung gebracht; aber auch der Schloßbrunnen, der die deutschen Ströme versinnbildlicht, der Berliner Stadtbrunnen usw. sind sehenswert.

Wir haben keinen Mangel, weder an Brunnen noch an Wasser, aber trotz aller Kulturfortschritte gibt es Länder, in denen noch beides fehlt, wie es ja auch in einzelnen unserer Kolonien immer noch großer Anstrengungen bedarf, ehe „am mühsam erschlossenen Brunnen", wie der Dichter singt, der „Siedler die Herden tränkt".

*

Ein Bild

Ein Bild ward in die Sammlung eingestellt,
Auf das mein Blick voll Teilnahme stets fällt:
Als „Bildnis einer Dame" ward's gebucht:
Ein schönes Auge, das in Fernen sucht,
Und um die feingeschwungnen Lippen ward
Gestellt ein Lächeln, wie in Eis erstarrt;
Ein Zweiglein hält die schmale Frauenhand,
Die Blüte hängt entblättert am Gewand.
Weiß nicht den Namen, weiß nicht, wer sie ist,
Weiß nicht, wer sie gemalt zu jener Frist,
Seh nur den Blick, so schwer und sehnsuchtsbang
Und weiß, sie hat gesucht ihr Leben lang;
Und seh am Lächeln, daß sie qualvoll litt,
Und an der Blüte, daß sie machtlos stritt.
Weiß nicht, ob sie in Liebe wen begehrt,
Weiß nicht, ob sie im Hasse sich gewehrt. —
Sehr nur, sobald mein Blick ihr Bild umfing,
Daß ihr am Weg das Glück vorüberging. —

Charlotte Marr.

*

Mit der Bagdadbahn nach Karaman / Von Johanna Weißkirch.

Die erste Teilstrecke der Bagdadbahn, dieses gewaltigen Kulturwerkes, das deutsche Intelligenz und deutsches Kapital auf Anatoliens altberühmter Erde bauen, war dem Betrieb übergeben. Die wackeren Pioniere, die zwei Jahre hindurch ihre ganze Kraft in seinen Dienst gestellt hatten, zerstreuten sich in alle Winde, um sich nach längerer oder kürzerer Zeit zum Weiterbau wieder zusammenzufinden. Sie alle, die da in heißer Liebe zu ihrer Arbeit treulich zusammengewirkt hatten, träumten davon, die heiligen Wasser des Euphrat und Tigris zu ihren Füßen und Bagdads Palmen zu ihren Häupten rauschen zu hören. Auch wir rüsteten uns, das kleine Haus in der engen armenischen Gasse, das zwei Jahre hindurch unser Heim umschloß, und die altersgraue Stadt Ikonium zu verlassen. Aber den Frühling wollten wir doch abwarten, ehe wir die Reise nach der fernen deutschen Heimat antraten. Und er kam, der Lenz, fast ein deutscher Lenz an Herbe und Süße, und schmückte die anatolische Steppe, die schier endlose, mit üppigem, saftigem Grün.

Da zog es uns vor dem Scheiden noch einmal nach Karaman, dem Laranda der Alten. Nahezu 1300 Meter über dem Meeresspiegel liegt es zu Füßen des schneegekrönten Kara-Dagh, des mächtigen, wildzerklüfteten Vorläufers des Taurus, überragt von den imponierenden Ruinen einer deutschen Kreuzfahrerfeste.

Im weiten Burghof hatten wir schon einmal gelegentlich der Eröffnung der Strecke Konia—Karaman im Kreise des Direktoriums, der Ingenieure und sämtlicher Beamten der Bagdadbahn-Baugesellschaft einem festlichen Picknick beigewohnt und uns damals vorgenommen, der ehrwürdigen Feste eines Vorfahren vorm Scheiden noch einen Besuch abzustatten.

Ein wunderbarer Frühlingsmorgen sah uns auf dem Weg nach dem ersten Bahnhof der Bagdadbahn. Wir nahmen unseren armenischen Die-

Digitized by Google

ner Petros mit. Er war lange vor uns mit den beiden Körben, in deren einem sich Mundvorräte und im anderen das Kochgeschirr befanden, weggegangen, um nur ja rechtzeitig am Zug zu sein. Schon tagelang hatte er im Hinblick auf diese seine erste Bahnfahrt, die er kaum erwarten konnte, die größten Dummheiten gemacht, so daß ich wirklich froh war, als der für ihn so bedeutungsvolle Tag endlich anbrach. Wir brachten den vor Stolz und Freude halb närrischen Steppensohn mit den Körben in einem Abteil der dritten Klasse unter und nahmen dann die uns zur Verfügung stehenden Plätze ein.

Über die von lachendem Sonnenschein umflossene Steppe sauste der Zug. Mit feierlichen Schritten zog auf einer alten Römerstraße eine aus dem Inneren des Landes kommende Karawane vorüber. Wie ein Bild aus „Tausend und eine Nacht" sah sie aus. In scharf umrissener Silhouette hoben sich die mit den Schätzen des Landes beladenen und mit bunten Teppichen und Zierat geschmückten Kamele und ihre braunen Führer von der Steppe ab. Aus ihr, dem armen Bettlerweib, war über Nacht eine Königin geworden. Weithin leuchteten die aus Lichtflut und Sonnenstaub gewobenen Säume ihres mit Millionen von schimmernden weißen Blütensternen bestickten Gewandes.

Die sinkende Sonne malte das alte Laranda und die Steppe mit wunderbaren Tinten, als wir dort ankamen. Rasch sank die Dämmerung hernieder und ihr auf dem Fuße folgte eine anatolische Vollmondnacht von unbeschreiblichem Zauber. Wir fanden gastlichste Aufnahme bei einem Verwandten unseres armenischen Hauswirts in Konia, und begaben uns nicht allzuspät zur Ruhe, um den nächsten Tag mit vollen Kräften ausnutzen zu können. Zeitig waren wir am nächsten Morgen an dem mit türkischen Leckerbissen aller Art besetzten Frühstückstisch und wanderten dann durch die wie ein Traum aus uralter, sagenumwobener Zeit anmutende Stadt.

Da mein Mann gegen mittag eine berufliche Verabredung mit einem der Ingenieure der Bagdadbahn hatte, stieg ich schon den Burgberg hinan. Petros hoffte ich mit den Eßkörben oben zu finden, um mit ihm ein recht schönes Plätzchen für unser Mittagsmahl auszusuchen. Wir hatten unseren liebenswürdigen armenischen Gastwirt und seine bescheidene Frau dazu eingeladen, und die beiden versprochen, mit meinem Mann zusammen rechtzeitig zu erscheinen.

Eine wundersame Stimmung bemächtigte sich meiner, als ich auf vielfach gewundenem Pfade zur Kreuzfahrerburg hinaufstieg. Oft blieb ich stehen und ließ die Blicke in die Runde schweifen. Jeder Fuß breit Erde ist historisch in dem Land, von dem aus einst die höchste Lehre, die von der Nächstenliebe, ihren Siegeszug über die ganze Welt nahm. Mir war, als sähe ich den großen Nazarener mit seinen Jüngern über die Steppe schreiten.

Die Burg Karaman erinnert in ihrer ganzen Anlage an die Burg Königstein im Taunus, nur scheint sie mir noch ausgedehnter und imposanter. Aber während der Blick von der Burg Königstein in gesegnete Gefilde schweifen kann, taucht er von der poesie- und sagenumwobenen Kreuzfahrerfeste in die grandiosen Einsamkeiten des anatolischen Hochlandes. Aus dem Gluten und Glasten, in das die Mittagsonne es einspann, ließ eine Fee Morgana mir alte, längst entschwundene Zeiten in neuem wunderbarem Glanze erstehen: An der Spitze eines waffenklirrenden Heeres reitet auf reichgeschirrtem, edlem Vollbluthengst, das jugendschöne Haupt von rotgoldnem Bart und Lockenhaar umwallt, die herrliche Siegfriedsgestalt Friedrich Barbarossas, um die siegreiche Schlacht von Ikonium zu schlagen. Es sollte seine letzte glänzende Waffentat sein! Noch heute klagen die Wellen des Kalikadnus um sein frühes, tragisches Scheiden. — — —

Meinem Sinnen und Träumen entriß mich Petros, der mit ängstlich verlegenem Gesicht vor mir stand und stotternd sagte: „Madama, ach, Madama, ich — ich — ich haben — das — Korb — das Eßkorb — gestern — in das Eisenbahn — — stehen gelaßt! Ach, Madama — —"

„Wie? Was? Was hast du?" fragte ich, mich mühsam in die Gegenwart zurechtfindend.

„Das Eßkorb — — Madama — — das Eßkorb — ist fort! Sei nicht bösen — — Madama, ich haben — so viele gesuchen — — —"

„Was hast du gemacht, Unglücksmensch? Den Korb mit den Eßvorräten in der Eisenbahn gelassen? Und sagst das erst jetzt?" fragte ich und ließ mich vor Schrecken auf die bröckelnden Stufen eines trutzigen Eckturmes nieder.

„Ja, Madama, das Eßkorb ist in das Eisenbahn geblebt", gab mir Petros noch einmal unter Tränen zur Antwort.

Ratlos sah ich meinem eben lustig lachenden Mann und unseren Gästen entgegen, denen Petros schon sein Mißgeschick mitgeteilt hatte. Was tun? Da hieß es, gute Miene zum bösen Spiel machen. Ich gab Petros Geld und die Weisung, so schnell als möglich in die Stadt zu laufen, allerlei Eßbares einzukaufen. Was ich darunter verstand, wußte er, da er sehr viel Freude am Kochen und auch Talent dazu hatte. Ich knüpfte meine Hoffnungen auf einige europäische Genüsse an die durch den Bahnbau wie Pilze aus der Erde emporgeschossenen Kantinen. Wie ein Besessener raste Petros den Burgberg hinab, während wir mit Hilfe der von unseren gastlichen Armeniern mitgebrachten Decken und Teppichen ein behagliches Lagerplätzchen bereiteten. Auch der Tisch wurde gedeckt und die Reisekocher, die Petros schon mitgebracht hatte, bereitgestellt. Schneller als wir dachten, kam er zurück und packte strahlenden Angesichts aus, was er aufgetrieben hatte: Ölsardinen, Frankfurter Würstchen in Dosen, Schafkäse, Brot,

Digitized by Google

Kaffee und Tee. Zuletzt brachte er mit wahrhaft triumphierender Miene einige Maggiwürfel, mehrere Flaschen Spatenbräu und einige Pfund in schöne Stückchen geschnittenes Hammelfleisch, das er uns am Spieß kunstvoll zu rösten versprach, zum Vorschein. Mit Hilfe aller dieser Vorräte wurde unsere Mahlzeit zu einer ganz annehmbaren, die von unserem Lachen und Scherzen erst die rechte Würze erhielt.

Die Stunden flogen nur so. Als sich unsere Armenier auf den Heimweg begaben, blieben mein Mann und ich noch auf dem Burgberg, um die Sonne noch einmal über der Steppe untergehen zu sehen. Dieses Naturschauspiel von unendlicher, erhabener Schönheit wird mir immer vor der Seele stehen. Tiefer und tiefer schwebte der Sonnenball, während die Imams das Abendgebet von den Minaretten über die altersgraue Stadt riefen. Noch einmal sprühte die Schneekuppe des Kara-Dagh in magischem Glanze auf, ehe die Dämmerung sie einspann, und ferne in der Steppe verklangen das melodische Läuten der Karawanen und die langgezogenen rhythmischen Rufe der Führer.

Feierlich zogen des Südens Sterne über uns auf, als wir bergab in das kleine, gastliche Armenierhaus schritten, das uns zur Nachtruhe wieder aufnahm.

Der nächste Morgen sah uns bereits auf dem Wege nach Ikonium, wo wir glaubten, unseren Eßkorb vorzufinden. Diese Hoffnung erwies sich aber als trügerisch: wir haben ihn nicht wieder zu sehen bekommen.

Ein neues Heilverfahren.

Wir dürfen wohl als bekannt voraussetzen, daß unter allen lebenerhaltenden Faktoren der Sauerstoff der bei weitem wichtigste und unentbehrlichste ist. Verarmung des Blutes an Sauerstoff ist von der Wissenschaft längst als eine Hauptursache der verschiedensten Krankheitszustände nachgewiesen worden; denn sie hat zur unausbleiblichen Folge, daß die aufgenommene Nahrung in unvollkommener Weise zersetzt (verbrannt, oxydiert) wird, und daß sich daher giftige Stoffwechselrückstände, insbesondere harnsaure Salze, bilden, welche die Säftemasse verunreinigen, die Blutbewegung erschweren und die Gewebe in einen Reizzustand versetzen. Die Zufuhr konzentrierten Sauerstoffs zum Blute und somit die Verwendung dieses lebenswichtigen Gases zu Heilzwecken gehört zu den Aufgaben, welche lange Zeit für unlösbar gehalten wurden. Erst der modernen Chemie ist es gelungen, in Gestalt eines weiß aussehenden und leicht einzunehmenden Pulvers ein Präparat herzustellen, welches den Sauerstoff in chemischer Bindung enthält und ihn vom Magen aus an das Blut abgibt. Eine mehr als zehnjährige Erfahrung, die das Institut für Sauerstoff-Heilverfahren, Berlin, mit diesem neuen Mittel gesammelt hat, hat den unwiderleglichen Beweis erbracht, daß die Erwartungen, die man in die Heilkraft des Sauerstoffes gesetzt hat, durchaus berechtigt waren. Das völlig ungiftige Präparat hat sich bei individueller Dosierung nach ärztlicher Vorschrift in der Praxis ausgezeichnet bewährt. Bei allen Nervenleiden und Stoffwechsel-Krankheiten (Gicht, Rheumatismus, Zucker-, Magen-, Nierenleiden, Darmträgheit, Hämorrhoiden, Arterienverkalkung, Blutarmut usw.) sind, selbst noch in sehr schweren und veralteten Fällen, ganz vorzügliche und überraschende Heilerfolge erzielt worden. Bei längerem Gebrauch der Präparate konnte häufig eine vollständige Regeneration des Körpers mit all den erfreulichen Symptomen des wiedererwachenden Wohlbehagens, der Lebensfreude und des Betätigungstriebes konstatiert werden. Zahlreiche Aerzte haben die Kur an sich selbst versucht und sie ihren Patienten empfohlen. Schließlich (1907) wurde das Mittel auch in die Arzneiverordnung der Königlichen Universität Berlin aufgenommen. Täglich gehen uns anerkennende Zuschriften zu, von denen wir nachstehend einige wiedergeben.

Dr. med. Sch. in P.: „Ich glaube mit großem Recht behaupten zu können, daß die meisten Erfolge meiner Praxis seit der Zeit herrühren, wo ich Sauerstofftherapeut geworden bin." — Dr. med. L. in P. (der hochgradig nervenleidend war): „Bitte um weitere Sendung, da ich von der ausgezeichneten Wirkung geradezu begeistert bin." — Dr. med. H. in H.: „Da ich direkt wunderbare Erfolge zu bemerken Gelegenheit hatte, die sich infolge der Sauerstoffbehandlung ergeben haben mußten, will ich . . ." — Dr. med. F. in G.: „. . . teile ich ergebenst mit, daß der Patient das Pulver zu Ende gebraucht hat und seit 14 Tagen zuckerfrei ist." — F. Sch.: „Es ist nicht zuviel gesagt, wenn ich erkläre, daß ich mich in meinem ganzen Leben kaum je so nervenfest und energisch gefühlt habe und ein Arbeitspensum heute spielend bewältige, dem ich zuvor fast erlegen wäre." — H. D., p. Lehrer: „Ich war seit 25 Jahren mit schwerem Gichtleiden behaftet. Von den vielen Gichtmitteln, als Pillen, Pulver, Bädern usw., für welche ich mehr als 1000 Mark während dieser Zeit verausgabte, brachte mir keins dauernden Erfolg, denn über kurz oder lang stellte sich das Leiden immer wieder ein. Auf Ihr Sauerstoff-Heilverfahren aufmerksam gemacht, unterzog ich mich auch noch dieser Kur, und siehe, der Erfolg war wirklich überraschend. Ihr Superoxyd wirkte geradezu wunderbar. Seit zehn Monaten fühle ich mich frei von jedem Schmerz und ohne jedweden Anfall. Mein Humor, meine Körperfrische und Beweglichkeit sind wiedergekehrt, und ich fühle mich wohler als vor 25 Jahren. Möge daher keiner meiner Leidensgefährten versäumen" usw. — C., Oberförster in D.: „Mit dem Erfolg der Kur bin ich sehr zufrieden. Die jetzigen kalten Winde, die sonst für den Rheumatismus stets das Gefährlichste waren, sind nun schon wochenlang ohne jede Wirkung, während es früher bei solchem Wetter kaum auszuhalten war. Ich bin Ihnen sehr dankbar und möchte Ihnen raten, Ihre Annonce einmal in eine Fachzeitung einrücken zu lassen. Meiner wärmsten Empfehlung können Sie stets versichert sein, und ermächtige ich Sie" usw.

Näheren Aufschluß über das Verfahren und weitere Heilberichte gibt eine Broschüre, welche das Institut für Sauerstoff-Heilverfahren, Berlin W 35 C 6, kostenlos versendet.

Inhalt des Heftes 33: Ich kenne keine Parteien mehr! Von Henry Wenden. — Weit vom Schuß. Roman aus der Kriegszeit von Freiherr von Schlicht. — **Beiblatt:** Die Judentürme. Eine Nordhäuser Ballade von Hellmuth Unger. — Wasser und Brunnen. Von A. M. Witte. — Ein Bild. Gedicht von Charlotte Marr. — Mit der Bagdadbahn nach Karaman. Von Johanna Weißkirch. — Vermischtes. Ein neues Heilverfahren.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 16. Mai 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek
1915 Heft 34
Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Ich kenne keine Parteien mehr! Von Henry Wenden

3. Fortsetzung.

Aber am nächsten Morgen glaubte Olga, daß sie nun doch von sich beginnen müßte, denn sonst mochte er es wohl gar von Frau Kruse erfahren. Deshalb warf sie beim Frühstück so halb scherzend hin: „Weißt du übrigens, Papa, daß ich mir beinah das Genick gebrochen hätte?"

„Was soll das heißen?"

„Ja, wahrhaftig . . . am Abend, wie du abreistest. Ich stürzte die halbe Bahnhofstreppe hinuter. Aber ich habe mir nur ein bißchen den Fuß verstaucht."

„Richtig verstaucht?" fragte Oertel besorgt. „Da hast du doch gleich den Sanitätsrat gerufen?"

„Aber nein, Papa, das war gar nicht nötig. Es war zufällig ein Arzt zugegen, der mir half und mich dann auch in unserem Auto nach Hause brachte. Und der hat mich dann auch behandelt, bis es gut war."

Sie beobachtete aufmerksam das Gesicht ihres Vaters. Und da er bis jetzt noch nicht böse wurde, so wollte sie es nur gleich weiter versuchen. Aber das Herz klopfte ihr doch bis in den Hals, wie sie nun mit gezwungenem Lächeln sagte: „Übrigens komische Zufälle gibt es doch. Was meinst du wohl, wer der Arzt war, der mir half?"

„Wie kann ich das wissen?"

„Der Doktor Lienhardt war es."

„Was für ein Doktor Lienhardt?" runzelte Oertel die Stirn.

„Nun der, Papa, den du mir auf dem Bahnhof gezeigt hast."

„Der Sohn von meinem Arbeiter? Der Bruder von diesem Abgeordneten?"

Jetzt nickte Olga bloß noch. Ein Wort brachte sie nicht mehr heraus.

Julius Oertel aber wurde so zornig, wie ihn seine Tochter noch nie gesehen hatte. „Was?" rief er und sprang auf, daß der Stuhl hintenüberpolterte. „Diesen Sozialdemokraten bringst du mir hier in mein Haus? Kann man denn nicht eine Minute den Rücken kehren, ohne daß gleich alles drunter und drüber geht? Schäme dich! Das hätte ich von dir nicht erwartet!"

Olga wollte etwas entgegnen, wollte sich aufs Bitten legen. Aber er schnitt ihr kurz die Rede ab: „Laß das! Ich habe von dir nichts mehr zu hören! Du hast dich nicht wie meine Tochter benommen! Du hast dich miserabel aufgeführt!"

Damit drehte er sich um und ging fort in die Fabrik. Ohne Adieu ging er fort, ohne Gruß, sogar ohne Blick. —

Das hatte sich in den nächsten Tagen zwar ausgeglichen. Aber Olga hatte erst sehr viel bitten müssen. Und nun wohl gar von ihrer Liebe zu beginnen, das durfte sie noch auf lange hin nicht wagen.

So verging eine Woche nach der anderen, ohne daß sie einen neuen Versuch machen konnte. Zu Anfang hatte sie Karl öfter Briefe geschickt. Aber wie sie ihm stets nur dasselbe sagen mußte, hatte sie zuletzt immer seltener geschrieben.

Digitized by Google

Und allmählich kam eine Müdigkeit über sie.

Sie dachte noch an Karl, und sie liebte ihn, und seine Küsse brannten noch heiß auf ihren Lippen. Aber das Leben hatte sie nicht zum Kampf erzogen. Dies weiche, warme, erschlaffende Wohlleben, das sie von der Wiege an umgeben und ihren Körper vor jeder Rauheit bewahrt hatte, das hatte auch ihre Seele verzärtelt, daß sie sich vor Mißgeschick verkroch. Sie liebte noch Karl. Aber um für diese Liebe sich in den väterlichen Zorn zu stürzen, dazu war sie zu sturmwetterungewohnt. Und endlich gab es Stunden der Resignation und des stillen Verzweifelns, in denen sie sich sagte, daß ja doch alles umsonst und vergeblich sei. Wozu sollte sie selber das böse Ende noch beschleunigen? . . . Da war es schon besser, man ließ die Dinge in der Schwebe . . . Solange noch nichts entschieden war, konnte man doch wenigstens noch hoffen und sich selbst betrügen . . .

Aber zuletzt kamen die Dinge selber auf sie zu und holten sie aus ihrem Versteck heraus.

An einem Abend gegen Mitte März war Oertel während des Essens seltsam still. Wenn Olga zu ihm sprach, so antwortete er nur kurz und als wäre er mit seinen Gedanken ganz wo anders. Zwischendurch aber nickte er ihr dann wieder zu, als wollte er sagen: „Habe nur keine Angst. Ich bin dir nicht bös, und es geht alles gut."

Olga beobachtete ihn heimlich und von der Seite. Sie kannte doch sonst jede seiner Mienen, aber heute wurde sie nicht klug aus ihm. Seine Haltung, die ja immer gemessen war, schien heute noch stolzer, noch selbstbewußter, und aus seinen braunen, energischen Augen leuchtete es wie von Unternehmungslust. Dabei war zugleich etwas Zerfahrenes in ihm, so, als ob er zwischen Schweigen und Reden hin- und herschwanke, und als ob ihm irgend etwas auf der Seele laste.

So verging die Abendmahlzeit in einem gespannten Erwarten. Nachher setzte sich Olga nach ihrer Gewohnheit in einen Sessel vor dem Kamin und nahm ein Buch zur Hand. Aber Oertel, der sonst auch zu lesen pflegte, vergaß heute sogar, sich eine Zigarre anzuzünden, und wanderte ruhelos im Zimmer immer rund um den Tisch.

Olga las nicht, sondern schielte über die Seiten fort. Und plötzlich blieb Oertel von ihr stehen: „Hast du Zeit, mein Kind? Ich hätte mit dir zu sprechen."

„Aber gewiß, Papa", sagte Olga und klappte sofort das Buch zu. Und während sie zu ihm aufsah, daß er reden sollte, suchte sie in der Eile nach allerhand Möglichkeiten, und dabei fiel ihr auch Karl Lienhardt ein.

„Es ist etwas sehr Ernstes, mein Kind," begann Oertel feierlich, „aber es ist auch zugleich etwas Hocherfreuliches. Ich will dich nicht erst lange auf die Folter spannen. Um es kurz zu machen: es war heute jemand bei mir, der mich in aller Form um deine Hand gebeten hat."

In Olga zuckte etwas jäh empor, — sie wußte selbst nicht, war es Schreck oder Jubel. — Hatte es Karl Lienhardt also doch gewagt? . . . War er direkt zum Vater gegangen? . . . Und hatte er ihn gewonnen? . . . War es ihm geglückt? . . .

Während das durch Olga hindurchwirbelte, fuhr Oertel fort: „Es ist alles beisammen, was ich mir nur von einem Schwiegersohn wünschen könnte. Ein stattlicher, hübscher junger Mensch, der wohl fähig ist, dich glücklich zu machen, eine geachtete Stellung, Ehrenmann durch und durch, vornehmer Name und beste Familie. Mit einem Wort, es ist nichts zu bemängeln."

Die Worte des Vaters kreisten durch Olgas Hirn, ohne dort einen rechten Sinn auszulösen. Besonders das letzte . . . vornehmer Name, beste Familie . . . das konnte doch nicht auf Karl Lienhardt gehen . . . Auf wen aber sonst? Hatte gar ein anderer —? . . .

Jetzt weiteten sich Olgas Augen wirklich in Furcht, und ihr Atem stockte, während Örtel sagte: „Du wirst wohl schon ahnen, wer es ist. Natürlich niemand anders, als der Sohn unseres Geheimrats, der Bruder deiner Freundin, Kurt von Willingen."

Oertel schwieg und sah triumphierend auf Olga hinab. Ihr Gesicht konnte er nicht erkennen, denn sie hatte den Kopf gesenkt. Aber seine Augen ruhten auf ihrem dunkelbraunen Scheitel, und er schämte sich nicht, daß sie feucht dabei wurden.

Digitized by Google

War es denn nicht schließlich sein einziges Kind ... und das Liebste, was er besaß, seit die Frau ihm entrissen war? ... Und hatte er denn überhaupt einen anderen Lebenszweck, als dies Kind glücklich und zufrieden zu machen? ... Daß sie jetzt so dasaß ... Na ja, er hatte sich die Sache allerdings wohl anders vorgestellt ... Er hatte sich gedacht, sie würde in die Hände klatschen und ihm um den Hals fallen oder so ähnlich ... Aber er verstand das wohl nicht, wie junge Mädchen empfinden ... Jetzt fehlte die Mutter ... sie hätte das rechte Wort gewußt ... Was half es? ... Es mußte auch so gehen ... und er wollte sich gedulden.

Aber als sie auch weiter unbeweglich blieb, da klopfte er ihr auf die Schulter. „Na, Mädi, bist du stumm? Nun rede doch mal ein Wort. Wie gefällt dir dein Bräutigam?"

Er hatte das gutmütig-zutraulich gesagt, aber wie sich nun Olga aufrichtete, erschrack er vor ihren Augen. Was war denn nun das? So sah das Glück aus? ... Diese Augen schwammen ja in Tränen ... und sahen weit eher traurig aus ...

„Papa," sagte Olga leise, „ich muß dir was gestehen."

Oertel wurde jetzt verwirrt. Ihm war gar nicht wohl bei der Sache. Da sollte sich mal einer auskennen mit solch einem jungen Mädchen ... — Aber er tätschelte ihr die Backe: „Na, dann sprich dich nur mal aus."

„Papa — — ... ich kann Herrn von Willingen nicht heiraten."

„Warum, mein Kind?"

„Weil — — —"

„Na, nur Mut."

„Ich liebe einen anderen."

Olga brach bei den letzten Worten in Schluchzen aus und umklammerte die Schultern ihres Vaters.

Der war zuerst verblüfft. Das hatte er nicht erwartet ... Aber na ... er war schließlich ein vernünftiger Mann ... Und wie das Kind da jammerte ... er hatte wahrhaftig Mitleid ...

Er streichelte sie also: „Na, Mädel, nun laß mal gut sein. Nun faß dich mal erst und beruhige dich. Wenn du den Willingen nicht magst, so ist das ja noch kein Unglück. Und wenn du einen anderen lieb hast ... ich habe nichts dagegen, vorausgesetzt, daß es ein anständiger Mensch ist."

„Das ist er, Papa", lächelte Olga noch unter Tränen.

„Na also. Denn ist ja alles in Ordnung. Und darf ich nun auch seinen Namen wissen?"

Jetzt stockte aber Olga wieder: „Es ist —"

„Na, wer denn?"

„Der Arzt."

„Was für ein Arzt?"

„Aber du weißt doch, Papa. Der mich geheilt hat."

Oertel fuhr zurück: „Doch nicht etwa Lienhardt?"

Olga nickte bloß stumm. Aber da sprang Oertel auf: „Also, das ist unerhört! In einen solchen Sozialdemokraten verliebst du dich? In einen Menschen, dessen Vater in meiner Fabrik gestanden hat? Und darum schlägst du dir einen Adligen aus? Einen preußischen Offizier? Ich zweifle an deinem Verstand. Aber das schlag' dir aus dem Sinn. ... Das sage ich dir. Daraus wird nichts. Dazu bist du mir zu schade."

Er maß mit erregten Schritten das Zimmer ... bald hierhin, bald dorthin, bald lang, bald quer. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und warf ein paar Worte nach Olga. Dann nahm er wieder seinen Rundgang auf.

Aber allmählich legte sich doch sein Zorn. Olga antwortete nicht. Sie saß in ihrem Stuhl zusammengekauert wie ein geprügeltes Hündchen, das mit furchtsamen Augen seinen Herrn verfolgt. Wenn Oertel sie so sah, tat sie ihm wieder leid. Und er besann sich: Was sollte er denn nun eigentlich machen? ... Sollte er sie etwa mit Gewalt in eine Ehe zwingen? ... Damit sie unglücklich würde? ... Nein, so war er doch nicht. ... Den Lienhardt durfte sie nicht heiraten. ... Aber wenn sie den Willingen nicht wollte ... nun, seine Tochter fand wohl auch noch einen anderen Mann. ...

Und er blieb vor ihr stehen und sagte ruhig und gut: „Höre mal, mein Kind. Laß uns mal vernünftig reden." Und als sie ihn nur ansah, zog er einen Stuhl herbei und setzte sich neben sie. Dann nahm er ihre Hand: „Sieh mal, mein Kind, ich zwinge dich zu nichts und überrede dich auch nicht zu einer Ehe, die dir nicht behagt. Aber ich verlange dafür auch von

Digitized by Google

dir die Vernunft, daß du auf einen Mann verzichtest, der in unserem Hause und in unserem Kreis einfach unmöglich ist. Überlege dir doch bloß die Folgen: mein früherer Arbeiter würde dein Schwiegervater. Ja, soll ich den Mann nun etwa bei mir empfangen? Oder soll ich ihm bei dir die Hand drücken? Du siehst, was daraus für Situationen entstehen. Aber nehmen wir einmal an, der Mann würde sich freiwillig zurückziehen. So bliebe noch immer der Rechtsanwalt. Der ist aber ein roter Abgeordneter, und dein Arzt denkt zweifellos ebenso. Solche Leute kann ich meinen Gästen unmöglich präsentieren. Und wenn du da hineinheiratest, so gehörst du zu ihnen und schließt dich damit selbst aus unserer Kaste aus. Ich möchte wünschen, mein Kind, daß du das selber einsiehst. Aber wenn du noch zu jung bist, um diese Lage zu überblicken, dann muß ich für dich denken und darf das nicht dulden. — So, mein Kind, das ist die eine Sache. Was nun den Willingen anbetrifft, so lasse ich dir da vollkommen freie Hand. Sagst du ja, so wird mich das unendlich freuen. Denn er ist jung, ist brav und ist ein strebsamer Offizier, der in drei oder vier Jahren in den Generalstab kommt und dann sicher eine gute Karriere macht. Ich wüßte keinen besseren Gatten für dich. Sagst du aber nein, so bin ich dir auch nicht böse, denn noch einmal: ich zwinge dich zu nichts. — Und nun wollen wir's für heute genug sein lassen. Geh' jetzt zu Bett und überschlafe dir die Sache. Du brauchst dich nicht heut und nicht morgen zu entscheiden. Nimm dir Zeit, so viel du willst, und geh reiflich mit dir zu Rate. In ein paar Tagen können wir dann weiter davon reden. — Nochmals, gute Nacht, und sei meine brave Tochter."

Er küßte sie liebevoll auf Stirn und Mund und zog sich dann selber in sein Schlafzimmer zurück. —

Olga aber hatte diese Nacht einen wüsten Traum:

Sie war mit Karl Lienhardt verheiratet. Aber er war nicht mehr Arzt, sondern ein einfacher Arbeiter in der Fabrik ihres Vaters. Auch sie war dort, und mit ihnen zahllose andere Arbeiter ... Tausende, Zehntausende, Hunderttausende, Millionen. Und plötzlich wollten alle diese Arbeiter sie zur Frau. Sie umdrängten sie, sie griffen nach ihr, und Karl vermochte sie nicht zu schützen. Aber mit einem Male verwandelten sich alle diese Arbeiter in Soldaten. Von allen Völkern der Erde waren Soldaten da. Und da jeder sie zur Frau begehrte, so kämpften jetzt diese Millionen gegeneinander. Oh, wie das Blut zum Himmel spritzte! Doch mitten in dies ungeheure Würgen trat Karl Lienhardt. Aber es war jetzt nicht mehr Karl Lienhardt, sondern es war Kurt von Willingen in glänzender Uniform. Und er trieb alle die Millionen vor sich her, so daß er zuletzt ganz allein mit ihr war. Und da fiel sie ihm um den Hals und küßte ihn. — Und wurde seine Frau — — ganz allein seine Frau. — — —

* * *

Seitdem war mehr als ein Jahr vergangen, und aus Olga Oertel war Frau von Willingen geworden. —

Olga hatte dem Kreis, der ihr Leben umspannte, nicht standgehalten und noch weniger ihn durchbrochen. Ein paar Tage war sie im Zirkel rundum gegangen. Aber da sie keinen geebneten Ausgang fand, so war sie still in den Mittelpunkt zurückgekehrt.

Es hatte sie niemand gezwungen, nicht einmal überredet, und ihr Vater hatte nur gütig und lieb mit ihr gesprochen und ihr immer wieder versichert, daß ihr Wille frei sei. Aber gerade diese Güte war wie ein Sommerregen warm und weich auf sie herniedergeträufelt und in alle Poren ihrer Seele eingedrungen, so daß sie von Liebe ganz überschwemmt war. Hätte sie sich gegen einen Zwang wehren können, so wäre ihr Widerstand daran vielleicht erstarkt. Aber dazu hatte sie gar keine Gelegenheit gehabt. Und so war ihr Wille wie ein dünnes Bächlein, dem man jedes Hindernis aus dem Wege räumt, in dem sorgfältig vorbereiteten und geglätteten Bett genau dorthin geflossen, wo man ihn wünschte. Sie hatte es zuletzt wirklich selber geglaubt, daß zuviel äußere Widerstände sie von Karl Lienhardt trennten. Und nachdem sie einmal so weit gekommen war, hatte sie es auch nicht mehr für unmöglich gehalten, Kurt von Willingen ihre Hand zu reichen.

Ihr Abschiedsbrief an Karl Lienhardt war ihr zwar schwergefallen. Da war noch einmal alle Liebe aufgelodert, die nur entsagte, weil sie so völlig aussichtslos war. Aber nachdem sie

Digitized by Google

auch diesen Brief überwunden hatte, war ihre Liebe allmählich eingeschlummert. Und nachdem sie Kurts Braut geworden war, hatte sie oftmals sogar Stunden gehabt, in denen sie selber an ihr Glück glaubte.

Aber Olgas Liebe zu Karl Lienhardt war nur eingeschlafen. Sie war nicht gestorben, und fast ein Jahr der Ehe hatte sie noch immer nicht zu töten vermocht. —

Heute lag Olga nun in ihrer Wohnung in der Brückenallee in dem breiten, messingnen Himmelbett und harrte ihrer schweren Stunde entgegen. Die Wärterin hantierte stillgeschäftig in dem Zimmer, in das durch die weit geöffneten Fenster der erste Frühling seine Grüße sandte. Von jenseits der Straße aus dem Park des Schlosses Bellevue kam der Duft junger Knospen und das Zwitschern von Vögeln.

Neben dem Bette saß Frau Leontine von Willingen. Sie streichelte ihrer Schwiegertochter die Hand, sprach ihr mütterlich zu und tröstete sie. Dann suchte sie ihr wieder allerhand Dienste zu leisten, richtete ihr die Kissen, reichte ihr ein Glas Limonade. Und wenn nichts derart zu tun war, so plauderte sie mit ihr über dies und das, um sie abzulenken und zu zerstreuen.

Aber Olga folgte alledem nur äußerlich. Sie hätte dieser Frau, die immer gut zu ihr war und die sich herzlich mühte, ihr die Mutter zu ersetzen, um keinen Preis weh tun oder sie kränken mögen. Darum ging sie auf alles ein, hörte fleißig zu, belächelte die Scherze und gab hier und da eine Antwort. In Wirklichkeit aber konnte sie es nicht hindern, daß zwischendurch ihre Gedanken weit abschweiften und eigene Fäden und Netze sponnen.

Sie dachte an das Jahr ihrer Ehe zurück. Und wie die Bilder einer Laterna Magica ... hinter Dunstschleiern, ein wenig verkleinert und gleichsam entfernt ... zog manches noch einmal an ihr vorüber.

War sie das wirklich, die hier lag? ... Sie fühlte sich noch gar nicht so frauenhaft. ... Wie ein Traum kam ihr manchmal das ganze vor ... als brauchte sie nur den Schlaf aus den Augen zu reiben, um wieder das junge Mädchen zu sein. ...

„Ich langweile dich wohl schon?" scherzte Frau Leontine gütig.

„Aber nein, Mamachen."

„Na laß nur, Kind. Es ist nicht mehr weit von vier. Bald wird Kurt kommen."

Olga nickte lächelnd. Aber dabei dachte sie: Wie ist das eigentlich? ... Wie stehe ich nun zu Kurt? ... Hat er mich lieb? ... Ich glaube wohl. ... Er ist gut zu mir und zart und läßt es an nichts fehlen ... Wenn ich mir doch oft kein rechtes Herz fassen kann ... vielleicht liegt das an mir ... und vielleicht tue ich ihm weh. ...

„Wie ist dir?" fragte Frau Leontine besorgt.

„Ganz gut, Mamachen."

„Du siehst ein bißchen matt aus. Wann wollte denn der Sanitätsrat hier sein?"

„So gegen sechs, gnädige Frau", meinte die Wärterin.

Der Sanitätsrat .... — dachte Olga. Und in einer Ideenverbindung fiel ihr jetzt Karl Lienhardt ein. — Karl Lienhardt ... ja, wenn der jetzt zu ihr käme ... das wäre doch eigentlich wundervoll schön. ... Aber der kam nicht zu ihr. ... Wie mochte es dem wohl gehen? ... — Sie riß sich aus ihren Betrachtungen. — Wie kam sie nur dazu, gerade jetzt an Karl Lienhardt zu denken? ... — Aber während sie noch darüber nachsann, wurde es ihr bewußt, daß sie ihn eigentlich nie vergessen hatte. — Ja, immer hatte sie an ihn gedacht. ... Es war unrecht von ihr ... es war ein Unrecht an Kurt. ... Aber konnte sie dafür? ... Konnte sie es ändern? ... Konnte sie ihren Gedanken befehlen? ... Und war nicht vielleicht auch Kurt daran schuld? ... Warum riß er ihr nicht Karls Bild aus dem Herzen? ... Warum besaß er nicht die Kraft, diese Erinnerung zu löschen? ...

Jetzt hörte sie vom Nebenzimmer her ihres Vaters Stimme, der gleich darauf eintrat und Frau Leontinens Platz einnahm.

Julius Oertel hatte sich in der Gewalt, seine Haltung schien ruhig und gemessen wie immer. Nur ein dünnes Schwanken in seiner Stimme, ein leises Vibrieren der feingeschnittenen Nüstern und ein gelegentliches Aufflackern in den braunen Augen gab Kunde von der Unruhe und Sorge in seinem Herzen. Über alledem lag wie ein Goldsonnennetz auf einem sanft gekräuselten Wasser die grenzenlose Liebe zu seiner Tochter.

Digitized by Google

„Na, Mädi," sagte er . . . er nannte sie noch immer Mädi, „wie geht's dir denn? Hälst du dich hübsch brav?"

„Ich hoffe, Papa."

Er sah sie prüfend an. Er sprach nicht gleich. Aber sein Blick war so bohrend, als wollte er in ihren geheimsten Heimlichkeiten schürfen. Und zugleich lag auch dies Bitten und Flehen darin, das so oft von einem Menschen zum anderen schwingt: Ach könnte ich doch in deiner Seele lesen.

Frau Leontine war mit der Wärterin hinausgegangen. Oertel war ganz allein mit Olga. Und nun drängte sich eine Frage auf seine Lippen, die er schon lange im Herzen getragen und doch nie daraus entlassen hatte. Eine schwere und bange Frage war es. Aber heute, in dieser Stunde, fand er den Mut. Und indem er sich zu seiner Tochter neigte, ihre Hand fest drückte und weich über ihr Haar strich, fragte er ganz leise: „Olga, mein Kind. Fühlst du dich nun zufrieden? Bist du nun glücklich?"

Olga sah eine Sekunde lang ihren Vater starr an. — Was war denn das? . . . Was wollte man von ihr? . . . Hatte sie nicht eben noch an Karl Lienhardt gedacht? . . . Und nun fragte man sie, ob sie glücklich sei . . . glücklich mit Kurt . . . mit ihrem Gatten? . . . Warum zwang man ihr denn mit Gewalt die Wahrheit ab? . . . Hatte sie nicht absichtlich die Augen geschlossen . . . nicht absichtlich all die Zeit im Dunkel gelebt . . . nur um sich selber betrügen zu dürfen? . . . Warum gönnte man ihr nicht wenigstens die falsche Ruhe? . . . Mußte sie denn die Augen öffnen? . . . Warum zwang man sie, in das erbarmungslose Licht zu sehen?

Wie sie jetzt zurückschaute, war es ihr, als könnte sie sich selber betrachten, und als fiele Schleier auf Schleier von ihr. Sie kam sich selber dabei ganz fremdartig vor, und sie meinte, so habe sie sich nie gekannt. Aber wie sie so sich selber durchsichtig wurde, las sie in ihrem Herzen klarer als je, daß sie nur allein Karl Lienhardt liebte, und daß sie mit Kurt nie glücklich werden konnte.

In dem Aufruhr dieser Erkenntnis war sie nahe daran, ihrem Vater zu vertrauen und ihm alles zu gestehen.

Aber da sah sie ihm in das Gesicht. — Diese festen Augen . . . hatten sie ihr nicht immer gütig geblickt? . . . Und dieser strenge Mund, der sich so herrschsüchtig schließen konnte . . . hatte er ihr nicht immer liebevoll gesprochen? . . . Bis auf einmal freilich . . . bei Karl Lienhardt. . . . Aber auch darüber konnte sie dem Papa nicht zürnen . . . auch da hatte er nur ihr Glück gewollt. . . . Und nun saß er da vor ihr. . . . Wie alt er doch geworden war . . . der Bart und das Haar glitzerten schon recht silbrig. . . . Und wie seine Augen angstvoll auf ihr ruhten. . . . Sollte sie dem Mann nun seinen Frieden rauben? . . . Wozu? . . . Ihr ward ja damit doch nicht geholfen. . . .

Alle diese Gedanken und Betrachtungen und Erkenntnisse liefen in wenigen Sekunden durch Olgas Bewußtsein. Zugleich lagerte sich ein müdes Lächeln um ihre Lippen. Und so sagte sie: „Aber Papa . . . was für eine Frage? Wie sollte ich mich denn anders als glücklich fühlen?"

Dann plauderten sie noch eine Weile. Aber Olga wurde ein wenig matt. Nicht eigentlich müde fühlte sie sich, sondern sie hatte mehr eine Empfindung des Schwebens. — Als ob sie flöge. . . . So leicht war das. . . . Kurt war neulich als Beobachtungsoffizier in einem Aeroplan mit aufgestiegen . . . er hatte davon erzählt, wie frei man sich da fühle. . . . So etwa — dachte sie — müßte das sein. . . . Wenn sie jetzt die Augen schloß, konnte sie sich einbilden, daß sie irgendwo hoch in den Wolken sei. . . .

Julius Oertel stand leise auf. Er mochte Olga nicht wecken, und ging auf den Zehen vorsichtig hinaus. Draußen traf er Kurt und dessen Vater, die eben beide gekommen waren.

„Wie geht es?" — „Was macht Olga?"

„Sie schläft. Geht nicht hinein."

Kurt warf sich in einen Sessel: „Uff! Ich bin auch kaputt. Seit heute morgen um sechs Uhr sind wir im Dienst. Kaum daß wir eine Stunde zum Essen hatten. Man nimmt uns jetzt scharf heran. Alle Wetter noch mal!"

„Ist auch nötig, mein Sohn", sagte Herr von Willingen merkwürdig ernst.

„Warum?" fragte Oertel aufmerksam. „Geht irgend etwas vor?"

Herr von Willingen hatte seine goldene Brille abgenommen und putzte die Gläser mit

Digitized by Google

einem Lederlappen. Wie er jetzt aufsah, blickten seine grauen Augen ein wenig stumpf: „Es sind Wolken am Himmel, mein lieber Kommerzienrat. Ich fürchte, wir gehen schweren Zeiten entgegen."

„Was sind das für Wolken? Meinen Sie den Balkankrieg?"

„Gott, ja und nein. Ich kann mich nicht so äußern. Der Balkan könnte vielleicht nur ein Vorwand werden. Aber gut sieht es nicht aus, und im Vertrauen gesagt, ich glaube, wir werden eine sehr große Wehrvorlage bekommen."

„Das schadet nichts," meinte Kurt, „zu viel Soldaten können wir meiner Meinung nach gar nicht haben."

„Wenn das nur nicht so viel Geld kostete", warf Oertel ein. „Übrigens von wem droht uns denn eigentlich Gefahr? Von Frankreich? Oder von Rußland? Oder von beiden?"

Herr von Willingen zuckte die Achseln: „Ich darf nicht mehr sagen. In meiner Stellung im Ministerium des Äußeren erfahre ich natürlich mancherlei. Aber Sie können sich ja denken . . . das Amtsgeheimnis ist streng. Nur soviel: Die Situation ist bedeutend gefährlicher, als sich der Laie das so gemeinhin vorstellt."

„Nicht so laut", mahnte Frau Leontine, die eben hereinkam. „Olga ruht noch ein wenig."

„Wo ist denn Marie?" fragte Kurt gedämpft.

„Sie ist nach Hause gegangen, noch ein paar Stunden zu schlafen. Sie will nämlich heute nacht hier wachen."

„Das ist mir sehr lieb, Mama. Ich würde ja gern aufbleiben. Aber ich habe morgen früh um sechs wieder Felddienst."

„So? Nun um so besser", lächelte Frau Leontine. „Euch Männer kann man dabei doch nicht brauchen." — —

Kurz vor sieben kam der Sanitätsrat.

Das kleine, eulenhafte Männchen mit der großen Hornbrille auf der spitzen Nase tauschte ein paar flüchtige Händedrucke und ging dann direkt zu der jungen Frau. Als aber die übrigen ihm folgen wollten, wehrte er ab mit seiner freundlich-meckernden Stimme: „Nein, bitte, meine Herrschaften . . . wir haben doch hier keine Gesellschaft. Nur die Frau Mutter hat Zutritt. — Nein, auch nicht der Gatte. Sie treten erst später wieder in Ihre Rechte . . . für den Augenblick sind sie ausgeschaltet."

In solcher Weise, scherzhaft und doch bestimmt, pflegte er sich als Arzt immer Geltung zu verschaffen. Als er nun mit Frau Leontine draußen war, meinte Herr von Willingen mit einem leisen Seufzer: „Ein bißchen formlos, unser lieber Sanitätsrat."

„Aber tüchtig in seinem Beruf", verteidigte ihn Oertel. „Man darf unbedingt Vertrauen zu ihm haben."

„Na ja, daran zweifle ich natürlich keinen Augenblick. Drum nimmt man ja auch Rücksicht. Denn unter uns gesagt, in seinen politischen Anschauungen ist er doch oft sehr weit links."

Kurt war aufgestanden und ging nervös hin und her. Dies politische Gespräch interessierte ihn jetzt gar nicht. Es hatte ihn doch eine Unruhe erfaßt, und er wäre für sein Leben gern jetzt drin bei seiner Frau gewesen.

Auch die beiden anderen Herren verstummten allmählich.

Dann kam Marie und durfte gleich zu Olga.

Und nach einer Weile erschien auch der Sanitätsrat wieder, dem die beiden Damen auf dem Fuße folgten.

„Also, meine Herren," berichtete Veit, „es befindet sich alles in schönster Ordnung, und für den Augenblick ist hier nichts zu tun, ausgenommen Ruhe . . . Ruhe . . . Ruhe. Die beiden Damen bleiben ja wach, und zur Zeit wird die Wärterin mich telephonisch rufen. Inzwischen möchte ich den Vorschlag machen, daß wir Herren einen kleinen, gemütlichen Skat dreschen. Aber natürlich nicht hier . . . das wäre vom Übel. Vielleicht ladet uns der Herr Kommerzienrat zu sich."

Damit war man einverstanden, denn an Schlaf dachte niemand, und etwas Besseres wußte man nicht anzufangen. Bloß Kurt schloß sich aus und warf sich in Sachen auf das Bett, denn er hatte morgen Felddienst und brauchte ein wenig Ruhe. —

Aber Kurt wurde nicht geweckt, und der Sanitätsrat wurde nicht gerufen. Die drei Herren paukten eine Runde Skat nach der anderen. Und als sie gegen ein Uhr müde wurden,

Digitized by Google

setzten sie sich in ein paar Sofaecken und machten ein kleines Nickerchen.

Erst am nächsten Morgen gegen neun, als Kurt schon lange irgendwo draußen manövrierte, konnte der Sanitätsrat den beiden Großvatern zum ersten strammen Stammhalter Glück wünschen.

Als man aber etwas später Olga das Kind brachte, schaute sie wie auf ein Wunder darauf nieder.

Da lag nun dies winzige Etwas vor ihr ... aus Bergen zartester Linnen und Spitzen lugte es seltsam rosig hervor.

War das ihr Kind? ... Hatte sie das geschaffen? ...

Sie traute sich noch gar nicht, es zu berühren, so wunderhold zerbrechlich schien es ihr. Und sie wagte noch kaum zu denken, daß es wirklich ihr gehörte.

Allmählich aber schwoll etwas in ihr auf. Eine Sturmflut von Liebe wallte empor und riß alle Dämme ihres Herzens nieder. So groß war diese Liebe, so unermeßbar weit, daß ihrem Auge und ihrem Sinn alle Grenzen dafür entschwanden, und daß die ganze Welt davon ausgefüllt schien.

Durch das verhangene Fenster fiel mattes Sonnenlicht ein. Goldene Reflexe streute es aus, die über das Bett glitten und über das Kind.

Und Olga dachte: Ist das nicht ein Wunder? ... Ist das nicht wie ein Heiligenschein? .... Ja ... es ist wie ein Heiligenschein! ...

Und während sich ihre Augen mit Tränen füllten, faltete sie ihre Hände und sah auf das Kind, das wie ein Heiligtum vor ihr lag. — —

* * *

In diesem Frühling, durch den Sommer und in den Herbst hinein klang immer lauter, immer gesteigerter, immer drängender der Name Lienhardt zu Olga.

Freilich handelte es sich nicht dabei um Karl Lienhardt, sondern um seinen Bruder, den Reichstagsabgeordneten. Aber was kümmerte sich Olga um Politik? Was bedeutete ihr das Parlament und der Kampf der Parteien? Und wenn man fort und fort von Heinz Lienhardt sprach, so entstand ihr doch immer nur Karls Bild.

Und sie konnte diesem Namen gar nicht mehr entgehen.

Irgendwie ... sie begriff es nicht ... hatte sich da draußen die Weltlage ungünstig verändert. Jedes Gespräch ihrer Angehörigen drehte sich eigentlich nur darum. Der Balkankrieg, eine französische Heeresvorlage, irgendwelche russischen Truppenbewegungen ... ihr schien das alles so weit entfernt. Und wenn Deutschland sich dagegen schützen wollte mit ungeheuren Kosten ... man sprach von einer Milliarde ... so konnte sie auch das nicht sonderlich erregen. Aber Kurt, der Papa und ihr Schwiegervater machten ernste und besorgte Gesichter, und immer kamen sie zuletzt auf Heinz Lienhardt, über den sie gar nicht genug Schlechtes erzählen, und den sie nicht heftig genug angreifen konnten.

Bald hieß es, er habe in der oder jener Versammlung die Arbeiter gegen die Regierung gehetzt. Dann hatte er wieder einen Zeitungsartikel geschrieben, in dem er Einrichtungen des Heeres und der Marine in schärfster Weise kritisierte und tadelte. Und die Reden nun gar, die er im Reichstag hielt, spotteten angeblich so jeder Beschreibung, daß Herr von Willingen ein paarmal behauptete: „Es ist ein Jammer um die Immunität der Abgeordneten. Wenn so ein Kerl den Mut hätte, das draußen zu sagen, so würde er auf ein paar Jahre ins Loch geschmissen."

Immer öfter und fast täglich hörte Olga solche Gespräche. Aber der Inhalt tönte an ihren Ohren vorbei, und nur der eine Name klang herein. Und während sie still und schweigsam saß, oft über eine kleine Handarbeit geneigt, breitete sich dieser Name in ihr aus und nahm von all ihrem Sein Besitz. —

Eines Abends machte Kurt ganz besonders heftige Ausfälle. Olgas Vater und die Schwiegereltern mit Marie waren zu Besuch, und alle saßen um den Tisch zum Abendessen. Da sprach Kurt in so verächtlicher Weise von Lienhardt, daß Olga sich kaum beherrschen konnte. Sie wußte natürlich, daß nur Heinz Lienhardt gemeint sei. Aber das verwischte sich in ihr, und außerdem fühlte sie instinktiv, daß der Groll sich ja eigentlich nicht nur gegen die Person richtete, sondern gegen die ganze Volksschicht, der auch Karl angehörte. Deshalb empfand sie diese Be-

Digitized by Google

leidigungen auch gegen Karl gemünzt, und während das Besteck in ihren Händen leise klirrte, war es ihr einen Moment, als müßte sie ihren Mann nun hassen.

In diesem Augenblick sagte Marie, die bisher still zugehört hatte, in ihrer leisen und doch bestimmten Art: „Findest du nicht, Kurt, daß du dich doch ein wenig zu sehr hinreißen läßt? Ich meine, wenn du den Rechtsanwalt Lienhardt persönlich kenntest und verfeindet mit ihm wärst, so könntest du nicht viel anders sprechen."

Ihre großen, blauen Augen ruhten während ein paar Sekunden fragend und mahnend auf ihrem Bruder, als wollte sie ihn erinnern: Hast du denn schon vergessen? . . . Hat er dir nicht damals einen Dienst geleistet? . . . Und bist du ihm nicht eigentlich zu Dank verpflichtet? . . .

Unter diesem Blick stutzte Kurt. Dann besann er sich. Und sobald er den Vorwurf begriffen hatte, errötete er leicht und sagte nun nichts mehr gegen Lienhardt.

Olga aber hatte den kleinen Zwischenfall beobachtet. Den tieferen Sinn konnte sie ja nicht verstehen. Sie wußte nur, daß Marie gegen ihren Mann zugunsten von Lienhardt Partei ergriffen hatte. Und deshalb fühlte sie sich in einer Aufwallung von Dankbarkeit noch mehr als sonst zu ihr hingezogen. —

Unter solchen und ähnlichen kleinen Zwischenfällen, deren erregter Ton sich aber womöglich noch steigerte, kam der erste Verhandlungstag des Wehrbeitrages heran.

Olga, die mit Kurt, ihrem Papa und Marie Tribünenkarten hatte, war in einer leichten Erregung, über die sie sich selbst keine Rechenschaft gab. Politisches Interesse konnte es doch nicht sein. . . . Das wäre ihr selbst fast komisch vorgekommen. . . . Oder war es die Neugier, Heinz Lienhardt zu sehen . . . den Mann, von dem sie schon so viel gehört hatte? . . . Sie wußte das nicht und sie dachte fast absichtlich nicht darüber nach.

Aber kurz bevor sie fortgehen wollte, brachte noch die Spreewälder Amme für einen Augenblick den kleinen Rolf ins Zimmer. Olga neigte sich über ihr Kind, sprach ein paar Koseworte und herzte und küßte es, als es sie anlachte. Doch auch jetzt wieder passierte es ihr, wie schon so oft in all der Zeit, daß ihr gerade dann, wenn sie sich mit dem Kind beschäftigte, Gedanken an Karl Lienhardt kamen. Und nun mit einmal wurde es ihr klar, und sie gestand es sich selber, daß ihre Unrast heute nichts anderes war als die heimliche, ganz heimliche Hoffnung, daß ihr heute vielleicht Karl begegnen möchte.

Warum sollte das nicht sein? . . . War es nicht möglich? . . . Wenn sie recht überlegte, war es sogar wahrscheinlich. . . . Karl hatte ganz sicher durch seinen Bruder Eintritt. . . . Und wenn er nun wohl gar neben ihr saß . . . oder doch nicht weit . . . nur durch wenige Menschen von ihr getrennt? . . . Wie würde das dann werden? . . . Würde er sie grüßen und ihr einen freundlichen Blick gönnen? . . . Oder würde er sich verächtlich von ihr abwenden . . . sie wie Luft behandeln . . . sie gar nicht kennen? . . . Ach, wenn sie doch wüßte, ob er sie wegen ihres Treubruchs verachtete. . . . Was würde sie darum geben, wenn sie in seinen Gedanken lesen könnte. . . .

Kurt drängte zum Gehen: „Beeile dich, Olga. Der Papa und Marie werden uns sicherlich gleich abholen."

Seine Stimme klang ihr fremd . . . sie mußte sich erst besinnen. Dann streichelte sie noch einmal ihren Liebling, und nachher kleidete sie sich wie im Traume an. —

Kurz nachher fuhren sie zu vier im Auto durch den Tiergarten. Die breite, flachgedrückte Kuppel des Reichstags blinkte golden durch die kahlen Bäume, die wie schwarze, verkohlte Skelette in die Winterluft ragten. Auf dem Platz rings um das Reichshaus herrschte trotz der frühen Stunde schon reges Leben. Da kamen die Abgeordneten zu Fuß oder zu Wagen, der Reichskanzler fuhr vor und der Kriegsminister, dann die Mitglieder des Bundesrats und die Geheimräte aus den Ministerien. Die Vertreter der deutschen und ausländischen Zeitungen eilten herbei, Boten kamen und gingen, zwischendurch staute sich das Publikum, das alledem zusah, und vor den Toren, die zu den Tribünen führten, drängten sich Hunderte und Hunderte, die ohne Karten vergeblich auf Einlaß hofften.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Weit vom Schuß / Von Freiherr von Schlicht

Humoristisch-patriotischer Roman aus der Kriegszeit. 7. Fortsetzung.

Unwillkürlich blickten die beiden anderen ihr nach, dann meinte Willi Torwald plötzlich: „Ich muß Ihnen das Kompliment machen, gnädige Frau, daß Ihr Besuch anscheinend sehr vorteilhaft auf Fräulein Loni einwirkt. Es kommt mir fast so vor, als wenn Sie, gnädige Frau, Ihrer Nichte von Ihrer Schönheit einen, wenn auch nur geringen Teil, abgegeben hätten. Das gnädige Fräulein ist kaum wiederzuerkennen, auch nicht in ihrer Kleidung. Ich will damit natürlich nicht sagen, daß sie sich früher in der Hinsicht vernachlässigte, aber sie besaß damals wohl noch nicht den Geschmack, den sie jetzt sicher von Ihnen gelernt hat, gnädige Frau."

„Vielleicht," stimmte Frau von Duffel ihm bei, „vielleicht haben Sie da nicht so ganz unrecht. Ich habe mir die kleine Loni etwas zurechtgestutzt, ihr das Kleinstädtische genommen, das ihr in ihrer äußeren Erscheinung anhaftete, aber nur in dieser, denn sonst —" und ein klein wenig unüberlegt setzte sie lachend hinzu: „Na, Sie kennen sie ja auch, Herr Torwald."

Der blickte ganz überrascht auf und sah die schöne Frau groß an: „Gewiß kenne ich das gnädige Fräulein schon lange, ich kenne sie, wie man eben eine junge Dame der Gesellschaft kennt, der man vorgestellt wurde, weiter aber auch nicht. Nicht einmal im kleinstädtischen, geschweige denn im großstädtischen Sinne, wie Sie es anzunehmen scheinen."

Frau von Duffel bereute schon ihre unüberlegten Worte, denn um ihrer Nichte willen hatte sie befürchtet, daß er ihr beistimmen würde. Jetzt atmete sie erleichtert auf, und ihm einen dankbaren Blick zuwerfend, sagte sie: „Sie besitzen die Eigenschaft, die ich an einem Manne am höchsten schätze, die absoluteste Verschwiegenheit."

„Ich danke Ihnen für das Kompliment, gnädige Frau, obgleich Ihre Worte für mich eigentlich eine Beleidigung enthalten", gab er zurück.

„Wollen Sie schon wieder mit mir disputieren?" fragte sie lachend, „denn auch dieses Mal handelt es sich doch um eine Wortfechterei?"

„Doch nicht, gnädige Frau," entgegnete er sehr ernsthaft, „denn die Diskretion ist für einen Mann, der Wert darauf legt, ein Herr zu sein, etwas so Selbstverständliches, daß es schon eine Beleidigung ist, wenn man es sich erst sagen lassen muß, das man diskret ist. Im übrigen verstehe ich Ihre Worte tatsächlich nicht. Ich weiß ja nicht, was Sie mit denen über Fräulein Loni meinten, das schon deshalb nicht, weil ich mich hier in der Stadt prinzipiell nicht um die jungen Damen kümmere. Auf meinen Reisen ist das allerdings etwas anderes, da bin ich auch den jungen Mädchen gegenüber kein Unmensch. Hier aber sehe ich vollständig über die hinweg. Sicher sehr oft zu meinem Schaden, denn daß es auch hier sehr entzückende junge Geschöpfe gibt, hat mir erst vorhin die Erscheinung von Fräulein Loni bewiesen. Aber trotzdem, gnädige Frau, ich weiß immer noch nicht, was Sie mit Ihren Worten sagen wollten."

„Nichts, wenigstens nichts Besonderes," meinte Frau Marga jetzt schnell, „ich habe lediglich die mich belustigende Entdeckung gemacht, daß meine Nichte, wie ja schließlich jedes andere junge Mädchen auch, es liebt, sich etwas den Hof machen zu lassen, und ich befürchte Lonis wegen, daß das hier in der Stadt bekannt sein könne. Um so besser, wenn ich mich da irrte", und schnell das Thema wechselnd, fragte sie: „Werden Sie heute nachmittag auf die Eisbahn kommen? Das Wetter ist so herrlich, daß ich gern eine Stunde oder länger laufen möchte, und sicher sind Sie doch ein sehr guter Läufer?"

„Ich war es, gnädige Frau," stimmte er ihr bei, „und ich wäre es sicher auch heute noch, wenn ich nicht ein Sklave meiner Unfallversicherung wäre. Ich habe meine Arme, meine Hände und auch meine Füße, die die Pedale treten, so hoch versichert, daß ich auch dann glänzend weiterleben kann, wenn mir einmal ein Unfall zustößt. Dafür habe ich mich ver-

Digitized by Google

pflichten müssen, jeden Sport zu unterlassen, bei dem meine kostbaren Gliedmaßen der Gefahr ausgesetzt sind, irgendwelchen Schaden zu leiden. Dazu gehört auch das Schlittschuhlaufen."

„Sie Armster!" rief Frau von Duffel voll ehrlichster Anteilnahme. Da haben wir anderen Menschen es im Vergleich mit den Künstlern ja wirklich hervorragend gut. Um unsere Gliedmaßen kümmert sich kein Mensch, die sind weniger wertvoll."

„Um Gottes willen, sagen Sie das nicht, gnädige Frau", rief er ganz entsetzt. „Auch eine Dame kann verunglücken, und die verliert unter Umständen viel mehr als ein Mann — ihre Schönheit. Wenn ich eine Frau wäre, würde ich mich gegen den Verlust meiner Schönheit versichern, damit dieser weder ein Mißgeschick noch die Jahre etwas anhaben könnten."

Unwillkürlich lachte Frau von Duffel fröhlich auf: „Ja, wenn das ginge, Herr Torwald, dann wäre ich die erste, die es täte."

„Sie hätten es nicht nötig, gnädige Frau," widersprach er, „denn Sie braucht man doch nur anzusehen, um zu wissen, daß Sie zu jenen wenigen Frauen gehören, die niemals altern. Sie werden mit fünfzig oder sechzig Jahren noch dasselbe jugendliche Gesicht haben wie heute."

„Es ist sehr schmeichelhaft von Ihnen, mir so etwas zu sagen," dankte sie, über seine Huldigung aufrichtig erfreut, „aber ich fürchte, Sie werden nicht recht behalten, eine Ninon de L'Enclos wurde nur einmal geboren."

„Warten wir es ab, gnädige Frau", widersprach er.

„Wenn das Warten nicht nur so langweilig wäre", meinte sie halb ernsthaft, halb scherzend.

„Aber gnädige Frau," schalt er, „wie kann man nur so etwas behaupten? Das Warten ist doch so schön, ich finde es sogar wahnsinnig amüsant. Denken Sie nur, wenn es kein Warten und keine Erwartung gäbe, wie entsetzlich prosaisch wäre dieses Leben. Um nur ein Beispiel zu nennen, gnädige Frau, ich warte jeden Tag darauf, zu erfahren, aus welchem Grunde Sie mir eigentlich erlauben, Ihnen den Hof zu machen!"

„Woher wissen Sie denn, daß ich Ihnen das erlaube? Das bilden Sie sich doch nur ein," neckte sie ihn, „was man duldet, erlaubt man deshalb doch noch lange nicht."

„Ganz wie Sie befehlen," stimmte er ihr bei, „dann warte ich also jeden Tag auf die Erklärung, warum Sie es dulden. Einmal werde ich es ja erfahren. Vielleicht bringt mir der Tag eine ganz schwere Enttäuschung, vielleicht lassen Sie sich meine Gesellschaft und meine Unterhaltung nur deshalb gefallen, weil Sie vorübergehend nichts Besseres haben, vielleicht bringt er mir aber auch ein großes Glück."

„Und wenn nun die Enttäuschung käme, was dann?" fragte sie, seinen Worten ausweichend.

„Wäre dann das Warten nicht erst recht schön?" verteidigte er seine Ansicht. „Wer da wartet, kann noch hoffen. Die Hoffnung ist alles! In der Bibel steht es zwar anders, da ist die Liebe das Höchste, aber die Hoffnung hört auch noch nicht auf, wenn man die Liebe gefunden hat. Dann hofft man, daß sie ewig anhalten möge. Habe ich da nicht recht, gnädige Frau?"

Es wurde ihr schwer, bei seinen Worten, bei dem Klang seiner Stimme und bei dem Blick, mit dem er sie jetzt ansah, ganz unbefangen zu bleiben. So wie jetzt hatte er noch nie zu ihr gesprochen, sie hatte es auch nicht erwartet, daß er heute so zu ihr sprechen würde, denn was er da von der Liebe sagte — liebte er sie denn wirklich und hoffte er, daß sie seine Liebe erwiderte? Und war es ihm ernstlich darum zu tun, ihr Herz zu gewinnen, oder berauschte und reizte ihn nur ihre Schönheit? Ersehnte er ihren Besitz für immer, oder nur für die mehr oder weniger lange Dauer eines flüchtigen Liebesrausches? Gegen das letztere lehnte sich ihr Denken und Empfinden auf. Mochten noch so viele Frauen ihn verwöhnt und verzogen haben, sie gehörte nicht zu diesen, und doch, auch sie war jung, sie war schön, auch in ihren Adern floß heißes Blut, das eine nur kurze Ehe nicht zu kühlen vermocht hatte.

Frau von Duffel schämte sich fast vor sich selbst, aber sie konnte es nicht leugnen, daß bei seinen Worten ein süßes, wohliges Gefühl ihren Körper durchdrang, daß seine Leidenschaft, die er nur zu deutlich verriet, ein klein wenig auch

Digitized by Google

sie entflammte. Aber eher wäre sie gestorben, als daß sie ihm das irgendwie zeigte und daß sie auch nur mit einer halben Silbe auf seine letzte Äußerung eingegangen wäre. So sagte sie denn jetzt, als hätte sie seine letzte Bemerkung überhört: „Sie mögen recht haben mit dem, was Sie über das Warten sagen, obgleich Ihre Ansicht darüber mit der sonst üblichen im direktesten Widerspruch steht. Ich persönlich denke darüber jedenfalls anders, und deshalb begreife ich es gar nicht, wo meine Nichte bleibt. Die müßte doch schon längst wieder hier sein, es wird für mich die höchste Zeit, daß ich weiterkomme, ich habe noch ein paar Besorgungen zu machen."

„Das glaubst du ja selber nicht, holde Frau," sagte sich Willi Torwald im stillen, „du willst nur von mir fort, weil ich dir mit meinen Worten etwas zu dicht auf deinen schönen Leib gerückt bin. Unser Gespräch hat vorübergehend eine Wendung genommen, auf die du nicht vorbereitet warst. Nun willst du weg, damit du schnell alles wieder vergißt, was ich dir zu verstehen gab. Aber gerade deshalb mußt du natürlich noch bleiben, und je länger du bleibst, desto länger werden die Akkorde, die ich vorhin in deinem Herzen oder in deiner Phantasie anzuschlagen versuchte, in dir nachklingen."

Und da er die Frauen kannte, redete er ihr nicht zu, noch etwas zu bleiben, sondern er stimmte ihr anscheinend bei: „Auch ich finde, daß das gnädige Fräulein etwas lange auf sich warten läßt, und wenn Sie noch ein paar Besorgungen zu machen haben, gnädige Frau, dann bitte ich Sie, mir nur zu sagen, wohin Sie gehen, damit ich Ihnen Ihr Fräulein Nichte, auf das ich weiter warten werde, nachschicken kann."

„Nein, nein," widersprach Frau von Duffel schnell, „das will ich denn doch nicht, daß Sie sich meinetwegen bemühen."

„Ganz wie Sie befehlen, gnädige Frau, aber ich wiederhole nochmals, daß es mir ein Vergnügen sein würde, Ihnen das Warten abzunehmen."

„Aber um Gottes willen, so lassen Sie mich doch," schalt Frau Marga ein klein wenig ärgerlich, „es kommt mir beinahe so vor, als ob Sie mich mit Gewalt los sein wollten."

„Das glauben Sie ja selber nicht, gnädige Frau", meinte er im stillen höchst belustigt, „je länger Sie mir das Vergnügen Ihrer Gesellschaft schenken, pardon, ich wollte natürlich sagen je länger Sie mir erlauben, Ihnen Gesellschaft zu leisten, desto glücklicher würde ich für den Rest des heutigen Tages sein, in der Erinnerung an die in Ihrer Nähe verbrachten Minuten. Denn darin werden Sie mir doch beistimmen, gnädige Frau, die Erinnerung ist alles."

Überrascht sah sie ihn an: „Wenn Sie so denken, warum warten Sie dann so gern auf das, was Ihnen die Zukunft bringen soll?"

„Um später eine Erinnerung mehr zu haben", wollte er ihr zur Antwort geben, aber er hielt es doch für besser, das nicht auszusprechen, und so war er denn froh, als plötzlich der Major von Linztemann vor ihnen auftauchte und als sich ihm Gelegenheit bot, das Thema zu verlassen und der schönen Frau zuzurufen: „Die Götter sind uns gnädig, gnädige Frau, unser Disput geht auch heute zu Ende, ohne daß es einen Sieger oder einen Besiegten gibt. Da kommt der Herr Major auf uns zu, hoffentlich bringt er uns gute Nachrichten vom Kriegsschauplatz."

Das war denn auch teilweise der Fall, als der Major die beiden bald darauf begrüßt hatte und von diesen in das Gespräch gezogen wurde. Der Major hatte heute morgen dienstlich die Nachricht über die Teilnahme des Regimentes an den letzten Kämpfen im Osten erhalten. Ein schöner Sieg war erfochten worden, aber er war auch teuer erkauft."

„Sind auch Offiziere gefallen?" erkundigte Willi Torwald sich, der, soweit seine Zeit und seine Reisen es ihm erlaubten, früher viel im Offizierskasino zu verkehren pflegte.

„Gefallen gerade nicht," gab der Major zur Antwort, „aber viele sind verwundet" und er zählte eine ganze Reihe von Namen auf.

Bei dem einen, der da genannt wurde, horchte Frau von Duffel auf. Der kam ihr so bekannt vor. Ach so, ja richtig, Loni hatte ihr von dem erzählt, das war ihr Kurmacher gewesen, und so fragte sie denn jetzt: „Hörte ich recht, Herr Major, auch Herr Leutnant Kettner ist verwundet, hoffentlich nicht schwer?"

Digitized by Google

„Glücklicherweise nicht," beeilte der Major sich, sie zu beruhigen, „es handelt sich um einen Granatschuß ins Bein, dicht oberhalb des Knies", um gleich darauf zu fragen: „Sie kennen den Herrn Leutnant persönlich, gnädige Frau?"

„Doch nicht, Herr Major," gab Frau von Duffel Lonis wegen ausweichend zur Antwort. „Daß es einen Leutnant seines Namens gibt, höre ich heute zum erstenmal, aber ich kenne eine Familie Kettner, die in Ostpreußen lebt, sicher ist der ein Verwandter, da freut es mich schon für die Angehörigen, wenn der Offizier verhältnismäßig so gut davongekommen ist."

Die drei, die in einer Gruppe zusammenstanden, hatte es gar nicht bemerkt, daß Loni zurückgekommen war. Die wurden erst auf sie aufmerksam, als sie jetzt den Major begrüßte und sich dann wegen ihres langen Ausbleibens entschuldigte: „Tatja, ich bitte tausendmal um Verzeihung, daß ich so lange auf mich warten ließ. Hoffentlich sind auch Sie mir deswegen nicht allzu böse, Herr Torwald, aber es ist keine graue und braune Wolle mehr aufzutreiben. Ich bin von einem Geschäft zum anderen gelaufen, alles vergebens. Ich bin ganz verzweifelt, denn heutzutage muß man doch stricken."

„Da haben Sie vollständig recht, mein gnädiges Fräulein, es kann für unsere armen, tapferen Soldaten gar nicht genug gearbeitet werden," stimmte der Major ihr bei, „und es macht Ihrem Herzen alle Ehre, daß auch Sie so fleißig stricken. Aber wie ist es, meine Herrschaften," bat er gleich darauf, „wollen wir bei diesem scharfen Ostwind, der auch heute weht, unseren Weg, der wohl für uns alle derselbe ist, nicht fortsetzen? Bei dem Herumstehen könnten sich die Damen leicht erkälten."

In Wahrheit dachte der Major dabei natürlich in erster Linie an seine Ischias, aber sein Vorschlag fand Beifall, und so setzten die vier sich denn in Bewegung. Willi Torwald, der es nicht für angebracht hielt, jetzt mit der schönen Frau über gleichgültige Dinge zu plaudern, ging mit Loni voraus, während der Major mit Frau von Duffel ein paar Schritt hinterher folgte.

Einen Augenblick gingen die beiden schweigend nebeneinander her. Frau von Duffel hielt den Blick geradeaus gerichtet und sah auf Willi Torwald, der in seiner lustigen, frischen Art gleich auf ihre Nichte Loni einredete, während sie selber zugleich instinktiv erriet, daß der Major sie auch jetzt wieder von der Seite betrachtete und im stillen sicher wieder sehr viel, wenn nicht alles, an ihrer Kleidung auszusetzen hatte. Aber trotzdem, oder gerade deshalb freute es sie, sich heute vor dem Ausgang ganz besonders hübsch angezogen zu haben, und so wartete sie, im stillen belustigt, darauf, daß der Major irgendwie zum Angriff gegen sie vorgehen würde und dieses Warten amüsierte sie. Vielleicht hatte Willi Torwald vorhin mit seiner etwas paradoxen Behauptung über das Warten doch mehr recht gehabt, als sie ihm zugeben wollte.

Es dauerte eine ganze Weile, bis der Major seinen Angriff ansetzte, dann aber erfolgte der in einer ganz unerwarteten Weise, denn Frau von Duffel hörte plötzlich die an sie gerichtete Frage: „Stricken Sie für unsere armen Soldaten auch fleißig wollene Strümpfe und Pulswärmer, gnädige Frau?"

„Ich, Herr Major?" entfuhr es ihr unwillkürlich, und sie wollte hell auflachen. Aber als sie ihn dann ansah und ihm dann in die ernsten, schönen Augen blickte, da erstarb ihr Lachen, und sie wurde ganz verlegen, bis sie dann zur Antwort gab: „Nein, Herr Major, ich stricke nicht. Das ist kein böser Wille von mir, sondern ich kann es ganz einfach nicht. Ich habe es versucht, aber ich hielt es nicht aus, meine Finger schmerzten, und ich bekam an dem Strickfinger der linken Hand eine kleine Anschwellung. Meine Hände sind so zart und so fein", und sich noch weiter verteidigend, ohne recht zu wissen, warum sie sich eigentlich gegen den Vorwurf rechtfertigte, der aus seiner Frage hervorklang, setzte sie hinzu: „Jeder hilft den Soldaten so gut, wie er es vermag. Das tue auch ich. Ich will keine Zahlen nennen, aber ich habe bereits mehrere tausend Mark für Wollsachen und andere Liebesgaben ausgegeben", und mit dem Versuch, sich zu rechtfertigen, und in der sicheren Annahme, eine glänzende Verteidigung gefunden zu haben, setzte sie hinzu: „Die Zigaretten, die Zigarren, die Schokolade und die anderen Erfrischungsmittel, die wir hinaussenden, haben wir doch

Digitized by Google

auch nicht selbst angefertigt, warum sollen da gerade die Wollsachen mit eigener Hand gestrickt sein?"

„Aus einem sehr einfachen Grunde, gnädige Frau", gab der Major unbeirrt und sie abermals vorwurfsvoll ansehend, zur Antwort. „Selbstgestrickte Wollsachen sind wärmer und vor allen Dingen haltbarer, als die maschinenmäßig hergestellten Sachen."

„Das ist natürlich auch mir bekannt, Herr Major", stimmte sie ihm bei, um sich dann abermals mit den Worten zu verteidigen: „Ich kann doch aber nichts dafür, daß ich das Stricken nicht aushalte."

„Selbstverständlich nicht, gnädige Frau, und sie dürfen meine Worte auch nicht falsch auffassen. Ich habe natürlich auch gar kein Recht, Ihnen Vorschriften zu machen, und ich kam auf dieses Stricken nur, weil Ihre Nichte davon anfing. Sie sind Ihre freie Herrin und können schalten und walten, wie es Ihnen beliebt." Bis er dann ganz plötzlich und unvermittelt fragte: „Wissen Sie wohl, gnädige Frau, daß es sehr schade ist, daß Sie keinen Mann mehr haben?"

Völlig überrascht blickte sie ihn an. Solange sie auch schon Witwe war, geschah es heute zum erstenmal, daß ein unverheirateter Herr es bedauerte, daß ihr Mann gestorben war. Alle anderen Herren gönnten dem Verstorbenen seine Grabesruhe, schon damit die ihr, der schönen Frau, ungestört den Hof machen konnten, ohne dabei auf einen doch sonst immerhin bis zu einem gewissen Grade unbequemen lebenden Ehemann Rücksicht nehmen zu müssen. Sicherlich, der Major war nicht ihr Kurmacher, und sie glaubte auch nicht, daß der es jemals werden würde, trotzdem verstand sie ihn nicht, und so fragte sie denn jetzt: „Darf ich wissen, wie ich mir Ihre Äußerung deuten soll, Herr Major?"

„Gewiß, gewiß", meinte er schnell, um dann nach einem kurzen Zögern fortzufahren: „Ich weiß allerdings nicht, ob ich ganz offen und frei sprechen darf. Wir sind uns beide fremd, wenn wir uns ja inzwischen auch oft sahen. Nur der Zufall hat uns hier zusammengeführt, richtiger gesagt, wohl der Krieg. Der macht die Menschen ja schneller miteinander bekannt, der erlaubt es uns auch, manches zu sagen, was man sonst wohl für sich behalten müßte, und darum und deshalb —"

Zuerst völlig erstaunt, jetzt aber sehr belustigt hörte die schöne Frau ihm zu. Es machte ihr Spaß, wie er an der Einleitung herumwürgte und nur, damit er daran nicht ersticke, bat sie: „Sagen Sie mir nur ruhig alles, was Sie auf dem Herzen haben, Herr Major, ich verspreche Ihnen, nichts übelzunehmen. Warum tut es Ihnen also leid, daß ich keinen Mann mehr habe?"

„Aus zweierlei Gründen, gnädige Frau. Erstens glaube ich, daß Sie, wenn Sie einen Gatten hätten, der sich draußen im Felde befände, daß Sie für diesen die Wollsachen selbst anfertigen würden, einerlei, ob Ihnen dabei die Finger schmerzten oder nicht. Dann aber glaube ich, daß Sie, gnädige Frau, wenn Ihr Gatte gegen die Franzosen kämpfte, sich doch ein klein wenig anders kleiden, die französische Schneiderkunst vernachlässigen und dafür die deutsche immer mehr bevorzugen würden. Oder würden Sie Ihren Gatten, wenn er siegreich aus dem Kampfe zurückkehrte, in einer Toilette, die in der Schneiderwerkstatt unserer Feinde angefertigt ist, empfangen?"

„Die Franzosen sind nicht unsere Feinde", verteidigte sie sich schnell. „Nicht die Franzosen und nicht die Russen. Sie kennen doch sicher auch das wunderhübsche Gedicht, das vor einigen Monaten durch die Zeitungen ging: ‚Unser Haß auf England'. Nur England ist unser Feind, ohne den hätten die anderen nie daran gedacht, über uns herzufallen, am allerwenigsten die Franzosen. Was haben die Ihnen getan, daß Sie die so hassen, und vor allen Dingen, was haben Ihnen meine Kleider getan?" Und sich immer mehr in Zorn und Erregung hineinredend, fuhr sie schnell fort: „Ich habe es ja deutlich am ersten Abend unserer Bekanntschaft bemerkt, wie Sie meine Toilette mit vorwurfsvollen Augen musterten. Dasselbe taten Sie, wenn wir uns sonst bisher im Theater, auf der Straße oder sonst sahen. Warum, frage ich Sie, warum? Sie sind doch auch ein Mann, der wie jeder andere lieber eine gut angezogene Frau sieht, als eine schlecht gekleidete, und schließlich muß doch jede das tragen, was ihr steht und was zu ihrer Erscheinung

Digitized by Google

paßt. Und deshalb finde ich für Ihre Worte nur eine Erklärung —"

„Und die wäre?" fragte der Major anscheinend ganz verwundert, im stillen aber voll banger Ahnung, daß sie, wie bisher mit ihren Worten, so auch jetzt mit ihrer Vermutung das Rechte treffen könne.

Frau von Duffel sah ihm fest und scharf in die Augen, dann bat sie: „Geben Sie einmal der Wahrheit die Ehre, Herr Major. Ihnen selbst gefällt es trotz des Krieges, wie ich mich kleide, aber man hat Sie gegen mich aufgestachelt, und selbstverständlich taten das solche Damen, die entweder nicht den Geschmack oder nicht die Mittel haben, sich so anzuziehen, wie ich es tue. Und ich weiß auch, wo diese Damen sitzen, in Ihren patriotischen Kriegsabenden, Herr Major, nicht wahr, das stimmt doch?"

Der Major hätte sich am liebsten die Zunge abgebissen, nur um nicht antworten zu müssen. Donnerwetter, da saß er schön drin in der Tinte. Unmöglich konnte er die Wahrheit eingestehen, denn wenn die Vorsitzende der patriotischen Kriegsabende erfuhr, daß er Frau von Duffel zugegeben hatte, von ihr gegen sie aufgestachelt zu sein, dann gab das eine Szene, die selbst die Phantasie eines Schlachtenmalers sich nicht vorzustellen vermochte. Und nun erst, wenn die schöne Frau erfuhr, daß sie auch mit ihrer Vermutung, soweit die sich auf seinen persönlichen Geschmack bezog, recht hatte. Aber so sehr ihre Kleider ihm auch gefielen, so hübsch er sie auch in denen fand, es wollte ihm trotzdem nicht in den Sinn, daß sie sich so ausschließlich nach französischer Mode kleidete, daß alle ihre Kleider und Hüte in Paris gekauft waren, dort gekauft sein mußten, wie die Vorsitzende der patriotischen Kriegsabende es jederzeit auf ihren Eid zu nehmen bereit war. Und deshalb, aber auch nur deshalb, waren seine Worte, die er zu Frau von Duffel sprach, immerhin bis zu einem gewissen Grade auch sein persönliches Empfinden, und er würde sich nach wie vor glücklich schätzen, wenn es ihm gelingen könnte, die schöne Frau davon zu überzeugen, daß es auch in Deutschland eine Mode gäbe, oder daß es wenigstens dort sehr bald eine geben würde.

Damit hatte es ja aber noch Zeit, jetzt galt es nur, sich irgendwie herauszureden, aber wie? Das fiel ihm nimmer ein! Es gab nur einen Ausweg, er durfte gar nichts sagen, er mußte schweigen, wenn es nicht anders ging, bis zum Weltenuntergang. Mochte Frau von Duffel ruhig glauben, daß er plötzlich die Sprache verloren habe.

Aber er fand die Sprache doch schneller wieder, als er sich fest vorgenommen hatte, denn plötzlich sagte Frau von Duffel so warm und so herzlich, daß es ihn ganz eigentümlich berührte: „Ich danke Ihnen, Herr Major."

„Bitte, bitte, keine Ursache, gnädige Frau," lehnte er völlig erstaunt jeden Dank ab, „im übrigen weiß ich wirklich nicht, gnädige Frau, wofür Sie mir zu danken hätten."

„Dafür, daß Sie mir nicht widersprachen, Herr Major, denn dadurch haben Sie mir zugegeben, daß ich recht habe."

Der Major bekam einen heillosen Schrecken. Was nun? Sollte er von neuem die Sprache verlieren? Damit aber stimmte er ihr durch sein Schweigen lediglich von neuem zu.

Die Situation war für ihn wirklich sehr wenig erfreulich, und die verschlechterte sich für ihn noch mehr, als die schöne Frau plötzlich fortfuhr: „Je länger ich darüber nachdenke, Herr Major, desto weniger verstehe ich es, warum die anderen Damen sich über mich und über meine Kleider so aufregen. Ich komme doch mit den Damen der patriotischen Abende gar nicht in Berührung, ich werde sie aller Voraussicht nach nie kennen lernen, es müßte denn sein, daß man die Absicht hat, diesem unnatürlichen Zustand der beiden Kriegsabende ein Ende zu machen, und daß man dieselben unter einem Hut oder, was noch viel schwieriger sein wird, unter einer neuen Vorsitzenden zu vereinigen. Sollten solche Verhandlungen geplant sein oder gar schon stattgefunden haben, dann ist es selbstverständlich, daß beide Parteien sich zunächst sträuben. Keine will ihre Selbständigkeit aufgeben, keine Vorsitzende steigt freiwillig von ihrem hohen Piedestal herunter. Jede sucht nach einem Vorwand, sich dieser Vereinigung zu widersetzen, und dieser Vorwand bei dem Vorstand des patriotischen Kriegsabends bin ich, Herr Major, verstehen Sie mich recht, das bin ich."

Der Major bekam einen Todesschrecken, denn alles, was Frau von Duffel da sagte, entsprach den Tatsachen, wenigstens soweit es

Digitized by Google

sich um die Ansicht der ersten Vorsitzenden der patriotischen Kriegsabende handelte. Trotzdem wollte er ihr rasch widersprechen, aber sie ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Nein, nein, Herr Major, leugnen Sie es nicht, es ist genau so, wie ich sage, und deshalb gibt es für mich nur eins. Ich will natürlich nicht der Zankapfel und der Vorwand sein, daß die Feindschaft oder wenigstens die Spannung zwischen den beiden Parteien weiter bestehen bleibt, und deshalb werde ich wieder abreisen. Leicht wird es mir natürlich nicht, vor diesen Damen das Feld zu räumen, schon weil ich mir nicht der geringsten Schuld bewußt bin, dann aber auch noch aus anderen Gründen", sie dachte dabei, ohne es auszusprechen, an Willi Torwald, mit dem sie sich gern unterhielt, und weil sie durch seine Worte neugierig geworden war, was bei ihrem Flirt herauskommen würde. Das hätte sie gern noch abgewartet, aber daß sie sich hier von einigen Damen gewissermaßen über die Schultern ansehen lassen sollte, dagegen lehnte sich doch ihr Stolz auf. Lieber packte sie ihre Koffer und fuhr nach dem Süden, oder sonst irgend wohin.

Einen Augenblick war der Major jetzt wirklich sprachlos gewesen, als sie von ihrer Abreise sprach. Nun hatte er sich wieder gefaßt und rief ihr zu: „Gnädige Frau, was Sie mir da eben sagten, das kann nicht Ihr Ernst sein. Wer wird denn so schnell das Feld räumen? Die Flucht hat noch niemals zum Siege geführt, sondern nur das tapfere Ausharren in der Stellung. Sie müssen bleiben, gnädige Frau, das sind Sie sich selbst, das sind Sie Ihren Verwandten, das sind Sie schließlich auch mir schuldig. Sie stehen augenblicklich wie jeder andere hier in der Stadt unter meinem besonderen Schutz. Sie gegen den äußeren Feind zu verteidigen, werde ich ja leider keine Gelegenheit haben, wohl aber kann ich Sie gegen Ihre Feinde hier in der Stadt schützen, und ich werde das tun, verlassen Sie sich darauf, gnädige Frau. Der Friede zwischen den beiden Parteien wird geschlossen werden, nicht trotz Ihrer Anwesenheit, gnädige Frau, sondern gerade durch Ihre Anwesenheit. Dafür verbürge ich mich, und nun sagen Sie mir, daß Sie nicht weiter an eine Abreise denken wollen."

„Schön, ich verspreche es Ihnen, Herr Major," stimmte Frau von Duffel ihm bei, „und nun will ich Ihnen auch verraten, warum ich noch bleibe: Weil Sie mir durch Ihre Worte eben bewiesen haben, daß alles genau so ist, wie ich es vermutete."

Es hätte nicht viel gefehlt, und der Major hätte sich, als sie ihn nun triumphierend lachend ansah, auf das Straßenpflaster gesetzt, weil seine Ischiasbeine bei dem Entsetzen, das ihn packte, zu zittern begannen, als beständen die nicht aus Haut und Knochen, sondern lediglich aus Espenlaub. Nur ein Glück, das die schöne Frau ihm nur in das Gesicht und nicht auch noch auf die Beine sah, dann wäre er ja noch mehr blamiert gewesen, als er es ohnehin war. Das Entsetzen, das ihn gefangen hielt, spiegelte sich so deutlich in dem Ausdruck seiner Augen wider, daß Frau von Duffel ihm jetzt belustigt zurief: „Sie brauchen sich Ihrer Niederlage nicht zu schämen, Herr Major, Sie haben sich tapfer dagegen gewehrt, mir etwas zu verraten. Ich habe lange gegen Ihren Widerstand ankämpfen müssen, und daß Sie schließlich einer List zum Opfer fielen —"

„Einer List?" fiel er ihr fast entgeistert in das Wort, „inwiefern denn einer List?"

„Der, daß ich Ihnen erzählte, ich sei fest entschlossen, abzureisen", neckte sie ihn, und mit beinahe vorwurfsvoller Stimme setzte sie hinzu: „Aber, Herr Major, wie haben Sie das auch nur eine Sekunde glauben können? Nahmen Sie es wirklich im Ernst an, ich sei so wenig eitel, um mich von den hiesigen Damen in die Flucht schlagen zu lassen?" Und noch einmal wiederholte sie: „Aber, Herr Major, wie haben Sie das nur glauben können?"

Das begriff der plötzlich jetzt selbst nicht mehr, aber gerade deshalb war sein Gesichtsausdruck kein allzu intelligenter, und seine Züge nahmen erst wieder ihren gewohnten Ausdruck an, als Frau von Duffel nach einer kleinen Pause hinzusetzte: „Was ich von Ihnen erfuhr, Herr Major, verdanke ich wie gesagt, lediglich einer List, und daher ist es wohl selbstverständlich, daß ich das Geheimnis, daß ich Ihnen entlockte, für mich behalte. Niemand wird etwas davon erfahren, nicht einmal meine Verwandten, das genügt Ihnen hoffentlich?"

Aus vollstem Herzen stimmte er ihr bei: „Das genügt mir selbstverständlich vollständig,

Digitized by Google

gnädige Frau, aber nicht wahr," bat er gleich darauf, „jetzt wollen wir das Thema ruhen lassen, um so mehr, als Herr Torwald und Ihr Fräulein Nichte sich eben wohl schon zum zwanzigstenmal nach uns umgesehen haben, als begriffen die gar nicht, was wir so lange miteinander besprechen könnten. Und noch eins kommt dazu, wenn ich jetzt um Erlaubnis bitte, mich verabschieden zu dürfen. Es wird für mich die höchste Zeit, nach Hause zu Tisch zu gehen, wenn ich nicht wieder von meiner Wirtschafterin ausgescholten werden will, weil ich zu spät komme."

„Dem möchte ich Sie natürlich nicht aussetzen, Herr Major", meinte sie belustigt, und als sie dann gleich darauf Willi Torwald und Fräulein Loni eingeholt hatten, verabschiedete sich mit dem Major auch Willi Torwald, da er doch keine Gelegenheit mehr finden würde, mit der schönen Witwe allein zu plaudern, und in Gegenwart ihrer Nichte mit ihr nicht über gleichgültige Dinge sprechen wollte.

Mit einem „Auf Wiedersehen" trennte man sich, und als die beiden Damen dann allein ihren Weg nach Hause fortsetzten, fragte Frau von Duffel, um einer etwaigen neugierigen Frage ihrer Nichte zuvorzukommen: „Nun, Loni, wie hast du dich mit Herrn Torwald unterhalten?"

Die wurde unwillkürlich ein klein wenig verlegen, dann meinte sie: „Gott, Tatja, zuerst war es mir natürlich peinlich, mit ihm so ganz allein zu sein, aber ich muß anerkennen, er hat sich sehr ritterlich benommen, er hat mit keiner Silbe darauf angespielt, daß ich damals den Versuch machte, mit ihm zu kokettieren."

„Vielleicht hat er es damals wirklich gar nicht bemerkt", warf Frau Marga ein, die nicht den Mut fand, ihrer Nichte die Wahrheit zu gestehen, um diese nicht in ihrer Eitelkeit zu verletzen, die aber doch das, was sie erfahren hatte, benutzen wollte, um es für die Zukunft zu ermöglichen, daß Loni ohne jede Befangenheit Herrn Torwald gegenübertreten konnte.

„Weißt du wohl, daß mir der Gedanke auch schon gekommen ist, während Herr Torwald sich mit dir unterhielt?" stimmte Loni ihrer Verwandten bei, um gleich darauf fortzufahren: „Man sollte es ja eigentlich gar nicht für möglich halten, daß ein Mann tatsächlich so dumm sein kann, um nichts davon zu merken, wenn er einem jungen Mädchen gefällt und wenn dieses ihm wiedergefallen will. Jeden anderen würde ich in einem solchen Falle für einen Idioten erklären, aber bei Willi Torwald ist das etwas anderes. Da freue ich mich sogar, wenn er wirklich, wie es allen Anschein hat, nicht das geringste bemerkte. Und er hat wohl tatsächlich nichts gemerkt, denn sonst hätte er es doch ganz gewiß nicht fertig gebracht, mit dir die ganze Zeit hindurch eigentlich nur über dich zu sprechen."

„Über mich?" fragte Frau Marga anscheinend ganz verwundert, während es ihr nicht leicht wurde, eine gewisse Unruhe zu verbergen.

„Natürlich über dich, worüber denn wohl sonst?" gab Loni wie selbstverständlich zurück, um dann hinzuzusetzen: „Gott, Tatja, mir gegenüber brauchst du dich wirklich nicht zu verstellen. Wie du über Herrn Torwald denkst, weiß ich ja nicht, aber daß der bis über beide Ohren in dich verliebt ist, das hört man doch aus jedem seiner Worte heraus, der schwärmt ja von dir wie ein Primaner von seiner Konfirmandenliebe."

„Aber das bildest du dir doch nur ein", verteidigte Frau von Duffel sich möglichst unbefangen.

Loni richtete sich stolz auf und warf ihrer Verwandten einen triumphierenden Blick zu: „Na, Tatja, lehre du mich die Männer kennen. Wenn du das willst, mußt du früher aufstehen und nicht des Morgens bis um neun Uhr im Bett liegen. Ich kenne die Männer, und Herr Torwald gibt sich sogar nicht einmal die Mühe, sich zu verstellen. Der hat mich sogar gebeten, ich möchte ein gutes Wort für ihn bei dir einlegen."

„Was du natürlich nicht tun wirst," neckte Frau von Duffel ihre Nichte, „denn du erinnerst dich, daß du mir damals sagtest, wenn ich mir schon einen Kurmacher anschaffen wolle, dann solle ich mich für den Herrn Major entscheiden."

„Gott, das war damals," widersprach Loni, „aber seitdem ich weiß, daß ich mich vor Willi Torwald gar nicht zu schämen brauche, und daß der mir gar keinen Korb gegeben hat, da

Digitized by Google

liegt die Sache doch anders. Na, und so viel weiß ich, wenn ich zwischen den beiden die Wahl hätte —" bis sie sich dann unterbrach und ihre Tante fragte: „Sag' mal, Tatja, was hattest du dir denn nur so lange mit dem Major zu erzählen? Die Sache war ja direkt auffällig, und Herr Torwald wurde geradezu eifersüchtig auf den Major. Du hast den heute wirklich mit einer Auszeichnung behandelt, daß auch ein anderer als Willi Torwald auf die Vermutung gekommen wäre, du ließest dir von dem Major den Hof machen."

„Davon kann gar nicht die Rede sein," rief Frau Marga schnell, „wir plauderten über ganz gleichgültige Dinge."

„Das erzähle bitte einer anderen, aber nicht mir," schalt Loni, „das mache einer anderen weis", und ganz ernsthaft setzte sie hinzu: „Weißt du, Tatja, es ist geradezu beleidigend für mich, daß du mich für so dumm hältst."

„Glaubst du denn wirklich, daß du es in mancher Hinsicht nicht noch bist?" dachte Frau Marga im stillen belustigt, dann seufzte sie plötzlich schwer auf, um ihre Nichte abermals hineinfallen zu lassen.

Loni hatte diesen Seufzer gehört und jubelte hell auf. Glücklicherweise hatten die beiden Damen schon längst die Hauptstraße verlassen und gingen nun durch den um diese Stunde fast völlig leeren Stadtpark. Da konnte Loni wenigstens dreiviertel sicher sein, daß niemand sie hörte, als sie jetzt ihrer Verwandten glückselig zurief: „Siehst du wohl, Tatja, dieses Mal habe ich mich doch nicht geirrt. Ob du wolltest oder nicht, durch deinen Seufzer hast du dich verraten, denn so, wie du eben seufztest, tun es nur verliebte Menschen. Ach, Tatja, ich weiß es ja aus eigener Erfahrung, wie wunderschön es ist, verliebt zu sein, und daß auch du nun dieses wonnige Gefühl nach deinen langen Witwenjahren wieder kennen lernst, das freut mich für dich zu sehr. Aber offen gestanden, für Willi Torwald tut es mir leid, daß dir nun auch der Major den Hof macht, und daß du auf den Flirt mit dem gleich einzugehen scheinst. Wie du dazu kommst, verstehe ich eigentlich nicht recht."

„Ich auch nicht," rief Frau Marga lachend, „ja wirklich, Loni, du hast dich auch dieses Mal mit deiner Klugheit gründlich geirrt. Ich dachte nicht daran, einen Liebesseufzer von mir zu geben, wenigstens keinen echten, und am allerwenigsten in deiner Gegenwart. Für so schlau mußt du mich schon halten."

„Aber weswegen hast du denn so schwer geseufzt?" fragte Loni etwas kleinlaut, bis sie dann auch das zu wissen glaubte und ihrer Tante zurief: „Ich weiß, woher dein Seufzer rührte. Sicher wieder von deinem zu eng geschnürten Korsett. Du hast ja eine Taille, um die dich eine Göttin beneiden könnte, aber trotzdem, ob es gesund ist, sich derart zu schnüren —"

„Das überlasse bitte nur mir", fiel Frau von Duffel ihrer Nichte in das Wort, bis sie dann gleich darauf sagte: „Ich will dir die Wahrheit bekennen, warum ich so seufzte. Ich tat es in der Erinnerung an die Ausschelte, die ich von dem Herrn Major bekam, als du von deiner vergeblichen Jagd nach der Strickwolle erzähltest. Da fragte er mich, ob ich ebenso fleißig sei wie du, und als ich das Gegenteil erklärte, da hat er mich gewaltig ausgescholten."

Zärtlich schob Loni ihren Arm in den ihrer Tante und sah sie voller Mitleid an: „Du hast dich ausschelten lassen müssen, Tatja, das sogar meinetwegen, das tut mir furchtbar leid", bis sie gleich darauf fragte: „Aber Tatja, warum hast du dich denn ausschelten lassen? Warum hast du dem Major nicht einfach erklärt: die Loni stellt sich nur deshalb besser und fleißiger hin, als sie es in Wirklichkeit ist, weil sie nicht angeben wollte, wo sie sich in Wahrheit so lange aufgehalten hat, während wir auf sie warteten."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Deutsche Äcker

Tief atmen saatenfroh die Ackerschollen,
Die deutsche Pflugschar segnend bricht . . .
Im starken Furchenschwanz, dem körnervollen,
Keimt still des deutschen Sieges Licht!

Ein Grün, so hell wie deutsche Knabenstimmen,
Trutzt, reif im Halm einst, lanzenblank,
Im Blau die Lerchenlieder leis verschwimmen
Wie fern Soldatenmarschgesang . . .

Aus Schwielenhänden rinnen heil'ge Quellen,
Aus Schollenbruch blüht Seelenkraft,
Die frühlingzarten Hüllen wachsend schwellen:
Aus Bauernsaat flammt Heldenschaft!

Rauscht Ackerreife einst aus dem Gewitter
Und blitzt die See wie deutscher Stahl,
Dann wird das Sensenlied der Heimatschnitter
Da drauß' den Brüdern Dankchoral!

Zum Wunder wird einst der Duft des Brotes,
Das heut' im Keim noch träumt verschneit,
Und aus dem Blut des Ernteabendrotes
Klirrt deutscher Schwerter Ährenzeit!

Bruno Pompecki.

Elsässer Pfingstenbrauch / Von Paul Pasig

Die seit alters heißumstrittenen Reichslande stehen auch im gegenwärtigen Weltkriege für uns im Mittelpunkte des Interesses. Handelt es sich doch darum, die Worte auf dem Leipziger Siegesdenkmal in die Tat umzusetzen:

„Enkel mögen kraftvoll walten,
Schwer Errungenes zu erhalten."

Es ist nun eine der krassesten Geschichtslügen, mit denen unsere westlichen Nachbarn auch in diesem Kriege — freilich nur für Unkundige erfolgreich — hausieren gehen, unsere Reichslande als altfranzösisches Gebiet anzusprechen, dessen Rückeroberung gewissermaßen Ehrensache sei, eine Anmaßung, die ja für die Franzosen seit dem Frankfurter Frieden (1871) die unverrückbare Grundlage ihrer europäischen äußeren Politik bildete. Durch nichts werden derartige, aller geschichtlichen Entwicklung ins Gesicht schlagende Behauptungen wirksamer widerlegt, als durch die im Volke lebenden Sitten und Gebräuche, die dessen Stammeszugehörigkeit am schlagendsten beweisen. Wohl haben die rund 200 Jahre, die unsere Reichslande in französischem Besitz sich befanden (1674 bzw. 1681 bis 1871), mancherlei Verwelschungen, namentlich in bezug auf die Sprache, die Einrichtungen, die Denkart und Anschauungen usw. der Bevölkerung zur Folge gehabt: aber die uralten, aus heidnisch-germanischer Vorzeit stammenden Gebräuche, die sich namentlich an die Festzeiten knüpfen, haben sie nicht zu ändern oder gar zu verdrängen vermocht. Das gilt vor allem auch vom „lieblichen" Pfingstfeste, das als Fest des Triumphes der Sonne und des Lenzes über die tötenden Kräfte der Winter- und Reifriesen bereits im Heidenglauben der Germanen begründet war, ehe es seine christliche Ausgestaltung als Fest der Geistesgabe und Stiftung der Kirche empfing. So wird z. B. in Westfalen ein Knabe vollständig in Grün gehüllt, mit einer Laubkrone geschmückt und unter Sang und Tanz durchs Dorf geleitet. Ähnlich putzen im Schwarzwalde die Hirten am Pfingstmontage einen Hirten heraus und ziehen mit ihm, milde Gaben heischend, von Haus zu Haus. Echt germanische Bräuche, denn die in Grün gehüllten Personen in Thüringen, „Pfingstlümmel", auch „Laktichkönig" u. a. genannt, sollen den sieghaften Lenz darstellen.

Im Elsaß wird ein Knabe oder ein Mädchen mit grünen Zweigen und Blumen bekränzt und durchs Dorf geleitet. Im Oberelsaß heißt er das „Pfingstpfitterle". Oder ein junger Mann wird von seinen Genossen und Genossinnen in den Wald geführt, in Blätter, Blumen, Gewinde und Kränze völlig eingehüllt und dann auf einen Esel gesetzt. Unter dem Klange heller Frühlingslieder zieht die muntere Schar ins Dorf, von allen Seiten jubelnd begrüßt. Nun geht's nach einer benachbarten Wiese, wo sich alt und jung im schwellenden Grase lagert. Inzwischen haben drei Söhne der angesehensten Einwohner, von Haus zu Haus wandernd, milde Gaben eingesammelt, Wein und Geld, und für letzteres Brot, Wurst, Käse und ähnliche

Digitized by Google

gute Sachen eingekauft. Dann beginnt draußen auf der Wiese ein fröhliches Schmausen und Trinken, bis von den reichen Vorräten nichts mehr übrig ist. Das ist echte, urgermanische Frühlingsfeier! — In Schlettstadt und Umgebung gehört der Pfingstmontag wie im Schwarzwalde den Hirten. Gegen 2 Uhr nachmittags werden die Herden heimgeführt und ein Kamerad in den Wald geleitet und ganz in Laub gehüllt. Dann wird das „Pfingstpfützerle" in die Mitte genommen, und in festlichem Zuge geht's nun in die Stadt, deren Einwohner den Zug mit lautem Jubel begrüßen. Dann werden fleißig milde Gaben eingesammelt, die gespendeten Lebensmittel kommen in mitgebrachte Körbe, der Wein wird in bereitgehaltene Tönnchen gegossen. Von Zeit zu Zeit macht der Zug auf der Straße halt und stimmt, sich im Kreise aufstellend, unter Begleitung von rhythmischem, taktmäßigem Peitschenknallen, fröhliche Lieder an, während das „Pfingstpfützerle", die Hauptperson des Ganzen, eine Art Bärentanz aufführt. Natürlich ist die Ortsbevölkerung mit Leib und Seele bei der Veranstaltung, die so recht augenscheinlich die Freude über den endlichen vollen Sieg des Lenzes verkörpert. Ein Tänzchen bildet abends den Abschluß der frohen Feier. — In anderen Gegenden des Elsaß gestaltet sich diese weniger poetisch. Statt in pfingstliches Grün hüllt man den jungen Mann, der den sieghaften Lenz darstellen soll, in alte, zerlumpte Gewänder, die man mit Heu und Stroh ausstopft, damit der „Pfingstmorch" recht unförmlich aussieht. Zudem wird sein Antlitz mit Ruß geschwärzt, auf dem Haupt trägt er einen alten Hut von unglaublicher Größe und Form, die Füße sind in abgetragene, zerrissene Schuhe gehüllt, um den Leib windet sich ein derber Strick, an dem ein Knabe ihn durch den Ort leitet. Von Zeit zu Zeit bleibt der Zug stehen, und der „Pfingstmorch" belustigt die zahlreichen Zuschauer durch ein groteskes Tänzchen, während seine Begleiter einsammeln gehen. Das an den Karneval erinnernde Treiben will gleich diesem der überschäumenden Freude Ausdruck geben. — Ähnlich in Pfaffenheim, wo sich die zum Militär ausgehobenen jungen Leute am Pfingstmontage zu verkleiden und auf einem Platze zu versammeln pflegen. Einer von ihnen ist in Lumpen gehüllt, die über und über mit Muscheln bedeckt sind. Er thront wie ein Herrscher ganz allein in einem von zwei Eseln gezogenen Karren. Unter lautem Jubel geht's bis zum Brunnen, vor dem ein großer, mit Wasser gefüllter Trog steht. Hier bietet man dem „Herrscher" im Karren zu trinken an, worauf er aussteigt, auf dem Rande des Troges entlangläuft und allerlei Scherzworte an die Umstehenden richtet. — In Kindwiller sammeln sich die jungen Leute am Pfingsttage in der Hauptstraße und beginnen nach Herzenslust mit ihren Peitschen zu knallen. Wer am stärksten knallen kann, ist „König" und wird das Jahr über mit besonderer Auszeichnung behandelt. Früher begann das ohrenbetäubende Knallen bereits mit frühestem Morgengrauen, und zwar unter dem Fenster der Geliebten unter Ausrufung ihres Namens und lautem Fluchen. — Verschwunden sind die einstigen pfingstlichen Pferderennen sowie die Pfingstfeuer auf den Anhöhen, und unser bekanntester Pfingstbrauch, Maien zu setzen, findet sich im Elsaß nur vereinzelt. Dagegen wird an oben geschilderten Bräuchen mit echt deutscher Zähigkeit festgehalten. Und das ist gut so. Ist es doch ein Beweis, daß alle Verwelschungsversuche in den letzten Jahrhunderten nicht vermocht haben, die Seele der elsässischen Bevölkerung umzumodeln und das in deren Adern rinnende deutsche Blut umzugestalten. Und dabei soll es, will's Gott, für alle Zukunft verbleiben! Denn ein Volk kann seine Stammesart wohl vorübergehend verleugnen oder wohl gar vergessen, nie aber sie verändern. Und unsere Elsässer sind, trotz des Wandels der Jahrhunderte, Fleisch von unserem Fleisch und Blut von unserem Blut. Das beweisen die dort noch, gerade wie in Altdeutschland, im Volke wurzelnden urgermanischen Bräuche. Und der heiße Weltkrieg wird dazu beitragen, das Bewußtsein der Stammeszugehörigkeit der Elsässer nur noch mehr zu stärken und zu festigen.

Frühling

Der Frühling geht um,
Der Frühling geht um,
Bald kommt er in euere Nähe
Mit Mückengesumm
Und Fliegengebrumm,
Mit Duft und mit Blütengewehe.

Ihr Kinderlein, hört,
Daß keines ihn stört,
Beginnt er im Tale zu wirken.
Er singt und bestellt
Die Wiese, das Feld
Und schmückt die Linden und Birken.

Es dauert nicht lang,
Dann ruft euch ein Klang:
Maiglocken läuten geschwinde.
Dann springt nur hinaus
Und tanzt vor dem Haus,
Dem Frühling zum Dank, um die Linde.

Leo Heller.

Digitized by Google

Planetenfrauen / Von Joseph Aug. Lux

Moderne Sybillen und Kriegsprophetinnen

„Ob ich dich liebe, frage die Sterne — —" sang der Dichter. Und immer wandte sich das menschliche Herz, der große Dichter, fragend an die Sterne, sei es in Liebesqual oder in Lebensnot. Aber bitter spottet Heine: „Es blinken die Sterne gleichgültig und kalt, und ein Narr wartet auf Antwort." Andere dagegen behaupten wieder, die Sterne geben Antwort, wenn man sie richtig befragt, und schließlich ist ein Gewerbe daraus geworden, von den sogenannten Planetenfrauen geübt. Das derbe, behäbige Aussehen läßt in der Regel nicht auf die Sybillennatur dieser Frauen schließen. Man würde eher sagen, sie sind vom ehrsamen Schlag der Hebammen, kleinbürgerlichen Geschäftsfrauen oder Pensionsinhaberinnen; so sehen sie gewöhnlich aus. Sichtlich an grobe Arbeit gewohnt, lieben sie es, einen gewissen bescheidenen Luxus zur Schau zu tragen, Schmuck, Pelz, Reiherhut, allerdings im Vorstadtgeschmack, immerhin aber als ein Zeichen, daß das Geschäft seinen „Mann" nährt. Sie kann sich auf eine gar feine Kundschaft aus besten, allerbesten Gesellschaftsschichten berufen, sie aber ist und bleibt die Frau aus dem Volke. Nicht selten ist die Planetenfrau zum Schein auch Pensionsbesitzerin, um gegen die Polizei gedeckt zu sein, die den Gauklerinnen scharf auf die Finger sieht. Oder aber sie benutzt die Graphologie als Aushängeschild. Kommt man zu ihr, so sperrt sie sich mit dem Besucher in dem Zimmer vorsichtig ein, um vor allen Störungen oder Überraschungen sicher zu sein, nachdem sie eine Menge von geheimen Büchern und Behelfen herbeigeschleppt hat, unter denen auch der „Lahrer hinkende Bote", dieser treuherzige Volkskalender, wegen seiner übrigens oft fehlerhaft verzeichneten täglichen Mond- und Planetenumläufe eine gewisse Rolle spielt. Dieser Zug zum Geheimnisvollen, Scheuen, um nicht zu sagen Lichtscheuen, charakterisiert die Planetenfrau schon eher als Angehörige der Gauklerzunft, von denen sie sich nur durch die Technik, nicht aber dem Wesen nach unterscheidet.

Auch der Stil der Prophezeiungen trägt diese verwandten Merkmale. Sie stehen nicht hoch über dem ägyptischen Traumbüchel. Sie bewegen sich in der niederen Sphäre des Alltags und seines materiellen Glückverlangens. „Ein großes Glück steht Ihnen ins Haus," sagt die Sybille, „aber Sie müssen sich vor falschen Freunden hüten." „Auch ein Erfolg in schriftlichen Angelegenheiten steht da und eine Reise mit Gewinn . . ." „Wieso?" ist meine Frage. „Ja, sehen Sie her," bedeutet sie, „der Mond als Reiseherr kommt ins dritte Haus, das Reisehaus, und hat einen guten Aspekt zum Merkur und zur Venus. Freilich, der Uranus im Hause der Gegner — — —" Das klingt ziemlich tiefsinnig und rätselhaft. Aber das Gute glaubt man gern. Steht also wirklich das ganze Schicksalsbuch mit Soll und Haben in den Sternen geschrieben? Bekanntlich fällt kein Sperling vom Dach, ohne daß es der Himmel so will. Darauf hat die Planetenfrau ihre Weisheit gegründet. Sie weissagt aus dem Umlauf der Gestirne nach überlieferten Regeln, die eine ungeheure Literatur bilden, indem sie die Konstellation der Geburtsstunde als Grundlage nimmt und aus den jeweiligen Veränderungen der Planetenstellungen zum Grundhoroskop den Eintritt von Ereignissen vorausbestimmt. Für gewöhnlich braucht man nur die Stunde oder den Tag der Geburt zu sagen, das übrige weist sie fingerfertig aus den Ephemeriden, dem astronomischen Kalender, der nach Greenwich für jedes Jahr in England erscheint, nach, oder in dessen Ermanglung aus dem „Hinkenden Boten". Zuweilen aber erhebt sich die Weissagung auf das Gebiet der Weltgeschehnisse. „In vierzehn Tagen haben die Deutschen wieder Glück zu Wasser und zu Land; früher ist nicht viel zu machen." Der in den Hokuspokus Uneingeweihte mag jetzt billig staunen. „Woher wissen Sie das? Sie haben schon für Weihnachten den Frieden prophezeit, damit hatten Sie sich auch wieder gründlich geirrt — —" Sie aber bleibt unerschütterlich. „Überzeugen Sie sich selber," sagte sie, „in zwei Wochen kommt der Mond in den Widder, dem Tierkreiszeichen Deutschlands; der Herr des Widders ist der Mars, der hat augenblicklich einen schlechten Aspekt; später aber blickt ihn der Mond gut an; auch der Neptun hat einen kleinen, aber günstigen Schein, da gibt's wieder was mit den U-Booten . . ." Ich versuche zu scherzen. „Schade, daß nicht Hindenburg oder Hötzendorf — — —" Sie versteht die Ironie nicht. „Was glaubens denn?" berühmt sie sich: „die alte Hofdame laßt mich alle Jahr zweimal rufen, morgen muß ich wieder hin." Die alte Hofdame — das besiegt alle meine Zweifel. Gelegentlich läßt sie auch einen Staatsanwalt vorreiten, der zu ihrer Kundschaft gehört. Mit sichtlichem Stolz deutet sie auf eine Klientel, die aus hochgestellten und gebildeten Ständen kommt, von den anderen ganz zu schweigen. Ein ungewollter Beweis, daß Aufklärung nicht vor — Aberglauben schützt.

Besonders in den gegenwärtigen großen Zeiten blüht das zweifelhafte Gewerbe. Es ist unglaublich, wieviele Menschen ihren Seni brauchen. Ein Bruder, ein Sohn, ein Gatte ist im Feld, er hat seit längerer Zeit nichts hören lassen, geht es ihm gut oder wie? Der Schwiegervater ist krank, werd' ich bald erben? Ein dritter geht auf Freiersfüßen: werd' ich glücklich sein in dieser Ehe? Ein vierter möchte ein Los kaufen: welcher Tag ist für den

Digitized by Google

Loskauf gewinnversprechend? Ein fünfter hat einen Prozeß: werde ich gewinnen oder verlieren? Eine Schöne bekommt Stirnfalten und Krähenfüße und möchte ein Sympathiemittel, die fliehende Jugend zu bannen; eine andere möchte über ihren Mann Genaueres wissen, sie schöpft Argwohn, ob er es mit der Treue auch so genau nimmt, und so fort. Lauter Fragen an das Schicksal, geheime Wünsche und Sorgen, die bei verschlossener Tür niemandem anderen als der Planetenfrau gebeichtet werden, die um alle Schwächen und Sünden weiß und für jeden Schmerz gegen gutes Geld ein Pflaster bereit hat nach dem bewährten Rezept ihrer Hexenküche: die Welt will betrogen sein! Im Pariser „Matin" findet man eine ganze ständige Rubrik von Anzeigen solcher Wahrsagerinnen, die nach dem Beispiel ihrer weltberühmten Kollegin Madame de Thèbe Astrologie mit Handlesekunst verbinden. In München allein treibt ein ganzer Blocksberg solcher lemurenhafter Menschen sein Unwesen, freilich nur geheim, weil sie hier die Wachsamkeit der Polizei zu fürchten haben.

Sterndeuterin wäre der richtige Ausdruck; der Volksmund nennt sie schlagend und mit einem gewissen Beigeschmack Planetenweib, sie selbst bezeichnet sich mit aller Würde als Astrologin. Astrologie war eine hochbetagte Wissenschaft, die ins graue Altertum von Ägypten und Chaldäa zurückreicht, und zugleich eine priesterliche und ärztliche Kunst war, von den Weisen streng gehütet. Noch zu Bacons Zeiten genoß sie die alten Ehren, Shakespeares „Sturm" ist ohne astrologische Kenntnisse nicht restlos zu verstehen. Wir wissen, daß Tycho Brahe Astrologie trieb und daß Kepler für Wallenstein Horoskope ausarbeitete; selbst Goethe hat sich noch viel mit Astrologie beschäftigt, wofür nicht nur viele Stellen im „Faust" oder in „Wahrheit und Dichtung" ein Beleg sind, sondern vor allem eine ganze Abhandlung, die sich mit den verschiedenen Scheinen der Gestirne befaßt und die interessante Hypothese verficht, daß im Gegensatz zu den überlieferten Lehren die Opposition keineswegs ein so ungünstiger Aspekt sei wie der Geviertschein, sondern vielmehr zu den wohltätigen, weil kräftigenden, durch Widerspruch anregenden Scheinen gezählt werden müsse, was Goethe durch sein an Überwindung von Hemmungen reiches Leben hinlänglich bewiesen hat. Wenn gleichwohl die Astrologie längst aus dem Rang der Wissenschaften in die niedere Region der Magie und des Oberglaubens herabgestürzt ist und in dieser Verwahrlosung sich nur der geheimen Liebe des ungelehrten Volkes erfreut, so sind die tieferen Wahrheiten in der Sache darum keineswegs verloren, sondern von der Wissenschaft auf anderen Wegen wiedergefunden und erhärtet. Die bewiesene Tatsache, daß der Radiumgehalt der Luft bei Vollmond und Neumond verschieden ist, und daß der Mond nicht allein daran beteiligt sei, gehört unter vielem anderen hierher. Es besteht gar kein Zweifel, daß der Mensch kosmisch bedingt ist, und daß sein Leben wie sein Fühlen gewissermaßen im gestirnten Himmel verankert ist. Ich bin der letzte, der das leugnen wollte und ich kann nicht einmal finden, daß der Bauer so unrecht hat, in den Kalender zu gucken, wenn sein Vieh unlustig frißt, oder wenn sich das Wetter gar nicht ändern will; jedenfalls findet er einen Anhaltspunkt darin, der das seelische Gleichgewicht wiederherstellt. Aber auf Grund der sehr problematischen siderischen Einflüsse, Einzelschicksale, alltägliche Vorkommnisse prophezeien zu wollen, erscheint als ein Kopfsturz in Wahn und Aberglauben. Oder ist die Sache so, daß die Planetenweiber in ihrer verstoßenen und verachteten Wissenschaft einen Schatz, der einst Geheimgut jener alten Priester und Ärzte in einer Person war, solange aufbewahren, bis die Entwicklung ihn als Gemeingut wieder adoptieren will? Die Gerechtigkeit verlangt hier, auf den Grund zu gehen.

Ich habe die Planetenfrauen bei der Arbeit beobachtet. Es ist seltsam, zu sehen, wie Frauen, die mit jedem Fremdwort auf Kriegsfuß stehen, und die ihrer Bildungsstufe und ihrem Herkommen nach ganz gut mit einem tüchtigen Besen in der Hand ein Trottoir reinigen könnten, ohne stillos zu wirken, nun mit Logarithmen und goniometrischen Formeln herumwirtschaften, daß man glauben könte, sie haben Mathematik zu ihrem Spezialfach erwählt. Sieht man aber näher zu, so stellt sich wohl heraus, daß sie von Mathematik keine Ahnung haben, sondern die eingedrillten Regeln ganz mechanisch anwenden, ohne zu wissen warum, und zwar nach gewissen astrologischen Büchern, die fast durchweg von englischen Astrologen abgeschrieben sind, die ihrerseits wieder aus den Sanskritüberlieferungn schöpfen, obgleich einige darunter, wie Allan Leo und Geo Wilde, als Forscher anzusehen sind. Soweit es sich um Astronomie, also um Berechnung handelt, ist die Sache immerhin noch ganz in Ordnung und kontrollierbar. Anders sieht es aus, wenn es zur Deutung kommt, die das Wesentliche ist und von der die Planetenfrauen behaupten, daß es ihre Stärke sei. Soweit hier nicht die Regeln vorhalten, muß die Intuition aushelfen, die angeblich hellseherische Kraft, die jeden Schwindel erlaubt. Der Sinn ist immer dunkel und trüb, aber im Trüben ist gut fischen. Ein Erwerb wird daraus gemacht, das ist der Pferdefuß. Dafür muß man etwas bieten, was der Kundschaft, die zahlen soll, wieder einen materiellen Wert gibt, wenigstens zum Schein. Was höchstens spirituell, rein geistig und erkenntnistheoretisch oder äußerstenfalls psychologisch gewertet werden dürfte, und das mit allen Vorbehalten, wird unbedenklich im gröbsten materiellen Sinne gemünzt. Mit Hilfe der Astrologie trachten ihre Anhänger, irgendeinen müheloſen Vorteil zu

Digitized by Google

ergattern, Macht und Einfluß über Nebenmenschen, ein Vorwissen um fremde Geheimnisse, ein Vorwissen in Dingen der Zukunft, Gewinn in der Lotterie, in Heiratsspekulationen oder was sonst der sauberen Anliegen mehr sind. Es ist wie ein nichtsnutziges Falschspielen, ein korrigiertes Glück, um solcherart das Schicksal zu überlisten und sich der Vorsehung gegenüber einen bequemen Klubsessel zu sichern. Das Spiel ist plump, aber keineswegs so harmlos, wie es scheinen mag. Man muß dabei billig fragen, wer der eigentlich strafbare Teil ist, jene, die das Gewerbe treiben, oder jene anderen, die das Opfer dieser Hexenmeister sind. Freilich sind die mehr oder weniger ahnungslosen Betrüger in der Regel selbst die Betrogenen. Ich habe diese Leute, die sich zu astrologischen Gesellschaften zusammentun, in ihrem Bau beobachtet. Man sollte meinen, daß Menschen, die angeblich um tiefe Geheimnisse wissen, eine besondere Macht besitzen, die sie sich für das eigene Leben nutzbar machen können. Ich habe gefunden, daß es fast ausnahmslos verhutzelte, verzeichnete Menschen sind, arme Narren, die dem Leben in irgendeiner wesentlichen Hinsicht nicht gewachsen sind und sich als Schiffbrüchige an eine Schimäre klammern. Menschen habe ich gekannt, die keinen Schritt mehr zu unternehmen wagten, ohne vorher das Horoskop zu fragen, das Stundenhoroskop, und die infolgedessen ganz hilflos wurden, unmündig und unfähig, selbständig Entschlüsse zu fassen. Das ist die große Gefahr in der Sache. Auf was diese Menschen in ihrer Ratlosigkeit kommen, beweisen ihre Fragen: Wann soll ich einen Brief beantworten? Man sollte meinen, sobald als möglich, weil es die Höflichkeit verlangt. Wann soll ich den Brief in den Postkasten werfen? Ich denke, bevor ausgehoben wird, damit er rechtzeitig weggeht. Wann soll ich meine Rechnungen bezahlen? Wenn möglich, sofort, jedenfalls aber bevor der Gerichtsvollzieher ins Haus kommt. Das wären die Antworten des gesunden Menschenverstandes; statt ihn zu fragen, fragen diese Toren die Ephemeriden, den sie wollen ganz gescheit sein, um dann in der Regel das Dümmste zu tun.

Daß selbst „aufgeklärte" Leute von einigem Wissen dieser Gefahr verfallen, beweist nichts als einen erschreckenden Mangel, der unserer Zeit eigentümlich ist. Nämlich den Mangel an Herzensbildung, die ebenso eine Bildung der Gemütskräfte als zugleich der Charakter- und Willenskräfte ist. Die dürftige Aufklärung und das magere Fachwissen tut es allein nicht, es erzieht höchstens Halbgebildete oder gar nur Achtelgebildete. Unglauben gibt dem Aberglauben gern die Hand. Man sage nicht, es sei ein unbefriedigter religiöser Trieb; das Leben sei so ernüchtert, die eingeborene Wundergläubigkeit und Herzenseinfalt, mit der etwa der Dichter oder das naive Volkskind die Welt ansieht und die uns der Himmel bewahre, nein, bewußter oder halbbewußter Schwindel ist es, eine kleine Gaunerei, jedenfalls ein gewisses Defizit an Charaktereigenschaften. Erst auf der Höhe der Charakterbildung, die heute so vernachlässigt wird, und die man nicht durch Reflexion, sondern nur durch Uebung und Betätigung gewinnt, findet sich jenes innere Vertrauen, das auf sich selbst beruht und mit einem schönen Wort Gottvertrauen genannt werden muß. Dafür sind mir jene rechtschaffenen Menschen vom Lande ein Beispiel, die alles, was sie tun, mit den Worten anfangen: In Gottes Namen! und sich damit der höheren Führung anvertrauen, die ihnen Ruhe, Kraft und Ausdauer gibt. Es ist so selten geworden, aber vielleicht hat es uns der Krieg wieder gebracht, vielleicht.

Schließlich aber wird selbst den Zauberweibern mit eigenem Maß zurückgemessen. Darüber kann ich ein ergötzliches Geschichtchen erzählen, die einer zeitgemäßen Kriegsanekdote gleichkommt. Meine Planetenfrau hatte einer jener Gattinnen, die über ihre Männer so gerne die Sterne befragen, um hinter die Schliche zu kommen, geweissagt, und der etwas dunkle Orakelspruch lautete: „Ehestörung durch Einmischung dritter Personen, jedoch treue Ehehälfte!" Nach Kriegsausbruch mußte der Mann ins Feld, und die Gattin kam wieder zur Planetenfrau gestürzt. „Der kommt nimmer zurück," prophezeite die Sybille und setzte tröstend hinzu: „Sind's froh, er hat sie ohnehin immer sekkiert, der grausliche Kerl." Aber die Wahrsagerin hatte nicht bedacht, daß die Ehefrauen ihre Männer nach dem Kriegsausbruch wieder mehr liebgewonnen hatten denn je, kurz, die Gattin fing zu schreien an und lief in ihrer Herzensangst zur Polizei. Der Ehegespons kehrte schließlich auf Urlaub heim, heil und gesund; die Planetenfrau aber bekam wegen Gaukelei vierzehn Tage Gefängnis. In einem Punkt hatte ihre Prophezeiung allerdings recht behalten, nämlich was die treue Ehehälfte betrifft, die zur Polizei lief. „Das hat man davon, wenn man es mit den Leuten gut meint", klagte die Planetenfrau. „Ja aber," entgegnete ich, „wenn Sie in den Sternen lesen können, so hätten Sie wissen müssen, daß es zu Ihrem Schaden ausgeht, wenn Sie sich als unbefugter Dritter in eine fremde Ehe einmischen, ganz abgesehen davon, daß man so etwas nicht tut." Aber gerade das ist die Ironie des Schicksals, daß es jene hinters Licht führt, die ihm gar so vorwitzig in die Karten sehen wollen. „Was soll ich tun?" jammerte sie. „Ruhig absitzen," riet ich ihr, „Sie haben schon soviel Unheil angestiftet, daß Sie froh sein können, diesmal mit einem blauen Auge wegzukommen."

Digitized by Google

Fragen

Wieviel Schmerzen trägt das Jahr,
Wieviel Bangen, Leid und Sorgen,
Keiner fragt, was gestern war,
Jeder denkt nur an das Morgen.

Nimmer ist das Maß geleert,
Das wir bis zur Neige trinken,
Wieviel, bis sie heimgekehrt,
Werden noch vorm Feinde sinken?

Wieviel Kugeln sind versteckt
Noch in ihren Eisenhüllen,
Bis die Zeit den Frieden weckt,
Unsre Träume sich erfüllen.

Keiner fragt und keiner denkt,
Eisern klirrt die Zeit in Waffen,
Und der aller Schicksal lenkt,
Wird uns bald den Frieden schaffen.

Hellmuth Unger.

✱ Bücherbesprechungen ✱

Wilhelm Speck. Ursula. Novelle. Martin Warneck. Berlin. 7.—9. Tausend.

Ein feines, stilles Buch, fast zu einfach in seinen Begebenheiten, aber durch und durch voll echter Poesie. Die Gestalten des Liebespaares sind mit großer Innigkeit gezeichnet, und wenn auch die Motive, die zum Tragen der Handlung ausgewählt sind, Sichfinden der Liebenden bei Gewittersturm, Erkrankung der Geliebten und Pflege durch eine alte Dienerin des Liebenden stark verbraucht sind, so hilft doch der Duft und Schimmer, der über dem Ganzen ausgebreitet liegt, über diesen Mangel an Erfindung hinweg. Es ist ein Buch zum Lesen an lauschigen Plätzchen im sommerlichen Walde, fern von allem Kriegslärm, und deshalb gewiß gerade jetzt vielen willkommen.

Deutsche Kriegerbibliothek. Erste Folge. Verlegt im Frauenverlag, Gera. 2. Band. **Eichendorff.** Aus dem Leben eines Taugenichts.

Ob dieses Verlagsunternehmen, das unsern im Felde stehenden Kriegern klassiche Kost in handlicher „Schützengrabenform" darbieten will, nötig ist, fragt sich, aber es ist gut gemeint und kann deshalb erwähnt werden. Die Bändchen der Reklambibliothek sind deswegen nicht minder brauchbar, und ob die Auswahl dieser Sammlung, Mörike und Eichendorff, unsere Krieger besonders locken wird, weiß ich auch nicht. Liebesgaben anderer Art sind jedenfalls willkommener, im Anhang ist ein „Kriegskochbuch" empfohlen!

Dr. Erich Janke.

Die erzieherische Wirkung des Krieges hat sich schon auf verschiedenen Gebieten gezeigt, insbesondere auch auf dem der Mode. Die Fremdherrschaft der ausländischen Modelle ist gebrochen und die „Deutsche Mode" erobert sich von Tag zu Tag erweiterte Gebiete. Dadurch sind die unangenehmen Auswüchse und der übertriebene Prunk durch Überladung der Kleider mit kostbaren Garnierungen verschwunden, so daß die sprichwörtliche deutsche Einfachheit und Solidität wieder in ihre Rechte tritt.

Den jetzigen Standpunkt vertrat erfreulicherweise die Firma Otto Webers Trauermagazin, Berlin W 8, Mohrenstr. 45, Ecke Gendarmenmarkt, schon vordem, soweit es sich mit den Wünschen der Kundschaft in Einklang bringen ließ. Es war ein besonderes Verdienst dieses Hauses, welches ja seit langen Jahren tonangebend für die „Schwarze Mode" ist, eigene Modelle zu schaffen und in den Vordergrund zu stellen. Dadurch hat die genannte Firma schon immer deutsche Erzeugnisse in aller Welt zu Ehren gebracht. Jetzt führt dieselbe insbesondere vornehme, schlichte Jackenkleider ein, zu denen sie auch Blusen in jeder Preislage und jeder Geschmacksrichtung in enormer Auswahl am Lager hält. Es dürfte die Leser interessieren, daß die Firma Weber jetzt den vielfachen Wünschen ihrer Kundschaft entsprochen und eine passende Auswahl farbiger Kleidungsstücke in ihrer Konfektion mit aufgenommen hat.

Die Verhütung der Übertragung parasitärer Haargebilde ist geradezu eine Sorge der Hygiene geworden; die Bekämpfung derselben gehört mit zu den schwierigsten Kapiteln unserer modernen Kulturhygiene. In der Prophylaxis (Vorbeugung) liegt hier die Heilung. Der gewissenhafte Hygieniker wird in einer regelmäßigen, konsequenten Reinigung und Pflege des Haares und der Kopfhaut das Mittel zur Hebung der physiologischen Funktionen derselben erblicken. Daß diese Hygiene des Haares am zweckmäßigsten mit dem bekannten Kopfwaschpulver „Schwarzkopf-Schampoon" durchgeführt wird, soll festgestellt werden. Die universelle Bedeutung dieses Mittels hat natürlich auch zu zahlreichen Nachahmungen geführt, deshalb muß man beim Einkauf die Forderung „Schwarzkopf-Schampoon" besonders apostrophieren, wenn man sich nicht mit minderwertigen Surrogaten begnügen will. Die Vorbedingungen zu einer rationellen Haarpflege ist eine mit Pedanterie durchgeführte, konsequente Reinigung des Haares und der Kopfhaut. Erforderliche leichte Waschungen kurzer Haare sollen möglichst täglich vorgenommen werden, während eine gründliche Reinigung langer Haare mittels „Schwarzkopf-Schampoon" mit warmem Wasser wöchentlich ein- bis zweimal stattfinden muß. „Schwarzkopf-Schampoon" ist in allen Apotheken, Drogerien, Parfümerien und Friseurgeschäften erhältlich.

Inhalt des Heftes 34: Ich kenne keine Parteien mehr! Von Henry Wenden. — Weit vom Schuß. Roman aus der Kriegszeit von Freih. von Schlicht. — **Beiblatt: Deutsche Äcker.** Gedicht von Bruno Pompecki. — Elsässer Pfingstenbrauch. Von Paul Pasig. — Frühling. Gedicht von Leo Heller. — Planetenfrauen. Von Joseph Aug. Lux. — Fragen. Gedicht von Hellmuth Unger. — Bücherbesprechungen. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 22. Mai 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek
1915 Heft 35
Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Ich kenne keine Parteien mehr! Von Henry Wenden

4. Fortsetzung.

Als Olga mit den ihren auf einer Tribüne Platz nahm, ganz vorn an der Brüstung, schaute sie zuerst mit Befremden in das Gewühl dieses Saales hinab. Der erhöhte, thronartige Sitz des Präsidenten, davor die Estrade der Regierungsvertreter und das weite Rund der Abgeordnetenbänke, das riesig gespannte Glasdach, die Säulen mit ihrem Schmuck, die weihevolle Gliederung des Baues und in der Höhe der Kreis der Tribünen und Logen . . . dies alles wirkte so machtvoll, so erhaben auf sie ein, daß sie eine Zeitlang ihr eigenes Ich vergaß.

Aber dann zeigte ihr der Vater dort unten einzelne Persönlichkeiten und nannte diesen oder jenen Abgeordneten beim Namen. Und wie dadurch das Einheitliche und Große gleichsam zerkleinert und zerspalten wurde, so wich auch von Olga die Gewalt des ersten Eindrucks, so daß sie wieder für andere Gedanken frei wurde.

Bei einer kleinen Pause, die Oertel machte, fragte sie möglichst harmlos: „Ist der Doktor Lienhardt schon da?"

Trotzdem ihre Stimme ein wenig zitterte, merkte das doch niemand . . . so wenig wie es ihr selber auffiel, daß nach Nennung dieses Namens Kurt und Marie mit einer sonderbaren Hast ihre Augen schweifen ließen.

Inzwischen suchte Oertel, und plötzlich streckte er einen Finger: „Dort . . . seht ihr? . . . auf der dritten Bank von vorn, der . . . eins, zwei, fünf, sechs . . . achte Sitz. . . . Dieser hagere Mensch mit dem rasierten Gesicht und dem dunklen, kurzgewellten Haar. . . . Das ist er, der Schreier, der Vaterlandsverräter. Und so wie er sind sie alle, diese Sozialdemokraten. Für die könnte Deutschland in Fetzen gehen."

Kurt und Marie waren Oertels Hand gefolgt, und wie sie nun Heinz Lienhardt erblickten, dachten beide gemeinsam ganz sicher das gleiche.

Besonders vor Marie erstand wieder jener Nachmittag, da sie in seinem Bureau gewesen war, und all die Empfindungen, die sie damals geschüttelt hatten, flammten jetzt wieder in ihr auf. Dies Gefühl des Siegens und Besiegtseins zugleich . . . dies Bewußtsein, daß sie zwar alles erreicht hatte, was sie wollte, aber nicht durch ihre Macht, sondern nur durch seine Güte . . . dies Gemisch von widerstrebender Dankbarkeit und von Widerwillen gegen einen Menschen und eine Klasse, von denen sie stets nur Schlechtes gehört hatte . . . das bedrängte sie jetzt, da sie Heinz wiedersah, so stark, daß sie an sich selbst irre wurde.

„Und was wird nun, Papa," fragte Kurt nachdenklich, „wenn die Sozialdemokraten gegen den Wehrbeitrag stimmen?"

„Na, er könnte ja auch gegen sie angenommen werden."

„Aber was geschieht, wenn er nicht angenommen wird?"

„Ja, das mag Gott wissen," seufzte Oertel, „und vielleicht die Regierung. Aber ich fürchte, die weiß es auch nicht."

Während der ganzen Zeit hatte sich Olga bemüht, in den Zügen von Heinz, den sie zum ersten Male sah, eine Ähnlichkeit mit Karl zu

Digitized by Google

finden. Aber sie konnte keine einzige Gemeinsamkeit entdecken. Und besonders der Ausdruck von Angriffslust und Kampfesfreude, der aus Heinz' scharfgeschnittenem Gesicht hervorstach, schien ihr so wesensfremd allem, was sie an Karl kannte, daß ihr die beiden gar nicht wie Brüder vorkamen.

Indem sie noch so verglich, fiel ihr wieder ein: Ob Karl nicht heute hier ist? . . . Vielleicht sitzt er ganz in meiner Nähe. . . . — Und gleichzeitig überlief sie jenes unerklärliche Prickeln, das einem deutlich sagt, daß einen jemand ansieht . . . daß die Blicke eines anderen durchdringend auf einem ruhen.

Sie richtete sich vorsichtig, daß es niemandem auffiel, von der Brüstung zurück und schaute heimlich zur Seite. Und wahrhaftig . . . dort rechts . . . nur wenig entfernt . . . dort saß Karl und begegnete ihren Blicken.

Ihr war, als faßte sie ein Schwindel an. Wie gelähmt kam sie sich vor . . . ganz unbeweglich. Und sie konnte nicht fortsehen, konnte diesen Augen nicht ausweichen. Dabei drehte sich aber alles im Reigen um sie. Karl Lienhardt, ihr Papa, ein Mann mit einem langen, schwarzen Bart, der neben Karl saß und sicher sein Vater war, Marie und Kurt, der Saal und tausend Menschen. . . . Das kreiselte und tanzte um sie her, und als einzig fester Punkt in diesem Wirbel erschienen ihr nur Karls trübtraurige Augen.

„Da ist Papa", sagte Kurt und zeigte auf Herrn von Willingen, der sich gerade an den Regierungstisch setzte.

Olga hörte das nur wie ein fernes Gesummse. Aber sie sagte sich ganz deutlich, daß sie jetzt hinabsehen müßte, und dabei konnte sie sich doch nicht von Karl Lienhardt losreißen. Wie gebunden war sie an ihn, und in dieser Fesselung erweiterten sich ihre Augen, ohne daß sie es wußte, und bekamen den Ausdruck einer hilflosen Angst und eines namenlos entsetzten Flehens.

In Karl aber war, als er das sah, aller Groll, der sich in ihm gegen Olga gesammelt hatte, wie ausgetrunken von einem großen Mitleid. Er begriff jetzt, wie alles gekommen war. Olgas Schweigen, ihr Treubruch und ihre Heirat, auch daß sie ihn noch immer liebte. . . Alles schien ihm so klar und so selbstverständlich . . . es konnte gar nicht anders sein. Und da strömte ein Mitleid von ihm zu ihr, irgend etwas zuckte verdächtig um seinen weichen Mund, und leise, unmerklich neigte er sich zum Gruß.

In Olgas Augen aber wandelte sich alles zu Dank. Angst, Flehen und Entsetzen wandelten sich in eine freudig lodernde Dankbarkeit, und von Glut übergossen erwiderte sie den Gruß.

„Was ist dir?" fragte Oertel. „Du bist so rot."

„Nichts. Nur ein wenig heiß."

Und dabei dachte sie: Wenn jetzt auch alles herauskommt . . . das ist ja ganz gleich . . . Die Hauptsache bleibt, er ist mir nicht böse . . . das weiß ist jetzt genau . . . und das macht mich glücklich. . . .

Ein Gefühl von Frieden kam über sie, und fast mußte sie lächeln bei dem Gedanken, daß dort unten im Saal eine Schlacht geschlagen wurde.

Der Reichskanzler und der Kriegsminister hatten schon gesprochen, ohne das Olga viel davon vernommen hatte. Dann erhoben sich nacheinander die Führer der Parteien. Aber das Hin und Her der Angriffe und Verteidigungen, der Forderungen, Wünsche und gegenseitigen Beschuldigungen erschien Olga so nichtig und wesenlos. Und als der Präsident einmal einen Ordnungsruf erteilte, mußte sie unwillkürlich denken: Es ist wie in der Schule . . . als ob der Lehrer einem Jungen einen Tadel gibt. . . . Und wie Schuljungen schreien sie auch durcheinander . . . das heißt in der Pause . . . denn in der Stunde selbst mußten wir uns viel anständiger und stiller verhalten. . . .

Aber jetzt drang plötzlich der Name Lienhardt an ihr Ohr, und es war ihr, als würde das Raunen da unten stärker. Sie begriff noch nicht, schielte seitwärts und sah, wie Karl und sein Vater sich weit nach vorn überbeugten. Gleichzeitig sagte Kurt: „Jetzt wird der Sozialdemokrat sprechen."

Da unten war es stiller geworden, und ein Gewühl von Köpfen wie ein Kugelhaufen ballte sich im Halbkreis um das Rednerpult. Olga konnte in diesem Menschengequirrl anfangs noch nichts Einzelnes unterscheiden. Und erst wie sie der Richtung folgte, in der alle Augen sich vereinigten, fand sie im Treffpunkt ein

Digitized by Google

wenig erhöht die magere und hagere Gestalt Heinz Lienhardts.

Nun drang auch seine Stimme zu ihr herauf. Scharf und ein wenig spröd wurden die einzelnen Sätze mehr herausgeschleudert, als gesprochen, und in Zwischenräumen schnellten beide Arme nach vorn, als wollten sie den Worten noch mehr Wurfkraft verleihen. Aber diese scheinbare Unruhe hatte nichts Unsicheres, und man hatte im Gegenteil das bestimmte Gefühl, daß dort unten ein Mann steht, der ruhig zielt und dessen Geschosse ins Schwarze treffen.

„Wir Sozialdemokraten nehmen es an Vaterlandsliebe mit jeder einzelnen Partei dieses Hauses auf!"

Klar und deutlich und helltönig wie geschliffenes Kristall schmetterten diese Worte durch den Saal. Auch Olga hörte sie, aber sie hörte auch das kurze Auflachen, mit dem der Papa neben ihr sie begleitete, und sie wurde irre und wußte nicht, wem sie glauben sollte.

Ungefähr das gleiche hatte ihr einmal Karl gesagt, als sie krank war und er an ihrem Bett saß . . . und nun sagte es auch sein Bruder dort unten. . . . Aber ihr Papa lachte höhnisch, als ob das Lügen wären. . . . Wem sollte sie nun glauben? . . . Dem Papa oder Karl?

Und wieder klang es: „Was nötig ist, um die Freiheit des Vaterlandes zu verteidigen, das werden auch wir ohne Zögern bewilligen! Und wir verlangen als selbstverständliche Gegenleistung, daß man aufhört, uns in diesem Vaterland als Bürger zweiter Klasse zu behandeln!"

Lautes Bravorufen folgte diesen Worten. Aber von der anderen Seite setzte Gelächter ein, und ironische Zwischenrufe wurden laut. Man schrie sich gegenseitig an, und ein Tumult entstand, in den die Glocke des Präsidenten nur kurzatmig hineinwimmerte.

Und wieder fragte sich Olga vergeblich: Was ist denn nun? . . . Warum ist man so erregt? . . . Es ist doch ganz vernünftig, was er gesagt hat. . . .

Und dann sprach Heinz Lienhardt immer gleichmäßig fort. Gelegentlich wurde er unterbrochen. Dann antwortete er schlagfertig, und es entwickelten sich Dispute, in denen sich die Worte wie haarscharfe Klingen kreuzten. Nachher floß die Rede wieder ruhig weiter.

Das alles hörte Olga mit an. Den tausend Einzelheiten vermochte sie ja nicht zu folgen, und nur die Höhepunkte drangen ihr ins Bewußtsein. Diese Höhepunkte aber, die Heinz mit erhobener Stimme wie gehämmert und gemeißelt vor sie hinstellte, die prägten sich ihr sichtbar und zum Greifen ein, daß sie ihr nie mehr völlig entweichen konnten. Und jeder einzelne bildete eine ragende Anklage, die Heinz wegen irgend eines Mißstandes erhob.

Nach Schluß seiner Rede wurde auch die Sitzung vertagt. Aber Olga war noch wie benommen. Auch das Getöse der Unterhaltung, die jetzt von überall her wie platzende Blasen aus einem Kochkessel aufstieg, vermochte sie noch nicht ganz zu wecken. Und in einer Ungewißheit, in dem Suchen nach einem Halt fragte sie noch mitten in dem allgemeinen Aufbruch leise ihren Mann: „Du, sage mir, Kurt. Ist denn das wahr, was er gegen die Armee sagt? Und wenn es doch soviel Schlechtes gibt, warum bessert man es denn nicht? Man könnte es doch ändern."

Aber Kurt brauste auf: „Unsinn! Schwindel ist es! Ganz gemeiner Schwindel! Kein Wort ist wahr!"

„Und du glaubst, er denkt sich das alles bloß so aus?"

„Natürlich. Nur das Volk soll aufgehetzt werden. Draußen dürfen sie's nicht sagen. Aber hier drin sind sie frei. Nachher drucken es die Zeitungen ab, und damit ist dann doch der Zweck erreicht."

„Ja, ja, mein Kind," stimmte Oertel verbissen zu, „so etwas kannst du dir natürlich nicht vorstellen."

Olga schwieg. Aber sie war nicht überzeugt. Der Zweifel blieb in ihr und trieb sie zu Marie.

„Bist du auch der Meinung?" fragte sie leise.

Doch Marie zuckte nur die Achseln und sagte in ihrer stillen Art: „Ich verstehe davon zu wenig. Kurt muß das doch besser wissen."

Fast bereute Olga, daß sie überhaupt gefragt hatte.

Wie sie bereits auf dem Korridor war, suchte sie nach Karl. Sie hätte ihn gar so gern noch einmal gesehen. Es war ihr, als ob sie

Digitized by Google

dann ruhiger werden könnte. Doch es war vergebens . . . sie konnte ihn nicht finden.

Endlich — — — schon auf der Treppe . . . entdeckte sie ihn an einer Biegung. Fast in dem gleichen Moment drehte auch er sich um, so daß ihre Augen für eine Sekunde wieder ineinander tauchten.

Aber Olga war es, als hätte dieser Blick ihr das innere Gleichgewicht zurückgeschenkt.

Zweiter Teil.

Motto:

Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern . .
Schiller.

„Komm, Rolfi! Da schau dir den Wu-Wu-Zottel an!"

Olga sagte das fröhlich zu ihrem Liebling, der nun bereits fünf Vierteljahre zählte und zwischen ihr und der Spreewälderin schon recht wacker einherforkelte. Dabei wies sie mit der freien Hand nach dem großen Zwinger, an dessen eisernem Gitter sich gerade ein brauner Bär in seiner ganzen Mächtigkeit aufrecht stellte.

Kurt, der mit seiner Schwester dicht hinter ihr ging, scherzte lachend: „Was meinst du, Rolf, wenn du erst mal so groß bist, daß du solch einen Bären schießen kannst."

Und Marie meinte stiller: „Was du immer sprichst. Das kann ja der Junge noch gar nicht verstehen."

Aber da drehte sich Olga um mit leuchtenden Augen: „O doch, Marie. Du verkennst unseren Liebling. Der ist klüger, viel klüger, als andere Kinder."

Mittlerweile waren sie ganz nahe an den Käfig herangekommen. Die Sonntagssonne dieses achtundzwanzigsten Juni schien so warm, als ob es schon Hochsommer wäre, und ihre Strahlenflecken rollten durch das saftgrüne Baumlaub wie ein Haufen von Goldstücken über den Boden. Und Scharen von farbenfroh gekleideten Kindern, lachend und jauchzend in freiem Spiel, schienen sich mit diesem Schimmerregen um die Wette zu tummeln.

„Schau, Rolfi," sagte Olga, „da wird der Zottel gefüttert." Dabei schob sie sich an die äußere Barriere heran und hob ihren Jungen auf die Eisenstange, damit er besser sehen könne.

„Laß ihn nicht fallen," meinte Kurt besorgt und hielt ihn dann zur größeren Sicherheit selber noch fest. Und das war auch gar nicht so überflüssig, denn Rolf zappelte vor Vergnügen sehr lebhaft und kräftig.

Dicht neben ihnen stand ein breitschultriger Arbeiter mit seiner Frau und zwei Kindern, alle im Sonntagsstaat. Er hatte in seinen dicken Stock unten einen Nagel hineingetrieben. Darauf spießte er ein Stück Brot und reichte es dem Bären. Und wenn dann seine Kinder sich darüber freuten, wie das Tier mit seinen Tatzen sich das Futter holte, so glitten auch über sein finsteres Gesicht die hellen Blinkfeuer des Glückes hin.

Aus einem schier unergründlichen Beutel reichte ihm seine Frau immer neue Stücke. Nun löste sich aber eins vorzeitig von dem Nagel und fiel, statt in den Käfig, daneben, und bevor es noch der Mann mit seinem Stock zurückangeln konnte, kroch einer seiner Sprößlinge, ein vierjähriger Bub, flink-munter durch die Barriere, um es zu holen. Gleichzeitig ließ sich aber auch der Bär von den Hinterbeinen auf alle Viere herunter und langte mit einer Tatze durch das Gitter.

Die Situation sah einen Augenblick ganz gefährlich aus. Ein paar Frauen kreischten auf, Rufe schallten durch die Luft, und der Arbeiter schimpfte auf seinen Buben ein, der ihn gar nicht begriff und ahnungslos lachte. Indes griff Kurt schnell entschlossen unten durch, packte den Jungen, wo er ihn gerade zu fassen kriegte, und zerrte ihn mit einem kurzen Ruck hervor.

In den Beifall, mit dem ihm die Menge lohnte, mischte sich das Gezeter des Kindes, das gar nicht wußte, wie ihm geschehen war. Der Arbeiter aber hörte nur das Geschrei. Er war wütend auf das Kind und zugleich erbost, daß er gerade einem Offizier, den er doch eigentlich haßte, womöglich noch freundlich danken sollte. — Das fiel ihm aber nicht ein. . . . Da konnte der lange warten. . . . Solche Leute gingen ihn gar nichts an. . . . — Und griesgrämig brummte er: „Det war ja jar nich nötig. Da hätten Sie sich jar nicht zu bemühen jebraucht. Det Kind wär och janz von alleene rausjekommen. Da sehen Se mal, den janzen Kragen haben Se ihm zerrissen."

Digitized by Google

Kurt war geradezu starr über diese Unverschämtheit. Er musterte den Menschen und war nahe daran, ihn herunterzuhunzen wie einen Rekruten auf dem Kasernenhof.

Aber Marie zog ihn fort: „Bitte, laß doch, Kurt."

Und gleichzeitig nahmen auch die nächsten Umstehenden so unzweideutig gegen den Arbeiter Partei, daß der sich mit seiner Familie nur schleunigst drückte.

Im Gehen wandte sich Kurt an Olga . . . er war noch bleich vor Entrüstung und Erregung: „Was sagst du nun? Soll man sich mit solchen Leuten einlassen? Da hilft man ihnen aus einer Gefahr, und das ist dann der Dank dafür! Freches Gesindel ohne alle Ausnahme!"

Sobald Kurt diesen Ton anschlug, der sich gegen die ganzen unteren Schichten richtete, empfand Olga jedesmal einen Schmerz. Sie dachte dann immer an Karl Lienhardt, den sie tief in ihrem Herzen noch ebenso liebte, und dessen Vater doch auch bloß ein Arbeiter war. Sie hatte ihn seit dem Herbst nicht mehr gesehen. Aber gedacht hatte sie an ihn . . . ach, nur allzu oft. Warum mußte denn auch Kurt sie nun noch an ihn erinnern? . . . Das war doch ungeschickt von ihm. . . . Es verstimmte sie. . . . — Und so antwortete sie leise: „Du verallgemeinerst immer. Weil einer mal frech ist, müssen es doch nicht alle sein."

„Aber sie sind es meist. Wenigstens uns gegenüber. Von uns zu denen gibt es keine Brücken."

Statt einer Antwort beschäftigte sich Olga mit Rolf.

Und Marie meinte gedehnt: „Ich finde es dumm, daß wir uns die Stimmung verderben lassen. Das ist solch ein Mensch doch wahrhaftig nicht wert."

Darauf lachte auch Olga, die bei ihrem Kind ihre gute Laune rasch wiedergefunden hatte: „Ist recht. Nicht wahr, Rolf, wir sind immer vergnügt? Und darum wollen wir auch jetzt zu den Affen gehen. Weißt du noch, die so lange Schwänze haben? O ja. Komm, Rolf. Die wollen wir jetzt sehen."

Dabei bog sie schon in einen Seitenweg ein und winkte Kurt und Marie zu, die ihr willig folgten. —

Indes saß Herr von Willingen mit seiner Frau und Julius Oertel auf einer Terrasse des Hauptrestaurants. Sie hatten alle zusammen bei dem Kommerzienrat gespeist und waren dann in den Zoologischen Garten gegangen, um im Freien ihren Kaffee zu trinken. Und während die jungen Leute mit Rolf bei den Tieren waren, stickte Frau Leontine an einem Deckchen, weil sie das müßige Stillsitzen nicht leiden mochte, und die Herren unterhielten sich über allerlei und kamen dabei wie gewöhnlich auch auf Politik.

Es war so ein recht friedliches, bürgerliches Behagen. In den beiden Musikpavillons spielten abwechselnd zwei Militärkapellen, und in den kurzen Pausen zwischen zwei Stücken krächzten von dem großen Seebecken heiser und schrill die Rufe des Wassergeflügels herüber. Alle Tische waren mit plaudernden Menschen besetzt, und in dem Mittelweg drängten sich in zwei breiten Strömen die Spaziergänger aneinander vorbei.

Die beiden Herren rauchten ein paar schwere Importen, wie sie der Kommerzienrat von einem Geschäftsfreund aus Hamburg bekam, der sie wieder direkt aus Havana bezog. Und während Herr von Willingen den Rauch von sich blies, sagte er: „Ja, sehen Sie, lieber Oertel," — . . . seit sie durch ihre Kinder gewissermaßen verschwägert waren, ließen sie gegenseitig alle Titulaturen . . . „sehen Sie, mit dem Wehrbeitrag . . . es ist ja sehr schön, daß er bewilligt ist . . . aber doch will mir zweierlei dabei nicht gefallen."

Oertel knipste die Asche von seiner Zigarre: „Kann ich mir denken, lieber Willingen. Und ich kenne ja auch die beiden Punkte."

„Na ja," meinte Willingen und strich sich die kurzen, blonden Bartkoteletten, „wir haben ja auch schon oft darüber gesprochen. Aber je länger ich darüber nachdenke, desto mehr werde ich darin bestärkt. Die Art der Deckung, diese Vermögenssteuer, die . . . man mag sagen, was man will . . . de facto eine Reichssteuer ist und also das Prinzip der einzelstaatlichen Steuern durchbricht . . . die halte ich für höchst bedenklich."

„Allerdings. Und doch war es nicht anders möglich. Die Last mußte diesmal auf die Besitzenden geladen werden. Wäre das nicht geschehen . . . die Masse des Volkes hätte es

Digitized by Google

nie begriffen, und es wäre ein Sturm losgebrochen."

Oertel hatte das in seiner ruhigen, gemessenen Art gesagt. Aber Willingen neigte sich zu ihm hinüber, sah ihn scharf durch seine goldene Brille an und meinte dabei lebhaft und doch gedämpft: „Das ist es ja gerade . . . die große Masse. Dieser Wehrbeitrag ist nur mit Hilfe der Masse, mit Hilfe der Sozialdemokraten bewilligt worden. Und das halte ich nicht nur für bedenklich, das halte ich geradezu für gefährlich. Ich bitte Sie, wo kommen wir denn da hin, wenn wichtigste Regierungsvorlagen gerade mit Hilfe der Reichsfeinde Gesetz werden? Also das heißt die Dinge doch einfach auf den Kopf stellen."

„Ach, wenn ihr doch nicht immer politisieren wolltet", lächelte Frau Leontine. „Das ist für mich recht langweilig."

Und Oertel beeilte sich: „Ihre Gattin hat recht. Wir sind wahrhaftig ungezogen. Aber ich verspreche Ihnen . . . heute kein Wort mehr davon."

Die Musik spielte den Karfreitagszauber aus Parsival. Daraus entstand ein Gespräch über Wagner und Bayreuth. Und daran knüpfte sich eine Unterhaltung über den Sommerurlaub. Allerlei Reisepläne wurden erörtert.

Dann ertönte plötzlich eine jener Trompetenfanfaren, mit denen in Berliner Konzertgärten verlaufene Kinder ausgestellt werden, damit die Eltern sie wiederfinden.

Frau Leontine sprang erregt auf und schaute nach dem Podium: „Um Gottes willen . . . das wird doch nicht Rolf sein!" Aber es war irgendein fremdes, kleines Mädchen, und so setzte sie sich wieder beruhigt hin.

Man scherzte noch über diese Berliner Sitte, die doch so ungemein praktisch war, als Kurt mit Olga und Marie zurückkam.

„Na, da seid ihr ja", begrüßte man sie. — „Hat sich Rolf amüsiert?" — „Wo steckt denn der Bengel?"

„Die Amme ist schon nach Hause mit ihm."

„Ach, das ist aber schade", bedauerte Willingen, der ein sehr verliebter Großpapa war. „Hättest ihn doch auch erst noch mal herbringen können."

„Es war schon zu spät, Papa", entschuldigte sich Olga.

Und Frau Leontine gab ihr recht: „Es ist ja schon sieben Uhr vorbei."

Man hatte von Anfang an hier zu Abend essen wollen, und so bestellte sich nun ein jeder irgendeine Speise. Als die Dämmerung hereinbrach, flammte überall Licht auf. Die großen Bogenlampen, die wie Monde frei in der Luft zu schweben schienen, die vielen Tausende von Glühlämpchen, die in geschlungenen Linien die Wege überwölbten oder die Konturen der Musikpavillons und anderer Gebäude umgrenzten, dazu endlich die vielen buntbeschirmten Lampen, die auf den weißgedeckten Tischen verteilt waren . . . dies alles zusammen und dazu noch die Musik, die fast keinen Augenblick verstummte, ergab eine einzige riesengroße, rauschende und leuchtende Festlichkeit.

Es war schon ziemlich spät . . . der Kellner hatte die leeren Schüsseln bereits abgetragen . . . als Olga nach dem Mittelweg deutete: „Da kommt unser Sanitätsrat."

„Ach," meinte Oertel, „der sucht uns vielleicht. Ich sagte ihm gestern, daß wir hier sein würden. Bitte, Kurt, willst du ihn nicht einmal rufen?"

Kurt stand sofort auf: „Gewiß, Papa."

Während er ging, verfolgten ihn die anderen mit den Blicken.

Aber wie er nun den Sanitätsrat begrüßte und die ersten Worte mit ihm gewechselt hatte, sahen sie plötzlich, wie er entsetzt zurückfuhr und einen offenbar aufgeregten Wortwechsel hatte.

„Nanu", meinte Willingen. „Was ist denn da geschehen?"

Und Oertel schüttelte den Kopf: „Das begreife ich auch nicht."

Indem kamen die beiden aber auch schon heran. . . . Kurt ein paar Schritte voraus und atemlos: „Um Gottes willen! Das ist ja furchtbar!"

„Was denn?" — „Was ist denn?" — „Was ist denn geschehen?" fragten ihn alle zugleich und durcheinander.

„Laßt euch erzählen. Herr Sanitätsrat, erzählen Sie?"

„Nur Ruhe," keuchte Veit mit seiner meckernden Stimme, die aber im Augenblick gar nichts Freundliches hatte, und „nur Ruhe", wehrte er noch einmal ab, trotzdem man es ihm deutlich ansah, daß er selber eher alles andere

Digitized by Google

denn ruhig war. Und dann schaute er hinter seiner großen Hornbrille erregt von einem zum anderen: „Ja, wissen Sie denn noch nichts? Es sind ja schon Extrablätter! Überall draußen sind Extrablätter! Und Sie sitzen hier und wissen von nichts?! Also, der österreichische Thronfolger ist doch ermordet!"

„Was ist?" — „Sind Sie toll?" — „Was sagen Sie?" — „Der österreichische Thronfolger?" — „Wo? Wieso?"

Sie riefen es aufgeregt . . . sie riefen es so laut, daß es die Leute an den Nachbartischen hörten. Wer es hörte, stand auf. Viele kamen heran. Im Nu hatte sich ein Kreis um den Tisch gebildet. Und alle wollten etwas wissen, und alle fragten: „Was ist geschehen?" — „Was für ein Thronfolger?"

Und der Sanitätsrat japste und wiederholte immer von neuem: „Der österreichische Thronfolger! Ermordet ist er! Heute mittag in Serajewo! Und seine Frau ist auch ermordet!"

„Die Fürstin Hohenberg?"

„Jawohl, die Fürstin! Alle beide sind sie tot! Und den Mörder hat man auch! Es soll ein serbischer Student sein!"

Immer neue fremde Menschen kamen herbei. Inzwischen zogen sich die ersten zurück und brachten die Nachricht zu ihren Tischen. Dort bildeten sich wieder andere Gruppen, und überall scholl es erregt hin und her. „Der österreichische Thronfolger ist ermordet! Der Mörder ist ein serbischer Student!"

In wenigen Minuten war auf allen Terrassen ein wirres Durcheinander von Gehenden und Kommenden, die sich zu Haufen ballten und wieder lösten, mit den Händen gestikulierten und sich gegenseitig zuschrien, und dabei alle den gleichen Ausdruck des Entsetzens zeigten.

Von den unteren Tischen und von dem Mittelweg her sah man nur die Erregung da oben, aber man wußte noch nicht, um was es sich handelte. Man drängte sich nur neugierig und erstaunt hinzu. Bald konnte niemand mehr vorwärts noch rückwärts. Fragen schwirrten durch die Luft, wurden weitergegeben. Und dann kam die Antwort, flog über die Köpfe, verbreitete sich wie ein krächzender Vogelschwarm: „Der österreichische Thronfolger ist ermordet! Der Mörder ist ein serbischer Student!"

Auf allen Gesichtern malte sich ein grauer Schreck. Wer es hörte, wem es zuströmte, den befiel ein Alp, daß er nicht mehr atmen zu können meinte.

Die Musik schmetterte noch ein lustiges Potpurri. Aber jetzt rief man es auch zu dem Kapellmeister hinauf: „Der österreichische Thronfolger und seine Frau sind tot! Ein serbischer Student hat sie ermordet!"

Der Kapellmeister drehte sich um, hörte auf zu dirigieren. Ein par Bläser, die den Zuruf gehört hatten, setzten ihre Trompeten vom Munde. Andere folgten, Disharmonien entstanden, und ohne, daß abgeklopft worden wäre, endete die Musik in einem schrillen Mißklang.

Und aus diesem Mißklang reckte sich ein Schweigen . . . eine Totenstille, die noch schwärzer wurde durch das eintönig bange, dumpfe Raunen, das schleichend von Mund zu Munde kroch.

Lautlos wie eine Schlange glitt das Entsetzen durch alle die Abertausende hin . . . ein Entsetzen, das durchströmt war von heißestem Mitleid für den armen, bitterarmen Mann auf dem befreundeten Kaiserthron . . . aber ein Entsetzen, aus dem auch schon Ahnungen züngelten: Was wird uns das bringen? . . . . Wie wird das enden? . . .

„Wie wird das enden?" zischelte die Sorge in tausend leisesten Flüsterlauten, und behutsam, auf lautlosen Sohlen schreitend, führte sie die Menge aus dem Freudengarten.

Bald lag der öd und leer und hohl.

Draußen ging jeder still seines Weges.

Auch Oertel und die Seinen waren darunter. Bei der Stadtbahn trennten sich Kurt und Olga von den anderen. Mit nur wenig hastigen Worten trennten sie sich und mit einem Händedruck, der vielleicht fester war als sonst.

Durch alle Straßen abe. kamen die Tausende, die den schönen Sommertag irgendwo draußen verlebt hatten, und die nun bedrückt nach Hause zogen. Wie eine einzige große Trauerversammlung war das, die still von einem Grab heimkehrte. Von einem Grab, in dem vielleicht für lange Zeit Glück, Ruhe und Friede bestattet waren. — —

* * *

Digitized by Google

Herr von Willingen hatte in diesen Wochen sehr viel zu tun. Das Ministerium des Äußeren arbeitete mit Hochdruck, und oft kam er erst spät abends heim. Dann war er müde, abgespannt und in sich verschlossen, nahm einsilbig seine Abendmahlzeit, und legte sich so bald als möglich zur Ruhe.

Frau Leontine wußte, daß sie ihn nicht fragen durfte. — Vermutlich hatte er im Amt manchen Ärger. . . . Diese österreichisch-serbische Spannung war wohl daran schuld . . . die Zeitungen gebärdeten sich ja ganz toll darüber. . . . Da mußte sie dafür sorgen, daß im Haushalt alles klappte . . . nur ja keine Unordnung, daß ihn nicht irgend etwas erregte. . . . Die Politik selber kümmerte sie ja nichts. . . . Mochten sich die Österreicher mit den Serben vertragen oder Krieg mit ihnen führen. . . . Was ging sie das an? . . . Aber für das Wohlbefinden ihres Mannes hatte sie zu sorgen . . . das war einfach ihre Pflicht . . . und die hatte sie noch immer erfüllt. . . .

Marie dagegen sah mit ihren großen, blauen Augen den Vater oft fragend und forschend an. Auch sie sprach nicht. Aber ihre vollen Lippen lachten jetzt noch seltener als gewöhnlich, und aus ihren Blicken sprach ein sorgendes Sinnen, als wollte sie fragen: Warum vertraust du dich uns nicht an? . . . Ich sehe es ja doch, daß dich irgend etwas drückt . . . daß irgend etwas Schweres an dir zehrt. . . . Ist es denn so schlimm, was da draußen vorgeht? . . .

So hätte sie wohl fragen und trösten mögen. Doch sie kannte die Macht des Amtsgeheimnisses und beugte sich vor ihr und schwieg lieber still.

Dafür hielt sie sich mehr an Kurt und Olga. Aber auch dort lag irgend etwas in der Luft. Kurt war fast den ganzen Tag in der Kaserne, und Olga bekam ihn nur des Abends zu Gesicht. Dann war er aufgeräumt, von einer seltsamen Spannkraft, und seine Augen leuchteten so keck und lebensluftig, als gelte es, ein frohes Fest zu feiern. Sobald aber Olga oder Marie ihn fragten, versteckte er sich hinter einem erkünstelten Staunen: „Was soll mir denn sein? Durchaus nichts Besonderes. Wir haben viel Dienst. Und das macht mir Freude."

Marie aber fühlte, daß diese Freude des Bruders und die Sorge des Vaters einen Zusammenhang haben müsse. Und wenn sie auch Olga noch nicht beunruhigen wollte, so beobachtete sie doch scharf und machte sich ihre eigenen Gedanken. —

Allmählich sickerte jedoch von den geheimen Vorgängen auch mancherlei in das Publikum durch. Schon sprachen die Zeitungen von einer Einmischung Rußlands und von dem möglichen Bündnisfall für Deutschland. Und Österreichs Ultimatum an Serbien ließ keinen Zweifel an dem Ernst mehr aufkommen.

Als nun am fünfundzwanzigsten Juli die Zeitungen die Intervention Rußlands brachten, zog Heinz Lienhardt, der sich für den Nachmittag mit Karl bei den Eltern verabredet hatte, das Blatt aus der Tasche und warf es erregt auf den Tisch: „Da lest das einmal! Und dann sagt, was ihr davon denkt!"

Meister Christoph, der auf den Wunsch seiner Söhne seit dem Streik keine Arbeit mehr genommen hatte, sah aufmerksam aus seinen blauen Augen auf Heinz und langte dann über den Tisch: „Na, dann gieb das mal her."

Aber Karl griff nach dem Blatt: „Erlaube, Vater. Wenns dir recht ist, lese ich es lieber vor."

„Jewiß, mein Sohn . . . janz wie du willst. Mir is es sojar lieber. Also dann fange mal an." Dabei lehnte er sich breitschultrig zurück und spielte mit den schwieligen, ausgearbeiteten Händen durch den langen, schwarzen Bart, der fast noch gar kein Silber aufwies.

Während Karl dem Vater und Bruder vorlas, deckte Mutter Lienhardt zum Nachmittagskaffee. Sie tat das in einer so geräuschlosen Art, daß man fast meinte, die Dinge richteten sich von selbst. Die kleine, ein wenig verhutzelte Frau, die zu der Riesengestalt ihres Mannes gar nicht paßte, und der man zwei solche Söhne gar nicht zutraute, schob sich in dem mittelgroßen Zimmerchen, das bei aller Bescheidenheit so behaglich war, geschäftig hin und her, ohne jemals zu stören. Was die dort lasen, interessierte sie kaum. Aber ihre guten Augen leuchteten stolz, daß ihr Junge überhaupt so gut lesen konnte, und sie schnitt von dem Napfkuchen ein besonders großes Stück, das sie ihm als Belohnung heimlich zuschanzen wollte.

Digitized by Google

„Ja, was sagt ihr nun?" rief Heinz, als Karl fertig war. „Rußland interveniert. Wißt ihr, was das bedeutet?"

„Wenn Serbien daraufhin das Ultimatum ablehnt, dann bedeutet es den österreichisch-serbischen Krieg."

Karl hatte das ernst und still gesagt. Und nun tat auch Christoph einen tiefen Atemzug, als wollte er die mächtige Brust befreien: „Ja, das wird wohl nich helfen. Das wird wohl nu so sein."

Aber Frau Lienhardt hatte das Wort Krieg gehört und mischte sich ängstlich ein: „Ach du lieber Jott . . . es wird doch nich. Na, nu sagt mir doch . . . es wird doch nich Krieg?"

„Na, na, Alte", besänftigte Christoph. „Es is man bloß für Österreich. Für uns is es vorläufig nich."

„Vorläufig", wiederholte Heinz mit Betonung.

Und Karl nickte: „Wenn Rußland sich einmischt, dann hilft alles nichts . . . dann ist der Weltkrieg da."

„Jlaubt ihr wirklich?" fragte Christoph. „En richtiger Weltkrieg? En Weltkrieg um das verlauste Serbien?"

„Ja, Vater", zuckte Karl mit den Achseln. „Wenn Rußland sich einmischt, und wenn wir bedroht werden — —"

„Na ja. Wenn wir bedroht werden . . . das bejreife ich janz jut . . . wenn wir bedroht werden, dann müssen wir uns natürlich wehren."

„Aber wenn wir n i c h t bedroht werden," sagte Heinz scharf und kantig, „dann dürfen wir uns nicht einmischen! Das darf nicht geschehen! Leichtsinnig dürfen wir solchen Krieg nicht führen!"

„Gewiß nicht. Aber das wird die Regierung auch nicht tun. Man mag gegen sie sagen, was man will . . . friedlich ist sie immer gewesen."

„Ja, Jungens," meinte Christoph, „das möchte ich auch wohl jlauben. Un vielleicht machen wir uns alle janz unnütze Sorjen. Aber ich mache euch einen Vorschlag . . . wie wär's, wir jingen nach den Linden? Vielleicht, daß wir da was Neues erfahren."

„Ach Jott, aber erst werd't ihr doch Kaffee trinken", bat Mutter Lienhardt von einem zum anderen. „Er is ja schon fertig . . . ich brauch ihn bloß zu holen. Un denn der schöne Kuchen. Eßt, man erst 'n Stück. Solange wird Österreich schon noch warten."

Und da lachte Christoph: „Na ja, dann hilft das nich. Denn müssen wir schon Mutter den Jefallen tun. Un recht hat se ja . . . es is wie's is, ob wir nu den Kuchen essen oder nich." —

Als die Lienhardts nach den Linden kamen, war dort schon beinahe an kein Vorwärtskommen mehr zu denken. Besonders bei der Kranzlerecke an der Friedrichstraße schoben sich die Menschen in zwei dichten Strömen Schritt für Schritt aneinander vorbei. Und hier in der altberühmten Konditorei saß auch in einem offenen Fensterbogen der Sanitätsrat Veit und schlürfte seine Limonade.

Von hier aus gesehen hatte diese lebendige Masse . . . Leib an Leib geschmiegt, sich langsam dahinwälzend, als bewegte sie sich gar nicht selbst, sondern würde bewegt von außen her . . . dieser rollende Menschenwall hatte etwas Unpersönliches und doch auch wieder Gewaltiges . . . etwas Willenloses und Unwiderstehliches zugleich. Darüber lag wie eine Girlande des Lebens das froh-grüne Laubdach der uralten Linden. Und all dies war jetzt rosig überhaucht von der Sonne, die im Westen über dem Brandenburger Tor in glühender Blutpracht unterging. Die Rosse hoch oben vor dem Siegeswagen schienen flüssiges Gold unter ihre Hufe zu stampfen, und aus den Fenstern aller Häuser loderte es wie Brand.

Der Sanitätsrat, in sich zusammengesunken und bedächtig an seinem Strohhalm saugend, schaute sinnend und grübelnd durch seine schwarze Hornbrille.

Was bedeutete das nun? . . . Alle Welt sprach von Krieg. . . . Nach vierundvierzig Jahren Friede sprachen alle nur von Krieg . . . und es sah aus, als ob sie begeistert wären. . . . Dabei ging es sie doch eigentlich noch gar nichts an . . . es handelte sich doch vorläufig nur um Österreich. . . . Und trotzdem diese Erregung? . . . Trotzdem sogar Begeisterung? . . .

Er schüttelte zweifelnd den Kopf, lüftete den Hut und strich durch sein dünnes, weißes Haar.

Gott ja, er selber hatte ja Siebzig mitgemacht . . . mit zwanzig Jahren, als Student, war er mitgezogen . . . das lag als eine ferne

Digitized by Google

Erinnerung hinter ihm. . . . Aber nun war er vierundsechzig . . . im Alter wird man etwas skeptisch . . . und er traute diesem ganzen Rummel noch nicht recht. . . . Er stand ihm erst wie ein Zuschauer im Theater gegenüber . . . er sah ihn sich mit an . . . aber er selbst war noch nicht drin. . . .

Da wurden plötzlich Extrablätter ausgeschrien.

Wie Hilferufe, verzweifelnd und gellend klang das . . . erst schwach und weit ab, dann rasch näherkommend, anschwellend von verschiedenen Seiten zugleich, und endlich wie ein wüstes Geheul hereinbrechend. Nun geriet auch der menschliche Wall ins Schwanken. Alles wogte wie sturmgepeitscht durcheinander, und darüber gleich weißen Wellenkämmen zerflatterten die Blätter, nach denen tausend Hände griffen. Und dann . . . erst vereinzelt und sich allmählich vereinigend, erst leise gesprochen und vielleicht erschreckt geflüstert und nachher zum Riesenchor geschlossen . . . toste ein einziger Satz von allen Lippen: „Serbien hat das Ultimatum abgelehnt!"

Ein einziger Satz von allen Lippen.

Zugleich aber auch in allen Köpfen ein einziger Gedanke: „Das ist der Krieg!"

Draußen an der Ecke unter allen Menschen, die lasen, sich zuriefen, miteinander debattierten, stand Christoph Lienhardt mit seinen Söhnen und sahen sich an: „Das ist der Krieg."

Und drin an dem kleinen Marmortischchen saß Sanitätsrat Veit hinter seiner Limonade und wiegte den Kopf: „Das ist der Krieg."

Jetzt aber, noch bevor all die Tausende sich volle Rechenschaft geben konnten über das Elend, die Greuel und Schreckgesichte, die aus der dämmernden Zukunft ihre Klauen streckten . . . jetzt kam aus der Richtung des Brandenburger Tores ein Summen und Sausen dumpftönig daher.

Noch war es ganz unbestimmt, nicht zu unterscheiden. Doch immer näher scholl es heran. Schon wurden einzelne Rufe laut. Der Taktschritt von Tausenden hämmerte den Boden und weckte dröhnenden Widerhall, und endlich marschierte eng geballt, in Reihen und Gliedern fest gefügt, mit Hussa und Hurra die Jugend vorbei.

Studenten waren es zu allermeist. Doch schon schlossen andere sich ihnen an, folgten zu Hunderten, folgten zu Tausenden. Und ein einziger Jubel, ein einziges Jauchzen sprengte all die tausende Brüste und schleuderte sich selbst in den Himmel empor.

Auch Sanitätsrat Veit verließ seinen Platz und ging in einer Art von Neugier mit.

Erst konnte er nicht Schritt halten. — Was lag auch daran? . . . Er wollte ja nur hören. . . . Wenn er auch zurückblieb. . . .

So kam er zu dem Denkmal Friedrichs des Großen und dem historischen Eckfenster des alten Kaisers.

Mützen flogen hier flatternd in die Luft, als wollten sie sich mit den Hurrarufen haschen, die brausend im Abendhimmel verhallten. In Veit aber tauchten Erinnerungen auf.

In den Sommertagen des Jahres siebzig . . . war er da nicht auch so begeistert gewesen? . . . Ein kleiner, armseliger Student. . . . Hatte er nicht auch seine Mütze geschwenkt? . . . Und wie er dann die Bücher bei Seite warf und die Muskete über die Schulter nahm. . . . Ach Gott, ein Liebchen hatte er sogar gehabt . . . die blonde Grete vom Handschuhmacher. . . . Und geweint hatte sie und ihn nicht loslassen wollen, als er mit dem Regiment die Stadt verließ. . . . Wo mochte sie wohl geblieben sein? . . . Er hatte sie nie wiedergesehen und war selbst ein einsamer Hagestolz geworden. . . . Aber schön, ach schön war's doch damals gewesen. . . . So hinausziehen dem Feinde entgegen . . . ihm die Brust zu bieten fürs Vaterland. . . .

Er ertappte sich jetzt selbst, der Herr Sanitätsrat, wie er sich mühte, die Beine zu strecken und mit den anderen mitzukommen. Und da . . . ja wahrhaftig . . . ja war es denn möglich? Er sang ja sogar die Lieder mit . . . all die alten, lieben, patriotischen Lieder, die er schon damals, Siebzig, gesungen hatte. . . .

Ein wehmütiges Lächeln umspielte seine Züge, die nichts mehr von Jugend an sich hatten und spitz und eulenhaft geworden waren. Und trotzdem war ihm so wohl und so warm.

Grad hatten sie vor dem Schlosse die Hymne gesungen. Da rief einer: „Zur Siegessäule! Zum Bismarck-Denkmal!"

Und tausendfach schallte es zurück: „Jawohl, zu Bismarck! Wir wollen zu Bismarck!"

Digitized by Google

Der ganze Zug marschierte jetzt zurück, und in dem ganzen Zug lebte nur der eine Gedanke: Zu Bismarck, zu dem Gründer des Reiches! Zu Bismarck, der uns erst Deutschland geschenkt hat! — Und im Schritt und Tritt durch die nächtigen Straßen klang werbend und ernst das All-Deutschland-Lied.

Der Sanitätsrat aber, der sang es mit.

Es ging ja zu Bismarck, zu seinem Idol! . . . Zu Bismarck, den er über alles verehrte! . . . Zu dem größten Heros der Weltgeschichte! . . . Sollte er da nicht mitsingen, nicht mitmarschieren? . . . Was kümmerte ihn seine meckernde Stimme? . . . Wenn der Wille nur gut war, und das Herz auf dem rechten Fleck! . .

Und als wäre er gar nicht mehr der alte Sanitätsrat . . . als zählte er nicht mehr vierundsechzig Jahre . . . sondern als wäre er wieder der grüne Student . . . so streckte er seine Beine und marschierte zu Bismarck und sang es mit, das berauschende Lied:

„Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt,
Wenn es stets zu Schutz und Trutze brüderlich zusammenhält!"

* * *

Während der folgenden Tage befand sich der Sanitätsrat in einer seltsam nervösen, zwittrigen Stimmung. Im innersten Herzen, so ganz geheim, schämte er sich eigentlich seiner Begeisterung. Auf der anderen Seite aber gestand er sich ebenso geheim, daß er noch immer ehrlich begeistert war. Und in diesem Hin und Her von Zweifeln über sich selbst schämte er sich zuletzt darüber, daß er sich schämte. Er fing sich allmählich zu wundern an über das starke Empfinden dieses deutschen Volkes. Und von dem Wundern zum Bewundern war nur ein Schritt.

Was die Zeitungen schrieben . . . na ja, da hätte man vielleicht noch glauben können, es sei bloß Mache. . . . Aber nein, es war ehrlich . . . er fühlte es. . . . Es war nicht bloß in den Zeitungen . . . es war auch im Volk . . . im ganzen Volk war dieser Schwung. . . .

Wo er auf seinen Krankenbesuchen hinkam, und er behandelte nicht nur den reichen Westen, o nein, er hatte auch einfache Patienten, kleine Beamte, Kaufleute, Handwerker und Arbeiter, — überall fand er den gleichen Mut. Bei Alt und Jung, bei Männern und Frauen . . . es war wie ein Ring, der alle umspannte, dieser stille, ernste, freudige Mut.

Oft faßte er sich an den Kopf: War dies das Volk, das schon nahezu amerikanisiert sein sollte? . . . Hatte er nicht selbst oft mit Trauer gesehen, wie der Materialismus immer mehr alles verschlang? . . . Und hatte er nicht die Jugend beißend verspottet, weil sie nur noch oberflächlich genoß und alles Fühlen mit einer lächelnden Geste abtat? . . . Und nun mit einmal diese Riesenwandlung? . . . So war also all dies Häßliche nur Schein gewesen? . . . Und tief im Herzen war deutschester Sinn? . . . Aber dann durfte man ja begeistert sein! . . . Dann durfte man ja stolz sein, ein Deutscher zu heißen! . . . Dann war es ja eine Freude, zu leben! . . .

Wie er so dahinschritt, hatte er das Gefühl, daß er selber aufrechter und jugendlicher ging. Er hätte am liebsten alle Menschen angesprochen. Dabei fiel ihm ein, daß ja heute Donnerstag war, der wöchentliche Skatabend beim Kommerzienrat Oertel. Und er freute sich darauf und war als einer der ersten da.

Oertel kam ihm schon entgegen. Auch er schien verändert . . . ernster vielleicht, aber in den Bewegungen straffer. Und er streckte ihm die Hand hin: „Da sind Sie ja. Wir haben uns wohl eine Woche nicht gesehen. Ist viel passiert in dieser Zeit!"

„Ja," nickte Veit, „es scheint ja zu sein, als sollte die Welt wieder mal umgestülpt werden. — Na, und wie geht's Ihnen, junge Frau?" wandte er sich zu Olga. „Was macht der Junge?"

„Ach danke, Herr Sanitätsrat, dem geht es ja gut."

„Freut mich. Und der Gatte? Ist der nicht hier?"

„Der hat noch Dienst", schüttelte Olga den Kopf.

Das klang so ernst, daß der Sanitätsrat aufhorchte. Und wie er sie ansah, fiel ihm ein: Das ist ja auch eine von den Frauen, die ihre Männer hergeben müssen. . . .

Ein paar Sekunden schwiegen alle drei still. Dann meinte Oertel, als hätte er die Gedanken,

Digitized by Google

die jeder von ihnen für sich selber dachte, zusammengefaßt: „Ja, Opfer wird's kosten!"

Olga schaute erstaunt zu ihrem Vater auf. — Hatte er in ihrem Innern gelesen? . . . Hatte sie selbst überhaupt schon daran gedacht? . . . Oder war sie erst jetzt darauf gestoßen worden? . . . Wenn Kurt nun fiel? . . . Oh, das durfte nicht sein. . . . Sie war ja so oft zu ihm ungut gewesen . . . sie fühlte es jetzt, sie war an vielem schuld. . . . Aber wenn er zurückkam, dann sollte sich das ändern. . . . Sie würde nie mehr an Karl Lienhardt denken. . . . Vergessen wollte sie ihn, vergessen. . . .

Indes fragte der Sanitätsrat? „Sie sind auch der Meinung, daß der Krieg unvermeidlich geworden ist?"

Und Oertel zuckte die Achseln: „Wenn nicht ein Wunder geschieht. Aber Wunder pflegen nicht einzutreffen."

Bald danach kam Herr von Willingen mit seiner Frau und Marie. Und in stummem Ernst ohne ein Wort der Begrüßung schüttelte er den beiden Herren und seiner Schwiegertochter die Hand.

„Kurt ist noch nicht hier, Papa", sagte Olga.

„Das glaub' ich, mein Kind. Kann's auch begreifen. Die haben jetzt Tag und Nacht zu tun."

Frau Leontine seufzte auf bei diesen Worten und drückte eine Sekunde das Taschentuch an die Augen.

„Aber Mama", mahnte Marie leise.

Und die Mutter nickte ihr zu: „Schon gut, mein Kind. Es ist schon vorüber."

„Na, geht's denn nu los, lieber Willingen?" fragte Oertel absichtlich burschikos.

Aber der Ministerialrat antwortete nicht gleich. Er sah erst eine Weile starr durch seine goldene Brille. Und dann sagte er leise: „Es ist zwar Amtsgeheimnis. Aber morgen früh erfahren Sie es ja doch durch die Zeitung: Rußland mobilisiert."

„Ja, teilweise, und gegen Österreich", sagte Veit. „Das war ja schon gestern bekannt."

„Allerdings, mein verehrter Herr Sanitätsrat. Gegen Österreich, das war gestern. Aber heute geht es gegen uns."

„Gegen uns."

„Ja, lieber Oertel . . . gegen uns. Wir haben unanfechtbare Nachrichten. Es handelt sich nicht mehr um einzelne Korps. Die ganze russische Armee wird mobil."

„Aber der Zar hat doch selbst an unseren Kaiser depeschiert! Dieser Depeschenwechsel ist doch noch gar nicht erledigt!"

„Das ist ja eben die — — —!"

Herr von Willingen verschluckte das Wort. Aber er schlug dabei mit der Hand auf den Tisch, und das wirkte bei ihm besonders heftig, weil er sonst eher zu leise und zu wohlbedacht war. Aber dann faßte er sich und fügte hinzu: „Also, meine Herrschaften, mehr kann ich Ihnen nicht sagen."

Das war ja auch eigentlich schon genug. Ein jeder fühlte und wußte es: wenn Rußland mobilisiert, so ist das der Krieg. Was sollte da noch weiter zu sagen sein?

Die Frauen saßen stumm in einer Ecke, flüsterten hier und da ein Wort untereinander, horchten aber meist zu den Männern hinüber. Und die besprachen die politische Lage . . . wie sich Frankreich und England verhalten würde, ob bestimmt auf Italien zu rechnen sei, und wie es mit den Balkanstaaten wäre. Sie schätzten die Kraft der einzelnen Staaten . . . die Stärke der Armeen und die moralischen Eigenschaften . . . und versuchten danach die Gewinnmöglichkeiten zu wägen.

Dabei sagte Oertel: „Wenn nur die Sozialdemokraten uns keinen Strich durch die Rechnung machen."

„Wo denken Sie hin?" brauste der Sanitätsrat auf. „Die verteidigen ihr Vaterland so gut wie wir."

„Sind sie dessen so sicher?" fragte nun auch Willingen.

„Ich lege meine Hand dafür ins Feuer."

Willingen seufzte zweifelnd: „Ich will wünschen, daß Sie recht haben. Denn, wenn uns die Sozialdemokraten in den Rücken fallen, dann ist es schlecht um Deutschland bestellt."

„Sie fallen uns aber nicht in den Rücken", wiederholte Veit mit solcher Bestimmtheit, daß die anderen beiden Herren nur noch sinnend schwiegen. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Weit vom Schuß / Von Freiherr von Schlicht

Humoristisch-patriotischer Roman aus der Kriegszeit. 8. Fortsetzung.

Frau Marga löste ihren Arm aus dem ihrer Nichte und sah sie vorwurfsvoll an: „So hast du dir also gar keine Wolle besorgen wollen? Das hätte ich allerdings wissen sollen, wo warst du denn so lange?"

Loni blickte sich erst um, ob auch wirklich kein Lauscher in der Nähe sei, dann meinte sie leichthin, aber doch ein klein wenig verlegen: „Tatja, ich bringe es nun einmal nicht fertig, dich zu belügen, und da will ich es dir nur gestehen, heute ist doch Freitag."

„Wenn du das sagst, wird es schon stimmen, obgleich ich nicht auf dem Kalender nachgesehen habe. Aber wie soll ich das verstehen: heute ist doch Freitag?"

„Aber, Tatja, das ist doch sehr einfach", meinte Loni anscheinend voller Erstaunen, als begriffe sie gar nicht, daß ihre Tante sie nicht sofort verstände. „Am Freitag mittag hole ich mir doch immer meinen postlagernden Brief ab."

Unwillkürlich blieb Frau Marga stehen und sah ihre Nichte groß an, bis sie dann fragte: „Den holst du dir jeden Freitag?"

Aber Loni tat, als höre sie den Vorwurf aus diesen Worten gar nicht hervor, sondern meinte nur: „Aber, Tatja, das ist doch nicht oft. Ich kenne hier junge Mädchen, die sich zwei- oder gar dreimal in der Woche ihre Briefe abholen, und die korrespondieren nicht nur mit einem Herrn, sondern gleichzeitig mit mehreren. Natürlich nur in der Friedenszeit, jetzt ist ja auch in der Hinsicht nichts mehr los."

„Das ist vielleicht für euch junge Dinger in mancher Beziehung sehr gut," schalt Frau von Duffel, während sie langsam ihren Weg fortsetzte, „und ich will dir bei der Gelegenheit gleich eins sagen, Loni, ich bin früher auch mal jung und leichtsinnig gewesen, aber mit postlagernden Briefen habe ich mich nie abgegeben. Man kann in der Hinsicht nicht vorsichtig genug sein, denn man weiß nie, ob der, dem man schreibt, dieses Vertrauens auch wirklich würdig ist."

„Im allgemeinen magst du ja recht haben," stimmte Loni ihrer Verwandten bei, „denn allzuviel sind die Männer ja nicht wert. Aber Rudi, ich meine natürlich Herr Walther, bildet eine rühmliche Ausnahme. Er ist durch und durch ein Ehrenmann, das schreibt er mir auch heute wieder und betont dabei ausdrücklich, ich möchte nicht glauben, daß er ebenso sei wie die anderen Schauspieler und Sänger. Das habe ich zwar selbst schon lange gewußt, aber nicht wahr, es ist doch hübsch von ihm, daß er das auch heute wieder besonders betont?"

„Findest du das wirklich?" fragte Frau Marga ihre Nichte. „Ich muß dir offen gestehen, mir gefällt das nicht an ihm. Wer da wirklich ein Ehrenmann ist, hat es nicht erst nötig, das auszuposaunen, und es gefällt mir erst recht nicht an ihm, daß er sich mit seinen Worten über seine Kollegen zu stellen versucht. Fast fürchte ich, daß er dich dadurch zu einer großen Dummheit verleiten, dich vielleicht zu einem Schritt verführen will, den du später bitter bereuen würdest, denn für nichts und wieder nichts betont er dir seine Ehrenhaftigkeit ganz gewiß nicht. Und das sage ich dir gleich ganz ernsthaft, Loni, du weißt, daß ich kein Talent dazu habe, dich bei deiner Mutter zu verklatschen. Handelt es sich um einen harmlosen Flirt, meinetwegen auch um einen Kuß des Abends im Dunkeln, warum nicht, aber wenn du daran denkst, wirkliche Dummheiten zu machen, dann bin ich die erste, die deiner Mutter die Augen öffnet, damit sie dich, ihr Kind, vor dem Unglück behütet."

Während dieser Strafrede hielt Loni den Blick zu Boden gesenkt, schon weil sie nicht wußte, wie diese Rede enden würde. Nun aber, da ihre Tante schwieg, hob sie den Kopf und sah der offen und frei, wenn auch mit glühenden Wangen, in das Gesicht, um ihr gleich darauf zuzurufen: „Tatja, was denkst du nur von Rudi und mir? Ich weiß doch, wie weit ich bei einem Flirt gehen kann, ohne meinen guten Ruf auf das Spiel zu setzen. Rudi hat niemals etwas Unehrenhaftes von mir verlangt, niemals, und in der Minute, in der er es täte, würde ich ihm für immer den Laufpaß geben.

Digitized by Google

Soweit müßtest du mich doch eigentlich kennen, Tatja, um zu wissen, daß ich zwar ein klein wenig kokett und leichtsinnig, aber ganz gewiß nicht schlecht bin."

„Sei mir nicht böse, Liebling", bat Frau Marga, die aus den Worten ihrer Nichte heraushörte, daß diese die Wahrheit sprach. „Sei mir nicht böse, Loni," wiederholte sie nochmals, „ich meine es doch gut mit dir. Was du mir da eben erklärtest, freut mich aufrichtig, aber ich werde trotzdem den Gedanken nicht los, als wenn dein Kurmacher dir das Geständnis seiner Ehrenhaftigkeit nicht ohne einen besonderen Grund abgelegt hätte. Könntest du mir nicht auch in der Hinsicht die Wahrheit sagen?"

„Ich muß es sogar, Tatja," gab Loni nach kurzem Besinnen zur Antwort, „aber nicht hier, wo uns vielleicht doch jemand hören könnte. Wir sind ja in fünf Minuten zu Hause, dort werde ich dir sagen, um was es sich handelt."

Und zu Hause angekommen, unmittelbar nachdem die beiden Damen ihre Hüte und die Mäntel abgelegt hatten, kam Loni zu ihrer Tante in das Zimmer, aber nicht wie sonst lustig und übermütig, sondern langsam und zögernd.

Frau von Duffel merkte es ihrer Nichte deutlich an, es wurde der nicht leicht, zu sprechen, und so zog sie die denn zärtlich an sich: „Habe nur Vertrauen zu mir, Loni, du hast es mir doch selbst angedeutet, es handelt sich um nichts Schlechtes."

„Nein, nein, ganz gewiß nicht," stimmte Loni ihrer Verwandten schnell bei, „aber trotzdem — ich weiß nicht — ich schäme mich, es dir zu sagen, und doch ist ja eigentlich nichts dabei, noch dazu jetzt im Kriege, wo Rudi doch nur die kleine Gage erhält. Aber trotzdem wäre es mir lieber gewesen, er hätte mir nichts davon geschrieben. Ihm selbst ist es ja auch schrecklich peinlich, das las ich aus jedem seiner Worte hervor, aber er schreibt, er wüßte sonst wirklich keinen Ausweg, und er bittet mich, wenn ich ihn wirklich so lieb habe, wie ich es ihm oft mündlich und schriftlich gesagt hätte —"

Frau von Duffel hatte natürlich schon längst erraten, um was es sich handelte. Trotzdem ging sie aber darauf nicht gleich ein, sondern fragte nur: „Du bist sogar so unvorsichtig gewesen, Loni, ihm auch zu schreiben, daß du ihn lieb hast?"

Die blickte ihre Tante wirklich völlig verständnislos an, dann meinte sie: „Aber was soll ich ihm denn wohl sonst schreiben, Tatja? Über das Wetter und über den Krieg kann ich doch nicht mit ihm korrespondieren."

Unwillkürlich mußte Frau Marga lachen, dann sagte sie: „Darin stimme ich dir allerdings, wenn auch gegen meinen Willen, bei, aber trotzdem — nun, darüber später. Erst erzähle mal zu Ende, und da will ich dir etwas helfen. Dein Kurmacher, denn der Name Rudi will mir auch jetzt nicht über die Lippen, befindet sich in finanzieller Verlegenheit. Du liebst ihn, wenigstens bist du so dumm gewesen, ihm das zu sagen und zu schreiben, und da beschwört er dich bei deiner Liebe, du möchtest mich bitten, ihm auf Nimmerwiedersehen Geld zu leihen. Nun verstehe ich auch, warum er es betont, ein Ehrenmann zu sein, weil er es dir gegenüber ausdrücklich versichert, er werde mir das Geld sobald wie irgend möglich wiedergeben."

„Er wird es aber auch wiedergeben", rief Loni schnell. „Er verpfändet sein Wort darauf, und das wird er selbstverständlich auch einlösen. Nur betont er ausdrücklich, daß er noch nicht den Tag anzugeben vermag, an dem er die Schuld bei dir tilgen könne, denn das würde von der Dauer des Krieges abhängen."

„Die Rückgabe eilt ja auch nicht," meinte Frau von Duffel, „und wenn ich das Geld nicht wiederbekomme, ist es auch noch so, er soll in der Hinsicht nicht durch sein Wort an mich gebunden sein, das gebe ich ihm zurück. Schreibe ihm das, wenn du ihm das Geld schickst — nein, sage es ihm, denn du darfst ihm überhaupt nie wieder schreiben, das ist die eine der Bedingungen, unter denen ich mich bereit erkläre, ihm zu helfen."

Lonis Augen füllten sich mit Tränen: „Ich darf ihm nie mehr schreiben, Tatja? Aber warum denn nicht? Wir schreiben uns doch nur solche Dinge, die wirklich jeder Mensch lesen kann."

„Könnte es wirklich jeder Mensch, wie du es eben sagst, ruhig lesen, daß du den Sänger liebst?" fragte Frau Marga tadelnd, um gleich darauf hinzuzusetzen: „Ich fürchte, du wirst ohnehin schon mehr als genug mit ihm korre-

Digitized by Google

spondiert haben. Wie oft hast du ihm bisher geschrieben?"

„Höchstens zehnmal, Tatja", kam es etwas zögernd über Lonis Lippen.

„Das genügt auch gerade vollständig", schalt Frau von Duffel, bis sie dann fragte: „Wieviel Geld wünscht dein Kurmacher denn von dir zu leihen?"

„Nicht viel, Tatja, wenigstens nicht für deine Verhältnisse. Du bist doch so reich, aber trotzdem, wenig ist es natürlich auch nicht. Ach, es ist mir so peinlich, die Summe zu nennen, erlasse es mir bitte. Du bist doch so klug, Tatja, kannst du es da nicht erraten?"

„Ich will es versuchen, Loni", und nach kurzem Besinnen setzte Frau Marga hinzu: „Na, sagen wir mal rund tausend Mark."

Loni wandte sich mit einem dunkelroten Kopfe zur Seite, und da wußte Frau von Duffel, da sie auch dieses Mal das Richtige getroffen hatte. Tausend Mark! Das war selbst für sie in der Kriegszeit ein ganz ansehnlicher Betrag, aber um ihre Nichte nicht noch mehr in Verlegenheit zu setzen, und weil sie der nachfühlte, wie peinlich es ihr war, einen solchen Brief erhalten zu haben, sagte sie jetzt: „Ich wollte zuerst eigentlich auf eine größere Summe raten, Loni, ich glaubte, es handelte sich um einen höheren Betrag. Da komme ich jetzt also ziemlich billig davon. Um dir einen Gefallen zu tun, und um es dir zu ersparen, dem Sänger zu sagen, daß ich nicht helfen könne und nicht helfen wolle, kannst du das Geld jederzeit bekommen."

Mit einem Freudenschrei flog Loni ihrer Tante um den Hals: „Wie gut du bist, Tatja, wie gut!"

Aber die wehrte jeden Dank ab: „Lobe mich nicht zu früh, Loni, denn ich stelle an meine Bitte noch eine andere Bedingung."

„Und die wäre?" fragte Loni leinlaut.

„Meine zweite Bedingung besteht darin, daß dein Sänger und Liebhaber, bevor er das Geld erhält, alle Briefe, die er von dir in Händen hat, zurückgibt."

Loni war im stillen hocherfreut, daß es sich nur darum handelte, und so rief sie denn schnell: „Diese Bedingung ist unerfüllbar, Tatja, denn Rudi und ich haben uns bei Beginn unserer Korrespondenz ehrenwörtlich verpflichtet, jeden Brief vierundzwanzig Stunden nach Empfang in tausend Fetzen zu zerreißen und in den Ofen zu stecken. Und das haben wir beide selbstverständlich auch getan."

Frau Marga steckte sich ganz langsam eine Zigarette an, dann meinte sie vollständig ruhig und gelassen, ihre Nichte dabei ein klein wenig neckend ansehend: „Sag' mal, Loni, in welchem Ofen verbrennst du denn die Briefe? Soviel ich weiß, haben wir hier doch in allen Zimmern Warmwasserheizung, na, und daß du mit den Briefen nicht jedesmal nach unten in das Erdgeschoß läufst und den Brief dort in den großen Ofen der Zentralheizung wirfst, das glaubst du doch wohl selber nicht."

„Selbstverständlich nicht", stimmte Loni der Tante bei, und so unbefangen wie nur irgend möglich setzte sie hinzu: „Ich werfe die Papierschnitzel immer in den brennenden Küchenherd."

„Richtig, richtig," meinte Frau Marga, „das hätte ich mir ja eigentlich selber sagen können. Aber weißt du, Loni, sehr vorsichtig ist das eigentlich nicht von dir. Du kannst doch nicht immer dabei stehenbleiben, bis der letzte Schnitzel verbrannt ist, und auf der anderen Seite kannst du dich doch dem nicht aussetzen, daß die Mädchen in der Küche die einzelnen Papierschnitzel wieder heraussuchen, die zusammensetzen und des Abends in Ruhe lesen. Ich wäre an deiner Stelle noch vorsichtiger gewesen. Weißt du, was ich getan hätte? Ich hätte gewartet, bis ich mal einen richtigen Zimmerofen gefunden haben würde, und bis dahin hätte ich die Briefe ruhig aufbewahrt."

Loni sah ihre Tante übermütig lächelnd an, dann fragte sie: „Sag' mal, Tatja, hast du denn wirklich geglaubt, daß ich die Briefe verbrannt hätte? Die bewahrt man sich doch auf, wenn man auch tausendmal schwört, die zu vernichten, dafür ist man doch ein junges Mädchen."

„Ganz meine Ansicht," pflichtete Frau Marga bei, „im übrigen habe ich es natürlich von Anfang an gewußt, daß du die Briefe noch hast. Hätte ich das behauptet, dann würdest du es selbstverständlich geleugnet haben, aber da du es mir selber eingestehst —"

Loni bekam einen dunkelroten Kopf, und ganz erregt rief sie ihrer Tante zu: „Ich weiß

Digitized by Google

gar nicht, was es dir für ein Vergnügen macht, mich immer hineinzulegen. Bei dir falle ich weiß Gott auf alles hinein. Aber wenn ich die Briefe auch noch habe, Rudi hat sie ganz bestimmt nicht mehr. Er ist doch ein Mann und wird seinen Schwur halten, und wenn er ihn wider alles Erwarten nicht hielt, dann darfst du ihm auch nicht böse sein, Tatja, die Briefe eines Menschen, den man lieb hat, reißt man doch nicht durch."

„Oder man vernichtet sie erst recht," widersprach Frau Marga, „und ich wiederhole nochmals: Erst die Briefe und dann das Geld, denn ich weiß, daß er die noch hat, und das weißt du selbstverständlich auch, das hat er dir schon längst eingestanden, als du ihn danach fragtest, denn wenn du es nicht wüßtest, daß er die Briefe aufbewahrte, dann hättest du längst aufgehört, ihm zu schreiben, es hätte deine Eitelkeit verletzt, wenn er deine Briefe tatsächlich in den Ofen stecken würde. Also erst deine Briefe und dann das Geld, vorher aber auch die Briefe, die du von ihm in Händen hast. Nicht, um die zu lesen, sondern um sie vor deinen Augen zu vernichten. Ich könnte dich ja bitten, das selber zu tun, aber dein kleines Herz würde dich dabei schmerzen, und außerdem wäre es doch immerhin möglich, daß du in deinem Zimmer, wenn ich nicht dabei bin, andere gleichgültige Briefe in Stücke reißt und mir die dann als die schönen Reste der Liebesbriefe übergibst."

Loni hatte ihrer Verwandten ganz entsetzt zugehört, jetzt fing sie an zu weinen: „Tatja, ich glaube, es gibt wirklich keine Schlechtigkeit oder kein Raffinement, das du mir nicht zutraust."

Loni schluchzte noch eine ganze Weile vor sich hin, nicht, weil ihre Tante sie für raffiniert hielt, sondern weil sie längst beschlossen hatte, ihrer Verwandten nicht die richtigen Briefe auszuhändigen, sondern ein Paket völlig gleichgültiger, die sie in aller Eile mit dem roten Band, das die Briefe ihres Rudi zusammenhielt, umwickelt haben würde. Nun war auch diese List vorbeigelungen, und sie weinte und weinte, bis sie endlich fragte: „Darf ich nicht wenigstens einen Brief zurückbehalten, Tatja, nur einen?"

Aber die widersprach: „Nicht einen haben. Es tut mir ja leid, anscheinend so grausam sein zu müssen, Loni, aber glaube mir, es ist für dich das beste. Nun geh', sei brav und vernünftig und hole mir die Briefe, sonst helfe ich deinem Sänger nicht."

Einen Augenblick saß Loni noch in schwerem Kampfe da, dann erhob sie sich langsam und ging in ihr Zimmer, um von dort mit einem ganzen Stoß von Briefen zurückzukommen, die sie zögernd ihrer Verwandten einhändigte: „Das sind wirklich alle, Tatja, du kannst sie nachzählen. Ich habe sie immer gleich numeriert. Mit Nummer eins fängt es an, mit Nummer achtzehn hört es auf, nein, mit Nummer neunzehn, denn den von heute mittag muß ich ja auch noch dazulegen, ich habe ihn hier noch in der Bluse stecken. Hier ist er", und abermals laut aufschluchzend, fragte sie: „Nun bist du wohl mit mir zufrieden?"

„Ja, ja, das bin ich", lobte Frau Marga sie, und um das Gespräch jetzt auf etwas anderes zu lenken, sagte sie plötzlich und unvermittelt: „Mir fällt eben ein, Loni, ich vergaß es ganz, dir zu sagen, der Herr Major erzählte mir, daß er Nachrichten über die Verluste des hiesigen Regimentes in den letzten Kämpfen erhalten hat. Die Zahl der Verwundeten ist sehr groß, und unter ihnen befindet sich auch dein Leutnant Kettner. Glücklicherweise ist er noch leidlich gut davongekommen, er hat einen Granatschuß in das Bein bekommen, dicht oberhalb der Kniescheibe."

Mit ganz entsetzten Augen sah Loni unter ihren Tränen hervor ihre Tante an, dann rief sie der voller Schmerz und Empörung zu: „Tatja, die Russen schämen sich wohl gar nicht, ihm gerade in die Beine zu schießen? Und wenn ich mir vorstelle, daß er vielleicht zeitlebens ein steifes Knie oder etwas Ähnliches behält, nein, Tatja, das wäre gar nicht auszudenken, denn du kannst dir gar nicht vorstellen, was gerade er für wundervolle, schöne Beine hatte."

„Aber Loni!" meinte Frau Marga halb vorwurfsvoll, halb lachend.

Loni fuhr sich mit dem Taschentuch, das sie gleich darauf wieder einsteckte, noch ein paarmal schnell über die Augen, dann meinte sie: „Was soll dein Zuruf bedeuten, Tatja? Findest du es vielleicht für unpassend, von den

Digitized by Google

Beinen eines Herrn zu sprechen? Der Wuchs eines Menschen ist doch fast ebenso wichtig wie das Gesicht. Das auch in den Augen der Männer, denn sonst würden die nicht gleich jedem jungen Mädchen und jeder Frau zuerst auf die Füße und, soweit es geht, auf die Beine sehen. Ich finde das ganz natürlich und selbstverständlich und werde deswegen auch nie verlegen. Das bin ich auch heute morgen nicht geworden, als Willi Torwald mir über meine Figur ein Kompliment nach dem anderen machte, und als er mir erzählte, er habe bei einem jungen Mädchen noch nie so auffallend hübsche, kleine Füße gesehen wie bei mir."

Frau Marga glaubte nicht recht gehört zu haben: „Wer hat dir das heute erzählt? Willi Torwald? Wie kommt denn der dazu?" Und sich etwas gewaltsam zu einem Lachen zwingend, setzte sie hinzu: „Ich denke, der ist bis über beide Ohren in mich verliebt und hat dir nur von mir gesprochen?"

„Hat er auch," stimmte Loni bei, „er sprach so viel von dir, daß es schon beinahe anfing, langweilig zu werden, denn verliebte Menschen reden doch immer dasselbe. Die fangen, wenn sie fertig sind, wieder von vorn an, und wenn er trotzdem einen Augenblick Zeit fand, auch mir eine Schmeichelei zu sagen, so ist das doch etwas ganz Selbstverständliches. Wer die Tatja heiraten will und dazu die Unterstützung der Nichte erbittet, muß sich doch auch bei der wenigstens ein ganz klein wenig beliebt machen."

Frau Marga blickte eine ganze Weile schweigend vor sich hin, dann fragte sie: „Sag' mal, Loni, aber offen und ehrlich, hat Willy Thormeister dir etwas davon erzählt, daß er mich heiraten will, oder auch nur, daß er mich heiraten möchte?"

„Soviel ich weiß, nein", gab Loni nach kurzem Besinnen zur Antwort, um gleich darauf fortzufahren: „Nein, gesagt hat er nichts davon, aber daß er dich heiraten will, ist doch selbstverständlich. Warum liebt er dich sonst? Das heißt daß er dich liebt, hat er mir natürlich auch nicht gestanden, dazu ist er selbstverständlich zu diskret, so etwas kann man einander doch nur unter vier Augen gestehen. Und ich glaube, daß er das schon sehr bald tun wird. Er ist ja für dich Feuer und Flamme, und weiß Gott, Tatja, wenn ich dich nicht so liebte, und wenn Willi Torwald mir nicht nach wie vor völlig gleichgültig wäre, und vor allen Dingen, wenn ich meinen Rudi nicht hätte, ich glaube wirklich, Tatja, ich wäre auf dich etwas eifersüchtig geworden, denn ich habe es mir heute morgen, als ich neben Willi Torwald ging, wieder überlegt, was du mir neulich über den sagtest. Und da hast du recht, schließlich schmeichelt es doch der Eitelkeit einer jeden von uns, einen solchen weltberühmten Künstler als Kurmacher oder gar zum Mann zu haben, noch dazu, wenn man ihn wirklich liebt. Und nicht wahr, Tatja, du liebst ihn doch, oder du wirst dich wenigstens in ihn verlieben, wie er bereits in dich verliebt ist?"

„Das weiß ich heute wirklich noch nicht, Loni," gab Frau Marga zurück, „aber trotzdem, wenn es jetzt oder später so sein sollte, so würde ich dir das alles selbstverständlich nicht unter die kleine Nase reiben, sondern es ihm höchstens unter vier Augen zu verstehen geben. Bis dahin hat es aber noch Zeit, und ob es je dahin kommt, bleibt abzuwarten. Nun aber, Loni, wird es wohl die höchste Zeit, daß wir uns zu Tisch zurechtmachen.."

Das geschah denn auch, aber während Frau Marga vor dem Spiegel stand und sich mit der Bürste über das schöne Haar fuhr, dachte sie an Willi Torwald. Liebte der sie wirklich, und wenn er es tat, hatte er da seine Komplimente an Loni nur deshalb gerichtet, weil er sich die geneigt machen wollte, damit diese seine Werbung bei ihr unterstütze? Oder hat er das vielleicht getan, weil ihm, wie er es ihr heute ja offen eingestand, Loni noch nie so hübsch erschienen war wie gerade heute? Und wenn er Loni jetzt ein klein wenig den Hof machte, war sie nicht selbst etwas daran schuld? Warum hatte sie damit angefangen, ihn auf Loni aufmerksam zu machen.

Frau Marga konnte sich nicht helfen, etwas wie Eifersucht auf Loni wurde plötzlich in ihr wach. Gewiß, noch hatte die ja ihren Rudi, aber sie selber arbeitete ja daran, daß dieser Flirt möglichst bald ein Ende nahm. Und was dann? Wenn Loni es abermals darauf ablegte, mit Willi Torwald zu kokettieren, nicht, um ihr den als Kurmacher abspenstig zu machen, sondern lediglich, weil es

Digitized by Google

ihrer Eitelkeit schmeichelte, sich von einem solchen weltberühmten Künstler den Hof machen zu lassen? Und wenn das geschah, war sie denn nicht auch daran schuld?

Frau Marga biß sich ärgerlich auf die Lippen, sie hatte so klug sein wollen, und war es gerade dieses Mal nicht gewesen.

Auf dem Korridor draußen tönte das Gong-Gong, das Zeichen, zu Tisch zu gehen. Frau Marga warf einen letzten Blick in den Spiegel, sie war mit sich und mit ihrer äußeren Erscheinung wie immer sehr zufrieden. Das verscheuchte schnell ihren Ärger und Verdruß, der sicher nur auf ihrer Einbildung beruhte, denn wenn ein Mann die Wahl hatte zwischen ihr und Loni, brauchte er da überhaupt erst zu wählen? Dem letzten Blick in den Spiegel folgte ein allerletzter, und ein leises, stolzes, siegesgewisses Lächeln umspielte ihren Mund. Ja, sie war hübsch und elegant und sah auch jetzt wieder sehr vornehm aus. Wie wundervoll der schwarze Sammetrock saß, den sie auch auf der Straße getragen hatte. Wie vollendet der ihre Figur umspannte. Mochten die Leute sagen, was sie wollten, nur ein Pariser Schneider verstand es, derartige Röcke anzufertigen.

„Bist du fertig, Tatja?" rief Loni aus dem Zimmer nebenan.

„Ja, ich komme", gab Frau Marga zur Antwort. Sie wandte sich zur Tür, aber als sie jetzt wie liebkosend mit ihrer Hand über den weichen Stoff ihres Rockes fuhr, fielen ihr plötzlich die Worte des Majors wieder ein. „Es ist sehr schade, gnädige Frau, daß Sie keinen Mann mehr haben, aber glauben Sie, wenn Ihr Gatte in Frankreich vor dem Feinde stände, daß Sie sich dann auch noch so kleiden würden?"

Da wurde sie, ebenso wie vorhin auf der Straße, ein klein wenig verlegen und hörte auf, den weichen Stoff mit ihrer Hand zu liebkosen, und fast tat es ihr leid, daß sie nicht ernstlich die Absicht geäußert hatte, von hier abzureisen. Die Leute hier konnten ihr ja wirklich alle Lust nehmen, sich gut anzuziehen.

Aber plötzlich lachte sie doch leise vor sich hin: Der arme Major! Der tat ihr so leid. Wie würde es dem nur gelingen, zwischen den beiden Parteien der Kriegsabende Frieden zu stiften, solange sie noch hier war? Der Gedanke amüsierte sie im stillen auch noch, als sie dann mit ihren Verwandten bei Tisch saß. Sie war so lustig und so ausgelassen wie selten, so daß Loni fortwährend im stillen dachte: Die gute Tatja, wie verliebt muß die in Willi Torwald sein, denn so lustig und übermütig ist man doch nur dann, wenn man liebt und wenn man weiß, daß man wiedergeliebt wird!

* * *

Seitdem Dorette ihren Vater, der sich immer noch nicht ganz wieder damit ausgesöhnt hatte, nur fünf Töchter und nicht einen einzigen Sohn zu haben, zum erstenmal des Mittags ein Stück des Weges zur Kaserne begleitete, tat sie das regelmäßig, angeblich, weil es ihr nach wie vor so viel Spaß machte, an der Seite ihres jetzt so militärischen Vaters durch die Straßen der Stadt zu gehen, in Wahrheit aber, weil sie stets aufs neue hoffte, dem hübschen, armen, verwundeten Offizier wieder einmal zu begegnen. Zwölf Tage war es nun schon her, daß sie ihn zum erstenmal sah. Seitdem spähte sie vergebens nach ihm aus, ohne die Hoffnung auf ein neues Zusammentreffen zu verlieren. Die Stunden, in denen der Vater vor- und nachmittags in der Kaserne Dienst hatte, waren regelmäßig dieselben. So ging er fast immer zu derselben Minute von Hause fort, und zu derselben Zeit wie am ersten Tage stand Dorette täglich mit einem kleinen Veilchenstrauß in der Hand vor dem Blumenladen und wartete auf den Offizier. Aber der kam nicht. Hatte das lange Herumstehen ihn damals, als er mit dem Auto in das Krankenhaus zurückfahren mußte, derartig angestrengt, daß er ernstlich krank geworden war, oder hatte ihm der Arzt nur zur Schonung für die bevorstehende Operation verboten, sich in Zukunft wieder so weit von dem Krankenhaus zu entfernen? Oder war die Operation inzwischen schon erfolgt? Das letztere war nach ihrer Ansicht das wahrscheinlichste, und sicher mußte die gut verlaufen sein, sie hatte ja so viel für ihn zu Gott gebetet, daß der sie unbedingt erhört haben mußte. Aber trotz dieses ihres Glaubens konnte sie es des Abends kaum erwarten, bis die Zeitung kam, und ihr erster Blick galt dann stets den Todesnachrichten.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Feldgrau

Wo immer ich einen Feldgrauen seh',
Lacht jauchzend das Herz mir im Leibe;
Wo ich auch weile, wo ich auch geh',
Bewundernd ich stehenbleibe
Und grüß' ihn im stillen: du Mann im Grau —
Du Grauen der Feinde! Dein Aug', lichtblau,
Ist Stern und Sonne uns allen:
Nichts kann so wie du mir gefallen!

Du Grauen der Feinde! Dein Aug', lichtblau,
Späht wachend und suchend ins Weite;
Umtost dich auch Sturm und Wetter, so rauh,
Sturmwetterfest stehst du im Streite!
Du Mann im feldgrauen Kriegsornat,
Du stahlgewordene deutsche Tat,
Bist schirmende Wehr und Schild uns allen:
Nichts kann so wie du mir gefallen!

Du Mann im feldgrauen Kriegsornat,
Du heldenhaft kämpfender Krieger,
Kehrst einst du zur Heimat nach blut'ger Saat,
Dann kommst du als sonniger Sieger!
Dann wird uns zur seligsten Herzensschau
Der sieghafte Blick deines Aug's, lichtblau,
Du Stern und Sonne uns allen:
Nichts kann so wie du mir gefallen!

Carl Wilhelm Marschner.

Königin Luise, ihre Dichter und ihr Denkmal / Von Josef Ostwald

(Zur Erinnerung an seine Aufstellung am 30. Mai 1815.)

„Der Staat ist gerettet, der Thron ist befestigt," schrieb Gneisenau wenige Tage nach der Völkerschlacht bei Leipzig. „Aber warum muß die nicht mehr leben, die dieses Glück in den beseligendsten Gefühlen genossen hätte, unsere verewigte Königin!" Damit sprach er aus, was wohl alle empfinden mochten, denen sie einst als Stern der Hoffnung vorgeleuchtet, als idealer Antrieb zur Erhebung gegolten hatte, vollends seit jenen dunklen Julitagen in Tilsit, da sie gedemütigt von dem Sieger gegangen war, unfähig mildere Friedensbedingungen zu erwirken.

In dieser Frau kam das Seltenste zum Ausdruck. Wie ihre Schönheit ohne Kälte war und ihre Anmut einer reinen und reichen Weiblichkeit entblühte, wußte sie die Höhe der Herrscherin zum trauten Bezirk der Güte zu machen und das Unglück zum Fußgestell ihrer Größe. Welchen Enthusiasmus sie weckte und welche Steigerung er erfuhr, läßt sich den Zeugnissen entnehmen, wie Dichter und Künstler sie gesehen haben.

Eine Erinnerung an ihre Brautzeit, zart wie ein Dufthauch, gibt Goethe in seiner Erzählung von dem belagerten Mainz (1793), da sie und ihre Schwester zum Besuch des Bräutigams in dem Kriegsgetümmel aufgetaucht waren: „Himmlische Erscheinungen, deren Eindruck auch mir niemals verlöschen wird." Die tiefe, gegenseitige Herzensneigung, die um das Kronprinzenidyll den Schimmer einer verklärten Bürgerlichkeit wob, wurde nach der Thronbesteigung zum weithin sichtbaren Phänomen, wie Novalis, der Romantiker, in dem Bruchstück „Glauben und Liebe" hervorhebt. Es heißt darin: „Auf einer der höchsten moralischen Erdhöhen kann man jetzt die reinste Luft genießen und eine Lilie an der Sonne sehen." Stumpfheit gegen die wohltätigen Einflüsse des Königs und der Königin, „dieses klassischen Menschenpaars", wäre

Digitized by Google

ein gefährliches Zeichen für den Staat, ein Symptom für „die vollkommene Auflösung der modernen Welt...“ Ihm ist der Hof „das große Muster einer Haushaltung...“ „Jede gebildete Frau und jede sorgfältige Mutter sollte das Bild der Königin in ihrem oder ihrer Töchter Wohnzimmer haben... Ähnlichkeit mit der Königin würde der Charakterzug der neupreußischen Frauen ihr Nationalzug...“ In seinem idealen Sinne verknüpfte sich ihre Vorstellung mit der Idee des ewigen Friedens. Gleichfalls 1798 veröffentlichte er ein paar Epigramme an den König, „Blumen“ betitelt, darunter dieses:

Selten haftet auf Höh'n ein Funken himmlischen Lebens,
Aber, als Königin, blüht dann auch die Rose des Bergs.

Während schon nach drei Jahren jener ewige Friede ihn umfing, der hienieden ein Traum bleibt, kehrte bei einem andern Dichter von minder philosophischem Einschlag das Blumenmotiv als Hauptelement in seiner Verherrlichung der Monarchin wieder. Max von Schenkendorf, nach der Schlacht bei Jena Referendar in Königsberg, hatte sie öfters bei dem nachmaligen Landhofmeister von Auerswald gesehen und ihr 1807 die gemeinsam mit Ferdinand von Schrötter herausgegebene Zeitschrift „Vesta“ mit einer poetischen Widmung zugeeignet. Zu ihrer Rückkehr von Memel am 16. Januar 1808 schrieb er das Gedicht „An ein Gemach“ — das, wie er singt, „einen Himmel bald umhüllt, das bald, wie Duft an einem Rosenbeete, die Herrliche mit ihrer Gottheit füllt.“ Dazu noch ein anderes: „Die Rosenknospen an ihre Königin.“

Geblendet sah der jünglinghafte Schwärmerblick nur die reizende Erscheinung. Anders Heinrich von Kleist. Dank seiner Kusine Marie, geborenen von Gualtieri, hatte die Königin Interesse gewonnen für den Schiffbrüchigen, der einem allzu kühnen Poetenziel auf langer Irrfahrt nachgejagt war. Es wurde ihm eine Pension von ihr ausgesetzt, wenn nicht Marie von Kleist selbst die pseudonyme Spenderin gewesen, wie Georg Minde-Pouet vermutet, da seine Nachforschungen nach Belegen im Königl. Hauptarchiv fruchtlos geblieben sind. Wie dem auch sein mag, am 6. Dezember 1806 schrieb Kleist aus Königsberg, wo er als Diätar an der Domänenkammer arbeitete, er könne nicht ohne Rührung an die Königin denken, die durch den unglücklichen Krieg nur gewonnen habe. „Sie hat den ganzen großen Gegenstand, auf den es jetzt ankommt, umfaßt; sie, deren Seele noch vor kurzem mit nichts beschäftigt schien, als wie sie beim Tanzen oder beim Reiten gefalle. Sie versammelt alle unsere großen Männer . . . um sich; ja sie ist es, die das, was noch nicht zusammengestürzt ist, hält.“ In diesen Worten lag der Keim zu einem künftigen Gedicht, schlummernd in dem bewegten Gang seines dunkeln, nur von flüchtigem Sternenglanz berührten Lebens, indes die Hauptstadt noch lange vom Feind besetzt blieb. Reizend hat Fouqué die Sehnsucht der Berliner ausgedrückt, indem er seinem Töchterchen an Königsgeburtstag u. a. folgende Verse in den Mund legte:

Ach, käm er endlich aus der Ferne
Mit seiner engelschönen Frau!
Dann strahlten uns zwei fromme Sterne,
Der Himmel würde klar und blau.

Kurz vor Weihnachten 1809 erfolgte die Rückkunft, von Kleist in bedeutenden Strophen besungen. Nun sollte der Preis der Königin, den er im Herzen trug, zu ihrem Wiegenfeste am 10. März gedichtet werden, doch noch weniger als sonst konnte er sich dabei genug tun. Erst in Stanzen, dann in Blankversen es versuchend, ließ er schließlich seine Gedanken in ein Sonett ausströmen, dessen Reimgefüge sich füllten wie edler Wein vom Rhein einen venetianischen Kelch. „Erwäg' ich — sagt er darin — wie du das Unglück, mit der Grazie Tritt, auf jungen Schultern herrlich hast getragen — wie selbst die Schar der Männer zu dir schritt — o Herrscherin, die Zeit dann möcht' ich segnen! — Wie groß du warst, das ahndeten wir nicht.“ Es war unter den wenigen Erfolgen seines Lebens wohl der beglückendste, daß das Gedicht die Königin, vor den Augen des ganzen Hofes, zu Thränen gerührt hat. Schon am 19. Juli 1810 erweckte ihr Hingang unsägliche Trauer, wie bei dem Gemahl, so im ganzen Lande. Kleist blieb stumm. Das Ereignis mochte nur noch dichter um ihn die Unheilswolke ballen, woraus es kein Entrinnen mehr für ihn gab. Alle anderen Poeten Preußens: Arnim und Fouqué, Schenkendorf und Stägemann, auch Zacharias Werner, der damals in Rom weilte, rührten die Saiten zu Trauergesängen, doch was sie gesungen, ist mit dem Tage verklungen. Dagegen wäre die Kantate, die Klemens Brentano geschrieben, eine würdige Unterlage für ein musikalisches Denkmal gewesen, hätte, wie er sich zu hoffen geschmeichelt, Beethoven statt Reichardt die Komposition übernommen.

Indessen erschien die jungverstorbene anmut- und hoheitreiche Fürstin recht eigentlich zu einem bildnerischen Monument bestimmt, wobei denn der eigentümliche Zufall gewaltet hat, daß einst in ihrem Schatten ein Jüngling im Bedientenrock zu dem Manne erwachsen war, aus dessen Händen es hervorgehen sollte, Gewähr bietend, daß ihm auch die mächtige Erzgestalt gelingen werde, welche die Nation noch ihrem größten Sohne schuldete. Wie ein Roman liest sich die Geschichte jenes „Bildes der Königin“ von Christian Rauch. Hier seien nur die Hauptmomente nach seinem Biographen Eggers herausgegriffen.

Bevor er zur Vollendung seiner Studien nach Rom gehen durfte, ließ ihn der König eine Gipsbüste seiner Gemahlin machen. Es war noch eine Lehrlingsarbeit. Aber Rauch wählte denselben

Digitized by Google

Vorwurf zu seinem Probestück. Angesichts dieser Büste ging dem trauernden König die frohe Erkenntnis auf, daß jener der Meister sei, seinen Herzenswunsch zu erfüllen, denn die kürzlich Verstorbene in ihrem Grabmal wieder Leben gewinnen zu lassen, war sogleich sein Plan gewesen. Zwar hatte sich schon unter den mit Zeichnungen dazu Beauftragten Rauch befunden, doch die anderen hießen Canova und Thorwaldsen! Letzterer lehnte freilich von vornherein aus Freundschaft für Rauch ab. Canova wurde nun verständigt, daß ein Inländer mit dem Werke betraut werden solle. Rauchs Rückkehr nach Berlin brachte noch den Wettbewerb mit seinem Lehrer Schadow. Doch der ehemalige Schüler bestand ihn glänzend. Entsprach doch seine Skizze ganz dem idealen Traum des Bestellers, da sie in der königlichen Erscheinung vor allem die erhabene Größe ihres Wesens betonte, unbeschadet ihres Liebreizes, der nicht verborgen blieb. Hinfort brachte der Monarch seine schönsten Stunden in der Beobachtung der künstlerischen Arbeit, und nur schwer gewöhnte er sich an den Gedanken, daß die Übertragung des Modells in Marmor jenseits der Alpen erfolgen mußte.

Hier begann sofort das seltsame Spiel von Unglücks- und Glücksfällen, das die Schöpfung begleitete. Beim Öffnen der Kisten im Zollamt zeigte sich, daß die ganze Gipsherrlichkeit in Stücke gegangen war. Indessen ließ der Schaden sich bald heilen. In Carrara, das den Marmor lieferte, wurde der Sarkophag gearbeitet, ebenso die beiden Kandelaber, von denen er einen Friedrich Tieck überließ. Der hatte im übrigen ein wachsames Auge auf die Werkstatt, während Rauch in Rom die Statue vollendete. Ingrimmiger Patriotismus vermählte sich seiner künstlerischen Stimmung inmitten der von den Franzosen beherrschten Stadt, wo alle Liebe dem fernen Imperator zuflog, der die Königin ebenso gehaßt hatte wie sie ihn. Zweimal wanderte Rauch als politisch verdächtig in Gewahrsam. Es waren nur kurze Störungen. Nach zweijähriger Arbeit in Italien geschah im Jahre 1814 — am Todestage der Königin — der letzte Meißelschlag am Sarkophag. Bald wurde alles wohl verpackt einem englischen Schiffe in Livorno anvertraut mit der Bestimmung: Hamburg.

Doch welche Bescherung erlebte der Künstler am Weihachtsabend in München, als er zur Zeitung griff? Da stand, daß das Schiff von einem Amerikaner gekapert worden. Aber den Amerikaner kaperte alsbald ein Engländer. Unversehrt kam das Werk endlich am 22. Mai 1815 nach Berlin, um acht Tage später auf seinem Platze im Mausoleum zu Charlottenburg zu stehen, während just um dieselbe Zeit der König vom Wiener Kongreß heimkehrte. Lassen wir zum Schlusse einem Zeitgenossen das Wort. Klemens Brentano schrieb am 26. Juni 1815 aus Berlin: „Etwas von unserm König bleibt doch sehr schön, es ist das ewig wechsellose, treue Andenken an seine verstorbene Gattin. Sein erster Schritt bei seiner Ankunft in Charlottenburg war zu dem Monument, wo er sich mit seinen Kindern unterhielt. Dies schöne Kunstwerk Rauchs sollte nur eine Privataufgabe sein. Er sollte das Bild einer schlummernden, geliebten Gattin und Mutter, eine Erinnerung an das schöne Leben, nicht eine Betrachtung des Todes, es sollte nur elegisch, nicht tragisch sein, und es macht auch diesen Eindruck auf die edelste Weise. Es ist meiner Empfindung nach eine ungemeine Menschenfreundlichkeit und Volksliebe des guten Königs, daß er seinem Volke vergönnt, sich hier auch der verschwundenen holdseligen Frau zu erinnern, welche in mancher gemeinsamen Not wie ein Pfand des Himmels, daß es einst besser werden sollte, unter ihm einherging."

Kleinstadt

Die kleinen Häuschen liegen geduckt.
Hat der Habicht die scharfen Fänge gezuckt?
Der Marktplatz, die engen Gassen sind leer,
Dumpf lastet das Unheil, drückend und schwer.

Die schwarze Marie rückt den Apfelstand
Ganz eng und dicht an die Häuserwand,
Scheu sieht sie die Kinder vorüberlaufen,
Von ihren Äpfeln will niemand kaufen.

Der Brunnen am Markte rauscht nicht mehr,
Die Häuser starren, die Fenster leer,
Zerschossen, aus öden Augenhöhlen,
Noch zittert im Raume trunkenes Gröhlen.

An zerborstenen Läden klirrt der Sturm,
Die Wetterfahne knarrt auf dem Turm,
Am rauchgeschwärzten Tore der Post
Rüttelt und lärmt der wilde Nordost.

Bei jedem Stoß geht ein Zittern durchs Haus:
„Jesus Maria, der Russengraus!
Jesus, laß sie vorübergehn,
Laß unsern Hof, unser Häuschen stehn!"

Und lauter rast ums Tor der Sturm,
Und heiser schlägt die Uhr vom Turm,
Und auf die Stadt, die angstvoll wacht,
Senkt sich die lange, bange Nacht.

Herta Rolin.

Digitized by Google

Mann und Frau / Skizze von Georg Holstein

Es war gegen Abend. Dämmeriger Nebel lag über den Straßen. Die Automobile mit dem großen roten Kreuz auf weißem Grund fuhren langsam vom Bahnhof her. Schwerverwundete. Die Wagen wichen scheu zur Seite und ließen ihnen freie Fahrt. Am Gartentor des Lazarettgebäudes hielten sie. Keine neugierige Menge staute sich. Die wenigen Passanten gingen schnell vorüber, tiefernsten Gesichts, aber einen stummen Blick voll Dankbarkeit in den Augen. Dankbarkeit, daß diese Männer die Grenzen schützten, und das Leben hier daher ruhig seinen Gang gehen konnte. — In den oberen Sälen war alles bereit zum Empfang. Betten. Sauberkeit. Wärme. Schwestern. Hilfe und Liebe. Auch sie, die es in ihren Schmerzen nicht sehen aber überblicken konnten, fühlten es sofort. Deutsche Menschlichkeit! — In Bett 36 lag einer, den Kopf vollständig verbunden. Pionier. Näheres noch nicht bekannt. Die Schwester hatte ihn sanft gebettet. Sie hatte heute Nachtdienst. Als alles besorgt war, setzte sie sich in den Stuhl an das Bett des unbekannten Mannes, der noch immer so da lag wie sie ihn hingelegt hatten. Die matte Beleuchtung warf die Schatten der vielen Betten gespenstig durcheinander an die Wände und auf den Fußboden. Ringsum stille Ruhe — nur ab und zu ein unterdrücktes Stöhnen im Schlaf. Sie sah die Hände des Mannes, die bewegungslos auf der Decke lagen, schlank, ohne Ring — und sie träumte.

Vier Jahre war es her, daß sie geheiratet hatte. Sie hatte sich in die lustigen Augen eines Elektrotechnikers verliebt. Es war eine glückliche Brautzeit gewesen. Dann kam die Hochzeit, ein kleines zartes Mädchen, und eine langsame Entfremdung zwischen den Gatten. Wie? — Wer hatte eigentlich Schuld gehabt? Sie, daß sie ihn nicht dauernd zu fesseln verstand? Er, daß er mit seinen lustigen Augen auch mal andere anlachte? Es hatte Stunden gegeben, wo sie diese lustigen Augen hassen konnte! — Dann hatte er einen größeren Bahnbau zu leiten gehabt. Lange Reisen mußte er machen. War nur selten zu Hause gewesen. Und ihre Briefe waren immer so dumm! Sie konnte ja nicht schreiben. Und wenn sie schrieb, kam es alles immer anders heraus als sie es eigentlich meinte. — Schließlich hatte sie eingewilligt, daß sie getrennt leben wollten. Auch seinen Ring hatte sie abgelegt. Wenn sie aber abends müde die Augen schloß, sah sie immer noch seine lustigen Augen vor sich, die sie so geliebt hatte, die ihr so viel Leid getan. Auch ihr kleines Mädchen wollte gar nicht gut gedeihen. — Dann kam die Mobilmachung. Er war gerade irgendwo auf der Strecke an seinem Bahnbau. Nichts hatte sie mehr von ihm gehört. Nichts. — Aber über sie war es wie eine wilde Macht gekommen. Mithelfen! Sie hatte sich gleich in den ersten Tagen als Schwester gemeldet. War angenommen und half mit und pflegte. Mit ruhiger, sanfter Hand.

Das war eine lange Nacht heute am Bett des unbekannten Mannes, der wie ein Toter da lag. Die ganze Erinnerung mit allen kleinen Zügen ihres ehelichen Lebens, allem Glück, allem Schmerz, jeder Hoffnung, jeder Enttäuschung tauchte wieder vor ihr auf und spielte in die gespenstigen Schatten der Nachtbeleuchtung hinein, bis endlich der Morgen aufging. Ein kalter Wintermorgen, als sie die Vorhänge zurückzog. Verschneite Bäume im Garten. Lastend unter dem Schnee, der die ganze Nacht heruntergefallen war, weich und kalt wie ein Leichentuch. — Ein Pionier im Bett 37, nebenan, zerschmetterter Oberschenkel, erzählte ihr leise. Die Ladung hätte nicht gezündet. Im Rücken der Russen, wo sie sich hingeschlichen, die Brücke zu sprengen. Freiwillige mußten nochmals vor. Er und sein Kamerad von nebenan taten es. In weiße Laken gehüllt, krochen sie über den Schnee im Mondschein. Sie hatten es fertig gebracht. Aber die Explosion hätte sie beide zurückgeworfen. Hätten lange im Schnee gelegen, bis man sie fand. Name? Wäre ein schweigsamer Mensch gewesen. So etwas wie Willbach — oder so ähnlich. Sie zuckte zusammen und trat schnell nochmals an das Bett heran. Sie faßte zögernd seine Hand. Ein leiser, ganz leiser Druck schien sie fest halten zu wollen. Sie sah lange, schweigend auf den verbundenen Kopf — als der Arzt herantrat. Sie wurde abgelöst. Aber eine Stunde früher, als sie wiederkommen sollte, war sie schon da. Über Bett 36 stand jetzt auf die kleine Tafel geschrieben: Max Willbach. — Mit großen, ungläubigen Augen las sie es, und schluchzend fiel sie an dem Bett nieder. Ihr Mann! Ihr einzig geliebter Mann! — — Auf dem Stuhl nebenan lag, was man bei ihm gefunden hatte. Ein Täschchen mit ein paar Geldstücken — und einem goldenen Ehering! Eine Brieftasche mit einer Photographie — sie und ihr Kind! — Eine fieberhafte Angst erfaßte sie. Stundenlang konnte sie still und stumm an seinem Bett sitzen. Immer wieder kehrte sie zu ihm zurück und wich nicht von seiner Seite. Tage schlichen, Wochen vergingen. Jetzt waren nur noch die Augen verbunden. Alles andere war geheilt. Auch gesprochen hatten sie. Immer nur Schwester hatte er sie genannt. Immer geduldig und immer liebenswürdig war er gewesen. Vorgelesen hatte sie ihm. Zeitungen, kleine Geschichten. Als sie ihn einmal fragt, ob er nicht an irgend wen etwas schreiben wollte, er sollte diktieren, sie würde für ihn schreiben, hatte er nur geantwortet, er wüßte nicht wo seine Verwandten jetzt wohnten. — Und dann kam die Sorge, ob er blind bleiben würde. Ob die lustigen Augen niemals mehr wieder den schönen Sonnenschein sehen würden? — Er durfte

Digitized by Google

aufstehen. Sie durfte ihn durch den Garten führen, in Pelz vermummt ihn leiten wie ein Kind, das gehen lernt. — Dann kam der große Tag, an dem der Arzt die bestimmte Hoffnung aussprach, das Augenlicht zu retten. Einen langen festen Druck spürte sie in ihrer Hand, die er dabei ergriffen hatte. Wie eine jubelnde Freude sprach der Händedruck, was der Mund nicht auszusprechen wagte. — — Als sie an dem Abend nach Hause kam und ihr Mädelchen ans Herz drückte, fühlte sie, daß das Kind heiß war und fieberte. Am nächsten Tage konstatierte der Arzt Scharlach und sie durfte das Lazarett nicht mehr betreten. Mit weinenden Augen saß sie am Bett ihrer Kleinen und hielt die fiebernde Hand in der ihren. Ein leichter Fall, tröstete der Arzt. Das Kind fühlte sich zusehends auch wohler. Aber sechs Wochen, sechs lange, bange Wochen dauerte die Absperrungszeit. — Als man ihr endlich erlaubte, ihn zu besuchen, saß er unten in einem kleinen Zimmer an einem Tisch und schrieb. Die Sonne fiel mit vollem Strahl durch die hellen Fenster. Auf dem Tisch vor ihm stand in einem kleinen Rahmen eine Photographie. Sie und ihr Kind! — Sie war leise eingetreten, hatte ihn von hinten mit beiden Armen umfaßt, ihr Kopf sank auf seine Schulter und sie weinte. Sprechen konnte sie nicht. Und er strich ihr leise über das weiche Haar und zog sie auf seinen Schoß.

*

Leid

Packt herbes Leid zum erstenmal ein Herz,
Klagt wehmutsvoll der heiße, junge Schmerz,
Doch kommt's zum zweiten- und zum drittenmal,
Schreit die Verzweiflung auf in wilder Qual,
Und wächst das Leid und wird es übergroß,
Hebst du vom Boden dich wohl tränenlos —
Siehst öden Blicks nichts von des Himmels Blau,
Und alles Lichte scheint dir grau in grau;

Doch leise naht die Trösterin, die Zeit,
Und narbend heilt das allerschwerste Leid,
Du aber gehst als Größerer draus hervor —
Ein Weiser steht, wo vorher nur ein Tor —
Und neu erstärkt nimmst du den Wanderstab,
Nimmst lächelnd hin, was dir das Schicksal gab,
Und gehst den Weg hinauf zum Sternenzelt,
Und alles Leid bleibt in der armen Welt!

F. Wagenknecht.

* **Bücherbesprechungen** *

Anton Fendrich. Gegen Frankreich und Albion. Mit Titel und Kopfleisten nach Zeichnungen von Willy Planck, 3 Übersichtskarten und mehrere Kartenskizzen im Text. (Bücher der Zeit.) 1.—5. Tausend. Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart. Geh. 1,80 Mk., gebd. 2,80 Mk.

„Unser Erzfeind ist Albion, das perfide" — so schreibt Anton Fendrich in seinem Kriegsbuch „Gegen Frankreich und Albion", das entschieden mit zu den besten gehört von der Kriegsliteratur, die jetzt den Büchermarkt in großen Massen überschwemmt. Das Buch ist soeben in der Franckhschen Verlagshandlung in Stuttgart erschienen. Fendrich gehört zu den geistreichsten Schriftstellern Süddeutschlands. Eigenartig im Stil, gewandt in der schriftstellerischen Form, dabei schlicht und natürlich in der Auffassungsgabe, führt Fendrich in seinem neuen Buch den Leser durch die wichtigsten Ereignisse auf dem westlichen Kriegsschauplatz, beginnend mit den ersten Tagen der Mobilmachung und ihrer Vorgeschichte. Mit einem wuchtigen Kapitel gegen das „perfide Albion" schließt er seine Schilderungen. Was Fendrich uns über die Kämpfe im Elsaß und in Lothringen, über die Schlacht an der Aisne, den Fall von Antwerpen usw. erzählt, das rollt sich naturgetreu vor dem geistigen Auge des Lesers ab. Da ist nichts Gekünsteltes darin. So wie unsere Soldaten draußen im Felde aus dem Gefühl treuester Pflichterfüllung heraus für Deutschlands Größe kämpfen und streiten, so stellt auch Fendrich sich seinen Lesern in seinem Kriegsbuch vor — Licht verteilend, wo es hingehört, und Schatten aufsetzend, wenn es die Vorgänge bedingen. Hübsche Kopfleisten von Willy Planck zieren die einzelnen Abschnitte, und einige Uebersichtskärtchen begleiten den Text. Das Buch, dem der Verlag in der Ausstattung große Liebe entgegenbrachte, wird bald seinen Weg durch die Kriegsliteratur sich bahnen und in ihr einen Ehrenplatz einnehmen.

Karl Strecker. England im Spiegel der Kulturmenschheit. Ein Buch der Zeit. C. H. Beck. München.

„. . daß sich eigentlich alle Menschen von Urteil und gesundem Gefühl seit Jahrhunderten völlig einig über England sind", will Strecker in seinem Sammelwerk zeigen, und man kann nur sagen, daß ihm seine Absicht durchaus gelungen ist. Es ist unglaublich, welche Fülle von vernichtenden Urteilen großer Männer aller Zeiten und Länder, und nicht zuletzt Englands selbst hier vorgebracht werden. Geradezu verblüffend wirken die Urteile Napoleons I., es ist als wenn er kein Franzose, sondern begeisterter Wortführer der deutschen Sache in diesem Kriege wäre und mehr kann man nicht verlangen. Seine Bemerkungen sind ein vernichtender Schlag für die heutige französische Politik, und seine Prophezeiung in einem Briefe vom 18. Oktober 1797 wird traurige Wahrheit für Frankreich werden: „Frankreichs Regierung muß die englische Monarchie vernichten oder darauf rechnen, selbst durch die Korruption und Intrigen dieser geschäftlichen Insulaner vernichtet zu werden." Nun, Frankreich dürfte nach diesem Kriege, in den es englische Intrigen hineingezogen haben, als Großmacht tatsächlich so gut wie vernichtet sein, wenn nicht überhaupt ein völliger Zusammenbruch folgen wird. Ich muß mir weitere Proben des Raumes wegen versagen, aber das Buch ist wirklich lesenswert und verdient in weitesten Kreisen bekannt zu werden.

Dr. E. Janke.

Digitized by Google

Vermischtes

Das „grobe" Kriegsbrot. Hier und da schilt man noch immer das grobe deutsche Kriegsbrot. Das zeigt aber nur, wie wenig sachverständig man in der Brotfrage ist. Eigentlich hat es wenig Zweck, sich mit den Gegnern des groben Brotes auseinanderzusetzen: der Bundesrat bestimmt die Grobheit bzw. die Feinheit des Brotes, und wir haben es so zu essen. Jedoch eine für gut gehaltene Nahrung bekommt besser als umgekehrt. Daher sachlich ein paar Worte zum „groben" Brot.

Seit etwa einem halben Jahrhundert wurde das deutsche Brot im allgemeinen immer „feiner", weißer, d. h. von 100 Brotkornteilen gingen schließlich nur noch etwa 60 Teile ins Brotmehl, die übrigen 40 Teile wurden Kleie, also Viehfutter. Jetzt im Kriege werden rund 20 Teile des Brotkorns mehr in das Kriegsmehl zwangsweise gemahlen, d. h. dieses um $^1/_3$ auf die natürlichste Weise gestreckt, bzw. der Brothunger um $^1/_3$ mehr gestillt. Das ist gewiß viel Wirkung für jenen einen Federstrich des Bundesrates. Aber vielleicht noch größer ist die Einwirkung jenes Federstrichs auf die Gesunderhaltung oder Gesundung des ganzen Volkes. Möchten alle deutschen Brotesser einsehen: Je vollständiger das Brotkorn ausgemahlen wird — bis etwa 95% als oberste Grenze — um so mehr wird das Brot wieder Vollnahrung, also eine Nahrung mit der man allein gut auskommen kann, wenn's einmal nichts anderes gibt. Um so mehr bekommt der Mensch nun mit dem Kriegsbrot von dem wieder, was während jener 50 Jahre als Kleie der Viehfütterung so wesentliche Dienste leistete. Dr. R. Bloeck, Oranienburg.

Über die Bereitung von Gemüse. Die gerade im kommenden Sommer so große Bedeutung der Gemüse wird vielfach dadurch in den Hintergrund gedrängt, daß viele Frauen sie nicht wohlschmeckend zu bereiten verstehen. Es mögen deshalb einige Grundsätze für die zweckmäßige Ausnutzung der Gemüse gegeben werden.

Im Kochen frischer Gemüse läßt sich die größte Abwechslung herstellen. So sind z. B. alle Zubereitungsarten zu empfehlen, in denen die Gemüse unter Zusatz von Zucker mit oder ohne Beifügung einer Säure (Essig) hergestellt werden. Ferner kann man sie im weitesten Ausmaße mit stärkereichen Nährstoffen, z. B. Kartoffeln und Reis zusammenkochen. Man kann die Herstellung von solchen Gemüsen mit reichlich Kartoffeln unter Beifügung geringer Mengen von Fett oder von fettem Fleisch, z. B. Schweinebauch, als eine der wichtigsten Grundlagen der täglichen Küche betrachten. Es genügt schon eine relativ geringfügige Menge dieser Zulagen, um die so bereiteten Gerichte sehr wohlschmeckend zu machen; auf den Geschmack aber kommt es vorwiegend an, denn der Nährwert des Fettes kann durch genügende Stärkemengen in Form von Kartoffeln ersetzt werden. Im übrigen schmecken insbesondere die zarteren Sommergemüse auch dann ganz ausgezeichnet, wenn man auf jede Zutat von Fett oder Fleisch verzichtet und sie nur in Salzwasser abkocht und dann mit Kartoffeln zusammen verzehrt.

Prof. Dr. C. Oppenheimer, Berlin.

Wilde Gemüse. Unter diesem Titel hat der Maler Rich. Winckel bei Karl Peters in Magdeburg ein kleines Heftchen herausgegeben, welches vor allem den Lehrern auf dem Lande recht warm empfohlen sei. Es unterliegt ja keinem Zweifel, daß für unsere Ernährung die vegetabilischen Nährstoffe wegen ihres hohen Gehaltes an Nährsalzen ganz besonders wertvoll sind. Noch können wir aus dem Garten nur wenig frische Gemüse ernten, da müssen die wild wachsenden Pflanzen an ihre Stelle treten. Unter diesen gibt es eine recht stattliche Anzahl, welche sehr wohlschmeckend sind. Winckel hat es verstanden, mit wenigen Strichen diese Pflanzen gerade in dem Zustande, in welchem sie nutzbar sind, abzubilden, so daß man sie leicht nach den Bildern erkennen kann. Der niedrige Preis des Heftchens, 10 Pf., ermöglicht jedem die Anschaffung und macht sich schon durch eine Mahlzeit mit wildem Gemüse, das man sich sammelt, bezahlt.

Prof. Dr. Udo Dammer, Berlin.

Zur freundlichen Beachtung!

Unseren verehrlichen Abonnenten zur gefälligen Nachricht, daß mit Heft 40 das vierte Vierteljahr des 52. Jahrgangs der „Deutschen Romanzeitung" beginnt.

Für das Sommervierteljahr (Juli — September) sind unter anderem folgende neue Romane vorgesehen:

Artur Achleitner, Bayrische Schneid,
Horst Bodemer, Die Kartenlegerin,
Christine Luckwald: Die Herrin von Hellerbrunn,
Artur Babillotte: Straßen und Sessel.

Diese Autoren gehören zu den talentvollsten Schriftstellern der Gegenwart und haben sich bereits durch verschiedene Arbeiten einen Namen gemacht. Es freut uns aus diesem Grunde, unseren Lesern einige neuere Arbeiten bieten zu können.

Neu hinzutretenden Abonnenten werden die Nummern der bereits begonnenen Romane auf Wunsch kostenfrei nachgeliefert.

Verlag der Deutschen Romanzeitung.

Inhalt des Heftes 35: Ich kenne keine Parteien mehr! Von Henry Benden. — Weit vom Schuß. Roman aus der Kriegszeit von Freih. von Schlicht. — **Beiblatt:** Feldgrau. Gedicht von Karl Wilh. Marschner. — Königin Luise ihre Dichter und ihr Denkmal. Von Wilh. Ostwald. — Kleinstadt. Gedicht von Herta Rolin. — Mann und Frau. Skizze von Georg Holstein. — Leid. Gedicht von F. Wagenknecht. — Bücherbesprechungen. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke, Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 29. Mai 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek
1915 Heft 36
Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Ich kenne keine Parteien mehr! Von Henry Wenden

5. Fortsetzung.

Indessen hatte Olga aufgehorcht. Sie dachte an Karl Lienhardt: Hatte er ihr nicht gesagt, auch die Sozialdemokraten seien gute Deutsche? . . . Und sein Bruder im Reichstag . . . sie hatte es ja selbst gehört. . . . „Wir Sozialdemokraten nehmen es an Vaterlandsliebe mit jeder Partei dieses Hauses auf!" . . . So hatte er gesagt . . . sie hatte es sich gut gemerkt. . . . Sollten sie beide gelogen haben? . . . Das konnte nicht sein . . . sie glaubte ihnen . . . und besonders an Karl glaubte sie. . . Und nun eben der Sanitätsrat, der glaubte ja auch. . . . Oh, wie sie ihm dafür dankbar war. . . . Gewiß hatte er recht . . . sie hatten beide recht. . . . Karl Lienhardt war ganz gewiß kein Betrüger . . . ihm durfte man blindlings Vertrauen schenken. . . .

So dachte Olga, und dabei wurde ihr mit einem Male so leicht und froh zumute. Und sie war sich in diesem Augenblick nicht im geringsten bewußt, daß sie ihrem Vorsatz schon wieder untreu geworden war, und daß sie sich schon wieder mit Karl Lienhardt beschäftigt hatte.

„Morgen kommt übrigens der Kaiser nach Berlin", meinte Herr von Willingen.

Marie schaute auf: „Ich möchte ihn gern sehen."

„Wollen wir nicht alle zusammen nach den Linden?" fragte Olga lebhaft und beinahe munter.

Und Oertel überlegte: „Ich bin dabei. In der Fabrik ist in diesen Tagen ja doch nichts los."

Dann kam sehr spät noch Kurt aus der Kaserne. . . . Die anderen waren schon beinahe mit dem Abendbrot fertig. Aber sie blieben nun auch sitzen. Kurt hatte gleichfalls zu erzählen. Und an Skatspiel dachte heute sowieso niemand mehr. —

Am anderen Nachmittag ging Oertel mit Marie und Olga im Gewoge der Tausende die Linden entlang.

Beide Fußwege zu den Seiten und die breite Mittelpromenade waren so voll und übervoll gestopft mit Menschen, daß sie oft wie Flüsse aus den Ufern traten und auch noch die Fahrstraße überschwemmten. Es war, als feierte ganz Berlin, und als hätte ganz Berlin alle Bezirke entleert und die Menschen hierher ausgegossen.

Und wirklich arbeitete ja heute auch niemand . . . wer hätte wohl heute darauf Sinn gehabt? Wußte doch heute jeder, daß die russische Knute im Osten schon geschwungen war, und daß im Westen der Franzmann nur darauf wartete, um ebenfalls mit dreinschlagen zu können. Das Gespenst des Krieges jagte schwarz durch das Land . . . durch dieses Land und über diese Menschen, die seit vierundvierzig Jahren im Frieden lebten und nichts sehnlicher wünschten als den Frieden. Und so eilte heut jeder von der Arbeit fort und drängte hierher in das Zentrum Berlins, wo das Kaiserschloß stand und die Ministerien, weil er hoffte, hier mehr als anderswo zu erfahren.

Aber dies Volk war im Frieden nicht schwächlich entartet, und das Kriegsgespenst ver-

Digitized by Google

mochte nicht, es in Schrecken zu setzen. Nur ernst war es geworden, reif und entschlossen, und ein einziger Tag hatte es von Schlacken befreit, die sich seit Jahrzehnten in ihm gelagert hatten. Und so war von den tausenden und aber tausenden Männern und Frauen, die sich hier drängten und schoben, ein jeder bereit, selbst die Waffe zu ergreifen oder sein Liebstes ziehen zu lassen. Und in all den Tausenden und aber Tausenden lebte . . . bewußt oder unbewußt . . . ein Abglanz von der Heiligkeit dieser Stunden.

Da kam ein Gebraus durch die Lüfte gezogen wie Flügelschlag von tausend Adlern. Immer näher quoll es tönend und tosend. Nun war es ein Stimmenwirrsal, das gärend und brodelnd nach Ausdruck zu suchen schien. Und jetzt, in einer gewaltigen Explosion, flammte es auf: „Hurra! Hurra!"

„Der Kaiser!" schrie Olga und stürzte vor und zog Marie und den Vater hinter sich her. Und wie Olga, so tat es dies ganze Volk, das jubelnd das Kaisergefährt umbrandete.

Er aber, der Herrscher, sah nicht rechts, nicht links. Die Hand hob und senkte sich mechanisch zum Gruß. Aber Auge und Geist blickten starr geradeaus, als suchten und sähen sie nur dort ihren Weg.

Als er vorüber war, schaute Marie von Olga zu Oertel. Ihre großen, blauen Augen hatten einen seltsamen Glanz. Ein Erstaunen war in ihnen und ein ganz neues Wissen, als hätte sich ihnen etwas Ungeahntes offenbart. Und leise sagte sie, fast wie zu sich selbst: „So habe ich den Kaiser noch nie gesehen."

„Ja," nickte Olga, „sein Gesicht war wie versteinert."

Und Oertel seufzte? „Es muß nicht leicht sein, in dieser Stunde Kaiser zu sein."

Noch stiller als vorher floß jetzt der Menschenstrom dahin . . . dickflüssig und zäh rollten seine Wellen. Aber alle ergossen sich in den Platz beim Schloß, so daß der ungeheure Raum zwischen Dom, Nationalgalerie, Spree und Schloßterrassen wie ein Staubecken die Menschenflut in sich einsog, bis daß sie Leib an Leib und Kopf an Kopf gefügt war.

Oertel und seine Damen standen bei der Schloßapotheke. Sie waren eingekeilt, keiner Bewegung fähig. Da bemerkte Olga kaum drei Schritte entfernt und in der gleichen Enge Karl Lienhardt.

Sie erschrak . . . und hätte man sie jetzt gefragt, ob das Freude, oder Furcht, oder sonst etwas war, so hätte sie es vermutlich selbst nicht gewußt. Sie empfand bloß den Schreck und gleich danach eine Schwäche. Und in dieser Schwäche dachte sie: Wenn er mich jetzt sieht . . . was soll dann werden? . . . Und er muß mich ja sehen . . . es ist unausbleiblich. . . .

Kaum hatte sie das ausgedacht, so bemerkte Karl Lienhardt sie wirklich, und auch er wußte nicht gleich, was er beginnen sollte. Aber er dachte an die letzte Begegnung im Reichstag, und er sah Olga ernst an und grüßte sie so ehrfurchtsvoll, wie das in dem Gedränge möglich war.

Sie dankte. Und seltsam . . . jetzt, da es vorüber war, kam ihr Erschrecken von vorhin ihr selber töricht vor. — Was war denn dabei, daß sie ihn getroffen hatte? . . . Sie hatte es nicht gewollt. . . . Sie konnte nicht dafür. . . Und sie hatte damit Kurt kein Unrecht getan. . .

Sie sah nun fort. Sie nahm sich vor, nicht mehr hinzuschauen. Aber während die Menge patriotische Lieder sang, konnte sie es doch nicht über sich gewinnen und schielte ein paarmal heimlich zu ihm.

Doch da erstaunte sie: Was war denn das? . . . Er sang ja all die Lieder mit. . . . Sogar das „Heil dir im Siegerkranz". . . . Er, der Sozialdemokrat, die Kaiserhymne. . . .

Sie konnte sich kaum über diese Entdeckung fassen, als sich oben im Schlosse eine Balkontür öffnete und der Kaiser mit der Kaiserin und zwei Prinzen heraustrat.

Ein Jubel ohnegleichen stieg zu ihm auf. Es war ein Brüllen, ein Schreien, ein Singen, ein Heulen. All die Erregungen, die in den Tausenden waren, platzten plötzlich und explodierten und ratterten und knatterten wie Feuerwerk in die Höhe.

Dann aber machte der Kaiser eine Bewegung, daß er sprechen wolle.

Totenstille breitete sich über den Platz.

Und nun klang es von oben aus des Herrschers Mund: „Eine schwere Stunde ist heute über Deutschland hereingebrochen."

Markig und tiefernst hallten diese Worte in die Runde. Aber nun hob der Kaiser noch

Digitized by Google

seine Stimme, und bebend vor Zorn rief er es weit hinaus: „Neider überall zwingen uns zu gerechter Verteidigung! Man drückt uns das Schwert in die Hand!"

Olga schwindelte es. Sie hatte den Kaiser noch nie sprechen hören. Nun aber, in dieser Stunde und in dieser Umgebung, flossen seine Worte glühend über sie hin, und jedes einzelne brannte sich in ihre Seele ein.

Ein paar Sätze waren ihr entgangen. Aber nun hörte sie es wieder . . . noch mächtiger, noch gewaltiger, noch drohender: „Enorme Opfer an Gut und Blut würde ein Krieg vom deutschen Volk erfordern, den Gegnern aber würden wir zeigen, was es heißt, Deutschland anzugreifen!"

Das schlug ein in all die zehntausende Herzen und wirkte in jedem einen stummen Schwur. Der Kaiser aber fuhr fort: „Und nun empfehle ich euch Gott! Jetzt geht in die Kirche, kniet nieder vor Gott und bittet ihn um Hilfe für unser braves Heer!"

Das war wie ein Gebet. Und wie in der Kirche blieb alles im Innersten ergriffen stumm.

Doch wie nun der Kaiser den Balkon verließ, da löste sich die unerhörte Spannung. Und in höchstem Ernst und Feierlichkeit, wie ein heiliges Versprechen für Kaiser und Reich, so rauschte jetzt die Kaiserhymne empor.

Olgas Blicke aber begegneten sich mit Karl Lienhardt.

Er sang so wie sie die Hymne mit.

Doch keiner von ihnen dachte jetzt an seine Liebe. . . . Beide dachten einzig an die Not ihres Landes.

Und mit heißester Inbrunst sangen sie:

„Heil dir im Siegerkranz,
Herrscher des Vaterlands,
Heil, Kaiser, dir!"

* * *

Auch am folgenden Tag, am ersten August, war Karl Lienhardt Unter den Linden und am Schloß. Aber heute begleiteten ihn sein Vater und Heinz.

Die gleichen unerhörten Massen, nur noch stiller, noch ernster, noch stundenbewußter, wallten heute wie gestern durch alle Straßen. Die Erkenntnis, daß heute die Entscheidung fallen, daß sich heute das Schicksal erfüllen müsse, umgürtete aller Herzen mit einem eisernen Panzer. Es gab gewiß keinen, der heute fröhlich sein konnte. Das Lächeln war aus der Welt entschwunden. Sogar der tiefklare, blaue Himmel wölbte sich nicht weich, sondern hart und gläsern, und die Sonne sandte ihr flüssiges Gold in Milliarden Büscheln spitziger Pfeile herab.

Christoph Lienhardt ging schwerschrittig zwischen seinen beiden Söhnen. Von irgendeiner Turmuhr dröhnte gewichtig die Stunde. Christoph zählte die Schläge. „Fünf Uhr is es jetzt", sagte er langsam und mit einer eigenen Betonung. „Nu is wohl nichts mehr zu ändern. Nu is es wohl schon bestimmt."

Karl sah geradeaus und holte tief Atem: „Zwischen fünf und sechs läuft das Ultimatum ab."

„Wenn die Russen nu nich nachjeben, dann hat es jeschnappt."

Aber darauf sagte Heinz: „Das tun sie nicht." Und es war, als ob er mit seiner scharfen, spröden Stimme jede Hoffnung und Möglichkeit zerschnitte. „Das tun sie nicht. Wenn sie das gewollt hätten, dann hätten sie's nicht erst so weit kommen lassen."

„Nu aber, was will die Bande denn man bloß von uns? Wir sind doch jewiß keinem Menschen zu nahe jetreten."

„Ja, Vater, was wollen sie?" lachte Heinz höhnisch auf. „Machtdünkel! Gemeiner, brutaler Machtdünkel! Sie haben noch nicht genug Menschen, die unter ihrer Knute seufzen. Sie wollen nun noch Völker dazu!"

„Na weißt du, Heinz", reckte sich Meister Christoph. „Da kommen sie aber, jlaube ich, bei uns an den Unrechten."

Karl hatte sich bis jetzt nicht eingemengt. Doch nun leuchteten seine Augen: „Das will ich meinen, Vater! Wenn jemand in mein Haus einbricht, dann schieße ich ihn nieder! Dasselbe Recht hat auch ein bedrohtes Volk . . . und ich hoffe, wir werden auch die Kraft dazu haben! Diebe sind sie . . . Russen wie Franzosen! Aus gemeinem Neid fallen sie über uns her, weil sie uns unsere Größe und unsere Erfolge nicht gönnen!"

„Und die Engländer?" fragte Heinz.

„Die sind nicht besser."

Digitized by Google

„Ich glaube sogar, die sind die Schlimmsten. die haben das Ganze eingerührt."

„Na also, Jungens, dann sollen sie doch kommen!" meinte Christoph laut in behäbigem Grimm. „Dann sollen sich man auch die Engländer ihre Hiebe holen! Dann jeht das doch jleich in einem Aufwaschen ab!"

Ein paar Leute in der Nähe hatten den Ausspruch gehört, und lachten dazu und nickten ermunternd. Kurze Rede und Gegenrede wurde getauscht, alle erfüllt von Mut und Vertrauen.

So waren sie bis zum Lustgarten gekommen.

Dann begannen die Glocken des Doms zu läuten. Die größte von ihnen neigte sich zuerst. Ihr Klöppel schlug wie ein Riesenhammer schwer und gewichtig gegen das bronzene Metall und schmiedete machtvoll die Töne zusammen, die in tiefem Gedröhn über die Hauptstadt riefen. Nun gesellten sich die kleineren Glocken hinzu. Eine nach der anderen fiel allmählich ein, klangen erst nebeneinander, dann zusammen, mengten ihren Gesang zu einem einzigen Chorus und trennten sich, um sich bald wieder zu vereinen.

Ein breiter Menschenstrom stieg über die Treppen zu den Toren des Gotteshauses hinauf. Und wie Christoph das sah, und wie er die Glocken hörte, die aus dem weiten Himmel zu rufen schienen, sagte er plötzlich leise: „Wißt ihr was, Jungens? Ich möchte eijentlich auch mal da hinein."

Er war seit langem in keiner Kirche gewesen . . . wohl an fünfundzwanzig Jahre war das her. Darum sagte er das jetzt auch beinahe schüchtern. Und seine Söhne sahen ihn wohl verwundert an. Aber doch nur einen Augenblick. . . . Dann nickten sie ernst und gingen mit ihm den gleichen Weg.

Sie traten in den Dom und setzten sich bald auf einer der hinteren Bänke nieder. Das weite Rund und die Nebenschiffe, die Empore und Nischen waren schon voll von Menschen, in den schmalen Gängen stauten sie sich, und von draußen strömten noch immer mehr hinzu. Eine gedämpfte Helligkeit, nicht Licht, nicht Schatten, überschwebte schleiergleich alle Räume. Bloß aus der Kuppel fiel eine Garbe von golden durchleuchteten Sonnenstrahlen, die sich wie eine feinste, glitzernde Wolke über die Köpfe der Gemeinde breitete. Und von den hohen, bemalten Glasfenstern tanzten buntscheckige Farbflecke dazwischen. Das Geläut der Glocken tönte hier dumpf und fern . . . gleichsam unkörperlich und schon halb überirdisch.

Jetzt verstummten die Glocken, und die Orgel setzte ein. In breitester Macht stürmte der Choral daher. Und die ganze Gemeinde wie ein Mann . . . nicht mehr abertausende einzelne Menschen, sondern zusammengeschweißt alle zu einem einzigen Wesen, zu dem übergewaltigen Wesen „Das Volk" . . . sang laut und deutlich in brünstigstem Flehen: „Aus tiefer Not schrei ich zu dir —"

Das war ein Gebet . . . es war ein Schrei . . . ein Anklammern war es an den höchsten Gott, den, so wie Meister Lienhardt und seine Söhne, manch einer schon vergessen hatte, der nun in dieser Stunde zu ihm zurückfand.

Nun bestieg der Geistliche die Kanzel. Und wie die letzten Töne des Chorals verschwebten, erklang warm und weich, sich mit ihnen mengend und gleichsam aus ihnen erstehend, die Stimme des Predigers. Warm und weich erklangen seine Worte, sprachen von der Not des Vaterlandes und von der Not und den Opfern, die über jeden einzelnen kommen würden. Aber sie sprachen auch von der Heiligkeit des Ziels, für das alle Opfer gebracht werden sollten, und das noch größer sei als das größte Opfer. Und wie da und dort, hier nahebei und in irgendeiner Ferne die Tränen flossen und der Schmerz aufschluchzte, so erstarkten doch zugleich auch alle Herzen in dem einen Schwur: „Wir halten durch!"

Christoph Lienhardt sprach kein Wort, wie er nach Schluß des Gottesdienstes als einer der ersten den Dom verließ, und auch Heinz und Karl sprachen nicht. Es war, als schäme sich noch jeder vor dem anderen und auch ein wenig vor sich selbst, daß er wieder etwas wie Frömmigkeit spürte. So traten sie hinaus auf den weiten Platz, der zum Bersten voll von Menschen war, die im Scharlachrot der scheidenden Sonne in einem See von Blut gebadet schienen.

„Schaut", sagte Karl leise und wies darauf hin. „Ist das nicht wie eine Vorbedeutung?"

Und Heinz antwortete sinnend: „Ja, es wird viel Blut kosten."

Digitized by Google

Aber Christoph, der es gehört hatte, schien jetzt erst zu erwachen. Und indem er sich gar nicht mehr der Gefühle schämte, die in der Kirche in ihn hineingeströmt waren, rief er mit mutig blitzenden Augen: „Laßt es doch, Jungens . . . laßt es Blut kosten! Fürs Vaterland is kein Blut zu schade! Wir wollen doch nich unter die Knute kommen! Wir werden ihnen schon zeigen, wer wir sind."

Breitbrüstig, hoch, mit dem langen, schwarzen Bart stand der Schlosser da, als warte er nur darauf, den Hammer zu ergreifen und von neuem zu schmieden . . . aber nicht Eisen diesmal, sondern die Sicherheit Deutschlands. Und während seine Söhne ihn noch staunend ansahen, wie das Neue da aus ihm herausquoll, flatterten plötzlich weiße Bündel, Stimmen und Rufe hier und dort, und endlich ein Brausen: „Wir machen mobil!"

Während des Drängens und Schiebens waren die Lienhardts allmählich ganz in die Nähe der Schloßterrasse gekommen. Sie waren nicht fähig, selbst den Weg zu wählen, und mußten sich willenlos dem Strom überlassen. Aber sie taten es auch gern, und wie unter Suggestion sangen auch Heinz und Karl die patriotischen Lieder, die immer wieder angestimmt wurden.

Nun klang es von irgendwo: „Eine feste Burg — —." Das wurde aufgenommen, die anderen Lieder verstummten, und bald rauschte es mit mächtigen Flügelschlägen: „Eine feste Burg ist unser Gott, eine gute Wehr und Waffen." Kaum aber war der Choral beendet, die letzten Töne zitternd verschwebt, da rief es tausend-, zehntausendstimmig laut bittend, fordernd, gebieterisch: „Unseren Kaiser . . . unseren Kaiser wollen wir sehen! Wir wollen unseren Kaiser sehen!"

Und da öffnete sich oben im Schloß ein Fenster. Der Kaiser erschien mit der Kaiserin. Und wie gestern, so begann er auch heute zu sprechen:

„Ich danke für alle die Liebe und Treue, die mir heute erwiesen worden."

Die Stimme klang weich . . . sie zitterte ein wenig, und man hörte ihr die innere Erregung an. Nun aber schwoll sie, und weithin hallend wie ein heiliges Gebot für alle Zeiten rief es der Monarch zu seinem Volke hinab:

„Wenn es zum Kampf kommt, hören alle Parteien auf! Ich kenne keine Parteien mehr! Ich kenne nur noch Deutsche! Wir sind nur noch Brüder! In Friedenszeiten hat mich wohl die eine oder andere Partei angegriffen . . . das verzeihe ich von ganzem Herzen! Wenn unser Nachbar uns den Frieden nicht gönnt, dann hoffe ich, daß unser gutes, deutsches Schwert siegreich aus dem Kampfe hervorgeht!"

Einen Augenblick herrschte tiefes Schweigen. Es war, als sei etwas Unerhörtes geschehen . . . etwas ganz Großes, etwas unendlich Schönes. Man sah einander an und man fühlte nur erst dunkel: Mitten im Kriegssturm eine Friedensbotschaft! . . . Eine Friedensbotschaft, keine Parteien mehr! . . . Eine Friedensbotschaft, nur noch Brüder! . . .

Man fühlte es nur erst. Aber wie man es begriff, da brach ein unendlicher Jubel los. Wildfremde Menschen umarmten einander, Arbeiter und Bürger schüttelten sich die Hände, man küßte sich und man rief es sich zu: „Keine Parteien . . . es gibt keine Parteien mehr!" Wie eine Offenbarung war das, wie eine Stimme von oben, wie die Befreiung von einer unerträglichen Last.

Keine Parteien mehr . . . Es gibt nur noch Brüder! — In allen Herzen klang das nach . . . alle Herzen waren zum Springen voll. Und wie alle es fühlten, so fühlten es auch die Lienhardts.

In Karl erwachte ein flüchtiges Weh. Er dachte an Olga: Keine Parteien mehr . . . Hätte das Wort nicht früher gesprochen werden können? . . . Dann hätten wir nicht zu entsagen brauchen. . . .

Ein Weh war das. Aber es floh schnell dahin. Und den Kopf zurückwerfend, dachte er: Sie ist mir verloren . . . das ist vorbei. . . . Aber die Zukunft. . . . Es gibt keine Parteien mehr. . . . Die Zukunft wird schön. . . . Da lohnt sich's, zu leben. . . .

Und wie er jetzt Heinz ansah, da wußte er, daß dies Wort auch in ihm gewurzelt hatte. Und er und Heinz reichten dem Vater ihre Hände, und das war wie ein Treuschwur dem Vaterland.

Aber so wie Karl und Heinz und Christoph, so fühlte auch diese ganze Volksmenge das Be-

Digitized by Google

dürfnis, dem Vaterlande den Treuschwur zu erneuern. Das war in diesem Augenblick wie ein heißer Dank für die Friedensbotschaft . . . keine Parteien mehr.

Für die Botschaft des Friedens das Gelöbnis für den Krieg: Dem Kaiser, der keine Parteien mehr kannte . . . dem Kaiser und Reich der letzte Blutstropfen!

Und wie ein Dank, wie ein Gebet, wie ein heiligster Schwur, so rang es sich von aberzehntausenden Lippen, das alte, herrliche Schwertlied der Deutschen, das Schutz- und Trutzlied Germaniens:

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenschwall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein? —
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Wir alle wollen Hüter sein!
Fest steht und treu die Wacht,
Die Wacht am Rhein! —"

* * *

Olga wußte in diesen Tagen nicht, was sie zuerst beginnen sollte. Kurt war bis in die Nacht hinein in der Kaserne . . . sein Regiment sollte am fünften August, abends, marschieren. Und Oertel hatte seine Tochter gebeten, während der Dauer des Krieges doch zu ihm zu ziehen. — Was sollte sie mit ihrem Kind in der großen Wohnung? . . . Allein mit den Dienstboten, das war doch zu einsam. . . . In solcher Zeit schloß man sich doch lieber zusammen. . . .

So hatte Olga alle Hände voll zu tun. Für Kurt packte sie so viel zusammen, daß er gar nicht daran denken konnte, das mitzunehmen. Dann wußte sie nicht, was sie zurücklassen sollte, und zuletzt meinte sie ganz ratlos, daß er mit dem Wenigen doch nicht reichen könnte. Dazu kamen die ersten kriegerischen Nachrichten, denen sie mit angespannten Nerven entgegenlauerte. Und zwischendurch . . . nun ja, da dachte sie auch an Karl. Aber das durfte nicht sein . . . das wollte sie nicht . . . das war ein Unrecht . . . das zwang sie von sich fort . . . — Und sie suchte es in Arbeit und Mühe zu ersticken.

Julius Oertel war fast den ganzen Tag bei ihr. In der Fabrik hatte er so gut wie nichts zu tun, denn die Mehrzahl seiner Arbeiter war eingezogen, und das Wenige konnte auch der Prokurist erledigen. Und überhaupt . . . man hatte ja doch für nichts Sinn als für den Krieg. . . . Und man sehnte sich danach, sich anderen mitzuteilen. . . .

Auch Marie war viel bei ihr. Aber sie war meist schweigsam. Die vollen Lippen waren fest verschlossen, und die großen, blauen Augen blickten mit einem suchenden Willen.

„Was hast du, Marie?" fragte Olga ein paarmal.

„Nichts", schüttelte die.

„Machst du dir Sorge um Kurt?"

Aber da sah Marie groß, verwundert auf: „Ist das dein Ernst? Sorge um Kurt? Im Gegenteil, jetzt beneide ich ihn, daß er ein Mann ist und hinausziehen darf."

Darauf antwortete dann Olga nicht. Und auch Marie schwieg wieder still. —

So kam der vierte August mit der Kriegssitzung des Reichstags.

Frau Leontine war diesmal mitgekommen. Dafür fehlte Kurt, den die Kaserne nicht eine Minute mehr losließ. Olga, die zwischen Marie und ihrem Vater saß, mußte unwillkürlich an jene andere Sitzung denken, bei der sie nach so langer Zeit zum ersten Male wieder Karl Lienhardt begegnet war. Und fast wider ihren Willen ließ sie ihre Augen schweifen: Ob er wohl auch heute hier war? . . . Die Tribünen waren schon besetzt . . . alle voll zum Erdrücken . . . es war schwer, jemanden zu finden. . . . Aber doch . . . hinter ihr oder zu den Seiten . . . nein, er war wirklich nicht da. . . . Vielleicht auf einer anderen Tribüne? . . . Menschen, Menschen, nichts zu sehen vor Menschen. . . . Und trotzdem . . . ja, wahrhaftig. . . . Aber irrte sie sich denn nicht? . . . Dort drüben der Herr in Uniform? . . . Aber natürlich, er war ja Arzt und war eingezogen . . . und dort saß er mit seinem Vater und lehnte sich über die Brüstung. . . .

Mit dem ersten, leisen Schreck über das Wiedersehen empfand Olga etwas wie eine freudige Überraschung: Er zog also mit hinaus in den Krieg? . . . Natürlich, das mußte er ja . . . aber er tat es gewiß auch gern . . . hatte sie es nicht selber mit angesehen, wie er begeistert vor dem Kaiser die Hymne gesungen

Digitized by Google

hatte? . . . Oh, ganz gewiß, da war kein Zweifel . . . der ging gerade so gern wie Kurt ins Feld. . . .

Olga konnte ihre Augen gar nicht von ihm losreißen. Es war ihr, als sei er ihr plötzlich noch näher, als würde sie jetzt durch irgend etwas . . . vielleicht war es der Krieg . . . noch enger mit ihm verbunden.

Aber jetzt mußte sie sich doch zu ihrem Schwiegervater umwenden, der eben für ein paar Minuten heraufgekommen war.

Herr von Willingen schien erhitzt, seine Bewegungen waren lebhafter, und seine grauen Augen wanderten unruhig hinter der goldenen Brille. Er winkte den Seinen zu: „Ich komme eben aus dem Weißen Saal."

„Wie war es?" fragte Frau Leontine.

„War etwas Besonderes?"

Auch die Umsitzenden horchten, um etwas zu erfahren.

Und Herr von Willingen erwiderte: „Es war ergreifend. Der Kaiser hat nach der Thronrede noch weitergesprochen. Dasselbe, was er neulich vom Balkon aus gesagt hat. . . . Ich kenne keine Parteien mehr. . . . Das hat er heute wiederholt. Und dann hat er allen Parteivorständen einzeln die Hand gereicht und hat sich von ihnen Treue geloben lassen."

„Von den Sozialdemokraten auch?" fragte Olga atemlos.

„Nein. Die waren überhaupt nicht gekommen."

In Olga krampfte sich etwas: Hatte sie sich doch getäuscht? . . . Hatte Karl Lienhardt doch immer gelogen, wenn er ihr von der Vaterlandsliebe der Sozialdemokraten erzählt? . . . Und er selber beim Schloß . . . hatte er nur da geheuchelt? . . . Aber nein . . . unmöglich . . . Karl Lienhardt log nicht. . . .

„Das ist bös", meinte Oertel mit einem tiefen Seufzer. „Auch jetzt betreten sie noch nicht das Schloß. Wie werden sie heute dort unten stimmen?"

„Habt ihr wirklich Furcht?" fragte Marie besorgt. „Glaubt ihr nicht, daß sie doch vielleicht noch einlenken? Der Kaiser hat es doch gesagt, daß er keine Parteien mehr kennt. Das ist doch so gut, als ob er ihnen die Hand gereicht hätte."

„Ja," lächelte Herr von Willingen bitter, „aber werden sie die kaiserliche Hand auch ergreifen?"

Inzwischen hatte Olga einen kurzen Kampf gekämpft. Sie wußte selbst nicht, auf wessen Seite sie sich stellen sollte. Nun sah sie aber gerade zu Karl Lienhardt hinüber, und der Zufall wollte, das auch er sie erblickte. — Nein . . . undenkbar . . . der Mann konnte nicht lügen. . . . — Und sie drehte sich um und rief leidenschaftlich: „Sie werden es tun! Sie werden es bestimmt!"

„Wie kannst du das wissen?" fragte Oertel trüb.

„Aber Olga ließ sich nicht beirren: „Ich fühle es! Wir sind nur noch ein Volk! . . . Es ist gar nicht anders möglich! Es kann heute keine Parteien mehr geben!"

Ihre Worte wirkten ein paar Sekunden lang so überzeugend daß auch die anderen ihr beinahe glaubten. Mindestens schwiegen sie und widersprachen ihr nicht. Und als dann von unten die Präsidentenglocke ertönte und den Beginn der Sitzung verkündete, drehte sich Willingen um und stürzte eilig hinab.

In Olga aber tobten die Gedanken weiter. Die felsenfeste Zuversicht, die sie eben noch gehabt hatte, geriet ins Wanken und drohte, ihr zu zerrinnen. — Wie . . . — fragte sie sich — wenn ich mich doch irre? . . . Wenn die anderen nun recht haben mit ihrer Furcht? . . . Wenn die Sozialdemokraten doch Reichsfeinde sind? . . . Und wenn sie Deutschland im Stich lassen in der Stunde der Not? . . . Das wäre ehrlos . . . unsagbar ehrlos . . . Dann müßte man überhaupt an allem verzweifeln . . .

Es war ihr bei dem Gedanken an diese Möglichkeit, als ob etwas in ihr zusammenbräche. Sie selber hielt das für reine Vaterlandsliebe, für die Angst und Sorge um Deutschlands Geschick. Und sie war sich kaum bewußt, daß sie an Karl Lienhardt dachte, und daß ihre Furcht weit eher darin bestand, an ihn künftig nicht mehr glauben zu dürfen.

Dort unten im Saale sprach jetzt der Reichskanzler. Seine Worte klangen erregt und doch ausgemeißelt und fest hingestellt wie Unabänderlichkeiten. Oft wurden sie von lauten Bravorufen unterbrochen.

Digitized by Google

Aber Olga war nicht fähig, zu folgen. Ihr schmetterten nur Einzelheiten ins Ohr, aus dem Zusammenhang gerissen und gleich wieder verschwindend. Denn sie lebte ja nur in ihren eigenen Gedanken, und die trieben sie dort hinüber zu jener anderen Tribüne.

Dort saß er in seiner Uniform, schon feldgrau, und neben ihm sein Vater. Und plötzlich war ihr, als ob sie zu ihm reden müsse — als ob sie ihn bitten müsse: tu' deine Pflicht. — Weißt du nicht mehr . . . — fragte sie ihn in Gedanken — wie du damals an meinem Bette saßest und mir erklärtest, wie unrecht wir euch tun? . . . Und erinnerst du dich nicht mehr an unseren ersten Kuß, und wie wir in ihm alle Klassenzwietracht begruben? . . . Und neulich, vor dem Schloß, haben wir da nicht beide das „Heil dir im Siegerkranz" gesungen . . . du auch, und Auge in Auge mit mir? . . . Kann das alles Lüge gewesen sein? . . . Liebster, lasse mich nicht an dir zweifeln. . . . Wenn heute meine Angehörigen recht behalten . . . wenn heute du und deine Freunde versagen . . . dann verliere ich dich damit zum zweiten Male. . . . Das kannst du nicht wollen. . . . Erlaube doch, daß ich dich wenigstens in Gedanken lieb behalten darf. . . .

Sie hatte ihn sehnend angeschaut, sich gleichsam in seine Seele gekrallt. Und plötzlich . . . war es die Kraft ihrer Blicke, die auch ihn bezwang? . . . sah er zu ihr hinüber. Ihre Augen tauchten ineinander, groß, voll und ruhig, als gäbe es gar keine Zweifel. Wie lange das dauerte, wußte Olga selbst nicht. Sie wußte nur, daß ein Friede in sie einzog, eine große Ruhe und Zuversicht.

Jetzt hörte sie auch, wie der Reichskanzler sagte: „Wir sind in der Notwehr, und Not kennt kein Gebot."

Er sprach von Belgien und Luxemburg, und wie Deutschland die Neutralität verletzen mußte, den Geboten des Völkerrechts zum Trotz. Und daran anknüpfend sagte er weiter: „Das Unrecht, das wir damit tun, das werden wir wieder gutzumachen suchen."

In Olga aber blieb dieser eine Satz haften: — Das Unrecht wieder gutzumachen. . . . Tat sie selbst nicht auch unrecht? . . . Dachte sie nicht noch immer an Karl? . . . Und wie dachte sie an ihn? . . . Das Blut stieg ihr in die Wangen . . . Gab sie ihm nicht immer noch das trauliche Du? . . . Und hatte sie ihn nicht eben noch im Geist geliebkost? . . . Und das tat sie, während ihr Mann ins Feld zog? . . . Unrecht war das, und auch sie mußte gutmachen. . . . Jawohl, das wollte sie . . . aber später, nicht jetzt. . . . Vielleicht hatten ihre Liebe, ihr Blick und ihre Gedanken noch irgendeine geheimnisvolle Kraft . . . vielleicht übten sie Macht dort über Karl und durch ihn weiter über seine Freunde dort unten . . . Das war ja eigentlich lächerlich . . . und doch auch wieder nicht. . . . Wer konnte denn wissen? . . . Es gab ja so viele rätselhafte Dinge. . . . Und jedenfalls heute wollte sie noch an ihn denken. . . . Dann später nie mehr . . . dann wollte sie gutmachen. All und jedes Unrecht an Kurt wollte sie gutmachen. . . .

So verlebte Olga diese Kriegssitzung des Reichstags beinahe in einem Traumzustand. Die Erklärungen des Kanzlers, eine kurze Rede des Präsidenten, die Beifallskundgebungen und Bravorufe, die immer wieder das ganze Haus durchbrausten, dann die Ruhe einer kurzen Unterbrechung der Sitzung, wo Frau Leontine, Marie und der Papa um sie herum sprachen . . . das alles umfloß sie in unscharfen Umrissen, deren flüchtige Eindrücke auf Auge und Ohr schemenhaft blieben und gleich wieder verwischten.

Dann aber erhob sich als einziger Redner der Abgeordnete Haase von den Sozialdemokraten.

Ein scharfer Ruck ging durch das ganze Haus, vom Präsidenten über den Bundesratstisch durch den weiten Saal und bis zu dem Rund der Tribünen hinauf. Die Abgeordneten, die Mitglieder der Regierung, die Zuschauer, Journalisten, sogar die Saaldiener. . . . Alle reckten sich auf, schoben die Köpfe vor, brachten sich auf ihren Sitzen zurecht, zerknitterten dabei vielleicht ein Papier, räusperten sich, zogen den Atem ein oder scharrten flüchtig mit dem Fuß über den Boden. Und alle diese ganz winzigen Geräusche ballten sich zu dem einzigen Ton, der anschwellend glatt abriß, einer Totenstille wich, und in dem sich die Spannung der Gesamtheit zusammenpreßte: Was wird jetzt werden? . . . Jetzt ist der Moment da. . . . Wie werden die Sozialdemokraten stimmen? . . .

Digitized by Google

Auch Olga schaute hinab auf den untersetzten Mann, der da im ostpreußischen Dialekt breit und doch hart zu reden begann.

Aus seinen ersten Sätzen wurde es noch nicht sicher klar, welche Absichten er und seine Genossen hatten. Nun aber erhob er seine Stimme: „Unsere heißen Wünsche begleiten unsere zu den Fahnen gerufenen Brüder ohne Unterschied der Partei!"

Ohne Unterschied der Partei? . . . Das klang wie eine Verheißung, wie eine Antwort auf des Kaisers Ruf: Ich kenne keine Parteien mehr. . . . — Und ein Beifall, vielleicht noch ein wenig unsicher und doch schon befreiend, dankte ihm dafür.

Der Abgeordnete aber sprach weiter: „Wir denken auch an die Mütter, die ihre Söhne, an die Frauen und Kinder, die ihre Ernährer hergeben müssen. Zu ihnen werden sich bald Zehntausende verwundeter und verstümmelter Kämpfer gesellen. Ihnen allen beizustehen, erachten wir als zwingende Pflicht. Für unser Volk und seine freiheitliche Zukunft steht bei einem Siege des russischen Despotismus viel, wenn nicht alles auf dem Spiel. Es gilt, diese Gefahr abzuwenden, die Kultur und die Unabhängigkeit des eigenen Landes sicherzustellen. Da machen wir wahr, was wir immer betont haben: „Wir lassen in der Stunde der Gefahr das Vaterland nicht im Stich!"

Ein tosender Beifall folgte diesen Worten. Was der Abgeordnete weiter sprach, hörte man kaum. Man redete durcheinander, man beglückwünschte sich zu der Einigkeit des Volkes, die erst jetzt gesichert war. Und vielen schien dies Ergebnis so wunderbar, daß sie sich noch kaum recht trauten, daran zu glauben.

Auch Oertel konnte sein Staunen nicht unterdrücken. „Das hätte er von den Sozialdemokraten nicht gedacht."

„Ich auch nicht", meinte Frau Leontine.

Und Marie sagte in ihrer stillen, bestimmten Art: „Sie sind eben doch auch Deutsche wie wir."

Bloß Olga hätte aufjubeln mögen. Und während ihre Augen drüben an Karl hingen, fragte sie: „Nun, Papa, hatte ich nicht recht? Ihr alle habt den Sozialdemokraten unrecht getan, und ihr alle solltet ihnen Abbitte leisten."

Oertel stutzte. Ihm fiel sein Werkmeister ein und auch, wie Olga sich den Fuß verstaucht hatte. — Sollte sie das wohl eben mit einer Absicht gesagt haben? . . . Dachte sie wohl gar noch an den jungen Lienhardt? . . . Aber nein, sie schien doch mit ihrem Manne ganz glücklich. . . . Die Äußerung war gewiß ganz harmlos gewesen. . . .

Und beruhigt, ein wenig scherzend, erwiderte er: „Du bist natürlich immer die Gescheiteste von uns allen. Aber weißt du, mein Kind . . ., die Hauptabstimmung fehlt noch."

Olga schnippte bloß mit der Hand und lachte dazu: „Noch immer kein Vertrauen? Du bist unverbesserlich."

Gleich danach aber sollte sie glänzend gerechtfertigt werden, denn bei der Abstimmung erhob sich das ganze Haus. Niemand fehlte, Mann für Mann stimmte mit Ja . . . eine lückenlos festgeschmiedete Einheit. Das gesamte Volk . . . vom Kaiser bis zum Bettler, ohne Unterschied des Glaubens, des Standes, des Vermögens . . . bewies seinen Willen, sich für Deutschland zu opfern, für das Vaterland den letzten Blutstropfen zu geben.

Und wenn vorher die Worte des Abgeordneten Haase: „Wir lassen in der Stunde der Gefahr das Vaterland nicht im Stich", bloß tosenden Beifall ausgelöst hatten, dann gab es jetzt nicht nur Beifall . . . jetzt gab es Sturm! Ein orkanartiges Wehen von Freude und Begeisterung, das alle Fesseln sprengte und sich wild-rasend befreite, jagte klatschend, rufend, schreiend, heulend in einem Jubeltaumel durch diesen Saal, in dem sonst alles so ruhig und wohl temperiert war. Der Reichskanzler, die Mitglieder des Bundesrats, die Minister, die Räte und viele Offiziere standen auf der Estrade zu Hauf gedrängt und wurden nicht müde, die Hände aneinanderzuschlagen und den Abgeordneten unten Bravo zuzurufen. Diese selber klatschten sich gegenseitig zu, und die Mitglieder der einzelnen Parteien vermischten sich, schüttelten sich die Hände und wünschten sich Glück. Und auch von den Tribünen brauste es her. Die an der Brüstung saßen, beugten sich weit über, die anderen drängten von hinten nach vorn, zahllose Arme schwirrten in der Luft, die Damen winkten mit ihren Tüchern, und Bravo!, immer

Digitized by Google

neu sich steigernd, knatterten in Salven hinunter.

Aus allen Gesichtern aber und aus allen Augen funkelte, strahlte, leuchtete, blitzte nur das eine unermeßbare Glück hervor: Ein Volk . . . ein Wille! . . . Eine Not — ein Arm! — Es gibt keine Parteien mehr! . . . Es gibt nur noch Brüder! —

Keine Parteien mehr! . . . Alle Zwietracht begraben! . . . Des Kaisers Friedenswort Wahrheit geworden! . . . In Krieges Not zur Einheit geschweißt! . . . — Alles das hatte sich hier in diesem Saal vollzogen. Aber der Raum war zu eng für so viel Wunderbares, und es stieg empor über die goldene Kuppel und breitete sich aus über alles Land. Und in allem Land, wo Deutsche wohnten . . . allen Neidern und Feinden zum Trutz und zum Tort . . . erscholl nur noch der Ruf: „Wir halten durch! In Not und Gefahr sind wir nur noch Brüder! Es gibt bei uns keine Parteien mehr!"

Aber was alle Herzen, alle Sinne füllte, das war . . . nur stiller . . . auch in Olgas Brust. Und während rings der Paroxismus Orgien feierte, ruhten ihre Blicke auf Karl Lienhardt, und ihre Lippen flüsterten: „Jetzt sind wir gleich!"

Wie eine Freude war das, — — — aber auch wie eine Wehmut. Eine Wehmut, die lächeln muß unter Tränen . . . ein letzter Gruß an ein fernes Glück, das zu spät auftauchte und für immer verschwand.

Zu spät. — Ihre Lippen flüsterten. — — Was? —

Vom fernen Glück, das für immer entschwand. — —

* * *

Mutter Lienhardt saß in ihrer Wohnstube am offenen Fenster. Auf dem grün gestrichenen Blumenbrett, das Meister Christoph selber gezimmert hatte, standen eng aneinander in Töpfen und Töpfchen all die Pflanzen, die von einem Jahr zum anderen sorgfältig und mühsam hinübergepflegt wurden. Es waren keine kostbaren, seltenen Blumen ... einfache Primeln, Astern, Fuchsien, Reseden, auch ein paar Nelken und eine Rose waren da. Manche waren schon abgeblüht, andere prunkten noch in bescheidenem Farbenschmuck. Aber Mutter Lienhardt machte da keinen Unterschied, gab ihnen Wasser, pflückte gelbe Blätter und pflegte alle mit der gleichen Sorgfalt, denn sie wußte ja, daß sie es ihr immer dankten, jede zu ihrer Zeit und auf ihre Art.

Jetzt stand das Fenster offen, die Abendsonne schien herein und fiel auch auf den Kanarienvogel, dessen kleines Bauer oben im Fensterrahmen hing, und der mit unendlichem Trillern und Pfeifen ein Lied nach dem anderen hinausschmetterte.

Sonst schaute Mutter Lienhardt wohl hinauf, wenn er sich so anstrengte, den Schnabel in die Luft streckte, das Köpfchen nach allen Seiten drehte und dabei den kleinen Hals so blähte, daß die weichen, zartgelben Federchen sich sträubten und zu einer Krause stellten. Dann aber nickte sie ihm zu mit ihren guten Augen. „Brav, Hans ... das hast du aber fein gemacht. Ja, singe man immerzu . . . kriegst auch nachher ein Stück Zucker."

Heute aber achtete sie nicht auf ihn. Er mochte singen und piepen, soviel er wollte . . . es war, als ob sie ihn gar nicht hörte. Heute saß sie in dem großen Ledersessel, der eigentlich ihrem Manne gehörte und der für die kleine, verhutzelte Frau bei weitem zu breit und zu tief und zu hoch war, und ihr Gesicht war so hinabgebeugt, daß es hinter den Blumen beinahe verschwand.

Jetzt seufzte sie, schaute nach der Schwarzwälder Uhr, deren Pendel drüben an der Wand hin und her tickte, und murmelte: „Schon halb sieben. Nun müßten sie doch bald kommen."

Dann stand sie auf, sah zum Fenster auf die Straße hinab und ging in ihrer lautlosen, stillen Art, mit der sie immer um Entschuldigung zu bitten schien, daß sie überhaupt existierte und auf der Welt war, in die Küche, um nach dem Abendessen zu schauen.

Ich muß den Jungens doch was Vernünftiges vorsetzen . . . — dachte sie und wischte sich mit dem Handrücken über die Augen. — Wer weiß, wann ich sie wiedersehe . . . und ob überhaupt? . . .

Sie schluchzte kurz auf, faßte sich aber gleich wieder und schneuzte sich energisch die Nase: Ach, Dummheit . . . so schlimm wird's ja wohl nicht werden . . . Und jedenfalls muß ich ihnen

Digitized by Google

heute noch was Jutes jeben. . . . Was essen sie denn man jerne? . . . Vielleicht Kartoffelpuffer . . . das ist ja ihre Leibspeise . . . und die werden se wohl lange nich kriegen . . . denn die Russen und Franzosen . . . ach, du lieber Jott . . . die werden so was Jutes jewiß nich kennen. . . .

Und rasch entschlossen setzte sie sich auf einen Schemel und begann, hurtig und flink, Kartoffeln zu schälen.

Gerade als sie fertig war . . . es war ein hübscher Topf voll geworden . . . und als sie mit dem Reiben beginnen wollte, kam Meister Christoph mit Heinz und Karl.

„Na, Mutter," meinte Christoph, „schon tüchtig bei der Arbeit?"

Aber statt ihm zu antworten, nickte sie bloß und schaute dabei auf Karl: „Ach, du lieber Jott! Wie der Junge aussieht in der feinen Uniform! Ach, wenn es doch nu man bloß nich in den jräßlichen Krieg jinge!"

„Ach, Mutter," tröstete Karl und streichelte ihr die Backen, „du mußt nicht solche Angst haben. Jede Kugel trifft nicht."

„Aber doch manche", beharrte Mutter Lienhardt, wandte sich aber doch wieder ihren Kartoffeln zu.

„Na ja, manche wohl, Mutter", mischte sich Heinz nun ein. „Aber sieh mal, gerade Karl, der ist doch Arzt. Der kommt ja gar nicht so direkt ins Feuer."

Die alte Frau fuhr jetzt noch hastiger auf dem Reibeisen hin und her, als wollte sie all ihre Sorge und all ihre Not daran auslassen: „Hm, hm . . . schon jut . . . das sagst du so. Aber wenn es nu auch wahr wäre, das mit Karl . . . na, was wäre denn nu dann mit dir? Du bist doch nicht Arzt. Na, und glaubst du etwa, daß ich mich um dich weniger ängstije als um Karl? Und du mußt sogar schon morjen fort!"

Meister Christoph ging schwerschrittig in der Küche auf und ab. Viel Platz hatte er dazu allerdings nicht, denn der Raum war nur klein und zu eng für vier Menschen. Nun blieb er aber breit vor seiner Frau stehen: „Mutter, ich finde, du bist janz unvernünftig. Weißt du denn überhaupt, was das für ein Krieg wird? Das weißt du nich, denn sonst würdest du nich so reden. Also, wenn wir den Krieg verlieren, Mutter, denn is es überhaupt jlatt aus mit Deutschland. Dann kriegen wir die Kosaken hierher, und uns schicken se vielleicht irgendwohin nach Sibirien. Na, hab' ich nich recht, Heinz? Was sagst du, Karl?"

„Ja, ungefähr so würde es wohl sein."

„Viel Gutes könnten wir von den Russen nicht erwarten."

„Da hörst du's, Mutter . . . so steht die Sache. Und siehst du, dazu is Deutschland doch zu schade. Besonders jetzt! Was meint ihr, Jungens?"

Er hatte die letzten Worte herausfordernd gesprochen. Dabei leuchteten seine gutmütigen, blauen Augen, und ein breites Lachen zeigte seine gesunden Zähne.

„Ja, Vater," sagte Heinz noch ein wenig verhalten, „wenn das wirklich wahr würde, was der Kaiser gesagt hat, daß es keine Parteiverhetzung mehr geben soll — —"

„Es wird wahr werden", unterbrach Karl. „Es ist doch schon heute wahr geworden."

„Und wenn es auch nach dem Kriege so bliebe — —"

„Es wird so bleiben! Nach heute wird es! Nach heute können sie doch nicht mehr behaupten, daß die Sozialdemokraten Reichsfeinde seien! Von heute ab gibt es nur noch Deutsche!"

„Also dann — —" Heinz stand auf. Seine schlanke Gestalt, schmiegsam und sehnig, wie zum Sprung bereit, wiegte sich leicht in den Hüften, als erprobte sie ihre Kräfte. Seine feingeschnittene Nase sog die Luft begierig ein, als könnte sie gar nicht genug davon trinken. Seine Arme breiteten sich, als wollten sie irgend etwas umfassen. Und seine scharfe, ein wenig spröde Stimme trompetete es zuletzt wie eine Fanfare heraus: „Also dann wird die Welt erst wirklich schön!"

„Das wird sie auch, Heinz!" rief Karl. „Das wird sie!"

Und Christoph stimmte begeistert ein: „Ja, Jungens, jetzt sind alle Brüder!"

Mutter Lienhardt hob verwundert den Kopf . . . sogar mit dem Kartoffelreiben hörte sie auf. So hatte sie ihren Mann und ihre Söhne noch nicht gesehen, und sie wußte gar nicht, was sie daraus machen sollte.

Doch bevor sie noch irgendeine Frage stellen konnte, rief Heinz schon wieder: „Aber nun müssen wir erst siegen! Denn wißt ihr, alles, was wir erworben, und alles, was in dem

Digitized by Google

Kaiserwort liegt, das kann sich nur in einem freien Deutschland entwickeln, das über alle seine Neider und Feinde Herr wird! Und darum müssen wir vor allen Dingen siegen!"

„Das müssen wir!" nickte Karl. „Aber wir werden auch siegen! Solch gesundes Volk wie wir Deutsche muß siegen!"

„So is es, Jungens", rief Meister Christoph. „Jesund sind wir Deutsche, jesund durch und durch! Und das Herz haben wir alle auf dem rechten Fleck! Un denn die Hauptsache: einig sind wir! Da möcht' ich mal den sehen, der uns unterkriegt!"

„Unterkriegen soll uns keiner, Vater! Im Gegenteil. . . . Wir wollen die anderen gehörig ducken!"

So daß sie für alle Zeit die Lust verlieren, sich noch einmal an uns zu wagen!"

„Ducken wollen wir sie, Jungens, daß ihnen die Augen überjehn!"

„Aber Arbeit wird's kosten, Vater . . . sehr viel Arbeit. Man darf den Feind nicht unterschätzen."

„Das ist richtig", meinte nun auch Karl. „Die Übermacht ist groß. Jeder einzelne Deutsche wird helfen müssen."

„Un jeder einzelne Deutsche wird auch helfen wollen", schrie Christoph . . . jawohl, er schrie es geradezu. „Habt ihr es denn nich heute morjen jelesen, daß sich schon überall in janz Deutschland Tausende und Tausende von Freiwilligen melden? Jeder einzelne muß helfen, der noch jerade Knochen hat! Ein Schuft is, wer die Kraft hat und doch nich mitjeht! Und nu paßt mal Obacht, Jungens, und du, Mutter, auch . . . nu sperrt mal Mund und Nase auf: Ich, Christoph Lienhardt . . . ich jehe auch mit!"

Er schlug sich bei diesen Worten mit der schweren Faust, die gewohnt war, den Schmiedehammer zu führen, so auf den Brustkasten, daß es dröhnte. Und Heinz, der ihn so dastehen sah . . . hünenhaft, breitschultrig, mit dem langen, schwarzen Bart . . . mußte unwillkürlich denken: Wie ein alter Germane . . . Man brauchte ihm bloß Felle um die Schultern zu hängen . . . wie ein Held aus grauer Vorzeit wäre er dann. . . .

„Na?" fragte Christoph. „Ihr redet ja jar nichts. Und du, Mutter, du verjißt sogar deine Kartoffeln?"

Die kleine, verhutzelte Frau sah ihn ganz entgeistert an. Darauf verzog sie ihren Mund zu einem verängstigten Lächeln, und zuletzt meinte sie: „Ach du . . . du machst ja bloß Spaß."

Aber Christoph begehrte auf: „Nu jlaubst du mir wieder nich! Was sagt Ihr nu, Jungens, Mutter jlaubt mir nich!"

„Na ja, Vater," meinte Karl bedächtig, „da hat Mutter ja auch gewissermaßen recht."

„Recht? Wieso recht?"

„Na, du wirst doch nicht wirklich?"

„Jewiß werde ich! Und du wirst mich nich halten! Du nich, Karl, und kein anderer auch nich! Was sagst du dazu, Heinz?"

Der sah Karl an und wäre dem Vater am liebsten um den Hals gefallen. Aber er hielt sich zurück. „Gott, Vater . . . ich meine, du solltest das doch lieber Jüngeren überlassen. Du hast doch schließlich deine Fünfundfünfzig."

„Sechsundfünfzig, Heinz", jammerte jetzt Mutter Lienhardt dazwischen. „Vater is schon sechsundfünfzig alt."

„Also siehst du, Vater . . . sogar noch ein Jahr mehr."

Und Karl versuchte zu warnen: „Das hältst du ja nicht mehr aus."

Da kam er aber bei Meister Christoph schlecht an.

„Was?" schrie der. „Ich halte das nich aus? Und sechsundfünfzig bin ich? Nu ja, das stimmt! Aber laß dir man sagen, ich mit meinen Sechsundfünfzig, ich nehme das noch mit zwei solchen auf, oder es können auch wohl drei sein, so wie du einer bist! Da, seht mal her!" Er riß sich das Hemd vorn auf, so daß die braune, dicht behaarte Haut sich entblößte, und krempelte sich den einen Arm in die Höhe. . . . „Da seht mal her! Den Brustkasten! Die Muskeln! — Soll ich damit etwa hinterm Ofen hocken?"

„Und die Mutter, Vater . . . was wird aus der?"

„Ach was! Ich bin doch kein Weiberknecht! Das Vaterland ruft! Da müssen auch die Weiber dem Vaterland ihr Opfer bringen! Die Russen wollen rein! Bejreifst du denn das nich, Mutter? Bedenke doch man bloß mal . . . die Kosaken! Weißt du denn, was das für Kerle sind? Das sind Kerle . . . die fressen sojar Taljlichter!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Weit vom Schuß / Von Freiherr von Schlicht

Humoristisch-patriotischer Roman aus der Kriegszeit. 9. Fortsetzung.

Gar mancher der armen Verwundeten fand trotz der sorgfältigsten Pflege hier in den Lazaretten den Tod, aber den Namen eines Offiziers hatte sie bisher glücklicherweise noch niemals unter diesen Nachrichten gefunden. Also mußte er noch leben, und schon deshalb hielt sie es für ihre Pflicht, täglich auf ihn zu warten. Einmal mußte er doch wiederkommen, und was dann, wenn er kaum genesen, vergebens nach ihr aussah? Wenn dann er hier stand wie jetzt sie und vergebens auf sie wartete?

Da wartete sie schon lieber, sie war jung und gesund und hatte nichts zu versäumen.

Aber er kam auch jetzt noch nicht, statt dessen hörte Dorette, die ganz in Gedanken versunken auf und ab ging, sich plötzlich von einer Frauenstimme angesprochen, und als sie aufblickte, stand Ihre Exzellenz Frau von Dangsfeld, die erste Vorsitzende des Roten Kreuzes, vor ihr, um ihr lebhaft zuzurufen: „Wie schön, mein liebes Fräulein, daß ich Sie noch erwische. Der Gärtner, bei dem ich eben im Laden war, erzählte mir, er habe Ihnen seinen letzten Veilchenstrauß verkauft. Ich sehe, daß Sie den noch in Händen halten. Ich brauche unbedingt Veilchen, würden Sie so liebenswürdig sein, mir die zu überlassen?"

„Wenn ich Ihnen damit einen Gefallen tun kann, Exzellenz, dann gern", kam es zwar freundlich, aber trotzdem etwas zögernd über Dorettes Lippen.

„Selbstverständlich handelt es sich dabei nicht um mich", beeilte Ihre Exzellenz sich, Dorette aufzuklären. „Wenn ich die Blumen für mich brauchte, würde ich es natürlich nicht wagen, Sie darum zu bitten, aber es handelt sich um einen schwerverwundeten Offizier. Der arme Mensch ist heute früh operiert worden, und unter der Nachwirkung der Narkose, wohl auch halb im natürlichen Schlaf, verlangt er immer nach Veilchen. Er muß in dieser Hinsicht irgendein kleines Erlebnis gehabt haben, das sich ihm fest einprägte, und nicht wahr, liebes Fräulein, für den geben Sie mir die Ihrigen?"

„Vorausgesetzt, Exzellenz, daß Sie mir erlauben, die Veilchen dem Kranken selbst zu bringen", bat Dorette, die, nachdem sie soeben von der Operation erfahren hatte, den Wunsch hegte, sich baldmöglichst davon zu überzeugen, wie es dem Kranken ginge.

Überrascht blickte Ihre Exzellenz auf: „Sie kennen den Grafen von Dernbach, liebes Fräulein Dorette?"

„Ich höre den Namen heute zum erstenmal," gab diese ein klein wenig ausweichend zur Antwort, „aber ich sah den verwundeten Offizier, um den es sich sicher handelt, anfangs der vorigen Woche hier auf der Straße. Zufälligerweise sogar hier auf derselben Stelle. Es packte mich das Mitleid mit ihm, so daß ich in den Laden ging, um ihm ein paar Veilchen zu schenken. Auch diesen kleinen Strauß hatte ich ihm zugedacht, für den Fall, daß er mir heute wieder zufällig begegnen würde. Anders als mit Blumen können wir den Verwundeten doch nicht für das danken, was die für uns leisten."

Voller Interesse hatte Ihre Exzellenz zugehört, das war ja sehr interessant, was sie da erfuhr, daraus ließ sich auf dem nächsten Kriegsabend eine rührende kleine Erzählung machen, man mußte nur die nötige Phantasie besitzen, um die Episode auszuschmücken. Die erinnerte sogar ein klein wenig an die berühmte Rose von Gorze, die im Kriege 1870 ein schwerverwundeter Offizier, der zu sterben glaubte, dem damaligen König Wilhelm, der an dem Fenster des Kranken vorüberritt, als letzten Gruß sandte.

Was Ihre Exzellenz da erfuhr, interessierte sie sehr, und so meinte sie denn jetzt, anscheinend nur wirklich wohlwollend, im Grunde aber doch nur außerordentlich neugierig: „Ach, da sind Sie also das kleine Erlebnis, liebes Fräulein Dorette, das unser lieber Graf gehabt hat. Ich vermutete natürlich gleich, daß eine junge Dame dahintersteckte, denn wenn eine alte Frau, wie ich, oder ein kleines Kind dem Grafen die Veilchen geschenkt haben würde, dann hätte das wohl kaum einen solchen Eindruck auf ihn ge-

Digitized by Google

macht. Also Sie, liebes Fräulein Dorette, sind das kleine Erlebnis", und ein klein wenig neckend setzte sie hinzu: „Schau, schau!"

Dorette wurde wider ihren Willen verlegen, aber ehe sie noch etwas hätte erwidern können, rief Ihre Exzellenz ihr zu: „Sie brauchen wirklich nicht zu erröten, mein liebes Fräulein. Was Sie veranlaßte, dem verwundeten Offizier Blumen zu schenken, war doch selbstverständlich nur Mitleid."

Dieses Wort „selbstverständlich" aus dem Munde Ihrer Exzellenz hatte einen etwas zweifelnden und ein klein wenig spöttischen Beigeschmack, und deshalb meinte Dorette jetzt mit fester Stimme, während sie Ihrer Exzellenz dabei offen und frei in die Augen sah: „Sie haben recht, lediglich das Mitleid ließ mich dem Offizier die Blumen geben. Ich wüßte auch wirklich nicht, welches andere Motiv mich dazu hätte verleiten können, denn es handelt sich doch für mich um einen Fremden, den ich zum erstenmal in meinem Leben sah, und mit dem ich bis dahin noch nie ein Wort sprach."

Dorette war im Augenblick von der Wahrheit dessen, was sie da sprach, selbst vollständig überzeugt, denn sie glaubte tatsächlich, so oft sie an den Verwundeten dachte, und so oft sie für ihn betete, nichts anderes als Mitleid für ihn zu empfinden. Aber trotzdem gelang es ihr nicht, Ihre Exzellenz zu überzeugen, weil die sich ganz einfach nicht überzeugen lassen wollte, denn sonst hätte diese kleine Episode ja jeden poetischen und pikanten Reiz verloren. Die sollte womöglich noch poetischer werden, und so sagte Ihre Exzellenz denn jetzt: „Wenn Sie wirklich den Wunsch haben, dem Kranken die Veilchen selbst zu geben, dann kommen Sie bitte mit mir. Sonst sind Krankenbesuche ohne ärztliche Erlaubnis natürlich verboten, aber in diesem Falle werde ich Ihr Erscheinen dem Arzt gegenüber zu verantworten wissen. Vielleicht, daß Ihre Nähe beruhigend auf den Kranken einwirkt, daß der dann aufhört, immer aufs neue um Veilchen zu bitten. Wir haben ihm heute schon so viele an sein Bett gestellt, aber es waren anscheinend immer die falschen, nun werden Sie, liebes Fräulein Dorette, ihm wohl endlich die richtigen bringen."

„Ich hoffe", stimmte Dorette ihr bei, und doch begriff sie sich eigentlich selbst nicht, als sie nun gleich darauf an der Seite Ihrer Exzellenz dem Krankenhaus, das als Lazarett diente, entgegenschritt. Warum brachte sie dem Kranken die Veilchen selbst? Verriet sie dadurch nicht vielleicht doch eine Anteilnahme an dem Grafen, die ihr falsch ausgelegt werden könnte? Aber wenn auch, sie betrachtete es in diesem Augenblick wie etwas ganz Selbstverständliches, daß sie zu ihm ging. Er hatte ihr von seiner Operation und von allem, was ihn beschäftigte, so offen und frei gesprochen, wie wohl sicher gegen keine der Schwestern im Krankenhause. Er stand nicht nur hier, sondern auf der ganzen Welt völlig allein. Schon weil er ihr das erzählte, hatte sie das Empfinden, als gehöre sie zu ihm, wenigstens so lange, bis er völlig genesen war und wieder in das Feld ziehen konnte.

So lag ihr denn jetzt die Frage auf den Lippen, wie die Operation verlaufen sei, aber sie sprach die Worte doch nicht aus. Um des Kranken willen fürchtete sie die Antwort, die vielleicht nicht günstig ausfiel, und seinetwegen wollte sie sich die Hoffnung noch nicht rauben lassen.

Aber immer mehr beschäftigte sie diese Frage im stillen, so daß sie nur flüchtig auf alles hinhörte, was Ihre Exzellenz ihr unterwegs erzählte, bis sie dann nach einer kleinen Viertelstunde das Krankenhaus erreichten. Auch Dorette hatte sich bei Ausbruch des Krieges sofort für das Rote Kreuz gemeldet, aber sie war, wie so viele andere, nicht genommen worden, da ein Überfluß an Damen herrschte, und da man in erster Linie die verheirateten zur Pflege heranzog. Damals empfand Dorette das als eine Zurücksetzung, aber als sie jetzt an der Seite Ihrer Exzellenz durch die langen Korridore schritt, da wußte sie doch nicht, ob ihre Kräfte und ob ihre Nerven ausgereicht haben würden, sich hier nützlich zu machen. Das Mitleid krampfte ihr das Herz zusammen, als sie die armen Verwundeten sah, die hier überall herumstanden und herumsaßen und auf den Augenblick warteten, in dem sie in das Zimmer des Arztes gerufen wurden, um neu verbunden zu werden. Und wie mochten diese Wunden aussehen, wenn der schützende, schneeweiße Verband, wenn auch nur für kurze Zeit, heruntergenommen wurde? Aber es gab dort auch sonst

Digitized by Google

noch viel Leid zu sehen. Leise und behutsam trug man jetzt an ihr einen Soldaten vorüber, der eben operiert worden war. Er lag noch in der Narkose, blaß wie der Tod. Dorette konnte den Anblick nicht ertragen, sie wandte sich zur Seite und mußte ihre ganze Kraft zusammennehmen, um nicht zu taumeln, als sie jetzt aus ein paar Worten, die die Träger mit einer Schwester wechselten, erfuhr, daß dem Ärmsten ein Bein amputiert werden mußte. Und kaum, daß dieser an ihr vorübergetragen war, da erschienen schon wieder neue Träger, um einen Soldaten in den Operationssaal zu bringen. Völlig apathisch, ruhig in sein Schicksal ergeben, lag der auf der Bahre, der schien sich keine Gedanken darüber zu machen, wie das Messer des Arztes bald in seinem Körper herumschneiden würde.

Dorette atmete erleichtert auf, als der lange Korridor endlich durchschritten war, und als Ihre Exzellenz sie in ein kleines Zimmer eintreten ließ: „Warten Sie hier bitte einen Augenblick, liebes Fräulein Dorette, ich will dem Chefarzt Ihren Besuch melden und ihn um Erlaubnis bitten, Sie zu dem Grafen führen zu dürfen. Spätestens in fünf Minuten bin ich wieder da."

Aber es dauerte viel länger und Ihre Exzellenz kam nicht. Unterdessen hörte Dorette draußen auf dem Korridor die schlürfenden Schritte der Verwundeten, das Aufstoßen der Krücken, das Öffnen und Schließen der Türen, die halblauten Rufe der Träger: Vorsicht, Vorsicht!", wenn wieder einer in eines der Operationszimmer getragen wurde.

Wo Ihre Exzellenz nur bleiben mochte? Dorette warf einen Blick auf die Uhr, schon mehr als zwanzig Minuten saß sie hier, und wer konnte wissen, ob sie nicht nochmals zwanzig Minuten, wenn nicht noch länger warten mußte. Ob es da nicht besser war, sie ging wieder fort? Vielleicht hatte man sie ganz vergessen, und sie konnte das nicht einmal übelnehmen, denn wer hatte hier Zeit, an die Gesunden zu denken, wo die Kranken alle Kräfte in Anspruch nahmen. Ja, das beste war es schon, sie ging. Sie konnte die Veilchen ja hier zurücklassen, damit Ihre Exzellenz die dem Grafen von ihr überreichte.

Aber gerade, als sie diesen Entschluß gefaßt hatte, trat Exzellenz wieder ein: „Kommen Sie, mein liebes Fräulein Dorette, der Arzt hat Ihren Besuch erlaubt, auch er verspricht sich von dem sehr viel Gutes."

Dorette erhob sich von ihrem Platz und schritt gleich darauf neben Ihrer Exzellenz dahin. Abermals ging es durch einen langen Korridor, bis sich dann endlich vor ihnen eine Tür öffnete. Und dort in dem kleinen, einfach eingerichteten Zimmer lag als einziger Kranker der Graf auf einem eisernen Feldbett, dessen Decken und Kissen, so schneeweiß die auch waren, dennoch mehr Farbe zu haben schienen als die Wangen des Kranken. Am Fußende des Bettes saß eine Schwester, die sich bei dem Eintritt der beiden Damen erhob und Dorette als Schwester Anna vorgestellt wurde.

„Nun, wie geht's?" erkundigte Exzellenz sich mit leiser Stimme.

„Immer noch dasselbe, Exzellenz", gab Schwester Anna mit einer fast geschäftsmäßigen, gleichgültigen Stimme zur Antwort, um dann hinzuzusetzen: „Der Puls ist verhältnismäßig gut, hin und wieder schlägt der Graf auch schon die Augen auf, aber er spricht immer noch von seinen Veilchen, und dabei sind ihm heute doch schon so viele geschenkt worden. Der ganze Nachttisch steht schon voller Blumen, ich habe auch versucht, ihm einen Strauß in die Hand zu geben, aber er läßt ihn immer wieder fallen, als sei er nicht der richtige."

Ihre Exzellenz tauschte mit Dorette einen schnellen Blick, der hier am Krankenbett wirklich jeder Neckerei entbehrte, dann wechselte sie leise ein paar Worte mit der Schwester, die sie beiseite gerufen hatte, und wandte sich dann an Dorette: „Die Schwester sagt mir eben, daß keinerlei Gefahr vorliegt, sie kann ruhig auf ein paar Minuten fortgehen und Sie mit dem Kranken allein lassen. Der Arzt, den ich vorhin deswegen befragte, war derselben Ansicht. Ich bitte Sie, sprechen Sie mit dem Kranken. Wenn Sie allein sind, brauchen Sie sich in keiner Weise zu genieren. Vielleicht, daß er Ihre Stimme erkennt und daß er errät, wer ihm jetzt die Blumen bringt, das wird ihn beruhigen und zu seiner Genesung beitragen. Sie brauchen sich nicht zu fürchten, Schwester Anna bleibt in der Nähe."

Digitized by Google

Und ohne Dorettes Antwort abzuwarten, ging Ihre Exzellenz mit der Schwester hinaus und ließ sie mit dem Kranken allein.

Wie blaß, wie entsetzlich blaß der war. Völlig regungslos lag er da, und es schien ihr ganz undenkbar, daß er, wenn auch nur im Schlafe oder unter der Nachwirkung der Narkose gesprochen haben sollte. Was wußte der in diesem der Welt entrückten Zustand, in dem er sich befand, von den Veilchen, die sie ihm damals schenkte?

Mit den Blumen, die immer noch in dem schützenden Seidenpapier eingehüllt waren, in der Hand, hatte sie sich auf den Stuhl niedergelassen, den vorhin die Schwester Anna einnahm und blickte unverwandt dem Kranken in das Gesicht. Wie still, wie unheimlich still es hier war. Von dem ganzen Getriebe in dem Krankenhaus drang auch nicht das leiseste Geräusch hierher. Fast so ruhig wie in einem Sterbezimmer, dachte Dorette plötzlich, und unwillkürlich stand sie auf und beugte sich über den Kranken, um zu sehen und um zu horchen, ob er überhaupt noch atme. Die Angst, die wahnsinnige Angst überfiel sie jählings, er könne hier in dieser Stille plötzlich sein junges Leben aushauchen. Aber nein, er lebte. Sogar ruhig und regelmäßig, wie es ihr vorkam, hob und senkte sich seine Brust, die, wie sie erst jetzt sah, mit dem Eisernen Kreuz erster und zweiter Klasse geschmückt war. So hatte er also die Auszeichnung doch schon erhalten, und wenn man ihm die an seinem Nachthemd befestigte, so war das sicher auf seinen Wunsch hin geschehen, bevor man ihn in den Operationssaal trug. Wie ein Held wollte er auch dort erscheinen und den Ärzten und den Schwestern zu verstehen geben: „Ich habe keine Furcht, macht mit mir, was ihr wollt."

Immer noch stand sie vor ihm, ein klein wenig vornübergebeugt, sich mit der linken Hand auf das Bett stützend, und wohl unter der Einwirkung ihres Blickes, den er selbst in seinem Halbschlummer empfinden mochte, fing er jetzt an, ein klein wenig unruhig zu werden. Er bewegte den Kopf ein paarmal hin und her, legte den bald auf die rechte, bald auf die linke Seite, bis er dann jetzt die Augen aufschlug, und zwar so plötzlich und unerwartet, daß Dorette beinahe erschrak, als sie nun seinen Blick auf sich gerichtet fühlte. Aber nur zu schnell merkte sie es, er erkannte sie gar nicht, er sah nur ein paar Sekunden starr vor sich hin, die Lider schlossen sich gleich darauf wieder, und abermals lag er eine ganze Weile still und regungslos da, bis er mit halblauter, kaum vernehmbarer Stimme vor sich hin sagte: „Schenk' mir Veilchen, schenk' mir noch einmal Veilchen."

Dorette erriet es, die Worte galten nur ihr, und obgleich sie mit dem Kranken allein war, obgleich niemand sie sah und beobachtete, errötete sie nun doch vor Verlegenheit, dann aber auch vor Freude, weil er selbst jetzt, wenn auch nur unbewußt, an die Blumen dachte, die sie ihm damals reichte. So entfernte sie denn nun schnell das Seidenpapier von dem kleinen Veilchenstrauß und legte ihm den zwischen die beiden Hände, die ineinandergefaltet auf der Bettdecke ruhten, während sie ihm zugleich leise, damit sie ihn nicht aufwecke, zurief: Hier sind die Veilchen, nun dürfen Sie aber auch nicht mehr an die denken, sondern ganz traumlos weiterschlafen, damit Sie bald wieder gesund werden. Hier sind die Veilchen, ich habe sie Ihnen selber gebracht."

Und während er sonst die Blumen, die man ihm in die Hand drückte, gleich wieder losließ, wie Schwester Anna es erzählte, hielt er die mit seinen schwachen Händen fest, so daß sie diese jetzt unwillkürlich mit ihrer Rechten leise streichelte.

Seine Hände erschauerten, und leise sagte er vor sich hin: „Wie kalt, wie kalt."

Da bemerkte Dorette erst, daß sie immer noch die Glacéhandschuhe trug, das kalte Leder mochte ihn erschreckt haben, so zog sie denn jetzt schnell den Handschuh ab und strich ihm abermals über die beiden Hände, bis sich seine Rechte dann löste, die ihrige ergriff und sie, wenn auch mit schwachen Kräften, umspannte, als wolle er die nicht wieder loslassen.

Und kam es Dorette nur so vor, oder umspielte seinen Mund nun wirklich ein ganz leises, glückliches Lächeln? Auf jeden Fall nahm sein Gesicht jetzt immer mehr einen anderen Ausdruck an. Das erschien ihr nicht mehr so völlig leblos und totenblaß wie bisher. Wußte er, erriet er, daß sie bei ihm war? Das war doch kaum anzunehmen, aber irgendwie mußte er dennoch ihre Nähe vermuten.

Digitized by Google

Immer noch hielt er Dorettes Hand, und sie duldete es nur zu gern, bis sie sich dann jetzt plötzlich zum erstenmal fragte, ob es wirklich nur Mitleid sei, das sie mit ihm empfand? Eine leise Unruhe überfiel sie, sie wollte dem Kranken ihre Hand entziehen, aber sie tat es dann doch nicht. Bis endlich Schwester Anna zurückkam. Aber die erschien nicht allein, sie befand sich in der Begleitung des leitenden Stabsarztes und auch in der des Majors von Linztemann.

Als Dorette den Major erblickte, drohte ihr das Herz einen Augenblick stillzustehen. Was würde der von ihr denken, wie würde der diesen ihren Schritt deuten? Wie lange war es her, daß sie sich vorstellte, welches Gesicht der wohl machen würde, wenn er sie im Gespräch mit dem verwundeten Offizier auf der Straße hätte sehen können? Damals hatte sie bei dem Gedanken leise vor sich hin gelacht, nun aber lag ihr das Lachen ganz fern, und als sei sie auf einem unüberlegten Schritt ertappt, senkte sie den Blick und heftete den in den Schoß. Dann aber erhob sie ihre Augen rasch wieder, sie brauchte sich dessen, was sie getan, vor keinem Menschen zu schämen, und so sah sie jetzt dem Major frei in das Gesicht.

Der hatte gewußt, daß er Dorette hier treffen würde. Ihre Exzellenz, die augenblicklich anderweitig beschäftigt war, und der Arzt hatten es ihm erzählt und ihm auch die nähere Veranlassung dieses Besuches mitgeteilt. Trotzdem blickte er jetzt überrascht auf, als er Dorette Hand in Hand mit dem Kranken antraf, und für eine kurze Sekunde verspürte er in seinem Herzen einen leisen, stechenden Schmerz. So etwas wie Eifersucht wurde in ihm wach, er fühlte deutlich, wie er bei diesem unerwarteten Anblick erschrak, aber Zeit und Stunde waren nicht dazu angetan, um solchen Empfindungen Raum zu geben. Er las ja auch in Dorettes Augen, daß die ihn, wenn auch nicht gerade um Verzeihung, so doch um Verständnis für die Situation bat, in der sie sich befand. Und so sagte er denn jetzt: „Ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein, daß Sie den Weg zu unserem Kranken gefunden haben, um ihm durch Ihren Besuch eine Beruhigung zu verschaffen", und als er ihren Blick bemerkte, der ihn zu fragen schien, ob es ihm auch Ernst sei mit seinen Worten, setzte er hinzu: Ich danke Ihnen wirklich, gnädiges Fräulein."

„Und ich danke Ihnen erst recht, meine Gnädigste", nahm der Stabsarzt das Wort, der sich gleich nach seinem Eintritt über den Kranken gebeugt, dessen Puls gefühlt hatte und jetzt fortfuhr: „Es ist gekommen, wie ich hoffte und erwartete. Der Kranke liegt jetzt in einem ruhigen, traumlosen Schlafe, die Unruhe, die ihn bisher drückte und quälte, ist von ihm gewichen. Ihre Nähe hat auf ihn besänftigend eingewirkt, besser als das irgendein Medikament getan hätte. Er schläft ganz tief und ganz regelmäßig. Sie können Ihre Hand jetzt getrost zurückziehen, er wird es gar nicht bemerken, und wenn er morgen früh erwacht, ist seine Genesung ein ganzes Teil weiter vorgeschritten."

Leise hatte Dorette ihre Hand nun endlich befreit und fragte den Arzt: „Ist Aussicht vorhanden, Herr Stabsarzt, daß der Kranke wieder ganz gesund wird?"

Der lachte sein breites, behagliches Lachen, dann meinte er: „Glauben Sie, gnädiges Fräulein, daß ich an dem länger als eine Stunde herumgeschnitten habe, um ihn dann hinterher sterben zu lassen? Fällt mir ja gar nicht ein. Der bleibt am Leben, allerdings verdankt er das wohl auch zum großen Teil Ihnen. Jetzt kann ich mir ja denken, weshalb der Graf bei seinem letzten Spaziergang so spät zurückkam. Er hat ganz einfach die Zeit mit Ihnen verplaudert. Das hätte ich an seiner Stelle auch getan, gnädiges Fräulein," setzte er ritterlich hinzu, „trotzdem aber habe ich damals nicht schlecht gescholten, denn damals wußte ich noch nicht, was ich gestern bei der erneuten Röntgenbeleuchtung feststellte: Das Geschoß, das dem Kranken noch in den Gliedern steckte, ist, als er so lange herumstand, durch die Überanstrengung des Körpers ein ganz klein wenig tiefer gesunken. Ganz wenig, kaum zwei Millimeter, aber das hat die Operation wesentlich ungefährlicher gemacht. Allerdings, ob er jemals wieder felddienstfähig wird? Na, und wenn es für den Dienst vor dem Feinde nicht mehr langt, dann ist es auch noch so. Der hat draußen mehr als genug für uns getan. Ich weiß nicht, gnädiges Fräulein, ob Sie die beiden Eisernen Kreuze bemerkten, die wir ihm an sein Nachthemd

Digitized by Google

hefteten. Heute morgen, unmittelbar nach der Operation, ist die Auszeichnung für ihn gekommen. Das soll die Überraschung für ihn sein, wenn er sich ausgeschlafen hat und dann wieder vollständig zu sich gekommen ist. Und nach dieser langen Rede, meine sehr verehrten Herrschaften, gibt es für uns alle, die wir hier nichts mehr dienstlich zu tun haben, nur ein Kommando, das lautet: Nu aber raus!" und sich an die Schwester wendend, setzte er hinzu: „Schwester Anna, ich lege Ihnen den Grafen nochmals besonders an das Herz. Passen Sie mir bei dem auf die geringste Kleinigkeit auf, damit auch nicht die Spur einer Komplikation eintritt."

„Seien Sie unbesorgt, Herr Stabsarzt", beeilte sich Schwester Anna zu erwidern, dann drängte der Stabsarzt den Major und Dorette zur Tür hinaus, aber ehe Dorette hinausging, warf sie noch einen langen, warmen Blick auf den Kranken, der nun mit ihren Veilchen in der Hand friedlich einschlummerte. Gleich darauf befand sie sich mit dem Major allein. Es herrschte zwischen ihnen beiden ein etwas gedrücktes Schweigen. Jetzt fiel es ihr erst wieder ein, was mochte der Major wohl gedacht haben, als der Stabsarzt davon sprach, er habe zuerst sehr gescholten, weil sie damals so lange mit dem Grafen auf der Straße plauderte? Aber alles, was der sonst noch sagte, trat doch zurück gegen seine letzten Worte, daß der Graf wahrscheinlich nicht mehr feldtauglich werden würde. Die Nachricht stimmte sie jetzt so traurig, daß sie darüber fast die Freude vergaß, sein Leben gerettet zu wissen. Und so meinte sie denn nun, nicht nur, um das immer peinlicher werdende Schweigen zu unterbrechen, sondern weil sie sich für den Kranken und auch für sich selbst nach einem Wort des Trostes und der Hoffnung sehnte: „Glauben Sie nicht, Herr Major, daß der Stabsarzt vielleicht zu schwarz sah, als er davon sprach, der Graf werde vielleicht nicht wieder in das Feld rücken können? Zufällig weiß ich aus einer seiner Äußerungen, wie brennend er es wünscht, zu seinem Regiment zu kommen. Ich weiß, er wäre lieber gestorben, als daß er mehr oder weniger ein Krüppel, wenn auch nur ein sogenannter Staatskrüppel, wird."

„Und doch wird er sich darein fügen müssen, gnädiges Fräulein," meinte der Major mit fester Stimme, „der Stabsarzt hat auch mit mir über den Kranken gesprochen. Wir alle nehmen an seinem Geschick lebhaften Anteil, auch alle Schwestern hier, selbst die, zu deren Station er gar nicht gehört. Alle ließen sie heute Veilchen für ihn aus der Stadt kommen, als sie hörten, daß er nach denen verlangte. Was für ihn geschehen kann, wird geschehen und wenn er ein sogenannter Staatskrüppel wird, äußerlich wird man ihm das nicht ansehen. Der Arzt hat es mir versichert, sein Gang und seine Haltung werden die gleichen bleiben, er kann nur nie wieder reiten, wie er das im Felde natürlich müßte. Das Los, nicht mehr zu Pferde steigen zu können, mußte er mit vielen anderen teilen, die auch darunter leiden, die aber trotzdem weiterleben und sich wieder mit dem Leben ausgesöhnt haben."

„Ich weiß, Herr Major, daß auch Sie —" stimmte Dorette ihm bei, „und Sie mögen recht haben, auch der Graf wird sich mit dem neuen Leben wieder versöhnen, er ist doch noch jung."

„Und er ist außerdem reich," setzte der Major hinzu, „er hat hier gestern abend sein Testament gemacht, für den Fall, daß die Operation einen unglücklichen Verlauf nehmen sollte. In die Einzelheiten bin ich natürlich nicht eingeweiht, ich weiß nur, daß er für den Fall seines Todes dem hiesigen Krankenhaus aus Dankbarkeit für die ihm zuteil gewordene Pflege eine sehr hohe Summe aussetzte. Das läßt den Schluß zu, daß er über große Mittel verfügt."

„Um so besser für ihn", meinte Dorette rasch, die die Nachricht von dem Reichtum des Grafen in diesem Augenblick beinahe wie eine unwillkommene Botschaft entgegennahm.

Und doch, was ging es sie an, ob der Graf arm oder reich war, und warum erzählte der Major ihr das? Vielleicht, nein sicher dachte er dabei gar nicht an sie, sondern freute sich deswegen nur für den Kranken, daß der nach seiner Genesung vor jeder Not des Lebens geschützt sei. Aber trotzdem empfand sie die Mitteilung beinahe wie einen Vorwurf, und um ihrer selbst willen hätte sie es lieber gehört, wenn der Graf arm gewesen wäre. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Gesicht

Zur Nacht sah ich ein wundersam Gesicht:
Ich ging allein auf endlos weiter Heide,
Am dunklen Himmel droben, Licht an Licht,
Hing funkelhell der Sterne Goldgeschmeide;
Die Erde schlief, rings regte sich kein Laut,
Mein Fuß strich raschelnd nur durch Gras und Kraut.

Doch plötzlich durch die Stille an mein Ohr
Klang ferneher des Meeres Wellenschlagen,
In weitem Rund sah ich um mich empor
Ein schimmerndes Gebirg von Dünen ragen,
Und, emsig grabend dort im losen Sand,
Ein stolzes Weib in fürstlichem Gewand.

Ab flog und auf ihr Spaten immerzu,
Gebannt schien ihrem Werk sie hingegeben;
Der Sandwall stieg; sie gönnte sich nicht Ruh
Und grub und grub, als hinge dran ihr Leben.
Gern hätt' den Sinn ich ihres Tuns erfragt,
Doch zaudernd stand ich, wunderlich verzagt.

Da knirscht' es hinter mir im Sande leis,
Ich wandte mich, und sieh, mit gleichen Tritten,
Die Sense auf der Schulter, kam ein Greis
Voll ernster Hoheit still dahergeschritten.
„Mein Vater!" rief ich bittend, „nur ein Wort:
Wer ist dies Weib? — Und sprich, was schafft sie dort?"

Er schaute unbewegt an mir vorbei,
Sein Auge ging in eine fremde Ferne;
Vom Meere kam ein schriller Möwenschrei,
Die Sense blitzte auf im Schein der Sterne,
Als er von dannen schreitend Antwort gab:
„Britannia . . . sie gräbt an ihrem Grab."

Margarethe Vieth.

Karpathenritt / Von Hellmuth Unger

Die Lagerfeuer warfen tanzende Lichter in breiten Streifen über den Fluß, der den Kolonnenplatz umsäumte.

In seltener Helle glimmerte der Nachthimmel über uns. Der letzte österreichische Flieger war, dem Lauf des Tales folgend, in der Dämmerung verschwunden. Sein stählerner Leib hatte alle Lichter des scheidenden Abends wie ein Spiegel in sich aufgefangen und war wie eine grünlich schimmernde Leuchtkugel langsam dahingeglitten. Wir konnten seinem Leuchten folgen, ohne den Sang seines Propellers mehr zu hören.

Und dann wurde es still im Tal, ganz still.

Der Schrei der Kanonen verflattert, das Brummen der schweren Mörserbatterien verstummt.

Stahlblau lagen die Karpathen.

Nebel geisterten leise einher und schwebten über den vielen, zuckenden Augen der Feuer, die sich in der Talebene am Flusse entlang zogen.

Von drüben her flog ein Soldatenlied auf. Irgendein Sang, der weich und wehe rauscht und so deutsch ist, daß man nicht loskommt vom Lauschen.

Der Malabend war lind und warm wie im Hochsommer.

Und unser Gespräch brach für Augenblicke ab. Das ist so eigen.

Daheim reden sie in stillen Stunden, die Menschenherzen zum Sinnen kommen lassen, vom Kriege, und wir hier draußen, wir reden dann vom „Daheim".

Und kurze Zeit hängt jeder eigenen Gedanken nach. Das Soldatenlied vom Flusse her hat sie gerufen.

Wieviel man doch in Schnelle überdenken kann!

Digitized by Google

Daheim. Ich sehe die Harzberge, deren Zauber ich nimmer los werden kann, seitdem mein Leben mich jahrelang in der Fremde herumtrieb. Die Mutter. Die Schwester. Die Braut. Der Gedanke an die Lieben daheim. Und weiter das Sinnen. Wann wirst du wieder bei denen sein, die dich lieben? Wer wünschte von uns denn nicht den Frieden? Jeder, der dies Herrliche, Große des Kriegs miterleben durfte. Aber es ist auch keiner, der heim will, ehe das deutsche Vaterland nicht siegreich alle seine Feinde bezwang.

Der eine stochert sinnend mit einem Scheit im Feuer, ein anderer stopft seine Pfeife neu. Ein dritter pfeift einige Takte aus irgendeiner Oper.

Und immer noch hallt das Soldatenlied. Schließlich schaut der Artillerieleutnant, bei dem wir diesen Abend zu Gaste sind, auf.

„Wenn ich jetzt einmal Musik machen könnte!"

„Ja, Musik."

Seit Monaten haben wir alle keine mehr gehört, höchstens die Ziehharmonika des hessischen Fleischers, der am Tage Ochsen und Schweine mit einem Schlage töten konnte und abends die innigsten Volkslieder spielte.

Und dann und wann Weisen eines Gassenhauers, Vaterlandsgesänge . . .

Aber Musik.

Man hat Heißhunger auf eine Weise, die man liebt.

Schnell ist das Gespräch wieder ins Fließen gekommen.

Man plaudert über Opern, über Theater, über Künstler.

Ob man sich wirklich nicht Genuß von Musik verschaffen kann?

„Kinder," sagt der kleine Königsberger Leutnant, „wollt ihr Musik haben?"

„Wer kann spielen?" Durcheinanderschreien.

„Der spielt Klavier, aber nur den Flohwalzer", wie er scherzend hinzufügt.

„Aber du, kannst du nicht Orgel spielen?"

Der, dem die Frage gilt, nickt.

„Ja."

„Gut. Wollen wir einen kurzen Ritt machen? Ich weiß eine Kirche, wo wir Orgelmusik haben können."

Der Gedanke ist schön, eigenartig, aber doch aus unserer ganzen Stimmung herausgewachsen.

„Wollen wir satteln lassen?"

„Ja."

„Sofort."

Befehle.

Kurz vor Mitternacht stehen die Pferde bereit.

Die Sättel knirschen beim Aufsitzen. Der Leutnant übernimmt die Führung. Wie ein grauer, uferloser Strom schwimmt vor uns die Landstraße.

Es ist nicht der erste Nachtritt den wir machen, und die Pferde sind geübt und sicher.

Beim Stolpern nimmt man für Augenblicke einmal die Kandare an.

Und weiter. Im Gänsemarsch.

Stumm und wesenlos ist alles um uns geworden.

Hinter einer Wegebiegung sind unsere Lagerfeuer verschwunden.

Steingewordene Stille um uns.

Und dann auf einem Bergrücken eine kleine Kirche.

Wir kennen sie alle, wie das Dorf, dessen Menschen sie im Frieden zur Messe rief.

In den letzten Tagen haben die Russen öfters mit schweren Geschützen hineingefunkt. Die eine Seite des Turmes ist verletzt worden, Gewehrkugeln aus den Winterkämpfen her, haben sich in den bröckelnden Kalk über dem Mauerwerk eingebissen.

Oh, wir kennen die Kirche gut. Daß keiner von uns aber an den Schatz gedacht hatte, den sie barg.

Noch wußten wir nicht, ob die Orgel einer Horde nicht Ziel der Verwüstung wurde.

Vielleicht sind wir umsonst hergeritten. Wir stehen in Altarnähe.

Der Wachtmeister und der Leutnant versuchen, die Klaviatur zu öffnen.

Versuche.

Wir müssen lange warten.

„Nun, wie ist's?"

Die Stimmen hallen in dem kalten, hohen Raum.

Einige Register sind in Unordnung. Aber es wird gehen.

Der spielen will, fragt nicht, was wir hören wollen.

Und es ist so schön zu warten, zu lauschen, was uns geschenkt wird.

Einige wackelige Stühle.

Ruhe.

Und dann spielt die Orgel. Das Tretwerk arbeitet nicht gut. Dann und wann geht ihr der Atem aus.

Wer achtet darauf!

Eine Bachsche Motette. Irgendein Choral. Einige summen leise mit.

Ich weiß bestimmt, mancher unter uns ist wohl lange nicht mehr in einer Kirche gewesen, und wie eine Erinnerung überkommt es ihn jetzt an seine Kinderzeit.

Stille.

Man friert. Man geht einige Male, um sich zu erwärmen, auf den hallenden Steinfließen hin und her.

Bleigrau preßt sich die Morgendämmerung in die Kirchenfenster.

Jetzt sieht man erst langsam die Risse, die die Scheiben bekamen.

Aber die Musik lenkt wieder die Gedanken von dem grausamen Geschehen ab.

Digitized by Google

Eine leise Melodie.

Das Vorspiel zum Parsival . . . .

Der Zauber des stillen Erlebens hält einen sofort wieder in Bann. Und wieder einmal empfindet man die heilige Reinheit der Akkorde.

Das Gralsmotiv. . . . .

Mitten im Satze brechen die Töne ab. Brumm . . . . brumm. . .

Da ist wieder die Wirklichkeit.

In die Morgenfrühe hinein, die erste Sonnengluten hinter den Karpathenhöhen erst ahnen läßt, branden die Eisenweisen der Feldgeschütze.

Wir treten ins Freie hinaus.

. . . Das ist . . . der Gral . . .

Auf der Straße rattert eine Haubitzbatterie in Stellung.

Wir sitzen auf.

Unruhig tänzeln die Pferde.

Reicher Besitz

Ich hab ein Pferdchen,
Ein junges Pferdchen.
Andre möchten auch so eins haben.
An jedem Morgen
Schart es im Sande.
Schwing ich mich lachend
Hoch in den Sattel,
Wiehert es fröhlich,
Trabt mit mir fort.

Ich hab ein Pfeifchen,
Ein braunes Pfeifchen.
Andre möchten auch so eins haben.
An jedem Morgen
Muß ich draus schmauchen.
Bläuliche Wolken,
Zierliche Ringe
Schweben und lösen
Sich in der Luft.

Ich hab ein Mädchen,
Ein schönes Mädchen.
Andre möchten auch so eins haben.
An jedem Morgen
Singt es im Busche,
Trabe ich schmauchend
Vorbei am Wege.
Ich hör das Liedchen
Hinter mir her.

Leo Heller.

Der deutsche Geist bei Beethoven und Wagner / Von A. W. J. Kahle

Der jetzige Weltkrieg, den unsere tapferen Streiter zum Besten unseres Vaterlandes, zum Heil für unser Heer, zur Sicherung unserer Grenzen auskämpfen, hat uns zu unseren Schrecken die Erkenntnis aufgenötigt, daß die Ruhe und das Gleichgewicht des europäischen Festlandes auf einem Vulkan begründet war. Die Not und der Zwang heben die vaterländische Pflicht über alle Zersplitterung und alle Gegensätze hinweg. In dieser Zeit ist der einzelne nur dienendes Glied der Gesamtheit. Der Wahlspruch, der nicht nur im Frieden, sondern auch im Kriege gilt, lautet: Deutschland voran!

Mit ungeheurer Kraft drängt sich in uns ein einziges Gefühl empor, das große einende Gefühl „Vaterland!" Der erste Dichter, der ins politische Leben hinübergriff, war Walter von der Vogelweide. Das 14. bis 16. Jahrhundert brachte die Grundlage für das Volkslied; es entstand trotzdem kein Vaterlandslied; im 17. Jahrhundert suchte man vergebens ein Vaterlandslied, da das Volk durch den Dreißigjährigen Krieg geschwächt, in Sitte, Mode, Sprache und Dichtung sich willenlos fremdem Einfluß unterwarf.

In späteren Jahrzehnten spiegelt sich in der deutschen Literatur der Kampf zwischen germanischem und romanischem Geist wider. Shakespeare wurde der Abgott der jungen Genies Goethe, Klinger, Lenz; in seinem Zeichen steht der „Götz". Tieck veröffentlichte seine „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter" und Arnim und Brentano gaben die dreibändige Volksliedersammlung „Des Knaben Wunderhorn" heraus. Diese ganze Entwicklung strebte Napoleons politischen Zielen entgegen; durch die gemeinsame Not wurde gegen des Korsen Gewaltherrschaft eine große Erhebung vorbereitet, und der Ruf erscholl nach Einigkeit und Befreiung. Aus diesem Ge-

Digitized by Google

fühl entstand das Vaterlandslied, die Poesie der Befreiungskriege. Jene unvergänglichen Lieder, u. a. „Was ist des Deutschen Vaterland", „Der Gott, der Eisen wachsen ließ", „Freiheit, die ich meine", „Sind wir vereint zur guten Stunde", werden von der Kraft dieser Empfindung getragen. Durch das Scheitern auf dem Wiener Kongreß wich die außerpolitische Not der innerpolitischen. Am Tage der Auflösung der Burschenschaft entstand das schöne Lied: „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus". In vielen politischen Zeitgedichten von Uhland, Rückert, Freiligrath, Geibel, Simrock, Pruß u. v. a. finden sich solche Gedanken vertreten. Die Rheinlieder „Sie sollen ihn nicht haben", von Nikolaus Becker, „Es braust ein Ruf wie Donnerhall", von Max Schneckenburger und das Hoffmann von Fallerslebensche „Deutschland, Deutschland über alles" wurden volkstümlich. Sie gelten als die letzten deutschen Vaterlandslieder.

In dieser schweren Zeit des Krieges brauchen wir Zurückgebliebenen die Musik. Wir bringen dadurch, daß wir daheimgeblieben sind, ein ungeheures Opfer; in unserem heroischen Heldentum bedürfen wir der Musik als einer seelischen Nahrung, je mehr unsere Seele von Sorgen und Schmerzen bedroht ist. Mit Recht wird die Musik als ein Heilfaktor bei seelischen Leiden angesehen.

Vor etwa einem Jahrhundert, in ähnlich bewegten Zeiten, wie die unsrigen, sind ein gut Teil der bedeutendsten Werke Beethovens entstanden, die heute mit einer Selbstverständlichkeit auf uns wirken, als ob sie der eigene Ausdruck unseres eigenen Empfindens wären. Abgesehen von Gelegenheitsarbeiten: „Wellingtons Sieg" und „Der glorreiche Augenblick" erinnert nichts an die weltgeschichtlichen Begebenheiten des napoleonischen Zeitalters, alles erscheint von solchen Zusammenhängen losgelöst. Und doch existieren Zusammenhänge; Beethoven mußte, um diese Werke schaffen zu können, den Anbruch einer neuen Epoche erleben. Die große Masse entstand zwar zwei Jahrzehnte später, aber seltsam, gerade hier tönt noch einmal die rauhe Wirklichkeit in des Tondichters Phantasiewelt, der Ruf der Kriegstrompete in das fromme Gebet, in jenem Agnus dei, das ausdrücklich als Bitte um „inneren und äußeren" Frieden bezeichnet ist. Dieses Agnus dei ist wieder zeitgemäß geworden; es mutet an, als ob es jetzt erst verfaßt ist. Bei Beethoven trifft der Fall zu, daß er vom Leben zu sehr erfüllt und durchdrungen war, daß er alles Zufällige in seinem Schaffen zu Ewigkeitswerten prägte, er trat mit seiner unbeugsamen Willenskraft, seinem hohen Aufschwung und ungewollter, vaterländischer Wesensart zu seiner Zeit in ein persönliches Verhältnis. Es ist bekannt, daß das Genie dem Genie das gewaltige Werk „Eroika" dargebracht hat. Beethoven schrieb in aufrichtiger Bewunderung Napoleon Bonapartes die „Eroika" nieder und das Titelblatt der Partitur trug zuerst den Namen „Bonaparte". Bei der Nachricht, daß Napoleon sich zum erblichen Kaiser der Franzosen habe ausrufen lassen, rief Beethoven voll Zorn aus: „Ist der auch nichts anderes als ein gewöhnlicher Mensch? Nun wird er auch alle Menschenrechte mit Füßen treten, nur seinem Ehrgeiz frönen, er wird sich nun höher als alle anderen stellen, ein Tyrann werden!" Das Titelblatt wurde von ihn zerrissen, und beim Erscheinen des Werkes las man die Aufschrift: „Sinfonia eroica, composta per festiggiare il souvenire di un grand uomo." Das Werk ist in seiner Wirkung gewaltig und ergreifend.

Wenn es auch Beethoven seines jammervollen Leidens wegen unmöglich wurde, selbst zu den Waffen zu greifen, so gab er den tapferen Kämpfern das Beste, was er zu geben vermochte, seine Kunst, aus dem Gefühl heraus, daß die Musik für den Soldaten im Felde fast ebenso notwendig ist, wie Nahrung und Schlaf. Schon im Jahre 1797 vertonte er den „Abschiedsgesang an Wiens Bürger beim Auszug der Wiener Freiwilligen". Da findet sich keine fremdsprachliche Bezeichnung für Zeitmaß und Ausdruck; mit kernigen deutschen Worten „entschlossen und feurig" geleitete er die mutige Schar. Ein leiser Anklang an Haydns „Gott erhalte Franz den Kaiser" ist bei den Anfangsworten zu spüren:

„Keine Klage soll erschallen,
Wenn von hier die Fahne zieht
Tränen keinem Aug' entfallen,
Das im Scheiden nach ihr sieht";

In machtvollstem fortissimo einer Kriegsfanfare vergleichbar, bis zum Schluß fast einstimmig ohne Harmonisierung fortschreitend, geht das vielstrophige Lied zu Ende. Und wer sollte von dem im gleichen Jahre entstandenen „Kriegslied des Österreichers" nicht hingerissen werden?

„Ein großes, deutsches Volk sind wir,
Sind mächtig und gerecht.
Ihr Franken, das bezweifelt ihr?
Ihr Franken kennt uns schlecht."

So beginnt das prachtvolle Stück in C-dur. Dieses Lied unseres größten Meisters, der Deutschland und Österreich gemeinsam angehört, sollte heute wieder von den Regimentskapellen gespielt und in beiden Heeren gesungen werden.

Zwei wahrscheinlich 1802 vertonte, bisher verschollen gewesene Quintettsätze für Oboe, drei Hörner und Fagott von Beethoven sind wieder aufgefunden worden und letzthin in Berlin vorgetragen worden. Wahrscheinlich aus dem Grunde, weil die Zusammenstellung der Instrumente nicht sehr glücklich ist, hat der Vertoner die Arbeit beiseite gelegt. Der voluminöse, dicke Klang der Hörner, dem sich der Fagottklang ohne weiteres beimischt, kann sozusagen die pastose Untermalung hergeben, in die hinein die Oboe ihre schärfsten Konturen zeichnet.

Digitized by Google

Beethoven sagte von sich nach der Schlacht von Jena: „Schade, daß ich die Kriegskunst nicht so verstehe wie die Tonkunst, ich würde Napoleon doch besiegen!" beweist, daß hier jener hehre, alte Wille des eigenen völlig erwacht war. Im jetzigen Kriege werden wir mit Unerschrockenheit die Gefahren für unser bedrohtes Vaterland beseitigen und Siege herbeiführen, die bisher in der Weltgeschichte in ihren ungeahnten Umfange nicht verzeichnet stehen. Welchen Text hat doch Beethoven in seinem Hochgesange vertont?

„Zum Herrn hinauf drang unser Beten,
Er hörte, was die Völker flehten,
Und hat gehütet und gewacht.
Es ist vollbracht, es ist vollbracht!
— — — — — — — — — — — —
Im Raum von wenig bangen Tagen
Das Werk, das keine Worte sagen,
Geschehen schon, eh' wir's gedacht,
Es ist vollbracht, es ist vollbracht!"

Für Beethoven blieb nicht mehr zu tun übrig, die ausgleichende Zeit hat dem klassischen Tonmeister den gebührenden Rang im Reich der Töne angewiesen, doch um Wagner tobte noch heftiger der Kampf.

Wie Fieberphantasie eines Schwärmers klingen die Mahnworte des sterbenden Günther von Schwarzburg an seinen Gegner und Nachfolger Karl IV. in der gleichnamigen „ersten deutschen Heldenoper" von Holzbauer:

„Ich sterbe! Karl!
Herrsch' über freie Völker.
O Deutschland — Deutschland!
Wie klein bist du, zerteilt durch Zwietracht!
Wie groß durch Brüder — Einheit!
Entnervender als Zwietracht
Ist Hang zu fremder Sitte —
Deutsch zu sein, der Stolz sei eure Größe!"

Der diese Seufzer eines Sterbenden zum Leitspruch seines Lebens machte, war Richard Wagner. Woher kam wohl die Sympathie, die Kaiser Wilhelm I. für den Erneuerer des musikalischen Dramas hegte? Sie entsprang der gemeinsamen Not! Der Gebieter im Staate baute seine Hoffnungen in schwerer Zeit auf denselben Grund wie der Fürst im Reich der Tonkunst: Auf den unzerstörbaren deutschen Geist! Im Vertrauen auf diesen Geist schmiedete Richard Wagner mit kräftiger Hand den Nibelungenring, unternahm König Wilhelm mit starkem Arm seine Erneuerung. Er befreite den preußischen Adler und mit ihm den deutschen Aar. Das zerrissene und oft mißachtete, die Ketten fremder Einflüsse tragende Deutschland wurde frei und groß. Auch unsere deutsche Kunst durfte sich wieder regen und blühend entfalten. Die günstigste Zeit für Wagner und alles, was ihm und seine Bestrebungen verwandt und zugetan, war plötzlich gekommen. Das leuchtende Vorbild des erhabenen Monarchen schreckte die Gegner. Kaiser Wilhelm I. förderte die neudeutsche Musik; als deren genialen Begründer dieser Richtung sind Beethoven und Wagner zu betrachten. Das letzte Konzert, dem Kaiser Wilhelm I. beiwohnte, war die großartige Aufführung des Wagner-Vereins im Königlichen Opernhause. Zum letzten Male galt ihm der brausende Jubelruf des Volkschors im Kaisermarsch: „Heil, Kaiser Wilhelm!"

Wagner erschloß sich die neue Weltsprache der Musik, die doch im tiefsten Sinne eine deutsche Sprache, eine Sprache des deutschen Geistes ist. Das Blut des feurigen, jungen, deutschen Künstlers drängte ihn zu einem großen Erfolg, der einen segensreichen Einfluß auf die künstlerischen Zustände des Vaterlandes haben sollte. Im „Rienzi, der letzte der Tribunen" finden sich die vollen Akzente für den Vaterlands- und Freiheitston seines Helden. Es gewann der „Fliegende Holländer", der aus der inneren Not und Öde, in der sich der junge Künstler damals mit seiner heißen Sehnsucht nach Ideal und Leben befand, wirkliches Dasein, plastische Gestalt.

Schiller zeigte in seinem „Tell" das Vorbild der Freiheitstaten von 1813 und 1814. Fichte erklärte der Nation, jetzt gelte es für die Menschheit, sich mit Freiheit zu dem zu machen, was sie ursprünglich war. Und die Nation selbst bekam ein Gefühl, daß sie eine Aufgabe in der Geschichte der Menschheit, daß sie eine Arbeit für die Menschheit selbst zu erfüllen habe.

Wagner fühlte mit „Rienzi" den Jugendtraum seines Volkes; es wurde ihm sicher Ahnung der Zukunft, der einstigen Größe. Im „Fliegenden Holländer" hielt sich der Volksgeist seine eigene Physiognomie vor; es war eine Mahnung, über all dem Neuen das Alte, über all dem Wechsel das Bestehende, über all dem Wehen und Drängen des Geistes nicht die Seele der Menschheit, das traute, liebe Beieinandersein zu vergessen. Und der „Tannhäuser" war der erste welthistorische Gegenruf des deutschen Geistes gegen unnatürliche Entsinnlichung des Menschentums. Und wenn Wagner diese bessere Empfindung der Volksseele abermals in die Gestalt der liebenden Elisabeth kleidete, so kam er damit nur dem Sinn der Sache wie dem besseren Verständnis bei seinem Volke entgegen.

Dann kam „Lohengrin". Die „Seele des Volkes" ersehnte in tiefster Schmach und Not 1849 sich den Genius der Nation herbei, und in der großen Zeit der deutschen Geschichte 1870 trat sie sogar mit flammendem Schwerte und in der glänzenden Rüstung eines „Volkes in Waffen" in die Erscheinung. Das Schwert ist uns geblieben, wir sahen es im Ruhmesjahr 1870-71 und den Ring des Gedenkens. Und da jetzt wieder die höchste Not unser nationales Dasein aufs äußerste gefährdet, riefen wir mit dem Horn den Geist, diesen Retter aus dem Schoße alles Edelsten. Und diese Kraft wird sich auch jetzt betätigen im Kampfe um

Digitized by Google

unsere höchsten nationalen Güter, im Weltstreit um unser Deutschtum, das für uns den höchsten Besitz darstellt und für dessen Erhaltung wir jetzt alles setzen. Und Lohengrin mußte zu „Siegfried" führen; hier zeigt Wagner nichts anderes als den Sinn und die Größe unseres nationalen Lebens, und daß seine künstlerische Darstellung unsere Vergangenheit — unsere Zukunft bedeutet. Nicht äußere Weltherrschaft kann das letzte Ziel eines Volkes und am wenigsten eines Kulturvolkes wie der Deutschen sein; auf dieser Grundlage läßt sich ein höheres ethisches und geistiges Gebäude aufrichten. Und um dieses hohe Ziel zu erreichen, müssen wir jetzt alle Kraft einsetzen, um in diesem freventlich heraufbeschworenen Völkerkrieg Sieger zu werden.

So sind Beethoven und Wagner für den unzerstörbaren deutschen Geist eingetreten, und in ihren Werken hallt es von diesen Empfindungen wieder. Beide benutzten die gemeinsame Not, die schwere Zeit, und ihr Appell an das Deutschtum hat sich glänzend bewährt.

*

In der Stille

Stille ringsum, nur ein leises Wehn,
Wo die vorgeschobnen Posten stehn;
Über Tag in tosend heißer Schlacht,
In der Stille einsam auf der Wacht.

In der Stille wachen Seelen auf,
Frommer Kindheitglauben steigt herauf,
Da versinkt Haß, Wut und grimmer Spott —
In der Stille sprechen sie zu Gott.

Charlotte Marr.

* Vermischtes *

Fensterscheibe. Nach Hermann Paul (Dtsch. Wtb.) bezeichnet Scheibe zunächst eine kreisrunde, ursprünglich zum Drehen bestimmte Platte. Drehscheiben kennen wir ja noch heute auf unsern Bahnhöfen; auch Zusammensetzungen wie Sonnen-, Mond-, Töpferscheibe zeigen uns noch die ursprüngliche Bedeutung des Wortes. Der mittelhochdeutsche Ausdruck schîbe bedeutete auch „Rad" oder „Kugel", und das davon abgeleitete schîben „rollen, kugeln" (verschieden von schieben = durch Drücken fortbewegen, stoßen) hat sich noch in unserm „Kegelschieben" (bayrisch: Kegel scheiben) erhalten. Danach wäre auch für die Fensterscheibe die Rundung wesentlich. Dies trifft denn auch zu, aber nur für jene alten, in Blei gefaßten kleinen Butzenscheiben, wie sie den Häusern unserer Vorfahren eigentümlich waren und heute hier und da an alten und im sogenannten altdeutschen Stil gebauten Häusern sich befinden. So stellt uns dies Wort, wie so viele andere, Kulturverhältnisse einer längst verschwundenen Zeit vor Augen.

Schenken. Die Deutschen haben von jeher einen guten Trunk geliebt; wenn einer in alter Zeit wegmüde daherkam und bei jemandem Einkehr hielt, galt es als die erste Pflicht der Gastfreundschaft, den Ankömmling mit einem Trunk zu erquicken. Wir begreifen es daher wohl, wie unser Zeitwort schenken, d. h. einem etwas als freie Gabe darreichen, nach seiner ältesten Bedeutung heißt: ein Getränk eingießen, womit die Ausdrücke der Schenk, die Schenke, der Ausschank, die Schankwirtschaft sowie die volkstümliche Wendung „ein Kind schenken" zusammenhängen. Erst später entstand durch Verallgemeinerung daraus die Bedeutung „darreichen" mit der Nebenvorstellung, daß dies umsonst geschieht, die sich schon daraus ergab, daß man auch für jenen gastlichen Trunk keine Bezahlung annahm. Imme (Essen).

Leben und Treiben in Konstantinopel. Das bewegteste Leben Wiens und Berlins bleibt immer still und einseitig gegenüber dem buntfarbigen Treiben in Konstantinopel. Die beiden längsten Straßen sind jene, welche zum Hippodrom und zur Sophienkirche führen. Konstantinopel ist wie Rom eine Siebenhügelstadt, und deshalb sind die Gassen uneben und steil, sie haben keine Trottoirs, keine Ecksteine, keine Laternen, keine Namen und die Häuser keine Nummern. Das Pflaster besteht aus einer Menge von mehr fest oder lose nebeneinanderliegenden Steinen. Nach einem Regenguße sind diese Straßen nur Gebirgswasser. Ein interessantes Schauspiel gewähren sie immer, da sieht man Karren, die von Ochsen gezogen werden, Träger mit Oelkrügen, Eseltreiber, Sänften, in denen türkische Damen sitzen. In einigen abgelegenen, menschenleeren Straßen, in denen halb zerfallene Häuser stehen, zanken und beißen sich die berüchtigten herrenlosen Hunde, diese Tiere üben hier Straßenpolizei, indem sie allen Unrat und Wegwurf verzehren. Es sind häßliche Gesellen, rötlichbraun, oft schwärzlich oder gelblich, aber stets grimmig, bissig und unverschämt. Gewiß sind sie eine wahre Plage für Konstantinopel, da gar nichts zu ihrer Ausrottung geschieht. Man erzählt, daß die Hunde sich nach verschiedenen Stadtviertel gruppiren und streng darauf halten, daß ihre Grenzen nicht überschritten werden; ein fremder Eindringling wird totgebissen. Die Sophienkirche, von Constantin erbaut, ist die älteste Kathedrale der Stadt. Schon durch ihre vielseitigen Schicksale verdient sie die höchste Beachtung. Bald durch Brand, bald durch Erdbeben zerstört, erhob sich dieser Tempel immer wieder zu neuem Glanze. Welche orientalische Pracht einst in ihm geherrscht, erkennen wir noch an den acht vollendet schönen Porphyrsäulen, die dem Sonnentempel zu Baalbek, und an den acht grünen Säulen, die dem Dianentempel zu Ephesus entnommen sind. Die höchste Schönheit der Sophienmoschee ist jedoch ihre Kuppel, die sich, wunderbar flach gespannt, kühn in die Lufträume erhebt und den auf ihm schwebenden Halbmond weit über den Bosporus in den Sonnenstrahlen erglänzen läßt.

Inhalt des Heftes 36: Ich kenne keine Parteien mehr! Von Henry Wenden. — Weit vom Schuß. Roman aus der Kriegszeit von Freiherr von Schlicht. — **Beiblatt:** Gesicht. Gedicht von Margarethe Vieth. — Karpathenritt. Von Hellmuth Unger. — Reicher Besitz. Gedicht von Leo Heller. — Der deutsche Geist bei Beethoven und Wagner. Von A. W. J. Kahle. — In der Stille. Gedicht von Charlotte Marr. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 5. Juni 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1915 Heft 37

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Ich kenne keine Parteien mehr! Von Henry Wenden

6. Fortsetzung.

Heinz und Karl mußten unwillkürlich lächeln.

Aber Christoph ereiferte sich immer noch mehr: „Jawohl, . . . lacht ihr man . . . es is darum doch so! Ich habe das auf der Schule jelernt! Talglichter fressen se . . . was sagst du, Mutter? Aber ich lass' se nich rein, die Schweinebande! Ich halte se auf! Da seht mal die Muskeln!"

Er hate einen blutroten Kopf bekommen und sah aus, als hätte er am allerliebsten, wie er so dastand, ein ganzes Regiment Kosaken mit seinen zwei Fäusten erwürgt und erdrosselt.

Und da konnte sich auch Heinz nicht mehr bemeistern und streckte ihm seine beiden Hände entgegen: „Du hast recht, Vater . . . heute muß jeder einzelne mit!"

Christoph packte die Hände und sah Karl an: „Na, und du, Junge?"

Da faßte auch Karl zu. „Jeder einzelne muß mit! Das Vaterland ruft!"

„Un für das Vaterland, Jungens, sind wir alle jleich! Wir sind alle nur Deutsche . . . sind alle nur Brüder!"

Während die drei so dastanden, kam Mutter Lienhardt auf ihre geräuschlose Art langsam heran. Und ihre Augen schwammen in Tränen, während sie leise fragte: „Is denn das nu wahr, Mann? Willst du wirklich mit weg?"

„Ja, Mutter, ich muß! Da kann nu nichts helfen!"

„Und ich? Was soll ich denn nu derweil alleine hier machen?"

„Du, Mutter?" Christoph sah sie an und lachte ihr voll und breit ins Gesicht: „Du sollst auf uns warten, und wenn wir als Sieger zurückkommen, dann . . . dann sollst du uns ein jutes Abendbrot machen!"

„Wenn ihr aber — —" Sie senkte den Kopf tief auf die Brust, und aus ihrer Stimme klang leises, verhaltenes Weinen: „Wenn ihr aber . . . vielleicht . . . nu nich zurückkommt?"

Da wurde Meister Christoph mit einem Male sehr ernst. Er nahm seine kleine, verhutzelte Frau zwischen seine mächtigen, kräftigen Arme und beugte sich grundlieb zu ihr hinab: „Mutter . . du weißt doch . . . wir zwei kennen uns doch. Ein janzes Leben . . . na, was soll ich viel sagen? Aber es muß sein, Mutter . . . das Vaterland! Un überhaupt, Mutter . . . du bist doch auch eine Deutsche, und deutsche Frauen müssen auch Opfer bringen, jerade so jut wie deutsche Männer. Na also? Siehst du! Un wenn ich nu nich — — — Na, denn hat das eben so sollen sein. Aber ich hoffe, alle drei werden wir doch nich — — — Einer von uns wird doch wohl zurückkommen. Un der eine, Mutter, der wird dann schon für dich sorgen. Vielleicht aber, Mutter, behältst du uns auch alle drei."

Er beugte sich noch tiefer zu ihr und gab ihr einen Kuß auf den guten, alten Mund. Und dabei dachte er alle die vielen Jahre zurück, da dieser Mund noch jung war und er ihn zum ersten Male geküßt hatte.

Dann aber schüttelte er das ab und richtete sich wieder auf. „Nu, Mutter . . . nu sei aber

Digitized by Google

auch wieder jut un mach uns mal deine Kartoffelpuffer. Wir sind schon alle janz hungrig jeworden." — — —

* * *

Ungefähr um dieselbe Zeit, da die Lienhardts in der Küche ihre Kartoffelpuffer verzehrten ... denn was so richtige Kartoffelpuffer sind, die lassen sich nicht in Haufen backen und dann höchst vornehm am Speisetisch auftragen. Die wollen, wenn sie schmecken sollen, direkt aus der Pfanne gegessen sein. Und dazu muß man eben beim Kochherd stehen ... also ungefähr um dieselbe Zeit braute Julius Oertel eine Bowle zusammen.

Kurt mußte morgen abend ins Feld marschieren, und heute sollte man Abschied feiern. Beim Kommerzienrat wollten alle zusammenkommen ... auch Sanitätsrat Veit war eingeladen. Da hatte sich nun Oertel gedacht: Die Stimmung ... na ja, bei aller Begeisterung ... aber für Champagner ist sie doch wohl ein bißchen zu ernst ... Champagner paßt nicht. ... Aber eine kleine Bowle ... die könnte vielleicht über manches hinweghelfen. ...

So goß er denn eine Flasche Mosel nach der anderen in die weitgebauchte silberne Terrine, und Olga zerkleinerte neben ihm eine große Ananas und schüttete tellerweise die Stücken in den Wein.

„Ja, sehen Sie," meinte er zwischen seiner Arbeit hindurch zu Frau von Willingen, die mit Marie auf einer geschnitzten flämischen Truhe saß, die in eine Nische des Kamins hineingebaut war, „jetzt haben Sie sich schon ein bißchen daran gewöhnt ... jetzt machen Sie schon ein viel froheres Gesicht."

„Froh, mein lieber Oertel?" fragte Frau von Willingen mit einem Seufzer.

„Oder sagen wir — — froh ist vielleicht ein falscher Ausdruck ... nicht gut gewählt. Sagen wir gefaßt."

„Man muß sich wohl fassen, mein lieber Oertel. Es bleibt einem ja nichts anderes übrig."

„Ich begreife dich wirklich nicht, Mama", sagte Marie jetzt in ihrer stillen Art, die ganz ohne Bewegung doch so viel Willen ausdrückte. „Du sprichst immer von Fassung. Ich empfinde nur Glück. Oder wenn es nicht Glück ist, so doch jedenfalls etwas Großes, — ein Gefühl, wie ich es bisher noch gar nicht gekannt habe, und das ich beinahe Glück nennen möchte."

Ihre großen, blauen Augen blickten in einem feuchten Schimmer. Aber die Mutter erwiderte leise: „Mein liebes Kind, du hast noch keinen Sohn, den du hergeben mußt."

„Ich glaube, ich habe Kurt so lieb wie du, Mama."

„Wie einen Bruder, mein Kind. Aber ein Sohn ist doch noch anders."

Marie schwieg darauf. Aber in ihrem Gesicht lag etwas, das zu sagen schien: Wozu soll ich viel reden? ... Ausrichten tue ich ja damit doch nichts. ... Das Schöne und Erhabene, das ich empfinde, das kann ich ja doch nicht auf dich übertragen ... aber ich selber will es mir wenigstens nicht nehmen lassen. ...

Indessen war Olga leicht errötet. Und während sie noch eifriger ihre Ananaswürfel schnitt, dachte sie: Geht es mir ebenso wie Marie? ... Sie ist so mutig und zuversichtlich. ... Und daß Kurt fortgeht, scheint ihr gar nichts zu machen. ... Auch ich bin eigentlich gar nicht traurig. ... Bin ich nun auch so patriotisch wie Marie? ... Ist es auch bei mir die Begeisterung für den Sieg? ... Oder ist es bei mir wohl gar nur, weil ich — —? ...

Sie dachte diesen Gedanken nicht aus. Sie wollte nicht. Sie war zornig über sich selbst.

Und dann sagte jetzt auch Oertel, der Frau von Willingen aufheitern wollte, mit einer absichtlich etwas lauten Munterkeit: „Aber Sie werden sich doch freuen, Verehrteste, wenn Kurt das Eiserne Kreuz zurückbringt. Und das tut er gewiß ... vielleicht sogar die erste Klasse. Dann will ich mal sehen, wie stolz Sie sind. Strahlen werden Sie, das weiß ich genau."

„Ganz sicher. Da hätten Sie auch allen Grund dazu", fiel der Sanitätsrat ein, dessen Klingeln man überhört hatte und der eben, nach allen Seiten freundlich grüßend, eintrat.

Und da auch er Frau Leontine die gedrückte Stimmung gleich ansah, so stellte er sich mit einer absichtlichen Komik vor die große, silberne Terrine, schnupperte mit seiner spitzen Nase, schielte durch die eulenhafte, schwarze Hornbrille und rief bewundernd mit seiner freundlich meckernden Stimme: „Ach! Da wird

Digitized by Google

mal wieder was Feines gebraut! Mosel und Ananas. Und noch dazu von so schönen Händen geschnitten. Das lasse ich mir gefallen."

„Seit wann machen Sie denn Komplimente?" lachte Oertel.

„Ja, man verändert sich, lieber Kommerzienrat."

Und dann zu Olga: „Na, und Sie, junge Frau? Wie geht es bei Ihnen? Was macht der Stammhalter?"

„Ich danke. Rolf ist immer gesund."

„Das ist die Hauptsache. Und da lachen Sie ja auch wieder. Natürlich, als Mutter eines so prächtigen Jungen. Eben machten Sie so ein bißchen trübseliges Gesicht."

„Olga muß auch ihren Mann ins Feld ziehen lassen", meinte Frau Leontine von ihrer Kaminecke her.

Worauf der Sanitätsrat antwortete: „Ich weiß, meine Gnädige. Das ist jetzt das Geschick fast aller Frauen. Und nicht bloß in Deutschland, sondern in halb Europa. Traurig . . . sehr traurig. Aber man kann es nicht ändern, und man darf den Kopf nicht hängen lassen. Die Frauen werden jetzt auch viel Mut gebrauchen."

„Und sie werden ihn auch haben", warf Marie ein. „Mindestens die Deutschen werden ihn haben."

Sie war aufgestanden und ging quer durch das Zimmer gerade auf den Sanitätsrat zu.

Der sah sie an und murmelte halb für sich: „Wenn sie alle Ihnen gleichen — — —"

Dann schwieg er eine Sekunde. Und nachher wechselte er rasch das Thema: „Die Hauptperson fehlt aber noch. Wo ist der Herr Leutnant? Auch Herr von Willingen ist noch nicht da."

Indem läutete es, und Oertel meinte: „Das wird wohl einer von ihnen sein."

Aber sie kamen alle beide. Und als Frau Leontine ihnen entgegenging, sagte Kurt: „Ich traf Papa eben unten."

Herr von Willingen schien erregt zu sein. Er begrüßte alle in einer etwas fahrigen Art, die ihm sonst ganz gewiß nicht eigen war. Dann setzte er sich in einen Fauteuil, und während er die goldene Brille abnahm und die Gläser mit einem Lederlappen putzte, sahen seine grauen Augen ermüdet aus.

„Warst du bis jetzt im Ministerium?" fragte seine Frau.

„Ja . . . das auch. Aber es war auch so noch — — — Ich hatte auch sonst noch ein paar dringende Wege."

„Dringende Wege?" fragte Frau Leontine und trat in ängstlicher Spannung noch einen Schritt näher, denn sie fürchtete jetzt bei jedem Wort, daß noch etwas anderes dahinter verborgen sein könnte.

Aber er wich ihr aus: „Ach nichts . . . oder doch . . . ich sage dir das später, meine Liebe."

„Na, Herr Geheimrat," tauchte jetzt der Sanitätsrat auf und schüttelte Herrn von Willingen die Hand, „wie ist es? Gibt es etwas allerneuestes Neues? Wir werden ja jetzt gut mit Extrablättern versorgt. Aber um ein paar Stunden sind Sie im Ministerium uns doch immer voraus."

„Was es Neues gibt, fragt der Sanitätsrat," meinte Kurt halblaut zu Olga, „Deutschland wird sich wundern über die Neuigkeit."

„Was Gutes?" forschte Olga und sah ihrem Mann ins Gesicht, das einen schroff entschlossenen Ausdruck trug.

Aber bevor Kurt noch antworten konnte, sagte Herr von Willingen: „Allerdings, meine Herrschaften. Es gibt etwas Neues."

„Wahrhaftig?" — „Aus Belgien?" — „Hoffentlich etwas Gutes", so drängten nun auch die anderen um ihn her.

Jedoch Herr von Willingen schwieg noch eine Sekunde. Er trommelte mit den Fingern auf die Armlehnen seines Stuhles: „Aus Belgien? Und was Gutes? Keins von beiden!"

Dann strich er sich mit zwei energischen Bewegungen die kurzen, blonden Bartkoteletten zur Seite: „England hat uns den Krieg erklärt!"

Ein paar Sekunden lang herrschte tiefes Schweigen . . . ein Schweigen der Verblüffung, des Schrecks, der Sorge, das jedem das Wort im Munde zerschnitt.

Dann machte sich zuerst der Sanitätsrat Luft: „So eine gemeine Schwefelbande!"

„Krämerpack, verfluchtes!" rief Julius Oertel. „Denen sind wir schon lange ein Dorn im Auge, weil wir ihnen im Welthandel den Rang ablaufen!"

Digitized by Google

Und Frau Leontine schlug die Hände zusammen: „Mein Gott, nun kommt auch England noch!"

Aber Herr von Willingen ergriff ihre Hand. „Beruhige dich, meine Liebe, uns im Ministerium kam das durchaus nicht überraschend. — Ja, ja, Herrschaften . . . Ihr seht mich verwundert an. Das Publikum hielt bisher immer nur Rußland für den Schuldigen. Das ist aber doch nur zur Hälfte richtig. Rußland und Frankreich hätten nie mobilisiert, wenn sie nicht gewußt hätten, daß England hinter ihnen steht. Und wahrscheinlich sind sie überhaupt nur Englands Werkzeuge. Wie Sie, lieber Oertel, eben bemerkten . . . England ist neidisch auf unsere Weltmachtstellung, und es hat Furcht, daß es von uns überflügelt wird. Darum möchte es uns in Grund und Boden vernichten."

„Das wird ihm aber nicht gelingen!" schmetterte Kurt hinein.

„Wollen's hoffen!" meinte Veit.

Frau Leontine dagegen seufzte: „Gegen so viel Übermacht . . . was sollen wir denn da machen? Viele Hunde sind des Hasen Tod."

„Wir sind aber keine Hasen!" rief Kurt jetzt wieder, und das klang wie ein Signal zur Attacke gegen den Feind. „Viel Feind', viel Ehr'! Und je mehr man uns angreift, um so tüchtiger werden wir um uns beißen!"

Marie nickte nur stumm zu des Bruders Worten. Aber es war ein Nicken, so voll Entschlossenheit . . . von freudiger, begeisterter Entschlossenheit, daß man unwillkürlich nach ihren Händen sah, ob die sich nicht zu Fäusten ballten. Und dabei hingen ihre Augen leuchtend an Kurt.

Auch Olga schaute ihn an, und mit Staunen dachte sie: Wie seltsam er sich verändert hat . . . viel männlicher ist er geworden . . . jetzt sehe ich das erst. . . . Alles Kecke und Leichtlebige ist fort von ihm . . . als ob es sich ganz zu Kraft und Energie verwandelt hätte. . . .

Während so mehr oder weniger alle unter dem Eindruck von Kurts Schlachtruf standen, sagte Oertel langsam und in sinnendem Bedenken: „Ja, Kinder, da ist es nun doch ein großes Glück, daß wir wenigstens im eigenen Hause Einigkeit haben."

„Das ist recht", stimmte Willingen so lebhaft bei, daß er von seinem Stuhl aufsprang und Oertel auf die Schulter klopfte. „Das ist recht, da bin ich ganz Ihrer Ansicht. Als heute im Reichstag sich auch die Sozialdemokraten Mann für Mann von ihren Sitzen erhoben . . . wahrhaftig, da fiel mir ein Stein vom Herzen. Und ich glaube, mir ist es nicht allein so gegangen. Am Bundesratstisch . . . wie soll ich Ihnen das sagen? . . . Wie ein hörbares Aufatmen ist es da gewesen."

„Ich hätte nie geglaubt, daß die Sozialdemokraten doch so viel Patriotismus haben."

„Wer hätte das überhaupt gedacht? Nicht Sie und nicht ich und gar kein Mensch."

„Da muß ich nun aber doch in aller Bescheidenheit widersprechen", lächelte der Sanitätsrat hinter seiner Eulenbrille hervor. „Ich bin davon immer überzeugt gewesen, und mit mir sehr viele politische Freunde. Und wir sind doch auch sozusagen Menschen."

„Pardon, lieber Herr Sanitätsrat," entschuldigte sich Willingen, „ich habe natürlich nichts gegen Sie sagen wollen."

„Ich hab' es Ihnen auch nicht übelgenommen", scherzte Veit. „Überhaupt heute, wo es keine Parteien mehr gibt. — Aber ernsthaft gesprochen, meine Herrschaften: ich glaube, man hat den Sozialdemokraten in vieler Beziehung unrecht getan, und man wird da von Grund aus umlernen müssen."

Olga horchte auf: Das kam ihr so bekannt vor. . . . Waren das nicht beinahe dieselben Worte, die sie heute nachmittag zum Papa gesagt hatte? . . .

Und da antwortete er auch schon dem Sanitätsrat: „Das will ich auch. Ich will gern umlernen. Ich sträube mich nicht, ein Unrecht einzusehen."

„Ich auch nicht", pflichtete Willingen bei. „Ich lerne auch um. Von heute an habe ich gegen die Sozialdemokratie nichts mehr einzuwenden."

Und nun sagte auch Kurt: „Ja, wahrhaftig, es ist merkwürdig, wie man sich derartig täuschen kann. Aber es ist doch gut, daß es so gekommen ist. Wir sprachen noch eben im Offizierkorps darüber. Es war uns doch allen oft ein bißchen eklig zumute bei dem Gedanken, wie das bei einer Mobilmachung sein würde

Digitized by Google

wenn plötzlich so viel Sozialdemokraten in die Armee kämen. Aber nun ist davon natürlich keine Rede mehr, und es ist doch eigentlich ein verdammt schönes Gefühl, zu wissen, daß man auf alle seine Leute vertrauen darf."

Olga klopfte das Herz, so freute sie sich, als sie das hörte. Und in dieser augenblicklichen Wallung griff sie nach Kurts Hand und preßte sie fest. Zu jeder anderen Zeit hätte man sich darüber gewundert. Aber in diesen Minuten einer erhöhten Seelenspannung fiel es überhaupt niemandem auf.

„Ja," sagte Willingen, „so traurig dieser Krieg ist, so schön ist es doch auch, diesen Aufschwung zu sehen . . . ich meine diesen innerlichen Aufschwung in uns allen. Ein ganzes Volk von einem einzigen Gedanken beseelt. Es gibt heute gewiß keinen, der sich selber schonen möchte."

„Nein, den gibt es ganz bestimmt nicht."

„Und darum, meine Liebe," wandte sich Willingen an seine Frau, „habe ich mich auch wieder zur Verfügung gestellt."

„Du hast dich — —?"

„Nun ja, meine Liebe . . . natürlich. In solcher Zeit braucht man auch ältere Offiziere. Ich war eben jetzt bei der Militärbehörde. Du brauchst dich übrigens nicht um mich zu ängstigen . . . für die Front finde ich keine Verwendung mehr. Ich werde zu einer Etappe kommandiert."

Noch bevor Frau Leontine sich von ihrem Schreck erholte, eilte Marie zu ihrem Vater. „Das ist gut, Papa . . . o das ist gut! Niemand darf in diesem Kriege untätig bleiben! Und weißt du was? Ich gehe auch mit!"

„Du, Marie?"

„Ja! — Und Sie, Herr Sanitätsrat, müssen mir helfen! Sie wissen ja, ich habe vor ein paar Jahren einen Pflegerinnenkursus mitgemacht. Sie müssen mich in einem Lazarett unterbringen. Aber nicht hier in Deutschland . . . ich will mit ins Feld!"

„Aber, Marie," bat Frau Leontine, die sich noch gar nicht fassen konnte, „Kurt und der Papa und du nun auch? Da bleibe ich ja ganz allein zurück."

„Du hast doch Olga und Rolf", schnitt Marie kurz ab. Und dann wieder zu Veit: „Wie ist es also, Herr Sanitätsrat? Können Sie mich irgendwo unterbringen?"

Veit schaute zu Marie auf, die größer war als er.

Das Mädel gefiel ihm . . . hatte ihm immer gefallen. . . Ein tapferes Mädel . . . das war guter Schlag. . . .

Aber er ließ sich von diesen Gedanken nichts anmerken und erwiderte ruhig: „Gewiß, liebes Fräulein . . . solche Menschen, wie Sie, kann man immer gebrauchen. Ich habe erst heute mit ein paar Herren gesprochen. In ein paar Tagen geht Lazarettpersonal nach Belgien ab. Sind Sie bereit, da gleich mitzufahren?"

„Selbstverständlich!"

„Dann werde ich das Weitere veranlassen."

Während dieser Verhandlung empfand Olga etwas wie Scham. Sie sah auf Kurt, auf Marie, auf ihren Schwiegervater. Sie alle gingen fort, sie alle halfen. Der Sanitätsrat als Arzt hatte auch seinen Wirkungskreis. Sie dachte auch an Karl Lienhardt, der schon Uniform trug. Und sie kam sich selber so nutzlos und überflüssig vor.

Deshalb sagte sie ganz kleinlaut und niedergeschlagen: „Wenn ich Rolf nicht hätte, ginge ich auch mit. Es ist für die Zurückbleibenden so bedrückend, stillsitzen zu müssen und nichts tun zu können."

Aber das wollte der Sanitätsrat nicht gelten lassen: „Oho, junge Frau! Wie stellen Sie sich das vor? Wer will, der findet auch hier genug Arbeit. Was denken Sie wohl, wieviel Lazarette man hier aufrichten wird? Jeden Saal, jeden verfügbaren Raum wird man brauchen?"

„Glauben Sie wirklich?" fragte Oertel aufmerksam. Ihm war plötzlich ein ganz neuer Gedanke gekommen.

„Ohne Zweifel."

„Und können das auch Privatpersonen machen? Ich meine, so ein Lazarett einrichten?"

„Warum nicht, wenn sie tief genug in die Tasche greifen wollen."

Oertel dachte noch eine Sekunde nach. Dann sagte er: „Wissen Sie, lieber Sanitätsrat, meine Fabrik steht ja augenblicklich sowieso still. Ich hätte da zwei Säle, in denen keine Maschinen sind. Ich denke, so an hundert, hun-

Digitized by Google

dertfünfzig Betten könnte man darin schon unterbringen. Würden Sie sich wohl für die Sache interessieren?"

„Aber sehr bedeutend", entgegnete der Sanitätsrat. Er war schon ganz Feuer und Flamme dafür. „Sind denn Nebenräume vorhanden? Man braucht nämlich ziemlich viel. Küche, Wärter, Laboratorium, für Operationen."

„Ich denke, das ließe sich wohl einrichten. Würden Sie auch die Leitung des Lazaretts übernehmen?"

„Mit Freuden!"

„Dann können Sie sich's ja morgen mal ansehen."

„Abgemacht."

Der Sanitätsrat wollte Oertel die Hand schütteln. Aber er kam nicht dazu, denn Olga sprang dazwischen und fiel ihrem Vater um den Hals: „Papachen, du bist doch der beste Mensch, den es überhaupt auf der ganzen Welt gibt! Und nun weiß ich auch für mich was! Ich werde bei dir Pflegerin!"

Dann kamen auch die anderen und wollten Oertel gratulieren.

Aber der wehrte ab. „Ach laßt doch, Kinder . . . macht keine Geschichten. Ihr tut viel mehr . . . ihr geht hinaus. Was tue ich dagegen? Das bißchen Geld hergeben? Na, wozu hätte ich es denn? Das ist doch das mindeste, was man tun kann." — —

* * *

Wie die Fangarme eines phantastisch riesengroßen Polypen, lang und dünn und auf Beute lauernd, so lagen die schwarzen Eisenbahnzüge über das dunkle Bahnhofsgelände gebreitet. Ihr Anfang und Ende verschwammen in der Nacht, so daß man sie sich unendlich denken konnte. Ein mattgelber Schimmer düsterte aus ihnen heraus. Oder klebte er nur an ihnen als ein zitteriger Abglanz des Mondes? In allen Schatten bis in die Ferne glimmerte es rot, grün und weiß, wie das Blitzen von Rubin-, Smaragd- und Diamantenschätzen. Und näher herbei huschten trübrötliche Lichtchen geisterhaft wie Glühwürmchen kreuz und quer, oder schwarze Gestalten bildeten sich plötzlich aus der Nacht, um ebenso rasch wieder in ihr zu zerfließen.

„Wird denn hier kein Licht gemacht?" brummte Herr von Willingen, der seine Frau und Marie vorsichtig führte.

Und Oertel, der mit Olga hinter ihm hertapste, meinte: „Wir sind wohl zu früh gekommen."

Indem flammten aber auch schon die Bogenlampen auf, die an hohen, weiß gestrichenen Masten hingen und ein kaltes, grünlichweißes Licht wie einen Dunstschleier über die Fläche breiteten.

Einen Augenblick machte Willingen halt: „Das blendet. Man muß sich erst daran gewöhnen." Und dann im Weiterschreiten: „Aber wir sind doch nicht die ersten."

„Im Gegenteil", wunderte sich Olga. „Das wimmelt ja schon förmlich."

Und Frau Leontine unterdrückte einen Seufzer: „Alles Menschen, die Abschied nehmen wollen."

„Bitte," fragte Oertel einen Bahnbeamten, „wo wird das erste Bataillon einwaggoniert?"

„Da drüben, ganz vorn", sagte der Mann und eilte weiter.

Sie hielten nun diese Richtung ein und suchten, etwas schneller vorwärts zu kommen. Dicht neben Marie ging eine Frau im Kopftuch, die einen kleinen Jungen auf dem Arme trug. Das Kind griff nach den Blumen auf Maries Hut, und diese nahm flüchtig seine Händchen und streichelte sie.

„Ja, sehen Se, Freilein," meinte die Frau, „det Kind is verjnigt, det weeß noch jar nich, det sein Vater heute in den Krieg gehen muß."

Marie holte ein Stückchen Schokolade aus der Tasche. „Um so größer wird die Freude, wenn Ihr Mann dann zurückkommt."

„Nu ja, liebes Fräulein, det muß man nu abwarten. Wie et kommt, so muß man es eben nehmen."

Frau Leontine grüßte nach der anderen Seite.

„Wer ist da?" fragte Willingen.

„Die alte Gräfin Bassewitz."

„Ach, die Mutter vom Hauptmann Bassewitz. Die will auch ihrem Sohne noch Lebewohl sagen."

Jetzt klang aus der Weite Militärmusik.

Digitized by Google

Nur ganz leise erst und noch melodielos wehten einzelne Töne durch die Luft . . . das grelle Trata aus einer Trompete, der abgerissene Quieklaut einer Flöte, und dumpfe Paukenschläge dazwischen.

„Da sind sie schon", sagte Oertel unruhig und fragte noch einmal einen Beamten: „Bitte, wird hier das erste Bataillon? — —"

Aber der Mann hatte keine Zeit zur Antwort.

Statt seiner erwiderte ein Generalstabsoffizier, der zufällig in der Nähe stand: „Das erste Bataillon zweites Garderegiment?"

„Jawohl, Herr Oberst."

„Da bleiben Sie nur hier."

Das Geschmetter der Blechmusik näherte sich.

Nun ließ sich schon das Grunzen der großen Tuben unterscheiden. Eine Trommel ratterte und knatterte hinein.

In die Angehörigen der Soldaten kam eine nervöse Bewegung. Viele liefen ganz zwecklos hin und her. Frauen riefen nach ihren Kindern oder schrien sie an.

Plötzlich zwei große Pferde mit Reitern darauf: „Bitte zurücktreten hier. Platz machen, bitte."

Die Pferde waren schon vorbei, trotteten langsam weiter.

Da dröhnte es in die Ohren mit Tschingtsching und Bum.

Es riß an den Nerven, aber es riß auch an den Herzen: Man möchte mit! Herr Gott, man möchte mit!

Vorbei auch das.

Und nun in endloser Reihe grau in grau unsere braven Jungen . . . unsere Söhne und Brüder, unsere Gatten und Väter.

Trompetensignale . . . Kommandorufe!

„Halt!!"

Ein Ruck. Die grauwogende Masse stand wie eine Mauer aus Feldstein erbaut, aus der oben die Gewehre wie Eisenzacken herausragen.

Und noch einmal kurze, scharf ausgestoßene Befehle.

Die Mauer löste sich, schien in sich zu zerfallen. Die Eisenzacken bauten sich am Boden zu Pyramiden. Und was eben noch ein festes Gefüge war, erschreckend in seiner Wucht und ohne Eigenwillen, wie eine gut konstruierte Vernichtungsmaschine, das zergliederte sich nun zu Einzelwesen, die gar nichts Fürchterliches mehr an sich hatten.

Da kamen auch schon die Damen vom Roten Kreuz mit Liebesgaben für die lange Reise. Schokolade, Obst, Zigaretten wurden verteilt und Limonade aus riesigen Kübeln geschöpft. Zwischendurch das Drängen von Männern und Frauen, die einen Lieben noch einmal umarmen wollten. Sie suchten, riefen, tasteten umher, bis daß sie ihn gefunden hatten, und standen dann doch oft ganz ohne Worte, als ob sie sich gar nichts mehr zu sagen hätten.

„Dort ist Kurt!" rief Frau Leontine und ließ den Arm ihres Mannes los, um schneller zu ihrem Sohn zu kommen, der den Kopf reckte und Umschau hielt.

Als die anderen ihr nachkamen, hing sie schon an seinem Halse und wiederholte nur immer: „Ach, Kurt! Mein Junge! Mein guter, alter, dummer Junge!"

In ihrem Fühlen waren alle die vielen Jahre ausgelöscht, und er war ihr wieder zum Kind geworden, das sie herzte und mit Koseworten überschüttete. Und wie er nun auch mit den anderen sprach, da kam sie sich dadurch beinahe verkürzt vor, und sie war neidisch auf jedes Wort und jeden Händedruck, als würde ihr selber dadurch irgend etwas entzogen.

Olga trat ganz nahe zu ihm heran und gab ihm ein kleines Päckchen in Seidenpapier. „Da hast du noch etwas, Kurt. Ein Bild von Rolf."

Er nahm es und sah Olga eine Sekunde stumm in die Augen.

Dann meinte er leise: „Jetzt überfällt es mich auf einmal. Wie eine Sehnsucht überfällt es mich. Ich hätte das Kind doch gern noch einmal gesehen."

„Aber wir hatten doch verabredet? Ich sollte es doch nicht mitbringen?"

„Gewiß. Es hätte sich erkälten können. Es war auch nur so eine Idee. Es ist besser so."

Während er das Bild in die Brusttasche steckte, fragte Oertel: „Wißt ihr nun schon, wohin ihr kommt?"

„Keine Ahnung, Papa. Vermutlich nach dem Westen. Aber ob nach Belgien oder Frankreich? . . . Das sagt man uns nicht."

„Ist ja auch egal", meinte Willingen, „Die Hauptsache, wenn es der Generalstab weiß."

Digitized by Google

„Übrigens, eins ist seltsam", sagte Kurt plötzlich. „Es gibt doch wirklich komische Zufälle. Ratet mal, wer heute noch meiner Kompagnie zugeteilt wurde . . . als Vizefeldwebel. — Na, das ratet ihr nie. Der Rechtsanwalt Lienhardt, der Reichstagsabgeordnete."

„Der Sozialdemokrat?" — „Ach nee." — „Das ist aber spaßig", so hasteten Oertel und Willingen auf ihn ein.

Und Marie, die bisher nur wenig gesprochen hatte, sah ihn vieldeutig an und meinte leise: „Das ist wirklich ein sonderbares Zusammentreffen."

Olga dagegen wendete sich ab. Und sie mußte denken: Wie kommt es nur, daß die Lienhardts immer auf meinem Wege sind? . . . Bald ist es Karl selber, bald ist es sein Bruder. . . . Überall umfängt mich der Name Lienhardt. . . . Es ist wie ein Geschick, dem ich nicht entgehen kann. . . .

Währenddessen stand eine Strecke weit ab Heinz Lienhardt bei Karl und seinen Eltern.

Dem kleinen, verhutzelten Mütterchen rannen stille Tränen über die Wangen. Und wie sie einzeln, schwer und groß aus den Augenwinkeln quollen, langsam herabrieselten und von den Kiefern zur Erde tropften, das war wie ein Schmerz, gegen den man sich gar nicht mehr auflehnt, mit dem man sich abgefunden hat, weil man ihm ja doch nicht entrinnen kann.

Karl hielt sie bei der Hand, die er in kurzen Zwischenpausen drückte. Er wußte nichts Besseres. . . . Was hätte er ihr denn auch sagen sollen? . . .

Und Heinz streichelte ihr ebenso über die Schulter . . . ein stummes Liebkosen, während er mit dem Vater sprach.

Der aber erzählte in stolzer Begeisterung: „Ja, Junge, siehst du . . . nu is es mir doch jelungen. Heute nachmittag haben sie mich als Freiwilligen genommen. Erst wollten sie ja nich . . . sie meinten, ich bin zu alt. Was sagst du, Junge? Na, aber ich hab's ihnen gezeigt. Da, hab' ich jesagt, nu messen Sie mal den Brustumfang. So'n Brustumfang haben Sie überhaupt noch nich jesehen. Un dann die Muskeln . . . mit solchen Muskeln, da kann man doch nich zu Hause bleiben. Jawohl, so hab' ich zu ihnen jesagt. Na, und das haben se ja dann auch einjesehen. Nächste Woche, Junge, denn bin ich so weit wie du. Dann nehme ich auch die Knarre auf den Buckel."

Ein General, der mit seinem Adjutanten in der Nähe stand, hatte die Worte gehört und nickte ihm freundlich zu: „Wie alt sind Sie denn, wenn ich fragen darf?"

Christoph reckte sich zusammen: „Sechsundfünfzig, Exzellenz!"

„Und in solchem Alter wollen Sie noch in die Front?"

„Zu Befehl, Exzellenz. Das will ich allemal. Ich habe ja noch meine jeraden Knochen. Un ich denke, Exzellenz, wer die noch hat, der darf in diesem Krieg nich zu Hause bleiben."

Die Augen des Generals leuchteten auf vor Freude. Er klopfte Christoph auf die Schulter: „Brav so, mein Freund." Und dann zum Adjutanten: „Können wir nicht frohgemut sein? Mit solchen Leuten m ü s s e n wir siegen."

Christoph aber rief dreist: „Das w o l l e n wir auch, Exzellenz! Was jemacht werden kann, das wird jemacht!"

Der General lachte herzhaft und wollte noch etwas erwidern. Aber ein Signal schnitt mitten in die Worte hinein. Nur vier oder fünf Töne waren es . . . lang gezogen, allmählich anschwellend und dann grell abreißend. Aber ein zweiter und dritter Hornist bliesen es nach. Die vier oder fünf Töne verdreifachten sich, klangen ineinander und trennten sich wieder, um dann gellend zu zerbrechen und stumm zu werden, als hätte die Nacht sie aufgefressen.

Nun wurde es wieder still, totstill für eine Sekunde. Jeder Laut schien erstorben, jede Bewegung erstarrt. Nur aus den Köpfen der dünnen Eisenbahnzüge fauchte in kurzen Stößen ein braunschwarzer Qualm, der sich breit und wulstig über den Himmel legte, so daß Mond und Sterne in ihm erstickten.

Dann harte Kommandorufe von allen Enden.

Eine rasche, stoßhafte, wilde Bewegung! Letzte Umarmungen! Aufschluchzen und Losreißen!

„Auf Wiedersehen, Mutter . . . Vater . . . Karl!"

„Leb' wohl, Junge!" — „Komm zurück!" — „Auf Wiedersehen, Heinz!"

Letzte Küsse auch bei Kurt.

Digitized by Google

Frau Leontine ließ ihn kaum los. . . Oertel und Willingen mußten ihn von ihr befreien!

Marie sah ihm in die Augen, und das war mehr als ein Kuß.

Zum Schluß drängte sich auch Olga an seinen Mund.

Und während sie ihm am Halse hing, sagte er leise: „Ich habe dich lieb. Wenn ich nicht zurückkehre, sei gut zu Rolf und erziehe ihn zu einem braven Menschen."

Dann riß er sich los und stand in der nächsten Sekunde in Reih und Glied als ein Steinchen in der Mauer, als ein Rädchen in dem ungeheuren Vernichtungsinstrument.

Vor Olgas Augen verschwamm er grau in grau . . . er wurde ihr undeutlich . . . sie sah ihn kaum mehr.

Und sie sah auch kaum das Einschwenken, das Aufrücken zum Zug, das Einsteigen in die Wagen und dieses ganze Kribbeln und Krabbeln, das, geleitet durch Kommandos und kurze Pfiffe, sich so ohne Verwirrung und Überhastung und dabei doch so blitzschnell abspielte, als handelte es sich um ein einfaches Friedensmanöver.

Und nicht lange danach setzten sich die Züge in Bewegung.

Einer hinter dem anderen verschwand in der Nacht, und der Gesang der Soldaten wurde leiser und leiser.

Die Zurückbleibenden winkten mit ihren Tüchern.

Olga dachte an Kurts letzte Worte: „Wenn ich nicht zurückkehre — —" und es wurde ihr weh.

Und sie winkte noch lebhafter mit ihrem Tuch, so als ob er das hätte sehen können. — —

* * *

Schon zwei Tage nach Kurts Abreise fuhr Marie, schon in Schwesterntracht, mit einem Lazarettransport nach dem Westen. Sie saß mit noch fünf anderen Schwestern in einem Abteil zweiter Klasse. Nebenan befand sich der Arztestab, und alle anderen Abteile des D-Wagens waren von höheren Offizieren besetzt. Sonst fuhren noch ein paar Batterien Feldartillerie mit. Die Wagen mit den Geschützen und Munitionsprotzen waren hinten angehängt.

Marie war so frei und wohl zumute.

Der Abschied heute morgen von den Eltern war ihr ja nicht ganz leicht gefallen. . . . Besonders die Mutter tat ihr leid . . . die würde nun bald ganz allein sein, wenn der Papa zu seinem Etappenkommando ging. Aber schließlich . . . sie hatte ja die Oertels, besonders Olga und den kleinen Rolf. . . . Und überhaupt . . . Opfer mußte eben jeder bringen. . . .

Während Marie so dachte, warf sie das alles schon weit hinter sich, und sie fühlte sich so frei und wohl, wie sie jetzt hinausfuhr, um am Krieg teilzunehmen.

Den Krieg mitmachen. . . . Nicht zu Hause hocken und sich von den anderen verteidigen lassen . . . nein, selbst in der Reihe jener stehen, die all ihre Kraft dem Vaterlande schenken. . . . War das nicht schön? . . . Wurde man dadurch nicht erst etwas wert? . . .

Der Zug fuhr kriegsmäßig mit kaum halber Geschwindigkeit. Zu den Seiten des Bahndammes patrouillierten in Zwischenräumen Landsturmleute zur Sicherung der Gleise. Und langsam glitten die Felder vorbei, die schon in goldener Fruchtschwere prangten.

Diese Felder wollen wir jetzt verteidigen — dachte Marie, während sie über die Ähren schaute, die im Sonnenglanz wie ein wehendes Seidentuch glänzten. — Unsere Feinde wollen den Segen zertreten . . . zerreißen wollen sie die goldgelben Teppiche, und ihre Pracht in Blutlachen ertränken. . . . Wir aber fahren gewappnet hinaus . . . das ganze Volk ist wie mit eisernen Ringen in Einigkeit zusammengeschmiedet. . . . Alles hat nur noch einen Kopf und einen Willen. . . . Die Schwester da neben mir . . . wie sie vorhin sprach . . . ich glaube, sie kann nicht richtig Deutsch. . . . Aber trotzdem fühle ich mich nicht über ihr. . . . Wir haben beide den gleichen Zweck, und sie wird so pflichttreu sein wie ich. . . . Es gibt keine Unterschiede und Klassen mehr. . . .

Jetzt tauchte eine Stadt am Horizont empor. Ein paar Kirchtürme zeigten spitz in den Himmel. Daneben wuchsen düster und grau zahlreiche Fabrikschlote aus dem Häusergewirr. Aber ihre Mäuler stießen keinen Qualmatem aus, und rein und blau lag der Äther über ihnen.

Marie dachte an Oertel: Jetzt würden gewiß viele so wie er ihre Fabriken zu Lazaretten

Digitized by Google

machen. . . . Überall gab es ja Lazarette . . . bei allen Stationen wurden Baracken gebaut. Ach ja, und bald würden sie sich füllen . . . rote Bäche und Ströme würden fließen . . . und der Blutgeruch würde süßlich zum Himmel steigen wie der Weihrauch aus den Kirchen dort mit den spitzen Türmen. . . .

Nun hielt der Zug. Keine Station ließ er vorbei, und das war heute wohl schon der zehnte Aufenthalt.

„Schauen Sie nur, Schwestern," sagte Marie, zum Fenster blickend, „wie die Menschen dort wieder stehen und uns zujubeln. Es ist immer das gleiche Bild der Begeisterung."

„Ja", nickten die und stellten sich bei Marie auf oder reckten die Hälse, um auch etwas zu sehen.

„Da kommt auch noch eine Abteilung Soldaten. Die wollen gewiß mit."

„Was für Uniformen sind das?"

„Es ist eine Telegraphen-Kompagnie", sagte die Schwester, die neben Marie saß und nicht richtig Deutsch sprach.

„Kennen Sie sich darin aus?" fragte eine andere.

„Einer von meine Brüder ist Telegraphist. Daher. Ich habe zusammen fünf Brüder."

„Alle im Feld?" fragte Marie.

„Ja. . . . Alle."

Marie fühlte etwas wie Erstaunen und Hochachtung, und leise, fast als ob sie sich schämte, meinte sie: „Ich habe nur einen."

Dabei dachte sie: Was kommt es darauf an, ob sie einen von meine oder von meinen Brüdern sagt. . . . Die Hauptsache ist, sie hat fünf im Feld. . . . Sie ist mir also über . . . ich habe bloß einen. . . .

Und als bald darauf Marie ein Stückchen Torte hervorholte, zwang sie ihrer Nachbarin die Hälfte auf, soviel sie sich auch sträuben mochte.

Dann ging es wieder ein Stück durchs Land.

Die Räder knickten und knackten im Takt. Fast war das wie eine Melodie oder auch wie ein Satz, der sich immer und ewig gleich wiederholte . . . man konnte sich ganz gut etwas dabei denken. An den Fenstern trieb schwarzbrauner Rauch vorbei, durch den die Felder in einem seltsamen Bronzeton leuchteten, so wie man ihn bei alten Ledertapeten findet. Gelegentlich drang von der Maschine vorn ein wütendes Fauchen und Puffen herüber. Und neben und über all diesem Getön klang, bald leise gedeckt, bald wieder anschwellend, als ewige Begleitung der Gesang der Soldaten.

Dieser Gesang . . . uralte Soldatenlieder, meist naiv im Text, mitunter auch derb, und immer ganz einfach in der Melodie, welche stets nur eine kurze Tonreihe umfaßte . . . schmiegte sich beinahe in den Rädertakt ein. Hörte man eine Zeitlang auf beide zugleich, so verschmolzen sie ineinander . . . Musik und Räder . . . und es war fast, als ruhte man auf den Tönen und würde von ihnen getragen.

Die Sonne war schon über den Mittag hinaus. Ein paar Schwestern schliefen. Auch Marie wurde müde und versuchte ein wenig einzunicken. Kamen sie an eine Station, so wachten alle auf, schauten zum Fenster hinaus, winkten mit ihren Tüchern, sangen mit den anderen die Wacht am Rhein, tauschten Zurufe und Grüße und fuhren unter Hurra weiter.

Nachher wurden sie allmählich ruhiger und sanken zurück in kurzen Schlaf und Traum.

Es mochte wohl schon gegen acht Uhr sein. Die Abendröte lag auf Feldern und Wiesen, als wären sie ganz mit Mohnblumen durchwirkt. Im Westen ballten sich Wolkengebirge, auf deren Gipfeln die Sonne Fanale entzündete, während ihre Täler in grünschwarzem Schatten ruhten. Ein paar Dörfer, scharf in den Linien umrissen, standen wie Silhouetten gegen den Himmel.

Der Zug hielt wieder in einer kleinen Station, und Marie, deren Glieder steif geworden waren, verließ ihren Platz und trat in den Seitengang. Und während sie zu einem Fenster hinausschaute, stellte sich einer der Ärzte hinter sie.

Marie wollte zurücktreten, aber der Arzt verhinderte es. „Bitte, Schwester, bleiben Sie nur. Ich habe Sie nicht vertreiben wollen."

Mit einem leichten Kopfnicken dankte Marie. Und dann standen sie ein paar Minuten schweigend nebeneinander.

Währenddessen betrachtete der Arzt Marie von der Seite und fragte dann: „Verzeihung, Schwester. Sind Sie Krankenpflegerin von Beruf?"

Digitized by Google

Marie sah auf und musterte ihn nun auch ihrerseits: „Nein. Ich habe nur einen Kursus durchgemacht."

Und dann konnte sie ein Lächeln nicht unterdrücken und fragte: „Und Sie, Herr Doktor? Sind Sie aktiv?"

„Nein, Schwester, ich bin nur eingezogen. Sie lächeln. . . . Sie haben mir das angesehen. Aber darf ich nun wissen, woran Sie das gemerkt haben? Bitte, ganz ungeniert . . . ich nehme es Ihnen nicht übel."

„Wirklich nicht?"

„Nein, wahrhaftig nicht."

„Also dann, . . ." Marie errötete ein wenig . . . „die schwarze Haarlocke, die Ihnen in die Stirn fällt und noch unter Ihrem Mützenschirm hervorkommt."

„Ach so," lachte der Arzt, „die Haarlocke ist es! Ja, Schwester, Sie haben recht, so der richtige Schneid, der fehlt uns Zivilärzten. Aber ich denke, die Verwundeten werden das nicht übelnehmen. — Erlauben Sie übrigens, Schwester, daß ich mich Ihnen vorstelle. Mein Name ist Doktor Karl Lienhardt."

Marie zuckte zusammen und sah ihn groß an.

„Was ist Ihnen, Schwester? Warum erschrecken Sie so?"

„O nichts . . . ich erschrecke nicht. . . . Es ist nur — —"

Sie faßte sich. Und indem sie keinen Blick von ihm ließ, fragte sie sinnend: „Ist das Ihr Bruder? Ich meine, der Abgeordnete?"

„Allerdings, Schwester. Rechtsanwalt Heinz Lienhardt. Kennen Sie ihn?"

„Nein . . . oder nur flüchtig. — Aber mein Bruder erzählte mir, daß Ihr Bruder als Vizefeldwebel in seine Kompagnie gekommen ist. Mein Bruder ist Leutnant von Willingen."

Jetzt überzog Karls Gesicht eine flüchtige Bläße.

Er hatte also Olgas Schwägerin vor sich. Mit ihr sollte er arbeiten. . . . Und sein Bruder stand Seite an Seite mit Olgas Mann. . . .

Es kostete ihn einige Anstrengung, seine Erregung zu meistern. Aber er verbeugte sich formell: „Sehr angenehm, gnädiges Fräulein."

Doch Marie wehrte ab: „Bitte nicht, Herr Doktor. Hier bin ich nur Schwester. — Ich war bloß verblüfft. Ihr Bruder ist also der Untergebene meines Bruders, und ich bin wieder Ihre Untergebene."

In diesem Augenblick entstand auf dem Bahnhof ein tolles Durcheinander- und Hurrarufen.

„Was ist?" fragte Karl.

„Ich weiß auch nicht, Herr Doktor."

An allen Wagenfenstern drängten sich Köpfe.

„Dort hinten steht ein Haufen Menschen", sagte Marie.

Jetzt klang es von da her: „Es braust ein Ruf — —"

„Ich werde mal nachsehen", rief Karl und stürzte fort.

„Nicht mehr aussteigen!" schrien die Bahnbeamten. „Sitzenbleiben! Der Zug fährt ab!" —

Karl lief wieder zum Fenster: „Also was ist denn geschehen?"

Der Zug fing schon an, sich langsam zu bewegen.

Am Nebenfenster stand der Stabsarzt. Jetzt beugte der sich hinaus. „Heda, Gendarm, warum ruft man Hurra? Was ist los?"

„Lüttich ist gefallen!"

„Mann, ist das wahr?"

„Zu Befehl, Herr Stabsarzt! Amtliche Bahndepesche!"

Und der Stabsarzt drehte sich um, und der ganze Wagen brüllte: „Lüttich ist gefallen! Hurra! Hurra!"

Und dann sang man auch hier die Wacht am Rhein, und das vermischte sich mit dem Gesang aus den anderen Wagen. Aus jedem ertönte ein anderes Lied: das Heil dir im Siegerkranz und die Wacht am Rhein und Deutschland, Deutschland über alles. Und sie ballten und wirrten sich durcheinander und bildeten doch alle einen Freiheitssang, der mächtig und gewaltig wie ein Gebet aus dem fahrenden Zug in den Abend verwehte.

Noch lange erklang dies Schlachtengebet.

Nur allmählich wurde es leiser und leiser, bis der Schlaf auch die letzten Sänger umarmte.

Auch Karl und Marie gehörten zu diesen letzten.

Und schweigend fuhr nun der Zug durch die Nacht nach der Grenze, nach Belgien, dem Krieg entgegen.

Digitized by Google

Bloß die Räder knickten und knackten im Takt, und die Maschine fauchte in feuriger Lohe. — —

* * *

Der August ging schon zur Neige. . . . Der erste Kriegsmonat war beinahe beendet. Nach Lüttich war Namur gefallen, Brüssel befand sich in den Händen der Deutschen, und im Süden hatte der Kronprinz von Bayern zwischen Metz und den Vogesen mit seiner Armee die erste große Feldschlacht gewonnen.

Auch Kurt von Willingen und Heinz Lienhardt hatten bei kleineren Gefechten in Belgien bereits die erste Feuertaufe erhalten. Dann hatten sie, immer unter kleinen Plänkeleien, die französische Grenze überschritten und an den Kämpfen um Longwy teilgenommen. Und nun lagen sie schon seit mehreren Tagen wie Maulwürfe eingebuddelt im Schützengraben.

Vom Feind war nicht das geringste zu sehen.

Wie ein einziger Weingarten dehnte sich das Land reich und fruchtstrotzend vor ihnen aus. Auf Hügeln oder in Talwellen lagen rings zahlreiche Dörfer, sauber und zierlich, fast wie Spielzeug anzuschauen. In der Ferne zog sich ein Fluß in Windungen, als hätte jemand einen silbernen Faden achtlos von einem Knäuel laufen lassen. Und dort an einer Stelle des Horizonts breitete sich eine graublaue Nebelwolke, aus deren Dunst eine Anzahl Kirchentürme fein und dünn wie kleine Nadeln hervorstachen.

Kurts Platz war im Schützengraben nicht weit von Heinz. Nur zwei Grenadiere standen zwischen ihnen . . . ein schlanker Einjähriger aus Berlin WW und ein Reservemann, stiernackig und Schlächter von Beruf.

Wenn sie an der vorderen Brüstung standen, so konnten sie gerade mit den Köpfen darüber hinwegsehen, um das Gewehr auflegen und schießen zu können. Nach hinten zu vertiefte sich der Graben, so daß sie da vor feindlichem Gewehrfeuer gedeckt waren, und dort hatte sich auch ein jeder, so gut es ging, in die Erde hinein eine Art Sitz gegraben, auf dem er ruhen, essen und nachts auch schlafen konnte. Hinter dem Platz des Hauptmanns, der sich nach rechts in etwa hundert Meter Entfernung befand, war sogar ein breiteres Loch gegraben, in dem man für die Offiziere aus allerhand Brettern einen primitiven Tisch zusammengenagelt hatte.

Halb seitwärts im Rücken der Schützenlinie, ging jetzt die Sonne hinter einem großen Laubwald auf. Die ganze dunkelgrüne Mauer, die einen breiten Hügelrücken krönte, schien von glühendem Gold durchflossen zu sein, das zwischen den Ritzen und Lücken im Zweig- und Blattwerk wie durch ein engmaschiges Netz hervorleuchtete. Dann stieg die Sonne selbst hervor, rot-feurig in Morgennebel gehüllt, und die Äste des Waldes reckten sich aus, als ob sie den Brandball festhalten wollten.

Kurt rieb sich die Augen und dehnte sich . . . er hatte ein paar Stunden geschlafen und war steif geworden.

Auch die übrigen Leute ruhten noch und waren in ihren feldgrauen Uniformen vom Erdboden kaum zu unterscheiden. Bloß der schlanke Einjährige stand auf Posten und lehnte unbeweglich an der vorderen Brüstung, das Gewehr im Anschlag aufgelegt.

„Einjähriger Gulz," rief Kurt leise hinüber, „nichts Neues auf Wache?"

„Nein, Herr Leutnant."

„Was ist denn das links da für schwarzer Rauch?"

„Ein brennendes Dorf. Unsere Artillerie muß das besorgt haben. Als ich auf Wache kam, stand es schon in Flammen."

„Jawoll", ertönte jetzt eine bärenmäßige Stimme.

„Mensch, brüllen Sie doch nicht so", unterbrach Heinz, der eben erwacht war. „Ihre Stimme hört man ja bis in die feindlichen Schützengräben."

„Is schon recht, Herr Vizefeldwebel", meinte der Schlächter und bemühte sich, so leise als möglich zu sprechen. „Also es war nachts um drei, ich war jrade auf Wache, da jing das Jepfeife auf einmal los. Immer hin und her über unsere Köppe weg, als ob heulende Hunde durch de Luft gejagt würden. Und denn dauerte das auch nich lange, denn fing das da drüben Feuer."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Weit vom Schuß / Von Freiherr von Schlicht

Humoristisch-patriotischer Roman aus der Kriegszeit. 10. Fortsetzung.

Wieder gingen sie schweigend nebeneinander her, und ihre Schritte hallten auf dem jetzt leeren Korridor, bis der Major dann plötzlich sagte: Ich hatte gehofft, gnädiges Fräulein, Sie mit Ihren Eltern und den Schwestern auf unserem letzten patriotischen Kriegsabend zu sehen, denn Ihnen brauche ich es wohl nicht erst zu sagen, daß ich mich persönlich sehr freuen würde, einmal wieder einen Abend mit Ihnen zu verplaudern."

„Wenn Sie das wollen, Herr Major," antwortete Dorette ausweichend, „warum sagen Sie sich da nicht einmal wieder bei uns zum Abendessen an? Das taten Sie doch früher zuweilen."

„Ja, früher war ich aber auch mein eigener Herr," erwiderte der Major, „aber jetzt? Mein Dienst geht vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und wenn ich nicht auch diese patriotischen Kriegsabende als Dienst auffaßte, würde ich mich auch dort nicht sehen lassen können", und noch einmal bat er: „Werden Sie nicht nächstens einmal mit Ihrem Herrn Vater zu uns kommen?"

Dorette hörte aus seinen Worten heraus, wie sehr er gerade jetzt eine zusagende Antwort von ihr erwartete, gerade jetzt, wo er sie vor kurzem an dem Bett des Kranken fand, dessen Hand in der ihrigen haltend. Erfüllte sie nun seine Bitte, dann wußte er, daß ihr Besuch hier lediglich einem Kranken, nicht aber dem Kranken gegolten hatte, und als sie nun seine Blicke auf sich gerichtet fühlte, da fing ihr kleines Herz an, etwas unruhig zu schlagen. Er tat ihr aufrichtig leid, und gar zu gern hätte sie ihm das erwartete ‚Ja' zugerufen, aber es wollte ihr trotzdem nicht über die Lippen. So meinte sie jetzt abermals ausweichend: „Sie verlangen etwas Unmögliches von mir, Herr Major. Ehe ich zu den anderen Abenden komme, muß ich den Statuten gemäß erst meinen Austritt aus unseren Abenden vier Wochen vorher ankündigen, im Anschluß daran muß ich mich bei Ihren Abenden zum Eintritt melden. Sicher muß doch auch erst bei Ihnen über die Aufnahme neuer Mitglieder eine Abstimmung stattfinden, das alles geht doch nicht von heute zu morgen."

„Dann natürlich nicht," meinte der Major, „das habe ich allerdings nicht gewußt, daß der Apparat ein so komplizierter ist. Aber ich würde mich sehr freuen, wenn ich wenigstens hoffen dürfte, daß Sie demnächst Ihren Austritt bei Ihren Abenden anmelden wollten, um baldmöglichst mit den Ihrigen zu den Unsrigen zu gehören."

„Auch das ist nicht so einfach, Herr Major", widersprach sie, sich zu einem Lachen zwingend, um nicht ihre Verlegenheit zu verraten, die in ihr wach wurde, als sie deutlich bemerkte, wieviel ihm an einem öfteren Zusammentreffen mit ihr gelegen war. „Auch das ist nicht so einfach," wiederholte sie nochmals, „denn es kommt doch dabei nicht nur auf mich an, Herr Major, ich müßte doch auch meine Mutter und die Schwestern auf meiner Seite haben. Bisher haben die sich gesträubt, obwohl der Vater uns bereits tüchtig zugesetzt hat, Ihren Wunsch, Herr Major, zu erfüllen", und als sie jetzt sein ganz trauriges Gesicht bemerkte, setzte sie, wenn auch etwas gegen ihren Willen, hinzu: „Na, Herr Major, geben Sie die Hoffnung noch nicht auf, was nicht ist, kann vielleicht noch werden."

„Und es wird werden," fiel er ihr schnell in das Wort, „wenn Sie, gnädiges Fräulein, es ernstlich wollen. Bei Ihrem Herrn Vater finden Sie keinen Widerspruch, im Gegenteil. Na und daß Sie Ihre Frau Mutter und Ihre Frau Schwestern um den kleinen Finger wickeln, das brauche ich Ihnen doch nicht erst zu sagen, das wissen Sie selber."

Dorette bekam unwillkürlich einen roten Kopf, denn sie wußte ja am besten, wie sehr er recht hatte mit seinen Worten, trotzdem sagte sie jetzt schnell: „Was Sie mir da von meiner Macht und meinem Einfluß erzählen, Herr Major, das war vielleicht früher einmal im Frieden, aber jetzt im Kriege ist auch das anders geworden. Die Zeit bringt es mit sich,

Digitized by Google

daß alle Menschen viel energischer, viel selbständiger werden, als sie es bisher waren. Man läßt sich nicht mehr so leicht von anderen beeinflussen. Ich sehe das jetzt tatsächlich fast täglich an meinen Schwestern. Selbst die Nachsichtigsten von ihnen sind jetzt plötzlich die reinsten Dickköpfe geworden. Ich werde aber immerhin nochmals bei denen mein Glück versuchen, ob allerdings mit Erfolg, das bleibt abzuwarten."

„So werde ich warten, gnädiges Fräulein," stimmte er ihr bei, „es bleibt mir ja nichts anderes übrig, aber ich wiederhole nochmals, ich würde mich herzlich und aufrichtig freuen, wenn es Ihnen gelingen sollte, den Widerstand Ihrer Frau Schwestern zu überwinden."

Er betonte die letzten Worte so eigentümlich, daß sie wußte, er hatte sie durchschaut und hatte es erraten, daß der Widerspruch nur auf ihrer Seite bestand. So war Dorette denn froh, als sie beide jetzt an dem Ausgang angelangt waren und daß der Major sich anschickte, sich von ihr zu verabschieden: „Ich würde mir ein Vergnügen daraus machen, gnädiges Fräulein, Sie nach Hause zu begleiten, aber —"

„Nein bitte, Herr Major, bemühen Sie sich nicht," fiel sie ihm rasch in das Wort, „es ist ja noch früh, ich kann sehr gut allein gehen, und wenn ich Ihre Begleitung annähme, würde ich von dem Vater nur Ausschelte bekommen, daß ich Sie nicht mit in das Haus zum Abendessen gelockt hätte. Und da Sie ja auch heute sicher keine Zeit für uns haben —"

„Die fehlt mir wirklich," stimmte er bei, „aber sobald ich irgend kann, komme ich einmal wieder zu den Ihrigen hinaus."

Gleich darauf trennten sie sich mit einem herzlichen Händedruck und mit einem beiderseitigen „Auf Wiedersehen!"

Dorette ging zur Rechten und der Major wandte sich zur Linken, um seine Wohnung aufzusuchen. Es lag viel Arbeit auf seinem Schreibtisch, die noch erledigt werden mußte, aber trotzdem beeilte er sich nicht sonderlich, sondern ging langsam dahin, seinen Gedanken nachhängend. Das Bild, das sich ihm vorhin geboten hatte, als er das Zimmer des kranken Offiziers betrat, wollte ihm nicht aus dem Sinn, die Eifersucht ergriff ihn aufs neue, so daß er sich jetzt fragte: Wenn Dorette hörte und wüßte, daß du einmal krank wärest, ob sie da auch zu dir käme, wenn du nicht in deiner Wohnung, sondern in einem Krankenhaus lägst? Sicher nicht, denn das wäre dann in den Augen der Welt im höchsten Grade unpassend, während ein Besuch am Bett eines im Kriege Verwundeten etwas ganz Selbstverständliches war. Wie gut die Verwundeten es doch hatten, wie wurden die von allen Seiten verhätschelt, wie wurden die beschenkt und fortwährend mit Beweisen der Liebe überschüttet. Und warum? Lag dazu eigentlich ein besonderer Grund vor? Hatten die mehr getan, als nur ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit, die darin bestand, dem Fahneneide gemäß für den Kaiser zu kämpfen, zu Wasser und zu Lande, bei Tag und bei Nacht und an welchen Orten und zu welcher Stunde es auch immer sei?

Der Major schalt noch lange im stillen vor sich hin, und doch wußte er selbst am allerbesten, daß er im Unrecht war. Der Neid, weiter nichts als Neid sprach aus ihm, der Neid, daß die anderen sich mehr oder weniger kaputt schießen lassen durften und Gelegenheit hatten, sich das Eiserne Kreuz oder gar wie der Graf die beiden Eisernen Kreuze zu verdienen. Gewiß, auch seine eigene Brust war mit Orden geschmückt, aber viel Wert hatten diese Parade- und Frühstücksorden nie besessen, und heute? Die ganze Ordensreihe an seiner Brust wog leichter als das Eiserne Kreuz, das sich ein gewöhnlicher Musketier vor dem Feinde holte.

Seine Mißstimmung wurde immer größer, und so entschloß er sich denn jetzt für einen Augenblick, seinen Stammtisch in der Weinstube aufzusuchen, um dort im Gespräch mit den anderen Herren und bei einem Glase Wein seinen Ärger zu vergessen. Er hatte ja noch Zeit, und wenn er Dorette trotzdem seine Begleitung nicht anbot und sich bei der mit einem „aber" entschuldigte, dann war es geschehen, weil er sich nicht von neuem ihren ausweichenden Antworten aussetzen wollte. Er hatte Zeit, mit der Arbeit würde er schon noch fertig werden, und Frau Schnappauf würde ihn schon nicht schelten, wenn er heute ein paar Minuten später zum Abendessen nach Hause kam, denn seitdem er die Einquartierung in seiner Wohnung hatte, wurde er in seinen eigenen Räumen

Digitized by Google

von Frau Schnappauf eigentlich nur noch geduldet. Er mußte nun doch unwillkürlich vor sich hin lachen, als er an Frau Schnappauf und ihre beiden Soldaten dachte. Für ihr Herz hatte sie sich den Vizefeldwebel der Ersatzreserve ausersehen, einen großen, strammen, hübschen Menschen, denn sie ahnte nichts davon, daß der längst verheiratet war, zu Hause Weib und Kinder hatte, wie der Feldwebel ihm eines Tages beichtete, damit er, der Major, nicht etwa allen Ernstes glaube, er würde mit seiner Wirtschafterin ein Techtelmechtel anfangen. Der war verheiratet, allerdings trug er keinen Ehering. Den hatte er auf Wunsch seiner Frau für alle Fälle zu Hause lassen müssen, und ihr Mann zog äußerlich als Junggeselle ins Feld.

Und zu dieser Einquartierung für das Herz gesellte sich die andere für den Magen. Der Ersatzreservist hörte auf den Namen Popelmann. Schön war der Name ja nicht, und der Mann selber war es erst recht nicht, aber gerade für den sorgte Frau Schnappauf doppelt, und seitdem der Mann es ihr abgenommen hatte, die Uniform und die hohen Stiefeln für ihn, den Major, zu reinigen, da er mit Rücksicht auf den Dienst es bisher unterließ, sich täglich eine Ordonnanz als Burschen kommandieren zu lassen, seitdem sorgte sie für Herrn Popelmann sogar dreifach.

Frau Schnappauf hatte mit ihren beiden Soldaten soviel zu tun, daß sie für ihn, den Major, kaum noch Zeit fand, und wenn er sich zuweilen halb ernsthaft, halb ironisch die Bemerkung erlaubte, daß er doch schließlich auch noch da sei, dann bekam er immer dasselbe zu hören: „Die Einquartierung geht vor!"

Die würde auch heute wieder vorgehen, und heute war es ihm ganz recht. Frau Schnappauf sollte nur erst ihren Soldaten das Abendessen geben, dann konnte er hinterher in Ruhe selber essen, vorausgesetzt, daß noch etwas für ihn übrigblieb. Vielleicht aber tat er gut, die Möglichkeit, daß später alles aufgegessen war, im Auge zu behalten und so nahm er sich denn vor, nicht nur ein Glas Wein zu trinken, sondern dabei auch eine Kleinigkeit zu essen.

So betrat er denn bald darauf die Weinstube, in der er auch heute die Stammtischgesellschaft vollzählig versammelt fand, und so rasch verging ihm dort die Zeit, daß er ganz verwundert zusammenfuhr, als die Uhr plötzlich acht schlug. Da wurde es wirklich für ihn Zeit, an den Aufbruch zu denken, aber als er dann zu Hause ankam und als er Herrn Popelmann, der ihm auf sein Klingelzeichen hin die Tür öffnete, die Weisung gab, Frau Schnappauf zu melden, daß er da sei und daß er jetzt zu essen wünsche, antwortete der nicht wie sonst „zu Befehl", sondern kratzte sich nachdenklich mit der rechten Hand hinter dem Ohr, bis er dann meinte: „Mit dem Abendessen werden der Herr Major sich wohl noch etwas gedulden müssen, denn wir haben auch noch nichts bekommen."

Unwillkürlich mußte der Major lachen: „Natürlich, wenn ihr auch noch nichts habt, da muß ich ja warten, ob ich will oder nicht. Aber Frau Schnappauf sorgt doch sonst so gut für euch, warum hat die denn das heute nicht getan?"

Der Ersatzreservist Popelmann, der inzwischen dem Herrn Major behilflich gewesen war, Mantel, Säbel und Mütze abzulegen, sah sich scheu um, ob auch niemand ihn hören könne, dann flüsterte er dem Vorgesetzten halblaut zu: „Mit Respekt zu vermelden, Herr Major, die Olle, was die Frau Schnappauf ist, die ist heute nicht ganz richtig. Die hat 'nen Klaps Gottes oder sonst was gekriegt. Den ganzen Tag bis zum Nachmittag war sie noch vernünftig, aber dann kam am Nachmittag der Postbote. Was der ihr Trauriges gebracht hat, weiß ich nicht, sie spricht nicht darüber, sie sagt, wir wären zu dumm und verständen das doch nicht. Na, erst habe ich gedacht, sie würde die berühmten Veitstänze oder sonst was Ähnliches aufführen, so hat sie in der Küche herumgetobt, dann aber wurde sie immer stiller und stiller, bis sie dann mit einemmal zu weinen anfing. Herr Major, die hat geheult, das ist nicht zu schildern, die Frau kann sich jeden Tag als Schloßhund vermieten."

„Na, hat Frau Schnappauf sich denn wenigstens nun wieder beruhigt?" erkundigte sich der Major, der von Herrn Popelmann begleitet, nun sein Wohnzimmer betreten und dort das elektrische Licht angeknipst hatte, während er zugleich ganz erstaunt darüber

Digitized by Google

nachdachte, was Frau Schnappauf wohl passiert sein könne.

„Schon lange, Herr Major," lautete die Antwort, „die hat ihre Tränen längst getrocknet und ist nun mit ihrem Zustand, wenn ich so sagen darf, in ein kritisches Stadium geraten", und sich abermals umsehend, ob auch wirklich kein Lauscher in der Nähe sei, flüsterte Herr Popelmann dem Major zu: „Die Olle hat die Kußwut bekommen."

„Die Kußwut? Was ist denn das?" erkundigte sich der Major, der nicht richtig gehört zu haben glaubte.

Um den Mund des Herrn Popelmann spielte ein breites und behagliches Lachen, dann meinte er: „Das werden der Herr Major nachher schon erfahren, wenn die Frau Schnappauf hier hereinkommen sollte. Die küßte heute alles, was ihr vor den Mund kommt. Einmal habe ich daran glauben müssen, einen Kuß habe auch ich bekommen, aber nur einen, da fing ich plötzlich an, die hohen Stiefel von dem Herrn Major zu putzen, sowie sich das gehört, drei Viertel mit Spucke naturalia und ein Viertel mit Wichse. Na und jedesmal, wenn die Olle mich wieder küssen wollte, habe ich mir die Stiefel vor den Mund gehalten und feste auf die Langschäftigen gespuckt. Da hatte ich Ruhe, aber der Herr Vizefeldwebel hat desto mehr aushalten müssen. Na, gesträubt hat er sich ja auch genug, aber sie hat ihn sich doch gefügig gemacht", und geheimnisvoll setzte er hinzu: „Die beiden sitzen in der Küche und trinken Tee mit Rum, oder Rum mit Tee, oder nur Rum, denn sie haben schon beide ganz rote Köpfe."

„Da soll doch gleich ein heiliges und unheiliges Donnerwetter dazwischenfahren," brauste der Major auf, „anstatt zu trinken, sollte Frau Schnappauf sich gefälligst um das Abendbrot kümmern. Bestellen Sie ihr das von mir, oder noch besser, schicken Sie die zu mir, damit ich gleich selbst mal ein paar kräftige Worte mit ihr rede."

Herr Popelmann verschwand, und wenig später trat Frau Schnappauf in das Zimmer. Aber wie sah die aus! Die sonst so sorgsam gehütete und gepflegte Frisur mußte, als sie von der Kußwut befallen wurde, in Unordnung geraten sein. Wenigstens hingen ihr die Haare wild um den Kopf, ihre ohnehin nie blassen Wangen leuchteten in dunklem Rot und aus ihren Augen sprach ein beinahe überirdischer Glanz.

Der Major sah es auf den ersten Blick, Frau Schnappauf war betrunken, zum mindesten stark beschwippst, und so faßte er denn alles, was er auf dem Herzen hatte, zusammen in die vorwurfsvollen Worte: „Aber Frau Schnappauf!"

Die breitete die Arme aus, als wenn sie auch den Herrn Major an sich ziehen und ihn küssen wollte, so daß der unwillkürlich ein paar Schritte zurücktrat und ihr von neuem nur zurief: „Aber Frau Schnappauf!"

Die sah ihn mit einem ganz traurigen Blick an, während sie zugleich die Arme wieder fallen ließ, dann meinte sie: „Nicht wahr, Herr Major, das hätten wir beide nicht gedacht, daß wir uns einmal so gegenüberstehen würden?"

„Da haben Sie allerdings recht," stimmte der Major ihr im höchsten Grade unwillig bei „und ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mich darüber aufklären, was denn eigentlich heute mit Ihnen los ist."

Und als habe Frau Schnappauf nur auf diese Frage gewartet, richtete sie sich jetzt hoch auf, und gleich darauf rief sie dem Major voller Stolz zu: „Wie Sie mich hier sehen, Herr Major, hat der Himmel mich gesegnet — ich bin guter Hoffnung."

Einen Augenblick starrte der Major seine Wirtschafterin an, als sei die verrückt geworden, dann fragte er: „Sie sind guter Hoffnung? In Ihrem Alter? Ich meine natürlich trotz Ihrer Jugend, oder richtiger gesagt, in Ihrem Mittelalter? Sie schämen sich wohl gar nicht?"

Ein verklärtes Lächeln umspielte Frau Schnappaufs Mund, dann sagte sie: „Wenn ich solcher Hoffnung wäre, wie der Herr Major es meinen, dann allerdings, dann schämte ich mich tot. Aber ich bin anderer Hoffnung, die schon beinahe der Gewißheit gleichkommt. Den beiden da draußen habe ich nichts davon verraten, die hätten mir ja doch nicht geglaubt, oder mich nur ausgelacht, und ich durfte meinem Feldwebel doch auch nicht eingestehen, daß ich im Grunde meines Herzens nur einen liebe, meinen Hindenburg."

Digitized by Google

Jetzt fiel es dem Major wieder ein, Herr Popelmann hatte ja von einem Briefe gesprochen, den Frau Schnappauf erhalten habe. Sollte Exzellenz von Hindenburg wirklich — aber das war doch kaum denkbar und vor allen Dingen, hatte Frau Schnappauf dem geschrieben, wie er ihr, natürlich nur im Scherz, damals geraten hatte, als er sie gern los werden wollte?

Frau Schnappauf las mit etwas verglasten Augen in dem Gesicht des Majors die stille Frage, die diesen beschäftigte, und so rief sie ihm denn jetzt triumphierend zu: „Jawohl, Herr Major, es ist, wie Sie nicht glauben. Mein Hindenburg hat mir geantwortet. Hier habe ich den Brief, hier unter meiner Bluse auf der linken Seite, denn der Herr Major wissen doch auch, was der Dichter so schön sagt: ‚O bleib' bei mir und geh' nicht fort, an meinem Herzen ist der schönste Ort', und schon während des Sprechens knöpfte sie sich die Bluse auf, um den Brief hervorzuholen.

Aber trotzdem glaubte der Major immer noch nicht an diesen Brief, irgend jemand mußte sich mit Frau Schnappauf einen Scherz gemacht haben, und so meinte er denn: „Machen Sie doch keine Geschichten, Frau Schnappauf."

Die bezog seine Worte darauf, daß sie sich in seiner Gegenwart nicht die Bluse öffnen solle, und sie rief ihm deshalb jetzt zu: „Aus einer verschlossenen Bluse kann doch kein Mensch etwas herausnehmen, ebensowenig wie aus einem verschlossenen Kleiderschrank. Das müßten der Herr Major doch eigentlich wissen, aber wenn es den Herrn Major geniert, dann können wir uns ja beide umdrehen."

Aber das war nicht mehr nötig, denn Frau Schnappauf hatte schon den Brief in der Hand und sie überreichte den nun dem Major, und als der dann das Schreiben aus dem Kuvert herausnahm, sah er es auf den ersten Blick, daß es echt war. Das trug den Stempel des östlichen Hauptquartiers und auch die bekannte Handschrift des Generalfeldmarschalls, der da geschrieben hatte:

„Verehrte und liebe Frau Schnappauf!

Für Ihren Brief, über den ich mich sehr amüsierte und der mich aufrichtig erfreute, besten Dank. Fest versprechen kann ich Ihnen natürlich nichts, aber ich hoffe im beiderseitigem Interesse, daß es mir nach Beendigung des Krieges möglich sein wird, Ihre Bitte zu erfüllen. Ich freue mich schon heute auf das schöne Essen, das Sie mir kochen wollen. Bis dahin schönsten Gruß und besten Dank für freundliches Meingedenken.

von Hindenburg,
Generalfeldmarschall."

Während der Major den Brief las, wandte Frau Schnappauf keinen Blick von ihm ab und rief ihm nun, als er ihr das Schreiben zurückgab, voller Stolz zu: „Na, Herr Major, was sagen Sie nun? Haben Sie es gelesen, Exzellenz von Hindenburg liebt und verehrt mich! Jawohl, der liebt und verehrt mich, sonst hätte er das nicht geschrieben, denn der sagt und schreibt nichts, was nicht wahr ist. Das kennt man doch schon zur Genüge aus seinen Siegesnachrichten. Da sagt er doch auch stets eher zu wenig als nur ein Wort zu viel."

Um Frau Schnappauf die Begeisterung nicht zu rauben, ließ der Major sie in dem Glauben, daß die schriftlich ausgesprochene Verehrung und Liebe nicht mehr sei als lediglich eine Anrede, bei der man sich nichts denkt, und so sagte er jetzt: „Ich gratuliere Ihnen zu diesem Briefe, auf den können Sie wirklich stolz sein, und jetzt, da ich weiß, welche Freude Ihnen zuteil wurde, will ich Sie auch nicht schelten. Mancher andere hätte an Ihrer Stelle darüber auch den Kopf verloren und hätte vor Freude geweint und —" er wollte sagen „geküßt", aber das verschwieg er dann doch und setzte schnell hinzu: „Und einen über den Durst getrunken!"

„Aber nur einen ganz kleinen, Herr Major", verteidigte Frau Schnappauf sich, als sie den Brief, nachdem sie ihn an ihre Lippen geführt hatte, wieder unter der Bluse an ihrem Herzen aufbewahrte, um gleich darauf fortzufahren: „Ich habe mir alles draußen in der Küche überlegt, Herr Major, die ganze Stadt soll erfahren, daß mein Hindenburg mir geschrieben hat. Der Brief muß in die Zeitung, gleich obenan unter die fettgedruckten, amtlichen neuesten Nachrichten. Platzen sollen die anderen Weiber hier vor Neid, und wenn ich am nächsten Markttag mit dem Korb einkaufen gehe, dann sollen die Marktfrauen vor mir eine Verbeugung machen wie in

Digitized by Google

Berlin vor der Frau Kaiserin, wenn die mit ihrer Marktkasche am Arm sich ihr Gemüse holt."

Der Major lachte hell auf: „Aber Frau Schnappauf, was denken Sie sich denn? Ihre Majestät ist gewiß eine ausgezeichnete Hausfrau, aber daß die selber auf den Markt gehen sollte, ist doch ausgeschlossen."

„Aber warum denn nur, das ist doch keine Schande", meinte Frau Schnappauf ganz erstaunt. „Soviel weiß ich, wenn ich die Kaiserin wäre und hätte eine so große Familie und so viel Personal, ich ließe mich von meinen Leuten nicht behamstern. Na, das kann die hohe Frau ja halten, wie sie es in der Schule gelernt hat, aber der Brief muß in die Zeitung, und das nicht allein, der muß auch in den Kientopp."

„Nanu?" entfuhr es dem Major unwillkürlich.

Frau Schnappauf warf sich stolz in die ohnehin schon sehr stolze Brust: „Jawohl, Herr Major, es ist, wie ich sagte, der Brief muß in den Kientopp. Warum bin ich da sonst Stammgast, wenn der Besitzer mir nicht einmal den kleinen Gefallen tun soll? Tut er das nicht, dann kündige ich ihm die Kundschaft. Aber darauf wird er es nicht ankommen lassen, denn die Sache ist sehr einfach. Er läßt den Brief durch den Apparat auf die weiße Leinwand werfen. Und nun passen Sie mal auf, Herr Major, wie fein ich mir schon alles ausdachte. Also in der Mitte der Leinwand erscheint der Brief und gleichzeitig rechts oben in der Ecke das Bild vom Generalfeldmarschall von Hindenburg und links oben mein Bild. Jawohl, Herr Major, mein Bild," setzte sie triumphierend hinzu, als sie dessen verdutztes Gesicht bemerkte, „es ist mein voller Ernst. Gleich morgen gehe ich hin und lasse mich photographieren. Vorher aber kaufe ich mir natürlich einen neuen Hut, den schönsten und den teuersten, den ich bei Tietz im Warenhaus finde, und wenn meine ganzen Ersparnisse draufgehen sollen."

Der Major mußte an sich halten, um ernsthaft zu bleiben, dann sagte er: „Wenn Sie sich photographieren lassen und sich einen Hut kaufen wollen, ist das Ihre Sache, die mich nichts angeht, aber was Sie mir da eben von dem Kientopp erzählten, ist doch wohl nur ein Scherz von Ihnen gewesen?"

Frau Schnappauf schlug sich mit der rechten Hand auf die Herzgegend, wo sie den Brief aufbewahrte, dann sagte sie: „Mir war noch niemals so ernsthaft zumute wie heute."

„Das tut mir dann Ihretwegen sehr leid," entgegnete der Major, „denn unter diesen Umständen muß ich Ihnen zu meinem Bedauern dienstlich mitteilen, daß aus Ihrer Kientoppidee natürlich nichts werden kann. Da habe ich als Garnisonältester auch noch ein Wort mitzureden, und ich darf es ganz einfach nicht erlauben, daß Ihr Bild gleichzeitig mit dem Seiner Exzellenz auf der Leinwand erscheint. Das wäre ein grober Unfug, durch den wir uns alle strafbar machten. Also die Idee geben Sie nur gleich wieder auf."

Frau Schnappauf stand da wie die geknickte Lilie von Jericho. Aus ihren Augen flossen die Tränen, oder war es der reichlich genossene Rum? Auf jeden Fall meinte sie nun mit schluchzender Stimme: „Ach, und ich hatte mir das so schön gedacht, ich wußte auch schon, was die Musik dazu spielen sollte, den hübschen Marsch: ‚Wir halten fest und treu zusammen, hipp hipp hurra, hipp hipp hurra.' Ach, Herr Major, es ist wirklich zu schrecklich, man soll sich nur mal auf was freuen, gleich wird einem die ganze Freude verdorben."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Volksblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Im sinkenden Tag

Wald und Strom und Hügel
Haben zum Bild sich gesellt,
Das des Himmels blauer Spiegel
Dankbar zusammenhält . . .

Die Farben glüh'n tief und tiefer,
Und Wolke nach Wolke flieht . . .
Ein Rot rauscht durch die Kiefer
Wie ein Soldatenlied . . .

Wir träumen von flandrischen Matten
Und fernem Wiederseh'n —
Liebe, verschollene Schatten
Leise auferstehn . . .

Still faltet leuchtende Hände
Die Sonne über der Welt — —
Wie eine Kriegslegende
Geht der Abend durchs Feld . . .

Bruno Pompecki.

Die Tapferkeitsmedaille / Von Draga Nitsche-Hegedusic

Das offene Fenster mit dem eisernen Gitter führt auf den großen Spitalsgarten hinaus, der ganz dicht mit Kastanienbäumen bepflanzt ist, so daß diese Zimmer im Sommer fast düster davon werden. Jetzt aber ist Mai und die Wipfel zeigen erst ein leises Grün von rührender Zartheit, weich und kraus entfalten sich die jungen Blätter, wie ausgestreckte Kinderhändchen, denkt der Infanterist Ernst Dohme.

Er liegt da, die Augen weit offen und von jenem merkwürdigen starren Glanz, wie es die frischeingebrachten Verwundeten haben, in denen noch alle Schauern des Krieges zittern. Fast der halbe Kopf ist mit einer weißen Binde umwickelt und die schwarze Tafel am Kopfende des Bettes teilt lakonisch die Verwundung mit: Kopfschuß.

Das Sonnenlicht fällt durch die Fensterscheiben in das Innere des Zimmers und bescheint einen Teil der Betten. Es stehen vier da. Zwei sind leer, da die Patienten untertags schon auf sein dürfen, im dritten, gerade neben Ernst Dohme liegt der Unteroffizier Mertens, den man schon vor einer Woche hergebracht hat. Er ist schwer, aber nicht lebensgefährlich verwundet und über dem braunen, bärtigen Gesicht liegt bereits wieder in Lächeln neuerwachter Lebensfreude. Er will sich hochrichten und sitzen. Aber das geht noch nicht. Mit Tränen, in den vor Schmerz zusammengekniffenen Augen sinkt er wieder zurück. Da dringen irgend welche wunderliche Töne zu ihm herüber, als ob jemand stöhnen würde. Ja, das ist Gestöhn. Er hat es schon gestern und vorgestern vernommen, jetzt fällt's ihm ein. Und mitleidsvoll blickt er zu seinem Kameraden herüber. „Was hast du denn, — ist dir so schlecht?" Ja, richtig, das hat er ja schon gestern gefragt. Aber es erfolgte keine Antwort darauf, nur leise, klagende Seufzer, sonst nichts.

Unteroffizier Mertens ärgert sich. Er versucht nochmals seinen wunden Körper zu erheben. „Du, was willst du denn — soll ich die Schwester rufen?" Da wendet der andere im Nebenbett den weißumbundenen Kopf und sieht Mertens an. Er hat ein junges, trauriges Gesicht mit alten Augen.

„Scheinst es ordentlich abbekommen zu haben?" hebt der Unteroffizier wieder an, „erzähl' mir!"

Aber der Infanterist schweigt.

Jetzt sieht Mertens, daß er einen Brief in der Hand hält, einen zerknüllten, offenbar vielmals gelesenen Brief, und wie der Stöhnende ihn so traurig und unverwandt anblickt, sagt er ermunternd, mit einem kleinen Blinzeln: „Von der Braut, wie? Aber was hast du denn?"

Der Infanterist beginnt zu zittern. „Ich will dir erzählen . . ."

„Von deiner Verwundung?"

„Ja."

Seine Stimme ist so leise und zaghaft, wie die eines Kindes, das lange geweint hat und endlich berichtet. „Weißt du," beginnt er, und seine Stimme wird allmählich lauter, „ich erinnere mich, wie wir durch den Wald liefen, die Gewehrkugeln pfiffen um die Stämme und die Maschinengewehre

Digitized by Google

knatterten. Es wurde immer lauter. Drei Wochen hatten wir in Deckung gelegen, in unsere Mäntel gehüllt, frierend, schweigend und fast stumpf. Und nun schrien wir hurra und rückten schleunig vor. Die Leute neben mir fielen um wie hingemäht, einer, ein guter Kamerad von mir, sah mich noch mit großen, entsetzten Augen an, bevor er lang hinschlug, seine ausgestreckte Hand legte sich mir quer über den Weg. Ach, Gott, es gibt nichts Grauenvolleres als über Leichen zu steigen, nichts Grauenvolleres als diese Nacht, — aber ich spürte es damals gar nicht. Siehst du . . ." Der Verwundete wälzte sich zur Seite, und zerreibt den Brief, den er noch immer in der Hand hält, fast bis zur Unkenntlichkeit, „siehst du, wir sind einfache Menschen, von zielbewußter Tapferkeit, heiligem Willen und solchem Zeug, wie man es in den Zeitungen liest, verstehen wir nicht viel, wir haben uns auch nicht mit Politik abgegeben, wir sind Bauern. Wir tun, was wir müssen, und wir tun's auch gern.

Aber da hab' ich gerade einen Tag vorher von Lenka einen Brief bekommen, Lenka ist meine Braut, mußt du wissen, und ein sonderbares Mädchen. ‚Wenn Du zurückkehrst,' schrieb sie, ‚hast Du die Tapferkeitsmedaille, der Zwilak hat sie auch schon.' Der Zwilak ist von unserer Kompagnie und jetzt verwundet im Dorf. Und wie gesagt, die Lenka ist ein sonderbares Mädchen. Also, wie ich jetzt so dahinstürmte, dachte ich immer nur das eine: Die Tapferkeitsmedaille, die Tapferkeitsmedaille .., ans Vaterland hab' ich, bei Gott, wenig gedacht. Aber ich hab' wohl redlich meine Pflicht erfüllt und mich wie ein Wilder geschlagen. Hurra, hurra, hurra — ich immer allen voraus, mit dem Bajonett in der Hand. Der Wind peitschte unsere Stirnen, Wimmern, Stöhnen, irgendwo brüllte jemand laut auf, — aber stärker als aller Lärm um mich, war mein Gedanke: Die Tapferkeitsmedaille . . .!

„Nun?"

Der Unteroffizier beugt sich weit vor, um besser ins andere Bett zu sehen. „Wie war's dann weiter?"

Aber Ernst Dohme schweigt schon wieder. Sein junges Gesicht ist sehr bleich, die Augen, die schon um alle Schrecken und Greuel des Krieges wissen, sind wie in Schmerzen geschlossen.

„Und dann?" forscht der Unteroffizier. Auch seine Wunde schmerzt, als er jetzt langsam nach der Tapferkeitsmedaille tastet, die ihm die Schwester vom zerschossenen Rock genommen und unter den Polster gesteckt hat. Die Tapferkeitsmedaille . . . wie hatte er sie eigentlich erhalten? Es ist zu schwer zu sagen. Wochenlang hatte er nichts vom Krieg gespürt, als daß es mehr Arbeit gab wie sonst, und nichts vernommen, als das ferne Brummen der Kanonen, das in seine Zelt-Kanzlei drang, wo er schrieb und rechnete, — wochenlang. Bis er dann, seinem Bataillon einen Befehl überbringend, in ein Gefecht kam, gerade zurecht, um seinen Hauptmann, dem ein Schrapnell das Bein zerrissen, auf den Rücken zu nehmen und Schritt für Schritt hinter die Feuerlinie zu tragen. Wohl pfiffen die Kugeln auch um ihn und er ging über ein wahres Feld des Todes, aber sein Arm zitterte nicht, auch als plötzlich etwas Spitzes und Schnelles seine Schulter und kurz darauf auch seinen Arm und sein Bein durchzuckte. Er fühlte sich so voll Kraft, so ganz hingegeben seinem Rettungswerk, daß er trotz der blutenden Wunden hochaufgerichtet und stramm im Feldlazarett anlangte. „Aber Menschenskind!" rief der junge Oberarzt, „was treiben Sie sich da herum, wo der Tod fast gewiß war!" Und der Lazarettoffizier zog langsam die Kappe vom Kopf, wie zum Gruß, zum schweigenden Gruß der Ehrfurcht. Ja, so hatte Unteroffizier Mertens die Tapferkeitsmedaille erhalten . . .

Er räusperte sich, schaut wieder zum Infanteristen herüber. Und sieht, wie der einige tastende Bewegungen auf der Decke macht, um den zerknüllten Brief in die Hände zu bekommen und mehrmals den Mund öffnet, wie um etwas zu sagen. Mertens beugt sich vor, um besser zu hören. Aber das Schweigen hält an. Mertens glaubt schon, daß Ernst Dohme vielleicht eingeschlafen ist aber der Infanterist schläft nicht. Er stöhnt: „Es war wohl nicht das richtige . . ."

„Was meinst du, — willst du mir nicht das Ende erzählen?"

Aber der Infanterist ist schon wieder verstummt, Mertens scheint es als ob er es sich überlegt hätte und nichts sagen werde. Aber plötzlich bewegt sich der Kranke heftig in seinem Bett und beginnt deutlich: „Es war doch wohl nicht das richtige so zu kämpfen, so mit dem einen einzigen Gedanken im Kopf, meinst du nicht auch?"

Der Unteroffizier schweigt. Was soll er darauf sagen? Auch ihm war das Persönliche im Kriege wichtiger gewesen, als das allgemein Patriotische, er hatte seinen Hauptmann lieb, warum sollte er sich nicht freudig für ihn in Gefahr begeben? Darum, — was sollte er eigentlich antworten?

Draußen hat sich plötzlich ein Wind erhoben, durch das offene Fenster kommt die herbe, süße Frühlingsluft und streicht über die Betten. Die Wetterfahne auf dem Dache kreischt.

„Siehst du," hebt der Kranke wieder an, „dann hab' ich auch eine alte Mutter im Dorf. Die sitzt abends vor der Tür und sieht nach mir aus. Unter Tränen hat sie mich ziehen lassen und den Krieg verflucht, aber sie war doch stolz auf mich, weißt du, und wie wir singend fortgezogen sind, hat sie meine Brust mit Blumen geschmückt . . . Und ich muß nun leer zurückkehren! . . ."

Dem Unteroffizier wird es langsam unbehaglich. Seine Augen schimmern feucht, eine Art Beklemmung fährt ihm an die Kehle. „Nun, nun, vielleicht bekommst du noch deine Medaille", sagt er rauh und will sich umdrehen. Aber der andere schüttelt kaum merklich den verbundenen Kopf. „Was glaubst du," sagt er, „mit was sollt' ich's

Digitized by Google

denn verdient haben? Etwas Ungeheuerliches ist plötzlich an meinen Kopf geflogen, in mein Ohr, in mein Hirn . . . Wie angewurzelt bin ich stehen geblieben. Der Atem ist mir ausgegangen. Na, und dann war's aus, ich bin hingesunken, mitten in die stacheligen Zweige eines Dornengesträuchs. Die anderen sind vor, — ich bin zurückgeblieben, hab nichts mehr gehört, nur ganz dunkel war's um mich . . . Erst den zweiten Tag haben s' mich geholt, — Herr des Himmels, wär ich doch gestorben!" Er spricht das letzte immer rascher, im Flüsterton, indem er mit großen, irreblickenden Augen um sich sieht. „Das wäre doch besser, meinst du nicht?" Und plötzlich, unvermutet, schreit er: „Halt, — faßt an! Tragbahren hoch!"

Der Unteroffizier versucht sich aufzuheben, was will denn der Mann, ist er denn plötzlich verrückt geworden?

Da tritt auch schon die Krankenschwester eilig ins Zimmer. Auf ihrer weißen Kinderstirn steht eine dicke Falte. „Was ist denn das?" sagt sie möglichst barsch, „wer hat Ihnen denn erlaubt, mit diesem Kranken Gespräche zu führen?"

Und dann macht sie sich an Ernst Dohmes Bett mit dem kleinen Fieberthermometer zu schaffen. In fünf Minuten steht auf der schwarzen Tafel, in der Fieberrubrik die Zahl 39¾ in zierlicher Mädchenhandschrift.

„Hm, die Wunde scheint ins Gehirn zu eitern," sagte eine Stunde später der Arzt bei seinem letzten Rundgang vor der Nacht, „er wird's nicht lange machen." Er sagt es ganz flüsternd zur Schwester, aber Ernst Dohme hätte es ohnehin nicht vernommen, er wälzt sich in Fieberträumen.

Ringsumher ist alles still. Nur manchmal versucht eine Singdrossel, die erste im neuen Frühling unten im Garten ihr Lied. Die Fenster sind geschlossen, die Nachtlampen verbreiten ein schwaches Licht. Die beiden Halbgenesenen schlafen ruhig wie Kinder, mit unbeschreiblich glücklichem Lächeln auf den breiten Bauerngesichtern! Nur Unteroffizier Mertens ist noch wach. Immer wenn die Schwester ihren Rundgang macht und an Ernst Dohmes Bett stehen bleibt, sieht er verstohlen nach ihrem Gesicht. Es scheint ihm bekümmert und hoffnungslos. „Lenka" — sagt der Fiebernde manchmal leise, „Lenka . . ."

Und der Unteroffizier sieht sie plötzlich ganz deutlich vor sich: Ein dralles Mädel, mit blanken, gottlosen Augen, das sich beim Gehen in den starken Hüften wiegt. Ein sonderbares Mädel, das es mit der Treue nicht so genau nimmt und ein stolzes Mädel, das nur den tapfersten Burschen zum Liebsten haben will! Und dann sieht Mertens auch die Mutter. Ein kleines, hageres Gesichtchen voller Runzeln, mit einem eingefallenen Mund, der immer Gebete murmelt für den einzigen. Ein kleines Zimmer und ein bescheidenes Öllämpchen unter dem altersgeschwärzten Muttergottesbild, sie kniet davor in tiefster Andacht, Tag für Tag, und ihre Lippen flüstern: „Heilige Mutter Gottes, gib, daß er als Held zurückkommt . . ."

Herrgott, konnte man denn gar nicht schlafen heute? Das Mondlicht fiel jetzt durch das Fenstergitter, genau so, wie früher die Sonne, beschien einen Teil der Betten, und gerade Ernst Dohmes abgehärmtes Gesicht mit den geschlossenen Augen. So merkwürdig lag es in den Kissen, das blonde, lange Haar erglänzte über der Stirne, der Mond spann blasses Silber daraus. Und plötzlich öffnet der Kranke die Augen und sieht Mertens an. „Die Tapferkeitsmedaille . . ." Er spricht im Traum oder im Fieber, aber der Unteroffizier erschrickt doch so, daß er fast aufschreit. Ein Grauen kriecht ihm kalt über den Rücken: Der ihn da ansieht, ist ja ein Gezeichneter! Während seine blassen Lippen sich öffnen und schließen, stehen die Augen darüber groß und seltsam leer, ihr Strahlen ist schon hinausgeschickt, in irgendeine Ferne. Schwül ist's dem Wachenden und traurig. Und die Singdrossel im Garten singt jetzt so ängstlich eifrig, als wollte sie einem Scheidenden noch schnell so viel von ihrer süßen Stimme mit auf den Weg geben, als sie kann.

Am folgenden Tage geht's dem Patienten schlimmer. Furchtbar blaß mit eingefallenen Wangen und flammenden Augen spricht und spricht er ohne Ende.

Der Oberstabsarzt sieht ihn lange an. „Wenn das so fort geht, hält er's nicht mehr lange aus", murmelte er und tritt an das Bett des Unteroffiziers. „Na," ruft er erstaunt, „Sie scheinen auch eine schlechte Nacht hinter sich zu haben?"

Mertens versucht ein Lächeln. Er empfindet wirklich eine ungewöhnliche Schwäche und Zerschlagenheit in den Gliedern, sein verwundeter Arm und Fuß schmerzt fürchterlich. „Ich — ich möchte um ein anderes Bett bitten, Herr Oberstabsarzt", stößt er plötzlich heraus.

Der Doktor schaut ihn aufmerksam an und bemerkt Mertens scheuen Blick nach der Bettstelle des Infanteristen. Die ruhigen, blauen Augen hinter der goldenen Brille scheinen kaum verwundert: „Gut, gut", und er tritt zum nächsten Bett.

Am Abend kommt ein Wärter um Unteroffizier Mertens ins Nebenzimmer zu schaffen. Aber Mertens bittet fast flehend ums Hierbleiben. Es ist ihm, als müßte er eine große Tat vollbringen, er weiß zwar noch nicht aus was sie bestehen soll, doch fühlt er, daß er die nötige Kraft dazu besitzt, das zu tun, zu was es ihn drängt. Abends schläft er ruhig ein, aber mitten in der Nacht erwacht er. Alles ist still, aus dem Nachbarsaal läßt sich deutlich das vorsichtige Schreiten der Schwester vernehmen, die einem Durstigen ein Glas Wasser reicht.

Irgendwo, scheinbar weit entfernt, spricht mit monotoner, seltsamer Stimme ein Fiebernder. Er spricht ganz leise, fast nur ein Bewegen der Lippen ist es, aber der Unteroffizier hört ganz deutlich die Worte: „Lenka — Tapferkeitsmedaille . . . ."

Digitized by Google

Und da wird das, was in seinem Unterbewußtsein geschlummert hat, langsam wach und rief in ihm.

Sich vorsichtig und unter großen Schmerzen umwendend, befreit er seine gesunde Hand von der Decke und tastet damit langsam unter den Kopfpolster. Nach verzweifelten Anstrengungen, die seine Kräfte fast erschöpfen, hält er das kleine, in Seidenpapier gewickelte Paketchen in der Hand. Leise, leise entfaltet er das Papier — die Schritte im Nebenzimmer halten lauschend inne, und kommen dann zur Tür. Groß zeichnet das Mondlicht die Gestalt der Schwester als dunklen Schatten an die Wand. Mertens preßt die Hand an die Brust. Ganz still liegt er, als schliefe er. Der Schatten verschwindet. Eine Weile wartet Mertens noch, die Drossel im Garten singt jetzt wieder so wehmütig . . . dann wickelt er die Tapferkeitsmedaille rasch aus dem Papier. Er betrachtet zuerst genau das rotweiße Band dann die Silbermünze mit dem Kaiserkopf, reibt sie an seinem Polster blank, und dann, sich vorsichtig umsehend, schiebt er sich aus dem Bett hinaus. Er empfindet ein Brennen und Stechen in dem wunden Fuß, aber doch ist es, als ob eine unbekannte Kraft von seinem Vorhaben ausgeht und seinen ganzen Körper durchdringt. Auf den gesunden Fuß gestützt, bewegt er sich hastig vorwärts und stolpert an das Bett des Infanteristen, legt die Tapferkeitsmedaille auf die Bettdecke und kriecht zurück.

Es war auch die höchste Zeit, denn bald darauf macht die Schwester ihren Rundgang. Aber Unteroffizier Mertens schlief schon, einen unbeschreiblich erquickenden Schlaf.

Als er morgens erwacht, ist es noch vor der Vormittagsvisite, die beiden Genesenden sind schon im Garten und Ernst Dohme sitzt im Bett, die Tapferkeitmedaille vor sich. Mertens kann sich noch gar nicht zurechtfinden. Er will lachen, es gelingt ihm aber nicht, förmlich betäubt sieht er auf das totgezeichnete Gesicht des Infanteristen, über das eine wahrhaft überirdische Andacht ausgebreitet liegt. „Du," sagt Ernst Dohme nun heiser vor Erregung und hebt mit zitternder Hand die Münze hoch, „was ist das?"

Da ist Mertens mit einem Male wach, ganz wach. Er findet ein kurzes, gemütliches Lachen. „Ja siehst du," sagt er, „nun ist sie doch da, deine Tapferkeitsmedaille! Gestern abend ist sie angekommen und der Herr Oberstabsarzt hat sie dir gleich anheften wollen, aber du schliefst ja schon wie ein Murmeltier. Dafür aber heute! . . ." er macht ein möglichst geheimnisvolles Gesicht.

„Heute, heute . . .!" wiederholt der Kranke. Und mit einem Male sind diese müden, teilnahmslosen Augen weit offen, und jung und glückselig . . .

„Freust du dich?" fragt Mertens, aber nur mit den Blicken. Und der andere nickt und schweigt. So war das Schweigen das letzte Gespräch zwischen den beiden.

Am Nachmittag starb der Infanterist.

Sein Antlitz war lächelnd und verklärt, die abgemagerten Züge mit den geschlossenen Augen drückten stolze Glückseligkeit aus.

Als man ihn auf die Tragbahre legte, sagte der Arzt: „Sehen Sie mal, Schwester, da hält er ja was in der Hand!" Und dann blickte er lange und aufmerksam zu Mertens herüber, der mit großen, flehenden Augen zusah.

Der Wärter versuchte mittlerweile die starre Hand des Toten gewaltsam zu öffnen. Aber der Oberstabsarzt verwies es ihm beinahe barsch. Und dann mußte er die Brille abnehmen, seine Augen schimmerten mit einem Male merkwürdig feucht. Alles drängte sich jetzt an den Toten heran. Es entstand ein Flüstern, ein gegenseitiges Zuraunen, jedes Gesicht drückte eine unausgesprochene Frage aus.

Da drehte der Arzt sich herum und sah die Umstehenden scharf an, um sie zu hindern, irgend welches Erstaunen zu zeigen.

Und so kam es daß Infanterist Dohme die Tapferkeitsmedaille mit hinab ins Grab nahm, und Unteroffizier Mertens keine Strafe erhielt.

*

Die Rose

Rote Rose im lichten Kristall,
Was will dein Duften mir sagen?
Willst du der Wunden, der brennenden all'
Purpurne Leiden beklagen?
Schimmert dein Kelch von dem heiligen Blut,
Das um Deutschland geflossen,
Färbt dir die Blätter des Zornes Glut,
Leidender Liebe entsprossen? —
Als deine Blüte noch Knospe war,
Tief am Reise verborgen,
Ging durch das Land schon der Krieger Schar,
Flatterten Angste und Sorgen.
Und die Lüfte, die dich umhegt
Waren getränkt von Tränen:
Hoffnungsbangend und schmerzenerregt,
Zitternd in gläubigem Wähnen.
Und nun strömt, was dein Herz empfing,
Tief aus des Kelches Grunde:
Leiden und Liebe in ewigem Ring
Duften von deinem Munde.

Hedwig Forstreuter.

Digitized by Google

Vom Regenbogen / Von A. M. Witte

Von Perlen baut sich eine Brücke,
Hoch über einem blauen See.

Aus fernsten Tagen, da die ganze Menschheit noch auf einer kindlichen Anschauungsstufe stand und nichts von Naturgesetzen wußte, klingen vereinzelt bedeutsame Reste einer fast vergessenen Volkspoesie in die Neuzeit hinüber. Dachten die Menschen der Vergangenheit sich doch alles beseelt, Baum und Strauch. Aus dem Nebel, dessen Wallen und Wogen sie sich nicht zu erklären vermochten, lösten sich in ihrer Phantasie überirdische Gestalten. Aus dem Wehen des Windes, dem Brausen des Sturmes glaubten sie der Götter Stimme zu vernehmen, die das Geschick ganzer Völker verkündete, und den Priestern Winke für die Zukunft gäbe.

Da war es denn nur zu erklärlich, daß sie auch die eigenartige Himmelserscheinung, den Regenbogen, mit heiliger Scheu betrachteten, daß sie in ihm ein bedeutsames Zeichen zu erblicken glaubten, das Krieg und Winterstürme verkündete. Im klassischen Altertum galt er als ein von Zeus gespannter Bogen, von dem Pfeil auf Pfeil (d. h. der Regen) zur Erde sank. Später wurde er zur Personifikation der holden Göttin Iris, deren Gewand man sich aus Tauperlen gewoben dachte, die buntfarbig erglühten, sobald sich in ihnen die Sonne spiegelte. Dann wieder glaubte man, im Regenbogen das Halsband der Göttin Freya zu sehen, das die Zwerge im dunklen Schoße der Erde für sie geschmiedet, das ihr Loki heimtückisch geraubt, und das erst bei dem letzten Kampfe der Götter der Eigentümerin wieder zurückgegeben werden könne.

Allmählich verdichteten sich diese verschiedenen Auslegungen zu der einen gemeinsamen Vorstellung von einer Brücke, die hinüberleitet in eine unbekannte, bessere Welt, die man sich wunderschön und doch vielfach analog der irdischen Verhältnisse dachte. Eine Vorstellung, die sich in Mythen und Sagen in den verschiedensten Ländern bis auf die Neuzeit erhielt.

So kennt man in Skandinavien den Bifröst, den „zitternden Steg", der — ursprünglich als Wall gegen die Reifriesen errichtet — Midgard und Asgard verbindet, und auf dem die Asen hinab zur Erde steigen. Auf ihm hält Heimdal treue Wacht, dieser nimmermüde Hüter der strahlenden Götterburg, dessen Blick hundert Meilen zu überschauen vermag, und der das mächtig schallende Gjallahorn führt, den Donner, dessen Klang die Welten durchdröhnt.

Die alten Parsen nannten den Regenbogen „Die Brücke Tschinemad", über der die Seelen der Frommen in den „Gorodman" zogen, dem von Ormuzd erbauten „Gewölbe der Seligen", während die Bösen in Ahrimans finstre Wohnung verbannt wurden. Ähnlich ist die Lehre Muhameds, die im Regenbogen den schmalen Steg Sirath sieht, der zur Gerichtsstätte führt, von der die Schlechten in die Hölle, die Guten aber in das kostbar ausgestattete Paradies gelangen, um von den Houris unter dem majestätischen Baum der Glückseligkeit empfangen zu werden.

Auch die germanischen Stämme hatten das Bild einer Brücke übernommen. Für sie war der himmlische Bogen Irmins, des Kriegsgottes lichter Pfad, über den die Walküren, die schwangefiederten Schildmädchen, die Helden gen Walhall geleiteten.

In der Bibel wird der Regenbogen verschiedentlich erwähnt. Im Alten Testament als „Zeichen des Bundes, den Gott mit Noah geschlossen," und im Neuen Testament heißt es, daß Christus einst auf einem Regenbogen als Weltenrichter erscheinen wird.

Die im Volksglauben festhaftende Ideenverbindung mit einer Brücke mag die Anregung dazu gegeben haben, daß lange Zeit auf Brücken das „Recht gesprochen wurde"; wie u. a. einst auf der langen Brücke zwischen den Fischerdörfern Berlin und Cölln, und auf der Brücke zu Brandenburg a. d. Havel, auf der noch im 17. Jahrhundert der sogenannte „Schöffenstuhl" erhalten war. Als „Brücke nach dem Jenseits" gilt der Regenbogen noch immer in Sagen und Mythen. So läßt ein dänisches Volkslied die Toten über die „Himmelbrücke" schreiten, doch nur die Frommen erreichen das lichte Ziel, unter den Bösen bricht sie plötzlich zusammen, und ein deutsches Kinderlied kündet:

Wenn der jüngste Tag wird werden,
Dann fallen die Sterne auf die Erden,
Dann kommt der liebe Gott gezogen
Auf einem goldenen Regenbogen:
„Ihr Toten, ihr Toten, sollt aufersteh'n,
Ihr sollt vor Gottes Gerichte geh'n" . . .

Ebenso knüpft das „Brückenspiel" der Kinderwelt

Ziehe durch, ziehe durch
Durch die goldne Brücke . . .

an die alte Überlieferung an. Es wurde in fernen Tagen am Frühlings- oder Maienfest von den Erwachsenen ausgeführt und hieß damals: „Der Ritt der Toten in das Reich der Hel". Der Glaube der Altvordern hatte im Volksgemüte doch viel zu tiefe Wurzeln geschlagen, um jemals ganz wieder erlöschen zu können, so lebt er in Mythen, Legenden und Kinderliedern weiter. Da die Göttin Iris oder Isis im Zeitenlauf mit der Jungfrau Marie identifiziert wurde, umgab man auch diese mit dem Regenbogen, der allmählich zum „Heiligenschein" wurde. Der Volksmund verbietet, mit dem Finger auf die Himmelserscheinung zu deuten, da man vielleicht in das Auge eines Engleins steche.

Digitized by Google

Bei einzelnen deutschen Volksstämmen glaubt man, der Regenbogen schöpfe Wasser mit kleinen Goldschüsseln, die später zur Erde fielen. Wer ein solches Gefäß fände, würde reich und glücklich. Er dürfe den wertvollen Fund aber nie fortgeben. In Schwaben soll es ein „Becher" sein, der herabsinke, wenn der Regenbogen „genügend Wasser geschöpft". In anderen Gegenden glaubt man, dort, wo der Regenbogen die Erde berühre, sei ein Schatz vergraben, den aber nur reine, unschuldige Menschen heben könnten. Dann wieder wird das „Himmelsschlüsselchen" mit dem Regenbogen in nahe Beziehung gebracht. Es soll dort am üppigsten erblühen, wo die Schenkel des Bogens die Erde berühren. Wer solche Blume dann sofort pflücke, der erblicke in der Osternacht die „Schlüsseljungfrau", die ihm das Tor des Berges erschlösse, unterirdische Schätze an das Licht zu ziehen. Ein deutlicher Anklang an „Freya", die „schlüsseltragend" gedacht wurde, und deren Halsband — der Regenbogen — ja in Bergesschacht geschmiedet sein soll.

Uns ist die glänzende, bunte Erscheinung am Himmelszelt nicht mehr unerklärlich. Wir wissen, seit Newton das Rätsel löste, daß die in den Regentropfen der vorüberziehenden Wolke sich spiegelnden Sonnenstrahlen sie hervorrufen, aber trotzdem denken wir gern der poetischen Erzählungen, die sich an den Regenbogen knüpfen.

Heideland

Brach und wüste lag die Scholle
In der grünen Waldesstille,
Traumhaft zirpte kaum die Grille
Und das Unkraut schoß ins volle —

Und nun blüht ein goldner Morgen
Auf jungfräulich schönem Acker,
Denn die Menschen haben wacker
Sich gemüht in tausend Sorgen,

Haben mit der Mutter Erde
Schwer und hart im Kampf gerungen,
Eh das schöne Werk gelungen
Und der Herrgott sprach: „Es werde". —

Doch nun sproßt aus goldnem Samen
Grüner Halme kräft'ge Rippe
Und es steigt von frommer Lippe
Ein Gebet zum Himmel — Amen!

F. Wagenknecht.

Wer an rheumatischen Schmerzen leidet, Muskelzerren, Neuralgie oder Influenza, der versäume nicht, einen Versuch zu machen mit dem seit einem Jahrzent rühmlichst bewährten Rheumasan, dieses hilft, wo die meisten andern Mittel bisher erfolglos geblieben sind, und ist von vielen ärztlichen Autoritäten bestens empfohlen. Seine Wirkung ist frei von schädlichen Nebenerscheinungen und seine Anwendung durchaus einfach, da Rheumasan direkt auf die erkrankte Körperstelle eingerieben und somit eine direkte schmerzableitende Wirkung erzielt wird. Vor allen innerlichen Salizyl-Präparaten hat es den Vorzug, daß es in keiner Weise die Verdauung stört, also auch keine Magenbeschwerden hervorruft. Rheumasan hat sich auch Sporttreibenden sehr dienlich erwiesen, weil es zur Massage angewandt, die Spannkraft der Muskeln erhöht und belebt. In unzähligen Zuschriften und in vielen wissenschaftlichen Veröffentlichungen wird Rheumasan mit an die Spitze der von Autoritäten anerkannten Mittel gestellt, man versäume daher auch nicht, seinen Haus- oder Badearzt zu befragen. Der Preis des Mittels, das durch alle Apotheken der Welt erhältlich, stellt sich pro Tube auf 1 und 2 Mk.

Ein Wort für den Kaffee. Das haben Traube und Bohne gemein: sie erwecken Stimmung, Gehobenheit, ja Begeisterung. Wein und Kaffee sind eben Anregungsmittel, die die Kulturwelt nie mehr wird missen können. Hat doch zudem der Kaffee den Vorzug, daß er — im Gegensatz zu Alkohol — das Licht des Denkens nicht mit den Nebeln schleichender Benommenheit verringert. Vom Weine muß es heißen: nach der Arbeit. Vom Kaffee: vor und bei der Arbeit, sofern geistiges Schaffen in Frage kommt. Mit Unrecht sagt man der braunen Labe nach, sie greife Herz und Nerven an. Also fort mit den Attacken auf die Bekömmlichkeit unseres beliebtesten Hausgetränks. Natürlich müssen direkt Nervöse sich besonders vor Ausschreitungen im Kaffeegenuß hüten. Solchen Empfindlichen sollte er aber durchaus nicht gänzlich entzogen werden.

Hier sind Rauers Mischungen am Platze, die allerdings bekömmlicher für Nervöse sind als reiner Kaffee. Für letzteren ist ebenfalls die Kaffeerösterei Rauer & Co., Berlin C 540, Neue Schönhauser Str. 3, als besonders gut und billig zu empfehlen.

Inhalt des Heftes 37: Ich kenne keine Parteien mehr! Von Henry Wenden. — Weit vom Schuß. Roman aus der Kriegszeit von Freih. von Schlicht. — **Beiblatt:** Im sinkenden Tag. Gedicht von Bruno Pompecki. — Die Tapferkeitsmedaille. Von Draga Ritsche-Hegedusic. — Die Rose. Gedicht von Hedwig Forstreuter. — Vom Regenbogen. Plauderei von A. M. Witte. — Heimatland. Gedicht von F. Wagenknecht.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 12. Juni 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek
1915 Heft 38
Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Ich kenne keine Parteien mehr! Von Henry Wenden

7. Fortsetzung.

Kurt stand jetzt auf und hielt ebenfalls Umschau.

Die schwarzen Qualmschwaden, in die aus den Flammen spitzflackerige, rotgelbe Pfeile schossen, stiegen träg und düster in die Luft empor und wälzten sich dann wie eine Trauerlast, wie ein körperliches Unglück über die blühende Erde. Und weiter entfernt an noch ein paar Stellen stachen ähnliche Rauchwirbel wie drohende Finger in den Himmel.

„Unsere Artillerie scheint heute nacht gut gearbeitet zu haben", meinte Kurt zu Heinz, der neben ihn trat.

„Ja", nickte der. „Ich hatte heute nacht eine Patrouille, und während der ganzen Zeit hörte die Kanonade nicht auf."

„Ach ja, Sie waren ja draußen. Haben Sie dem Hauptmann schon berichtet?"

„Zu Befehl, Herr Leutnant."

„Was gibt es denn Neues?"

„Nicht viel, Herr Leutnant. Bloß dort auf dem Hügel, jenseits eines kleinen Mühlbachs . . . da scheint es nicht geheuer. Als wir dort an den Rand des Wassers kamen, erhielten wir Schüsse und warfen uns schnell auf die Erde. Dann krochen wir noch ein Stück den Bach entlang. Aber es war nichts weiter zu entdecken."

Die Leute frühstückten jetzt. Kaffee gab es nicht. . . . Die Feldküchen lagen wohl nicht weit zurück, aber man hatte wegen des Artilleriefeuers die Kessel nicht heranbringen können, und nun in der Morgenhelle war das gar nicht mehr möglich. So begnügte man sich mit Kommißbrot und einer Scheibe Speck, den wohl jeder in seinem Brotbeutel mit sich führte.

Der Einjährige, der inzwischen abgelöst war, saß im Gespräch mit dem Schlächter zusammen.

Und der meinte: „Also ich verstehe det nich. Die Franzosen sitzen drüben, und wir sitzen hier. Wenn die Kerle nu nich zu uns kommen wollen, warum jehen wir denn nich zu ihnen und verdreschen ihnen mal ordentlich det Fell? Det Sitzen hier hat doch gar kenen Zweck."

Kurt, der die Unterhaltung mit angehört hatte, drehte sich lächelnd um: „Doch, lieber Freund, das hat schon Zweck. Wir warten hier bloß, bis die Artillerie tüchtig vorgearbeitet hat. Sobald das geschehen ist, kommen wir auch an die Reihe."

Wie eine Bestätigung und Erläuterung zu diesen Worten begann in diesem Augenblick wieder rückwärts das Krachen. Und gleichzeitig quietschten und heulten und sausten auch schon die Granaten durch die Luft, nur daß sich diesmal noch ein tieferes Fauchen als Brummbaß in das Höllenkonzert mischte.

„Alle Wetter! Jetzt geht's los!" rief Heinz vergnügt. „Und heute sind auch schwere Feldhaubitzen dabei!"

Jetzt ein Surren und Rattern . . . noch stärker als Granaten.

„Aroplane", schrie der Einjährige.

Alles stürzte an die Gewehre.

Aber Kurt rief: „Ruhe! Es sind ja unsere!"

Digitized by Google

Nun schauten alle empor zu den Vögeln, die in gewaltiger Höhe mit ausgebreiteten Flügeln wie Riesenlibellen im Äther schwammen.

Der Schlächter zählte: „Eins, zwei . . . vier."

„Ich sehe bloß drei", meinte Kurt.

„Ne, Herr Leutnant. Da hinten, der kleene Punkt, das is auch noch einer."

„Der eine hier vor uns geht herunter", sagte Heinz.

„Es wird ihm doch nischt passiert sein", meinte ein Soldat.

Und gleichzeitig erscholl es aus zwanzig Kehlen: „Er fällt!" — „Er stürzt ab!" — „Er ist verloren!"

In steilem Gleitflug war der Aroplan bis auf wenige hundert Meter herabgekommen. Hier aber hielt er sich, suchte noch ein wenig und beschrieb nun plötzlich in eleganter Kurve dreimal einen Kreis über der gleichen Stelle.

„Er gibt Signale für die Artillerie", sagte Kurt erregt. „Da unten ist gewiß eine feindliche Batterie oder Schützengräben."

Alle verfolgten mit äußerster Spannung das Manöver.

Nun schraubte sich das Luftfahrzeug in scharfen Windungen nahezu senkrecht wieder in die Höhe.

Und jetzt spritzte gerade unter ihm das Erdreich wie eine Fontäne auf.

„Hat schon gesessen!" klatschte Kurt in die Hände.

„Hurra, jetzt kriejen sie's!" schrie der Schlächter. „Wenn ich doch man bloß da mitten mang sein könnte!"

Klatsch! Da fiel schon wieder eine Granate und schleuderte eine Wolke von Erde empor. Und nun ging es ganz regelmäßig, fast wie ein Uhrwerk. Immer genau auf der gleichen Linie schlugen die Granaten nebeneinander ein und trieben kleine Springbrunnen von Erde in die Luft.

„Das sieht beinahe aus wie eine Wasserkunst", meinte Kurt.

Und Heinz nickte: „Die Erde wird da tüchtig aufgewühlt. Im nächsten Frühjahr braucht man dort nicht zu pflügen."

Hui! Jetzt auf einmal ein Gewimmel! Köpfe und Menschen wachsen aus der Erde, huschen wie Mäuse in Sprüngen darüber hin!

„An die Gewehre! Schnellfeuer tausend Meter!" schrillt die Stimme des Hauptmanns durch den Schützengraben.

Aber alles hatte die Gewehre schon in der Hand, und ratatat, ratatat, ratatat geht's im Takt, als klapperte das Zahnrad einer Maschine herunter.

Da kommt ein kleines, weißes Wölkchen am Himmel.

Man beachtet es gar nicht in der Erregung des Kampfes.

Aber das kleine Wölkchen zerfließt über dem Schützengraben, teilt sich in eine Anzahl von Nebelfleckchen. Und der schlanke Einjährige stößt einen Schrei aus und sinkt hintenüber auf die Erde zurück.

Kurt hat es gesehen und er merkt auch, wie ein paar Leute sich nach dem Verwundeten umschauen wollen.

„Nicht umdrehen!" ruft er. „Nicht aufhören zu schießen! Schnellfeuer, Leute! Brennt's ihnen auf den Pelz!"

Er selber ergreift das Gewehr des Einjährigen und stellt sich bei seinen Leuten in die Feuerlinie. Und ratatat, ratatat, ratatat geht's im Takt.

Endlich verschwinden die Mäuse. Viele sind gefallen. Der Rest versinkt in einer Bodenfalte. Und gleichzeitig verstummt auch das Feuer der Schützen.

Jetzt beugte sich Kurt zu dem Verwundeten nieder, zu dem schon Heinz Lienhardt hinabgekniet war. Die nächsten Soldaten standen scheu herum.

„Wo hat's ihn getroffen?" fragte Kurt.

„Brustschuß . . . Schrapnell", gab Heinz zurück, indem er schon mit seinem Messer das Verbandpaket aus dem Rock des Einjährigen heraustrennte.

„Packt mal an, Leute", befahl Kurt. „Wir wollen ihn auf seinen Mantel legen, Tornister unter den Kopf."

Der Verwundete stöhnte.

Während Heinz ihm den ersten Notverband aufdrückte, kam der Hauptmann herbei: „Verluste gehabt?"

„Jawohl", meldete Kurt. „Einjähriger Gulz."

„Tot?"

Digitized by Google

„Nur verwundet. Aber anscheinend schwer. Brustschuß . . . Schrapnell."

Der Hauptmann schüttelte den Kopf: „Na, hoffentlich flicken sie ihn wieder zusammen. Sollte mir leid tun um ihn. Ist ein braver Kerl. Sieht ein bißchen weich aus, so nach Muttersöhnchen. Ist aber Täuschung. Hat das Herz auf dem rechten Fleck." —

Man aß nun zu Mitag, was ein jeder gerade hatte, denn warme Speise aus den Feldküchen konnte erst nach Sonnenuntergang gebracht werden.

Die Kanonen waren allmählich verstummt, und es herrschte eine solche Ruhe über dem Land, daß man sich im tiefsten Frieden hätte wähnen können, wenn nicht die brennenden Dörfer wie schwarze Pechfackeln aus den grünen Weinbergen hervorgelodert hätten.

Die Soldaten vertrieben sich die Zeit wie es ging. Einige spielten Karten, andere scherzten und plauderten, noch andere erzählten sich gegenseitig von daheim.

Immer einer saß bei dem Verwundeten, der die Besinnung noch nicht zurückerlangt hatte, und netzte ihm die Lippen oder kühlte ihm die Stirn.

Nach und nach, als die Dämmerung sich herabsenkte, traute man sich auch kriechend aus dem Graben heraus. Und sobald es völlig Nacht geworden war, kamen die verschiedenen Kolonnen heran.

Zuerst die Sanitäter mit ihren Bahren. Bei dem Einjährigen machte der Arzt ein bedenkliches Gesicht, und auf die Frage des Hauptmanns gab er nicht viel Hoffnung.

Dann wurde frische Munition gebracht und alle Taschen damit gefüllt.

Zuletzt kamen die heiß ersehnten Feldküchen. Gelbe Erbsen gab es mit Schweinefleisch, dick eingekocht und gut zubereitet, und jeder erhielt einen tiefen Napf davon und ein großes Stück von dem saftigen Fleisch.

Eine Zeitlang hörten alle Gespräche auf, und nur das leise Kauen der Kinnbacken und das Schmatzen der Lippen war vernehmbar.

Dann endete auch das, und nun lagen die Leute unter dem klaren, mondlosen Sternenhimmel, der nur von der Glut der brennenden Dörfer an einzelnen Stellen rot durchleuchtet war. Und wer nicht mehr plauderte und auch nicht schlief, der träumte wohl von Deutschland und von irgendeiner Stube, in der jetzt Menschen saßen, die ihn liebten und die auch an ihn dachten, so wie er an sie.

Aber plötzlich krachte es in diese Ruhe hinein. Erst einmal, dann weiter in regelmäßigen Pausen, und endlich die ganze Front entlang. Granate auf Granate sauste von den deutschen Batterien, ohne daß vorläufig die Franzosen antworteten.

In den Schützengräben wurden die Soldaten munter, und auch die Offiziere, die noch beisammen gesessen hatten, begaben sich auf ihre Posten zurück.

„Geht es los, Herr Leutnant?" fragte Heinz, wie er Kurt im Schatten auftauchen sah.

Doch der zuckte die Achseln: „Ich weiß es auch nicht. Ein besonderer Befehl ist bis jetzt noch nicht gekommen."

Und Granate auf Granate heulte durch die Nacht, zog leuchtende Streifen über den Himmel und schlug irgendwo drüben in die Reihen der Feinde. Und jetzt fing es auch von dort zu antworten an, aber spärlich, unsicher und gleichsam tastend.

„Halt, wer da?" rief Heinz gedämpft hinter sich.

Er hatte ein leises Knistern vernommen, und schon glitt auch etwas Dunkles vorüber.

„Radfahrer vom Bataillon. Losung Kronprinz, Feldgeschrei Longwy."

Gleich danach kam von Mund zu Mund die Meldung: „Herr Leutnant möchten sich zum Herrn Hauptmann begeben. Befehl geht weiter zum nächsten Zug."

Kurt eilte fort.

Indessen fragte der Schlächter: „Was meinen Herr Vizefeldwebel? Jeht es nu los?"

„Vielleicht", antwortete Heinz. „Wir werden's wohl gleich hören. Ich wäre jedenfalls nicht böse darüber."

„Ich och nich", meinte der Schlächter mit grimmigem Humor. „Denn die jute Stube, in der wir hier wohnen . . . det muß ich schon sagen . . . die jefällt mir jar nich. Schließlich ist der Mensch doch keen Karnickel."

Heinz mußte auflachen.

Aber indessen kam auch schon Kurt: „Aufgepaßt, Kinder! Morgen früh ist Sturm!"

„Hurra!" schrie der Schlächter.

Digitized by Google

„Brüllen Sie doch nicht so!"

„Ne, ne, Herr Vizefeldwebel, ich bin schon stille. Aber freuen darf ich mich doch. Det is erlaubt."

Auch die anderen Soldaten drängten herzu, um noch etwas Genaueres zu erfahren. Aber auf allen Gesichtern war Freude und Mut.

„Also hört mal, Kinder", sagte jetzt Kurt noch einmal. „Der Kanonendonner wird die ganze Nacht fortdauern. Der bildet die Einleitung und soll die drüben mürbe machen. Morgen früh Punkt acht setzt der Hauptsturm ein, und die Infanterie auf der ganzen Schlachtlinie geht vor. Habt Ihr das verstanden?"

„Jawohl, Herr Leutnant", kam es vielstimmig zurück.

„An jeden von uns wird die höchste Anforderung gestellt werden. Na, mutig seid ihr ja alle. Da brauch' ich euch nicht zu ermahnen."

Und wieder riefen sie durcheinander: „Nee, nee, Herr Leutnant, an Mut fehlt es keinem."

„Dann also, Kinder, wollen wir jetzt schlafen gehen, damit wir morgen frisch und kräftig sind. Gute Nacht . . . schlaft wohl."

„Gute Nacht, Herr Leutnant."

Sie hatten das wieder alle im Chor gesagt, und es klang wirklich ein ehrlicher Wunsch heraus, denn es gab keinen im Zug, der Kurt nicht gern hatte.

Und dann legten sich alle in ihre primitiven Sitze, und wer nicht gleich einschlief, der träumte noch, bis ihm endlich doch auch die Augen zufielen.

Nur die Wachtposten lehnten unbeweglich an der vorderen Brüstung mit schußbereitem Gewehr.

Und die Granaten quietschten, heulten und fauchten und zogen feurige Streifen über den Himmel. — —

* * *

Um sieben Uhr sollten die Mannschaften aufstehen, aber schon gegen sechs waren fast alle wach.

Es war heute trüb . . . eine Vorherbststimmung, und die aufgehende Sonne konnte nur mit Mühe den nebelgrauen Himmel transparent durchgolden. Der braunrußige Qualm aus den zerschossenen Dörfern, deren Zahl sich über Nacht noch um ein paar vermehrt hatte, lag tief gedrückt in der windstillen Luft wie ungeheure zerwühlte, schmutzige Kissen, unter denen jedes Leben ersticken mußte. Ein Dorf war schon ausgebrannt, und dieser schwelende Trümmerhaufen, der schwarz und stinkend in den grünen Weinbergen lag, und aus dem verkohlte Dachsparren hervorstachen . . . das hatte etwas Leichenhaftes. Das Heulen und Wimmern in der Luft dauerte noch immer.

Die Leute machten sich zurecht. Dicht beim Schützengraben lag ein kleiner Tümpel mit Regenwasser. Den benutzte man, um sich notdürftig zu waschen. Dann wurde noch einmal alles nachgeprüft . . . jeder Knopf, jeder Haken und jeder Riemen, und ganz besonders Gewehr und Bajonett, damit auch nirgends der kleinste Mangel wäre.

Nachher wurde gefrühstückt. Trotz des Artilleriekampfes hatten sich die Feldküchen heute vorgewagt, denn in die Schlacht durften die Soldaten nicht hungrig gehen, um so mehr als ja auch niemand sagen konnte, wie lange das Ringen dauern würde.

Über alledem war es halb acht geworden.

Und genau um diese Minute begann ein Höllenlärm. Die Artillerie, die bisher nur in Abständen geschossen hatte, gab nun das letzte Schnellfeuer vor dem Sturm. Hageldicht fielen die Granaten, und wenn man sie auch nicht sah, so hörte man doch ihre wilde Jagd. Wie Hunde auf der Hatz mit lautem Gebelfer, so stürzten sie in wilden Rudeln daher, heulten auf, als ob sie sich gegenseitig zerbissen, und waren schon vorüber, um neuen Platz zu machen. Und so immer neue und wieder neue.

Jetzt dreiviertel acht . . . Pfeifensignale.

Das Regiment stand fertig im Schützengraben, jeder Mann an seinem Platz, bereit, vorzustürmen, in der Faust das Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett.

In allen Mienen zuckte es! Überall Spannung, aber nirgends Furcht! Nur der Drang nach vorwärts!"

Die Offiziere hielten ihre Uhren in der Hand.

Jetzt zehn Minuten vor acht . . . jetzt fünf Minuten.

Kurt hob seinen Kopf: „Aufgepaßt, Leute! Gleich geht es los! Macht eure Sache gut!"

Digitized by Google

Ein aufgeregtes Murmeln antwortete ihm. Die Worte konnte er nicht verstehen, aber der Ton sagte ihm genug: sie werden sich bis zum letzten Blutstropfen schlagen.

Und jetzt war es acht.

Trompetensignale. . . . Die Uhren in die Tasche, die Säbel flogen aus der Scheide. . . . Vorwärts! Marsch, marsch!

Wie die Katzen kletterten alle über den Grabenrand, und im Laufschritt ging es vor. . . . Hurra, hurra!

Aber da knallte auch schon die feindliche Infanterie. Maschinengewehre knackten dazwischen. Einer schrie auf. Aber das hörte man nicht . . . der Höllenlärm rings verschlang den Wehlaut. Bloß wie er die Arme in die Luft warf und hintenüberstürzte, das sah man. Und doch sah man es auch wieder nicht. Vorüber . . . nur vorwärts. . . . „Hurra, hurra!"

„Halt! Nieder!"

Alle warfen sich auf die Erde . . . platt auf den Bauch, so daß sie völlig verschwanden. Eine kleine Bodensenkung hatte sie aufgenommen . . . gleichsam verschluckt, als wären sie nie gewesen . . . und schützte sie vor den französischen Gewehrkugeln, die nun über sie fort mit dünnem Pfeifen flogen, fast wie Zugvögelschwärme im Frühjahr und Herbst.

„Nicht schießen!" kam der Befehl. „Warten, bis wir näher dran sind!"

So lagen sie und lauerten. Der Kanonendonner ging weiter, schien womöglich noch heftiger zu werden. Aber auch die feindliche Artillerie schwieg nicht still.

Und jetzt zogen weiße Wölkchen am Himmel heran.

Kurt deutete nach ihnen: „Da kommen Schrapnells."

Und Heinz folgte seinem Blick: „Hoffentlich platzen sie nicht über uns."

Nun waren sie da, schwebten über ihnen. Aber sie glitten noch weiter . . . nur ein kleines Stückchen, und krepierten nun erst zu ihrem Eisenhagel. Kein Knall war dabei zu hören . . . nur das weiße Wölkchen zerstob in fünf oder sechs Nebelfleckchen, die gleich danach im Dunst verschwammen. So graziös war das, so leicht beschwingt . . . ein Tod, der zu tändeln schien, bevor er traf.

Auch Kurt schien ähnliche Gedanken zu haben, denn er schaute nach oben und meinte zu Heinz: „Man könnte die Dinger beinahe schön finden."

Aber bevor Heinz noch antworten konnte, kam schon wieder eins daher. Diesmal platzte es vor ihnen und doch nicht weit genug, denn ein Eisenstückchen schlug kaum zwei Schritte vor Kurt in die Erde, daß es einen dünnen Klang gab und die Steinchen umherspritzten. Gleichzeitig aber stöhnte einer der Grenadiere auf, wälzte sich zuckend und krallte mit den Händen ins Gras.

„Wen hat es getroffen?" fragte Kurt.

„Den Hubermayer, Herr Leutnant", antwortete der Schlächter und tastete mit einer Hand nach ihm.

Und nachdem er ihm flüchtig ins Gesicht geschaut hatte, meinte er: „Mit dem scheint's vorbei zu sein."

Doch schon platzte wieder solch ein Ding in der Nähe . . . diesmal mehr nach links, aber es holte sich wieder sein Opfer.

„Donnerwetter," fluchte Kurt, „die Sache wird ungemütlich! Hier so untätig liegen und sich abschießen lassen!"

„Könnten wir denn nich mal 'n bißchen weitergehen, Herr Leutnant?" fragte der Schlächter. „Den Kerl'n mehr auf 'n Leib?"

„Geht nicht, Mann. Wäre ein ganz unnützes Opfer. Wenn nur unsere Artillerie die Schrapnelldinger zum Schweigen brächte."

„Und der Feind hat sich vorzüglich eingeschossen", meinte Heinz, indem er die Linien entlangschaute. „Sehen Sie nur, Herr Leutnant, unser ganzes Regiment wird bestrichen."

„Und dabei scheinen alle nur aus einer Batterie zu kommen. Wenn man nur herauskriegen könnte, wo sie steht."

„Ich denke, Herr Leutnant", meinte jetzt ein Unteroffizier, „die Batterie muß da links hinter dem Hügel stehen. Die verfluchten Dinger kommen alle von da."

Auch Heinz schaute in die Richtung, wohin der Unteroffizier wies: „Das wäre ja so ungefähr die Stelle, wo ich vorletzte Nacht mit der Patrouille war."

Und wie Kurt das hörte, fragte er hastig: „Würden Sie den Weg mit Sicherheit wiederfinden?"

Digitized by Google

„Ja, wiederfinden würde ich ihn schon, Herr Leutnant."

„Kann man in halbwegs guter Deckung herankommen?"

„Ganz ausgeschlossen, Herr Leutnant. Die einzige Möglichkeit wäre, man müßte den ganzen Weg auf dem Bauche kriechen."

„Also kriechen wir!" rief Kurt in einer Art von Trotz. „Das ganze Regiment wird ja hier aufgerieben! Wenn ich fünfundzwanzig Mann finde, die freiwillig mitgehen, so nehmen wir die Batterie oder bringen sie mindestens zum Schweigen!"

„Jawohl auch, Herr Leutnant, det machen wir!" schrie der Schlächter und wurde ganz rot im Gesicht.

„Wollen Sie uns führen, Lienhardt?" fragte Kurt.

„Selbstverständlich, Herr Leutnant . . . ich bin dabei!"

„Dann also schnell die Frage weitergeben! Wer mit will, soll einen Schritt rückwärts kriechen! Aber beileibe nicht aufstehen!"

Kurt hob ein wenig den Kopf, und auch Heinz schaute aus, wieviel sich freiwillig melden würden.

Aber der Schlächter lachte: „Ach Jotte doch, Herr Leutnant . . . da jeht Ihnen doch die janze Kompagnie mit. Da will doch kein einziger zurückbleiben."

Und wahrhaftig, er hatte recht. Fünfzig, sechzig Mann . . . wer überhaupt davon hörte . . . alle wollten mit.

Kurt kroch zum Hauptmann und sagte ihm kurz Bescheid.

Da platzte ein Schrapnell gerade wieder über der Linie. Alle duckten sich so platt als möglich ins Gras. Aber drei Mann hatte es doch wieder gerafft.

„Also dann vorwärts, Leute!" schrie Kurt. „Mir nach! Aber Vorsicht, Kinder! Alle platt auf dem Bauch! Wenn wir vorzeitig entdeckt werden, ist alles verloren!"

„Ich werde vorauskriechen, Herr Leutnant", sagte Heinz.

„Ist recht. Ich bleibe hinter Ihnen, und die anderen folgen ebenso, jeder für sich. So können wir am wenigsten getroffen werden."

Wie die Eidechsen krochen sie nun über den Boden hin, nur freilich doch langsamer und nicht so behende. Aber trotz alledem . . . es ging doch vorwärts. Die scharfen Gräser zerrissen ihnen die Hände und spitze Steinchen bohrten sich in die Knie. Aber was tat das? Niemand achtete darauf. Die Erregung, die Spannung auf das Ziel vor ihnen, und der eiserne Wille, es zu erreichen, machte sie unempfindlich gegen solch kleinliche Dinge, so daß sie die Schmerzen gar nicht spürten. Von Zeit zu Zeit hob Heinz ein wenig den Kopf, ob er die Richtung auch nicht verlöre. Und dann ging es mit Aufbietung aller Kräfte von neuem vorwärts, nur immer vorwärts.

Jetzt waren sie an ein Gehölz gekommen, nur drei oder vier Bäume und ein paar Sträucher, aber doch groß genug, daß es ihnen Deckung bot, und daß sie sich eine Minute aufrichten konnten.

Sie waren hier schon beinahe seitwärts des Hügels aus dem gefährlichen Schrapnellregen heraus, und gleichzeitig hatten sie einen guten Ausblick. Offenbar befanden sie sich zwischen den beiden Fronten. Aber das wußten sie nur auf Grund ihrer Orientierung, denn zu sehen war gar nichts, weder vom Feind noch vom Freund. Die Franzosen lagen in ihren Schützengräben, und die stürmenden Deutschen drückten sich an die Erde, um in Zwischenräumen wieder mal ein paar Meter vorzuspringen. Dann prasselte sofort das französische Infanteriefeuer und riß grausame Lücken in die vordringenden Linien. Über ihnen aber pfiffen die deutschen Granaten und hatten die feindliche Artillerie auch fast überall schon zum Schweigen gebracht. Nur die eine Batterie, die den Schrapnellregen aussandte, schienen sie nicht finden und erreichen zu können.

„Vorwärts, Kinder!" mahnte Kurt. „Unser Regiment wird aufgerieben. Wir müssen diese Batterie nehmen um jeden Preis!"

Und von neuem ging es weiter, jetzt in einem Graben am Wege. Eine Wasserrinne floß auf seinem Boden, und der Grund war lehmig aufgeweicht. Hier mußten sie das Gewehr auf den Rücken schnallen, um es vor der Nässe zu schützen. Der Schlamm spritzte ihnen ins Gesicht, und die feuchte Erde klebte sich an ihre Hände und zwischen die Finger. Aber dort, gar nicht mehr weit, sahen sie schon den Bach, und gleich dahinter stieg der Hügel an.

Digitized by Google

Jetzt war das Wasser erreicht. Doch da hindurch konnten sie nicht kriechen, weil sonst die Gewehre unbrauchbar geworden wären. Sie mußten also in gebückter Haltung hindurchwaten.

„Auf, Kinder," rief Kurt, „so schnell wie möglich hinüber und dort wieder auf den Boden geworfen! In dem Gebüsch linker Hand sammeln wir uns zum Angriff!"

Aber so flink und behende das auch ausgeführt wurde ... das ganze dauerte nur wenige Minuten ... so hatte der Feind sie doch bemerkt. Die Geschütze verstummten, und die Bedienungsmannschaften griffen zu den Gewehren. Man konnte sie dort oben deutlich durcheinanderrennen sehen, und man hörte auch abgerissen einzelne Kommandos.

„Jetzt ist's Zeit, Kinder!" schrie Kurt. „Vorwärts! Marsch! Marsch!"

Zugleich sprang er selber als Erster auf. Heinz und der Schlächter neben ihm, und die anderen ihm nach, so stürmten sie hinan. Ein wilder Kugelschauer stob ihnen um die Ohren. Drei oder vier Tapfere sanken hin. Aber der Rest gewann Raum, und nun waren sie am Feind.

„Drescht sie!" brüllte Kurt und hob selbst das Gewehr, das er einem der Gefallenen entrissen hatte.

Der Schlächter stieß eine wahnsinnige Lache aus. Im Gesicht blutrot, mit unterlaufenen Augen und einem zum Fletschen verzerrten Mund, schmetterte er seinen Gewehrkolben auf den Schädel eines Franzosen, daß er wie zu Brei auseinanderkrachte.

Ein paar blutige Gehirnfetzen spritzten Heinz ins Gesicht. Er fühlte davon gar nichts ... nur ein Tosen war in seinem Ohr, und alles ringsum sah er wie durch einen feurigen Schleier. Dabei arbeitete er selbst wie eine Maschine, hob seine Arme und ließ sie wuchtig fallen, als ob sie von einem Räderwerk bewegt würden.

Gerade eben hatte er sein Bajonett einer Rothose in den Bauch gestoßen, als er sah, wie ein riesiger Kanonier mit einer Spitzhacke auf Kurt eindrang.

„Aufgepaßt, Herr Leutnant!" schrie er Kurt zu, der eben einen Offizier erschlagen hatte.

Gleichzeitig sprang er aber auch schon an seine Seite und bohrte dem Angreifer das Bajonett in die Brust.

Kurt rief Heinz zu: „Das war brav! Ich danke!"

Aber die Spitzhacke hatte im Fallen Heinz' Arm gestreift. Er fühlte das warme Blut und taumelte eine Sekunde. Zudem drangen zwei andere Feinde auf ihn ein, deren er sich nicht gleich erwehren konnte.

Nun konnte Kurt durch die Tat seinen Dank abstatten.

„Rettung um Rettung!" rief er jubelnd.

Aber während er dem einen seinen Revolver direkt ins Gesicht hinein abfeuerte, rannte ihm der andere seinen Säbel in die Brust, so daß er unter einem Blutstrom zusammenbrach. Heinz hatte das gesehen, und eine Wut packte ihn. Der Schmerz in seinem linken Arm war wie fortgeblasen.

„Hund, verfluchter", brüllte er, daß ihm die Stimme umkippte.

Sein eigenes Gewehr war ihm vorhin entfallen, nun griff er nach der Spitzhacke, die ihn selbst verwundet hatte, schwang sie über seinem Haupt und hieb auf den Gegner ein.

Indem erklang plötzlich Hurrageschrei.

Der Hauptmann hatte sofort dem Major und dieser dem Oberst Kurts Vorhaben gemeldet. Wie nun die Batterie zum Schweigen gebracht war, ging das Regiment im Laufschritt vor, und der Rest der Kompagnie war es, der hier heraufstürmte.

„Hurra! Hurra!"

Immer näher kam es. Die kurzen Schläge und Wirbel der Trommeln mischten sich mit den heiseren Stimmen. Zwischendurch klirrte das Infanteriefeuer wie Fenstergesplitter, und die Maschinengewehre rappelten ihr Pap-pap-pap-pap!

Und immerfort Trommelwirbel Rrrr-Rrrr-Rrrrrr:

„Hurra! Hurra!" Rrrrr-Rrrrr! — Hurra!"

Wie ein Urelement raste das herbei! Es wuchs, es türmte sich, stürzte wie eine Lawine und rollte, verderbenbringend, vorüber, unwiderstehlich den feindlichen Schützengräben zu!

Bei der Batterie aber blieben nur die Verwundeten und Toten.

Digitized by Google

Nein. — Außer ihnen war auch der Schlächter noch da.

Der kniete neben Kurt und sagte zu Heinz: „Herr Vizefeldwebel, det jeht doch nich. Wir können doch unseren Leutnant hier nich liejen lassen. Nu sehen Se man bloß ... der verblutet sich ja."

Heinz trat herzu: „Was sollen wir aber machen? Alleine kann er doch nicht gehen. Und tragen? Ich bin selber verwundet. Mein linker Arm ist unbrauchbar."

Kurt schlug die Augen auf, und mit matter Stimme flüsterte er: „Sorgt euch nicht um mich. Geht lieber zu den anderen."

„Ach Jott, Herr Leutnant", meinte der Schlächter. „Der Herr Vizefeldwebel is ja auch verwundet. Un wenn ich lieber hier bei Ihnen bleibe, denn jeschieht des wahrhaftigen Jott nich aus Feigheit."

Kurt machte einen schwachen Versuch zu lächeln: „Das weiß ich, daß Sie nicht feige sind."

„Is jut, Herr Leutnant. Nu vor allen Dingen wollen wir Ihnen aber mal rasch nach 'n Verbandplatz bringen. Un ich wes och schon wie." Er unterbrach sich: „Aber zuerst müssen wir Ihnen doch mal was auf die Wunde lejen. Die blutet ja janz niederträchtig."

Das wurde besorgt. Heinz half dabei.

„Was macht denn Ihr Arm, Herr Vizefeldwebel?" fragte der Schlächter noch während der Arbeit.

„Das ist nicht schlimm. Ich habe ihn schon eingewickelt."

„Also dann wollen wir jetzt mal! Wir nehmen ein Jewehr, Sie fassen's rechts an ... da sind Sie ja jesund ... und ich links. Der Herr Leutnant setzt sich druf un faßt uns beide um den Hals. Nu sollen Se mal sehen, wie das jeht."

Und so geschah es.

Langsam und vorsichtig trugen die beiden ihren Offizier aus der Schlacht, indes hinter ihnen der Lärm weitertobte ... das Wirbeln der Trommeln, das Geknatter der Gewehre und das Hurrageschrei ihrer siegreichen Brüder. —

* * *

Es regnete.

Die niedrigen Häuser des kleinen belgischen Dorfes trieften vor Nässe. Der Regen schlug an Wände und Fenster, zerzauste die spärlichen Bäume und Sträucher und tropfte von den Dächern, daß sie zu weinen schienen.

Durch die Dorfstraße fuhren die deutschen Kolonnen, hochbeladen fuhren sie langsam gen Westen, und in schwerem Trab kehrten sie leer zurück. Unabsehbar fuhren sie so in zwei Reihen ... graue Wagen, graue Uniformen, alles grau und genau so wie dieser Septemberregenhimmel.

Ein wenig außerhalb des Dorfes stand eine kleine Kirche, fast mehr eine Kapelle, daran angebaut das Kloster der Franziskaner, ein unscheinbares Haus mit vergitterten Fenstern und einem hübschen, aber hochummauerten Garten. Alle größeren Räumlichkeiten dieses Klosters und sogar ein Teil der Zellen waren zum Lazarett eingerichtet, und die gütigen Patres und Laienbrüder taten alles, was in ihren Kräften stand, um ihre armen Pfleglinge zufrieden zu stellen, und wenn es einen kleinen Schmerz für sie gab, so war es nur der, daß auch die deutschen Krankenschwestern, also weibliche Wesen, das Kloster bewohnten.

Jetzt herrschte überall rege Tätigkeit. Zu Mittag war ein Verwundetentransport abgesandt, der alle, deren Zustand es irgend erlaubte, in die heimatlichen Lazarette abschob, denn hier mußte Platz geschaffen werden für die neuen Verwundeten aus der großen Schlacht. Und schon nach wenigen Stunden bei der untergehenden Sonne war alles zum Empfang bereit.

Es hatte zu regnen aufgehört. Die Wolken waren stellenweise gerissen und waren im Westen nur rötlich gefärbt, während im Osten schon starke Dämmerung einsetzte. Durch die Lücken blinzelten vereinzelte Sterne.

Da kam, langsam und schwerfällig, aus dem Abenddunkel der Zug des Leidens dahergefahren.

Der Bruder Pförtner in der braunen Kutte, der träumerisch still Ausschau gehalten hatte, ging hastig hinein, um die Ankunft zu melden.

Und gleich danach trat Karl Lienhardt heraus, dem dieses Zweiglazarett unterstellt war. Ein jüngerer Arzt, zwei Krankenschwestern, eine Anzahl Sanitätssoldaten und die Ordensbrüder folgten ihm.

Digitized by Google

Und Wagen auf Wagen fuhr an dem Tore vor.

Auch sie waren grau wie jene vielen anderen, die zu jeder Stunde bei Tag und Nacht hochbeladen gen Westen fuhren und leer zurückkehrten, nur daß diese hier das rote Kreuz im weißen Felde trugen und umgekehrt leer gen Westen fuhren und mit der Last der Schmerzen schwer beladen zurückkamen.

Jeder einzelne dieser Wagen hielt vor dem Tor. Neben dem Kutscher saß immer ein Leichtverwundeter und innen lagen auf Bahren zwei Schwerverletzte. Sobald ein Gefährt leer war, kam das nächste an die Reihe.

Schon waren alle geborgen, und nur der letzte Wagen fehlte noch. Auf den Verwundeten, der vom Bock herunterkletterte, achtete niemand, denn die erste Sorge galt immer den anderen, die im Wagen lagen.

Aber wie Karl jetzt im Schein einer Laterne herzutrat, fühlte er sich plötzlich angepackt: „Ist es möglich, Karl, du bist hier? Das hätte ich wahrhaftig nicht erwartet."

Karl fuhr herum, ein jäher Schreck faßte ihn. Das konnte doch nur Heinz sein.... Was, der Heinz ....

Und indem er dem Ankömmling ins Gesicht leuchtete, rief er: „Wahrhaftig, Mensch, du bist es, laß dich umarmen! Verwundet bist du? Den Arm in der Binde! Hoffentlich nicht schwer?"

„Ich denke nicht. In ein paar Wochen bin ich gesund. Aber mein Leutnant liegt da drinnen, und dem geht es schlecht."

„Du hast recht," sagte Karl, „es ist gut, daß du mich erinnerst. Wir wollen mal erst nach denen sehen. Und indem er sich der Wagentür näherte, wo die Sanitäter schon warteten, fragte er: „Wer ist dein Leutnant?"

„Von Willingen."

Karl prallte zurück: „Kurt von Willingen?"

„Jawohl. Was ist dir? Kennst du ihn?"

Wie vielerlei wirbelte in diesem Augenblick durch Karls Kopf. An Olga dachte er und an seine Liebe, aber auch wie Marie das ertragen würde....

Trotzdem bezwang er sich und antwortete Heinz: „Ich kenne ihn nicht, aber ein Fräulein von Willingen ist hier bei mir als Pflegerin. Ich fürchte, daß das seine Schwester ist."

Als dann Kurt auf seiner Bahre herausgetragen wurde und sein ernster Blick auf Heinz Lienhardt fiel, lächelte er ihm zu und machte Zeichen, daß er reden wollte, und als sich Karl über ihn neigte und ihn fragte, antwortete er mit kaum hörbarer Stimme und indem er mit den Augen auf Heinz hinwies:

„Der da hat mir das Leben gerettet. Ich möchte gern neben ihm liegen."

Karl nickte ihm zu: „Gewiß, daß sollen Sie."

Aber dabei dachte er: Das Leben gerettet? ... Ich fürchte, daß es damit nichts ist.... Du siehst mir eher nach dem Tode aus....

Dann erteilte er alle notwendigen Befehle. Und während er nun hinter Kurts Bahre in das Haus trat, dachte er: „Wenn sich die beiden jetzt sehen? ... das geht nicht.... Ich muß sie vorbereiten."

Doch während er noch überlegte, kam Marie schon daher und erblickte ihren Bruder.

Sie erkannte ihn nicht gleich. Die Anstrengungen des Krieges, das Leben im Schützengraben hatten ihn verändert. Dazu war ihm ein Stoppelbart gewachsen. Und nun die Verwundung hatte ihn vollends gezeichnet. Aber sie stutzte doch und schaute näher hin. Und nun stieg es in ihr hoch, daß es ihr den Atem nahm. Sie drohte umzusinken und hielt sich an der Wand fest. Und dann, alle Selbstbeherrschung vergessend, gurgelte sie ihren Schrei und warf sich vor Kurt nieder.

„Kurt — Kurt — du bist verwundet? Mein lieber, guter, einziger Kurt! ..."

Karl sprang hinzu: „Um Gottes willen, Schwester, was machen Sie denn da — so nehmen Sie doch Vernunft an."

Aber Marie hörte nicht. Die Träger hatten halten müssen, und sie kniete neben ihrem Bruder und streichelte ihm die Wangen und überhäufte ihn mit immer neuen Liebkosungen.

Kurt hatte ein Zittern überfallen. Er rang nach Worten und konnte nicht sprechen. Er wollte sich aufrichten und konnte sich nicht bewegen. Die Augen traten ihm aus den Höhlen, und plötzlich packte ihn ein Würgen an, und schaumiges Blut quoll über seine Lippen.

Jetzt faßte Karl Marie bei der Schulter

Digitized by Google

und riß sie fort: „Aufheben! Sofort ins Bett! Salz her und Eisblasen!"

Die Samariter gehorchten den Befehlen. Beinahe im Laufschritt eilten sie fort und betteten Karl in dem Krankensaal.

Marie aber, wie sie auf ihres Bruders Lippen das Blut gesehen hatte, war zurückgetaumelt. Da stand sie nun in dem leeren Gang und wußte nicht, was sie beginnen sollte.

Das Blut auf den Lippen.... Oh, sie kannte das... in den paar Wochen Krieg... was lernt man da nicht alles.... Ein Lungenschuß... aber nein — nein — nein.... Vielleicht war es doch nicht... vielleicht — vielleicht...

Sie hatte ein Gefühl, als müsse ihre Hoffnung so stark sein, daß dadurch das Schicksal gewendet werden könne, und sie begriff nun gar nicht, was sie hier noch tat. Was sollte sie denn hier? Wozu stand sie hier herum?... Er brauchte sie doch... sie gehörte doch zu ihm....

Mit hastigen Schritten eilte sie ihm nach.

Aber als sie in den Saal trat, befiel sie doch wieder Furcht, und mit langem Zögern ging sie zu dem Bett, in dem Kurt mit geschlossenen Augen lag. Wie bleich er war.... Nichts von Lebenslust mehr.... Und wo war die Keckheit um den Mund geblieben?... War das noch ihr stolzer, schöner Bruder mit den leuchtenden Augen und der kühnen, starken Nase?... Jetzt stach sie spitzig und mager hervor... und die Augen... er hatte sie geschlossen, aber breite, braune Ringe umhüllten sie....

Neben Karl saß Heinz. Wie sie näherkam, stand er auf. Sie schaute ihn nur flüchtig an, aber als sie sah, daß er von Kurts Regiment war, fragte sie leise: „Kennen Sie hier den Herrn Leutnant?"

„Gewiß, gnädiges Fräulein, ich bin von seiner Kompagnie."

Trotz des Flüstertones fiel ihr die scharfe, ein wenig spröde Stimme auf. Sie stutzte... wie merkwürdig bekannt ihr die vorkam.... Die mußte sie schon irgendwo gehört haben... und auch wie er sich ausdrückte... die Sprache eines Gebildeten....

Sie sah ihn jetzt genauer an, und wie in einer Erinnerung, der sie selbst noch nicht traute, fragte sie: „Verzeihung, Herr Feldwebel, sind Sie nicht — — —?"

„Rechtsanwalt Lienhardt", stellte sich Heinz vor.

„Also wirklich? So habe ich mich doch nicht geirrt. Ach ja, mein Bruder erzählte vor seinem Ausmarsch, daß Sie bei seiner Kompagnie eingezogen waren. Und nun sind Sie auch mit ihm verwundet. Freilich nicht so schwer wie mein armer Bruder."

„Ach, gnädiges Fräulein", tröstete Heinz. „Ihr Herr Bruder wird sicherlich auch bald geheilt sein."

Aber da lächelte Marie trübselig, und indem sie sich setzte, sagte sie nichts weiter als: „Wir wollen es hoffen."

Dann schwieg sie und blickte träumerisch vor sich hin.

Heinz störte sie nicht.

Und sie merkte nicht einmal, wie er etwas später in das Operationszimmer gerufen wurde, wo seine Wunde untersucht werden sollte.

Ein paar Stunden später saß Karl mit seinem Kollegen in dem Kreuzgang, der innen den Garten umgab und aß ein einfaches Abendbrot.

Er war müde, denn die Arbeit war groß gewesen. Viel schwere und allerschwerste Verwundungen, sogar drei eilige Operationen hatte er sofort ausführen müssen. Nun hatte er alle Patienten versorgt, auch seinen Bruder, der eine starke Fleischwunde hatte und den er nach Kurts Wunsch neben diesen gelegt hatte. Bevor er sich selber zur Ruhe begab, saß er hier noch ein Stündchen, aß zur Nacht, rauchte eine Zigarre und plauderte mit seinem Kollegen.

Die Nacht war kühl. Der Boden, der den Regen erst eingesogen hatte, stieß ihn nun wieder von sich. Eine Feuchtigkeit hing in den Bäumen und Sträuchern, die der Herbst schon goldbraun durchsprenkelt hatte. Der Himmel, der jetzt in mattes Mondlicht getaucht war, vor dem aber noch die zerfetzten Regenwolken gleich einem durchlöcherten Vorhang schwebten, sah aus wie gelber Marmor mit schwarzen Flecken und Adern. Und eine Ruhe war hier in dem Garten und in dem Kreuzgang, zu denen von der Straße der Lärm der Kolonnen nur gedämpft über die hohe Mauer drang.

Allmählich war die Unterhaltung der beiden Herren eingeschlafen.

Zumeist war das wohl Karls Schuld, der

Digitized by Google

immer einsilbiger geworden war. Die Ankunft Kurts und seine Verwundung hatten wieder alles in ihm wachgerüttelt, und während er die blauen Raucharabesken langsam und bedächtig von sich blies und ihnen nachschaute, wie sie in dünnen Schwaden allmählich in der Luft verflossen, flohen auch seine Gedanken hinaus und zurück zu Olga, die er noch immer liebte.

Ein leichter Schritt kam aus dem Hause her.

Karl schrak zusammen, und aus seinen Träumereien kam ihm die Idee: Kann das Olga sein? Vielleicht ist sie es, und gleich steht sie vor mir. . . . Doch im selben Moment wurde er sich des Unsinns bewußt. Das ist lächerlich . . . wie kann ich so etwas glauben. . . .

Als er aufblickte, näherte sich ihm Marie. Er sagte sich, daß das ganz natürlich sei, und doch empfand er eine leise Enttäuschung.

„Verzeihung, Herr Doktor, hätten Sie mal fünf Minuten für mich übrig?" fragte Marie in ihrer stillen und doch so sicheren Art.

„Gewiß, Schwester", sagte Karl, indem er sich halb erhob. Und dann mit einer Handbewegung: „Wollen Sie sich nicht setzen?"

Marie dankte durch ein leichtes Neigen ihres Kopfes und setzte sich zwischen Karl und den jungen Arzt. Sie schwieg noch ein paar Sekunden. Ihre Brust hob und senkte sich, aber nicht leidenschaftlich, sondern in tiefen Zügen. Der schwarze Schwesternschleier, der ihr Gesicht umrahmte, ließ es blasser als sonst erscheinen, und dann sah sie mit ihren großen, blauen Augen, die immer noch in einem feuchten Glanze schwammen, Karl ernst und forschend an:

Endlich sagte sie: „Herr Doktor, es ist wegen meines Bruders."

Karl hatte das erwartet, und er hatte es gefürchtet. Er fuhr sich mit der Hand durch das schwarze Haar, von dem ihm noch immer eine Locke in die Stirn fiel, und dann sagte er zögernd: „Sie möchten gern wissen —"

„Allerdings, Herr Doktor . . . das möchte ich."

Ganz leise war das gekommen, mit einer Stimme, unter der tief unten Weinen schlummerte, und aus den Augen kroch langsam die Angst hervor.

Aber Karl zuckte mit den Achseln: „Ja, liebe Schwester, das ist sehr schwer, wie soll ich Ihnen das sagen."

Marie schluckte ein paarmal, aber sie behielt sich in der Gewalt: „Ist . . . ist . . . alles aus? Keine Rettung mehr?"

„Mein Gott, liebe Schwester," suchte Karl einen Ausweg, „solange ein Mensch atmet, da darf man ihm das Leben nicht absprechen, und dann —"

Doch Marie ließ ihn nicht zu Ende reden: „Herr Doktor, geben Sie mir die volle Wahrheit, Sie haben mich doch in diesen Wochen kennen gelernt. Haben Sie mich jemals schwach gefunden? Also bitte, ich kann die Wahrheit vertragen."

Karl sah sie an, wie sie da vor ihm saß. Mut hatte sie freilich immer gehabt . . . bei all dem Entsetzlichen und Grauenvollen. . . . Nie hatte sie versagt. . . . Er hatte sich doch oft gewundert. . . .

Er schaute zu seinem Kollegen, was der wohl meinte, und als der leise nickte, wandte er sich wieder zu Marie: „Also, liebe Schwester, wenn Sie es denn wollen: ich habe in der Tat nur sehr wenig Hoffnung."

„Ein Lungenschuß?" fragte Marie.

„Kein Schuß, ein Stich."

„Und keine Rettung?"

Karl sah ihr in die Augen. Dann hob er die Schultern: „Ich glaube kaum."

Ein Zittern ging durch Maries Körper, und sie preßte die Hände an die Schläfen. So saß sie und starrte in die Dunkelheit.

Nach einer Weile fragte Karl leise und gütig: „Haben Sie Ihren Bruder so lieb?"

Und da drehte sie sich ihm wieder zu und sagte mit einem zerrissenen Lächeln, das schlimmer als ein Weinen war: „Ich habe ihn über alles lieb. Ich glaube, mehr noch als Vater und Mutter."

Darauf wieder ein Schweigen.

Dann faßte Karl ihre Hand: „Sie müssen jetzt doppelt stark sein, Schwester."

Und sie erwiderte mit tiefem Ernst und zugleich mit einer stillen Ergebenheit: „Das will ich, Herr Doktor . . . haben Sie keine Angst. Die Menschen können ja so viel ertragen . . . gerade hier im Lazarett sieht man das täglich. Und dann, was habe ich denn vor den anderen Frauen voraus? Ich bin doch nur eine von

Digitized by Google

Tausenden. Man muß es erdulden, so wehe es auch tut. Und vielleicht verwindet man es zuletzt auch einmal. Was meinen Sie, Herr Doktor, glauben Sie nicht?"

Wie ein Mensch, der sich an irgend etwas anklammern möchte und der für den eigenen Mut eine Bestätigung sucht, so sah sie ihn an.

Und er preßte ihre Hand: „Sie, Schwester, werden es nicht nur ertragen, sondern Sie werden es ganz sicher auch überwinden. Sie sind ein starker und guter Mensch. Solche Menschen kann Deutschland jetzt gebrauchen."

Und als hätte er damit das rechte Wort gefunden, so richtete sie sich auf.

„Das war schön von Ihnen, ich danke Ihnen, Doktor. Jetzt bin ich wieder ruhig."

Dabei erhob sie sich und grüßte die beiden Ärzte.

„Ich will noch einmal durch die Säle gehen."

* * *

Bis zum nächsten Morgen hatte sich Kurts Zustand ein wenig gebessert. Er war wieder bei Besinnung, die er gestern abend bei dem Blutsturz für kurze Zeit verloren hatte, und vermochte mit schwacher Stimme zu sprechen. Auch war er selber in guter Stimmung, redete von seiner Heilung wie von etwas Selbstverständlichem und dachte nur daran, bald wieder an die Front zu kommen.

Aber Marie ließ sich dadurch natürlich nicht täuschen. Am Vormittag begleitete sie Karl bei seinem Rundgang, notierte ruhig und sachlich wie immer die Anordnungen, die er traf, und übersetzte sie, da sie besser Französisch sprach als er, den Franziskanerbrüdern, die an der Pflege teilnahmen. Dann war sie bei sechs Operationen zugegen und tat ihm dabei alle möglichen Handreichungen, ohne sich jemals auch nur im kleinsten zu irren. Und das alles geschah so einfach und scheinbar ohne jede Überwindung, daß Karl sie wiederholt anschaute und bei sich dachte: Ein tapferes Mädel . . . eine echte Deutsche. . . .

Erst ganz zuletzt, wie alles schon fertig war, und während der jüngere Arzt die Instrumente sterilisierte, ging sie langsamen Schrittes auf Karl zu. Man hatte die Bibliothek im ersten Stock, weil sie der hellste Raum des Klosters war, zum Operationssaal umgewandelt, und Karl, der ein wenig abgespannt war, saß nun auf einer alten Truhe in einer Fensternische zwischen hohen Regalen, die bis zur Decke mit Büchern gefüllt waren, und ließ sich durch die offenstehenden Scheiben die frische Luft um die Schläfen wehen.

Wie er Marie auf sich zukommen sah, lud er sie durch eine Handbewegung ein: „Setzen Sie sich, Schwester, Sie werden auch müde sein."

Marie nahm neben ihm Platz. Auch ihr tat der kühle Septemberwind gut, und eine Sekunde lang schloß sie die Augen.

„Sie sollten sich ein wenig mehr schonen, Schwester", meinte Karl, der sie beobachtete.

Aber Marie schlug die Augen sofort wieder auf, als hätte sie sich schon zu sehr gehen lassen.

„O gewiß doch, Herr Doktor, ich halte schon durch. Nur . . . ich wollte nämlich fragen . . . wegen Kurt, wegen meines Bruders. . . . Ich wollte gern wissen, wie Sie darüber denken, ob ich nicht nach Hause schreiben soll. . . . Ich meine, ob die Eltern und meine Schwägerin kommen dürfen."

Karl erschrak bei diesen Worten, und bevor er antwortete, schweiften seine Augen zum Fenster hinaus über die zertretenen, nicht abgeernteten Felder und die spärlichen grünbraunen Waldungen. Und seine Gedanken hafteten: Schwester Maries Schwägerin, das heißt Willingens Frau. . . . Das ist also Olga. . . . Und man fragte ihn, ob sie herkommen soll. Durfte er das erlauben? . . . Durfte er sie wiedersehen? . . . Und gerade zu solcher Stunde wiedersehen, wo ihr Mann im Sterben lag und schon so gut wie tot war. . . . Durfte er das dulden? . . . War er dazu stark genug? . . . Aber pfui . . . was war denn das . . . er und immer nur er . . . was hatte denn er damit zu tun? . . . Er war hier Arzt, nichts weiter als Arzt . . . und wenn man von einem Sterbenden Abschied nehmen wollte, so ging ihn das nichts an . . . gar nichts ging es ihn an. . . . Und er hatte kein Recht, es zu verhindern. . . (Fortsetzung folgt.)

Anmerkung: Der Roman „Ich kenne keine Parteien mehr" von Henry Wenden erscheint auch als Buch in der Sammlung Janke zum Preise von Mk. 1,—. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag Otto Janke, Berlin SW 11.

Digitized by Google

Weit vom Schuß / Von Freiherr von Schlicht

Humoristisch-patriotischer Roman aus der Kriegszeit. 11. Fortsetzung.

Nun schluchzte Frau Schnappauf von neuem: „Aber nicht wahr, Herr Major, in die Zeitung kann der Brief doch wenigstens kommen?"

„Das verspreche ich Ihnen," stimmte der Major ihr bei, „wenn Sie mir das Schreiben anvertrauen wollen, werde ich selber das Weitere veranlassen. Allerdings, gleich oben unter den neuesten Kriegsnachrichten kann er natürlich nicht stehen, aber er wird schon einen anderen guten, auffälligen Platz bekommen."

„Und fett gedruckt werden muß der Brief auch," flehte Frau Schnappauf, „ganz fett."

„Meinetwegen ganz fett wie 'ne Fettgans," stimmte der Major ihr bei, „nun aber, verehrte Dame, denken Sie für den Rest des heutigen Abends nicht mehr an Herrn von Hindenburg, sondern ein klein wenig an Ihre Einquartierung und auch an mich, denn ich muß offen gestehen, daß Sie uns heute abend sehr schlecht behandelt haben."

„Da haben der Herr Major ganz recht", stimmte Frau Schnappauf ihm bei, die während der Unterhaltung mit dem Major und bei der Enttäuschung, nicht mit Exzellenz von Hindenburg zusammen im Kientopp erscheinen zu dürfen, wieder ganz nüchtern geworden war, und so setzte sie denn hinzu: „Der Herr Major haben wirklich recht, ich habe heute meine Arbeit versäumt, aber als ich den Brief erhielt — ich kann wirklich nichts dafür — in dem Augenblick verwirrte sich mein Gemüt und die elektrischen Funken tanzten vor meinen Augen, als wenn mir jemand mit 'ner Kohlenschippe etwas auf den Deß, ich meine auf den Kopf, gegeben hätte. Nun will ich aber machen, daß ich fortkomme, Herr Major, spätestens in zehn Minuten soll das Abendessen fertig sein."

Aber es dauerte viel länger als eine halbe Stunde, bis das Essen auf dem Tisch stand, und dann war es auch nur sehr dürftig. Nur ein Glück, daß er in richtiger Voraussetzung der kommenden Dinge schon vorher etwas gegessen hatte, sonst hätte er hungrig aufstehen müssen. Und während er vorhin darauf wartete, daß der Tisch gedeckt würde, und nun, da er an dem ohne jegliche Liebe und Sorgfalt gedeckten Tisch saß, kam er, wie in den letzten Monaten schon so oft, wieder zu der Erkenntnis, solch Junggesellenhaushalt war auf die Dauer doch nicht das Richtige, selbst die beste Wirtschafterin war schließlich doch nur ein bezahlter Mensch, der alles, was er tat, nur des Geldes wegen tat. Die Hausfrau fehlte, und während er aß und sich ärgerte, daß Frau Schnappauf wieder vergessen hatte, das Salz und den Senf auf den Tisch zu stellen, träumte er mit wachenden Augen davon, wie es sein würde, wenn erst Dorette seine Frau wäre, vorausgesetzt, daß es ihm gelingen sollte, ihre Liebe zu gewinnen.

Und von diesen und ähnlichen Dingen träumte der Major mit wachenden Augen auch noch, als er sich wieder in sein Wohnzimmer begeben hatte. Bis sich dann plötzlich die Tür öffnete und der stellvertretende Bursche, Herr Popelmann, eintrat, um zu melden, daß ein Herr namens Willi Torwald draußen sei, der den Herrn Major zu sprechen wünscht.

Allzu erfreut war der Major über diesen Besuch gerade nicht, da er es vorgezogen hätte, lieber mit sich und seinen Gedanken allein zu bleiben, trotzdem aber ließ er den Gast bitten, näherzutreten und ging diesem, als er bald darauf eintrat, mit ausgestreckten Händen entgegen: „Seien Sie mir herzlich willkommen, mein lieber Torwald, es ist sehr nett von Ihnen, daß Sie mir nach endlos langer Zeit an einem einsamen Abend einmal wieder Gesellschaft leisten wollen."

„Es ist, weiß Gott, eine Ewigkeit her, daß ich das letztemal hier war," stimmte der Künstler ihm bei, „aber ich hatte heute den Wunsch, mit Ihnen über mancherlei zu plaudern, hoffentlich störe ich Sie nicht."

„Im Gegenteil," stimmte ihm der Major, wenn auch etwas gegen seine Überzeugung, bei, „ich freue mich aufrichtig, Sie bei mir zu sehen", und um ihn gleich darauf zu fragen: „Wie ist es, wollen Sie mir bei einer Flasche guten Mosels Gesellschaft leisten?"

Wenig später stand der Wein, dem Willi

Digitized by Google

Torwald zugestimmt hatte, zwischen ihnen auf dem Tisch, aber gerade wollte Willi Torwald das erste Glas an die Lippen führen, als er es plötzlich wieder absetzte und sein Gegenüber mit einem ganz entsetzten Gesicht ansah, während er dem zugleich zurief: „Um Gottes willen, Herr Major, was ist das, was ist denn das für ein Geräusch?"

Auch der Major setzte sein Glas wieder auf den Tisch und lauschte mit angehaltenem Atem, aber er hörte nichts Besonderes. Von der Straße herauf erklang kaum vernehmbar das Rollen der Wagen und der Straßenbahn, und aus dem Parterre erklang ebenfalls kaum vernehmlich ganz leises Klavierspiel. So meinte er denn: „Ich höre wirklich nichts, wenigstens nichts, das Sie nach meiner Ansicht stören könnte."

Willi Torwald saß immer noch da, mit dem Ausdruck des höchsten Entsetzens in seinen Augen, bis er denn jetzt ausrief: „Herr Major, hören Sie es denn nicht, da unter uns wird Klavier gespielt. Das ist furchtbar, das ist gar nicht zu beschreiben, wie kann man nur in einem Hause wohnen, in dem sich ein Klavier befindet? Es ist das entsetzlichste Instrument, das ein wahnsinnig gewordener Mensch jemals erfunden hat."

„Aber Sie spielen doch auch Klavier," meinte der Major belustigt, „und unter Ihrem Klavier wohnen doch sicher auch Menschen."

„Das ist doch aber was ganz anderes", verteidigte Willi Torwald sich schnell, „erstens spiele ich kein Klavier, sondern einen Flügel. Ich spiele, weil ich muß, der Kunst wegen, und um mir meinen Lebensunterhalt zu verdienen, dann aber spiele ich auch richtig, während die da unten — hören Sie es, Herr Major — hören Sie es?" — Eine ganze Weile lauschte er erneut mit der größten Anspannung auf die wirklich nur sehr leisen Töne, dann schrie er plötzlich auf: „Cis, nicht C, du dämliches Frauenzimmer. Cis, einen halben Ton höher und jetzt As, nicht A, tiefer den halben Ton" und jetzt aufspringend, raste er durch das Zimmer, während er dem Major zugleich zurief: „Und das halten Sie aus? Abend für Abend? Ohne verrückt zu werden? Das Frauenzimmer da unten verdiente geviertteilt zu werden. O mein Gott, o mein Gott!" schrie er jetzt auf, als sein scharfes Ohr wieder eine Disonanz vernahm. „Es ist furchtbar. Haben Sie nicht jemanden, Herr Major, der mal schnell die Treppe hinunterrutschen und der da unten das Genick umdrehen, oder die sonst mit einem freundlichen Wort zur Vernunft bringen kann, daß sie mit dem Spiel aufhört?"

Und schon wollte der Herr Major Herrn Popelmann nach unten schicken, als plötzlich das Spiel von selber verstummte, um auch nicht wieder aufgenommen zu werden.

Willi Torwald atmete auf wie neugeboren, dann aber meinte er: „Ist es nicht ein Fluch, daß die heutigen jungen Mädchen sich und ihren späteren Männern das Leben durch ihr Klavierspiel zur Hölle machen? Ach, wenn die jungen Damen wüßten, wie schön und begehrenswert sie sind, wenn sie keine Noten kennen und wenn sie erst recht keine Musik lieben. Na und überhaupt und so!" Und schwer seufzend setzte er hinzu: „Ach ja, die kleinen Mädchen!"

„Ach ja", meinte der Major, ebenfalls schwer aufatmend und womöglich noch tiefer seufzend. Dann herrschte ein ganz, ganz langes Schweigen. Der Major dachte an Dorette, und Willi Torwald dachte an Fräulein Loni.

Und das nicht ohne Grund.

Als er heute nachmittag durch die Straßen der Stadt schlenderte, war er ihr begegnet. Bildhübsch sah das Mädel aus und war dabei allerliebst angezogen. Die hübschen, kleinen Füße steckten in untadelhaften, schwarzen Lackknöpfstiefeln mit hellem Tucheinsatz. Die Figur kam in einem tadellos gearbeiteten schwarzen Jackenkleid zur besten Geltung, auf dem hübschen Kopf saß ein flottes Samtbarett, während eine weiße Fuchsboa, die zu der Muffe und dem Barett paßte, keck und malerisch um den Hals geschlungen war.

Er konnte der Versuchung nicht widerstehen, sie anzusprechen, schon um ihr ein Kompliment zu machen, aber als er dann vor ihr stand, schwieg er dennoch, weil es wirklich nicht seine Art war, den jungen Mädchen hier in der Stadt den Kopf zu verdrehen. Und so war er denn sehr froh, als sie ihn mit den Worten anredete: „Wenn meine Tatja gewußt hätte, Herr Torwald, daß ich Sie treffen

Digitized by Google

würde, hätte die mir sicher einen Gruß an Sie aufgetragen."

Er hörte einen kleinen neckenden Unterton aus dem, was sie sagte, hervor, trotzdem aber antwortete er sehr ernsthaft: „Es tut mir aufrichtig leid, gnädiges Fräulein, daß Sie mir keinen Gruß ausrichten können, aber ich darf Sie wohl bitten, Ihrer Frau Tante meine beste Empfehlung zu übermitteln."

Als wäre es etwas ganz Selbstverständliches, hatte er sich an ihre linke Seite begeben, um sie zu begleiten, und zusammen schritten sie dahin, über dies und jenes plaudernd, während er dabei den Blick absichtlich geradeaus richtete, um sie aber doch fortwährend heimlich von der Seite zu betrachten. Wie hübsch das Mädel war, welchen zierlichen, graziösen Wuchs es hatte, gerade einen solchen, wie er es am meisten bei dem weiblichen Geschlecht liebte. Wie war es möglich, daß ihm das alles nicht früher auffiel, und wie hatte es ihm damals entgehen können, daß Loni den Versuch gemacht hatte, mit ihm zu kokettieren und sich von ihm den Hof machen zu lassen? Daß die das damals wollte, das war ihm klar geworden, je länger er inzwischen über die Worte nachdachte, die Frau von Duffel mit Bezug auf Loni an ihn richtete. Und auch jetzt schien Loni nicht übel Lust zu haben, ein klein wenig mit ihm zu flirten. Er merkte das an tausend Kleinigkeiten in ihrem Verhalten, aber um sich und seinen Grundsätzen nicht untreu zu werden, tat er absichtlich, als bemerkte er nichts davon, sondern fragte sie nur, wohin ihr Weg sie führe, und ob sie auch heute wieder Strickwolle einkaufen ginge.

„Aber es ist doch nicht alle Tage Freitag, Herr Torwald", gab sie ihm, wie es schien, ein klein wenig zögernd zur Antwort.

„Ach so," meinte er, „Sie vertreten den Standpunkt, gnädiges Fräulein, daß es genug ist, wenn man einmal in der Woche die Wolle einkauft. Aber aus welchem Grunde kaufen Sie die denn stets am Freitag?"

„Das war früher, Herr Torwald," gab sie schnell zur Antwort, „jetzt kaufe ich überhaupt keine mehr, Tatja hat es mir verboten, die sagt, es schicke sich nicht für ein junges Mädchen, zu fleißig zu sein, man verdürbe sich damit nur die Finger."

Auch ohne, daß sie dabei errötet wäre, hatte er es aus ihren Worten entnommen, daß sie sich da herauszureden versuchte. Sie hatte sich verplappert und suchte durch den Nachsatz die vorhergehende Bemerkung, so etwas schicke sich nicht für junge Mädchen, wieder gutzumachen. Es mußte also mit dem Einkauf irgendein geheimnisvolles Bewandtnis haben, sicher handelte es sich um ein heimliches Rendezvous, oder sonst um etwas, das jeden Freitag stattfand.

Und wie es kam, wußte er selber nicht, aber plötzlich beneidete er diesen Unbekannten, dem Fräulein Loni des Freitags ihre Zuneigung und vielleicht auch ihre Küsse schenkte.

Jetzt sah er es tatsächlich, das Mädel war eigentlich wie dazu geschaffen, um abgeküßt zu werden. Ihre Nähe fing an, auf ihn einzuwirken, ein gewisser sinnlicher Zug ihres Wesens übertrug sich auch auf ihn, brachte sein Blut in Wallung, ließ allerlei Wünsche und Gedanken in ihm wach werden, die ihn um so mehr beschäftigten, je energischer er die zur Ruhe zu verweisen suchte.

Und als er sie jetzt abermals heimlich von der Seite ansah, las er in ihren Augen, daß sie erriet, was in ihm vorging. Ihre Blicke trafen sich, wenn auch nur für eine kurze Sekunde, dann fragte Loni anscheinend ganz harmlos und unbefangen: „Aber was haben Sie nur, Herr Torwald, Sie sind ja plötzlich so still geworden?"

Da wußte er, die hatte es in sich, auch sie war ein Nixchen, eine wie so viele. Das enttäuschte ihn, das tat ihm auch ihretwegen leid, er hätte sie für klüger gehalten, und vielleicht war sie es auch. Es kam auf die Probe an, und so fragte er denn jetzt: „Darf ich einmal frech sein, gnädiges Fräulein?"

„Ach ja, bitte", rief sie ihm zu, während sie ihn dabei ermunternd ansah, um gleich darauf hinzuzusetzen: „Ach ja, bitte, seien Sie einmal frech. Ich liebe das bei den Männern, selbstverständlich nur dann, wenn die Frechheit nicht zu weit geht und immer hübsch in den Grenzen der guten Kinderstube bleibt."

„Das ist doch ganz natürlich," stimmte er ihr bei, „meine Frechheit ist sogar sehr zahm und bescheiden. Ich wünschte mir nur, Sie wohnten nicht hier, sondern in einer anderen

Digitized by Google

Stadt, und ich hätte Sie dort getroffen und dort kennen gelernt."

„Und warum das?" fragte sie verwundert, aber auch voll brennender Neugierde.

„Warum?" wiederholte er und sie dabei scharf ansehend, fuhr er fort: „Dann hätte ich vielleicht Gelegenheit gefunden, gnädiges Fräulein, Ihnen manches zu sagen, was ich Ihnen hier nicht sagen darf und auch niemals sagen werde. Aber in einer anderen Stadt, wo ich Sie heute getroffen und wo wir uns morgen wieder getrennt hätten, vielleicht hätte ich dort Gelegenheit zu einem Plauderstündchen mit Ihnen unter vier Augen gefunden. Ich hätte Sie, selbstverständlich in allen Ehren, gebeten, bei mir in meinem Hotel eine Tasse Tee zu trinken, dabei Pralinés zu knabbern und während Sie knabberten, hätte ich mich an den Flügel gesetzt und gespielt. Nur für Sie allein, gnädiges Fräulein, nur für Sie."

Das war die Falle, die er ihr stellte. Trat sie in die hinein, dann war sie erledigt, dann war sie trotz ihrer hübschen Larve weiter nichts als ein dummes Nixchen.

Erwartungsvoll sah er sie an. Loni schwieg noch immer, so daß ihn plötzlich die Angst befiel, er sei vielleicht doch zu frech gewesen, und so meinte er denn jetzt: „Sind Sie mir böse, gnädiges Fräulein?"

Loni lachte hell und fröhlich auf: „Warum denn böse? Im Gegenteil, was Sie mir da sagten, macht mir viel Spaß. Und wenn ich trotzdem schwieg — ich weiß nicht recht, wie ich es Ihnen beibringen soll, Herr Torwald, ohne Sie zu erzürnen, denn Sie sind doch ein Künstler. Die Plauderstunde würde mich, wenn ich nicht hier wohnte, sehr reizen. Ich trinke auch leidenschaftlich gern Tee und knabbere erst recht gern Pralinés, aber daß Sie sich dabei an den Flügel setzen und nur für mich spielen wollen — müßte das sein? Müßte es denn überhaupt sein, daß Sie dabei spielen?"

Gott sei Dank, sie hatte die Probe bestanden, und da war es plötzlich über ihn gekommen, daß er das hübsche, junge Mädchen am liebsten gleich an sich gezogen und auf offener Straße abgeküßt hätte.

Und dabei machte er der Tante den Hof und suchte deren Gunst zu gewinnen!

Das traf ihn derartig wie ein Keulenschlag, daß er neben Loni stehenblieb und die wie entgeistert ansah. Wie hatte er sich nur hinreißen lassen können, so zu ihr zu sprechen?

Loni aber verstand den Blick seiner Augen falsch und rief ihm nun zu: „Sehen Sie wohl, Herr Torwald, nun sind Sie mir doch böse, weil ich mir bei der Teestunde nichts aus Ihrem Klavierspiel gemacht hätte."

„Im Gegenteil," widersprach er ernsthaft, „davon, daß ich Ihnen deswegen böse wäre, kann gar nicht die Rede sein. Sie haben mir durch Ihre offene, ehrliche Antwort sogar eine große Freude bereitet. Das Wieso und Warum kann ich Ihnen allerdings nicht erklären. Es wäre wohl überhaupt besser gewesen, ich hätte gar nicht so zu Ihnen gesprochen, denn wir sind doch nun einmal nicht in einer fremden Stadt, wir sind hier und deshalb —"

Mitten im Satz hielt er inne, weil er abermals an die Tatja dachte. Gewiß, wer die Tante erobern will, hat das Recht, auch der Nichte den Hof zu machen, aber die gleich, wenn auch nur in Gedanken, zu einem einsamen, verschwiegenen Nachmittagstee in ein fremdes Hotel einzuladen, das ging denn doch entschieden zu weit und wenn Frau Marga etwas davon wüßte —

Und die Loni mußte erraten, was ihn beschäftigte, denn plötzlich rief sie ihm zu: „Machen Sie sich bitte keine Gedanken und erst recht keine Vorwürfe, Herr Torwald, Ihre Einladung zu einer Tasse Tee hat mir viel Spaß gemacht und ich bedaure nur, derselben nicht Folge leisten zu können. Im übrigen brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen, daß kein Mensch etwas von dieser Einladung erfährt, die Tatja am allerwenigsten, der werde ich überhaupt nichts davon erzählen, daß wir uns trafen. Es ist besser, finden Sie nicht auch?"

Er stimmte ihr bei, und dadurch, daß er es tat, daß er es gewissermaßen tun mußte, wurde ihm erst recht ganz klar, wie unrecht es von ihm gewesen war, so zu Loni zu sprechen.

Aber als er sich dann bald darauf von ihr verabschiedet hatte, bereute er das Gespräch doch nicht, wenngleich er immer noch nicht recht begriff, wie er sich hatte hinreißen lassen können, ihr derartig verstehen zu geben,

Digitized by Google

wie gut sie ihm gefiel. So gut, daß er darüber, wenn auch nur vorübergehend, ganz die Tatja vergaß. Dafür gab es nur eine Erklärung, Loni hatte etwas in und an sich, das seinem eigenen Wesen und seinem eigenen Denken und Empfinden nahe kam, sie waren zwei Naturen, die sich auch unausgesprochen verstanden, die sich gegenseitig ergänzten, die einander wahlverwandt waren.

Das war 'ne verdammte Geschichte! Da hatte Frau Marga dadurch, daß sie ihn auf ihre Nichte aufmerksam machte, was Schönes angerührt. Was sollte nun werden? Sollte er in Zukunft, wenn er den beiden Damen auf der Straße, oder wie schon manchesmal auf den Kriegsabenden begegnete, der Tante den Hof machen und dabei heimlich an die Nichte denken, oder sollte er mit Loni flirten, unter dem Vorwand, Frau Marga dadurch eifersüchtig machen zu wollen, damit diese endlich verriet, was nach ihrer Ansicht bei dem Flirt mit ihm herauskam?

Über das und so vieles dachte er auch jetzt noch nach, als er, seinen Mosel schlürfend und seine Zigarette rauchend, dem Major gegenübersaß. Je länger er den ansah, um so klarer wurde es ihm, der mußte die Lösung aus diesem Dilemma bringen. Das hatte er sich auch vorhin schon im stillen gesagt, als er sich auf den Weg machte, um den Major aufzusuchen.

Deshalb war er doch nur gekommen.

Aber der Major ahnte nichts von dem, was ihm bevorstand.

Der hatte, während dieses Schweigen andauerte, in Gedanken seine Dorette geheiratet und befand sich mit der auf der Hochzeitsreise. Der Krieg war zu Ende, in allen Ländern herrschte wieder tiefer Friede. Die Winterstürme waren dem Wonnemond gewichen, es war Frühling und er weilte mit Dorette, mit seiner Dorette, in Venedig, das er von früher her kannte und sehr liebte. Es war ein Frühlingstag gewesen, wie man sich einen herrlicheren kaum denken konnte, dem Tage war ein ebenso schöner Abend gefolgt und er hatte sich eine Gondel genommen, um seiner Dorette das Wunder einer Fahrt durch den Kanal Grande zu zeigen. Leise und unhörbar glitt die Gondel dahin, bis dann plötzlich, wie an jedem schönen Abend in Venedig, andere Gondeln auftauchten, aus denen fröhlicher, aber zugleich auch verliebter Gesang ertönte. Hand in Hand saß er mit seiner Dorette da, sie lauschten zusammen den Volksweisen der Sänger, sie sahen hinein in den blauen Abendhimmel, sie sahen einander in die Augen, sie schmiegten sich fest aneinander, wortlos und schweigend. Was brauchten sie einander auch erst zu sagen, daß sie sich liebten, das wußte sie ja auch so.

In endlos langer Fahrt glitt die Gondel dahin. Der Gondelier hatte es längst aufgegeben, ihnen die Namen der berühmten Paläste, Brücken und Kirchen zu nennen, an denen sie in stiller Fahrt vorüberglitten. Der merkte es ihnen an, daß sie beide heute für solche Dinge doch kein Interesse hatten und er wußte aus Erfahrung, daß sein Schweigen ihm oft ein viel größeres Trinkgeld einbrachte als sein Reden.

Die Gondel glitt dahin. Die anderen Boote mit den Sängern und den fröhlich singenden Mädchen hatten sich wieder entfernt. Nur aus ganz weiter Ferne erklang zuweilen noch ein leiser Laut. Sonst Totenstille ringsherum.

Und in diese Stille hinein ertönte plötzlich die Frage: „Sagen Sie mal, Herr Major, haben Sie es sich schon einmal ernstlich klar gemacht, daß Sie Frau von Duffel heiraten müssen und auch heiraten werden?"

Es hätte nicht viel gefehlt, und der Major wäre ihm bei dem unerwarteten Klang einer Stimme aus seiner Gondel in den Kanal Grande gefallen, um dort elendiglich zu ertrinken, wenn er sich nicht im letzten Augenblick mit beiden Händen an den Rand der Gondel angeklammert hätte. Aber als er dann um sich sah, saß er gar nicht in der Gondel, sondern in seinem Lehnstuhl, dessen Seitenwände er mit festem Griff umklammerte. Wie kam er hierher und wo war Dorette? Er hatte mit wachenden Augen so lebhaft geträumt, daß er sich erst wieder in die Wirklichkeit zurückversetzen mußte, dann aber fragte er: „Wie meinten Sie eben, Herr Torwald? Ich hörte Ihre Worte, ohne deren Sinn gleich zu verstehen."

„Und doch ist der sehr einfach und leicht verständlich, Herr Major", lautete die Ant-

Digitized by Google

wort. „Es handelt sich ganz einfach darum, daß Sie über kurz oder lang Frau von Duffel werden heiraten müssen."

Der Major starrte seinen Gast an, als habe er den auch jetzt noch nicht richtig verstanden, dann meinte er: „Ich soll Frau von Duffel heiraten — aber ich bin —" er war mit seinen Gedanken noch derartig bei seiner Gondelfahrt in Venedig, daß er um ein Haar hinzugesetzt hätte: „aber ich bin doch schon verheiratet, wie Sie mich hier sehen, bin ich eben von meiner Hochzeitsreise zurückgekommen." Aber das durfte er dem anderen natürlich nicht verraten, und so fuhr er denn nach einer kleinen Pause fort: „Aber ich bin doch gar nicht in die Dame verliebt."

„Das weiß ich besser," widersprach Willi Torwald anscheinend sehr ernsthaft, „denn Sie kennen doch auch das alte Wort: Man ist nur dann verliebt, wenn man sich und anderen einreden will, es nicht zu sein."

„Aber das trifft in diesem Falle wirklich nicht zu," verteidigte der Major sich energisch, „wie soll ich denn überhaupt dazu kommen, mich in Frau von Duffel zu verlieben?"

„Na, erlauben Sie mal!" rief Willi Torwald schnell. Der hatte es sich in den Kopf gesetzt, es dem Major zu suggerieren, daß der sich tatsächlich in die schöne Frau verliebt habe, und so meinte er denn jetzt: „Herr Major, Ihnen gab der Himmel doch auch zwei gesunde Augen, damit Sie jederzeit die Frauen bewundern können, und wo ist eine, die bewunderungswürdiger wäre, als Frau von Duffel? Kennen Sie eine solche?"

„Ganz gewiß!" wollte der Major ausrufen, aber dann hätte er ja wieder von Dorette sprechen müssen und das wollte er nicht. So blieb ihm denn nichts weiter übrig, als zu lügen und statt ja sagte er laut und vernehmlich: „Nein!"

„Na also," fuhr Willi Torwald fort, „die Frau besitzt doch auch alles, was eine Frau braucht, um einen Mann wahrhaft glücklich zu machen, sie ist schön, sie ist jung, dabei aber auch für Sie, Herr Major, nicht zu jung, sie ist klug, intelligent, sie hat Witz, Gemüt, Temperament, Geschmack, Schick, kurz, alles, was Sie wollen, und zum Überfluß ist sie auch noch reich. Das ist eine Frau, wie sie der liebe Herrgott nur alle Jubeljahre einmal auf die Welt schickt."

Von allem, was der andere da sagte, hörte der Major nur das eine: sie ist jung, aber doch für Sie nicht zu jung. Waren diese Worte Zufall, oder enthielten die eine, wenn auch nur versteckte Anspielung auf seine Zuneigung für Dorette? Wußte der andere etwas davon? Der Major fühlte plötzlich, wie er ein klein wenig verlegen wurden, und nur, um sich nicht zu verraten, sagte er jetzt schnell, wenn auch gegen seine Überzeugung und ohne zu wissen, was sein Gast ihm alles erzählt hatte: „Im großen und ganzen haben Sie ja eigentlich recht."

„Sehen Sie wohl," frohlockte Willi Torwald, „ich habe sogar nicht nur eigentlich, sondern vollständig recht", und seinen Trumpf ausspielend, setzte er hinzu: „Sie sind es der schönen Frau auch ganz einfach schuldig, Herr Major, daß Sie sich in die verlieben und daß Sie die heiraten."

„Was bin ich?" rief der Major, sich unwillkürlich in seinem Stuhl aufrichtend, „ich bin der gnädigen Frau schuldig, sie zu heiraten, aber warum denn nur?"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Abendlied

Die Fernen verschwimmen,
Am Himmel erglimmen
Die ersten freundlichen Zeugen der Nacht.
Sei alles behütet,
Sei alles begütet
Und alles vom Frieden überdacht.

Ein glückliches Träumen
Aus weltweiten Räumen
Sei allen in Herz und Seele gesenkt.
Nicht Leid und nicht Kummer:
Ein Lächeln im Schlummer
Sei allen vom Herrn des Traums geschenkt.

Leo Heller.

Zwei Jugendfreunde / Skizze von Georg Holstein

Es war in den allerersten Tagen des Krieges.

Sie lagen östlich Gumbinnen. Seit zwei Tagen den Russen gegenüber. Die Schützengräben waren vorläufig nur notdürftig von der Infanterie aufgeworfen worden. Das Kleingewehrfeuer wurde ohne Unterbrechung den ganzen Tag über unterhalten. Es war eine ungemütliche Situation. Man hörte so recht den pfeifenden Ton der Sense, mit der der Tod über die Felder schritt. Man hörte, wie er die Sense bei dem Maschinengewehrfeuer zurechtklopfte. Wenn nur die Pioniere bald kämen, anständige Schützengräben und Unterstände auszubauen!

Namentlich ein kleiner, schwarzhaariger Gefreiter der 3. Kompagnie war sehr nervös geworden. Er hatte immer zu raisonnieren! Am ersten Tage war er noch ganz still gewesen. Die Stimmung, so urplötzlich aus blühendem Leben an die Grenze geworfen zu werden, dem Feinde entgegen, hatte ihn benommen. Als aber nicht jede Kugel traf, war er gleich wieder aufgetaut. Man nannte ihn bald allgemein den Kritiker — und nachher stellte es sich heraus, daß er tatsächlich in seinem Beruf Kritiker war.

Er schrieb über das Theater, wußte in der ganzen Literatur Bescheid und hatte eine so spitze Zunge, daß man von ihr unwillkürlich auf die Schärfe seiner Feder schließen mußte.

Als die Kugeln am tollsten pfiffen, rückten die Pioniere an. Bataillon 18. Ein strammer Vizefeldwebel der Landwehr kommandierte. Ruhig stand er da, kümmerte sich den Teufel um die Schießerei und gab seine Befehle. Alles sachlich und klar. Der Mann hatte Disposition im Leibe. Alles klappte. Kurz angebunden war er, aber stets freundlich. Am Abend schon saß man seelenvergnügt und lebensfroh in frisch aus Lehm gefügten Unterständen. Warm und behaglich. Der Vizefeldwebel mit seinen langen Wasserstiefeln stelzte noch eine Weile durch den Dreck. Die ganze Schützenlinie ging er entlang, hatte alles mit scharfem Auge geprüft, Anordnungen gegeben, wo es nötig war und saß nun da, die Beine von sich gestreckt, an den Stiefelsohlen gelblichblaue Lehmklumpen und griff nach der Zigarre. Die erste am heutigen Tage. Er hatte sie fest zwischen zwei energischen Lippen, blies den Rauch vor sich hin und rührte mit einem glattgeschnittenen Holzspan in einem Glase Grog. Halb Rum, halb Rotwein, vier Stück Zucker, ohne Wasser. Er war ein hübscher Kerl, aber schweigsam. Dafür redete aber der Kritiker, der nebenbei auf dem Stroh lang lag, den Tornister unter dem Kopf, mit seiner nörgelnden, scharfen Stimme ohne Punkt und Komma. Auf einmal sagte der Vizefeldwebel:

„Sag' mal, Gefreiter, du hast so eine Schnauze, als ob du Heinrich Wiesenow heißt."

Der Gefreite richtete sich halb auf und erwiderte verwundert: „So heiße ich auch."

„Das dachte ich mir. Gib mir die Pfote rüber. Genier dich nicht. Meine ist ziemlich dreckig. Ich bin Carl Bistrich. Wir waren auf der Schule zusammen!"

„Bistrich! Mensch! Das ist ja großartig. Ich hätte dich nie erkannt. Was haben wir zusammen alles auf der Schule verlebt. Weißt du noch —"

Digitized by Google

„Ja, ich weiß alles", unterbrach ihn der Vizefeldwebel. „Du hast damals schon immer geredet und ich hab' immer geschwiegen. Nicht?"

„Ich übte mich damals schon viel im Reden — ja. Besinnst du dich noch auf die Zeiten der Camoena?"

„Ach ja —" lachte der Vizefeldwebel. „Unser Lese- und Vortragskränzchen!"

„Ja — wir waren ja damals noch alle Idealisten. Natürlich! Und wie wir für Literatur schwärmten! Und für welche Literatur! Was haben wir nicht alles damals zusammengelesen! Die Akten der Camoena habe ich übrigens noch. Ich war ja damals Schriftführer. Da stehen auch noch Gedichte von dir drin."

„Ach!"

„Ja. Ziemlicher Jux natürlich — weißt du. So angelesenes Zeug wie alles damals."

„Ja — ja—"

„Einige Kritiken von mir stehen übrigens auch drin. Ich hab' mich gewundert, als ich neulich die Sachen mal vornahm, was ich damals doch schon für ein klares Urteil hatte und guten Stil."

„So?"

„Ja. Das hat sich bei mir noch wesentlich verschärft. Ich schreibe nämlich für viele Zeitungen. Ich bin Kritiker für das Theater. Die Leute lesen meine Sachen gerne."

„Unter welchem Namen schreibst du denn?"

„Argus nenne ich mich. Hast sicher von mir schon mal was gehört oder gelesen, wenn du nicht ganz verbauert bist."

„Ach! Das bist du also?"

„Ja. Das bin ich."

„Ich habe mal von dir eine Kritik über ein Lustspiel: Der Rosenkönig von einem gewissen Holländer gelesen."

„Hast du sie gelesen!" lachte der Gefreite vergnügt. „Dieser Holländer! Dem Kerlchen hatte ich seine Suppe ordentlich versalzen. So ein ABC-Schütze wollte ein deutsches Lustspiel schreiben. Jedes Federchen habe ich ihm einzeln ausgerupft. Das war damals eine meiner Glanzleistungen. Damit wurde ich berühmt. Der Herr Dichter hat dann noch vieles geschrieben. Alles hatte ich kritisiert. Weißt, du der Mann hat in allem so etwas Gesundes, Ruhiges, Gerades, was doch so gar nicht in unsere heutige komplizierte Welt hineinpaßt."

„Ja — das war ich —" sagte der Vizefeldwebel ruhig und sah ihn an.

„Du?? — Du schreibst Theaterstücke?"

„Ja — manchmal. Es macht mir Freude."

„Aber — wenn ich gewußt hätte, daß du dahintersteckst! Ein Schulfreund von mir! — Nimm's nicht übel, Bistrich. Ich kann natürlich nichts von allem, was ich schrieb, zurücknehmen, aber —

„Du wirst doch meinetwegen nicht deinen Lebensberuf ändern."

„Das war ja nicht so gemint."

Der Vizefeldwebel trank einen tiefen Schluck. „Ich will dir mal etwas sagen. Du hast dich wahrscheinlich über das, was du da schriebst, immer selber ebenso gefreut, wie ich mich über mein Schreiben. Hast mir aber viel Lebensfreude und Schaffenslust dadurch zerstört. Möglich, daß meine Sachen alle nicht viel taugen. Aber daß d u gerade das Urteil der Weltgeschichte zu vergeben hast, will mir auch nicht in den Kopf."

Bums! surrte eine Granate über den Unterstand. Der Kritiker duckte sich. Der Vizefeldwebel lachte und sprach weiter: „Angesichts des großen Todes, der da draußen sich zur Ernte rüstet, wollen wir die Kleinigkeitskrämereien des Lebens begraben. Aber, wenn du aus diesem Schützengraben glücklich herauskommen solltest, überlege dir bitte zehnmal, bevor du einen Witz in deinen Kritiken machst, ob es recht ist, für ein billiges Wortspiel ein Herz totzuschlagen oder einen ruhigen Menschen aus seiner Bahn zu werfen. Mir hast du oft recht weh getan." —

Bevor er noch seine Hand herüberreichen konnte, trat ein Adjutant herein und brachte Befehle. Die Uhren wurden gestellt. Man sah nach den Gewehren und Patronentaschen. Man packte die Tornister, trank aus, was man im Glase hatte und — als die Uhren alle genau 8 Uhr 24 zeigten, erhob sich alles lautlos und trat in die dunkle Nacht hinaus. Auf der ganzen Linie tauchten schattenhafte Gestalten auf. Lautlos schlichen sie vor. Gegen Osten. Nichts klirrte. Nichts klapperte. Selbst der Atem war nicht zu hören. 200 Meter vorwärts. 400 Meter. Nichts rührte sich drüben. Man legte sich lang hin. Wie's gerade traf. Dann ein leises „Sprung auf! Marsch — marsch! —" weitere 100 Meter vor. „Hinlegen!"

Der Kritiker hatte an sein Kochgeschirr geschlagen. Ein paar Schüsse von drüben hallten sofort in die Nacht. Die Kugeln pfiffen. Ein lautes: „Sprung auf! —" Ein heftigeres Geknatter. Vorwärts trotzdem. Der Vizefeldwebel voran. Eine Kugel traf den Kritiker. Er lief noch ein paar Schritte. Dann brach er zusammen. Die Russen waren aus ihrer Stellung geworfen. Der Vizefeldwebel stand da, kümmerte sich den Teufel um das weitere Schießen und gab seine Befehle, diese Gräben sofort einzurichten. Dann stelzte er mit seinen langen Wasserstiefeln durch den Lehm zurück, faßte den stöhnenden Kritiker mit seinen beiden starken Armen, hob ihn auf seinen Rücken und trug ihn nach dem nächsten Verbandplatz.

Digitized by Google

Heimkehr

Weiße Birkensäulen, dunkler Ahornschatten;
Eisengitter hegt des Parkes Frieden ein.
Ries'ge Fensterfronten der Fabriken hauchen
Um die Villa sanften warmen Rosenschein.

Der du eben noch die Zukunft warst der Deinen,
Der du jugendfrisch, begeistert, heldenkühn
Haus und Werk und Heimat dich entrissest,
Jüngster Reiter deines Regiments gen Ost zu zieh'n;

Der du kaum dir Zeit genommen, Vater, Mutter
Noch zum Abschied zärtlich, lachend zu umpfahn,
Der du mit dem heil'gen Kampfeszorn der Deutschen
Ausritt'st in das Frührot bluk'ger Siegesbahn;

Der du in die Riesenströme vorwärtsstürmtest
Deutschen Heerzugs, Deutschen Weltkampfs, Deutschem Rechts, — —
Still und friedvoll kehrst du in die Heimat wieder
Von der Walstatt glüh'nd ersehnten Sturmgefechts.

Helm und Eisenkranz zu Häupten deines Sarges,
Kehrst du ein durchs Gittertor ins Vaterhaus,
Allzufrüh dein Aug' im Heldentod gebrochen,
Allzufrüh die Faust gelähmt im Schlachtengraus.

Dumpf begrüßt dich das Getöse der Maschinen,
Ihrer Fenster Leuchten grüßt dich still und warm,
Trauernd grüßen dich die Birke und der Ahorn,
Deiner Kindheit Plätze doch voll dunklem Harm.

Leises Schluchzen — — doch in Heldengröße, siegfroh
Schwebt dein junger Feuergeist zur Sternenbahn —
Sieh, das Herrlichste, das je der Gott der Deutschen
Seinem Volke tat, das hat er dir getan.

Sinkt dein Körper auch aus unsern Reih'n zum Staube, —
Was im Blute deiner Heldenbrust entflieg,
Vor Millionen schreitet's, vorwärtsreißend, gegen
Einen Ozean von Feindeshaß zu Sturm und Sieg!

Oswald Bergener.

Das arme Seelchen / Von Anna Eberdt

Scheu ging Jakob um seine Annlies herum. Just wie ein rechter Duckmäuser und war doch keiner. Stand auf dem Acker und tat, als besähe er die Winterfrucht, die gar prächtig stand und schielte doch unaufhörlich nach dem Häusel hin, um das sein Weib hantierte. Eben trug sie Futter in den Ziegenstall — jetzt tönte durch die geöffnete Tür des Schweinestalls das hungrige Gequieke des Schweines, ein Zeichen, daß die Frau jetzt da füttern wollte. Sie ging an den Brunnen und pumpte den Eimer voll Wasser. Er stand und sah alles wie im Traum und kämpfte einen schweren Kampf.

Hier das Häusel, das Vieh, der Acker, die Wiese, sein junges Weib und bald ein Kind, das sie in frommer Liebe und stiller Freude erwarteten, und dort — das Vaterland!

„Bist säumig heut, Jaköble", schalt gutmütig die Annlies und sah doch voll Stolz zu dem jungen, stattlichen Mann hin, der ihres Lebens Glück war.

Doch da er tat, als hörte er nicht und ging mit schweren Schritten weiter auf dem lehmigen Acker, daß sich der weiche Boden dick an seine groben Schuhe hängte und die Beine immer schwerer machte.

Stieß im Weitergehen ein Bittgebet nach dem anderen zur Mutter Gottes hervor, daß sie ihm ein Zeichen gäbe, wie's wohl am besten sei. Doch wie er sich auch umschaute und den Himmel prüfte, nichts Besonderes geschah, das ihn auf den rechten Weg wies, stand still und zählte wie ein Schulbub an den Knöpfen. Annlies — Vaterland, Annlies — — —, es kam auf Vaterland heraus.

So ging er entschlossen auf's Haus zu, um als rechter Mann zu sagen, daß er freiwillig in den Krieg zöge.

Drinnen stand sie vor dem Herd und bereitete das Essen, lachte ihn fröhlich an und sagte: „Was träumst nur heut — — und ganz verschämt. Freust dich so auf unser Kindle? Aber nachher wird geschafft, besser als jetzt, wo's mir schon ein bissel sauer wird."

Wie er sie so in ihrer ganzen Frische und Lieblichkeit anschaute, ging's doch über seine Kraft, jetzt gerade von ihr zu gehen. Er bracht's nicht heraus, es ihr zu sagen.

Digitized by Google

„Wenn's Kindl da wär, ging ich schnurstracks in den Krieg", entschuldigte er sich vor sich selbst und fühlte sich ein wenig beruhigt. „Lang ist's nimmer, dann geh ich aber gleich. Aber die Annlies braucht dann ein' Beistand, und einmal tät ichs Kindle gern sehen, eh' daß ich abrück', und wissen möcht ich, ob's die blauen Augerl hat von der Mutter, der gar so lieben."

Doch wollt ihm bei all den gar so menschlichen Gründen kein Schlaf in der Nacht kommen.

„Willst denn du noch ein recht's Mannsbild sein, Jakob", herrschte er sich an. „Große, gerade Glieder hast und eine Bärenkraft und gar so eine Wut auf die Feinde, die verfl — — und hilfst nit das Vaterland verteidigen. Gehört nit alles zum Vaterland, das Häusel, das Vieh, der Acker, die Wiese, die Annlies und künftig auchs — — —

Rückte sich recht früh aus dem Bett, still und heimlich, daß die Annlies nichts merkt, schritt zur Kirche und hielt ein gar inbrünstig Zwiegespräch mit der allbarmherzigen Mutter und lief schnurstracks zum Ortsschulzen. Der saß bei der Morgensuppe und sprach: „So ist's recht, Jakob, ich hab schon auf dich gedacht — freilich schwer ist's, jetzt von der Annlies fort, und der Krieg ist ein unsicherer Wechsel aufs Leben. Aber wer wollt zurückstehen? 's tut den Weibern halt selbst nimmer gefallen."

Ganz still und blaß ward die junge Frau einen Augenblick, doch dann sprach sie tapfer: „Recht is. Kann's Kindl stolz sein auf sein' Vater und ich schaff derweil dein Teil mit, daß du in Ruh bist und alles in Stand find'st, wann du wiederkommst." Schluckte bei aller Tapferkeit die bitteren Tränen und dann machten sie den Abschied kurz. — — —

Recht gut ging's bald der Annlies nicht mehr. Schaffte sie zuviel oder grämte sie sich zu sehr — sie wußt's selber nicht, und eines Morgens als gerade der erste Sonnenstrahl über ihr Kammerfenster huschte, bekam sie ihr Kind, ein liebes, herziges Mädel, und schaute und schaute es voll Entzücken an. Doch bald rannen die Tränen, daß der Jakob die Freude nicht auch hatte. Später — vertröstete sie sich, — wenn er wiederkommt — und war doch so bang, daß ihr Kind keinen Vater haben könnt. Ging's doch schon so vielen so. Schon nach drei Tagen stand sie auf, tat mühselig die Arbeit und war so schwach, aber Freude lag über ihrem blassen, abgemagerten Gesicht, sobald sie an die kleine Wiege trat. Doch einmal — als sie von der Arbeit hereinkam und es hochnehmen wollte, da lag es und hatte Krämpfe. Einen gellenden Schrei stieß sie aus, doch niemand hörte sie, hobs Kind hoch, trug's hin und her und beruhigte es mit lieben Worten und wußte gar nicht, was ihm war. Dann ward's Gesichtchen still, sie lief zur Nachbarin, daß die den Arzt hole und als sie zurückkam, lag's tot.

„Ungetauft gestorben," sprach die Nachbarin und hatte einen mitleidigen Blick auf das tote Kind, „da muß die kleine Seele in Ewigkeit irren und find't keinen Frieden."

„Ungetauft", sprach wie im Traum die Mutter.

Starr saß sie. Hörte nicht das Blöken der Ziege, nicht das hungrige Quieksen des Schweins. Sah starr den kleinen Leichnam an.

„Oh, daß ich mit dir gehen könnte in die ewige Verdammnis, was sollst's denn so ruhelos anfangen", schrie sie auf.

Entsetzt wich die Nachbarin von ihr, sie war kinderlos und wußte nicht, was Mutterliebe war.

Neben dem Friedhof, auf das kleine, abgesonderte, verwahrloste Stückchen Land begrub man Annlieses Kind. Es war ja nicht getauft und hatte keinen Anspruch auf die geweihte Stätte. Die Haare raufte sie sich, daß sie nicht besser gesorgt hatte. Aber so schwach war sie gewesen, der Jakob im Krieg und die Angst um ihn in ihrem Herzen, die viele Arbeit, da der Mann fehlte. Abends, wenn's dunkelte, schlich sie sich in das Armesündereckchen und lag auf den Knien an ihres Kindes Grab.

Wie sollte sie ihm den Schmerz beibringen, der draußen Tag und Nacht im Kampfe lag und auf eine frohe Botschaft wartete. Er wähnte sein Kind lebend und gesund und freute sich des Tages, wo er's auf den Arm nehmen konnte, und sie wußte, daß das arme Seelchen ängstlich hin und herr irte und keine Ruhe fand, weil seine Mutter nicht schnell genug gesorgt hatte. Nicht in den Kinderhimmel, wo des Spielens und Jubelns kein Ende war, konnte ihr Kind kommen und sie hatten es beide doch schon so unendlich lieb gehabt. Tag und Nacht härmte und grämte sich Annlies. Jakob, der im Schrecken des Krieges täglich dem Tod ins Auge sah, und manch tiefe Zwiesprach mit dem Herrn über Leben und Tod gehalten, schrieb: „Ein unschuldig Seelchen wird im Himmel den rechten Ort finden, einerlei wohin man seine kleinen Glieder gebettet hat. Uns beiden wird das Armsündereckchen auch geweiht sein, das unser liebes Kind birgt, und wenn unsere Seelen dermaleinst eingehen in des Himmels Herrlichkeit, dann wollen wir unseres Kindes armes Seelchen suchen, auf daß es Vater und Mutter hat. Unter Gottes Barmherzigkeit findet man sich dort oben gleich."

Schwere Tritte stapften eines Tages über den Hof. Der Briefträger brachte eine Botschaft. Von Jakob? Nein, ach nein, der Brief sah ganz anders aus. Angstlich betrachtete sie ihn von allen Seiten und der Briefträger stand still und wartete — er wußte es schon halb — mehrere solche hatte er ins Dorf gebracht. —

Jakob tot? Nein. Doch — da stand's — ein tapferer Krieger, den sein Regiment nie vergessen wird. Geschmückt mit dem Eisernen Kreuz. Furchtlos und treu, ein treuer Kamerad — — — „Jakob — such — such — unser armes — Seelchen." — Die Sinne schwanden ihr, und der Briefträger trug sie mitleidig auf seinen Armen ins Haus.

Digitized by Google

Soldatenspiel

Ein frohes Bild: Achtjährige Soldaten,
In strammem Marschtritt geht's an mir vorbei;
Schau: Pioniere! Statt Gewehre — Spaten,
Ihr Mut ist echt, das andre einerlei.

Hei, wie sie tapfer durch die Pfützen waten,
Sie denken an Masurens Seen dabei!
So riefen sie im Spiel zu ernsten Taten,
Und ernst hallt einst ihr helles Schlachtgeschrei!

Julius Haupt.

Bücherbesprechungen

Professor Küster in Bonn. **Vom Krieg und vom deutschen Bildungsideal.** A. Marcus & E. Webers Verlag in Bonn. Preis 60 Pfg.

Herrlich strömt aus diesen Zeilen eine echte Liebe für das heranwachsende Geschlecht, für die werdenden Männer, die Zukunft Deutschlands, dem Leser entgegen. Eine edle Begeisterung für alles, was das deutsche Volk bewegt und nach dem Kriege bewegen wird und muß, weht durch das ganze Buch und erinnert den Leser an jene Zeit vor hundert Jahren, wo der große Deutsche Ernst Moritz Arndt seine Zeitgenossen in anfeuernden Reden für die Forderungen der damaligen Zeit entflammte. In nachdrücklicher Weise nimmt der Verfasser Stellung für die freideutsche Jugendbewegung. Aber nicht für die Jugend allein ist dieses Schriftchen bestimmt, sondern allen wahrhaft deutschfühlenden Männern und Frauen, die dem Glauben und der Zuversicht leben, daß aus diesen schweren Kriegsnöten eine schönere, neue Zeit erblühen wird, bietet das Schriftchen eine Stunde edelsten Genusses.

Géza Graf Zichy. **Das Buch des Einarmigen.** Ratschläge zur Aneignung der Fähigkeit, mit einer Hand selbständig zu werden. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,— (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt).

In seinen Lebenserinnerungen hat uns Géza Graf Zichy erzählt, wie er als ganz junger Mensch durch einen Unglücksfall seinen rechten Arm verlor und wie seine Energie und Lebenskraft siegreich aus dieser Katastrophe hervorgingen. Soldat werden, wie es trotz des fehlenden Armes sein Herzenswunsch war, durfte er freilich nicht; aber ein ausgezeichneter Klavierspieler ist er geworden und hat als „Virtuose der linken Hand" auf großen Konzertreisen überall Beifall und Ruhm geerntet. Immer hat ihm der Wunsch vorgeschwebt, seinen Leidensgefährten in aller Welt einmal in einer eigenen Schrift zu zeigen, wie er sich mit seinem Gebrechen abgefunden hat, durch was für Griffe und Mittel es ihm gelungen ist, sich bei allen Hantierungen von der Beihilfe seiner Umgebung unabhängig zu machen, so daß er so gut wie keine Handreichung von andern braucht. Diese Schrift ist nun fertiggestellt; in einem knapp gefaßten Text und vierzig vortrefflichen Abbildungen gibt Graf Zichy seine Anleitungen allen, die des einen Armes — des rechten oder des linken — beraubt sind. Keine der Verrichtungen, zu denen uns beide Hände unentbehrlich dünken, ist da vergessen: vom Schneiden der Fingernägel und Obstschälen bis zur Benutzung der Jagdflinte und zum Lenken eines Zweispänners. Es braucht nicht gesagt zu werden, in welch ernstem Sinne heute dies „Buch der Einarmigen" zeitgemäß ist; wie manche Tapfere hat in diesen Tagen eine feindliche Kugel zu Einarmigen gemacht! Für sie gilt es nun, das Heldentum, das sie im Wüten der Schlacht bewiesen, auch in dem noch schwereren, entsagungsreichen Kampf zu bewähren, in den sie sich nun von Tag zu Tag gestellt sehen: durch unermüdliche Energie von ihrem schweren Los das verbitternde Gefühl der Abhängigkeit fernzuhalten. Da finden sie in dem Grafen Zichy den denkbar besten Lehrer und Führer, nicht nur, weil er aus voller, durchweg selbst erkämpfter Erfahrung spricht, sondern auch dank des Tones, in dem er spricht: dies liebevolle, gütige Zusprechen wird auch den schwer Niedergedrückten ermutigen und aufrichten, wird mit dem liebenswürdigen Humor, der als schöne Blüte mannhaft erkämpften Gleichgewichts und milder Lebensweisheit auch die „Erinnerungen" des Grafen Zichy schmückt, ihm vielleicht wieder das erste Lächeln abzwingen, seine Geduld und Ausdauer bei den schwierigen Anfängen immer aufs neue anspornen.

Seit Mitte August stehen unsere Heere in Ost und West im Kampfe für die Zukunft unseres großen deutschen Vaterlandes. Zum vierten Male im Laufe eines Jahrhunderts ringen sie auf den Feldern Frankreichs um den Sieg. Wieder klingen Tag für Tag die uns aus jenen Kämpfen bekannten Namen Chalons, Reims, Laon, St. Quentin ans Ohr. Wohl empfangen wir schon aus Berichten und Briefen einzelne Schilderungen dieser furchtbaren Kämpfe, aber noch müssen wir auf zusammenhängende Darstellungen der Ereignisse verzichten. So greifen wir in dieser großen Zeit gern wieder zu Aufzeichnungen der persönlichen Erlebnisse von den Mitkämpfern vor 44 Jahren, die uns vielerlei, was heute auf dem westlichen Kriegsschauplatz vor sich geht, verständlich machen. Unter diesen Kriegserinnerungen haben seit langen Jahren diejenigen des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen **„Aus meinem Leben"** eine der ersten Stellen eingenommen. — Schon in seinen jungen Jahren war es Hohenlohe vergönnt, als Flügeladjutant der beiden Könige Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. während bedeutsamer Epochen unserer geschichtlichen Entwicklung die treibenden und leitenden Kräfte des Staates in unmittelbarer Nähe kennen zu lernen und an wichtigen Vorgängen persönlich teilzunehmen. Der große Krieg 1870/71 sieht ihn als Kommandeur der Artillerie des Gardekorps. Mit ihm können wir unsere tapferen Soldaten in ihren Kämpfen bei St. Privat und Sedan und auf ihren beschwerlichen Märschen durch die Argonnen, die sie auch heute durchziehen, nach Reims und bis Paris begleiten. In erfolgreichem Wirken als Kommandeur der gesamten Belagerungsartillerie leitet der Prinz dann, auf dem Höhepunkt seiner militärischen Laufbahn angelangt, den Angriff auf Paris. Seine fesselnd geschriebenen, unvergleichlich schönen Lebenserinnerungen sind ursprünglich in vier starken Bänden veröffentlicht worden, die bis auf die Gegenwart zu den meist gelesenen und weitest verbreiteten Denkwürdigkeiten zählen. Schon bald nach ihrem Erscheinen wurden Stimmen laut, die eine gekürzte Ausgabe zum Zwecke erleichterter Beschaffung für die Allgemeinheit wünschten. Von Jahr zu Jahr ist dieses Verlangen gestiegen. So haben Herausgeber und Verlag den jetzigen Zeitpunkt des gewaltigen Entscheidungskampfes gewählt, um diesen Wünschen zu entsprechen. Möge das aus Anlaß der 50. Wiederkehr von Deutschlands Einigungskriegen als Jubiläumsausgabe in einem Bande (Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Preis M. 6,—) erscheinende Werk in unserer vaterländisch so hoch gestimmten Zeit in weitesten Kreisen des deutschen Volkes freundliche Aufnahme finden. Gerade jetzt bildet es eine sinnige und höchst ansprechende Gabe von bleibendem Werte für jeden, der mit seinen Gedanken unsere tapferen Truppen und ihre heldenhaften Führer ins Feld begleitet und ihre Kämpfe und Erfolge auf jenem gleichen Kriegsschauplatz verfolgt, von dem Hohenlohe so packende Bilder zeichnet.

Digitized by Google

Vermischtes

Die beste Schutzfarbe für Felduniformen. Man hat den Direktor des zoologischen Gartens in London, R. J. Pokock, der als eine Autorität auf dem Gebiete der Schutzfärbung angesehen wird und diesem von Darwin gefundenen Begriff mehrere auf genauer Beobachtung beruhende Bücher gewidmet hat, über die beste Schutzfärbung für Soldatenbekleidung befragt.

Der Gelehrte hält jede Uniform, die nur einen einzigen Farbenton, sei er auch noch so unauffällig und neutral, bevorzugt, dem Zweck der Unsichtbarmachung weniger entsprechend als eine buntfarbige, gefleckte. Und er führt als ein ausgezeichnetes Beispiel für die Schutzfärbung das Zebra an.

„Das Zebra", sagt er, „ist in seinen senkrechten und wagerechten Streifen ganz unsichtbar, wenn es gegen das Laub von Bäumen betrachtet wird. Seine Streifen verschmelzen mit dem Licht und Schatten zu einer Farbentönung, die sich von der Umgebung gar nicht unterscheidet. Die Erfahrung aller Jäger und Naturforscher stellt es außer allem Zweifel, daß die schwarzen und weißen Streifen des Zebras in der freien Natur eine graue Uniform an Unauffälligkeit weitaus übertreffen. Wir haben hier im Garten ein Zebra in derselben Umzäunung mit einem gewöhnlichen, grauen Esel. In einiger Entfernung nun kann man den Esel noch deutlich unterscheiden, wenn das verschieden und unregelmäßig gefärbte Zebra schon längst unsichtbar geworden ist. Wenn man also eine Schutzfarbe für die Uniform sucht, so ist keine wirksamer als die des Zebras, besonders, wenn der Träger in Bewegung ist!"

Der Gelehrte behauptet dann weiter, daß die Unsichtbarmachung des Soldaten durch die Entfernung aller Schatten erreicht werde.

„Wir sehen alles durch Licht und Schatten", meint er. „Man betrachte nur das Gesicht eines Menschen und beobachte, wie die Schatten alle Linien betonen, die Natur „übermalt" die Schatten, wenn sie die Tiere schützen will. Wenn z. B. ein Streifen von hellerer Farbe um den Schirm unserer Soldatenmütze herumlaufen würde, so wäre dadurch der Schatten „übermalt", und die Köpfe würden in den Schützengräben dadurch weniger sichtbar werden. Jedenfalls würde die Verwendung von schwarzen und weißen Streifen eine sehr gute Schutzfärbung geben!"

Wenn der gelehrte Herr Professor nicht zu seinen eigenen Landsleuten, sondern zu uns spräche, wäre man versucht zu glauben, er wolle uns aufs Glatteis führen. Seine Hypothese hat etwas für sich. Gewiß! Sie stimmt, wenn man — ein einzelnes Stück oder nur wenige seiner Zebras in Betracht zieht. Steht aber eine ganze Herde dicht beieinander vor einem Buschhintergrunde, so hebt sie sich klar und deutlich von diesem ab. Und nun denke man sich eine ganze schwarz und weiß gestreifte Armee — ein schöneres und deutlicheres Ziel könnte es ja kaum geben.

Unsere Militärverwaltung hat jahrelang nach einer möglichst unsichtbaren Felduniform gesucht. Nach vielen Mittelstationen gelangte sie zu der heutigen „feldgrauen". Und daß sie damit den Nagel auf den Kopf getroffen, beweisen die zahllosen Aussagen gefangener feindlicher Offiziere. Alle diese betonen ganz ausdrücklich, daß sie die Deutschen erst dann zu Gesicht bekommen hätten, als diese zum Sturm übergingen. Im Gelände selber sei nichts von ihnen zu sehen. Mithin muß doch die Schutzfarbe der deutschen Uniform ganz vorzüglich sein, in jedem Falle aber besser als die der englischen Khakikleidung.

Wahrscheinlich auf Grund der von Pokock mitgeteilten „Erfahrungen" hat England schon vor einiger Zeit seine Küstenbefestigungen mit weiß und schwarzen Feldern bemalt, um sie „unsichtbar" zu machen. Ist's ihnen gelungen? Mit nichten! Die deutschen Kriegsschiffe haben diese Befestigungen aus großer Entfernung beschossen. Sie haben diese ganz genau getroffen, mithin doch wohl auch gut genug sehen können.

Nun kann man auf England heute aber sehr wohl das Wahrwort anwenden: „Wen der Herr verderben will, den schlägt er mit Blindheit!" Und so haben die Engländer in dieser Blindheit nichts, aber auch schon gar nichts unversucht gelassen, um fast allen Völkern der Erde vor den Kopf zu stoßen, so viel Torheiten zu begehen, als es ihnen möglich war. Sie bleiben dabei. Denn bereits sind sie mit der Einführung „unsichtbarer" Uniformen à la Pokock beschäftigt.

Auf Grund eines von einem Offizier entworfenen karierten und gestreiften Musters fertigt eine Firma in Lancashire den neuen Uniformstoff an. Die englischen Truppen werden in den neuen Uniformen verzweifelt Bajazzos ähneln, wenn Deutschland ihnen noch Zeit zur Einführung derselben lassen wird. Alb. G. Krueger.

Bismarck und die deutsche Sprache. Bismarck war Ehrenmitglied des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. In welchem Sinne seine Verdienste um die deutsche Sprache zu verstehen sind, hat mit trefflichen Worten Felix Dahn ausgesprochen. Kaum war der Reichskanzler gestorben, da widmete ihm der Dichter am 18 August 1898 folgenden Nachruf, den wir aus der vom Allgemeinen Deutschen Sprachverein herausgegebenen und im Verlage von F. Berggold, Berlin W 30, Nollendorfstraße 13/14, erschienenen Gedichtsammlung „Deutscher Sprache Ehrenkranz" entnehmen.

Nun ging zum Heldenhimmel ein,
Der unserm Deutschtum Bahn gebrochen,
Der auch der unsre wollte sein,
Dem unser aller Herzen pochen.
Kein Redekünstler war er, nein!
Und dennoch bis in Mark und Knochen
Drang seine Rede schwertgleich ein,
Weil sie „gehau'n war und gestochen",
Und seine Feinde nie verzeihn,
Daß er zu ihnen „deutsch gesprochen".

Tesch (Köln).

Zur freundlichen Beachtung! Es wird höflichst gebeten, allen Einsendungen Rückporto beizufügen. Ganz besonders bitten wir zu beachten, daß kleine Erzählungen, die den Umfang von höchstens 200 Druckzeilen nicht übersteigen dürfen, sowie Gedichte stets „**an die Redaktion**" zu senden sind. Romane unter allen Umständen nur an **Otto Jankes Verlag.** Beide Adressen Berlin SW 11, Anhaltstr. 8. Jede Einsendung wird sorgfältig geprüft. Die Beurteilung von Gedichten findet nur im Briefkasten statt.

Inhalt des Heftes 38: Ich kenne keine Parteien mehr! Von Henry Wenden. — Weit vom Schuß. Roman aus der Kriegszeit von Freiherr von Schlicht. — **Beiblatt:** Abendlied. Gedicht von Leo Heller. — Zwei Jugendfreunde. Skizze von Georg Holstein — Heimkehr. Gedicht von Oswald Bergener. — Das arme Seelchen. Skizze von Anna Eberdt. — Soldatenspiel. Gedicht von Julius Haupt. — Bücherbesprechungen — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 19. Juni 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1915 Heft 39

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Ich kenne keine Parteien mehr! Von Henry Wenden

8. Fortsetzung.

Karls Mund, der sonst weich war, hatte jetzt etwas Strenges, eine Strenge, die einen Schmerz zu verbergen suchte.

Und er wendete sich zu Marie zurück: „Gewiß, Schwester, dürfen Sie nach Hause schreiben."

„Und — —" Marie stockte, — „und wann soll ich das tun?"

„Ich glaube, Schwester, wenn Sie schreiben wollen, so wäre es gut, Sie täten es bald."

Sie nickte schwer mit dem Kopf. Fast sah es aus, als ob sie ihn nicht halten könne, und als sie aufstand, wankte sie ein wenig.

Karl sah das und hielt sie zurück: „Was ich noch sagen wollte, Schwester . . . ich finde Sie doch ein wenig angegriffen. Ich möchte Ihnen gern einen kleinen Urlaub geben. Ich meine natürlich nicht, daß Sie fort sollen. Im Gegenteil, Sie sollen hierbleiben und bloß nicht arbeiten. Vielleicht wäre Ihnen das auch deshalb lieb, weil Sie sich dann während der Zeit ganz Ihrem Bruder widmen können. Wie ist es also, sind Sie einverstanden?"

Marie sah ihn an und ihre Augen wurden feucht.

Wie gut er in ihrer Seele zu lesen wußte, und auf wie zarte Weise er dem Rechnung trug. . . . Eine Welle von Dankbarkeit stieg in ihr auf, und sie griff nach seiner Hand und drückte sie.

Am Nachmittag saß sie dann bei Kurt.

An die Mutter und Olga hatte sie schon vorher geschrieben, und das war, weiß Gott, nicht leicht gewesen, an jedem einzelnen Wort hatte sie herumgedrechselt, damit der Schlag nicht zu stark und zu plötzlich träfe. Und dabei mußte doch wieder so viel gesagt sein, daß sie unbedingt sofort kommen sollten. Das war nicht leicht, und es war auch ganz mißraten.

Da war der Brief an den Vater, der im nördlichen Belgien bei einer Etappe stand, schon besser gelungen. Ihm, der ja selber im Felde war, hatte sie die ungeschminkte Wahrheit geschrieben, so rein wie sie es wußte und wie sie es fühlte. Auch Heinz Lienhardt hatte sie dabei erwähnt, der mit Karl zusammen verwundet sei. Und zuletzt hatte sie noch gemeint, wie schön es wäre, wenn Kurt noch das Eiserne Kreuz bekäme, das könnte ihm wohl die letzten Stunden verklären.

Nun waren beide Briefe fort, und sie saß bei Kurt.

Heinz Lienhardt, der nicht zu liegen brauchte, saß neben ihr. Er hatte Platz machen wollen und gehen, als sie kam. Aber Kurt hatte es nicht geduldet, hatte ihn aufgeregt gehalten, so daß auch sie ihn bat, er möge doch bleiben. Und nun saß Heinz Lienhardt neben ihr und Kurt.

„Weißt du denn auch schon," fragte Kurt mit einer Stimme, die leise und stumpf war wie ein zerbrochenes Glas, „was der dort getan hat? Ja, sieh ihn dir nur an. Das Leben hat mir der da gerettet, und das eigene Leben hat er eingesetzt. An seiner Armwunde trage ich allein die Schuld."

Marie sah Heinz an und er sie. Beide hatten den gleichen Gedanken: Wie schrecklich.

Digitized by Google

. . . Da spricht einer von Lebensrettung, dem der Tod schon sein Zeichen ins Gesicht gestempelt hat. . . .

Und Heinz sagte betreten: „Aber bitte, Herr Leutnant, das ist ja nicht an dem, oder es gleicht sich doch aus. Sie haben mir ebenso das Leben gerettet, als Sie meinen Angreifer niederschossen."

„Aber ich hätte das nicht tun können, wenn Sie nicht vorher den Hieb gegen mich aufgefangen hätten."

„Und wenn Sie nicht meinen Angreifer erschossen hätten, so wären Sie nicht verwundet worden."

„Ach," lächelte Kurt, „der kleine Stich, das ist ja nichts. Der heilt noch schneller als Ihr Arm."

Und wieder sah Marie Heinz an.

Der aber besaß Selbstbeherrschung genug und lachte ihr zu: „Ja, ja, gnädiges Fräulein, allzu lange werden Sie uns beide nicht behalten. Ihr Herr Bruder und ich, wir wollen wieder hinaus."

„Ja", sagte Kurt mit flackernden Augen. „Das wollen wir. Wir wollen nach Paris. Aber weißt du, Marie, zuerst mußt du hören, ich möchte dir doch zuerst mal erzählen, wie das eigentlich war mit unseren Verwundungen."

Er hatte lebhaft gesprochen, und sein bißchen Atem keuchte. Auf seinen Wangen zeigten sich Fieberrosen, und seine Lippen waren trocken und spröde.

Marie beugte sich über ihn. „Nicht, lieber Kurt, wenn du gesund werden willst, darfst du nicht so viel reden. Das alles hat ja auch später noch Zeit."

Kurt erwiderte mit dem Eigensinn von Kranken: „Nicht später, jetzt, du sollst es jetzt hören."

„Aber liebster, bester Kurt, das geht doch nicht."

Da mischte sich Heinz ein: „Verzeihung, gnädiges Fräulein, wenn der Herr Leutnant gestatten, könnte ich es ja erzählen.

Kurt winkte: „Ja, erzählen Sie . . ."

Und Marie, die wie von einer Last befreit war, warf Heinz einen Blick voll Dankbarkeit zu, den dieser durch ein kaum merkliches Kopfneigen erwiderte. Das war nur ein Vorgang von wenigen Sekunden, und doch fühlten sich beide von diesem Augenblick an, als wären sie insgeheim verbündet.

„Eine Minute nur noch", bat Marie ihren Bruder. „Ich möchte dir nur erst zu trinken geben."

Und sie reichte ihm Limonade und Eisstückchen zum Schlucken. Dann setzte sie sich und nickte Heinz freundlich zu: „Jetzt dürfen Sie beginnen."

„Wenn Sie gestatten, gnädiges Fräulein."

Aber Marie unterbrach ihn noch: „Bitte nicht gnädiges Fräulein, hier bin ich nur Schwester, Schwester Marie."

Heinz zögerte: „Soll ich wirklich?"

„Ich bitte Sie darum."

Darauf sah er sie seltsam durchdringend an und Erinnerungen mochten ihm wohl flüchtig kommen, an jenen Tag, da sie bei ihm gewesen war und für ihren Bruder gebeten hatte. Aber dann sagte er herzlich: „Sie haben recht. Das ist ein Ehrentitel. Also Schwester Marie."

Sie hatte das selbst gewollt, es war auch ganz natürlich. Seit Wochen war sie daran gewöhnt. Kein Mensch nannte sie hier jemals anders. Und nun errötete sie doch, als sie es aus seinem Munde hörte. Kamen ihr vielleicht auch Erinnerungen?

Ach ja, die kamen ihr gewiß, und er erzählte.

Ganz ruhig und einfach erzählte er, ohne Übertreibung und ohne Pathos. Er berichtete wie von den alltäglichsten Dingen und vermied ängstlich, sich selbst herauszuheben.

Marie aber sah ihn immer nur an.

Seine Worte hörte sie wohl, aber nur wie eine Begleitmusik, und dabei dachte sie: Das ist also der Mann, den ich einmal gehaßt habe. . . . Wie war das nur möglich . . . alles an ihm ist so gerade und ehrlich . . . ich könnte ihm keinen schlechten Gedanken zutrauen . . .

Einige Verwundete aus den Nachbarbetten hörten gleichfalls zu. Wenn irgend etwas kam, was sie selber ähnlich erlebt hatten, so nickten sie beipflichtend mit dem Kopf oder murmelten wohl auch irgend etwas hinzu. Aus ein paar anderen Betten kam leises Stöhnen.

Digitized by Google

Inzwischen war Heinz zu dem eigentlichen Kampf gekommen und wie er und Kurt verwundet worden waren.

Nun mußte Marie auch wieder dabei denken: Wie habe ich mich in diesem Menschen geirrt. . . . Nun hat er zweimal meinen Bruder gerettet . . . Zuerst mit dem Wechsel und dann hier . . . Sogar sich selbst hat er dabei geopfert. . . . Daß das Opfer umsonst war, ist nicht seine Schuld. Er hätte es sicher gern noch einmal gebracht. . . .

Als er fertig war und schwieg, hielt sie ihm ihre Hand hin.

Und er nahm sie. Doch als er den Dank darin fühlte, sagte er zögernd: „Aber gnädiges Fräulein — Schwester Marie," verbesserte er sich, „ja, Schwester, wirklich, es war nichts Besonderes. Ein anderer hätte das gleiche getan."

Aber Marie antwortete ihm darauf nur mit einem Lächeln, als wollte sie sagen: Warum bist du so bescheiden? . . . Wozu redest du überhaupt . . . Ich weiß es ja doch besser . . .

Indessen war Kurt merklich zusammengefallen. Vielleicht hatte ihn die Erzählung angegriffen, vielleicht war es auch nur der Kopf, das allabendliche Fieber . . . Aber seine Augen hatten einen glasigen Glanz. Der Kopf war ihm schief, halb auf die Schulter gesunken, und es fehlte ihm die Kraft, ihn wieder aufzurichten. Als Marie zu ihm trat und ihm vorsichtig das Lager besserte, zuckte es schmerzlich um seine Lippen.

„Tut es weh?" fragte Marie.

„Nicht sehr . . . ein wenig . . ."

Marie mußte sich anstrengen, das zu verstehen, so leise war es hingehaucht, und indem sie ihm mit einem Tuch über die schweißige Stirn strich, tröstete sie: „Es wird gleich besser. Ich gebe dir jetzt einen Löffel Medizin, und dann werden die Schmerzen rasch vergehen."

Sie mischte ihm das Morphium und führte es an seine Lippen. Dann setzte sie sich und wartete die Wirkung ab.

Auch Heinz saß neben ihr und sah ebenfalls auf Kurt. So warteten sie, bis ihm die Augen zufielen. Ihre Blicke waren gleichmäßig auf Kurt gerichtet. In ihm sammelten sie sich gleichsam wie in einem Brennpunkt, in dem sie zusammengeschweißt und vereinigt waren. Aber allmählich schienen sie sich dadurch immer mehr anzuziehen. Sie lösten sich von Kurt, wanderten einer zum anderen und trafen sich endlich direkt ineinander.

„Er schläft", sagte Marie.

Und Heinz: „So hat er Ruhe."

Dann schwiegen sie wieder und sahen einander an.

Und plötzlich hatten beide gleichzeitig die Empfindung, als ob sich jeder im Auge des anderen fände. Es war, als ob sie vor Spiegeln säßen.

Aber sie sahen sich vorläufig nur in scharfen Umrissen, konnten sich selbst noch nicht klar erkennen und folglich auch noch nicht klar über sich werden. So fühlten sie sich gegenseitig beengt und verwirrt, lösten ihre Blicke wieder voneinander und suchten im Zimmer nach einem neuen Halt.

Indem kam Karl zu seinem Abendrundgang durch den Saal.

Auch bei Kurts Bett blieb er stehen: „Etwas Neues, Schwester?"

„Nein, Herr Doktor. Ich habe das Morphium gegeben."

„Das sehe ich. Hatte er Schmerzen?"

„Ein wenig."

Er dachte nach: „Na, wollen mal morgen sehen. Vielleicht können wir mit dem Verbandwechsel noch einen Tag warten. Ich möchte ihn nicht gern unnütz quälen."

Dann wandte er sich zu Heinz: „Na, und du, mein Lieber? Was machst du noch auf? Warum bist du nicht zu Bett?"

„Wozu?" lachte Heinz. „Mir geht es ja gut."

Aber Karl erwiderte ziemlich barsch: „Das finde ich durchaus nicht. Du hast ja Fieber." Und zu Marie: „Haben Sie denn das nicht gesehen, Schwester? Wenn Sie auch nicht im Dienste sind . . . aber ein Blick genügt doch. Das hätte Ihnen doch kaum entgehen dürfen."

Marie wurde rot. Es war das erstemal, daß Karl ihr einen Verweis erteilte. Aber sie sah, daß er recht hatte, und neigte den Kopf auf die Brust.

Indes sagte Karl zu Heinz: „Deine Verletzung ist nicht schwer. Aber du darfst sie auch nicht zu leicht nehmen, mein Junge. Der

Digitized by Google

Knochen ist glücklicherweise nicht berührt, aber das Fleisch ist kreuz und quer zerrissen, und derartige Wunden heilen schwer. Also bitte sei künftig etwas vorsichtiger. Schwester Marie wird dir noch ein Fieberpulver geben. Und morgen wird überhaupt nicht aufgestanden. Gute Nacht, mein Junge. Gute Nacht, Schwester. Sie gehen doch auch schlafen?"

„Ich wollte aufbleiben, Herr Doktor."

„Wozu denn? Sie können doch hier gar nichts nützen. Ich bat Sie doch, daß Sie sich ein wenig schonen."

„Aber, Herr Doktor," meinte Marie mit einem Seitenblick auf Kurt, „ich möchte doch gern, wenn etwas passiert, — — —"

Und Karl verstand sie und trat gütig zu ihr: „Das hat wohl noch etwas Zeit, Schwester . . . haben Sie keine Angst. Ich werde übrigens der Nachtwache besondere Befehle geben, wenn irgend etwas vorfällt, Sie sofort zu wecken."

Er ging.

Und kaum, daß er fort war, sagte Heinz: „Bitte, Schwester, mein Bruder war so schroff zu Ihnen. Sie dürfen ihm das nicht übelnehmen. Er hat es sicher nicht böse gemeint."

Aber Marie schaute auf in ihrer stillen, sicheren Art: „Im Gegenteil . . . er hat vollständig recht. Ich hätte sehen müssen, daß Sie Fieber haben. Nun machen Sie aber wirklich, daß Sie ins Bett kommen. Ich werde Ihnen beim Auskleiden behilflich sein."

Heinz erschrak: „Aber, Schwester, das kann ich doch allein."

„Nein, das können Sie nicht mit Ihrem kranken Arm", sagte Marie bestimmt. Und dann fügte sie scherzend hinzu: „Überhaupt müssen Sie mir gehorchen. Ich bin als Schwester Ihre Vorgesetzte."

Und er gab wirklich nach, ließ sich ihre Hilfe gefallen, ohne die er auch kaum hätte auskommen können.

Als sie ging, reichte sie ihm zum Gute-Nacht-Gruß die Hand. Erst, als das schon geschehen war, fiel ihr ein, daß sie das noch nie bei einem anderen Verwundeten getan hatte. Und sie sah sich fast scheu um, ob es jemand gesehen haben mochte. —

* * *

Drei Tage später kam eine Depesche aus Berlin, die die Abreise von Olga und Frau von Willingen meldete. Und nach drei weiteren Tagen trafen die beiden Frauen selber ein.

Sie waren die ganze Zeit Tag und Nacht gefahren, denn oft mußten die Züge aus militärischen Gründen viele Stunden auf irgendeiner Station liegen bleiben. In dem letzten Städtchen, wo sie die Bahn verlassen mußten, konnten sie nur ein offenes Wägelchen auftreiben mit einem abgejagten müden Gaul davor. Das Tier trottete einen traurigen Schritt, der ab und zu durch ein paar kurzatmige Sprünge so etwas wie Trab oder Galopp vortäuschen wollte. Und auf solche Art brauchten sie noch etwa zwei Stunden, um endlich an das Ziel ihrer Reise zu gelangen.

Frau Leontine, die solchen Anstrengungen nicht mehr gewachsen war, konnte sich kaum noch aufrecht halten, und sogar Olga fühlte sich kaput und zerschlagen. Aber wie sie nun vor dem grauen Klostergemäuer hielten, hinter dem sie Kurt auf seinem Schmerzenslager wußten, da peitschte die Erregung ihre Nerven noch einmal auf und machte sie noch für eine kurze Spanne widerstandsfähig.

In dem Rädergedröhn der Militärkolonnen, die eintönig, ohne Unterlaß herauf und hinab über die Straße zogen, war das Halten des unscheinbaren Gefährtes vor dem Lazarettor gar nicht beachtet worden. Auch keiner der Mönche ließ sich sehen, denn in der Nacht war wieder ein neuer Verwundetentransport gekommen, der die guten Brüder mit Arbeit und Mühsal überhäufte. Und so standen die beiden Frauen, neben denen der Kutscher das geringe Gepäck abgeladen hatte, und wußten nicht recht, was sie beginnen sollten.

Als bald darauf ein Sanitäter vorbeieilte, hielt ihn Olga an: „Entschuldigen Sie bitte. Ist hier im Lazarett eine Schwester Marie?"

„Jawoll, die is hier."

„Können Sie uns wohl zu ihr führen?"

„Nee, det kann ick nich. Die is bei die Verwundeten, und zu die darf keen Fremder nich hinein. Aber Bescheid kann ick ihr sagen. Det will ick wohl tun."

Wenige Minuten später kam Marie heraus.

Digitized by Google

Sie war bleich und übernächtig, denn Kurts Zustand hatte sich so verschlimmert, daß sie ihn nur noch ungern und auf kurze Stunden verließ. Und wie das ihre Gedanken so in Anspruch nahm, daß alles andere ihr dagegen nichtig erschien, so trat auch der Mutter und Olgas Ankunft davor zurück.

Frau Leontine fiel ihrer Tochter weinend um den Hals. Sie war keines Wortes mächtig. Nur ein Schluchzen riß an ihrem Körper, daß Marie sie kaum vor dem Umsinken bewahren konnte.

Aber deren Gesichtsausdruck blieb merkwürdig starr, und ihre Trostworte klangen beinahe ungeduldig, als ob sie sagen wollte: Du verlangst zu viel. Ich selbst habe an Kurts Sterben genug zu tragen . . . ich kann nicht auch dich noch stützen, so gern ich es wollte. In diesem Kriege muß jeder Opfer bringen und jeder muß die Kraft haben, sie zu verwinden.

Olga fühlte das und nahm ihr die Mutter ab: „Du mußt dich fassen, Mamachen, es trifft uns alle schwer."

Und Marie meinte: „Ja, das tut es gewiß. Und doch, wenn man so die Riesenfülle des Unglücks sieht, mit dem dieser Krieg die Welt erstickt, dann kommt einem, an diesem Maß gemessen, der eigene Schmerz viel kleiner vor, und dann wird man auch nicht so davon zerschmettert."

„Ach Gott," weinte Frau Leontine, „ich weiß es ja . . . Du bist immer stärker gewesen als ich. Aber was soll ich denn machen? Es ist doch mein Kind. Ich habe ihn doch unter dem Herzen getragen. — Und wo ist er denn nun eigentlich? Kann ich ihn nicht sehen? Oder ist er wohl gar — —? Sag mir's, Marie. Hab' ich ihn schon verloren?"

„Aber nein, Mama, Kurt lebt noch, und du wirst gleich zu ihm können. Ich muß nur erst mit dem Arzt sprechen. Kommt solange herein. Hier rechts . . . dort, seht ihr, in dem Kreuzgang könnt ihr warten. Es wird gewiß nicht lange dauern . . . ich glaube, Dr. Lienhardt ist jetzt frei."

Sie nickte flüchtig zurück. Und indem sie ging, sah sie Olga erst noch an und drückte ihr die Hand.

Der aber war, als sie Karls Namen gehört hatte, alles Blut zum Herzen zurückgeströmt. Geisterbleich stand sie da, und alles rings um sie her schien von ihr fort zu flüchten und vor ihr zu versinken.

Was nun? . . . Was sollte sie nun beginnen? . . . Sie hatte ja freilich schon aus Maries Briefen gehört, daß diese in Karls Lazarett war . . . Aber damals . . . was hatte ihr das damals gemacht . . . Und wie sie nun Hals über Kopf zu Kurt sollte . . . ja, wie war denn das eigentlich da gewesen? . . . An Karl hatte sie da auch gedacht . . . gewiß . . . und auch, daß sie ihn nun wieder sprechen würde . . . Aber unter dem Eindruck von Kurts tödlicher Verwundung . . . jawohl, jetzt wußte sie's . . . unter diesem Eindruck war ihr alles andere weit zurückgewichen . . . Die Begegnung mit Karl . . . was war denn da weiter? . . . Sie hatte sich das so leicht gedacht . . . oder vielmehr, sie hatte es sich kaum überlegt . . . War sie denn überhaupt in diesen Tagen, seit sie die Nachricht erhalten hatte, zu irgendeiner Überlegung gekommen? . . . Während der Eisenbahnfahrt etwa? . . . Wie sie jetzt zurückdachte, war es überhaupt ganz leer in ihr gewesen . . . jawohl, ganz leer . . . und nichts hatte sie sich vorgestellt . . . Nun aber . . . es überfiel sie wie eine Angst . . . nun würde er kommen und sie begrüßen . . . in zehn Minuten, in fünf vielleicht . . . die Hand würde er ihr geben und mit ihr sprechen . . . und sie konnte nicht fliehen, kein Entrinnen möglich . . .

Während alles dies durch sie hindurchging, lehnte sie äußerlich scheinbar ganz ruhig an einem der Pfeiler des Klosterkreuzganges. Nur bleich war sie. Aber das hätte wohl niemand gewundert, da doch ihr Mann dort drinnen im Sterben lag.

Und plötzlich stand Karl vor ihr, fest und gerade.

Zu gerade vielleicht, um natürlich zu sein, — auch bebten seine Lippen . . . sie sah es deutlich.

Aber dann seine Worte . . . wie war ihr denn? . . . so durchaus konventionell, so gezwungen alltäglich.

„Meine verehrten Damen, ich bedaure unendlich, daß es solch ein trauriger Anlaß ist, der — — — —"

Digitized by Google

Olga schaute ihn an. Ihre rehbraunen Augen, die er nur zu gut kannte, schienen ihn zu fragen: „Ja, ist es denn möglich? Bist du es denn wirklich? Ich kenne dich nicht wieder. Ich kann es kaum glauben, daß du in dieser Minute so reden kannst."

Und unter diesem Blick verstummte er, — brach mitten im Satz ab, — schwieg eine Sekunde, — und sagte dann: „Also bitte, mir zu folgen, meine Damen."

Als sie in den Saal kam, suchte sie Kurt. Sie hatte geglaubt, ihn gleich sehen zu müssen. Aber nun unter den vielen Betten fand sie ihn nicht. Karl führte, neben ihm die Mutter, die immer einen halben Schritt voraus war, dann folgte Marie, zuletzt sie selber. Nun blieb Karl stehen, und die Mutter schluchzte auf und beugte sich über eins der Lager nieder.

Olga sah das wie durch einen Schleier hindurch. Sie kannte jetzt solche Säle. Sie selbst diente ja als Pflegerin in dem Lazarett, das ihr Vater in seiner Fabrik gestiftet hatte. Aber daß sie gerade ihren Mann darin finden mußte, das kam ihr so fremd und unwahrscheinlich vor. Und das verstärkte sich noch, wie sie nun näher kam. Eine Sekunde fragte sie sich allen Ernstes: Ist denn das überhaupt Kurt, der da vor mir liegt? . . .

Doch schon in der nächsten Sekunde packte sie etwas, das sie in den innersten Grundfesten durchrüttelte.

Nein, das hatte sie doch nicht erwartet... solche völlige Verwüstung hatte sie nicht geahnt . . . War dieser im Fieber geöffnete Mund mit den schmalen verdorrten Lippen derselbe, der so froh und keck hatte lachen können? . . . Wo waren die mutigen, lebensluftigen Augen? . . . Verschwunden unter den blauschwarzen Schatten, die sie wie bleierne Ringe erdrückten? . . . Und dieser zerrissene und zerbröckelte Atem, der jagend, gehetzt und stoßweise verpuffte . . .

Ein tiefes Mitleid erfaßte sie bei diesem Anblick. Zugleich aber überkam sie auch das Bewußtsein, was all die vielen Tausende für Helden waren, die für das Vaterland solche Tode starben, und mit ihnen empfand sie Bewunderung auch für Kurt. So trat auch sie zu ihm, wie seine Mutter, und beugte sich zu ihm und küßte seine Stirn.

Es war nicht Liebe, was sie dabei empfand. Bewunderung war es und tiefes Mitleid. Und als Drittes gesellte sich noch Schuldbewußtsein, eine Art Selbstanklage, daß sie vielleicht oft hätte anders zu ihm sein können.

Jetzt bewegte er seine Lippen. Sie verstand ihn nicht gleich. Dann aber hörte sie leise: „Was macht Rolf?"

Sie zwang sich zu einem Lächeln. Das Weinen war ihr näher. Aber sie brachte es wirklich fertig, zu lächeln, und antwortete: „Es geht ihm gut. Er freut sich schon darauf, dich wiederzusehen."

Und da glitt eine Hoffnung über Kurts Gesicht. Ganz dünn nur, fadenscheinig sozusagen. Aber doch eine Hoffnung und also ein Glück. —

In den nächsten Tagen saß Olga nun zusammen mit ihrer Mutter und mit Marie fast immer bei ihrem Mann, von dem sie sich kaum fortrührte. Zumeist war auch noch Heinz zugegen, dessen Heilung gute Fortschritte machte, so daß er nur noch wenig zu liegen brauchte. Aber Kurt wollte ihn auch immer um sich haben, und Marie hatte genau erzählen müssen, wie das in der Schlacht gewesen war.

Mit Karl hatte Olga noch kein Wort weiter gesprochen. Außer am Krankenbett hatte sie ihn überhaupt kaum gesehen. Die beiden schienen sich absichtlich aus dem Wege zu gehen . . . mindestens trafen sie sich nie.

Und doch dachten beide nur immer aneinander. Und gerade, daß sie sich aus dem Wege gingen, hätte ihnen dafür der beste Beweis sein müssen. —

Derweil ging es mit Kurt immer rascher zu Ende. Und heute hatte Karl nach der Morgenvisite Marie beiseite genommen und ihr gesagt, daß der Tod nun stündlich zu erwarten sei. Marie sprach dann mit Olga.

Aber die zeigte sich gefaßt. Sie seufzte nur leicht auf, sah die Schwägerin an und sagte still: „Gott, weißt du, Marie, daß es mit Kurt vorbei war, das wußte ich ja im ersten Augenblick, als ich ihn sah. Und nun, nach so viel Tagen . . . ich glaube wirklich, daß hier der Tod ein Erlöser ist."

Sie wunderte sich selbst über ihre Ruhe und fragte sich eine Sekunde: Was muß Marie von mir denken? . . .

Digitized by Google

Aber dann gleich hinterher dachte sie auch schon wieder: Was soll ich tun? . . . Soll ich etwa heucheln? . . . Ich habe Mitleid mit ihm, ein tiefes Mitleid! . . . Und ich würde alles tun, um ihm sein Los zu erleichtern! . . . Aber ich selbst? . . . Wird mein Leben leer, wenn er geht? . . . Ich habe es nie tiefer, als jetzt, empfunden, wie wenig er seit je in meinem Leben war! . . .

„Ja," meinte Marie, „da hast du wohl recht. Und wer ihn lieb hat, darf ihm den Tod wohl gönnen. Nur schmerzhaft bleibt es eben doch immer. — Wenn ich übrigens nur wüßte, was mit Papa ist. Ich habe ihm gleich nach Kurts Einlieferung geschrieben und hoffte so sehr, daß er noch herkommen würde. Aber er scheint keinen Urlaub von seiner Etappe zu bekommen."

Indes lag Kurt röchelnd in seinen Kissen. Er war bei Besinnung, und nur eine große Gleichgültigkeit hatte völlig Besitz von ihm ergriffen. Für Marie, für Olga und sogar für die Mutter zeigte er fast gar kein Interesse mehr. Er ließ sich ihre kleinen Dienstleistungen gefallen, aber wenn eine von ihnen mal auf ein Stündchen fortging, so fiel es ihm nicht ein, nach ihr zu fragen. Nur Heinz durfte ihn nicht eine Sekunde verlassen. Er ließ ihn nicht aus den Augen und verfolgte jede seiner Bewegungen mit einem an Eifersucht grenzenden Mißtrauen.

Einmal — — gegen Mittag — winkte er ihn herbei und flüsterte an seinem Ohr: „Sie haben . . . Schlacht . . . Ihr Leben eingesetzt . . . für mich . . . Ihr Leben . . . Auch jetzt nicht fortgehen . . . hierbleiben . . . nicht fort."

Und als Heinz ihn beruhigte, war er zufrieden und sagte dann scheinbar ganz unvermittelt: „Siegen . . . Paris . . . Wir müssen siegen!"

Es war, als hätte sich in seinen letzten Erdenstunden sein ganzes Interesse nur noch auf den Krieg konzentriert und auf alles, was damit zusammenhing. —

Aber gegen Abend lebte er noch immer.

Olga, die mit ihrer Mutter in einem benachbarten Bauernhaus ein kärgliches Unterkommen gefunden hatte, wollte die Nacht im Lazarett verbleiben. Und jetzt — in dieser Abendstunde — ging sie, um sich zu erholen, ein wenig im Klostergarten spazieren.

Sie war hier noch nicht wieder gewesen, seit dem Tage ihrer Ankunft, als sie auf den Doktor hatte warten müssen. Und wie sie sich nun in dem dunklen Garten erging, der vom Mondlicht spärlich versilbert wurde, und in den die grauen Pfeiler des Kreuzganges gespenstisch unwirklich hineingeisterten, kam sie sich vor, als wäre sie ganz allein auf der Welt.

Doch mitten in dieser Einsamkeit stand sie plötzlich vor Karl, der ebenso erschrak wie sie.

„Ich bitte um Vergebung", stotterte er, der sich zuerst ein wenig faßte. „Ich hatte keine Ahnung, daß Sie hier im Garten sind, gnädige Frau."

Und Olga stammelte: „Im Gegenteil, Herr Doktor. Ich habe Sie um Verzeihung zu bitten, denn ich habe sicher kein Recht, mich hier aufzuhalten."

Dann schwiegen sie beide.

Nach einer Weile sagte Karl: „Ich möchte Sie nicht stören. Ich werde mich lieber entfernen."

Und Olga antwortete: „Nein, ich störe S i e. Ich glaube, i c h werde lieber gehen."

Und es rührte sich trotzdem keiner von ihnen vom Fleck.

Ein lauer Wind, zu warm für den Herbst, raschelte leise durch das braune, fallende Laub. Eine Fledermaus wirbelte zickzack durch das Dunkel.

„Oder hätte der Garten vielleicht auch Platz für uns zwei?" fragte endlich Karl leise und mit verhaltener Stimme.

Olga zuckte die Achseln. Sie tat das auf eine hilflose Art, die Furcht vor dem eigenen Wollen hat. Aber dann schaute sie auf und Karl ins Gesicht.

Und leise, ganz leise fragte sie: „Sind Sie mir denn noch immer böse?"

Karl kämpfte mit sich. — Sollte er jetzt mit ihr zürnen? . . . Oder sollte er sie an sich reißen und küssen? . . . Er hätte zu beidem Lust gehabt . . . und es drängte ihn, beides zugleich zu tun . . .

Aber er beherrschte sich und sagte bloß: „Ich bin Ihnen nicht böse."

„Warum sprechen Sie dann so fremd zu mir?"

Digitized by Google

„Wie soll ich anders zu Ihnen sprechen? Dort drinnen liegt Ihr Gatte schwer verwundet."

Ein Schauer überlief Olga.

Karl sah, wie sie erzitterte, und faßte stützend nach ihrer Hand.

Sie aber sah zu Boden und sagte bitter: „Wenn Sie wüßten, wie wenig mein Mann mir war."

Karl prallte zurück und ließ sie los. — In solcher Stunde ein solches Geständnis? . . .

Und erschrocken rief er: „Sie hassen Ihren Mann?"

Doch sie erwiderte leidenschaftlich: „Nein! O nein! Ich hasse ihn nicht!"

Dann sah sie ihm voll und groß in die Augen, und indem sie seltsam ruhig wurde, wiederholte sie: „Sie dürfen es mir glauben. Ich hasse ihn nicht und ich habe ihn nie gehaßt. Ich hatte auch nie Veranlassung dazu. Mein Mann war immer gut gegen mich . . . Ich hatte mich nie über ihn zu beklagen. Unsere Ehe war das, was man glücklich nennt. Und viele Frauen an meiner Statt würden das, was ich für meinen Mann empfinde, für eine ehrliche und aufrichtige Liebe halten. Ich aber weiß, daß es niemals Liebe war. Es war Hochachtung, Zuneigung . . . nennen Sie es, wie Sie wollen. Und jetzt ist es Bewunderung und Mitleid, tiefes Mitleid. Aber Liebe ist es nicht. Und gerade jetzt, wo ich ihn verlieren soll, empfinde ich es mehr, als je, wie wenig er meine Seele ausgefüllt hat."

Sie schwieg. Er aber fühlte, daß das, was sie ihm da gesagt, der Ausfluß einer so innersten Wahrheit war, wie sie sonst nur im Beichtstuhl zum Ausdruck kam. Und ergriffen wie der Priester vor einem Beichtgeheimnis stand er vor dieser Wahrheit und vor dieser Frau.

Sie sah ihn noch immer an. Der Ausdruck ihrer Augen wurde bittend. Und wie in Erwartung eines Urteilsspruches fragte sie demütig: „Verachten Sie mich jetzt?"

„Nein", sagte er langsam. „Ich bedaure Sie nur."

Und dann, von seinem eigenen Gefühl mit fortgerissen, faßte er wieder ihre Hand: „Aber ich möchte Sie auch trösten. Das Leben ist hart in dieser Zeit. Doch es wird auch wieder friedlich werden. Auf diese friedvolle Zukunft lassen Sie uns hoffen. In ihr soll das Glück reifen, das jetzt gesät wird, — — den Völkern, — und auch den einzelnen Menschen."

Er neigte sich, und wie in einer stillen Verheißung zog er ihre Hand an seine Lippen.

Wie lange sein Mund sie im Kuß berührte, wußte Olga selbst nicht. Es waren wenige Sekunden, und konnten auch Stunden sein. Sie schwebte im Raum, und hatte alles Maß für Zeit verloren.

Aber plötzlich schraken beide empor . . . ein lautes Hupensignal gellte heran und riß gerade vor der Klosterpforte entzwei.

Karl lauschte: „Ein Auto! Es hat hier gehalten! Vermutlich eine Nachricht! Wir müssen sehen, was es ist!"

Und als er gleich danach mit Olga in die Halle trat, stürmte ihnen schon Herr von Willingen entgegen: „Olga! Da bist du ja! Ich konnte nicht früher kommen! Lebt Kurt noch?"

„Ja, Papa."

„Gott sei Dank!"

Karl wurde rasch vorgestellt . . . Ein flüchtiger Händedruck. Da erschien bereits Marie in dem flackernden Halbdunkel.

Sie streckte ihrem Vater, sobald sie ihn erkannte, ihre beiden Arme weit entgegen: „Papa! Wahrhaftig! Ich war schon verzweifelt. Ich glaubte schon gar nicht mehr, daß du kommst."

„Hat auch schwer gehalten, liebes Kind", sagte Herr von Willingen und strich sich dabei die kurzen blonden Bartkoteletten. Seine Bewegungen waren knapp, als hätte die Uniform, wenn sie auch zu der goldenen Brille nicht paßte, den Offizier wieder in ihm aufleben lassen. „Konnte nur sehr schwer Urlaub bekommen und muß noch heute nacht wieder zurück. Aber wie steht's denn nun mit Kurt? Ist es denn wahrhaftig so schlimm? Marie! — Olga! — Ich wende mich an Sie, Herr Doktor! Ist jede Hoffnung ausgeschlossen?"

Er sah von einem zum anderen. Aber all seine Fragen waren eigentlich nur ein Versuch, sich selbst zu täuschen, und in den Mienen konnte er schon die Antwort lesen.

„Papa," sagte endlich Marie, „du kommst gerade noch zurecht. Wer weiß, ob in einer Stunde —"

Digitized by Google

Sie vollendete nicht.

Und Herr von Willingen schien eine Minute wie geistesabwesend. Ohne es zu wissen, nahm er die goldene Brille ab, wischte mit seinem Taschentuch daran herum und setzte sie wieder auf.

„Wie trägt es denn Mama?"

„Sie ist bei ihm."

Er reckte sich zusammen: „Also dann wollen wir auch keine Zeit verlieren."

Gerade und aufrecht folgte er nun Karl und Marie. Zu Olga, die neben ihm ging, sagte er wie aus Gedanken: „Ich habe deinem Manne auch noch etwas mitgebracht." Und als Olga ihn fragend ansah, vollendete er: „Das Eiserne."

Als er aber dann vor Kurt hintrat, brauchte er doch seine ganze Willenskraft, um sich seine Erschütterung nicht merken zu lassen.

Donnerwetter! . . . Da hieß es Mann sein! . . . Na ja, man war im Krieg . . . und der Krieg hatte einen schon an alles mögliche Schreckliche gewöhnt . . . dickfellig war man schon gewissermaßen geworden . . . Aber wenn man den eigenen Sohn so wiedersah . . . Das war doch noch etwas anderes . . . Das ging an die Nieren . . . Verdeubelt noch mal . . . das ging es wahrhaftig! . . . Aber ganz egal . . . beherrschen mußte man sich . . . das mußte man schon um des Jungen willen . . . Dem durfte die letzte Stunde nicht vergellt werden . . . Im Gegenteil, eine Freudenstunde sollte es für ihn werden . . .

Und indem Herr von Willingen seine Frau kurz begrüßte, ging er lachend auf Kurt zu: „Bravo, Junge! Das hast du aber einmal fein gemacht! Ja, wundere dich nur, wovon ich rede! Ich weiß schon alles . . . kannst mir gar nichts mehr vormachen! Hast ja mit deinem Zug eine ganze Batterie erobert! Die halbe Schlacht hast du durch dein verrücktes Draufgehen gewonnen! Na ja, Junge, verrückt war's . . ., aber heldenhaft war's auch! Und man hat auch schon anerkannt, daß du ein Held bist! Als ich um Urlaub bat, um dich besuchen zu dürfen, da hat man mir gleich für dich was mitgegeben . . . für dich und für deinen braven Vizefeldwebel, den Rechtsanwalt Lienhardt, der ja auch verwundet ist! Habt euch ja gegenseitig gut herausgehauen! Und nu sieh mal, Junge, da bringe ich dir das Kreuz! Das Eiserne Kreuz in eiserner Zeit! Und da lege ich dir's auf deine Heldenbrust!"

Wie Herr von Willingen bei diesen Worten das kleine Kreuz am schwarz-weißen Bande aus der Tasche zog und es seinem sterbenden Sohn auf das Bett legte, da mußte er wahrhaftig ein wenig schlucken und würgen, damit er Herr über sich selber blieb.

Und Kurt umklammerte das Kreuz von Eisen. So krampfhaft umklammerte er es mit seinen Fingern, daß es aussah, als wollte er sich daran festhalten. Dann aber suchten seine Augen Heinz Lienhardt, und aufgeregt stammelnd in kaum verständlichen Lauten flüsterte er: „Dort . . . der auch . . . das Kreuz!"

„Jawohl," beeilte sich Herr von Willingen, „gewiß, mein Junge, der hat es auch."

Und er trat zu Heinz und heftete auch ihm dies schönste Ehrenzeichen an die Uniform. Dabei sagte er ihm leise: „Mein lieber Herr Doktor, dies Kreuz, das gibt Ihnen unser Kaiser. Aber ich als Vater möchte Ihnen die Hand drücken. Sie haben meinen Sohn tapfer herausgehauen. Daß es dann doch anders kam, das war Gottes Wille . . . und mit Gott soll man nicht rechten. — Ich danke Ihnen!"

Er schüttelte ihm die Hand und führte ihn zu Kurt. Und die beiden sahen sich gegenseitig ernst in die Augen wie zwei Wissende, die nun verbunden waren . . . verbunden durch ihre Tapferkeit und durch dies äußere Zeichen.

Die anderen standen schweigend. Maries große, blaue Augen glänzten feucht in einem freudigen Stolz, während sie von Kurt zu Heinz und von Heinz zu Kurt wanderten.

In dem Saal war es ganz still.

Aber da tönte von der Straße erst fern, dann näher ein Rufen herauf. Die Verwundeten hörten es und wurden unruhig. Was war das? . . . Irgend etwas mußte geschehen sein . . . War das nicht Hurra? . . . Ein neuer Sieg? . . .

Karl eilte hinaus: „Ruhe, Leute! Ich werde sehen!"

Von der Straße kam es jetzt deutlich, ganz deutlich: „Hurra!"

Und jetzt kehrte auch Karl atemlos zurück: „Ein Sieg! Hurra! Ein großer Sieg! In Ostpreußen ist eine ganze russische Armee in die

Digitized by Google

masurischen Sümpfe getrieben! Die ganze Armee ist vernichtet! Hurra! Hurra!"

Die Verwundeten hoben sich von ihren Lagern. Zwischen Schmerzensgestöhn riefen sie Hurra und jubelten gemeinsam mit jenen da draußen. Ein ungeheurer Paroxismus der Freude war es.

Auch Heinz rief mit und Herr von Willingen . . . Karl, Marie und Olga riefen . . . aller persönliche Schmerz und alles persönliche Leid schienen vergessen und aufgelöst zu sein.

Und plötzlich hob sich auch Kurt empor.

Es war, als sammelten sich alle Reste von Kraft, die in ihm noch vorhanden waren, zu einer einzigen Tat. Und er, der kaum noch hatte sprechen können, schrie, würgte, brüllte es jetzt heraus . . . ein gurgelndes, gellendes, kreischendes: „Hurra!"

Dann aber, als hätte er sich damit ganz ausgegeben, quoll ihm ein Blutstrom von den Lippen, und entseelt sank er in die Kissen zurück.

Frau Leontine schrie auf, wild und fassungslos, und fiel laut weinend in die Knie.

Zugleich verstummte das Rufen im Saal, und es verbreitete sich eine scheue, heilige Stille.

Herr von Willingen stützte seine Frau.

Karl trat zu Kurt und drückte ihm die Augen zu.

Olga, der die Füße den Dienst versagten, hielt sich am Bettpfosten und starrte auf ihren Mann und auf Karls Hände, wie sie leise über Kurts Augen glitten.

Neben Marie stand Heinz Lienhardt.

Er sah sie an, wie große Tränen aus ihren Augen quollen und schwer und langsam über ihre Wangen rollten. Sie stand unbeweglich, nichts regte sich an ihr, und nur die Tränen rollten schwer und langsam.

Und da sagte Heinz leise: „Sie müssen nicht weinen, Schwester. Es ist in dieser Zeit etwas Heiliges um den Tod, und auch etwas Großes und Schönes zugleich."

Marie wandte sich zu ihm.

Und wie sie auch seine Augen feucht sah, fragte sie: „Haben Sie ihn lieb gehabt?"

Heinz aber erwiderte ernst und feierlich: „Er war uns allen ein guter Kamerad. Und ich glaube, daß in dieser Zeit ein jeder einen jeden liebt."

Marie schwieg eine Weile und sah ihn groß an.

Dann schweiften ihre Augen von ihm fort in die Ferne. Und er hörte, wie ihre Lippen fast lautlos flüsterten: „Ein jeder einen jeden . . . so soll es sein." — — —

* * *

Herr von Willingen hatte noch in der Nacht abfahren müssen. Er wäre gern noch zu Kurts Beerdigung geblieben, die unter den bedrängten Verhältnissen, wie sie der Krieg mit sich brachte, schon am nächsten Morgen stattfinden mußte. Aber sein Urlaub lief ab, und die Pflicht ging allem vor.

Mochte ihm sein Herz auch noch so weh dabei tun, — er biß die Zähne zusammen und dachte: Das hilft nichts . . . Disziplin muß sein . . . Die eiserne Disziplin, die ist es ja gerade, die sie uns nicht nachmachen können . . . Franzosen, Belgier, Engländer, Russen . . . und mögen sie auch noch so tapfer sein . . . aber in der Disziplin kommen sie gegen uns nicht auf . . . und darum müssen sie zuletzt von uns Deutschen besiegt werden . . . Aber darum muß sich dieser Disziplin auch jeder einzelne beugen . . . Was tut's, ob ich bei der Beerdigung meines Sohnes bin? . . . Das Vaterland hätte davon keinen Nutzen . . . Aber Schaden könnte das Vaterland haben, wenn ich auf dem Platz fehle, auf den ich gestellt bin. In einer Maschine muß auch das kleinste Rädchen funktionieren . . . Disziplin muß sein . . . eiserne Disziplin . . .

Und deshalb war Herr von Willingen abgefahren, und am anderen Morgen standen um die Grube nur die drei Frauen und die beiden Lienhardts. Auf den kleinen Dorfkirchhof schien die Sonne herab, ein Vogel zwitscherte in einer Trauerweide, von den Hügeln ringsum grüßten bescheidene Holzkreuze, wie Bauern sie ihren Toten errichten. Vier Soldaten trugen den einfachen Sarg, der aus sechs weißen Brettern zusammengeschlagen war.

(Schluß folgt.)

Der Roman „Ich kenne keine Parteien mehr" erscheint in der Sammlung Janke mit einem wunderschönen Kaiserbildnis zum Preise von Mk. 1,— und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen. Auf allen Bahnhöfen vorrätig. Verlag von Otto Janke, Berlin, Anhaltstraße 8.

Digitized by Google

Weit vom Schuß / Von Freiherr von Schlicht

Humoristisch-patriotischer Roman aus der Kriegszeit. 12. Fortsetzung.

Aber Willi Torwald ließ sich nicht aus seiner Ruhe bringen. Er hatte sich blitzschnell seinen Plan im Kopfe zurechtgelegt und versuchte, den nun durchzuführen. So meinte er denn jetzt: „Sie erinnern sich unseres Frühstücks, Herr Major, bei dem Sie mir rieten, der schönen Frau den Hof zu machen. Ich erklärte mich dazu bereit, aber nur unter der Bedingung, daß Sie die Dame heiraten müßten, wenn ich mich in die verlieben sollte."

„Gewiß", stimmte der Major ihm bei, der nun ganz erleichtert aufatmete, weil er anfing, den anderen zu verstehen, und so meinte er: „Aha, ich begreife. Sie reden mir ein, ich wäre in die gnädige Frau verliebt, weil Sie nicht zugeben wollen, daß Sie es sind, oder weil Sie die Konsequenzen aus Ihrer Verliebtheit nicht ziehen wollen."

„Glauben Sie das wirklich?" gab Willi Torwald gelassen zurück. „Ich will Ihnen offen gestehen, daß Ihre zukünftige Frau Gemahlin —"

„Ich bitte, auch nicht im Scherz so zu sprechen," rief der Major unwillig und ungeduldig, „Frau von Duffel wird niemals meine Frau werden!"

„Wetten, daß doch?" fragte Willi Torwald übermütig, aber doch mit einem Ton, der voller Siegesgewißheit war, um dann fortzufahren: „Wenn es Ihnen aber lieber ist, Herr Major, kann ich die gnädige Frau vorläufig noch, wenn wir von ihr sprechen, Frau von Duffel nennen. Und da muß ich Ihnen offen gestehen, die Dame hat auf mich einen tiefen Eindruck gemacht. Ja, es hat sogar Stunden und Tage gegeben, in denen ich mir nicht nur einbildete, sondern fest davon überzeugt war, daß — — aber nein, ich kann Ihnen doch nicht alles offen sagen, Herr Major. Heute würden Sie mich ruhig und geduldig anhören, aber wenn Sie erst der Mann der gnädigen Frau sind, dann würde es Ihnen doch peinlich sein, wenn Sie an diese Stunde und an unsere Unterhaltung zurückdächten, den kein Ehemann erinnert sich später gern daran, daß ein anderer Mann ihm einmal erzählte, wie der über seine Gattin dachte, bevor die seine Frau wurde."

Der Major fuhr sich nervös mit der Hand über den Kopf und zwirbelte dann mit den Händen an dem Schnurrbart herum, bis er jetzt sagte: „Sagen Sie, mein lieber Freund, wollen Sie mich eigentlich dadurch verrückt machen, daß Sie mir fortwährend vorreden, ich würde Frau von Duffel heiraten?"

„Am liebsten ja", beantwortete der im stillen die Frage, laut aber sagte er: „Zum Verrücktwerden liegt doch nicht die leiseste Veranlassung vor, Herr Major. Ich wiederhole, ich habe mich selbst sehr lebhaft für die gnädige Frau interessiert, und ich glaube zu wissen, daß sie das auch bemerkt hat. Davon aber, daß die gnädige Frau sich auch für mich interessiert, kann leider nicht die Rede sein", setzte er mit schlauer Berechnung, dieses Mal der Wahrheit die Ehre gebend, hinzu: „Wenigstens habe ich keinerlei Beweise dafür, daß sie in mir etwas anderes sieht, als einen halbwegs amüsanten Gesellschafter. Trotzdem aber kann ich mich nicht plötzlich zurückziehen, das wäre für die gnädige Frau eine schwere Beleidigung, für die sie mit Recht von mir eine Genugtuung fordern könnte. Die bin ich ihr schuldig."

„Und ich ihr auch", entfuhr es dem Major bei den letzten Worten unwillkürlich, weil er plötzlich wieder daran dachte, daß die Damen der patriotischen Kriegsabende sich gegen die Gesellschaft der schönen Frau auflehnten und daß die keinen Frieden mit den Damen der anderen Kriegsabende schließen wollten, solange Frau von Duffel noch hier in der Stadt war. Er dachte zurück an die lange Unterhaltung, die er damals mit ihr auf der Straße führte. Er hatte sich dafür verbürgt, daß trotz ihrer Anwesenheit der Friede zustandekommen würde. Die Genugtuung war er ihr schuldig. Und wenn er ihr die nicht schon längst verschaffte, so lag das lediglich daran, daß er fortwährend an Dorette dachte und daß er auch immer noch nicht recht wußte, wie er Frau von Duffel diese Genugtuung verschaffen

Digitized by Google

könne. Er hatte damals mehr versprochen, als er so ohne weiteres erfüllen konnte.

Während der Major sich das alles durch den Kopf gehen ließ, saß Willi Torwald da und sah den Major mit großen Augen verwundert an. Der war der gnädigen Frau auch eine Genugtuung schuldig? Warum und weshalb? Dafür gab es nach seiner Ansicht nur eine Erklärung, und so sagte er denn jetzt, von seinem Stuhl aufspringend und sich dicht vor den Major hinstellend: „Na, Herr Major, Sie können so bleiben. Sie sind ja der richtige, kleine Schäker! Erst leugnen Sie mir gegenüber, sich überhaupt für die schöne Frau zu interessieren, und nun müssen Sie bekennen, der bereits derartig den Hof gemacht zu haben, daß auch Sie der eine Genugtuung schuldig sind, bevor Sie von dem Schauplatz zurücktreten", und mit vorwurfsvollem Ton setzte er hinzu: „Na, Herr Major, das hätte ich nie von Ihnen gedacht."

„Und ich nie von Ihnen, daß Sie mir so etwas zutrauen", verteidigte sich der Major. „Es handelt sich bei meinen letzten Worten um etwas ganz anderes", und nach kurzem Besinnen setzte er hinzu: „Ich weiß allerdings nicht, ob ich ein Recht habe, mich darüber auszusprechen, vielleicht stelle ich mir auch ein gewisses Armutszeugnis aus, wenn ich mich Ihnen in der Hoffnung anvertraue, daß vielleicht Sie einen Rat oder einen Ausweg wissen. Selbstverständlich müßte ich mich auf Ihre größte Verschwiegenheit verlassen können."

Willi Torwald reichte dem Major seine Rechte: „Hier meine Hand. Ich schwöre Ihnen, außer uns beiden erfährt kein Mensch etwas von dem, was Sie mir sagen wollen, und wenn ich Ihnen irgendwie raten oder gar helfen kann, ich tue es dann schon mit Rücksicht auf die gnädige Frau, denn ein etwas schlechtes Gewissen habe ich der gegenüber doch."

„So hören Sie also", begann der Major nach einer kleinen Pause, die er dazu benutzte, um sich die Lippen und die Kehle anzufeuchten, und dann erzählte er seinem Gast alles, was es zu beichten gab: von dem ersten Tage an, da Ihre Exzellenz, die Frau Vorsitzende des Roten Kreuzes, ihn gegen Frau von Duffel aufstachelte, noch bevor er persönlich die gnädige Frau gesehen hatte, bis zu jenem Vormittage, an dem Frau Marga ihm erklärte, abreisen zu wollen, um den Frieden zwischen den beiden Parteien nicht länger zu stören. Und auch von sich selber erzählte der Major vieles: wie er von der ersten Begegnung an im stillen gewünscht habe, Frau von Duffel möge sich anders kleiden, deutscher, patriotischer, wie er sogar den Mut gefunden habe, ihr das offen zu erklären, und wie er sich trotzdem im stillen diese Frau gar nicht anders als in der französischen Mode denken könne. Das auch schon deshalb nicht, weil es ja noch gar keine deutsche Mode gab und ob es die vorläufig geben würde? Er hatte in den deutschen und auch in den Wiener Zeitungen zufällig die Berichte über die Verhandlungen gelesen, die sich mit der Schaffung einer neuen Mode beschäftigten. Es war bei diesen Zusammenkünften unendlich viel geredet worden, man wurde sich jedesmal von neuem darüber einig, daß man sich endlich von der Pariser Mode frei machen müsse, aber über das „wie" war man sich noch nicht schlüssig geworden. Das Endresultat aller Beratungen war immer dasselbe: man müsse warten, bis die Künstler, die Zeichner und die Leiter der Konfektionshäuser den neuen Stil gefunden hätten.

Und da dem nun einmal so war, und da es vorläufig auch so bleiben würde, hatte er da ein Recht gehabt, die gnädige Frau zu tadeln und hatten die Damen, so wie die Sachen lagen, überhaupt einen Grund, sich gegen Frau von Duffel ablehnend zu verhalten?

Ob und inwieweit alles richtig war, was der Major da erzählte, vermochte Willi Torwald nicht zu entscheiden, aber er hörte aus allem mit Freuden das eine heraus: der Major hatte mit emsigem Fleiß alles zusammengetragen, was zugunsten der Angeklagten, in diesem Falle zugunsten der Frau von Duffel, sprach. Das ließ ihn in mancher Hinsicht das Beste hoffen. Gewiß, auch um seiner selbst willen mußte dem Major daran gelegen sein, daß die Streitfrage zu seinen Gunsten entschieden wurde, wenn er nicht seine Stellung und sein Ansehen untergraben wollte. Aber trotzdem schien dem Major auch mit Rücksicht auf die gnädige Frau sehr viel daran gelegen zu sein, daß diese Siegerin blieb.

Ob dem Major die schöne Frau im tiefsten

Digitized by Google

Herzen wirklich so ganz gleichgültig war, wie der noch vor wenigen Minuten behauptet hatte?

Das glaubte er denn doch nicht, aber davon ganz abgesehen, lockte und reizte es ihn jetzt, auch seinerseits mit an dem Frieden zwischen den beiden Parteien zu arbeiten, das war er auch tatsächlich der gnädigen Frau schuldig. Wie viele Stunden hatte er nicht mit der in der angenehmsten Weise verplaudert, wie hatte er ihr nicht den Hof gemacht, und wie viele Komplimente hatte er ihr nicht zu Füßen gelegt. Da war es das wenigste, was sie von ihm verlangen konnte, daß auch er mit seiner ganzen Persönlichkeit für sie eintrat, bevor er sich von ihr zurückzog, weil die Nähe der kleinen Loni einen Sinnesrausch in ihm entflammte, der auch jetzt noch in ihm nachwirkte.

Aber jetzt handelte es sich nicht um Loni, sondern um die gnädige Frau. So meinte er denn, als der Major endlich schwieg und ihn erwartungsvoll ansah: „Ich danke Ihnen für das in mich gesetzte Vertrauen, Herr Major, und ich werde dasselbe zu rechtfertigen wissen. Sie sollen sich nicht umsonst an mich gewandt haben, ich helfe Ihnen, passen Sie nur auf, wenngleich ich noch keine Ahnung habe, wie. Aber helfen werde ich Ihnen trotzdem, das wäre ja noch schöner, wenn die anderen Damen hier über die gnädige Frau triumphieren sollten. Das gibt es nicht. Mir wird schon etwas einfallen, seien Sie einmal fünf Minuten ganz still."

„Aber ich sage doch gar nichts", verteidigte sich der Major.

„Dann atmen Sie auch nicht", rief Willi Torwald, „selbst Ihr Atmen stört mich. Seien Sie still — ganz still — totenstill — immer noch stiller."

Willi Torwald hatte sich in den Stuhl ganz weit hintenübergelehnt, die Augen geschlossen und fuhr sich mit der Hand fortwährend über die hohe, schöne Stirn, bis er dann plötzlich aufsprang, suchend in dem Zimmer auf und ab lief und dann, als er hier nicht das fand, was er suchte, die Tür zum Nebenzimmer öffnete.

Der Major verfolgte neugierig mit seinen Augen alle Bewegungen seines Gastes, bis er jetzt, trotz des ihm erteilten Befehles zu schweigen, unwillkürlich ausrief: „Was suchen Sie denn nur?"

„Ein Klavier", gab Willi Torwald erregt zur Antwort. „Ich habe eine Idee. Noch ist sie unklar und verschwommen, aber sie kann sich entwickeln, sie kann werden. Wenn ich fünf Minuten gespielt habe, bin ich im klaren. Wo steht Ihr Klavier?"

„Aber ich habe doch gar keins", entschuldigte sich der Major.

Willi Torwald sah den Major an, als sei der zum mindesten geisteskrank, dann fragte er, jedes Wort langsam betonend: „Sie haben kein Klavier?"

Der Major lachte bei dem entsetzten Gesichtsausdruck seines Besuchers hell auf, bis dann er seinerseits völlig erstaunt fragte: „Was sollte ich wohl mit einem Klavier? Ich spiele doch gar nicht und außerdem äußerten Sie vorhin doch selber, Sie begriffen nicht, wie man in einem Hause wohnen könne, in dem sich ein Klavier befände. Hätte ich ein solches, dann könnte ich in weiterer Konsequenz Ihrer Worte gar nicht in meiner eigenen Wohnung wohnen bleiben, sondern müßte umziehen und da ich mein Klavier doch mitnähme, würde ich fortwährend mit dem Möbelwagen durch die Straßen der Stadt ziehen!"

Willi Torwald hörte gar nicht auf das hin, was der Major ihm erzählte. Seine Augen suchten immer weiter und da er kein Instrument fand, setzte er sich jetzt an den Schreibtisch, schob dort mit einer schnellen Bewegung die herumliegenden Papiere beiseite und legte seine Hände dann auf die große, breite Schreibunterlage.

Und dann begann er zu spielen. Seine Hände trommelten nicht einfach darauf los, sondern bewegten sich in dem vorgeschriebenen Rhythmus, und der Künstler war gleich darauf der Gegenwart so entrückt, daß er es gar nicht bemerkte, wie seine Hände jetzt einen Gegenstand nach dem anderen von dem Schreibtisch herunterspielte. Erst das Papiermesser, dann den Abreißkalender, jetzt die große Papierschere, und voller Entsetzen wartete der Major auf den Augenblick, da auch das Gott sei Dank weit hinten stehende Tintenfaß herunterfallen würde. So stand er denn leise auf und brachte wenigstens das in Sicherheit. Aber

Digitized by Google

Willi Tormeister bemerkte nichts davon, der spielte immer weiter. Die Hände glitten über die Schreibunterlage, als berührten sie in Wirklichkeit die Tasten, und das Gesicht des Spielers nahm einen immer edleren, verklärteren Ausdruck an, bis er jetzt endlich mit halblauter Stimme, um die Stimmung nicht zu zerreißen, fragte: „Ist das nicht himmlisch schön? Soviel Beethoven auch komponierte, seine Eroika ist doch ein Meisterwerk."

Also das war die Eroika! Nur ein Glück, daß Willi Torwald das selber verriet, sonst wäre er nie darauf gekommen. Als er die Eroika zum letztenmal in Berlin in der Philharmonie hörte, hatte sie wesentlich anders geklungen. Und ganz in seinen Beethoven versunken, spielte Willi Torwald weiter, bis er plötzlich abbrach und erregt aufsprang: „Ich hab's, Herr Major, ich hab's! Die Sache ist sehr einfach. Es vergeht kaum ein Tag, an dem ich nicht aufgefordert werde, zu einem wohltätigen Zweck zu spielen. Ich habe bisher mit Rücksicht auf meine Nerven immer abgelehnt. Nun werde ich aber doch ein Konzert veranstalten, hier in der Stadt, und zwar zum Besten der beiden patriotischen Abende. Die ganze Einnahme stelle ich den beiden Vereinskassen zu gleichen Teilen zur Verfügung, ich lade die Vereine ein, und da ich doch nur für die spiele, werden und müssen die beiden vollzählig erscheinen."

„Ganz sicher," stimmte der Major ihm ehrlich begeistert bei, „und ich finde Ihre Idee einfach glänzend, wenngleich ich noch nicht recht weiß, was die mit Frau von Duffel zu tun hat, denn wenn die Damen der patriotischen Abende wissen, daß auch die schöne Frau kommt, dann merken die vielleicht die Absicht und werden nach berühmtem Muster verstimmt."

„Selbstverständlich," rief Willi Torwald schnell, „die Hauptsache bleibt deshalb, daß Frau von Duffel zu dem Konzert gar nicht kommt und trotzdem natürlich erst recht kommt. Auch das läßt sich machen, sobald es heißt, daß nur die wirklichen Mitglieder der Vereine Zutritt haben und daß von diesen unter gar keinen Umständen Gäste eingeführt werden dürfen. Da werden sich die patriotischen Kriegsdamen denken, daß sich dieses Verbot nur gegen Frau von Duffel richtet. Die werden frohlocken, aber zu früh, denn wenn die Mitglieder auch keine Gäste einladen dürfen, so habe ich als Konzertgeber selbstverständlich das Recht dazu. Sie verstehen mich, Herr Major?"

„Noch nicht ganz," meinte der, „aber an dem Konzertabend wird mir das Weitere schon klar werden."

„Vielleicht sogar schon eher, denn wir beide müssen natürlich alles Nähere mit Frau von Duffel besprechen. Wir müssen erst deren Einwilligung haben, an der ich nicht zweifle. Und wenn sie dann kommt, dann erhält sie den Ehrenplatz. Ich denke mir die Sache so: die eine Seite des Saales wird für die Damen der patriotischen Abende, die andere Seite für den anderen Verein reserviert. Es werden nur soviel Stühle aufgestellt werden, wie die beiden Parteien Mitglieder zählen, nicht ein einziger mehr. Die schöne Frau muß im letzten Augenblick erscheinen. Ich gebe ihr ein Billett für die erste Sitzreihe. Natürlich ist dort kein Platz mehr frei, es wird ein Stuhl eingeschoben, selbstverständlich in die Mitte zwischen beiden Stuhlreihen auf dem Gang, und der muß von Anfang an so schmal gehalten werden, daß durch diesen eingeschobenen Stuhl der Gang ausgefüllt wird. Soweit ich die Damen kenne, werden die beiden Vorsitzenden auf jeder Seite den Eckplatz einnehmen. Es kann da bei der Billettverteilung ja auch künstlich etwas nachgeholfen werden. Die schöne Frau findet also unmittelbar zwischen den beiden Vorsitzenden ihren Platz, und wenn die dort erst sitzt, wird sich das Weitere schon von selbst entwickeln. Das ist dann auch Ihre Sache, Herr Major, ich führe die beiden Parteien auf einem neutralen Platze zusammen, mehr kann ich persönlich nicht tun, und schon mit Rücksicht auf mich, der seine Kunst unentgeltlich den beiden Vereinen zur Verfügung stellt, wird man meinen Ehrengast zu respektieren wissen und wenn nicht — —"

„Dann bin ich auch noch da," fiel der Major ihm erregt in das Wort, „und Sie können sich da auf mich verlassen. Ehe ich dulde, daß man der gnädigen Frau gegenüber irgendwie taktlos auftritt, eher passiert sonst was. Aber so weit wird es Ihre Exzellenz wohl nicht kommen lassen", und nachdem sich seine

Digitized by Google

Erregung schnell wieder gelegt hatte, setzte er belustigt hinzu: „Auf das Gesicht Ihrer Exzellenz, wenn ich der die gnädige Frau vorstelle und wenn die dann ein paar liebenswürdige Worte an Frau von Duffel richten und anstandshalber ihrer Freude über die endlich erfolgte persönliche Bekanntschaft äußern muß, freue ich mich schon heute."

Der Major lachte bei dem Gedanken daran jetzt vergnügt vor sich hin und stieß dann mit Willi Torwald darauf an, daß der so fein angelegte Plan auch in allen seinen Einzelheiten gelingen möge.

Wohl noch eine halbe Stunde saßen die beiden Herren im Gespräch bei der Flasche Mosel zusammen, dann erhob sich Willi Torwald, um nach Hause zu gehen: „Ich muß mir nochmals alles in Ruhe auf meinem Flügel überlegen, Herr Major. Es ist ja noch früh, ich kann noch ein paar Stunden spielen, ohne daß sich die Hausbewohner darüber beklagen. Denken auch Sie nochmals über meine Idee nach, vielleicht fällt Ihnen auch noch das eine oder das andere ein, denn blamieren dürfen wir uns an dem Abend natürlich nicht."

Ein paar Minuten später war Willi Torwald gegangen, und der Major blieb in der besten Stimmung zurück. Natürlich, blamieren durften sie sich an dem Konzertabend nicht, aber das war ja auch ausgeschlossen, der Sieg war sicher, und über den freute er sich schon heute abend, nicht seinetwegen, sondern nur mit Rücksicht auf die gnädige Frau.

Na, der Abend konnte für einen unparteiischen Dritten als Zuschauer sehr amüsant und lustig werden, und die Idee zu diesem Konzert sah Willi Torwald ganz ähnlich. Der war und blieb doch nun einmal ein verrückter Zwickel. Ob der sich wohl wirklich allen Ernstes einredete, er, der Major, interessiere sich für die schöne Frau und werde die heiraten, ausgerechnet er, der sich heute doch schon, wenn auch nur in Gedanken, mit Dorette verheiratet hatte und mit dieser auf der Hochzeitsreise gewesen war. Nur ein Glück, daß Dorette nichts davon wußte, die hätte sich sonst bei der nächsten Begegnung sicher vor ihm geniert. Na, er würde ihr von seinem Traum, den er im Wachen hatte, nichts erzählen. Er würde sich hüten, wohl aber nahm er sich vor, wenn er später im Bett lag, wenn auch nur im Traum, die vorhin unterbrochene Gondelfahrt mit Dorette weiter fortzusetzen.

Und mit diesem festen Vorsatz, den der Traumgott dann auch zur Wirklichkeit werden ließ, stieg er endlich spät am Abend in sein Gondelbett. —

* * *

Seitdem Frau von Duffel sich ihrer Nichte gegenüber bereit erklärt hatte, dem Sänger Herrn Rudi Walther die erbetenen tausend Mark zu leihen, und seitdem Loni ihrem Rudi bei einer wirklich ganz zufälligen Begegnung im Stadtpark mitteilte, ihre Tante sei bereit, ihm zu helfen, jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er die sämtlichen Briefe zurückgäbe, die sie ihm im Laufe der Zeit schrieb, seit diesem Tage waren mehr als zwei Wochen verstrichen, ohne daß Frau Marga das Geld abgesandt hätte, und das war nach Lonis Ansicht sehr unrecht von der Tatja. Loni begriff gar nicht, daß ihre Tante immer noch auf diese Briefe wartete, denn ihr Rudi hatte ihr doch damals gleich im Stadtpark erklärt, offiziell besitze er die Briefe doch gar nicht mehr, und selbst wenn er sie noch hätte, wären sie ihm um schnödes Geld nicht feil.

Loni hätte bei diesen Worten ihrem Rudi am liebsten einen Kuß gegeben, so stolz war sie auf ihn, so glücklich, daß er trotz der Not, in der er sich befand, die Briefe nicht herausgeben wolle, um dadurch das Geld zu erhalten.

Ach, der Rudi war doch ein geliebter und ein goldiger Mensch. Nur ein Glück, daß sie den wenigstens noch weiter zuweilen heimlich küssen durfte, wenn es auch mit dem Briefeschreiben auf Wunsch der Tatja ein Ende haben mußte. Ach, und wie gern hätte sie ihn gleich geküßt, aber hier am hellichten Tage ging es doch nicht, es kamen ja hin und wieder Leute vorüber. Na, hoffentlich würde sich an einem der nächsten Tage zu einer späteren Stunde Gelegenheit bieten, das Versäumte nachzuholen.

Aber die Gelegenheit bot sich vorläufig nicht, denn aus der Zeitung ersah Loni ein paar Tage später, daß der Spielplan des Stadttheaters habe geändert werden müssen, da Herr Rudolf Walther an einer starken Er-

Digitized by Google

kältung erkrankt sei, die ihn auf ärztliches Anraten nötigte, eine Zeitlang das Zimmer und das Bett zu hüten.

Loni war ganz unglücklich. Der Ärmste tat ihr so leid, und sie durfte ihm nicht einmal ein Wort des Trostes schreiben, ihm nicht einmal gute und baldige Genesung wünschen. Nicht einmal das erlaubte die Tatja und die schickte ihm auch nicht das Geld, damit er sich wenigstens in seiner Krankheit pflegen könne.

Warum schickte die Tatja das Geld denn nicht ab, worauf wartete sie immer noch? Das verstand Loni wirklich nicht, bis dann endlich heute morgen die Erlärung dafür gekommen war. Die Tatja hatte einen eingeschriebenen Brief erhalten, und als sie den in ihrer Gegenwart aufmachte, da lagen in dem Kuvert die sämtlichen siebenundzwanzig Briefe, die Loni an ihren Rudi im Laufe der Zeit geschrieben hatte, denn manchmal hatte sie für den gleich drei Briefe auf einmal postlagernd hingelegt.

Siebenundzwanzig Briefe, alle fein säuberlich numeriert, zählte Frau Marga mit einem leisen Lächeln auf den Lippen vor ihr auf, und sie selber hätte darauf geschworen, daß sie ihm nicht mehr als vierzehn geschrieben hatte.

Siebenundzwanzig Briefe! Und die schickte er zurück, obgleich er geschworen hatte, die offiziell nicht mehr zu besitzen, und obgleich er behauptet hatte, die wären ihm für kein schnödes Geld feil! Und was schrieb er in seinem Begleitschreiben? Er habe einen neuen Krach mit diesem Idioten von Direktor gehabt, sie hätten sich gegenseitig die Kontrakte vor die Füße geworfen, der Direktor allerdings ohne zu wissen, was er damit täte, er selber, weil er es vor seinem künstlerischen Gewissen nicht länger verantworten könne, einer solchen Schmiere anzugehören. Die Not sei jetzt für ihn sehr groß, er müsse sich trotz des Krieges nach einem neuen Engagement umsehen, er brauche das ihm freundlichst zugesagte Darlehen dringend, und darum und deshalb schicke er auch heute die Briefe zurück.

Loni war außer sich, sie weinte Tränen der Empörung und der Wut, und vergebens versuchte Frau Marga sie dadurch zu beruhigen, daß sie ihr zurief: „Aber Loni, ich verstehe dich wirklich nicht. Ich kann nur sagen, ich finde sein Verhalten, daß er die Briefe nun doch noch zurückgibt, nur anständig."

Loni starrte ihre Tante vollständig fassungslos an, dann schrie sie förmlich auf: „Das nennst du anständig, Tatja? Ich finde es, jeder Beschreibung spottend, wahnsinnig dumm. Wenn er die Briefe wirklich noch besaß, warum hat er die nicht im letzten Augenblick verbrannt und dir geschrieben: ‚Gnädige Frau, ich schwöre Ihnen bei allem, was mir heilig ist, ich habe die Briefe nicht mehr. Lassen Sie Haussuchung bei mir abhalten, durch die Polizei oder durch wen Sie sonst wollen, kommen Sie selber und suchen Sie alles bei mir durch, kein Mensch wird etwas finden, weil ich keine Briefe mehr besitze.' Dann hättest auch du ihm geglaubt, Tatja. Einzig und allein so hätte er handeln und schreiben müssen. Das, aber auch nur das, wäre anständig gewesen. Aber wie er sich jetzt benommen hat, ist einfach idiotenhaft dumm", und sich mit der Hand vor die Stirn schlagend, setzte sie hinzu: „Und einem solchen Idioten habe ich geschrieben, daß ich ihn liebte! Und von einem solchen Dummkopf habe ich mich küssen lassen und den sogar wiedergeküßt. Nur ein Glück, daß er jetzt die Stadt verläßt. Noch vor kurzem hätte ich deswegen blutige Tränen geweint, aber nun bin ich darüber mehr als froh. Ich müßte mich ja vor mir selber schämen, ihm wieder zu begegnen. Na, soviel weiß ich, einmal in meinem Leben bin ich auf einen vom Theater hineingefallen, einmal und nie wieder."

„Das sollte mich deinetwegen aufrichtig freuen, Loni," stimmte Frau von Duffel ihr bei, „aber du darfst auch nicht das Kind gleich mit dem Bade ausschütten. Es gibt auch unter den Künstlern zahllose Ehrenmänner, aber ich würde mich an deiner Stelle nicht mehr ärgern, sondern mich lediglich freuen, daß ich die Briefe wiederhabe, denn wer kann es wissen, über kurz oder lang wirst du dich sicher in einen anderen verlieben, Loni dieses Mal vielleicht sogar ernsthaft. Es müßte dir dann doch peinlich sein, wenn ein anderer Beweise dafür in Händen hätte, daß du auch ihn dereinst liebtest."

Loni bekam einen dunkelroten Kopf, dann meinte sie schnell: „Ich habe diesen Menschen doch nie wirklich geliebt, Tatja, das habe ich

Digitized by Google

mir doch nur eingebildet, aber daß ich mich über kurz oder lang, wie du sagst, in einen anderen verlieben sollte, das glaubst du wohl selber nicht. Wenigstens weiß ich nicht, wer das sein könnte. Etwa mein Insektenpulverleutnant mit dem durchschossenen Bein? Es ist vielleicht kalt und herzlos von mir, Tatja, aber an dem habe ich nur seine schöne Figur und seine wundervollen Tanzbeine geliebt. Sonst nichts, denn dann hätte ich dem doch sicher Insektenpulver in das Feld geschickt. Na, und in wen ich mich sonst verlieben könnte, ausgerechnet jetzt, wo die Männer so rar sind, da müßtest du es mir schon sagen, Tatja, ich weiß es wirklich nicht."

„Du weißt es ebensogut wie ich", wollte Frau Marga ihrer Nichte zurufen, aber sie schwieg dann doch, weil abermals so etwas wie Eifersucht in ihr wach wurde. Seitdem Loni vor einiger Zeit von einem Nachmittagsspaziergang, den sie allein unternahm, zurückkehrte, war Loni eine andere, wenn sie sich auch noch so sehr zu verstellen versuchte. Loni mußte auf diesem Spaziergang eine Begegnung und eine Unterredung gehabt haben, die noch in ihr nachwirkte, und durch geschicktes Ausfragen hatte Frau Marga nur zu schnell herausgebracht, daß es sich dabei um Willi Torwald handelte. Was hatten die beiden für Geheimnisse miteinander? Das beschäftigte und quälte die schöne Frau nicht wenig. Nicht, als ob sie selbst den Künstler liebte, aber sie hatte geglaubt, daß die Stunde bei ihr kommen könne, wenn sie sah, daß auch er sie ernstlich liebe, nicht nur, um mit ihr zu flirten, und um ihre Gunst für flüchtige Wochen, sondern für immer zu gewinnen. Allerdings, ob er einer solchen ernsten Liebe fähig war, und ob sie es fertig bringen würde, ihn auch noch nach der Ehe dauernd an sich zu fesseln, das war eine zweite Sache. Und sie fühlte, sie hatte wenig Talent, sich betrügen zu lassen. Sie würde sich darüber sorgen und bekümmern, wenn er auf seinen Konzertreisen auch anderen Frauen den Hof machte, und ein klein wenig zur Eifersucht veranlagt, wie sie es war, würde sie es auch nicht ruhig mitansehen können, wie in den anderen Städten die Frauen ihrem Manne zujubelten, ihm Karten und Blumen in das Hotel sandten. Das alles hatte sie sich längst klargemacht als Antwort auf seine Frage: er sei neugierig, was bei diesem Flirt herauskäme, und warum sie es erlaubt habe, ihr den Hof zu machen. Ob er wohl sehr enttäuscht gewesen wäre, wenn sie ihm eines Tages einen Korb gegeben hätte? Der peinliche Augenblick blieb ihnen beiden ja nun erspart, denn wie Loni wieder für Willi Torwald Feuer gefangen hatte, so dieser auch für Loni. Das merkte sie nur zu genau, wenn sie sich jetzt auf der Straße oder an den Kriegsabenden mit ihm traf. Gewiß, er machte ihr noch den Hof, er huldigte immer aufs neue ihrer Schönheit, es machte ihm auch heute noch Spaß, sich mit ihr in geistreiche und prickelnde Wortgefechte einzulassen, aber während er mit ihr sprach, schielte er heimlich und verstohlen zu Loni hinüber. Es war ihr nicht leicht geworden, sich eingestehen zu müssen, daß sein Interesse für sie ebenso schnell erlosch, wie es für sie entflammte. Und leichter wurde ihr diese Erkenntnis ganz gewiß nicht dadurch gemacht, daß er sich gleich einer anderen, noch dazu ihrer Nichte zuwandte, die es doch weder an Schönheit, noch an Verstand mit ihr aufnahm. Trotzdem aber gestand sie sich offen ein, daß von Loni ein eigenartiger pikanter und sinnlicher Reiz ausging, der sicher auf viele Männer seinen Eindruck nicht verfehlte. Und daß auch Willi Torwald zu diesen gehörte, daß auch der zu jenen zählte, für die Liebe gleichbedeutend mit Leidenschaft und Sinnesrausch war, bewies ihr, daß sie beide in ihrem Denken und Empfinden doch zu verschieden waren, als daß sie auf diese Dauer zueinander gepaßt hätten.

Aber trotzdem blieb eine leise Enttäuschung in ihr zurück, und mehr als einmal hatte sie sich schon gefragt, warum sie nicht von Anfang an Lonis Rat befolgte und sich nicht den Major zum Kurmacher genommen hatte, wenn sie sich überhaupt hier denn etwas die Kur schneiden lassen wollte. Sicher wäre es ihr gelungen, das Interesse des Major für ihre eigene Person zu erwecken, denn daß der ernstlich an dieses für ihn doch viel zu junge Fräulein Dorette dachte, war doch ausgeschlossen. Und wenn der Major sich in seinem Alter wirklich noch mit der Absicht trug, zu heiraten, wie es ja fast den Anschein hatte, dann brauchte er eine Frau, die für ihn sorgte, die sich seiner

Digitized by Google

annahm und die mit zarter, aber doch fester Hand Ordnung in sein Leben brachte, die seiner Wirtschafterin, der in der ganzen Stadt bekannten Frau Schnappauf den Laufpaß gab, damit die später nicht etwa auch noch in der Ehe des Majors, trotz der Anwesenheit der Hausfrau das große Wort und die Wirtschaftskasse führte. Und er brauchte auch eine Frau, die sich ernsthaft um sein Leiden kümmerte, denn daß und woran er litt, hatte sie erraten, als sie ihm in den letzten Tagen ein paarmal auf der Straße begegnete und es mit eigenen Augen sah, wie schwer es ihm wurde, seine stramme, militärische Haltung zu bewahren. Er konnte doch in kürzester Zeit wieder gesund werden, wenn er einmal etwas Ernstliches gegen seine Krankheit, die ja eigentlich gar keine war, tat. Warum fuhr er nicht in die heißen Schlammbäder von Pöstyen? Dort hatte doch schon mancher, der auf Krücken ankam, in wenigen Wochen wieder das Tanzen gelernt. Fehlte es ihm an den nötigen Mitteln, um diesen im Laufe der Jahre so teuer gewordenen Badeort aufzusuchen? Dann brauchte er eine Frau, die reich genug war, um ihm diese Reise jeden Tag zu ermöglichen. Oder vernachlässigte er sein Leiden nur, weil er niemanden hatte, der ihm ernstlich riet, an sich selbst zu denken? Da brauchte er erst recht eine Frau, die für ihn handelte und die in sein Leben eingriff. Und ob Dorette das tun würde, ob die in ihrem jungen Eheglück nicht mehr an sich selbst, als an ihn denken würde? — Nein, Dorette war ganz gewiß nicht die richtige Frau für ihn, viel eher war sie das selbst.

Immer noch saß die schöne Frau ihren Gedanken nachhängend in ihrem Sessel. Sie hatte es gar nicht bemerkt, daß Loni inzwischen das Zimmer verließ und blickte ganz erstaunt auf, als diese nun wieder bei ihr eintrat, um sie zu fragen: Tatja, sieht man es mir immer noch an, daß ich weinte? Ich habe mir die Augen eine Ewigkeit gewaschen und mich dabei geschämt, daß ich diesem Menschen überhaupt eine Träne nachweinte. Er verdient es wirklich nicht. Und im übrigen, wer kann wissen, vielleicht verliebe ich mich doch einmal wieder in einen anderen, und da ist es am Ende doch gut, daß er die Briefe herausgab."

„Na, mich freut es, daß du das endlich einsiehst," stimmte Frau Marga ihrer Nichte bei, „aber nun will ich endlich den Geldbrief für deinen alten Verehrer in Ordnung bringen. Du trägst ihn vielleicht am Nachmittag selbst zur Post, es ist ja nicht gerade notwendig, daß die Dienstboten etwas davon erfahren, an wen ich hier in der Stadt Geld absende."

„Um Gottes willen, Tatja, nur das nicht," rief Loni entsetzt, „nein, nein, die dürfen nichts davon wissen. Wenn du dann wirklich so gut sein willst, das Geld zu geben, dann trage ich es am Nachmittag selber fort."

Das geschah denn auch, und als Loni das Haus verließ, tat sie es in der stillen Hoffnung, daß ihr auch dieses Mal der Zufall Willi Torwald in den Weg führen möge. Es war ja ganz nett, wenn sie sich mit dem in Gegenwart der Tatja unterhalten konnte, aber noch viel netter war es natürlich, wenn sie beide allein waren, so wie neulich, als er anfing, ein klein wenig frech zu werden und sie zum Tee einlud. Er hatte ihr ja schon längst gefallen, aber daß sie nun auch ihm gefiel, das freute sie, das machte ihr Spaß, das schmeichelte ihrer Eitelkeit und ihren Sinnen. Und als sie heute morgen der Tatja erklärte, sie wisse ganz gewiß nicht, in wen sie sich nun schon bald wieder verlieben solle, da hatte sie gelogen wie kaum je zuvor in ihrem Leben. Aber alles sagte man doch nicht und alles brauchte die Tatja auch nicht zu wissen, schon weil sie der gegenüber ein etwas schlechtes Gewissen hatte. Die Tatja war so gut und so nett zu ihr, die beschenkte sie so reichlich, und war gegen die Mutter so verschwiegen! Das lastete tatsächlich auf ihr, aber sie konnte doch schließlich nichts dafür, wenn Willi Torwald sie hübsch und begehrenswert fand, vielleicht sogar noch hübscher und pikanter als die Tatja, denn sonst träte er vor der doch nicht langsam den Rückzug an.

(Fortsetzung folgt.)

Der Roman „Weit vom Schuß" erscheint am 1. Oktober im Verlage von Otto Janke mit einer Umschlagzeichnung des beliebten Kunstmalers Ernst Heilemann und ist zum Preise von Mk. 4,—, geb. Mk. 5,— durch jede Buchhandlung zu beziehen und wird auf allen Bahnhöfen ausliegen. Wenn Buchhandlungen nicht zu erreichen sind, nimmt auch der Verlag Otto Janke, Berlin, Anhaltstraße 8, Bestellungen entgegen.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Im Abendrot

Hinterm Parke steht das Abendrot,
Überflammt der dunklen Tannen Wipfel,
Immer höher baut es seine Gipfel.

Schöner Tag, so willst mit deiner Not,
Deiner Freude, deinem heißen Mühen,
Du wie viele vor dir still verglühen?

Hell aufblitzt schon eines Sternes Schein;
Und die Dämm'rung schwebt mit schwarzen Fächern
Nach den Türmen nun, vor niederen Dächern.

Eine Glocke klingt so wunderfein.
Langsam erst und wieder dann geschwinde,
Wie das Nachtgebet von einem Kinde.

Und die letzten Wünsche schlummern ein . . .

Thilo Kieser.

Der dritte Mann / Humoreske von Fritz Skowronnek

Auf dem Bahnhof hatten sie sich getroffen und an der Uniform erkannt. Erfreut schüttelten sie sich die Hände und setzten sich bei einem Glase Bier in den Wartesaal, um die Stunde bis zum Abgang des Zuges zu verplaudern. Der Forstaufseher Krause war versetzt und fuhr in seine neue Stelle. Und der Forstaufseher Modrow, der seinen Platz einnehmen sollte, war eben mit der Kleinbahn angekommen. . . . .

„Das ist mir sehr lieb, daß ich Sie getroffen habe. Nun packen Sie mal aus, Kollege. Was erwartet mich dort in Schöneiche?"

Der andere lachte: „Sie haben hoffentlich keine Rosinen im Sack, Kollege. Denn es ist verdammt einsam dort draußen. Vor allem eine Frage: Können Sie Skat spielen?"

„Tut mir sehr leid, aber ich kenne keine Karte. Und was hat das mit meiner neuen Stelle zu tun?"

„Oh, sehr viel. Jeder Forstaufseher ist der geborene dritte Mann. Der Revierförster und der Hegemeister sind eifrige, ja, ich kann wohl sagen, leidenschaftliche Skatspieler. Und sie brauchen einen dritten Mann, denn weit und breit ist kein Mensch vorhanden, der diese Stelle ausfüllen kann."

„Das tut mir leid, aber ich kann's nicht ändern."

„Das habe ich auch gedacht, als ich hinkam. Ich habe mich aber schleunigst eines Besseren besonnen, und die Veranlassung war meine jetzige Braut, die älteste Tochter des Revierförsters."

„Diese Veranlassung ist bei mir ausgeschlossen. Ich gedenke mir erst, wenn ich definitiv angestellt werde, eine bessere Hälfte zu suchen", erwiderte Modrow lachend.

„Abwarten, Kollege. Die jüngere Schwester ist ebenso hübsch und liebenswürdig wie meine Braut. Aber abgesehen davon hat die Sache auch eine praktische Seite für Sie. Was wollen Sie an den langen Winterabenden anfangen? Und wo wollen Sie ein anständiges Mittagessen finden, wenn der „Revier" Ihnen nicht sein Haus öffnet?"

„Das hängt doch nicht vom Skatspiel ab?"

„Aber sehr! Gestehen Sie offen ein, daß Sie keine Karte kennen, sich aber Mühe geben wollen, das edle Spiel zu erlernen. Dann sind Sie geborgen wie in Abrahams Schoß."

Modrow hatte nur mit einem Kopfschütteln geantwortet und das Gespräch auf ein anderes Thema gelenkt. Eine Stunde später fuhr er mit dem Wagen, der den Kollegen zur Bahn gebracht hatte, seinem neuen Bestimmungsort zu. Drei Stunden führte der sandige Landweg durch Wald, bis sich endlich eine größere Lichtung auftat. An der einen Seite lag das Forsthaus und nicht weit davon sechs kleine Häuschen, aus roten Ziegeln gebaut. Da wohnten die von der Forstverwaltung angesiedelten Holzarbeiter. . . . . Einige Männer sprangen herzu, als der Wagen hielt und luden die Sachen ab.

Mit sehr gemischten Gefühlen betrat Modrow das winzige Stübchen im Giebel eines der Häuschen. Bett, Tisch, Stuhl, Schrank und Waschtisch füllten den Raum vollständig. Er nahm zuerst seine Lampe heraus, füllte sie mit Petroleum, das er vorsorglich mitgebracht hatte, und steckte sie an. Dann verspeiste er den Rest seiner Reisekost und begann auszupacken. Als seine Gewehre, Jagdtrophäen und Bilder an den Wändchen hingen, sah das kleine Stübchen schon ganz anheimelnd aus.

Digitized by Google

Inzwischen war die Frau des Holzmeisters gekommen, um zu fragen, ob er morgens Milch oder Kaffee haben wollte. Er bat um volle Beköstigung. Erstaunt sah die Frau ihn an. „Sie werden doch in der Försterei essen? Ich koch man ganz was Einfaches und meist schon morgens, weil ich den Tag über im Wald arbeite."

Erst nach langem Zureden entschloß sie sich, den Grünrock an ihrem Mittagessen teilnehmen zu lassen. Für Vesper und Abendbrot müßte er aber selbst sorgen. Mit einem Gefühl der Erleichterung legte sich Fritz Modrow zu Bett und schlief bis weit in den anderen Morgen hinein. Der Kaffee stand schon auf dem Tisch, Butter und Brot daneben. Er frühstückte mit gutem Appetit. Dann zog er seine beste Uniform an und wanderte zum Forsthaus, um sich bei seinem Vorgesetzten zu melden. Der Revierförster empfing ihn freundlich und kollegial. Ein stattlicher Mann, anfangs der Fünfziger. Er sah etwas bärbeißig aus, denn sein Gesicht war bis zu den scharfen Augen von einem grauen Vollbart bedeckt, und die Augenbrauen waren so buschig, daß sie ein Leutnant hätte als Schnurrbart brauchen können.

Ganz liebenswürdig erkundigte sich der alte Herr nach der letzten Stelle des Forstaufsehers, dann übergab er ihm die Revierkarte und teilte ihm kurz seinen Dienst mit, der jetzt im Sommer in nichts weiter bestand, als in der Beaufsichtigung der wenigen Holzarbeiter. Holzdiebstahl käme gar nicht vor, nur eine Grenze sei durch Wilddiebe gefährdet, die aus dem eine Meile entfernten Kirchdorfe kämen. Den schlimmsten habe er für ein halbes Jahr hinter Schloß und Riegel gebracht. . . . .

Als jetzt eine kurze Pause entstand, erhob sich Modrow. „Ich habe noch einen Gruß von Ihrem zukünftigen Schwiegersohn zu bestellen, den ich gestern auf dem Bahnhof traf."

Ein heller Schein flog über das bärbeißige Gesicht. „Na, hat er Ihnen gesagt, daß Sie hier den dritten Mann beim Skat machen müssen?"

„Damit kann ich leider nicht dienen. Ich kenne keine Karte und kein Spiel."

„Ach, das ist ein Mangel, der sich bei einigem guten Willen beseitigen läßt."

„Bedaure lebhaft, Herr Revierförster, ich habe durchaus kein Interesse für irgendein Kartenspiel."

„Na, denn nicht, Herr Forstaufseher. . . . Dazu kann Sie niemand zwingen", erwiderte der Alte schroff. „In Dienstangelegenheiten bin ich jeden Morgen um acht zu sprechen."

„Donnerwetter, das ist deutlich!" dachte Modrow, während er sich schweigend verbeugte und zur Tür ging. Draußen im Flur begegnete ihm ein blondes, zierliches Mädel, das ihn aus blauen Augen freundlich und fragend ansah. Er raffte sich innerlich auf und stellte sich vor.

„Ach, der neue Forstaufseher. Hat mein Vater Sie nicht zum Frühstück dabehalten?"

„Leider nein."

Das Mädel lachte hell auf. „Sie können wohl nicht Skat spielen?"

„Nein, und ich beabsichtige auch nicht, es zu lernen. Empfehle mich. . . . ."

Mit kurzem Gruß ging er an ihr vorüber. War denn die ganze Familie närrisch? „Na, zu den Dienstobliegenheiten eines Königlich Preußischen Forstbeamten gehörte das Skatspielen Gott sei Dank noch nicht", sagte er ganz laut, als er über den Hof ging.

„Nein, aber es schadet keinem, der es kann", schallte es in tiefstem Baß wütend aus dem offenen Fenster des Forsthauses.

„Der alte Herr hat nicht so ganz unrecht", dachte Fritz, als er ein Ende gegangen war. „Aber zwingen lasse ich mich nicht dazu. Das wäre ja noch schöner. . . . Nein, Herr Revierförster, wir beide werden auch ohne Skatspiel streng dienstlich miteinander auskommen."

Es dauerte aber nicht lange, da nahmen seine Gedanken eine andere Richtung. „Ein allerliebstes, reizendes Mädel. . . . Hätte ich dem Alten nicht so schroff geantwortet. Ach, Unsinn!" sagte er ganz laut zu sich selbst. „Das gibt es nicht und ist auch jetzt ganz ausgeschlossen."

Er war inzwischen in seinem Stübchen angelangt. Dort studierte er eine Weile die Revierkarte. Dann zog er sich um, nahm seinen Drilling und ging in den Wald. Am nächsten Tage gegen Abend machte er sich auf den Weg, um sich dem Hegemeister Kluth, der auch zu der Revierförsterei gehörte, vorzustellen. Er fand einen ebenso knorrigen Grünrock, der ihn ganz kurz abfertigte.

„Gestatten Sie, Herr Hegemeister, ich bin der neue Forstaufseher Fritz Modrow."

„Hegemeister Kluth. . . . Haben Sie irgendein Anliegen an mich?"

„Nicht im geringsten. Adieu."

Im Dunkeln wanderte er den weiten Weg zurück . . . müde . . . hungrig und durstig. . . . Aber der Zorn und Ärger ließen ihn alle körperlichen Beschwerden vergessen. So etwas hätte er nicht für möglich gehalten, wenn er es nicht selbst erlebt hätte! Nur allmählich fand er sein innerliches Gleichgewicht und seinen Humor wieder. Wenn die beiden alten Knaben ihm auf diese Weise Kartenverstand beizubringen gedachten, sollten sie sich sehr täuschen. Er war von jeher eine Leseratte gewesen und befand sich am wohlsten, wenn er abends mit seiner langen Pfeife und einem Glas Grog bei einem guten Buch saß.

Zwei Tage später erschien er morgens pünktlich um acht Uhr auf der Revierförsterei, um zu melden, daß die Durchforstung eines Jagens beendet sei. Der alte Herr nahm mit kurzem Kopfnicken die Meldung entgegen und sagte kurz: „Heute lassen Sie die Gräben an dem fahrbaren Gestell zwischen Jagen 18 und 21 räumen."

„Sollen die Gräben nicht auch an einigen Stellen tiefer gelegt werden?"

Digitized by Google

„Das müßten Sie als alter Forstaufseher allein wissen."

Fritz Modrow richtete sich auf und nahm eine dienstliche Haltung an. „Soll ich das als einen dienstlichen Tadel auffassen?"

„Das können Sie auffassen wie Sie wollen", erwiderte der alte Herr grob.

„Dann ersuche ich, meine Frage und Ihre Antwort zu protokollieren, Herr Revierförster."

„Ach nee? ... Wieso denn?"

„Weil ich mich über Sie beschweren will."

„Das können Sie auch ohne Protokoll tun. Unter Kollegen pflegt man aber nicht jedes Wort auf die Wagschale zu legen."

„Wenn Sie sich auf die Kollegenschaft berufen, sehe ich selbstverständlich von der Beschwerde ab", erwiderte Modrow schnell. „Ich habe bisher nur noch nichts von kollegialer Behandlung gemerkt. Adieu, Herr Revierförster."

„Dunnerlüchtig", rief der alte Herr seiner eintretenden Gattin zu. „Das ist ja ein ganz toller Kerl, dieser Modrow. Erst will er sich über mich beschweren und dann verzeiht er mir als Kollege."

„Na, du bist wohl grob zu ihm gewesen. Ich kenn' dich doch. Und ich sage dir, das geht nicht so. Der alte Kluth hat ihn auch so schlecht behandelt. Meinst du, daß Modrow nicht darüber sprechen wird, wenn er mit Kollegen zusammenkommt?"

„Meinetwegen!" brummte der alte Herr, nahm seine Mütze und räumte seiner Gattin das Feld.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Modrow am dritten Ort mit seinem Revierförster und dessen Familie zusammentraf. Das erstemal auf einem Scheibenschießen, das der Forstmeister alljährlich an seinem Geburtstag für die Grünröcke seiner Oberförsterei veranstaltete. Als Preis für den besten Schützen pflegte er stets eine schöne Büchse zu stiften.

Als Modrow auf dem Schießstand eintraf, fand er nur einige jüngere Kollegen, die ihn lachend fragten, wie er sich zu den beiden Knasterbärten gestellt habe.

„Ich kann nicht Skat spielen und werde deshalb nur dienstlich empfangen", erwiderte Modrow mit Humor.

Eine halbe Stunde später knallte es schon fleißig auf zwei Ständen. Der neue Forstaufseher erwies sich als ein sehr ruhiger und sicherer Schütze. Und die Grünröcke schossen alle gut, denn im Sommer wurde reihum bei den älteren Kollegen ein Fäßchen Bier geleert und dazu fleißig geschossen. Und unbestritten war bisher immer der alte „Revier" der beste Mann gewesen.

Auch heute hatte er mit drei Schuß seine sechzig Ringe geschossen. In guter Laune trat er auf den Nebenstand und sah sich die Schußliste an. Da hatte außer einem Förster noch Modrow dasselbe Resultat erzielt. Das verdroß den Alten. ... Im nächsten Rennen blieb der Förster mit einem Ring zurück. „Halten Sie sich tapfer", flüsterte ein Kollege Modrow zu. Der nickte lächelnd und trat an den Ständer. Freihändig schoß er seine drei Kugeln, und bei jedem Schuß salutierte der Anzeiger.

Der „Revier" hatte schon beim zweiten Schuß einen Ring zu wenig. Äußerlich ließ er sich nichts anmerken, aber in ihm kochte der Ärger. Und ausgerechnet mußte es seine zweite Tochter Martha sein, die dem Sieger den Ehrenpreis, einen Eichenkranz, zu überreichen hatte! Auch den ersten Tanz mußte sie ihm gewähren.

Nun traf Modrow öfter mit der Frau Revierförster und ihren Töchtern zusammen. Der Alte blieb meistens grollend zu Hause. Doch seine „Weibsleute" kehrten sich nicht daran. Und der Mutter gefiel der bescheidene, solide Grünrock. ... Der jüngeren Tochter auch. Es dauerte gar nicht lange, da begann man in der grünen Gilde zu munkeln, daß aus den beiden wohl ein Paar werden würde. Und man hatte diesmal das Richtige getroffen. ... Der junge Grünrock stand ganz zufällig am Waldrand, wenn Martha den Schnittern das Frühstück zutrug ... ja, er stand noch da, wenn sie zurückkam.

Und eines Tages warf sich Martha ihrer Mutter an die Brust und vertraute ihr an, daß „Fritz" sich mit ihr verlobt habe. Sie müsse ihr helfen, den Alten 'rumzukriegen. Die Mutter gab gerührt ihren Segen und den Rat, daß Fritz nun auch ein Einsehen haben und Skat spielen lernen müsse. Doch in diesem Punkt war der junge Grünrock starrköpfig. ... Er wolle nicht dieser brotlosen Kunst sein Lebensglück verdanken.

Nun war guter Rat teuer, denn damit war die Liebesangelegenheit auf einem toten Punkt angelangt. Man traf sich noch ab und zu. ... Briefchen flogen hin und her, aber eine Bewerbung bei dem Alten schien nach wie vor aussichtslos.

Der Spätherbst war gekommen. Wochenlang stürmte es. Dann klärte sich der Himmel auf. Es gab nachts schon leichten Frost und bald auch Schnee. Gerade um diese Zeit hörte Modrow, daß der berüchtigte Wilddieb Klimkat aus dem Gefängnis nach Hause gekommen sei. Und da der Mond sich eben zu runden begann, so konnte man wohl annehmen, daß der Kerl wieder die Forst unsicher machen würde. Das war eine gute Gelegenheit, sich auszuzeichnen.

Nun lag der Grünrock Nacht für Nacht im Walde. Eines Abends, als er vom Schlag nach Hause ging, traf er den Revierförster.

„Sie können heut mal ausspannen," sagte der Alte wohlwollend, „ich bleibe heute nacht im Walde."

Modrow hatte Abendbrot gegessen und es sich bequem gemacht, als ihm plötzlich eine merkwürdige Unruhe befiel. ... Er stand auf, zog sich schnell an und ging hinaus in den Wald. Es war windstill und klarer Mondschein. ...

Zwei Jagen weit war er gegangen, als nach

Digitized by Google

der Grenze zu ein Schuß fiel. . . . Sofort setzte er sich in Trab. . . . Ab und zu blieb er stehen, um zu spähen und zu horchen. Alles still. Wieder ein Stück weiter. . . . Da ist es ihm, als wenn er seitwärts etwas vernimmt. Wie wenn ein Mensch keuchend atmet. . . . Blindlings stürmt er durch das niedrige Unterholz. Da ringend liegend zwei Menschen. . . . Der Revierförster liegt unten, über ihm ein baumlanger Kerl, in der rechten Hand das Messer.

In zwei Sätzen ist er neben ihnen. . . . Ein Fußtritt wirft den Kerl zur Seite. . . . Stöhnend richtet der Revier sich auf. „Das war die höchste Zeit, Kollege."

„Daß der dritte Mann kam", erwiderte Fritz lachend trotz der Aufregung, die auch ihn befallen hatte. Während der Wilddieb an den Händen gefesselt vor ihnen ging, erzählte der Alte, wie die Sache sich abgespielt hatte. Er hatte den ahnungslosen Wilddieb ganz dicht auflaufen lassen, zu dicht, denn als er ihn anrief, war der Kerl mit einem Satz bei ihm und befaßte ihm das Gewehr. Beim Ringen ging der Schuß los. „Das war Ihr Glück, denn der Knall rief mich herbei", rief Fritz.

Der Revier hatte den Wilddieb ins Backhaus gesperrt und seine Hunde losgelassen. Dann faßte er Fritz unter den Arm. „Kommen Sie, Kollege! Wir müssen noch bei einer guten Flasche uns aussprechen. Frau," rief er seiner Gattin, die mit den Töchtern an der Lampe saß, „hol' mal schnell die beste Flasche aus dem Keller. Hier, der Modrow hat mich unter dem Klimkat hervorgeholt." In demselben Augenblick begab sich etwas Merkwürdiges. Martha sprang auf, rief: „Fritz" und warf sich dem Forstaufseher an die Brust.

„Ach so . . .?" sagte der Revier nach einer Weile. . . . „Na, meinetwegen . . . nun sind wir quitt . . . Modrow. Aber niederträchtig war es von dir, mein Junge, daß du mir in demselben Augenblick den dritten Mann aufmutzen mußtest . . ."

Die Schwestern

Früh starb der Vater.
Und weil er ihre Seele war,
Erkrankte auch die Mutter schwer —
Just als erstmalig zum Altar
Sie ihre Mädchen schickte. Beide
Waren ihr die Sterne in dem Leide
Und haben treulich Tag und Nacht
An ihrem Bette still durchwacht.
Darüber ist die Zeit vergangen
Und mit die Jugend von den Wangen. —
Nun sitzen sie beim Lampenschimmer
Zusammen im Altjungfernzimmer
Und nähen spät bis in die Nacht.
Nur wenn ein Pärchen schäkernd lacht
Beim Nachbar drüben in dem Tor,
Schau'n jedesmal sie auf vom Linnen
Und schau'n sich seltsam an und sinnen
Und kommen alt sich wie ein Märchen vor . . .

Fritz Alfred Zimmer.

Die Tochter des Chaim / Von Florentine Gebhardt

Mit einem letzten, wilden Jauchzen schwiegen die Geigen. Marianka, die Zigeunerin, hielt mit ihrem Tanze inne, vom tosenden Beifall der jungen Edelleute belohnt, die in der niederen, unsauberen Schenke sich zusammengefunden, den Künsten der braunen Schönen zuzuschauen.

„Nun den Lohn, Herr!" sprach Marianka herausfordernd zu einem derselben, „das Gold und den Wein — wie Graf Ivor versprach!"

„Da, du verteufelte Hexe — du siehst, 's ist heute mein letzter Gulden! Und Wein? Sollst ihn haben, Täubchen, sollst ihn haben! Heda, Isaak, Champagner her! Champagner — hörst du nicht, Sohn einer Hündin?" —

Der neben Graf Ivor sitzende Gefährte, dessen Äußeres den Russen verriet, lachte: „Sie sind ja sehr verschwenderisch, Graf!"

„Was wollen Sie, Wassil Wassilowitsch? Man lebt nur einmal. Jede Stunde auskosten — wer weiß denn, was später kommt? — Aber zum Teufel, wo bleibt dieser Isaak? Kerl — endlich! Bist du taub? Champagner hab' ich gesagt — drei Flaschen — fünf — oder hast du keinen?"

„Was werd' ich keinen haben, Euer Gnaden? Wo die Herren von den Gütern und dem großen Lemberg — und drüben aus dem gewaltigen Rußland doch zuweilen mein bescheidenes Dach aufsuchen —"

Nach Champagner freilich sah das demütig gebückte Männchen in seinem schmierigen Kaftan, mit den verklebten, schwarzen Löckchen und dem wirren Bart nicht aus. Es hatte augenscheinlich auch wenig Eile, das Geforderte zu holen, sondern blieb in gleicher, gebückter Stellung stehen, ohne sich vom Fleck zu rühren allein ein gehässiger, lauernder Blick schoß zu dem vornehmen, hochmütigen Gast hin: „Aber —"

„Nun, zum Henker, was für ein Aber?"

„Aber ich möcht' zuvor den gnädigsten Grafen gehorsamst gebeten haben, mir erst zu zahlen, was Dero Gnaden mir schuldig sind — von den letzten drei Monaten —"

Digitized by Google

Mit einem Fluche sprang Graf Ivor empor: „Räudiger Hund von einem Juden — was erfrecht er sich? Ist ihm mein gräflicher Name nicht gut für seine lumpigen paar Kreuzer?"

„Es ist nicht Frechheit, nur sein Recht, wenn der arme Isaak bittet um das, was ihm zukommt. Und der Name der hochgräflichen Familie ist wohl gut; aber Graf Ivor sind nicht der Erbherr. Und muß ich mich wenden an des gnädigen Herrn Grafen allergnädigsten Herrn Bruder — wenn der Herr Graf nicht auf meine Bitten hört —"

Graf Ivor war totenbleich und zitterte vor Wut. Fast hätte er mit der erhobenen Faust den Juden zu Boden geschlagen, wenn nicht der Russe ihn zurückgehalten hätte: „Regen Sie sich nicht auf über diese Frechheit, Graf Ivor. Kommen Sie — wir haben hier nichts mehr zu suchen. Mag er seinen Champagner für sich behalten! Da, Kinder, kauft euch selbst, was ihr braucht!" — Und er warf den Zigeunern, die mit verschmitzten Gesichtern der Szene zustarrten, die eigene Börse hin, nachdem er dem Juden einen Geldschein für die Zeche auf den Tisch gelegt. Gleich darauf hatten die Herren die Schenke verlassen.

Es währte geraume Weile, bis Wassil Wassilowitsch den beleidigten Ivor draußen einigermaßen begütigt hatte. „Das Verdammte ist," knirschte dieser, „daß der Kerl imstande ist, seine Drohung wahr zu machen und mich bei meinem Herrn Bruder anzuklatschen. Er weiß, daß ich von dem abhänge. Und die liebe Sippe sucht längst nach einem Grund, mich lahmzulegen — flüstert von Kuratel und derlei schönen Dingen —"

„Sie treiben's wohl ein bißchen bunt, lieber Ivor?" —

„Der Kerl, der Isaak, haßt mich — vielleicht, daß die Kleine, die Recha, geplaudert hat — wer das ist? Ei, sein Schamsellchen, einer verwettert hübsche Kröte. Sonst auch nicht prüde — bloß gegen mich. Schrie beinahe Zetermordio wegen der paar Küsse —"

„O Ivor, was sind Sie für ein Teufelskerl!"

„Hab' leider kein Eiswasser in den Adern wie Sie, Wassil Wassilowitsch. Aber ich möcht' wetten, wenn so eine süße, kleine Katze Ihnen in den Weg lief wie dies Judenmädelchen, da bleiben auch Sie nicht kalt. Aber holla — wen seh' ich da vor uns an der Ecke? Ich verwett' meinen Kopf, die kleinere ist sie selber, Recha, des alten Isaak Töchterlein!"

Zwei Mädchen in der Landestracht der jüdischen Töchter tauchten vor ihnen auf, in ein lebhaftes Gespräch vertieft. Neben der kleinen, lebhaften Recha eine junonische Gestalt mit ruhigen, hoheitsvollen Bewegungen. Das Gespräch, von Recha geführt, stockte plötzlich. Die Größere hob das Haupt: „Was ist dir, Recha?" —

„Der wüste Graf — und noch einer! Überall verfolgt er mich!"

Er ward es nicht wagen — auf offener Gasse — im Lichte des Tages —"

Das dreiste Wort des vortretenden Ivor stockte ihm auf der Lippe, als das fremde Mädchen, das schleierartige Tuch, das ihr halb das Antlitz deckte, etwas lüftend, den jungen Wüstling von oben bis unten maß — mit einem Blick — stolz und kalt — wie der einer zürnenden Madonna. Er starrte verwirrt, halb gelähmt auf sie hin, die dann, die Freundin mit sich ziehend, ruhig an ihm vorüberschritt, dem Gehöfte des Schankwirts Isaak zu. „Sie haben heute kein Glück in der Liebe!" lachte der Russe. „Vielleicht um so mehr im Spiel! Wollen wir noch in den ‚Zar Alexei'?"

Ivor fuhr sich wie abwesend über die Stirn. „Wer war dieses Weib?" stammelte er.

„Was? Die kennen Sie nicht? Die berühmteste Schönheit der Stadt? Die einzige Tochter des reichen Kornhändlers Chaim? — Freilich, bei der schönen Esther kommen Sie mit Flirten nicht an. Die will geheiratet sein. Wäre übrigens was für Sie. Der Alte ist reich —"

„Heiraten? Ein Judenmädel? Ich?"

„Was wollen Sie? Ist anderwärts der gebräuchlichste Weg, sich zu rangieren. Sie ziehen dann einfach wo anderswo hin — nach Wien — Budapest — Petersburg! — Na, genug. Kommen Sie noch mit?" —

„Heute? Danke, Wassil Wassilowitsch. Aber ein andermal — wenn Sie wieder im Südchen sind —"

Der Russe sah dem Davongehenden spöttisch nach. „Dich hab' ich bald!" murmelte er vor sich hin. — — — — — — — — — — — —

Graf Ivor hatte schlechte Nächte. Er fürchtete Isaaks Drohung, aber das war es nicht allein, was ihm den Schlaf raubte. Vor ihm stand das Mädchen mit den mandelförmigen, nachtdunklen Augen, die ihn angeschaut hatten, so stolz, abwehrend-hoheitsvoll — mit dem Blick der zürnenden Madonna. — —

Schöne Weiber hatten eine große Rolle gespielt in seinem Leben, seit er erwachsen war; solche die leicht, solche, die nur mit Mühe zu gewinnen waren. Aber gewinnen ließen sie sich am Ende alle. Und hier, bei einer Jüdin, sollte das nicht der Fall sein?

„Ha, er mußte sie gewinnen, die schöne Esther — und sei es mit Gewalt!

Und er fing an, sie zu belauschen, zu belauern, zu verfolgen, heimlich und ganz systematisch, mit einer Ausdauer, die eines besseren Zieles wert gewesen wäre. Aber es war schwer, an sie heranzukommen. Sie war behütet und beschützt wie nur je ein junges Mädchen! War sie doch der Augapfel des reichen Chaim, der keinen Sohn sein eigen nannte. Und sie schien nicht bloß — sie war kühl und keusch und unnahbar wie ein Marmorbild.

Aber sie wäre kein junges Mädchen gewesen, wenn sie dieses Belauschen und Belauern und Nachstellen nicht gemerkt hätte. Und der alte Chaim hätte nicht so klug zu horchen und zu sehen ver-

Digitized by Google

standen, wie es der Fall war, wenn nicht auch ihm die Leidenschaft des „Schuldengrafen" für seine einzige Tochter bald kein Geheimnis mehr gewesen wäre. Grund genug, sie noch ängstlicher zu behüten.

Einmal aber fand sich doch ein Augenblick, der Ivor erlaubte, der schönen Esther, unbeobachtet von fremdem Aug' und Ohr, seine heiße Leidenschaft zu gestehen, Erhörung zu erflehen.

Diese Stunde vergaß er nicht wieder. So tief traf ihn die Verachtung, die aus ihrer Antwort sprach. Und Gewalt — die wagte er doch nicht gegenüber den stolzen Augen dieser zürnenden Madonna.

Allein er dachte an seines russischen Freundes Wort: „Eine Esther will geheiratet sein." — Und wenige Tage später betrat er des reichen Chaim Haus.

Der empfing ihn in seinem „Geschäftszimmer". Sein Kaftan war nicht weniger schmutzig und seine Löckchen waren nicht minder klebrig als die des alten Isaak in der Zigeunerschenke. Aber an seiner Haltung schon sah man, daß er der „reiche" Chaim und eine Art Patriarch in der Gemeinde war.

Er ließ Ivor ruhig seine Werbung anbringen. Dann sagte er gemessen, mit ein wenig Spott im Ton: „Der Herr Graf meinen, Sie tun meiner Tochter eine hohe Ehre an, daß sie die Esther zu einer hochgnädigen Frau Gräfin machen wollen. Ich weiß, daß sie es wert wäre. Und der Herr Graf sagen, daß Sie meine Tochter lieben. Kann sein, denn sie ist schön. Kann aber auch sein, der Herr Graf lieben ebensosehr das Geld des alten Chaim. Wenn nun der Herr Graf ganz ehrlich gekommen wären und hätten gesagt: Chaim, leih' mir ein paar tausend Kronen gegen Zins, so hoch du willst, so hätt' ich dem Herrn Grafen zur Antwort geben müssen: Der gnädige Herr Graf werden begreifen, für Tagediebe, Spieler und Schuldenmacher ist dem alten Chaim sein sauer erworbenes Gold zu lieb. Gehen Sie anderswo hin. — Und da sollt' dem alten Chaim seine einzige Tochter nicht erst recht zu teuer sein?"

Das war mehr als deutlich und wie ein Schlag ins Gesicht. Ivor schäumte. Denn er war wehrlos. Er konnte den alten Chaim weder fordern noch verklagen. Am liebsten hätte er ihn erwürgt, das aber wagte er nicht.

Doch in ihm stieg ein Haß auf, riesengroß; ein wildes Verlangen nach Vergeltung. Und da er von dannen stürzte mit fahlem Gesicht und irren Augen, da fühlte er's: Diese Stunde sollte dem Chaim unvergessen sein — wie der schönen Esther jene andere. Oh, daß er die Mittel gehabt hätte, beide zu vernichten, Vater und Tochter! —

In dieser Stimmung traf er auf Wassil Wassilowitsch. Eine wüste Nacht bei Gelage und am Spieltisch folgte. Und als der neue Tag heraufdämmerte, da war Graf Ivor nichts mehr als das Werkzeug jenes „guten Freundes", von dem auch er wie andere im Städtchen bisher nichts gewußt, als daß er Russe, reich und ein Lebemann sei.

„Ich wüßte ein Geschäft für Sie, Graf Ivor — da könnten Sie mühelos im Handumdrehen Tausende gewinnen — und der ganzen Sippschaft hier ein Schnippchen schlagen, sie alle in Ihre Hand bekommen — nur Verschwiegenheit braucht es — und Vorsicht — fürs erste —"

Ivor hat sich nicht lange bitten lassen.

(Schluß folgt.)

Zur freundlichen Beachtung!

Unseren verehrlichen Abonnenten zur gefälligen Nachricht, daß mit Heft 40 das vierte Vierteljahr des 52. Jahrgangs der „Deutschen Romanzeitung" beginnt.

Für das Sommervierteljahr (Juli — September) sind unter anderem folgende neue Romane vorgesehen:

Artur Achleitner, Bayerische Schneid,
Christine Luckwald: Die Herrin von Hellerbrunn,
Artur Babillotte: Straßen und Sessel.

Diese Autoren gehören zu den talentvollsten Schriftstellern der Gegenwart und haben sich bereits durch verschiedene Arbeiten einen Namen gemacht. Es freut uns aus diesem Grunde, unseren Lesern einige neuere Arbeiten bieten zu können.

Neu hinzutretenden Abonnenten werden die Nummern der bereits begonnenen Romane auf Wunsch kostenfrei nachgeliefert.

Verlag der Deutschen Romanzeitung.

Inhalt des Heftes 39: Ich kenne keine Parteien mehr! Von Henry Wenden. — Weit vom Schuß. Roman aus der Kriegszeit von Freih. von Schlicht. — **Beiblatt:** Im Abendrot. Gedicht von Thilo Kieser. — Der dritte Mann. Humoreske von Fritz Skowronnek. — Die Schwestern. — Gedicht von Fritz Alfred Zimmer. — Die Tochter des Chaim. Von Florentine Gebhardt.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 26. Juni 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung

Herausgegeben von Otto Janke
Zweiundfünfzigster Jahrgang 1915

Unbefugter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitung ist untersagt

Vierter Band

Verlag von Otto Janke * Berlin SW 11

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des vierten Bandes

*

Romane

Ich kenne keine Parteien mehr! Von Henry Wenden. (Schluß). Seite: 1—10.
Weit vom Schuß. Humoristisch-patriotischer Roman aus der Kriegszeit von Freiherr von Schlicht. (Fortsetzung und Schluß.) Seite: 11—18, 34—42, 57—66.
Die Herrin von Hellerbrunn. Roman von C. von Luckwald. Seite: 25—33, 49—56, 73—78, 97—102, 121—129, 145—153, 169—177, 193—201, 217—225, 241—251, 265—274, 289—298.
Bayerische Schneid! Von Arthur Achleitner. Seite: 79—87, 103—110, 130—138, 154—162, 178—186, 202—210, 226—234, 252—258.
Der Professor. Erzählung von Heinz Welten. Seite: 87—90, 111—114.
Die kleinen Franzosen. Von Robert Misch. Seite: 275—280, 299—304.

*

Beiblatt

	Seite
Waldkapelle. Gedicht von F. Wagenknecht	19
Die Tochter des Chaim. Von Florentine Gebhardt.	19
Frühling im Mai. Gedicht von Hans Anton Schütt	23
Fern der Heimat. Gedicht von Johanna Weiskirch	24
Ernte. Gedicht von Wilh. Lennemann	43
Die Sagen vom Hartmannsweilerkopf. Von Magda Trott	43
Am Feldweg. Gedicht von Bruno Pompecki	45
Sehnsucht. Von Hedwig Forstreuter	45
Im Park. Gedicht von E. Taufkirch	47
Edelfrau. Gedicht von Eugen Stangen	67
Die deutsche Ader. Skizze von Julius Knopf	67
Sehnsucht. Gedicht von Helene Brauer	69
Im Quartier. Skizze von Marie Pego	69
Rosenblätter. Gedicht von Wanda West	72
Soldat und Dichter. Gedicht von Bernhard Schäfer	91
Italienische Streiflichter. Von Dr. Erich Janke	91
Abend. Gedicht von Karl Pries	94
Friedrich der Große und Gellert. Von Anna Schwabacher	94
Der Alte. Gedicht von Leo Heller	95
Fahnenschwur. Gedicht von Hellmuth Unger	115
Von einer kleinen Reise aus großer Zeit. Von Johanna Weiskirch	115, 139
Lehrmeister Schmerz. Gedicht von Bernhard Schäfer	117
Das Wunder. Eine Groteske von Julius Berstl	118
Manche Stunde. Gedicht von Julius Haupt	120
An den Schmerz. Gedicht von Erich Janke	139
Lebenswunsch. Gedicht von Karl Berkow	142
Der Krüppel. Von Hedwig Forstreuter	142
Abendgang. Gedicht von Fritz Alfred Zimmer	144
Bundesgenossen. Gedicht von Bernhard Schäfer	163
Vom deutschen Erntebrauch. Von Käte Damm	163
Späte Heimkehr. Gedicht von Wotan Dietrich	165
Vom Monat August und seinen Tagen. Von A. M. Witte	165
Abendstimmung. Gedicht von Maria Grosser	166
Heimurlaub aus dem Felde. Gedicht von Florentine Gebhardt	187
Tiroler Bauern. Von Joseph Aug. Lux	187
Schweigen. Gedicht von Erika Riedberg	189
Strupp und Schnuppe. Von Marcello Rogge	190, 213
Heimfahrt. Gedicht von Hans Anton Schütt	192
Tote Stadt. Gedicht von Herta Rolin	211
Gottfried Kinkel als Lyriker. Von Paul Pasig	211
Die Ahne. Gedicht von Johanna Weiskirch	213
„Hier ist Deutschland!" Von Charlotte Marr	215
Morgenritt. Von Wotan Dietrich (Worpswede)	235

Digitized by Google

Seite

Das Gedicht. Von Josef Steidl 235
Der Sieger. Gedicht von Charles Etienne . . . 236
„Es braust ein Ruf wie Donnerhall . . .“ Von Paul Pasig 237
Zweierlei Wege. Von Johanna Weiskirch . . . 238
Neues Land. Von Wilh. Lennemann 238
Mein ist die Ernte! Gedicht von Bernhard Schäfer 259
Der Apfel im Glauben der Völker. Von A. M. Witte 259
Fliegergöttlichkeit. Gedicht von Fred Hein . . . 261
Die Armen. Novelle von Rose Raunau 262
Im Heiderot. Gedicht von Bruno Pompecki . . . 264
Das leise Lachen. Gedicht von Leo Heller . . . 281
Juden-Rosa. Skizze von Ferdinand Künzelmann . 281
Einsam will ich sein. Gedicht von J. M. Schulze 284
Die Sühne. Skizze von Dala Frieser 284
Dem Freunde. Gedicht von Hans Anton Schütt . 287
Herbst . . . Gedicht von Bruno Pompecki . . . 305
Zu spät. Skizze von Fritz Müller 305
Heilige Zeit. Gedicht von F. Wagenknecht . . . 311

Bücherbesprechungen.

Neue Bücher 23, 48
Erwin Rosen. Bismarck der große Deutsche . . 23
Franzos und Ruß im Spiritus 23
Fritz Skowronnek. Der Mann von Eisen . . . 167
— Du mein Masuren 167
Arthur Achleitner. Bayerische Schneid 167
Gerhard Ouckama Knoop. Das A und das O . . 215
Der letzte Mann 215
Walther Reinhardt. Sechs Monate Westfront . . 264
Francesco Chiesa. Blätter unter der Asche . . . 264

Seite

Marcello Rogge. Quo vadis, Romania? 288
Onésime Reclus. Die Zerstückelung Deutschlands . 288
Dr. Friedrich Düsel. Verdeutschungen 288
Dr. Walter Flex. Das Volk in Eisen 288

Vermischtes.

Der Lehrmeister des großen Friedrich 24
Die Trikothose 47
Bücherei und Bücherhalle 48
Gasthof und Gasthaus 72
Ein erfreulicher Entschluß 72
Dem Gemüt der Kinder 72
Schont den Maulwurf! 72
Gespräch zwischen England und Ruyter 96
Knabe und Vogel 96
Ein alter, aber falscher Kindervers 96
Zur Einschränkung des Fleischgenusses 144
Hilfe oder Hülfe? 144
Anstandstafel für Kinder 144
Ein Bad mit Hindernissen 167
Aufgaben der Presse zur Anpassung der Volksernährung an die Vorräte 168
Was Bertha von Suttner über den Tierschutz sagt 168
Gartenbesitzer sollten mit dem Scheren der Hecken 168
Hauswirtschaftliche Beratungsstellen 192
Irischer Humor vor Gericht 216
Die „Deutsche Romanzeitung“ im Schützengraben 216
Archangel 240
Anekdoten 288
Sommerfäden — Altweibersommer 311

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek
1915 Heft 40
Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Ich kenne keine Parteien mehr! Von Henry Wenden

(Schluß.)

Heute ganz früh, bevor sie den Sarg geschlossen hatten, war Olga noch einmal zu ihrem Manne gegangen und hatte ihm ein Bild von Rolf zwischen die Finger gelegt. Dabei hatte sie ihn lange angeschaut, und die Worte waren ihr eingefallen, die er in Berlin zu ihr gesprochen hatte, bevor er ins Feld gegangen war. „Wenn ich nicht mehr wiederkehre," hatte er gesagt, „dann erziehe Rolf zu einem braven Menschen." Diese Worte waren ihr eingefallen, und sie hatte ihm zugenickt: „Darauf kannst du dich verlassen. Rolf soll ein braver, tüchtiger Mensch werden."

Nun stand sie mit den anderen zwischen den fremden Hügeln. Die Soldaten brachten den weißen Sarg. Und sie mußte immer denken: Es war doch gut, daß ich ihm das Bild von Rolf in die Hand gegeben habe . . . den Jungen hatte er über alles lieb. . . . Was hätte er nicht darum gegeben, ihn noch einmal zu sehen? . . . Nun hat er wenigstens ein Bild von ihm. . . .

Frau Leontine weinte herzbrechend. Und wie gerade oft die größte Trauer sich an den kleinsten Gegenstand anklammert, so schluchzte sie: „Mein armer, guter Kurt! Nicht mal einen anständigen Sarg haben sie dir gegeben! Ein paar weiße Bretter! Hast du das verdient?"

Aber Marie, der große, schwere Tränen langsam über die Wangen liefen, tröstete: „Mamachen, was tut denn der Sarg, sieh nur das große Eiserne Kreuz, das die Kameraden auf den Deckel gemalt haben. Und das richtige Kreuz trägt Kurt selber auf der Brust."

So tröstete sie, und dabei dachte sie an die Worte, die Heinz ihr gestern abend gesagt: „Es ist in dieser Zeit etwas Heiliges um den Tod, und auch etwas Großes und Schönes zugleich."

Ein Feldprediger, der zufällig im Dorfe anwesend war, segnete die Leiche ein und sprach ein paar Worte: Von der Größe der Zeit und von dem Heldentum des Dahingeschiedenen, und wie die Hinterbliebenen nicht trauern sollten, sondern sich aufrichten an dem allgemeinen Opfer.

Marie dachte: Es ist etwas Heiliges. . . . — Gut, daß er Rolfs Bild hat, dachte Olga. . . . Und Frau Leontine schluchzte: „Nicht mal ein anständiger Sarg."

Dann polterten die ersten Erdschollen hinab.

Heinz legte auf den sich wölbenden Hügel einen Eichenzweig, den er im Klostergarten gebrochen hatte. —

Auf dem Rückweg mußten sie durch das ganze Dorf. Ein Husarenregiment zog an ihnen vorbei, und die jungen Mannschaften sangen ein frohes Reiterlied. Die Melodie vermengte sich mit dem Pferdegetrappel.

Frau Leontine hatte Marie untergefaßt. Sie weinte nur noch leise vor sich hin und drückte ab und zu das Taschentuch vor die Augen.

Olga, die an ihrer anderen Seite ging, sprach leise tröstend auf sie ein: „Du mußt dich ein wenig aufrichten, Mamachen. Sieh mal, du hast doch noch Papa und Marie. Von mir gar nicht zu reden. Und dann vor allen Din-

Digitized by Google

gen Rolf, Kurts Kind, Mamachen. Das ist doch beinahe, als ob dir Kurt selber geblieben wäre."

„Kurt selber?" schüttelte Frau Leontine traurig den Kopf. „Ach nein, mein Kind, das ist es doch nicht. Aber ein Vermächtnis von Kurt, das ich heilighalten werde, — jawohl, das ist es. Und nicht wahr, mein Kind, du versprichst mir, du wirst mir den Rolf nie entfremden?"

„Aber Mamachen, wie kommst du denn auf solche Idee?"

„Ach Gott, liebe Kinder, ich weiß ja nicht. Es bricht alles so um einen zusammen. Und wenn ich bloß jetzt zu Hause nicht so allein wäre. Wenn ich wenigstens dich jetzt bei mir hätte, Marie."

Und mehr bittend als fragend fügte sie hinzu: „Marie, sage, wäre es denn gar nicht möglich, daß du jetzt mit mir nach Berlin zurückgingest?"

Sie waren vor der Klosterpforte angekommen. Und Marie blieb stehen und sah zu Boden. Die Mutter tat ihr ja leid . . . sie erschien ihr so hilflos. . . . Und doch . . . von hier fortgehen, wo es so viel Arbeit gab? . . .

Indem bat Frau Leontine schon weiter: „Sieh mal, Marie, du könntest dich ja auch in Berlin als Pflegerin nützlich machen, zum Beispiel in Oertels Lazarett."

„Ach Gott, nützlich machen, Mama . . . so nebenhergehen! Ich will volle Arbeit, wie ich sie hier habe!"

„Aber die kannst du ja auch dort finden, liebes Kind. Olgas Papa will sein Lazarett sogar vergrößern."

Darauf schwieg Marie und sah Karl Lienhardt fragend an.

Und der meinte nun: „Ja, liebe Schwester, ich allerdings . . . ich würde Sie nur ungern scheiden sehen. Ich könnte Sie nur sehr schwer hier entbehren."

„Da hast du's, Mama", rief Marie. „Es geht nicht."

„Aber verehrter Herr Doktor," fragte Frau Leontine nun fast vorwurfsvoll, „hat denn eine Tochter nicht auch gegen ihre Mutter Pflichten?"

Doch bevor Karl noch antwortete, sagte Marie: „Gewiß, Mamachen. Aber alles zu seiner Zeit. Jetzt im Kriege gehen die Verwundeten vor."

Während dieses kleinen Streites war Olga unruhig geworden. Sie kämpfte mit einer Eingebung . . . mit einer plötzlichen Idee. Unschlüssig sah sie von Marie zu Karl. Und nun fragte sie ganz leise, ganz schüchtern und beinahe furchtsam: „Wie wäre es, Marie, wenn ich statt deiner hierbliebe?"

Alle horchten auf, und besonders Karl verwunderte sich: „Sie, gnädige Frau?"

„Ja, wenn Sie mich brauchen können."

Karl runzelte die Brauen und preßte die Lippen.

Aber Frau Leontine streichelte Olga zärtlich die Wangen: „Ist es wahr, liebes Kind? Willst du das wirklich tun?"

„Gewiß, Mamachen."

„Willst du mir solches Opfer bringen?"

„Es ist mir kein Opfer."

„Oder fällt es dir schwer, dich schon jetzt und so rasch von Kurts Grab zu trennen?"

Olga antwortete nicht, sondern sah bloß zu Boden.

Und Frau Leontine drückte wieder ihr Taschentuch an die Augen: „Ich begreife dich, mein Kind . . . ich begreife dich vollkommen. Wenn ich eine Möglichkeit hätte, hierzubleiben, ich handelte wie du, ich ginge auch nicht fort."

Jetzt war aber auch Karl mit sich im reinen. Und indem er ganz nahe vor Olga hintrat, sah er sie groß und durchdringend an.

„Wissen Sie aber auch, gnädige Frau," fragte er ernst und jedes Wort langsam betonend, „und sind Sie sich vollkommen klar darüber, daß hier nur allerstrengste Arbeit . . . Arbeit bis zur gänzlichen Selbstaufopferung bei Tag und bei Nacht am Platze ist?"

Olga sah zu ihm auf. Ihre Augen weiteten sich, wurden so groß und ernst wie seine. Es war ihr, als ströme etwas nie Gekanntes, etwas nie Geahntes aus seinem Wort und seinem Blick. Und vom Bewußtsein einer ungeheuren Pflicht erfüllt, antwortete sie: „Gewiß weiß ich das."

Er aber fuhr fort mit erhobener Stimme und noch bedeutungsvoller: „Und werden Sie das leisten können, gnädige Frau, ohne an irgend etwas anderes zu denken? Denn das

Digitized by Google

müssen Sie wissen: hier und jetzt ist es unsere Pflicht, uns selbst ganz zu vergessen, uns selbst ganz der Allgemeinheit zu opfern, und alles, was uns allein betrifft, einer friedvollen Zukunft zu überlassen! Werden Sie das können, gnädige Frau?"

Olga hatte seinem Blick fest standgehalten, und sie hatte auch gut verstanden, was und wie er es meinte. Zugleich hatte sie ein Gefühl, als wäre sie bisher bloß ein Mädel gewesen, das mit dem Leben immer nur gespielt hatte, und als wäre sie erst jetzt zum reifen Menschen geworden.

Und im Bewußtsein dieser Reife und einer ganz neuen Verantwortung streckte sie ihm ihre Hand entgegen und sagte entschlossen: „Ja, ich werde es können."

Karl Lienhardt aber nahm ihre Hand und drückte sie fest und feierlich, daß es nicht nur ein Versprechen für die Gegenwart, sondern auch für jene friedvolle Zukunft war.

Dann wendete er sich von Olga fort zu Marie: „Liebe Schwester, so trennen sich also für jetzt unsere Wege. Ich wiederhole noch einmal, es fällt mir nicht leicht. Auch menschlich nicht, das dürfen Sie glauben."

Währenddessen stand Heinz abseits. Er fühlte sich verstimmt und hätte doch selbst nicht zu sagen gewußt, warum.

Marie schwieg noch immer halb unentschlossen, und beinahe war sie auf Olga ein wenig böse.

„Übrigens mache ich Ihnen einen Vorschlag", fuhr Karl fort. „Es soll morgen oder übermorgen wieder ein Verwundetentransport nach Berlin gehen. Das trifft sich ganz gut. Ich will mit dem leitenden Arzt sprechen, daß Sie und Ihre Frau Mama diesen Transport benutzen und auch während der Reise als Pflegerinnen wirken. Sie sind doch sicher damit einverstanden, Schwester? Unsere Verwundeten, die wir fortschicken, wären gewiß zufrieden, wenn sie noch eine Weile von Ihnen gepflegt werden könnten. Was sagst du dazu, Heinz?"

„Ich? Wieso?"

„Nun, du mußt natürlich auch von hier fort."

„Ich auch?" rief Heinz erstaunt.

Und Marie horchte auf.

„Natürlich, mein Junge. Was transportiert werden kann, muß fort."

Unwillkürlich empfand Marie eine Freude. — Heinz war ihr sympathisch. . . . Wodurch, wußte sie selbst nicht. . . . Vielleicht war es sein Verhältnis zu Kurt . . . ganz sicher, das war es zu Anfang gewesen. . . . Wie er sich für Kurt beopfert hatte, das hatte ihm ihre Dankbarkeit eingetragen . . . ihre Achtung, ihre Bewunderung . . . und jedenfalls war er ihr sympathisch. . . . Es war hübsch, daß sie ihn noch weiterpflegen durfte . . . und vielleicht konnte sie ihn sogar in das Lazarett von Oertel bringen. . . .

Sie sah Heinz an. Und — mochte es ein Zufall sein — er sah sie in der gleichen Sekunde ebenfalls an.

Dabei hatte Marie das Gefühl, als freue er sich auch. Vielleicht täuschte sie sich darin . . . aber sie hatte das Gefühl. Und unter diesem Eindruck sagte sie leise zu Karl: „Ich bin einverstanden, Herr Doktor. Ich benutze den Transport."

Frau Leontine umarmte Marie: „Das ist gut von dir, mein Kind. Das ist gut, daß du doch auch an deine Mutter denkst."

Maries Augen aber suchten unwillkürlich nach Heinz. Und seltsamerweise — genau wie vorhin — trafen sie auch jetzt wieder mit seinen zusammen.

Und gleichzeitig sahen auch Karl und Olga sich an. Nur daß die es nicht tastend und unsicher taten, sondern wie starke, selbstsichere Menschen, die bewußt und klar in die Zukunft blicken. — —

* * *

Das war eine Freude für Mutter Lienhardt, daß sie nun wenigstens ihren einen Jungen wieder in Berlin hatte. Das heißt, weil er verwundet war, so war es auch ein Schmerz. Sie wußte nun selbst nicht recht, ob sie sich freuen oder sich grämen sollte, und folglich tat sie beides immer abwechselnd hübsch durcheinander.

Du lieber Gott, es war doch auch gar zu einsam gewesen . . . all die Wochen allein in der kleinen Wohnung. . . . Und dazu die Sor-

Digitized by Google

gen . . . nicht bloß zwei Söhne, sondern auch noch den Mann im Felde haben. . . . Darüber konnten auch die Nachbarinnen mit all ihrem Trösten und Raten nicht forthelfen. . . . Überhaupt, daß ihr Christoph freiwillig gegangen war. Na ja, es mochte wohl gut und recht sein . . . sie selber verstand das nicht . . . aber wenn Christoff es tat, so war es ganz gewiß gut und recht . . . und der Schlächtermeister von der Ecke war ja ganz begeistert darüber und hatte ihr eine große, dicke Wurst geschenkt, die sie dem Christoph ins Feld schicken sollte. . . . Geschenkt hatte er sie und kein Geld genommen. . . . Sie konnte sich doch wahrhaftig eine Wurst auch kaufen . . . aber der Schlächter hatte kein Geld nehmen wollen und hatte gesagt, die Wurst sei für einen Krieger, und er wolle doch auch etwas für das Vaterland tun. . . . Ja, es mochte wohl sehr schön sein, daß der Christoph gegangen war . . . aber sie verstand es eben doch nicht und schüttelte den Kopf. . . . Und wenn sie wenigstens gewußt hätte, wo er war. Im Westen . . . das war für sie ein Begriff, aus dem sie sich nicht viel machen konnte . . . und in den Feldbriefen stand nie ein Ort angegeben. Freilich, selbst wenn einer von den Namen, die sie in den Depeschen nie aussprechen konnte, in Christophs Briefen gestanden hätte . . . sie wäre dadurch auch nicht klüger geworden . . . denn in der Geographie war es man schwach mit ihr bestellt. . . .

Aber nun hatte sie doch wenigstens Heinz wieder da, und so oft es nur irgend anging, besuchte sie ihn im Lazarett in derselben Fabrik, in der ihr Mann früher gearbeitet hatte. Da wirtschaftete sie um ihn herum in ihrer geräuschlosen Art oder saß neben ihm und hörte ihm zu. Sie selbst hatte ja fast gar nichts zu reden, aber es genügte ihr schon, wenn sie ihn nur ansehen durfte.

„Sehen Sie, Schwester," sagte Heinz beim ersten Besuch zu Marie, „das ist nun meine alte, liebe Mutter." Und indem er die kleine, verhutzelte Frau mit seinem rechten, gesunden Arm um die Schulter faßte, fuhr er fort: „Und das ist die Schwester Marie, die mich gleich von Anfang an gepflegt hat."

„Ach Jott," meinte Mutter Lienhardt und streckte Marie ihre Hand hin, „das haben Sie jetan? Das is aber jut von Ihnen. Und nu haben Se'n auch noch nach Berlin bejleitet. Sind Se ihm denn so jut jeworden?"

Marie, die der Alten anfangs lächelnd die Hand gereicht hatte, zog sie nun beinahe hastig zurück und errötete dabei über das ganze Gesicht.

„Nanu?" fragte Mutter Lienhardt verwundert. „Ich habe Ihnen doch nichts Böses jesagt. Ich bin doch man bloß 'ne einfache, alte Frau, un wenn ich da was Dummes jesagt habe, denn habe ich das nich jerne jetan. Ich möchte Ihnen im Jejenteil bloß Jutes tun, wo Sie doch so jut zu mein' Jungen sind."

Sie sah dabei unsicher von Marie zu Heinz. Aber der war auch verwirrt und meinte: „Ach Mutter, die Schwester hat dir nichts übelgenommen."

Und Marie gab sich Mühe, recht harmlos zu erscheinen und murmelte halblaut: „Nein, wie sollte ich denn?"

Aber dann nahm sie doch die erste Gelegenheit wahr, um sich mit einer flüchtigen Entschuldigung zu entfernen. —

In den nächsten Tagen beschäftigte sich Marie weniger mit Heinz. Sie pflegte ihn, wie es ihres Amtes war, aber sie tat das mit einer gewissen Hast und Eile und hielt sich keine Minute unnütz bei ihm auf. Und diese Hast und Eile zeigte sie auch bei den anderen Kranken. Ohne daß sie im geringsten etwas versehen hätte, war eine Unruhe über sie gekommen, die auch dem Sanitätsrat Veit nicht entging.

„Was ist Ihnen?" fragte der mit seiner freundlich meckernden Stimme und sah sie durch seine große, schwarze Hornbrille an. „Haben Sie sich überarbeitet? Wollen Sie mal pausieren?"

Aber da wurde Marie womöglich noch erregter und wehrte ab: „O nein, Herr Sanitätsrat! Ich bin vollkommen frisch! Sind Sie denn unzufrieden mit mir?"

„Das nicht. Aber ich habe Sie in den letzten Tagen beobachtet. Sie scheinen mir ein wenig aus dem Gleichgewicht geraten."

Und auch jetzt wieder errötete Marie, indem sie das bestritt und sich dagegen verwahrte.

Heinz aber schaute sie immer forschender an, sobald sie irgendetwas bei ihm zu schaffen

Digitized by Google

hatte. Und wenn sie fortging, verfolgte er sie noch lange mit seinen Blicken. Dabei dachte er: Was ist denn das zwischen uns beiden? ... Hat sie das meiner Mutter wirklich so übelgenommen? ... Ich muß sie doch einmal ehrlich fragen. ...

Wie er aber dann mit ihr reden wollte, brachte er doch nichts heraus und schwieg. Darüber wurde er unwillig mit sich selbst. — Was war denn das mit ihm? ... Warum fand er nicht das richtige Wort? ... Und überhaupt ... was kümmerte es ihn, wenn sie nichts von ihm wissen wollte? ... Wenn ihr nichts mehr an ihm gelegen war ... er war zu stolz, sich an sie zu drängen. ...

So zürnte er, und dabei war ihm doch weh. — Jawohl, warum sollte er sich das nicht eingestehen? ... es war ihm jetzt erst recht weh ums Herz. ... Betrog er sich denn nicht selbst mit seinem Stolz? ... Kümmerte es ihn wirklich nichts, wie Marie sich von ihm entfernte? Er hatte sich doch so sehr an sie gewöhnt. ... Seltsam, daß das in so kurzer Zeit geschehen konnte. ... Aber sie war ihm doch näher, als er geglaubt hatte ... das fühlte er erst jetzt, wo er sie entbehrte. ... Und er entbehrte sie wirklich ... das war gar keine Frage. ... Er entbehrte sie und sehnte sich nach ihr. ...

Wie er das zum erstenmal ausgedacht hatte, erschrak er. Wie? ... Er sehnte sich nach ihr? Stand es wirklich so um sein Empfinden? ... Man sehnt sich doch nur nach — — ... Aber nein, das war Unsinn. ... Oder sollte es doch möglich sein? ... Sollte die Schwester Marie ihm nicht bloß als Schwester etwas gelten? ... Empfand er wohl auch zu ihr als Frau eine Zuneigung? ... Ach, warum brauchte er dies schlappe Wort? ... Warum sprach er nicht ehrlich und offen von Liebe? ... Er sehnte sich nach ihr, und er liebte sie. ...

Und plötzlich stutzte er. — War das wohl möglich? Die Mutter hatte Marie gefragt, ob sie ihm gut geworden sei. ... Die alte Frau hatte sich gar nichts dabei gedacht. ... Aber Marie war ihm von der Stunde an fern geblieben. ... Hatte sie das am Ende gar nicht übelgenommen? ... Sondern war auch sie ihm wohl gar wirklich gut? ...

Darüber mußte er sich Gewißheit verschaffen. Auch über ihn kam jetzt eine quälende Unrast. Und er grübelte nach einer Gelegenheit, wie er Marie allein sprechen könnte.

Er war nun bald schon zehn Tage hier, und beinahe vier Wochen war er verwundet. Die Heilung machte so gute Fortschritte, daß ihm der Sanitätsrat in Aussicht gestellt hatte, er würde nach vier oder sechs Wochen zu seinem Regiment an die Front zurück können. Gerade jetzt wollte er ihm den ersten Spaziergang erlauben. Und da kam Heinz eine Idee ... hier war die Gelegenheit! Und er log dem Sanitätsrat großmächtig vor, er fühle sich noch zu schwach, um allein zu gehen, und man möchte ihm doch Schwester Marie als Begleitung geben.

Das tat denn der Sanitätsrat auch. Und Marie war von diesem Auftrag zwar peinlich berührt. Der Gedanke, mit Heinz allein sein zu sollen, verursachte ihr eine eigentümliche Beklemmung. Aber sie fürchtete doch auch, eine Weigerung könnte auffallen, und so bezwang sie ihre Unruhe und folgte dem Befehl. —

Diese letzten Septembertage waren verhältnismäßig warm. Auf den schmaleren und einsameren Wegen des Tiergartens raschelte das Laub und flüsterte zu jedem Schritt. Über die grünen Rasenflächen war es verstreut, und die Sonne verwandelte es in Gold, als wäre es aus einem Füllhorn geflossen. In dem Geäste und Gezweige hing es noch halb grün und zitterte und raunte bei jedem Lufthauch. Die Wildtauben kreisten gurrend um ihre Nester, und die Amseln zirpten im Unterholz.

Heinz und Marie gingen langsam durch diesen Herbst, der warm war und blau von Sonne und Himmel. Und sie gingen schweigend, in Gedanken versunken, als wären sie allein, und empfanden einander doch.

Bisher hatten sie noch kaum ein Wort zusammen gesprochen. Da verzögerte Heinz seine Schritte noch mehr und sagte leise: „Liebe Schwester, ich muß Ihnen ein Geständnis machen."

Marie versagte der Atem. — Was sollte das heißen? ... Was wollte er von ihr? ... — Und mit ihren großen, blauen Augen sah sie ihn angstvoll an: „Ein Geständnis?"

„Ja, Schwester", antwortete Heinz mit einem Lächeln, das aber nur angedeutet und

Digitized by Google

eigentlich ernst war. „Ich habe Sie nämlich heute ein wenig betrogen."

„Betrogen?" fragte Marie, die immer weniger begriff.

„Ja, Schwester. Sie glauben doch, daß ich Ihrer hier bedarf, nämlich in Ihrer Eigenschaft als Pflegerin? Ich selbst habe den Sanitätsrat um Ihre Begleitung gebeten, weil ich mich zum Alleinsein angeblich noch zu schwach fühle. Aber das war gelogen. Ja, wahrhaftig, Schwester, ich bin solch ein schlechter Mensch, daß ich manchmal auch lüge. Heute tat ich das. Ich bin nämlich gar nicht mehr schwach, und ich wollte Ihre Begleitung nur erzwingen, weil ... weil ich mal mit Ihnen allein zu sein wünschte."

Mit einem Ruck blieb Marie mitten im Wege stehen. Ihre vollen Lippen waren ein wenig geöffnet, und wie sie Heinz anstarrte, war in ihrem Gesicht eine Mischung von Schreck, von Staunen und Furcht.

„Nicht böse sein, liebe Schwester", bat Heinz indessen. „Ist es denn wirklich so schlimm, was ich tat? Ich habe Sie zu einem kleinen Spaziergang veranlaßt ... das ist alles ... freilich unter vier Augen. Aber ich glaube, wenn ich Sie direkt darum gebeten hätte, Sie würden es mir auch nicht verweigert haben. Wenigstens ... nun ja, ich will offen sein, Schwester ... wenigstens vor ein paar Wochen, als wir noch in Belgien waren, da hätten Sie es mir bestimmt nicht abgeschlagen."

Marie ließ den Kopf tief auf die Brust sinken und begann, ganz langsam weiterzuschreiten.

Und Heinz an ihrer Seite bat wieder leise: „Ist es nicht so? Wie? Ist es nicht so?"

Er bekam nur ein Achselzucken zur Antwort.

Aber da sagte er: „Nein, Schwester, das lasse ich nicht gelten. Sie selber wissen ganz gut, daß ich recht habe, und daß es früher anders zwischen uns war. Ich kann Ihnen sogar die Stunde nennen, seit der Sie sich geändert haben. Soll ich es tun?"

Und wieder schwieg sie. Sie sah zu ihm auf ... nur eine Sekunde. Dann schaute sie fort und schüttelte den Kopf.

„Aber ich möchte es trotzdem", bestand Heinz darauf. „Es war, als meine Mutter zu Ihnen sagte, — — —"

Doch weiter kam er nicht. Marie unterbrach ihn. Und in einer Verwirrung, die so gar nicht zu ihrem Wesen stimmte, — diesem Wesen, das so leise und gütig war und doch so fest, daß es keinen Widerspruch duldete, — in solch einer Verwirrung unterbrach sie ihn: „Nicht doch, Herr Doktor! Was reden Sie denn? Das ist doch alles nur in Ihrer Einbildung! Und überhaupt, ich glaube, wir müssen zurück! Ja, kommen Sie! Es wird kühl! Sie erkälten sich!"

Heinz aber machte keine Anstalt, ihr zu folgen. Er betrachtete sie und hörte sie an, und dabei dachte er: Wie seltsam das ist ... sie hat in diesem Augenblick alles Strenge verloren ... so hab' ich sie überhaupt noch nicht gesehen. ... Sie ist kopflos und unbeholfen wie ein kleines Mädel ... nichts Schwesterlich-Überlegenes ist mehr in ihr. ... Ich könnte mir vorstellen, daß sie singt und springt. ...

„Woran denken Sie?" fragte Marie ein wenig ungeduldig.

„An Sie."

„Aber machen Sie doch keine Possen."

„Nun rede ich die Wahrheit, und nun ist's wieder nicht recht. Ich denke daran, daß ich Sie bisher in zwei Gestalten kannte, und daß Sie jetzt dabei sind, mir Ihre dritte zu offenbaren."

Marie überlegte und sah ihn neugierig an: „In zwei oder gar in drei Gestalten? Meinen Sie das äußerlich, durch meine Kleidung?"

„Nein ... ich meine es natürlich innerlich."

„Dann müssen Sie sich irren. Denn innerlich bin ich mir wohl immer gleich geblieben."

Aber Heinz schüttelte nun sehr ernst den Kopf: „Nein, Schwester, wir alle verändern uns, und Ihre drei Gestalten könnte ich sehr scharf trennen. Die erste liegt für mich schon weit zurück ... das war vor zwei oder zweieinhalb Jahren, als Sie bei mir im Bureau erschienen."

Bei diesen Worten zog ein tiefer Schmerz in Maries Gesicht. Die Erinnerungen an die Vergangenheit strömten neu auf sie ein, und mit ihnen natürlich auch die an Kurt.

Heinz fuhr jedoch trotzdem unbeirrt fort: „Wissen Sie, wie Sie mir damals vorkamen? Sehr selbstbewußt, sehr stolz und auch ein wenig kindisch, weil doch Ihr Stolz so gar keinen

Digitized by Google

Grund hatte. Aber dann bewunderte ich auch Ihre Tapferkeit und Ihren Mut und die Energie, mit der Sie für Ihren Bruder eintraten."

Ein paar große Tränen rannen über Maries Wangen. Und Heinz, der es bemerkte, sagte warm und innig: „Ich habe Ihnen nicht wehe tun wollen, Schwester. Und ich darf sagen, ich bin Ihnen heute dankbar, daß Sie mich damals zur Nachsicht überredet haben. Ich wußte damals noch nicht, daß ein Mensch einen dummen Streich machen und doch ein ganzer Mann sein kann. Ihr Bruder hat mich in der kurzen Zeit, in der ich mit ihm zusammen sein durfte, von Grund aus eines Besseren belehrt. Einen heldenhafteren Menschen habe ich nie gesehen, und auch keinen, der gerechter zu seiner Umgebung war, oder der mehr das Herz auf dem rechten Fleck hatte."

Maries Augen waren immer leuchtender geworden. Aus ihnen brachen schon Sonnenstrahlen, während die Wangen noch feucht von Tränen waren. Und nun reichte sie Heinz spontan ihre Hand und preßte seine mit einem Druck, der mehr sagte als Worte.

Heinz erwiderte den Druck und sagte dann: „Wir kommen nun zur zweiten Gestalt. Das sind Sie als Schwester, wie sie in Belgien waren. Dort erschienen Sie mir mitleidig, hilfsbereit, gütig und dabei zielbewußt, unermüdlich, streng gegen sich selbst und ganz angefüllt von der großen Vaterlandsliebe, die dieser Krieg in uns allen wie ein Heiligtum entzündet hat."

„Und die dritte?" fragte nun Marie gespannt.

„Das sind Sie seit jenem Wort meiner Mutter. — Jawohl, auch jetzt wieder, in diesem Augenblick. Wie Sie von mir fort und zu Boden schauen . . . wie Sie nicht wissen, was Sie beginnen sollen. . . . Diese hilflose Unrast und diese Unbeholfenheit, die dabei doch so voll Liebreiz ist . . das ist die dritte . . . und daß ich es nur gleich sage . . . es ist mir von allen dreien die teuerste Gestalt."

Marie war wie mit Blut übergossen.

Und Heinz sagte: „Nun will ich Ihnen aber auch erklären, was die drei Gestalten zu bedeuten haben. Zuerst waren Sie nur das Produkt jener falschen Erziehung, die unedel, schlecht und vor allem dumm war, weil sie einzig aus Kastengeist und Klassenvorurteilen hervorging und folglich bloß hassen aber nie lieben lehrte. — Dann kam die große Einheit über uns, in der es keine Kasten und Klassen mehr gibt, weil alle sich zu dem einzigen Ziel zusammenschließen. Und als Schwester erschienen Sie mir als Verkörperung dieses Gleichheitsgedankens, der, was auch immer kommen mag, das Höchste ist, was uns der Krieg bringen kann. Denn das Wort des Kaisers, wie ich es verstehe: ‚Ich kenne keine Parteien mehr!' bezieht sich nicht bloß auf politische Parteien, sondern reißt alle Schranken und Zäune nieder, die uns trennten und uns aus einem großen Volk zu einem Haufen von Kasten und Cliquen machten. — In der dritten Gestalt aber . . . ja, Fräulein Marie, wie soll ich Ihnen das am besten sagen? Mir erscheint das so, als hätten Sie jetzt alles abgestreift, das Fremde nämlich und das nicht zu Ihnen Gehörige, und als wären Sie nun ganz zu sich zurückgekehrt, so daß Sie jetzt nichts anderes mehr sind als ein Weib."

Er hatte immer leidenschaftlicher gesprochen. Jetzt nahm er ihre Hand, die sie ihm auch ließ: „Und nun, Fräulein Marie, muß ich Ihnen noch ein Geständnis machen . . . es ist das zweite an diesem Nachmittag. Das erste war das Geständnis einer Lüge. Aber jetzt — — ich schwöre es Ihnen bei Gott . . . jetzt spreche ich die lauterste Wahrheit. Und dieses Geständnis, Fräulein Marie — — — dies Geständnis heißt . . . daß ich Sie liebe."

Seine Worte waren immer eindringlicher geworden. Nun schwieg er und suchte nach ihrem Gesicht. Aber das war so tief vornübergeneigt, daß unter dem schwarzen Haubenschleier nur ein Streifen ihres blonden Haares hervorsah. Nichts konnte er erkennen. Bloß ihre Brust sah er arbeiten, und dann fühlte er, wie ihre Hand in der seinen zitterte.

Und von neuem fragte er: „Fräulein Marie — — sind Sie mir auch ein wenig gut?"

Er lauschte auf eine Antwort.

Aber die kam noch immer nicht.

Statt dessen fühlte er, wie ihre Finger sich so fest und stark um seine krampften, als sollten sie nie wieder daraus gelöst werden.

Da nahm er das für eine Antwort und fragte leise, ganz leise: „Marie?"

Und leiser, noch viel leiser kam es von ihr zurück: „Heinz!"

Digitized by Google

Und dann blieben ihre Hände ineinander gebunden. Und wie die Hände, so flossen auch ihre Worte ineinander . . . flüsternde, leise, weiche Worte. —

Das goldbraune Laub unter ihren Füßen raunte die Begleitmusik dazu. — — —

* * *

Heinz Lienhardt hatte Marie vorgeschlagen, ihre Verlobung bis nach dem Kriege geheimzuhalten. Dann, nach dem Friedensschluß, wenn ihr Vater wieder in Berlin war, würde er bei ihren Eltern in aller Form um sie anhalten.

Aber davon wollte Marie nichts hören. Mit ihren großen, blauen Augen, die so fragend und forschend schauten, sah sie ihn an und meinte: „Warum, Heinz? — Warum soll man etwas Gutes und Schönes verbergen? Bloß, weil Papa im Felde ist, und weil du nicht ganz in der üblichen Art und nach gewohntem Muster um mich werben kannst? Nein, Heinz. Ich denke, daß in dieser neuen Zeit, der Inhalt doch mehr als die Form gelten muß. Oder meinst du nicht?"

Und da mußte er ihr recht geben: „Gewiß, Marie . . . ich bin ganz deiner Ansicht. Der Inhalt war immer mehr wert als die Form, nur daß man das früher nicht allgemein gelten ließ. Ich wollte auch mit meinem Vorschlag, unsere Verlobung noch geheimzuhalten, nur auf dich und deine Eltern Rücksicht nehmen. Denn weißt du, ob die älteren Herrschaften sich so rasch an die neue Zeit gewöhnen werden . . . auch in der Praxis gewöhnen werden . . . das erscheint mir doch immerhin noch etwas fraglich."

Darauf stutzte Marie und dachte nach. Aber dann warf sie doch den Kopf in den Nacken und schüttelte ihn: „Nein, Heinz . . . das ist gleich. Darauf können wir keine Rücksicht nehmen. Sie müssen sich eben daran gewöhnen." —

Und so wurde ihre Verlobung bekannt. Aber Heinz hatte mit seiner Befürchtung doch nicht ganz unrecht.

Frau Leontine war geradezu fassungslos, als ihr Marie zuerst unter vier Augen davon erzählte: „Aber Kind," meinte sie, „was wird Papa dazu sagen?"

„Ich hoffe, daß er sich freuen wird."

„Ich weiß nicht, Kind. Man muß doch bedenken, daß es eigentlich keine Partie für dich ist. Ein einfacher Bürgerlicher . . . nicht von Adel . . . und nicht einmal Offizier oder Beamter."

In Mariens Ohren erklangen Heinz' Worte: „Die älteren Herrschaften werden sich nicht so rasch gewöhnen." — Oh, wie recht hatte er . . . sie hatte es nicht geglaubt . . . Aber wenn auch . . . sie mußten sich eben daran gewöhnen . . . Und sie würden es auch . . . darauf vertraute sie fest . . . Man mußte es ihnen nur richtig klarmachen . . .

Und sie sagte: „Mama, ich glaube, diese Unterschiede hören auf. Heinz hat im Schützengraben gelegen und ist verwundet und hat das Eiserne Kreuz."

„Nun ja . . . gewiß . . . das ist alles richtig — — —"

„Dann darfst du nicht vergessen, was er an Kurt getan hat."

Da flossen bei Frau Leontine gleich wieder die Tränen: „Ach Gott, mein armer Junge. Wäre mir der doch wenigstens geblieben."

„Und schließlich habe ich ihn eben lieb, Mama."

Aber Frau Leontine nickte bloß: „Nun ja . . . nun ja." Und dann weinte sie weiter still vor sich hin und ließ sich den kleinen Rolf bringen und nahm ihn auf den Schoß. Und sie herzte und küßte ihn und spielte mit ihm, und dachte dabei immer nur an ihren Kurt. —

Der nächste, dem Marie von ihrer Verlobung sagte, war der Sanitätsrat Veit.

Er stand gerade vor Heinz und hatte seinen Arm besichtigt und meinte: „Na, Schwester, nun werden Sie den bald los."

Aber da lachte Marie: „O nein, Herr Sanitätsrat . . . den werde ich überhaupt nie wieder los. Wie Sie uns beide hier sehen, sind wir ein Brautpaar."

Der kleine, alte Herr schaute durch die große Hornbrille, die eulenhaft auf der spitzen Nase saß, von Marie zu Heinz und von Heinz zu Marie. Und dann fragte er bloß: „Ernst oder Spaß?"

„Ernst", lachte nun auch Heinz. Und zu gleicher Zeit faßten er und Marie einander bei der Hand.

Digitized by Google

Und da streckte auch der alte Doktor seine Arme aus und kriegte das junge Paar zu packen: „Also dann gratuliere ich! Das freut mich von Herzen! Die junge Braut da kenne ich ja schon lange. Habe sie noch in den Windeln gesehen und kann wohl sagen, sie ist ein ganzer Kerl. Und der Bräutigam . . . na, was soll man da viel reden? Reichstagsabgeordneter, Eisernes Kreuz . . . das spricht für sich. Also ich gratuliere. Wann soll es denn losgehen mit der Heirat?"

„Nach dem Friedensschluß", sagte Heinz. „Jetzt muß ich ja wieder ins Feld."

Aber Veit schüttelte energisch seinen weißen Kopf. „Gefällt mir nicht! Bis zum Friedensschluß warten? Wer weiß, wie lange das noch dauern kann! Langer Brautstand taugt nicht . . . täte ich nie! Wozu gibt's denn Nottrauungen, wenn man sie nicht brauchen will? Warten . . . taugt nichts! Gefällt mir nicht!"

Damit ging er fort. — Aber ein paar Stunden später sagte er zu Oertel: „Na, mein lieber Kommerzienrat, haben Sie sich auch über die Verlobung gefreut?"

„Was für eine Verlobung?"

„Ach, Sie wissen noch nichts? Nun, Fräulein von Willingen und Doktor Heinz Lienhardt."

„Machen Sie keinen Unsinn", rief Oertel ungläubig.

Fällt mir nicht ein", scherzte der Sanitätsrat. „Ich spaße niemals mit heiligen Dingen."

„Marie von Willingen und der Sozialdemokrat?"

Aber da wurde der Sanitätsrat plötzlich sehr ernst: „Scht! Das hat aufgehört, mein Verehrtester! Belieben Sie sich an das Wort des Kaiser zu erinnern: Ich kenne keine Parteien mehr!"

„Na ja . . . schon gut", gab Oertel klein bei. „Aber das braucht doch nicht gerade bis zur Heirat zu gehen . . . Im übrigen . . . also schön, ich muß Ihnen ja recht geben . . . man darf heute solchen Unterschied wirklich nicht mehr machen. Und vielleicht werden die beiden glücklich. Der Marie wünsche ich's von Herzen."

Dabei fiel ihm unwillkürlich Olga ein, und allerhand Gedanken nahmen ihn gefangen. —

Indessen hatte die Äußerung des Sanitätsrats Veits von der Nottrauung in Heinz und Marie Boden gefaßt.

Heinz wünschte nichts sehnlicher. Aber er mochte doch nicht drängen. Und da war Marie nun wieder diejenige, die mutig und furchtlos dafür eintrat.

„Du mußt wieder ins Feld, Heinz", sagte sie. „Und da will ich dir auch äußerlich angehören. Deine Frau will ich sein und nicht deine Braut. Ich glaube, ich kann dann ruhiger an dich denken."

„Mir geht es ebenso", erwiderte Heinz.

Und darauf Marie: „Also was zögern wir dann?" —

So traten die beiden vor den Standesbeamten.

Oertel und der Sanitätsrat dienten als Zeugen. Außer ihnen war bloß noch Frau Leontine und Mutter Lienhardt bei der Trauung zugegen.

Frau Leontine weinte und dachte an Kurt.

Und Mutter Lienhardt dachte an das Glück ihres Jungen und wie sie es doch zuerst gesehen und gesagt hatte, „wie gut die Schwester Marie ihrem Jungen war." Aber zwischendurch dachte sie freilich auch, daß der Junge nun wieder fort mußte. Und dann dachte sie auch an Karl und ihren Mann. Und dabei kam auch ihr wohl das Weinen ein wenig nahe. —

Nun war Heinz seit zwei Tagen mit Marie verheiratet, und in etwa einer Woche sollte er wieder fort.

Er hatte sich einen kurzen Urlaub erwirkt, den er mit seiner jungen Frau an einem der märkischen Seen in einem einsamen Waldgasthaus verlebte.

Flitterwochen vor dem Scheiden. Oktobersonne. Goldbraunes Laub zwischen schwarzem Geäst. Silbernes Wasser, das im Windhauch erbebt. Und weiter stilles Rasten am Uferschilf. Lautloses Gleiten im schmalen Boot. Und einsame, traumhafte Märchennächte.

Alle Wirklichkeit war so weit, und der Krieg schien so fern. Hier war nur Ruhe, Friede und Seligkeit.

Ein Brief von Karl an Heinz, in dem er auch von Olga schrieb, war nur wie eine leise Welle, die kommt und geht.

Die Nachricht, daß Antwerpen gefallen sei, brachte Jubel und Stolz und Sehnsucht zum

Digitized by Google

Kampf. Aber Jubel und Kampfessehnsucht schmolzen hin in dem Wunder dieser Tage und Nächte. —

Da kam — es war am letzten Tag, und am nächsten Morgen sollten sie zur Gegenwart erwachen — ein Brief von Mutter Lienhardt mit einem Telegramm von Meister Christoph, daß er morgen Nachmittag mit seinem Regiment auf dem Transport nach Rußland durch Berlin kommen würde.

Heinz und Marie umarmten sich noch einmal und sahen einander tief und lange in die Augen.

„Jetzt muß ich bald fort."

„Ich weiß es, mein Heinz."

„Aber das Vaterland ruft, und ich gehe gern."

„Das Vaterland ruft, und ich lasse dich gern."

„Du bist mutig wie ein Mann."

„Nein, Heinz . . . mutig wie eine Frau. Wir Frauen müssen jetzt den Mut haben, unsere Männer zu lassen."

Und noch einmal umarmten und küßten sie sich. —

Dann standen sie am nächsten Tag mit Mutter Lienhardt auf einem der Berliner Außenbahnhöfe. Mit ihnen noch viele Hunderte anderer Frauen . . . reiche und arme, einfache und feine, viele mit Kindern an der Hand oder auf dem Arm.

Und alle die vielen Frauen . . . reiche und arme . . . warteten hier auf ihre Männer oder Söhne, die von West nach Ost von Kampf zu Kampf zogen. Und sie alle wollten ihre Lieben ein paar Minuten sprechen, sie noch einmal . . . vielleicht zum letzten Male sehen.

Lange mußten sie warten.

Doch dann kam es herein mit Qualm und Rauch, mit Fauchen und Krachen. In unendlicher Reihe, Wagen auf Wagen, alle beschmutzt von Ruß und Staub, so kam es ratternd und knatternd daher. Und in allen Fenstern gedrückt und gedrängt standen die Krieger, jung und alt, wie eine bleigraue, eisengepanzerte Wehr.

Ein Räderknirschen, ein Knicken und Knacken! Dann Halt!

Signale . . . Kommandorufe!

Nun ein Wimmeln, ein Wirren, ein Rufen, ein Suchen!

Und jetzt hatten Meister Christoph und Mutter Lienhardt sich gefunden.

Was sie sich sagten? Wenig und viel. Ein Gestammel war es mit wenig Sinn und vielem Inhalt . . . ein Rausch von Worten, die wie im Taumel torkelten.

Dann kam Heinz an die Reihe. Und wahrhaftig, der Junge . . . der hatte ja das Eiserne Kreuz . . . Da mußte sich Christoph ja wahrhaftig schämen, daß er es noch nicht so weit gebracht hatte . . . Aber es würde schon kommen . . . jetzt in Rußland kam es . . . er holte sich auch schon noch das Kreuz von Eisen . . .

Aber Marie? — Herr Gott, das hatte man beinahe vergessen. Und nun staunte Meister Christoph . . . Eine Schwiegertochter? . . . Und noch dazu solch feine? . . . Aber freilich, Heinz war ja auch ein Feiner . . . Und stolz war sie gar nicht . . . nein, das mußte man ihr lassen . . . Sie hatte Meister Christoph sogar einen Kuß gegeben . . . und der hatte ihm geschmeckt . . . ja ganz wahrhaftig . . .

Und nun wollte ihm Mutter Lienhardt noch was sagen.

Nichts da! — Aus! — Ein Trommelwirbel!

Trompetensignale! . . . Kommandorufe!

Ein Laufen, ein Rennen, ein Klettern!

Stille!

Nun ein Fauchen und Krachen, ein Räderknirschen!

Da rief Christoph aus seinem Wagen: „Auf Wiedersehen, Heinz! Meinen nächsten Brief schreibe ich aus Moskau!"

Und Heinz rief zurück: „Ich meinen nächsten aus Paris!"

Und da nahmen alle die grauen, eisernen Krieger diese Rufe mit Jauchzen und Jubel auf.

Und im Dröhnen der Räder erscholl es im Chor . . . erst nahe, dann immer ferner verhallend: „Nach Moskau!!" — „Nach Paris!" — „Hurra! Hurra!" — —

Der Roman **„Ich kenne keine Parteien mehr"** erscheint in der Sammlung Janke mit einem wunderschönen Kaiserbildnis zum Preise von Mk. 1,— und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen. Auf allen Bahnhöfen vorrätig. Verlag von Otto Janke, Berlin, Anhaltstraße 8.

Digitized by Google

Weit vom Schuß / Von Freiherr von Schlicht

Humoristisch-patriotischer Roman aus der Kriegszeit. 18. Fortsetzung.

Die arme Tatja! Loni seufzte ein klein wenig vor sich hin, während sie sich auf der Straße umsah, ob denn gar nichts von Willi Torwald zu entdecken sei. Natürlich, noch durfte er nicht kommen, erst mußte sie diesen Geldbrief los sein, den sie tief verborgen in der Muffe trug, denn wenn es ihm vielleicht einfallen sollte, sie auf die Post zu begleiten — sie fühlte, wie sie bei dem Gedanken rot wurde. Nein, erst mußte das Kapitel Herr Rudolf Walther vollständig erledigt sein, dann durfte ein neues beginnen, mit der Aufschrift: Willi Torwald. Und je länger und je spannender das wurde, desto besser.

Gott sei Dank, jetzt hatte sie die Post erreicht, und als sie dann fünf Minuten später wieder heraustrat, atmete sie völlig erleichtert auf. Die Affäre mit dem Sänger war erledigt, gründlich, für immer!

Loni stand oben auf der breiten Treppe, die von der Post zur Straße herabführte und atmete in vollen Zügen die schöne, frische Winterluft, während sie sich von dem erhöhten Standpunkt erneut umsah, ob denn immer noch nichts von Willi Torwald zu entdecken sei.

Statt dessen sah sie plötzlich ihre Freundin Dorette auf der anderen Seite der Straße gehen. Glücklicherweise schien die sie nicht bemerkt zu haben und das war gut, denn sonst hätte sie doch zu der hinübergehen müssen, um sie zu begrüßen, und wenn dann jetzt oder später Willi Torwald doch noch gekommen wäre, nein, es war schon besser so.

Es war wirklich ein wahres Glück, daß Dorette sie nicht bemerkte. Aber Dorette hatte sie doch gesehen und die dachte ihrerseits im stillen: „Vater im Himmel, ich danke dir, daß Loni mich nicht sah, denn sonst wäre die sicher auf mich zugekommen, hätte mich begleiten wollen, und unmöglich hätte ich der doch sagen können, wohin ich gehe.

Nein, das hätte sie wirklich nicht sagen können, das hatte sie nicht einmal der Mutter und den Schwestern verraten, als sie das Haus verließ. Sie hatte sich sogar heimlich aus der Tür geschlichen, um nicht im letzten Augenblick vielleicht doch noch einer neugierigen Frage zu begegnen. Ach, fragen würden die Ihrigen heute abend noch mehr als genug, wenn, ja wenn —

Dorette fühlte, daß sie abwechselnd blaß und rot wurde, und nervös zerknitterten ihre Hände in der Muffe den Brief, den sie am Morgen mit der Post erhielt, und den sie den Ihrigen gegenüber für eine Rechnung ihres Handschuhlieferanten ausgab, für den sie gleich in ihrem Zimmer das Geld zusammensuchen wolle, weil es ihrem Empfinden widersprach, sich trotz des Krieges wegen einer solchen Bagatelle mahnen zu lassen.

So war sie denn schnell auf ihr Zimmer geeilt, hatte die Tür hinter sich verschlossen und wohl ein dutzendmal die Zeilen gelesen, die sie längst auswendig konnte, und die sie nun im stillen vor sich hin sagte:

„Sehr geehrtes, gnädiges Fräulein!

Gestern morgen hat der Arzt mir auf mein Drängen, Bitten und Drohen hin gestanden, daß ich zwar wieder gesund werde, daß es aber mit meiner Felddienstfähigkeit für immer vorbei sei. Ihnen, gnädiges Fräulein brauche ich wohl nicht zum zweitenmal zu sagen, was diese Botschaft für mich bedeutet. Ich liege in meinem Bett und hadere mit Gott und mit meinem Geschick, ich verwünsche die feindliche Kugel, die mich zum Staatskrüppel machte, mir aber den ehrenvollen Tod auf dem Kampfplatze nicht bescherte. Wie ich dieses Leben fortan ertragen soll, weiß ich nicht. Darüber habe ich mir in einer endlos langen, schlaflosen Nacht den Kopf zermartert, bis ich auf diese Frage eine Antwort fand, die Sie, nur Sie, gnädiges Fräulein, zu geben vermögen, wenn Sie mir gestatten wollen, offen und frei zu Ihnen zu sprechen. Die Schwester hat mir erzählt, daß Sie, gnädiges Fräulein, schon einmal den Weg zu mir fanden. Die Veilchen, die Sie mir brachten, stehen, wenn auch schon verwelkt, immer noch in einem Wasserglase neben meinem Bett, und ich habe mich oft mit denen unterhalten, denen alles erzählt, was ich Ihnen gern selbst gesagt hätte und was ich

Digitized by Google

Ihnen so gern sagen möchte. Darf ich heute zu Ihnen sprechen? Wollen Sie heute nachmittag während der Besuchszeit einmal wieder in das Lazarett kommen? Ich weiß, es gehörte sich eigentlich, daß ich Ihnen meinen Besuch machte, aber es wird noch eine Zeit dauern, ehe ich wieder ausgehen darf und so lange kann ich nicht warten. Ich muß wissen, woran ich mit mir und meinem verpfuschten Leben bin. Meine Bitte ist sicher sehr kühn. Ob Sie die erfüllen können, das zu beurteilen, muß ich Ihnen überlassen. Gebe Gott, daß ich Sie nicht vergebens erwarte.

In aufrichtigster Hochachtung und Verehrung

Ihr ganz ergebenster
Graf von Dernbach."

Was war dieser Brief anderes als eine Liebeserklärung? Was anderes als der Ruf: Komme zu mir, damit ich dir sagen kann, daß ich dich liebe, und daß ich aus deinem Munde höre, ob du mich widerliebst.

Immer wieder hatte sie die Zeilen gelesen. Wie groß und stark seine Handschrift war. Wie anders wirkte die feine Hand, die die Adresse auf das Kuvert schrieb. Sicher hatte er die von der Schwester schreiben lassen, damit die Herrenhand nicht zum Verräter würde, damit die nicht gleich unnütze Fragen aufkommen ließ, wenn der Brief nicht sofort in ihre Hände gelangte. Trotz allem, was auf sie einstürmte, hatte sie über diese Vorsicht lächeln müssen, dann aber saß sie da und überlegte und überlegte, ob sie zu ihm gehen könne, ob sie zu ihm gehen dürfe, und wußte doch von Anfang an, daß sie zu ihm gehen würde. Es war kein Tag, keine Stunde vergangen, ohne daß sie nicht an ihn dachte, seitdem sie zum erstenmal bei ihm war, seitdem sie aus dem Munde des Arztes hörte, wie es um ihn stand. Nun wußte er es, und seine Zeilen sagten es ihr deutlich: dieses neue Leben, das mir bevorsteht, kann ich nur dann ertragen, wenn du mich liebst und wenn du meine Frau werden willst. Ja, sie liebte ihn, nur deshalb hatte sie jeden Abend ihr Gebet zum Himmel geschickt, und wenn Gott sie nicht erhörte, wenn der ihre Bitte nicht völlig erfüllte, der würde es schon gewußt haben, warum er das nicht tat. Der liebe Herrgott hatte dabei sicher auch ein klein wenig an sie gedacht und sich gesagt: Wenn du den Kranken wieder ganz gesund machst und der zieht dann abermals ins Feld und wird dort bei der nächsten besten Gelegenheit totgeschossen, was hat dann die kleine Dorette davon? Die ist dann kreuzunglücklich und macht mir später die bittersten Vorwürfe, daß du ihr Gebet erhörtest, denn es heißt doch: nicht mein, sondern dein Wille geschehe.

So war sie jetzt auf dem Wege zu ihm. Nur gut, daß Loni sie nicht sah und ihr ihre Begleitung nicht anbot, so konnte sie jetzt wenigstens in einen Laden gehen und für ihn einen neuen Veilchenstrauß kaufen. Es war schon acht Tage her, daß sie zum erstenmal mit den Blumen in das Lazarett ging und sie wunderte sich auch jetzt darüber, als sie daran dachte, daß dieser Besuch gar nicht in der Stadt bekannt geworden war. Niemand sprach über den, auch Ihre Exzellenz hatte das nicht getan. Die mochte ihn entweder vergessen haben oder irgendwie zu der Erkenntnis gekommen sein, daß man in dieser schweren, ernsten Zeit etwas Besseres tun könne, als hinter seinen lieben Mitmenschen her zu klatschen.

Dorette hätte kein junges Mädchen und nicht verliebt sein müssen, wenn ihr kleines Herz nun nicht doch angefangen hätte, etwas unruhig zu schlagen. Wie oft hatte nicht auch sie im stillen an den Tag gedacht, an dem sie sich einmal verloben würde. Nun war der da, der größte Augenblick in dem Leben eines jungen Mädchens stand ihr unmittelbar bevor, sie konnte den kaum erwarten und dennoch verlangsamte sie ihre Schritte, je näher sie dem Krankenhaus kam.

Bis sie dann doch stolz und freudig erhobenen Hauptes die Schwelle überschritt.

Als sie damals an der Seite Ihrer Exzellenz hier war, hatte sie einen Privateingang benutzt und von niemandem befragt ihren Weg durch die langen Korridore nehmen können. Heute war es anders. Zuerst erkundigte sich eine Schwester, die den Dienst der Pförtnerin versah, wen sie zu sprechen wünsche. Dann wurde sie von dieser zu der Abteilungsvorsteherin geschickt, der der Flügel unterstand, in dem der Kranke lag. Von der Abteilungsvorsteherin ging es wieder zu einer anderen Schwester, der die Schwester Anna, die den

Digitized by Google

Kranken pflegte, unterstellt war, und als Dorette endlich glaubte, am Ziel zu sein, da wurde ihr mitgeteilt, die Schwester Oberin habe den Wunsch geäußert, sie, für den Fall, daß sie kommen sollte, einen Augenblick zu sprechen, bevor sie den Kranken aufsucht, um ihr für diesen Besuch noch ein paar Winke mit auf den Weg zu geben.

Wieder ging es durch die langen Korridore dahin. Dorette war beinahe dem Weinen nahe. Du großer Gott, da hatte sie sich in ihren Mädchenträumen die Stunde ihrer Verlobung ganz anders gedacht, umgeben mit einem Hauch von Duft und Poesie, während sie jetzt nur die allerprosaischste Prosa vorfand.

Endlich stand sie vor der Schwester Oberin, einer ihr längst bekannten Dame. Die lag, als Dorette bei ihr eintrat, auf einer Chaiselongue und streckte ihrem Besucher von dort aus beide Hände entgegen, während sie zugleich bat: „Seien Sie mir nicht böse, liebes Fräulein Dorette, daß ich nicht aufstehe. Ich könnte es ganz einfach nicht, ich bin wie zerschlagen. Ich bin die ganze Nacht nicht zur Ruhe gekommen und habe heute zahllosen Operationen beiwohnen müssen. Doch darum handelt es sich jetzt ja nicht, liebes Fräulein Dorette, sondern um Sie, oder besser gesagt, um den Kranken, der Sie voller Ungeduld erwartet. Daß Sie hier sind, beweist mir, daß Sie seinen Brief erhalten haben, obgleich ich die Adresse mit meiner dünnen, kaum leserlichen Handschrift schrieb."

„Die Adresse haben Sie geschrieben, Schwester Oberin?" fragte Dorette erstaunt.

Die stimmte ihr bei: „So ist es. Schwester Anna suchte mich gestern auf, der Graf wollte Ihnen schreiben, wußte aber weder, wer Sie sind noch wie Sie heißen. Da sollte Schwester Anna ihm Auskunft geben, sollte ihm alles erzählen, was sie von Ihnen und Ihrer Familie wußte, und da die Schwester Anna hier in der Stadt auch ganz fremd ist und Sie, liebes Fräulein Dorette, nur von Ansehen kennt, kam sie zu mir, um sich Auskunft zu holen. Mir wäre es ja ein leichtes gewesen, alle Fragen des Kranken zu beantworten, aber ich wußte nicht, liebes Fräulein Dorette, ob das in Ihrem Sinne läge. Deshalb verschwieg ich Ihren Namen und übernahm es, den Brief, der mir bald darauf in einem verschlossenen Kuvert gebracht wurde, an Ihre Adresse zu befördern. Und als der Graf mich dann nochmals bitten ließ, ich möchte ihm doch wenigstens einige Andeutungen über Sie und über Ihr Leben machen, da verfiel ich auf einen Ausweg, richtiger gesagt, auf einen kleinen Scherz, den Sie, liebes Fräulein Dorette, mir hoffentlich nicht übelnehmen. Sie wissen doch, daß Sie und Ihre schönen Schwestern seit einiger Zeit hier in der Stadt den Beinamen führen: die fünf schönen Amazonen."

Dorettes Wangen färbten sich unwillkürlich dunkelrot, dann rief sie: „Daß wir bei einem Herrenfrühstück so genannt wurden, ist mir bekannt, aber daß die ganze Stadt davon weiß und daß auch die uns so nennt, das ist mir neu."

„Aber darüber brauchen Sie sich doch nicht zu ärgern, liebes Fräulein Dorette, im Gegenteil, ich finde, Sie alle könnten sich auf diese Bezeichnung sehr viel einbilden", versuchte die Schwester Oberin Dorette aus ehrlichster Überzeugung zu beruhigen, um dann gleich fortzufahren: „Wie gesagt, liebes Fräulein Dorette, ich wußte ja nicht, ob und inwieweit ich Ihr Inkognito dem Kranken gegenüber lüften dürfte, und da ließ ich ihm sagen, ich wüßte auch weiter nichts von Ihnen, als daß Sie mit Vornamen Dorette heißen und die jüngste der hiesigen fünf schönen Amazonen wären."

„Und hat der Graf sich bei dieser Auskunft wirklich beruhigt?" fragte Dorette, die nicht wußte, ob sie sich nun von neuem ärgern oder ob sie lachen solle.

„Vollständig," stimmte die Schwester Oberin ihr bei, „Schwester Anna hat es mir erzählt, er hat gar nicht weiter gefragt, aber er hat ein sehr glückliches und vergnügtes Gesicht gemacht und das ist ja auch selbstverständlich. Jeder Herr hört es gern, daß die junge Dame, für die er sich aus irgendeinem Grunde interessiert, in der ganzen Stadt wegen ihrer Schönheit bekannt ist. Das ist das, was ich Ihnen sagen wollte, liebes Fräulein Dorette, bevor Sie zu dem Kranken gehen. Es ist ein kleiner, harmloser Scherz, den ich mir erlaubte, und nicht wahr, Sie werden mir den nicht gleich von Anfang an verderben?" Und ohne Dorettes

Digitized by Google

Antwort abzuwarten, setzte sie hinzu: „Ich werde jetzt einer der Schwestern klingeln, damit die Sie zu dem Grafen führt. Die Besuchszeit ist ja ohnehin nicht allzu lang bemessen, da darf ich Sie nicht länger zurückhalten."

Schon während ihrer letzten Worte hatte die Schwester Oberin auf einen elektrischen Knopf gedrückt. Gleich darauf trat eine Schwester ein, um sich nach dem Befehl der Schwester Oberin zu erkundigen, und nachdem Dorette sich von der verabschiedet hatte, schritt sie an der Seite ihrer Begleiterin durch die langen Korridore, während sie sich im stillen immer wieder verwundert fragte, inwiefern sie der Schwester Oberin nicht gleich von Anfang an den kleinen Scherz verderben solle. Worin bestand denn überhaupt dieser Scherz? Mit den Amazonen vergangener Jahrhunderte hatte sie doch in ihrem Äußeren ganz gewiß keine Ähnlichkeit und in ihrem Wesen doch erst recht nicht. Aber wenn sie über diese Bezeichnung auch verletzt und gekränkt war, so wollte sie das dem Grafen nicht gleich verraten, sondern dem mit einem lustigen und fröhlichen Gesicht gegenübertreten.

Das tat sie denn auch, als sie wenig später an seinem Bett stand. Schwester Anna hatte gleich bei ihrem Eintritt, wohl weil er sie bereits darum gebeten haben mochte, das Zimmer verlassen und so befand sie sich mit dem Grafen allein. Immer noch hielt er ihre beiden Hände fest, die er gleich ergriffen hatte und sah ihr mit einem glückstrahlenden, dankerfüllten Blick in die Augen. Beide schwiegen, sie sahen einander nur an, bis er endlich sagte: „Wie soll und wie kann ich Ihnen jemals dafür danken, daß Sie gekommen sind? Tag und Nacht habe ich mir überlegt, ob ich Ihnen schreiben dürfe, und als ich es getan, da habe ich mich immer wieder gefragt, ob ich es auch hätte tun dürfen. Aber nun, da Sie da sind — und so schöne Blumen haben Sie mir wieder mitgebracht, und wieder Veilchen, als wüßten Sie, daß das meine Lieblingsblumen sind. Wie soll ich Ihnen auch dafür danken?

Dorette hatte mit den Füßen den Stuhl, auf dem Schwester Anna saß, näher herangeschoben und sich, ohne seine Hände loszulassen, auf diesen niedergesetzt, während sie sich zugleich im stillen fragte: warum spricht er nur so viel von gleichgültigen Dingen, warum sagt er mir nicht gleich, daß er sich nach mir sehnte, warum fragt er mich nicht, ob ich ihn widerliebe? Und während sie nun, als er schwieg, sich danach erkundigte, wie es ihm ginge, ob er mit dem Fortschritt seiner Genesung zufrieden sei, da kamen ihr die Fragen trotz all ihrer Liebe und Anteilnahme, die sie für ihn empfand, in diesem Augenblick unendlich albern und dumm vor.

Das mochte auch er empfinden, denn plötzlich lachte er, wenn auch ein klein wenig verlegen, hell auf, und sie war froh, in seine Heiterkeit einstimmen zu können, bis sie dann beide fast gleichzeitig wieder mit dem Lachen aufhörten und sich einander nur wieder ansahen.

„Wie blaß er auch heute noch ist", dachte Dorette, aber sie bemerkte es doch, daß er sich auf dem Wege der Genesung befand. Seine Wangen hatten schon wieder etwas Farbe bekommen, und seine Augen zeigten einen ganz anderen Ausdruck, als damals auf der Straße.

Wieder herrschte ein kurzes, etwas verlegenes Schweigen, dann sagte er endlich: „Gnädiges Fräulein, lassen Sie mich ganz offen und wahr gegen Sie sein."

Dorette mußte an sich halten, um nicht einen leisen Ruf des Entsetzens auszustoßen. Ihr erster Gedanke war: „um Gottes willen, er liebt dich nicht mehr, er hat den Brief in der Übereilung geschrieben, er hat den schon längst bereut."

Dorette fühlte, daß sie blaß wurde, und als er nun zärtlich ihre Hände streichelte, da sagte sie sich: „das tut er nicht aus Liebe, sondern aus Mitleid mit dir, er versucht dich schon jetzt zu trösten, damit du die Unglücksbotschaft ruhig aufnimmst."

Und wie sehr sie recht hatte, glaubte sie aus seinen Worten herauszuhören, als er jetzt fortfuhr: „Gnädiges Fräulein, ich habe Ihnen in meinem Briefe zu verstehen gegeben, daß ich Sie liebe, daß ich mir ein Leben ohne Sie fortan nicht zu denken vermag. Als ich Sie zum erstenmal sah, da sagte ich mir: wenn die Götter dir gnädig sind und dich heil und gesund aus dem Kriege zurückkommen lassen, dann heiratest du die und keine andere, vorausgesetzt, daß es dir gelingt, ihre Liebe zu ge-

Digitized by Google

winnen. Und daß Sie nun heute gekommen sind, liebes Fräulein Dorette, nicht wahr, das darf ich mir als ein gutes Zeichen deuten, als ein Zeichen dafür, daß auch Sie mir ein ganz klein wenig gut sind?"

Fragend, voll banger Hoffnung sah er sie an.

Gott sei Dank, er liebte sie auch heute noch, aber trotzdem, so recht wurde sie ihres Glückes nun doch nicht froh, denn wenn er sie liebte, warum breitete er da nicht die Arme nach ihr aus, warum zog er sie nicht an sich, um sie zu küssen? Das machte sie unruhig und verwirrt, kaum daß sie vermochte, ihm mit ihren Augen zu sagen: „ich bin dir nicht nur gut, ich liebe dich!"

Aber er hatte sie dennoch verstanden und drückte einen leidenschaftlichen Kuß auf ihre Hand, von der sie schon längst den Handschuh abgestreift hatte.

„Nur auf die Hand," dachte Dorette enttäuscht, „warum nicht auf den Mund?"

Und noch einmal küßte er ihr die Hand, um sie dann mit etwas banger, unsicherer Stimme zu fragen: „Wissen Sie es aber auch genau, liebes Fräulein Dorette, daß Sie mich lieben? Und haben Sie es sich auch reiflich überlegt, ob Sie meine Frau werden wollen? Ich habe Sie mit meinem Schreiben vielleicht überrascht, ich hätte Ihnen am Ende eine längere Zeit zur Überlegung lassen sollen, und ich hätte das auch sicher getan, wenn ich vorher gewußt hätte, was Sie alles aufgeben, wenn Sie die Meine werden. Gewiß, ich bin reich, aber unser Leben wird fortan ein sehr einsames sein. Ich besitze ein Gut, auf das ich mich zurückziehen werde, wenn ich erst den Abschied als Ganzinvalide erhalten habe. Mein Besitz ist schön und herrlich gelegen, in der Nähe großer Waldungen und großer Seen. Man hat dort Gelegenheit zur Jagd und zum Sport, auch an geselligem Verkehr ist kein Mangel, aber trotzdem, liebes Fräulein Dorette, ich fürchte, Sie werden sich dort einsam fühlen. Sie sind ein anderes Leben gewöhnt. Sie betrachten es als selbstverständlich, daß man Sie mit Beifall begrüßt, wenn Sie nur erscheinen. Sie sind es gewöhnt, daß die Zeitungen sich mit Ihnen beschäftigen, Sie sind in der Welt so bekannt, oder werden es sicher sehr bald sein, um auf die Dauer daran Genugtuung und Befriedigung zu finden, fortan in aller Stille als Gutsherrin zu wirken. — Nein, lassen Sie mich bitte ruhig aussprechen," bat er, als Dorette, die ihm völlig verständnislos ansah, ihn unterbrechen wollte, „lassen Sie mich zu Ende sprechen, ich habe nicht mehr viel zu sagen. Nur noch eines, daß Sie sich, bevor Sie mir Ihr Jawort geben, doch noch einmal ernstlich prüfen sollen, ob das Leben an meiner Seite Sie dauernd darüber hinwegtrösten wird, daß Sie der Kunst für immer lebewohl sagen. Denn darüber müssen Sie sich natürlich vollständig klar sein, liebes Fräulein Dorette, so sehr ich Sie liebe und so glücklich ich sein werde, später jeden Ihrer Wünsche erfüllen zu können, ein Zurück zu der Öffentlichkeit gibt es nicht mehr für Sie. Ich habe mir das alles heute nacht und den ganzen Tag über, bis Sie zu mir kamen, sehr reiflich überlegt. Sie werden mir beistimmen, daß es da vieles zu bedenken gibt, nicht nur meinet-, sondern auch Ihretwegen. Ich liebe Sie über alles auf der Welt, Sie aber haben außerdem noch Ihre Kunst."

Endlich, endlich hatte Dorette ihn verstanden. Nun wußte sie auch, worauf sich die Äußerung der Schwester Oberin bezog, sie möchte der nicht von Anfang an den kleinen Scherz verderben. Der Kranke schloß daraus, daß sie eine der fünf schönen Amazonen sei, daß sie mit ihren Schwestern öffentlich auf der Bühne auftrat. Er hielt sie für eine Artistin, die sich des Abends im Trikot und in der bekannten Amazonentracht dem hohen Adel und dem P. T. Publikum der Stadt und der Umgebung präsentierte. Daher ihre Liebe zur Kunst, daher seine Furcht, sie möge sich später wieder nach ihrem jetzigen Leben zurücksehnen.

Dorette konnte nicht anders, sie wollte ja der Schwester Oberin gern den Gefallen tun und ihr den kleinen Scherz nicht gleich verderben, aber sie konnte nicht anders, sie mußte nun hell auflachen. Sie dachte an sich und ihre Schwestern, sie sah sich im Geiste mit denen zusammen in der Garderobe, wo sie ihre Straßenkleider ablegten und in das Trikot schlüpften. Sie sah sich mit denen zusammen vor dem Spiegel sitzen und sich schminken, sie hörte, wie der Inspizient mit der Glocke das

Digitized by Google

Zeichen zum Auftreten gab, um dann ungeduldig an die Tür zu klopfen: „Meine Damen, es wird Zeit, bitte beeilen Sie sich." Und sie dachte an ihren guten Vater. Ob der Graf den wohl für einen ehemaligen Artisten hielt, der ihnen die Nummer der fünf Amazonen einstudierte? Dorette lachte und lachte, bis er ihr dann endlich zurief: „Fräulein Dorette, mir war mit allem, was ich Ihnen sagte, bitterer Ernst, ich liebe Sie und habe keinen anderen Wunsch, Sie zu meiner Frau zu machen, habe ich darauf keine andere Antwort von Ihnen verdient, als daß Sie mich jetzt auslachen?"

Da wurde sie plötzlich ernst, jetzt erst begriff sie, wie sehr er sie lieben mußte, weil er sie heiraten wolle, obgleich sie nach seiner Ansicht bisher dem Variété angehört hatte. Trotzdem wollte er sie zu seiner Frau machen, ihr alles geben, was er besaß, sich selbst, sein Hab und Gut und seinen Namen.

Nun erst wurde ihr die Größe seiner Liebe klar und sich über ihn beugend, flüsterte sie ihm zu: „Sei mir nicht böse, mein Lachen galt nicht dir, sondern dem falschen Glauben, in dem du lebst. Ich bin in meinem Leben niemals eine Artistin gewesen, ich will dir erzählen, warum man uns nur so nennt."

Dorette wußte selbst kaum, daß sie ihn mit dem vertraulichen Du anredete, das wäre ihr auch ganz selbstverständlich erschienen, wenn sie darauf geachtet hätte. So erzählte sie ihm jetzt alles, sie sprach von den Eltern, von den Schwestern, von dem Elternhaus, und er hörte ihr zu mit leuchtenden Augen, mit einem glücklichen Lächeln auf dem Munde, bis er ihr dann, als sie geendet, zurief: „Für dich freut es mich ja, daß alles so ist, wie du sagst, aber für mich? Ich hatte es mir so schön gedacht, dir ein neues Leben zu bieten, dir eine Häuslichkeit zu schaffen, wie sie dir bisher fremd war. Auch freute es mich für dich, daß du nun nicht mehr nötig hättest, jeden Monat oder gar alle vierzehn Tage in ein neues Engagement zu gehen. Das freute mich auch deinetwegen, wenngleich ich natürlich befürchtete, daß du dich anfangs doch nach der Artistenwelt zurücksehnen würdest."

„Na, wer weiß, ob ich das nicht auch getan hätte, wenn ich wirklich vom Variété wäre", neckte sie ihn übermütig, bis sie dann halb ernsthaft, halb scherzend hinzusetzte: „Im übrigen finde ich es sehr unpassend von dir, daß du mich schon ‚Du' nennst."

„Du hast mich doch aber auch schon geduzt", verteidigte er sich lachend.

„Das war auch sehr unrecht von mir," gab sie zur Antwort, „denn duzen darf man sich doch erst, wenn man sich —" sie wollte sagen „wenn man sich küßte", aber nein, das konnte sie ihm doch nicht eingestehen, das hätte ja so ausgesehen, als ob sie auf einen Kuß von ihm wartete, und wenn sie das auch schon lange tat, das brauchte er doch nicht zu wissen. So setzte sie denn schnell hinzu: „Man duzt sich doch erst, wenn man sich verlobt hat."

Da ergriff er aufs neue ihre Hände, und ihr fest in die Augen sehend, scherzte er: „So darf ich also hoffen, gnädiges Fräulein, daß ich keinen Korb bekäme, wenn ich es wagen würde, Ihnen eine Liebeserklärung zu machen?"

„Das käme ganz auf die Erklärung an", meinte sie anscheinend sehr ernsthaft nach kurzem Besinnen.

„Dann also los damit," rief er übermütig, „und das sage ich Ihnen schon im voraus, gnädiges Fräulein, eine so schöne Liebeserklärung wie von mir sollen Sie noch nie gehört haben."

„Ich habe überhaupt noch nie eine gehört," verteidigte sich Dorette, „darum warte ich voller Ungeduld auf die Ihrige. Wann werden Sie endlich mit der anfangen?"

Er tat, als überlege er sich seine Worte, dann fragte er: „Soll die kurz oder lang werden?"

„Natürlich so kurz wie nur möglich", rief sie ungeduldig. Da gab er ihre Hände frei, breitete die Arme nach ihr aus und sagte nur: „Dorette, ich liebe dich und wenn du mich widerliebst, dann gib mir einen Kuß!"

Das ließ sie sich nicht zweimal sagen, sie beugte sich über ihn, um ihn zu küssen, und sie ließ sich widerküssen, lang und heiß, bis sie sich dann endlich frei machte und ihm tadelnd zurief: „Na, weißt du, auf die Liebeserklärung, die du da eben losgelassen hast, brauchst du dir aber wirklich nicht viel einzubilden. Kurz und inhaltreich war sie ja, aber sonst?"

Digitized by Google

„Na, sei nicht böse," bat er mit lachenden Augen, „alles was ich dir heute nicht sagte, weil ich endlich von dir einen Kuß haben wollte, das sage ich dir später, wenn ich erst wieder ganz gesund bin. Da will ich sogar vor dir auf den Knien liegen, so wie man das immer auf den Bildern sieht. In der linken Hand den Zylinder, in der rechten einen Rosenstrauß, und dann werde ich feurige Worte stammeln und dich noch einmal bitten: Dorette, wenn du mich liebst, dann gib mir einen Kuß. Aber wenn es dir lieber ist, kannst du mir den auch gleich geben."

Und sie küßten sich noch oft und sprachen, wie alle Verliebten und alle jungen Verlobten es tun, noch sehr viel törichtes und unnützes Zeug zusammen, während sie sich immer aufs neue ihre Liebe gestanden, bis dann endlich Schwester Anna wieder erschien, um sie beide daran zu erinnern, daß die Stunde für die Besuchszeit vorüber sei und daß schon alle anderen Besucher das Krankenhaus verlassen hätten. Da mußte auch Dorette an den Aufbruch denken, und da Schwester Anna trotz wiederholten Räusperns und Hustens von beiden Seiten nicht zu bewegen war, unter irgendeinem Vorwand noch einmal das Zimmer, wenn auch nur auf kurze Zeit, zu verlassen, so küßten sie sich nur mit den Augen, als sie sich gleich darauf mit einem warmen Händedruck und mit einem „auf Wiedersehen morgen" trennten.

Eine Minute später schritt Dorette wieder durch die langen Korridore. So froh, so grenzenlos glücklich wie heute, hatte sie sich in ihrem bisherigen Leben noch nie gefühlt. Leichten, elastischen Schrittes ging sie dahin, und ihr war, als müßten die Schwestern und die Kranken, die an ihr vorübergingen, ihr ansehen, wie glücklich sie sei, als müsse ihr jeder anmerken, daß sie sich eben verlobt habe.

Bis sie dann plötzlich, als sie das Krankenhaus verlassen hatte, wenige Schritte vor der Tür mit dem Major zusammenstieß, der, wie allabendlich, den Kranken seinen Besuch abstattete.

Der Major! Dorette fühlte, wie sie plötzlich erschrak. Ihr kleines Herz schlug laut und unruhig, und unwillkürlich warf sie ihm einen Blick zu, der ihn um Verzeihung bat, der ihm da zurief: mein lieber Herr Major, seien Sie mir nicht böse, wenn ich Ihnen Schmerzen bereiten muß.

Und der Major mußte etwas Ähnliches in ihren Augen gelesen haben, denn gleich nachdem er sie begrüßte hatte, fragte er sie, wenn auch ein klein wenig zögernd und stockend: „Sie waren auch heute wieder bei dem kranken Grafen, gnädiges Fräulein?"

Dorette schwieg, sie brachte es nun doch nicht gleich fertig, ihm die Wahrheit einzugestehen. Aber trotzdem, einmal würde und mußte er es doch erfahren, und da war es besser, er hörte es von ihr selbst, als von dritter Seite. So sagte sie denn, ihn offen und frei ansehend: „Ja, Herr Major, Sie haben recht, ich war bei dem Kranken, aber das nicht allein. Sie sind der erste, der es erfährt, da müssen Sie aber auch der erste sein, der sich aufrichtig mit mir darüber freut, und der mir von ganzem Herzen Glück wünscht — ich habe mich mit dem Grafen verlobt."

„Also doch!" Das war alles, was der Major im Augenblick zu sagen vermochte. Mit großen Augen sah er Dorette an, als begriffe er ihre Nachricht immer noch nicht in allen Einzelheiten. Dann aber nahm er sich zusammen, als wolle er um seiner selbst willen die Enttäuschung nicht verraten, die sich seiner bemächtigt hatte. Also doch! sagte er sich noch einmal im stillen. Er hatte es geahnt, er hatte es gefürchtet, daß es mit Dorette und dem Grafen so kommen würde, aber jetzt im ersten Augenblick traf es ihn wie ein Geschoß da draußen im Felde den Krieger. Und dennoch wunderte er sich darüber, daß ihn die Nachricht nicht noch schmerzlicher berührte. Es war ihm beinahe, als habe ihn ein Streifschuß getroffen, der zuerst auch große Schmerzen verursacht, der dann aber doch verheilt, ohne allzu große Narben zu hinterlassen. Aber ehe die Wunde ganz geheilt war, würde eine lange Zeit vergehen.

„Ist Ihr Schweigen Ihr ganzer Glückwunsch?" erklang da Dorettes weiche, bittende Stimme. „Ist das alles, was Sie mir zu sagen haben, Herr Major, und vor allen Dingen, sind Sie mir böse?"

Digitized by Google

„Dazu habe ich kein Recht und keine Veranlassung", beeilte er sich nun zu sagen, um dann hinzuzusetzen: „Der Augenblick wäre ja auch schlecht gewählt, um Ihnen zu gestehen, was ich selbst für Sie empfand, gnädiges Fräulein. Sie wissen es ja auch so, und wenn ich mir Hoffnungen machte, wenn ich zuweilen davon träumte, es könne mir selbst dereinst gelingen — doch das alles ist ja jetzt vorbei", unterbrach er sich selbst, „Ihnen zu zürnen, habe ich kein Recht und keine Veranlassung, Sie haben mir ja stets deutlich zu verstehen gegeben, daß Sie nichts anderes für mich empfanden, als nur Freundschaft."

„Und was Sie für mich zu empfinden glaubten, war ganz gewiß auch nur Freundschaft," fiel sie ihm schnell in das Wort, „ganz gewiß nur Freundschaft, Herr Major, weiter nichts. Prüfen Sie sich jetzt nur einmal selbst daraufhin, aber so gründlich, als wären Sie Ihr eigener Examinator der Sie erbarmungslos durch das Examen fallen läßt, wenn Sie nicht jede Frage richtig beantworten. Dann werden Sie mir schon beistimmen."

Er mußte im stillen darüber lächeln, wie sie nun den Versuch machte, es ihm auszureden, daß er sie jemals geliebt habe, dann aber meinte er: „Ich verspreche es Ihnen, gnädiges Fräulein, ich werde mich noch heute abend auf Herz und Nieren prüfen, nun aber ruft mich die Pflicht."

Er erhob die Hand, um sich durch einen militärischen Gruß von ihr zu verabschieden, aber Dorette hielt ihn zurück und fragte mit vorwurfsvoller Stimme: „Und Sie wollen wirklich gehen, Herr Major, ohne sich mit mir zu freuen, ohne mir Ihren Glückwunsch dargebracht zu haben?"

„Nein, das will ich denn doch nicht", rief er schnell und ihr die Hand reichend, sagte er: „Möchten Sie bis an Ihr Lebensende so glücklich bleiben, wie Sie es bisher waren, möchte Ihnen das Leben stets so sonnig und wolkenlos erscheinen wie heute. Möchten Sie so glücklich werden, wie Sie es verdienen und wie gerade ich es Ihnen wünsche."

Mit leuchtenden Augen stand sie ihm gegenüber, sie empfand es, seine Worte kamen ihm von Herzen, und so fanden sie auch den Weg zu ihrem Herzen, bis sie dann jetzt, den warmen Druck seiner Hand erwidernd, ihm zurief: „Ich danke Ihnen, Herr Major, ich danke Ihnen für Ihre Worte viel mehr, als ich es zu sagen vermag, denn nun kann ich mich meines jungen Glückes wirklich restlos freuen."

Gleich darauf löste sie ihre Hand aus der seinen und schritt, ohne ein weiteres Wort des Abschiedes, das ihr jetzt nur banal vorgekommen wäre, davon, und der Major sah ihr lange nach. Ihm war, als habe er einen lieben Menschen für immer verloren.

Endlich besann er sich wieder auf sich selbst und ging in das Krankenhaus, um seiner Pflicht zu genügen, und als er dann reichlich zwei Stunden später wieder zu Hause ankam, harrte dort seiner eine ihm gerade in diesem Augenblick nicht sehr willkommene Überraschung. Willi Torwald war da, wie Herr Popelmann ihm sofort erzählte, als er ihm die Tür öffnete und ihm wie stets behilflich war, Mütze und Mantel abzulegen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Roman „Weit vom Schuß" erscheint am 1. Oktober im Verlage von Otto Janke mit einer Umschlagzeichnung des beliebten Kunstmalers Ernst Heilemann und ist zum Preise von Mk. 4,—, geb. Mk. 5,— durch jede Buchhandlung zu beziehen und wird auf allen Bahnhöfen ausliegen. Wenn Buchhandlungen nicht zu erreichen sind, nimmt auch der Verlag Otto Janke, Berlin, Anhaltstraße 8, Bestellungen entgegen.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Waldkapelle

In der stillen Waldkapelle
Liegt ein Klausner auf den Knien
Und ums Bildnis von Marien
Webt die letzte Sonnenhelle;
Zagend steh ich auf der Schwelle —

Bimbam, bimbam tönt das Glöckchen
Über mir im Abendwinde
Und es schwebt dem Jesuskinde
Hold ein Lichtkreis um die Löckchen;
Leise klirrt das Opferstöckchen,

Fern lockt eine Vogelkehle
Und mich reuen Sünd und Fehle —
Und schon geht der Tag zu Ende
Und es führen Mutterhände
Heimwärts die verirrte Seele!

F. Wagenknecht.

Die Tochter des Chaim / Von Florentine Gebhardt (Schluß.)

Etwas Furchtbares trat ein. Es war Krieg — Krieg mit Rußland!

Der Nachbar von jenseits der Grenze, mit dem man sich immer so gut vertragen hatte — Zollaufseher und Grenzjäger ausgenommen — nun sollte er auf einmal Feind heißen? Brüderchen Russe, der nette Zech- und Spielkumpan — Feind? Der Feind, der Erbe und Eigen, Leib und Leben bedrohte?

Ach ja, man hatte sich immer zu gut vertragen, war immer zu vertrauensselig gewesen — das kam bald zutage. Und es mochte auch jetzt noch, da es Krieg hieß, in Dorf und Stadt des Grenzgaus gar manchen geben, der die „alte" Freundschaft mit denen „von drüben" nicht so schnell vergessen konnte und ihnen gern etwas zu Gefallen tat — leichtsinnige Gesellen — oder gewissenlose — und rachgierige?

Wien ist weit und Rußland näher. Man hatte im galizischen Land nicht an Krieg gedacht, in Rußland desto mehr. Und so war „Brüderchen Russe", der Todfeind, schneller über der Grenze, als die kaiserlichen Truppen ihn wehren konnten.

Das alte, stolze Lemberg war das Ziel des Feindes. Das erste Ziel. Rasch vordringend, hatten die Russen, einer Meereswoge gleich, die alle Dämme vor sich niederreißt, den Nordzipfel Galiziens überschwemmt. Ein Dörflein, ein Städtchen nach dem anderen, soweit es auf dem Wege nach jenem Ziele lag, fiel in ihre Hand. Wer konnte, suchte sich durch Flucht schon vor dem Einbrechen des Unheils zu retten.

Der alte Isaak, durch Zigeuner gewarnt, verschwand samt Weib und Kindern in den Schlupfwinkeln jener. Die Warnung aber, die er in aller Hast den Gliedern der jüdischen Gemeinde noch zugehen ließ, kam nicht mehr zurecht. Ehe die Stadtbewohner an Rettung hätten denken können, waren sie da, die Russen.

Reiter, von deren Geschrei die Gäßchen erdröhnten und die rücksichtslos alles niederritten, was ihnen in den Weg kam. Ein paar hundert Mann Fußvolk, das in die Läden einbrach, Getränke, Brot und Fleischwaren „kaufte", etwas gewaltsam und ohne an Bezahlung zu denken, Juwelen- und Uhrengeschäften im Vorbeigehen auch einen Besuch abstattete und große Neigung zu richtigem Plündern zeigte, doch schließlich noch von den Offizieren daran gehindert wurde. Alle Eingänge des Ortes wurden rasch von den Eindringlingen besetzt, und endlich stand die ganze Masse der Soldaten in leidlicher Ordnung auf dem weiten, pflasterlosen Marktplatz, der Oberst mit seinen Offizieren hoch zu Roß in ihrer Mitte. Und vor Türen und Fenstern ringsumher dicht gedrängt die verängstigte und doch neugierige Menge. Mit hochmütiger Verachtung sah der Oberst auf die schlotternden Jammergestalten der städtischen Oberhäupter, die, barhaupt und gebückt, gnadeheischend vor ihm mehr knieten als standen. Ihr Gestammel ließ er sich verdolmetschen durch einen Reiter zu seiner Linken, der trotz seiner russischen Uniform wenig russisch aussah mit seinem wehenden, schwarzen Schnauzbart und den unruhig funkelnden, schwarzen Augen. Die Antworten dagegen gab er selbst auf russisch, das ja die meisten hier verstanden. Lauthallend, halb spöttisch, halb mitleidig klang's: „Niemand braucht Furcht zu haben. Solange ihr euch ruhig haltet, wird euch nichts geschehen. Der großmächtige Zar ist ein guter Vater

Digitized by Google

seinen gehorsamen Kindern. Er fordert von euch jetzt nur Quartier, Verpflegung und freundliche Behandlung für seine Soldaten. Geht in eure Häuser. Wir sind nicht eure Feinde, sondern eure Befreier und schützen euch."

Dies Wort mochten denen, die es verstanden, gefallen und die schlimmste Angst von ihnen nehmen. Einer aber war, dem gefiel die Rede des Russen nicht — der schnauzbärtige Reiter! Er zerrte sein Roß am Zügel, daß es sprang und bäumte und die Menge aufs neue beunruhigte. Man ward auf ihn aufmerksam, ein Flüstern — dann ein paar laut gesprochene Worte — und nun ein drohender, empörter Aufschrei: „Der wilde Ivor! Der Schuldengraf! Weh über ihn — er ist ein Verräter! Spion! Pfui über ihn! Gott wird ihn strafen, den Verräter an Kaiser und Vaterland!"

In das wachsende Getümmel schnitt grell und zornig die Stimme des russischen Befehlshabers: „Ist das euer wahres Gesicht? Nicht friedliche Bürger seid ihr? Heuchler, Empörer, wartet! Ich werd' euch bändigen! Diese hier —" er wies auf die erschrockenen Stadtväter — „nehm' ich in Gewahrsam als Bürgen, daß ihr Ruhe haltet! Und noch ein paar dazu. Wer ist der Reichste in der Stadt?"

Ivors Augen leuchteten höhnisch auf: „Der Jude Chaim, der Kornhändler, und Isaak von der Zigeunerschenke!" Noch einige Namen nannte er — solche von jüdischen Händlern, die nebenbei Geldgeschäfte machten, und deren Andenken er nur zu wohl in sich bewahrt hatte. Heute — heute hielt er seine Abrechnung, und die Wucherzinsen, die er ihnen auferlegen wollte, sollten noch zehnfach höher sein, als sie vordem von ihm gefordert hatten.

Bald war die kleine Schar der Unglücklichen herbeigeschleppt — nur Isaak hatte man nicht — seine Schenke leer gefunden.

„Er hat sich versteckt. Brennt die Spelunke nieder!"

Auch dieser Befehl bedurfte keiner Wiederholung. Es war fast wie ein Signal, der Willkür Tor und Tür zu öffnen. Das wilde Jammergeschrei, das sich erhob, zeigte, daß man dies begriff; es war so laut, daß des Obersten Kommando: „Ins Stadtgefängnis mit den Geiseln!" dadurch fast übertönt ward.

Indes die Söldner sich anschickten, ihre Gefangenen zu binden und fortzuschleppen, hielt der Oberst ein flüsterndes Gespräch mit Ivor. Es mußte etwas Sonderliches sein, was dieser ihm zuraunte, denn in das braune, bärtige Soldatengesicht trat ein Zug von Gier, in seine kalt blickenden Augen ein Flimmern. Er lachte kurz auf, strich sich den Bart und schrie den Gefangenwärtern plötzlich ein „Halt!" zu.

„Habt ihr nicht mitgebracht alles, was ihr lebendig fandet in den Häusern der Judenhunde? Waren nicht Weiber und Kinder da?"

„Weh geschrien! Was haben unsere unschuldigen Weiber und Kinder getan, großmächtigster Herr Oberst? Hat uns der Herr Israels gegeben in die Hand der Feinde, wiewohl wir sind ehrliche Leute — so laßt wenigstens die Hand von den Weibern!" — Nur der alte Chaim jammerte nicht. Hoch aufgerichtet stand er, die glühenden Augen auf Ivor geheftet, die gebundenen Hände emporgestreckt, und seine Lippen murmelten hebräische Flüche. Ivor mochte seine Gedanken erraten. Er ritt dicht zu ihm heran: „Nun, Chaim, wie steht es? Würdest du noch so stolz sein, den „Schuldenmacher" aus der Tür zu weisen? — Bei wem ist heute die Macht?"

Schweigend reckte sich der Jude und spie dem Spötter mitten ins Gesicht, daß er zusammenfuhr und fast die Herrschaft über sein Pferd verlor. „Kanaille!" fluchte er, „das wirst du büßen!"

Der Oberst hatte inzwischen geantwortet: „Was ich mit Weibern und Kindern will? Sie sehen und hören, ob sie für ihre Väter um Gnade betteln können!"

Und da kam schon der Zug, mit Gewalt vorwärts gezogen oder gestoßen. Zitternd und schreiend die einen, andere stumm, die Augen gesenkt oder geradeaus gerichtet. Als sie die Väter und Gatten gebunden als Gefangene sahen, ging das Geschrei von neuem los. Der ganze Schwarm warf sich vor dem Obersten nieder und begann laut um Gnade zu flehen. Nur einige der erwachsenen Mädchen blieben, sich im Hintergrunde haltend und krampfhaft das Kopftuch vor dem Antlitz zusammenraffend, aufrecht stehen, als schämten sie sich solcher Erniedrigung.

Der Oberst musterte die jammernde Gruppe und sagte dann: „Ich will nicht das Leben eurer Männer. Sie sollen mir nur bürgen mit Geld und Blut für die Ordnung in der Stadt. Aber auch darauf will ich verzichten — wenn etwa eins der Mädchen bereit ist, für den Vater einzuspringen. Welche ist die Schönste unter euch Töchtern der Juden?"

Da wendeten sich unwillkürlich alle Häupter der Weiber, Mädchen und Kinder der einen aufrechten Gestalt mit dem ängstlich verhüllten Angesicht zu, auf der auch Ivors brennende Augen all die Zeit geruht hatten. Die des Obersten gingen den Blicken nach. „Was versteckt die Dirne ihr Gesicht? Reißt ihr das Tuch herunter!"

Da warf Esther die Hülle ab und sprühte den Verwegenen an, der die Faust nach ihr hinzustrecken gewagt: „Die Tochter des Chaim soll niemand anrühren!"

„Ah — dies Mädchen ist schön — nie sah ich ein schöneres! Wer ist sie?"

„Esther, des reichen Chaim einzige Tochter."

„Ihre Schönheit wiegt zehn Chaims auf mitsamt ihrem Golde. Ich will dem Alten Gold und Leben schenken — für eine Nacht in dieses Mädchens Armen."

Esther stand stumm und regios. Nur ihre großen Augen flammten düster zu dem Russen hin und re-

Digitized by Google

deten eine verständliche Sprache. Joor schien sie nicht zu sehen. —

Stille ringsum. Dann plötzlich Chaims Stimme: „Esther, meine Tochter, höre auf mich. Laß dich nicht durch des Feindes Wort verlocken, verkaufe deine Ehre nicht, auch wenn er deinem Vater droht! Mögen meine Gebeine hinter Kerkermauern bleichen — die Feinde Galiziens und Israels sollen sich nicht rühmen dürfen, daß Israels Töchter ihnen zur Beute fielen. Und der Herr Abrahams, Isaaks und Jakobs, der die Lilien auf dem Felde schirmt, möge deine Reinheit schirmen!" —

„Schweig, Hund von einem Juden!" donnerte der Oberst. „Hier habe nur ich zu reden. Und nun merkt wohl, was ich reden werde — du alter Schwätzer — du, schöne Esther — und ihr alle, die hier versammelt sind. In die Hände dieses Mädchens lege ich euer aller Geschick. Ich müßte euch züchtigen, weil ich eure Tücke erkannte. Allein ich will euch und der ganzen Stadt die Strafe erlassen, von Schatzung absehen — und anderwärts Quartier suchen. Nur einen Preis fordere ich für eure Loskaufung: Dies Mädchen soll mit mir gehen. Und im Falle sie diese Ehre nicht zu würdigen weiß und sich etwa weigert — auf ihr Haupt die Folgen! Dann habt ihr den Pogrom!" —

Ein einziger, lauter Aufschrei, dann Totenstille. Alle Blicke, alle Hände hoben sich zu Esther auf.

Die hatte einen Augenblick gewankt, mit den Händen in die leere Luft greifend. Nun stand sie, die Rechte auf die Brust gepreßt, bleich, stumm und reglos wie ein Marmorbild. Ihre Lippen bewegten sich — doch rang sich kein Laut hervor. Starr sah der Russe auf sie hin. Seine Begier wuchs angesichts des stummen Kampfes, in dem sie sich befand. Da sie noch immer schwieg, warf er höhnend hin: „Es scheint, das schöne Weib ist lüstern, Blut zu sehen. Wohl denn, so mögt ihr ihn haben — den Pogrom!"

Das ausbrechende Jammergeheul verstummte jäh, als Esther jetzt eine Bewegung machte. Die Hände beschwörend vorgestreckt, hob sie tonlos, stockend an: „Der Herr gewähre Esther zwei Stunden Bedenkzeit —"

„Gut, das sei gewährt. In Gewahrsam solange mit diesen Männern. Zwei Stunden — aber dann, Schönste, gehörst du mir — oder die Stadt dem Untergang!"

„Will mir der Herr Oberst schwören — bei seiner Mutter — daß er hält, was er versprach? Befreiung dieser Stadt und aller ihrer Bewohner von Feindeswillkür — für immer? Ein geschriebenes Blatt mit dem Namen des Kriegsmannes, daß keiner heute oder künftig dieser Stadt ein Leid antue?"

„Haha, seht die Tochter des alten Schacherers! Du willst dich teuer verkaufen, schöne Esther. Gleichviel, ich gab mein Wort und sichere dir den Preis!"

— — — — — — — — — — — — —

Im Hause des reichen, ach, beklagenswerten Chaim kniete Esther vor der greisen Frau Rebekka, ihres Vaters Mutter: „Lies mir noch einmal die Geschichte der Esther, die des Perserkönigs Gemahlin war und grenzenloses Unheil abwehren durfte von den Häuptern ihrer Blutsgenossen. Wehe, daß ich nicht auch die Macht habe, zu tun wie sie, die Feinde und Verräter zugrunde zu richten! — Wehe, daß ich nicht tun kann wie Judith! Nicht retten könnt' ich unser armes Land und Volk, tät' ich dem Bezwinger wie sie dem Holofernes; denn größer ist die Not, die heute uns bedrückt, als zu des Heidenfürsten Tagen! Und größer ist, was mir auferlegt wird, als was Jephthas Tochter trug! — Die Stunde drängt. Segne mich, Ahne —!"

Dann ging sie, sich zu schmücken. So schön wie nie zuvor. Die kostbaren Perlenschnüre wand sie durch ihr Rabenhaar, legte Gold- und Silberketten um Hals und Nacken, breite Spangen um die vollen Arme. Das Seidengewand zog sie an und färbte Brauen und Wange, daß diese strahlten wie die Rosen. Weinend halfen ihr die Mägde. Dann aber schickte sie die hinaus. Und nahm aus der Tiefe der Truhe ein Kästchen, öffnete es und zog ein Kristallfläschchen hervor, von seltsam altertümlicher Form. Mit bitterem Lächeln sah sie darauf nieder. „Mariankas Zaubertrank. Ein Liebestränklein, meinte Recha, als das Zigeunerweib vor Monden mir dies Fläschchen gab. Ich hab' ihre Warnung wohl verstanden: Hüte die Tropfen bis zur Stunde der höchsten Not; dann — nur dann können sie ein Mittel werden zur Rettung oder Rache. — Hat sie gewußt, welch eine Stunde der Not für Esther kommen würde?"

Dann rief sie die gesamte Dienerschaft des Hauses: „Geleitet mich!"

Der Oberst war mit seinen Offizieren im großen Saal des Stadthauses, so hieß es. Sie ließ ihm sagen, daß sie ihn sprechen wolle, öffentlich. Doch müßte er kommen, selber, sie zu holen.

„Ah," lachte der Oberst, „ich hab' es ja gewußt, sie sagt nicht nein. Doch dieses Judenmädel geberdet sich wie eine Königin. Nun, mag sie ihren Willen haben!" Die Komödie belustigte ihn.

Nicht als Komödie faßte Esther die Sache auf. Sie sprach, sich leicht verneigend: „Ich habe mit mir Rat gehalten und bin bereit, zu tun, was Ihr verlangt. Doch erst — löst Euer Wort ein, Herr: Freiheit den Gefangenen — und die schriftliche Sicherheit der ganzen Stadt."

Wer war hier Gebieter? Es schien, nur des Chaim schöne Tochter. Der Oberst mußte wirklich sein Wort einlösen. Rasch wurde der Schein gebracht, in dem der Oberst bezeugte, daß die Bürger der Stadt St ... Beweise ihrer guten Gesinnung gebracht hätten und dem Wohlwollen der russischen Truppen empfohlen würden. Der von den Banden gelöste Bürgermeister empfing und verlas es öffentlich.

Digitized by Google

„Nun, Schönste, bist du doch zufrieden?"

„Befehlt, wie Ihr gelobt, den Aufbruch. Nicht die Mauern dieser Stadt sollen sehen, was mit Esther geschieht —" sie verstummte zitternd.

Um sie herum drängte es sich jetzt mit Dankesworten und Segenswünschen, ihr Hände und Gewand mit Küssen überdeckend. Sie wehrte stumm. Ihr Auge flog in die Runde, die Gestalt des Vaters suchend. Sie kniete vor ihm:

„Mein Vater, warum weinst du? Sei stark, wie ich es bin. Denke, wie einst dem Jephtha der Gott Israels die härteste Prüfung auferlegt. Ich gehe, wie Jephthas Tochter ging, als Opfer mich zu bringen für dich — für diese alle hier. Weine nicht. Denke an die Stunde, die kommen wird, da der Herr die Missetaten seiner Feinde heimzahlen wird. Sei stark, Vater, laß unsere Feinde nicht hohnlachen über unseren Jammer. Und — deinen Segen — vor dem letzten Gang!"

— — — — — — — — — — — — —

Als der Abend sich senkte war die Stadt frei vom Feinde.

Einige Meilen weiter schlugen die Russen ihr Quartier auf — in einem großen Dorfe.

„Ihrer Obhut, Graf, vertraue ich bis zur Nacht meine schöne Gefangene an. Sie haften mir für sie — in allem!" —

Und so hatte Graf Ivor die Tochter des Chaim in einem rasch requirierten Auto den Truppen nachgeführt, selber den Chauffeur gespielt und endlich im größten Hause des Dorfes für sie ein Unterkommen besorgt — fürstlich für Kriegsverhältnisse. Mühe genug hatte all das gekostet. Wie — sollte er sich nun nicht ein wenig bezahlt machen für all diese Mühe? Nicht die Stunde der Vergeltung auskosten — nun sie endlich, endlich gekommen, die stolze Esther in seiner Gewalt — gedemütigt, zerbrochen war?

Draußen sank die Nacht. Pferdegewieher, Stimmengewirr, Kommandorufe schollen herein ins Zimmer. Das war hell erleuchtet; Kerzen standen auf den Schränken, eine Lampe auf dem Tische. Ein bequemes Ruhebett mit weichen Polstern hatte Graf Ivor herschaffen lassen — und eine reichliche Mahlzeit — kalte Fleischspeisen, Wein und Früchte harrten. Dazu das schöne Mädchen in seinem glänzenden Schmuck, in einem Sessel neben dem Tische lehnend — müde hingesunken — fast wie harrend.

Es sah alles so wundersam — traulich — fast festlich aus.

„Nun, meine Gnädigste — ich fürchte, unser Oberst wird noch eine Weile auf sich warten lassen. Wollen Gnädigste inzwischen sich nicht erfrischen — oder ist noch etwas, was Sie wünschen, schönste der Frauen?"

„In diesem Augenblick nur eins noch: frei zu sein von der Gesellschaft eines Schurken!"

„Warum so schroff, reizende Esther? Hab' ich das um Sie verdient? Manch eine würde Sie beneiden um die Ehre, die ich Ihnen verschaffte! Hab' ich denn gar kein Anrecht auf anderen Dank?"

Sie sprang empor. „Zurück, Erbärmlicher! Sonst ruf' ich — den Freund — den du zu hintergehen denkst! Ich gehöre nicht mehr mir selber!"

„Dem Russen? Pah! Meine Rechte sind älter!"

„Rechte? Wer gab dir ein Recht über mich?"

„Meine Liebe, du Wilde, du Spröde! Wehr' dich nicht — es nützt dir nichts — ich heische meinen Lohn —"

Sie fühlte seinen Arm um ihren Nacken, den Hauch seines Mundes an dem ihren; wehrlos — jedem, jedem preisgegeben? Wehrlos — gerade diesem Schurken, den sie haßte und verachtete? Gott Israels! Das war mehr, als Menschen tragen können! Vergeblich der Versuch zu schreien, vergeblich alle Gegenwehr, vergeblich das verzweifelte Umirren ihrer Blicke? —

Aber nein — ha! Dort auf dem Fenstersims, ein matt blinkendes Etwas — die Waffe, die Graf Ivor achtlos beiseite gelegt, als er die Anordnungen gegeben für die Mahlzeit. —

Das Mittel zur Rettung von dieser größten Schmach — das Mittel auch der Rache?! — Was danach kommen würde — war ja gleich — man stirbt nur einmal —"

Und im Augenblick hatte sie alle Kraft zusammengerafft, sich losgerissen, war an das Fenster gesprungen. Ein Griff — ein Blitz und Krach —

„Was geht hier vor? — Du, Mädchen? Entsetzliche — was tatest du?" —

Mit stieren Augen sah der eingetretene Oberst auf den am Boden Hingestreckten — auf das schöne, bleiche Mädchen mit der noch rauchenden Waffe in der krampfhaft geballten, hocherhobenen Rechten.

„Nichts", sprach sie kalt und ließ den Arm sinken. „Nur einen Räuber — straft' ich —"

„Oho, Weib! Also muß man sich vor dir fürchten — und sich schützen?"

Sie warf die Waffe von sich und breitete die Arme aus, zu zeigen, daß sie wehrlos sei. „Nein", sprach sie tonlos. „Was von Esther noch übrig ist — ist dein —"

— — — — — — — — — — — — —

Die Sinne noch rauschumnebelt nach schwüler, durchschwelgter Nacht, erwachte der Oberst am nächsten Morgen unter den Klängen der Weckssignale. Jäh aber schwand der Rausch. Die Gestalt des schönen Weibes, das an seiner Seite ruhte, war starr und eisigkalt. Am Boden lag geleert ein kleines Fläschchen aus Kristall, von altertümlicher Form.

Die schöne Tochter des Chaim war tot. Sie hatte Gift genommen.

Digitized by Google

Frühling im Mai

Hoch hebt der Wald mit starkem Baumgeäst
Die Himmelskuppel auf, die wie zum Fest,
Mit blauer Seide leuchtend überspannt,
Sich türmend wölbt auf jungerwachtes Land.

Die Stämme steigen aus dem gelben Meer
Der dürren Blätter auf. Der Boden, quer
Gestreift von schmalen Schatten, leuchtet grell
Im Sonnenstrom wie glattes Pantherfell.

Wind kommt vom freien Feld herein und springt
In kahle Kronen, schaukelt sich und singt
Und eilt ins Blaue über Feld und Baum.

Wie gläsern zittert schwach ein leiser Klang.
Wenn aus den Hüllen eine Knospe sprang —
Sonst schwingt die Stille bebend durch den Raum.

Hans Anton Schütt.

Bücherbesprechungen

Erwin Rosen: **Bismarck der große Deutsche.** Seine Größe — Seine Kraft — Sein Ernst — Sein Frohsinn. Ein Buch für ernste und heitere Stunden. Ein starker Band. Geheftet M. 2,50, in Leinwand geb. M. 3,50. (Verlag von Robert Lutz in Stuttgart.)

Erwin Rosen, der bekannte Verfasser der Erlebnisbücher „In der Fremdenlegion" und „Der deutsche Lausbub in Amerika", schenkt uns Deutschen ein neues, schönes Buch: ein Bismarckbuch. In kurzen Worten und Schilderungen zieht ein Leben an uns vorbei, das alles Edle und alles Deutsche in uns erweckt, alles widerspiegelnd, was von höchstem Wert an einem Manne war, dessen Name unauslöschlich verknüpft ist mit dem Begriff Deutsch. Hören wir, was uns der Herausgeber selbst in einem Kapitel: „Bismarck und wir" über sein Buch zu sagen hat: „. . . Die große Zeit kann nicht erlebt werden ohne das Gedenken an den großen Deutschen. Mancher wird auch gefragt haben: Was würde Bismarck sagen? Was würde Bismarck tun? — Den reichen Inhalt von Erwin Rosens Bismarckbuch können wir unsern Lesern am besten durch die Bekanntgabe der Kapitelüberschriften kennzeichnen: Bismarck der Eiserne — Bismarck der Mann — Bismarck der Deutsche — Bismarck der Krieger — Bismarck der Politiker — Bismarck der Lachende — Bismarck der Weise. — Wer Bismarck sucht — und welcher Deutsche täte das heute nicht? — der greife nach diesem Buche, das uns ein inneres Erleben Bismarcks und der großen Zeit für heute und für immer verschafft.

Franzos und Ruß in Spiritus heißt die neue Kampfschrift in Bild und Wort, die der „Simplicissimus" als Gegenstück zu seinem mit stürmischem Beifall aufgenommenen „Gott-strafe-England"-Bändchen soeben herausgebracht hat. Abermals haben sich die bekanntesten Zeichner und Schriftsteller aus dem Simplicissimuskreise zu einem kleinen Prachtwerk politischer Satire zusammengefunden. In 116 satirischen Zeichnungen und einer großen Anzahl von Textbeiträgen wird das unnatürliche Brüderpaar Franzos und Ruß „seziert" und „in Spiritus präpariert" nach dem Eingangsrezept:

„Wie man, vom Wissenstrieb gelenkt,
Geschwülste oder Mißgestalten
In ein Gefäß mit Weingeist senkt,
Um sie der Forschung zu erhalten,

So ziehn wir hier ein rares Paar
Gewissermaßen auch auf Flaschen
Und bieten es zur Ansicht dar.
Wer Lust hat, möge daran naschen."

Die neue Kampfschrift wird gerade jetzt, wo der Kampf gegen Ost und West zum entscheidenden Höhepunkt drängt, in Deutschland wie in Oesterreich — daheim und im Felde — freudig begrüßt werden. — Das Werkchen, das wieder nur 1 Mark kostet, kann durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Simplicissimus-Verlag in München (10 Pf. Porto) bezogen werden.

Neue Bücher

Erfüllungen. Ein Stück von heut für morgen. Von Kriede H. Kraze. Preis geb. 1,20 M. Verlag Adolf Bonz & Cie., Stuttgart.

Der Deutschen Seele Trost. Weltliche und geistliche Gedichte von Willy Vesper. Leicht geb. 2 M. Verlag C. H. Beck, München.

Der Tauchbootkrieg. Von A. Conan-Doyle. Preis geb. 1 M. Verlag Robert Lutz, Stuttgart.

A. Fändrich gegen Frankreich und Albion. Preis geh. 1,80 M., geb. 2,80 M. M. Frankfurter Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Spione. Von Ferdinand Künzelmann. Preis brosch. 1,50 M., geb. 2,50 M. Robert Markiewicz Verlag, Berlin.

Aus dem Leben eines Taugenichts. Von J. v. Eichendorff. Preis 70 Pf. Verlegt im Frauen-Verlag, Jena.

Kriegsbriefe einer Frau. Von L. Nießen-Deiters. Preis brosch. 1 M. Verlag A. Marcus & E. Weber, Bonn.

Waffenklänge. Kriegsgedichte 1914/15 von Max Georg Zimmermann. Preis 50 Pf. Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg i. Gr.

Lachende Königin. Von Erika Riedberg. Preis geh. 4 M., geb. 5 M. Verlag Theodor Gerstenberg, Leipzig.

Das Waldgeschrei. Von Fedor Sommer. Preis geh. 5 M., eleg. geb. mit gez. Einband 6 M. R. Mühlmanns Verlag, Halle a. S.

Der Liebestee. Von Asta Burckhardt-Nienstein. Preis geh. 2 M., geb. 3 M. Verlag Theodor Gerstenberg, Leipzig.

Die zwanzig Gedichte. Von H. Schilling. Druck und Verlag von F. Emil Boden, G. m. b. H.

Vom großen Abendmahl. Von Walter Flex. Preis 80 Pf. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München.

Charles de Coster, Ulenspiegel und Lamm Goetzak. Preis geb. 3 M. Verlegt bei Wilhelm Borngräber, Berlin.

Digitized by Google

Fern der Heimat

Fern der Heimat, an ragenden Trümmern,
Lehn' ich und schaue hinaus in das Land.
Scheidegrüße von purpurnem Golde
Streut mir die Sonne auf Haar und Gewand.

Leis naht der Abend; mit seinem Schatten
Steigt herauf der vergangenen Zeit
Ehrfurchtgebietende, stille Größe,
Schmachvoll vernichtet in Haß und Streit.

Jählings in tiefem, heißem Erbarmen
Streif ich die Trümmer mit bebender Hand,
Und ich bete: „vor solchem Geschicke
Schirme, Gott-Vater, mein Heimatland!"

Johanna Weiskirch.

Vermischtes

Der Lehrmeister des großen Friedrich. Leuchtet das Bild des großen Friedrich dem deutschen Heere in diesem Kriege gegen eine Welt von Feinden genienhaft voran, so befeuert das Andenken an den „edelen Ritter", als eines echten Volkshelden, die Oesterreicher. Fast dünckt es uns heute wie ein Symbol, daß diese beiden großen Männer sich dereinst nahetraten, daß das eben erst aufsteigende Gestirn des jungen Preußenprinzen noch die im Abendglanz des Unterganges strahlende Sonnenbahn Eugens kreuzen durfte. Und doch gehört gerade diese bedeutsame Episode zu den vergessensten der Geschichte, da sie durch den langen Krieg Friedrichs gegen Oesterreich der Menschheit aus dem Gesichtskreis gerückt wurde. Auch erst heute erfüllt sich der Ausspruch des damaligen englischen Residenten in Wien, Saint-Saphorin, den er nach dem Erscheinen Friedrichs im Lager Eugens tat: „Oesterreich und Preußen vertragen sich hoffentlich niemalen miteinander. Sollte das aber doch einmal der Fall sein, so wäre das ein furchtbares Unglück für die ganze Welt!"

Friedrich Wilhelm I. war Zeit seines Lebens ein großer Verehrer des kleinen Prinzen von Savoyen. Und als dieser im Herbst 1733 wieder gegen die Franzosen losschlug, sandte er ihm 10 000 Preußen zur Hilfe und dirigierte auch seinen Sohn als „Volontär" in das Hauptquartier. Die Verhaltungsmaßregeln, die der 22jährige preußische Thronfolger mit auf die Reise erhielt, waren überaus peinlich und genau abgefaßt. Zunächst hielten sie Friedrich zu „fleißigem Verkehr mit den alten, erfahrenen Kriegsobersten des Kaisers, vor allem mit dem Prinzen Eugen" an. Ueberallhin sollte Friedrich diesen begleiten, auf eine jede seiner Anordnungen achten und sich eifrig bei dessen Begleitern nach den Gründen der Befehle erkundigen. Denn: „Des Prinzen Eugenii Durchlaucht selber darum zu befragen," heißt es in der Instruktion weiter, „ist wider Respekt und muß daher nicht geschehen."

Bei jeder Schlacht hatte sich Friedrich in der Nähe des Prinzen aufzuhalten und sollte erst nach dieser zu den preußischen Truppen reiten. Ganz besonders aber wurde ihm befohlen, sich um den Felddienst im kleinen wie im großen zu kümmern, „daß er wisse, wie die Schuhe der Musketiere sein sollen, wie lange ein Soldat solche tragen kann und wie lange er damit in einer Kampagne auskommen muß, desgleichen von allen Kleinigkeiten, so zu den Soldaten gehören, und ferner bis zur hundertpfündigen Kanone, auch endlich bis zu dem großen Dienst und des Generalissimi Dispositiones."

Nun könnte man den „Soldatenkönig" hiernach für einen Kleinigkeitskrämer und Nörgler halten. Diese Ansicht wäre grundfalsch! Denn gerade diese Pedanterie und Gründlichkeit Friedrich Wilhelms allein ermöglichte die Siege seines Sohnes und das heutige gewaltige Deutschland.

Friedrich bekam nur zuviel Gelegenheit, den Lagerdienst gründlich kennen zu lernen. Denn nachdem sein Vater selber einige Tage inkognito bei dem Prinzen Eugen geweilt hatte, riß der „Exerziertenfel" auch bei den Oesterreichern ein. Und Friedrich schrieb darüber an den wilden Hans Heinrich von der Groeben: „Nun ist der Exerziertenfel auch in die Kaiserlichen gefahren, der Prinz exerziert jetzt ärger denn wir. Sehr oft ist er selber drei Stunden dabei, und die fluchen Kaiserlichen so viel auf uns, daß es grausam ist!"

Es war dem preußischen Thronfolger nicht beschieden, in diesem Feldzuge, wie es sein Feuergeist wohl gern gesehen hätte, kriegerische Lorbeeren zu ernten, da der greise Feldherr sich damit begnügte, durch geschicktes Manövrieren das befürchtete Vordringen der Franzosen in das Deutsche Reich zu verhindern. Aber seine Feuertaufe erhielt er doch.

In dem Walde von Philippsburg, auf der Rückkehr von einem Erkundungsritt, pfiffen ihm zum ersten Male die Kugeln um den Kopf und zersplitterten die Bäume ringsumher. Nun, er bestand glänzend. Man beobachtete, wie seine Zügelfaust auch nicht eine Sekunde zitterte, wie seine Augen lebhaft blitzten. Und seine Kaltblütigkeit hat hernach viel von sich reden gemacht.

Der große Friedrich hat, wie er selber sagte, viel von dem Savoyerprinzen gelernt, sein Andenken stets in Ehren gehalten und ihn nie vergessen. Bereits auf der Höhe des eigenen Ruhmes bezeichnete er sich dem Prinzen von Ligne gegenüber als den Schüler Eugens und fügte warm hinzu: „Wissen Sie, daß ich die letzten, glänzenden Strahlen von Prinz Eugens Genie gesehen habe? Wer könnte ihm gleichkommen?"

Dieser hinwiederum erkannte mit sicherem Blick das Genie Friedrichs, auch daß sich in diesem „etwas Neues vorbereite."

Jedenfalls hat der große König seine heitersten Stunden im Heidelberger Feldlager bei Eugen verbracht. Seine Briefe aus dieser Zeit sprühen von Lustigkeit. Und der Philosoph von Sanssouci schlägt in ihnen einen solchen urdeutschen Ton an, wie nie wieder in seinem Leben.

Alb. E. Krueger.

Inhalt des Heftes 40: Ich kenne keine Parteien mehr! Von Henry Benden. — Weit vom Schuß. Roman aus der Kriegszeit von Freiherr von Schlicht. — **Beiblatt:** Waldkapelle. Gedicht von F. Wagenknecht. — Die Tochter des Chaim. Von Florentine Gebhardt (Schluß.) — Frühling im Wald. Gedicht von Hans Anton Schütt. — Bücherbesprechungen — Neue Bücher. — Fern der Heimat. Gedicht von Johanna Weiskirch. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke, Ausgegeben am 3. Juli 1915. — Druck von A. Sehdel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek
1915 Heft 41
Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Die Herrin von Hellerbrunn / Roman von C. von Luckwald

Über den schroffen, wild zersägten Zacken des Kalksteingebirges lagen die Strahlen der Herbstsonne. Sie tauchte die Zinnen und Türme der Tiroler Berge in rosige Glut und ließ die abenteuerlichen Felsgebilde doppelt plastisch hervortreten. Wie flüssiges Silber gleißte und funkelte das grauweiße Gestein. Über die weiten, grünen Almen strich die Luft herb und würzig, trotz der noch sommerlichen Wärme. Ein leiser Wind spielte mit dem Laub der längst abgeblühten Alpenrosen und zerzauste das dunkelblonde Haar der Bergsteigerin, die rüstigen Schrittes den vielfach gewundenen Pfad zur Hetzlinger Alpe hinanstieg.

Jetzt blieb sie stehen, noch atemlos vom raschen Gehen, und strich das feuchte Haar aus der glühenden Stirn. Suchend überflogen die klaren, hellgrauen Augen die weit ausgedehnten Wiesenflächen vor ihr und spähten dann wieder nach den steil abfallenden Felswänden zu ihrer Rechten.

Aber nichts regte sich weit und breit, nur das vielstimmige Geläut weidender Herden klang von den Berghängen herüber. Ab und zu bewegten sich die Zweige des niederen Latschengestrüpps: der breitgestirnte Kopf einer Kuh tauchte zwischen den Ästen auf; mit dumm glotzenden Augen blickte das Tier zu der Frau herüber. Dicht neben ihr plätscherte ein Rinnsal in munteren Sprüngen zu Tal, und einer raschen Eingebung folgend, beugte sie sich zu der Quelle nieder.

In tiefen Zügen stillte sie den brennenden Durst, streifte die derben Lederhandschuhe von den Fingern und ließ das Wasser über ihre langen, schmalen Hände rieseln. Sie schüttelte die sprühenden Tropfen ab, fuhr mit dem Taschentuch über das Gesicht und lehnte sich, befriedigt aufseufzend, mit dem Rücken gegen einen der verstreut umherliegenden Felsblöcke. Sie warf den kleinen, weichen Filzhut neben sich ins Gras und verschränkte die Hände hinter dem Kopf.

Träumerisch ruhten die Augen der Bergsteigerin auf dem Landschaftsbild, das vor ihr ausgebreitet war: tief unter ihr lag Lurchstadt mit seinen Kirchen und Türmen, seinen Schlössern und Gärten, von Wiesen und Wäldern umschlossen, im Schein der Herbstsonne.

Gleich einem blitzenden Silberband durchschnitt die Lurch Stadt und Land, von zahlreichen Brücken aus Stein und Holz überspannt. In breitem Fluß wälzte der mächtige Strom seine graugrünen Fluten durch die üppige Landschaft. Bald rasch hinschießend, wo das Bett sich verengte, bald breit sich ausdehnend, in gleichmäßigem Lauf.

Wenn die Ruhende sich ein wenig aufrichtete und zur Seite neigte, vermochte sie in der Tiefe eine funkelnde Turmspitze zwischen hohen Bäumen aufragen zu sehen — dort lag Schloß Hellerbrunn — ihr Heim.

Lange ließ sie die Blicke darauf ruhen und hob dann wieder die Augen zu dem schneebedeckten fernen Gebirgszug und der schroffen, wildzerklüfteten Felskette die hinter ihr, in erschreckender Steilheit aufragte.

Digitized by Google

Noch immer regte sich nichts. Eine bleierne Müdigkeit überfiel sie plötzlich. Die Strahlen der Nachmittagssonne brannten heißer, unruhig flimmerte die Luft. Dunkler, härter zeichneten sich die Umrisse der Berge vom stahlblauen Himmel ab, zum Greifen nahe schien die Stadt, als sei sie plötzlich aus der Tiefe emporgestiegen. Wie eine schwarz-grüne Mauer stand der Wald.

Von Süden wehte ein schwüler Wind herüber. „Schirokko", murmelte die Frau und streckte sich im Grase lang aus. Sie schloß ermattet die Augen und schlief ein.

Niemand störte sie, nur die Fliegen umsurrten sie träge, eine Eidechse huschte an ihr vorüber, ein grünlich schillernder Käfer kroch schwerfällig über ihre Nagelstiefel und verstrickte sich in dem rauhen Wollengewebe des kurzen Lodenrockes. Ein vorspringender Felsblock gewährte dem Gesicht der Schläferin spärlichen Schatten.

Kräftig und edel geformt erschienen ihre Züge, für eine Frau vielleicht zu kühn geschnitten. Die hochgewölbte Stirn trat scharf modelliert unter dem natürlich gewellten, dunkelblonden Haar hervor, die feine, senkrechte Linie zwischen den dichten Brauen verlieh ihr einen ernsten, nachdenklichen Ausdruck. Die blassen Lippen des schön geschweiften Mundes waren fest geschlossen — ein Mund, der zu schweigen verstand. In seinen Winkeln lag ein Zug fast männlicher Energie und Festigkeit.

Die Gestalt war groß und von vollendetem Ebenmaß. Die nicht kleinen, aber gut geformten Hände hielt sie lässig gefaltet im Schoß. Eine dicke Brummfliege umkreiste aufdringlich die unbeschützte Stirn der Schlafenden und ließ sich leise summend darauf nieder. Mit einer unwilligen Bewegung verscheuchte sie den lästigen Plagegeist und richtete sich schlaftrunken aus der liegenden Stellung auf. Sie gähnte herzhaft, dehnte und reckte sich und sprang dann mit einem raschen Entschluß auf die Füße. Lauschend hob sie den Kopf: hoch über ihr im Geröll hatte sich ein Stein gelöst, der nun in großen Sprüngen polternd zur Tiefe rollte.

Gleich darauf wurden schwere Männertritte hörbar, man vernahm das Scharren von Nagelstiefeln im Gestein, das metallische Klingen spitzer Alpenstöcke am Fels. Das Latschengestrüpp geriet in schwankende Bewegung: jetzt tauchten zwei Köpfe über dem Knieholz auf.

Die Frau legte die Hände trichterförmig an den Mund und rief mit heller Stimme:

„Hallo — Felix — bist du's?"

Ein langgezogener, weithin schallender Jodler antwortete aus der Höhe. Die Bergsteiger — ein alter und ein jüngerer Mann, von einem braun-weiß gefleckten Jagdhund gefolgt, traten unter den Latschen hervor.

Beide trugen Flinten über dem Rücken. Aufmerksam beobachtete die Frau, wie die Jäger mit rückwärts eingestemmten Alpenstöcken über das kurze Schuttfeld abfuhren.

Die schlanke, biegsame Gestalt des Jüngeren bog sich kaum merklich nach hinten, mit raschen, elastischen Bewegungen nahm er die Hindernisse des mühsamen Weges.

Sein Begleiter, ein kräftiger, untersetzter Graubart, folgte langsamer.

Nach einigen kühnen Sprüngen über nachrollendes Gestein stand der als Felix Angerufene neben ihr. Er ließ den Bergstock zu Boden fallen und bot ihr die Rechte, während er mit der Linken den Hut, den ein prächtiger Gamsbart schmückte, lüftete. Er wischte sich aufatmend die perlende Stirn:

„Grüß Gott, Hasi! Bist uns nachgestieg'n? Das is gescheit."

Seine blanken, braunen Augen lachten sie fröhlich an. Zwei Reihen fester, weißer Zähne blitzten unter dem dunklen, englisch gestutzten Bärtchen. Seine Frau schüttelte ihm kameradschaftlich die Hand und nickt auch dem bedächtig näherkommenden Alten freundlich zu:

„Guten Tag, Loisl, na wie war die Jagd — was habt ihr geschossen?"

Der Graubart nahm den gemaserten Pfeifenkopf aus dem linken Mundwinkel und spuckte kräftig aus.

„Nix!" .lautete seine lakonische Antwort.

Die Herrin von Hellerbrunn lachte, aber Felix klemmte ärgerlich die Unterlippe zwischen die Zähne.

„Du hast gut lachen Esther, aber i war wütend! Den ganzen Tag umhersteig'n, nix Ordentliches zum Essen, und dann obendrein

Digitized by Google

nit ein einzig Mal zum Schuß kommen — ein Gaudi is dös nit."

Tröstend strich Esther über den Ärmel seiner grauen Lodenjoppe.

„Ärgere dich nicht, Felix, wenn du heute auch keine Beute heimbringst, es war trotzdem gewiß wundervoll dort oben — nicht?"

„Hm — heiß war's — damisch heiß — gelt Loisl?"

„Woil, woll, Herr Baron, sell schon", knurrte der Alte.

Mit dem langsamen, leicht wiegenden Schritt des Alplers schickte er sich an, dem vorausschreitenden Paar zu folgen. Seine treuherzigen, blauen Augen ruhten unverwandt auf den beiden, fast gleich großen Gestalten, die vor ihm hereilend, leichtfüßig talwärts stiegen. Wenn ihr sorgloses Lachen zu ihm herüberschallte, vertiefte ein leises Schmunzeln die zahlreichen Falten und Furchen seines gutmütigen, alten Gesichts.

Loisl Obermoser war ein echter Sohn seiner Tiroler Berge, in denen er sein mehr als sechzigjähriges Leben zugebracht. Rauh und ungefüge wie diese und ebenso trotzig, stark und fest. Solang er denken konnte, war er in diesen Felswänden umhergestiegen, die ihn das Schönste dünkten auf Gottes weiter Welt.

Bereits als Geißbub galt er als verwegener Kletterer, und als er später zu den Holzfällern kam, verstand er die Büchse ebenso sicher zu führen wie die schwere, langstielige Axt.

Der damalige Herr auf Hellerbrunn, der kein Freund des edlen Weidwerks war, drückte immer wieder ein Auge zu, wenn der Förster von Wilddiebereien im Revier berichtete und Loisl Obermoser als einen der Verwegensten unter den Wilderern bezeichnete.

Der alte Freiherr war dem frischen, jungen Menschen zugetan und mochte ihn seiner unbezwinglichen Jagdleidenschaft halber nicht ins Unglück stürzen.

Als ihm eines Tages ein erneuter Waldfrevel gemeldet wurde, beschloß er, Justiz zu üben auf seine Art. Er ließ den Beschuldigten aufs Schloß führen und sagte ihm:

„Ein rechter Haderlump bist worden, Loisl — 's ist schad um einen Kerl wie dich! Ein Holzer, der wildert, kann ich nit im Dienst lassen, von Rechts wegen sollt' ich dich anzeig'n und einstecken lassen — Lausbub verdammter."

Loisl stand stramm vor seinem Herrn und wartete ohne ein Wort der Verteidigung auf den Urteilsspruch. Ohne mit der Wimper zu zucken sah er den Freiherrn an. Der bohrte seine klugen, dunklen Augen in die hellen, blauen des jungen Holzknechts, als wollte er in seiner Seele lesen. Und was er dort las, mochte den feinen, alten Menschenkenner befriedigen, denn er streckte ihm plötzlich die Hand entgegen und sagte:

„Als Holzer kann ich dich nit länger brauchen — aber — magst Forstgehilfe bei mir werden, Loisl?"

Der junge Mensch schlug ein, mit leuchtenden Augen; ein Treuschwur war's — ein wortloser.

So wurde aus dem Wilderer ein pflichttreuer Beamter, ein weidgerechter Forstmann der seinem gütigen Herrn auf Tod und Leben ergeben war. Und als nach Jahren ein sanftes Ende den Freiherrn zu seinen Vätern in die Familiengruft führte, übertrug Loisl seine zähe Liebe und Anhänglichkeit auf den Neffen des ehemaligen Herrn, der sein Erbe wurde, und schloß auch dessen junge Frau in sein altes Jägerherz.

Und einen gewissenhafteren, tüchtigeren Förster als den einstigen Wilddieb hätte sich Felix Maria Reichsfreiherr von Gomisch, Herr auf und zu Hellerbrunn auch nicht wünschen können. Ein Festtag aber war es für den Alten, wenn er Esther auf ihren oft gefahrvollen Hochtouren als Führer dienen durfte. Felix schloß sich diesen Touren selten an; er war nur insoweit Bergsteiger, als es die Jagd bedingte — Anstrengungen ohne Zweck vermied er gern.

Aber er behinderte Esther auch nicht, wenn sie tagelang mit Loisl in den Felsen umherkletterte oder einen Ausflug in die Welt der Gletscher und Eisriesen unternahm, denn er wußte sie bei Loisl in gutem Schutz.

Im Lauf der Jahre wurde der alte Förster fast mit zur Familie gerechnet; er gehörte sozusagen zum Hausinventar.

Vielleicht dachte Loisl an dies alles, als er, die Pfeife im Munde, die Flinte über dem Rücken, seiner Herrschaft folgte. Vielleicht

Digitized by Google

auch empfand er unbewußt die erhabene Schönheit seiner Tiroler Berge, als er mit tiefen Atemzügen die würzige Abendluft einsog. Er hätte mit keinem Menschen auf Erden tauschen mögen, wie er so einherschritt und die scharfen blauen Augen, die etwas vom Blick des Falken hatten, über das heimatliche Landschaftsbild gleiten ließ.

Halbverwehte Glockenklänge tönten leise aus dem Vorort St. Marien zu ihm empor: andächtig nahm er den verwitterten Filz vom Kopf und murmelte das „Ave", dann beschleunigte er den Schritt und holte die Voranschreitenden noch vor dem Schlosse ein.

Loisl bat um Befehle für den nächsten Tag, aber der Freiher winkte ab:

„Nein, Alter, morgen is nix mit der Jagd — hab keine Zeit, i brauch dich morgen nimmer."

„Da war i amoal a bisserl am obern Schlag einischaugn, Herr Baron. Da is bei di Holzer so a Welscher, dem i nit trau — so a Wilddieb verdammter."

Felix schlug ihm laut lachend auf die Schulter:

„Aber wenn du 'n packst — schieß ihn nit gleich maustot — hörst Loisl."

Brummend und den Hut verlegen zwischen den mächtigen Fäusten drehend machte der Förster einen unbeholfenen Kratzfuß und schlug den schmalen Waldsteg zum Forsthaus ein.

Esther, die der Unterhaltung belustigt zugehört hatte, sagte:

„Ist es nicht merkwürdig, daß immer und überall gerade die Sünden am strengsten verdammt werden, die einer selbst begangen hat?"

Der Freiherr nickte, ohne zu antworten und öffnete das schwere, eisenbeschlagene Tor, um seine Frau an sich vorüber in den viereckigen, von hohen Mauern umgebenen Schloßhof treten zu lassen.

Rechterhand erhob sich das Schloß; ihm gegenüber ein klotziger, aus roh zusammengefügten Steinquadern errichteter Wartturm, den ein langer, verdeckter Gang mit dem eigentlichen Wohngebäude verband. Diese Galerie, die oberhalb der Mauer entlang lief, war ebenso wie der Turm, Schloß und Hofmauer mit alten Holzziegeln gedeckt. Zierliche, offene Bogen, von einem Gewirr blutrot gefärbter Weinranken umhangen, gestatteten einerseits freien Ausblick nach dem Schloßhof, andererseits auf den grünumbuschten Hügel, auf dem sich Schloß Hellerbrunn erhob.

Eine Flut bunter Herbstblumen füllte die gotischen Spitzbogen des Ganges, in dessen mittelstem sich die lebensgroße Figur einer Maria in primitiver Holzschnitzerei erhob. Rote Weinranken umschlangen den verblaßten, blauen Mantel der Gottesmutter und schlangen sich als flammendes Diadem um ihr leicht geneigtes Haupt.

Vielhundertjähriger Efeu hatte Turm, Schloß und Mauern mit einem dichten, grünen Teppich umkleidet, als wollte er das alte Gemäuer liebevoll stützen und einhüllen.

In der Mitte des Hofes befand sich der Brunnen, in dessen steinernes Becken ein dünner Wasserstrahl plätscherte, angenhme Kühle verbeitend.

Der Chronik nach war der Name des Schlosses auf diesen Brunnen mit seinem hellen, eiskalten Wasser zurückzuführen, dem man in vergangenen Zeiten sogar eine heilkräftige Wirkung zuschrieb.

Das Schloß selbst war groß und schwerfällig mit der Raumverschwendung des 16. und 17. Jahrhunderts erbaut, jedoch verliehen ihm Türmchen und Erker, die gleich Schwalbennestern an den Mauern klebten, ein gefälliges Aussehen.

Ein Turm mit runder Kuppel, von goldenem Kreuz geschmückt, überragte den Mittelbau; dort befand sich die im reinsten gotischen Stil errichtete Kapelle.

Über dem Portal, das ins Innere führte, war in Stein gehauen das Wappen derer von Gomisch: ein gepanzerter Arm mit erhobenem Schwert. —

Als sich das Ehepaar dem Eingang näherte, erhob sich lautes Hundegebell. Esther öffnete die Tür zur Halle, zwei gelbe Teckel stürzten ihr mit Freudengeheul entgegen, denen eine große, graue Dogge langsamer folgte. Sie klopfte die krummbeinigen Teckel, streichelte den mächtigen Kopf Hektors, der sich an ihren Knien rieb, und drängte dann die Hunde beiseite.

Digitized by Google

„Können wir bald essen, Hasi?" fragte der Freiherr, „i hab' ein Mordshunger."

Da sich für den stolzen Namen „Esther" nur schwer eine Abkürzung oder liebevolle Verstümmelung finden ließ, nannte Felix seine Frau „Hasi" — wenn er in guter Stimmung war.

Sie blickte auf die große Kastenuhr, die in einer Ecke der Halle stand:

„In einer halben Stunde, Bubi; erst muß ich mich umkleiden, und du wirst auch nach einem warmen Bad und frischer Wäsche verlangen."

Sie durchschritten die Halle, auf deren roten Steinfliesen die Nagelstiefel laut klapperten, und begaben sich nach der breiten, steinernen Doppeltreppe, die zu dem oberen Stockwerk und den Schlafräumen führte.

Die gewölbte Halle machte mit dem uralten, steinernen Kamin, den klotzigen Tischen und Truhen, den Rüstungen und verrosteten Waffen an den Wänden einen fast feierlichen Eindruck. Sogar eine kleine Kanone, ein sogenanntes Feuerrohr fehlte nicht; es blickte dräuend aus einer Ecke hervor und erzählte von Kampf und Aufständen vergangener Zeiten.

Breite Sessel aus Holz und Leder umstanden die Feuerstelle, das kleine Tischchen davor trug ein kunstvoll eingelegtes Schachbrett. Noch standen die zierlich aus Elfenbein geschnitzten Figuren in Reih und Glied geordnet, aber die Hände, die sie einst in klugem Spiel hin und her geschoben, moderten längst unter steinerner, wappengeschmückter Platte im Mausoleum drüben im Park.

Als Esther vor Jahren zum erstenmal am Arm ihres Mannes die Halle betrat und er ihr alles zeigte, von jedem Möbelstück, jedem der gemalten Wappenschilder an der Wand, Rüstungen und Waffen etwas aus der Familienchronik derer von Gomisch zu erzählen wußte, fesselte sie am meisten der halb verwischte Hausspruch, der über der Eingangstür

„Ich leb', weiß nit wie lang,
Ich sterb' und weiß nit wann,
Ich fahr', weiß nit wohin —
Mich wundert, daß ich so fröhlich bin —"

entzifferte sie mühsam.

„Das ist hübsch, der Spruch gefällt mir!" hatte sie damls gesagt. „Dein Ahnherr, der sich diesen Vers zum Hausspruch wählte, war ein echter Österreicher! Aus den Worten spricht ein fröhliches Herz und ein leichter Sinn, mit einem leisen, wehmütigen Einschlag."

„So sind die Gomisch auch heut' noch," hatte Felix lachend erwidert, „'s liegt halt im Blut, in der Rass' wir nehmen das Leben nit so ernst und schwer wie ihr Deutschen draußen im Reich."

An diesen Ausspruch hatte Esther später noch oft zurückdenken müssen, wenn die Verschiedenartigkeit ihrer Charaktere zutage trat, wenn Lebensanschauungen und Wesensart weit, weit auseinandergingen. Sie war urdeutsch geblieben, obgleich sie bereits seit fünfzehn Jahren in Tirol lebte.

Mit dem Glockenschlag sieben trat Esther in das neben der Halle gelegene Wohnzimmer. Suchend blickte sie sich um. Der Raum war leer, nur die Dogge erhob sich von ihrem angestammten Platz und eilte der Herrin schweifwedelnd entgegen. Esther klopfte Hektors breiten Rücken und sich zu ihm niederbeugend, sagte sie:

„Wir waren wieder zu pünktlich, Alter, Herrchen kommt, wie gewöhnlich, zu spät."

Der Hund schob die Schnauze in ihre Hand und sah mit klugen Augen zu ihr auf, als habe er jedes Wort verstanden.

In diesem Augenblick wurde die Tür hastig geöffnet und der Freiherr trat ein. Die Entschuldigung für sein verspätetes Kommen blieb ihm in der Kehle stecken, als er seine Frau ansah.

„Na, da schau her, Hasi! Wir haben doch keine Gäste!"

Er umkreiste sie und betrachtete mit Kennerblick das in seiner Einfachheit vollendet schöne Gewand, das Esther angelegt hatte.

Felix kannte sich in Toilettenfragen aus; er verstand den weichen, fliederfarbenen Seidenstoff, den kostbaren Spitzenkragen aus alten Spitzen, auf dem als einziger Schmuck ein großer Solitär an dünnem Platinkettchen funkelte, richtig einzuschätzen.

Wohlgefällig ruhte sein Blick auf Esthers drahtiger, durch Sport aller Art trainierter Gestalt, um die sich die fließenden Stoffalten eng anschmiegten. Das reiche, dunkelblonde Haar trug sie der Mode entsprechend in tiefem

Digitized by Google

Wellenscheitel, durch den sich ein schmaler, mit kleinen Steinen besetzter Goldreif zog.

„Nun sag' mir schon — warum diese Pracht, ganz für uns allein?" wiederholte Felix seine Frage.

Esther sah ihn mit einem kleinen, spöttischen Lächeln an:

„Weißt du wirklich nicht, was heute für ein Tag ist, Bubi?"

Felix schüttelte verständnislos den Kopf.

„Hast du denn ganz vergessen, daß heute der 20. September ist?"

Mit dem leicht geöffneten Mund, den vor Staunen gerundeten Augen sah Felix Maria Reichsfreiherr von Gomisch, Herr auf und zu Hellerbrunn in diesem Augenblick nichts weniger als geistreich aus.

Esther brach bei seinem Anblick in ein herzliches Lachen aus.

„Ja, Bubi — der 20. September — mein Geburtstag, der nebenbei auch unser Hochzeitstag ist!"

Felix schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn:

„Oh — Hasi! darauf hab' i vergessen — vergib — i bin ein Scheusal, ein Ungeheuer — nein, ein Depp bin i, ein Nixnutz, ein —"

Esther legte ihre kühle, schlanke Hand auf seinen Mund, um weitere Selbstanklagen zu ersticken. Ihre Züge trugen jetzt wieder den gewohnten Ausdruck selbstsicherer Ruhe.

„Laß gut sein, Bubi, ich bin dir nicht böse. Für Daten und dergleichen hast du nun mal kein Gedächtnis, das weiß ich längst; böse Absicht lag dir gewiß fern."

Felix schloß seine Frau stürmisch in die Arme, und zwischen Liebkosungen murmelte er erneute Selbstanklagen, Entschuldigungen und Glückwünsche durcheinander.

Sie entzog sich ihm mit einem leisen, nachsichtigen Lächeln, als der Diener den dicken roten Samtvorhang zurückschlug und meldete, daß das Essen aufgetragen sei.

Felix reichte ihr den Arm, um sie ins Eßzimmer zu führen, aber er war stiller als sonst; er ärgerte sich über sich selbst.

Als jedoch der Sekt in den flachen Kristallschalen perlte, hatte er seine fröhliche Laune wiedergefunden und suchte durch doppelte Liebenswürdigkeit und kleine Aufmerksamkeiten seine Vergeßlichkeiten gutzumachen. Er hielt Esther sein Glas entgegen und fragte:

„Sag, Hasi — sind wir wirklich schon fünfzehn Jahre verheiratet?"

„Ja, Bubi, wir sind bereits ein ganz antikes Ehepaar, und ich werde bald zum alten Register gehören."

„No — sei so gut — du und alt! Erstens sieht man dir deine Fünfundreißig nit an — nein, wahrhaftig nit — und dann — du weißt: die Frau von dreißig — das sind die Gefährlichsten! Frauen deiner Art stehen damit überhaupt erst im Zenit ihrer Schönheit. So ein grün's Gansl um die Zwanzig herum — na, i dank schön, dös is nix für mein Gusto. Prost, Hasi — sollst leben! Geh, tu mir Bescheid!"

Die Kelche stießen mit feinem Klingen gegeneinander. Felix schüttete den ganzen Inhalt auf einen Zug hinab.

„Jetzt ist's aber genug, Bubi," wehrte Esther, als er ihr Glas von neuem füllen wollte, „wir haben sonst morgen beide einen Kater."

Sie hob die Tafel auf, er küßte ihr lachend die Fingerspitzen und führte sie nach dem Herrenzimmer hinüber, wo sie nach Tische bei Mokka und Zigaretten ein Stündchen zu verplaudern und die kleinen Tageserlebnisse durchzusprechen pflegten.

Aber heute war Esther nicht zum Sprechen aufgelegt. Ob sie müde war oder der Tag mit seiner doppelten Bedeutung sie ernst gestimmt hatte? Als Felix seine Tasse zurückschob und den Rest der Papyros in die Aschenschale warf, bat sie:

„Willst du nicht ein wenig Musik machen? Mich verlangt heute nach irgendeinem hübschen Lied."

„Gern, Schatzi, aber du weißt, i bin kein Künstler, i spiel' nit besser als ein vagabondierender Böhmak."

„Das tut nichts, Bubi, ich höre dir doch gern zu, ich bin ein dankbares Publikum; vielleicht doppelt dankbar, weil ich selbst gar nichts kann. Dein Spiel gefällt mir, so wie es ist."

Felix lächelte geschmeichelt und öffnete bereitwillig den Flügel. Er kannte keine Note, hatte nie Klavierunterricht gehabt, aber er besaß ein feines Gehör und angeborenes, musikalisches Verständnis; diese Gaben ließen die mangelnde Technik vergessen.

Digitized by Google

Mit weichem Anschlag spielte er erst Esthers Lieblingslieder und ging dann in einen Walzer über. Seine elastische Gestalt neigte sich dabei im Takt hin und her, ganz leise pfiff er die Melodie als Begleitung der Läufe und Akkorde.

„Jetzt tanzt er in Gedanken den Walzer mit," dachte Esther, „schade um sein schönes Talent!"

Sie hatte ihm früher oft zugeredet, Unterricht zu nehmen, ernstlich zu üben, aber das hatte er als ein unerhörtes Ansinnen stets von der Hand gewiesen.

„Ebensogut könntest von einer Amsel verlangen, daß sie die Tonleiter pfeift", hatte er lachend geantwortet. „Üben — brr —schrecklicher Gedanke! Musi macht man, wenn man grad Lust drauf hat, erzwingen laßt sich das nit. In Stimmung muß man sein, sonst wird nix draus, und Wagner und Beethoven will i ja auch nit spielen."

So hatte sie es längst aufgegeben, ihn zu ernstlichem Studium zu bewegen und freute sich an seinem Spiel, das impulsiv, ungeordnet, aber reizvoll, ihr manche genußreiche Stunde bot.

Esther lehnte sich tiefer in den weichen, ledergepolsterten Stuhl zurück und lauschte den bald heiteren, bald wehmütigen Weisen, die mit schmeichelnder Stimme zu ihr sprachen. Die große Schirmlampe goß ihr mildes Licht über den behaglichen, dunkel möblierten Raum. Die Wände waren so dicht mit Hirschgeweihen, Rehkronen, ausgestopften Vögeln und sonstigen Jagdtrophäen bedeckt, daß für Bilder nur wenig Platz blieb.

Neben dem Schreibtisch aus Eichenholz stand auf einer Staffelei ein größeres Ölgemälde: Esther als ganz junge Frau darstellend. Felix hatte es in Wien, wo sie ihre Flitterwochen verlebten, malen lassen. Sonst hingen nur noch die Porträte seiner verstorbenen Eltern und einige Gruppenbilder von Kameraden seines alten Dragoner-Regiments zwanglos verteilt an der Wand.

Ein leiser Zigarettenduft lag ständig in der Luft, und der dicke Perserteppich, der jeden Schritt unhörbar machte, wies stets Aschenspuren auf, so oft auch Esther mit dem ihr innewohnenden Ordnungstrieb sie entfernen ließ.

Ein großer Gewehrschrank mit einer Sammlung erlesen schöner Waffen nahm fast die eine ganze Wand ein, und so sorglos der Freiherr mit seinen Sachen auch sonst umging, die Flinten strahlten wie neu poliert.

Den Schreibtisch, der wohl nicht allzu häufig zum Schreiben benutzt wurde, obwohl ein wuchtiges Tintenfaß aus Bronze in der Mitte der Platte thronte, bedeckten zahlreiche Photographien in allen nur erdenklichen Formaten — ausschließlich Frauenköpfe. Rassige Gesichter von Damen der Gesellschaft gruppierten sich zwischen Bilder bekannter Sängerinnen und Schauspielerinnen, selbst der Typ des Wiener „süßen Mädels" fehlte nicht.

Esthers Augen ruhten in Sinnen verloren auf dem Spielenden: sein fein geschnittenes Profil hob sich hell, wie gemeißelt von der dunklen Ledertapete ab. Felix war unstreitig ein auffallend hübscher Mensch, obwohl seine Züge für einen Mann fast zu weich, zu frauenhaft anmuteten. Besonders der Mund mit den vollen, sinnlichen Lippen hätte besser in ein Frauenantlitz gepaßt. Selbst der kleine, dunkle Schnurrbart konnte ihm nichts Männliches, Festes geben.

Heitere Lebensfreude, die auf eine Dosis Leichtsinn schließen ließ, sorglose Genußsucht lagerte in seinen tiefen Winkeln. Aber der Ausdruck liebenswürdiger Herzensgüte entschädigte für den Mangel an Energie.

Die lustigen, braunen Augen des Freiherrn senkten sich kaum einmal auf die Tasten: sie wanderten unstet durch den halbdunklen Raum, und wenn sie die zur Schau gestellte Galerie schöner Frauenköpfe auf dem Schreibtisch streiften, glitt ein verträumtes Lächeln über seine Züge.

Vielleicht gedachte er bei den sehnsüchtigen Walzermelodien, die seine langen, schmalen Hände den Saiten entlockten, vergangener Zeiten, verrauschter Liebesstunden.

Endlich erhob sich Esther und berührte leicht seine Schulter.

„Es ist spät, Felix, und du mußt noch den Brief an den Pächter schreiben. Von Rechts wegen hätte es bereits gestern geschehen sollen.

Digitized by Google

der Mann wartet gewiß schmerzlich auf deine Antwort."

Mit einem leisen Seufzer schloß Felix den Flügel.

„Jesses Maria — der Brief an den Wurmbthaler! Darauf hab' i wahrhaftig ganz vergessen! Ja, Hasi, natürlich werd' i schreiben, aber heut nimmer, i bin hundsmüd!"

„Morgen wirst du es aber auch wieder vergessen oder keine Lust dazu haben."

Sie zupfte ihn leicht am Ohr, und sah ihn mit einem fast mütterlich nachsichtigen Lächeln an:

„Du bist ein fauler Schlingel, Bubi."

Er schlang den Arm um sie und bat:

„Weißt was, Hasi — schreib du — mir ist's zu fad, und du weißt eh besser Bescheid als i."

„Das könnte stimmen, Felix, aber es sollte nicht sein — du bist der Herr."

„Und du die Herrin des Herrn", parierte er lachend den versteckten Vorwurf und führte ihre Hand an die Lippen. „Also, Hasi — i geh schlafen — und wegen dem Brief — der Wurmbthaler winselt natürlich um Nachlaß von der Pacht, gelt? Hochwasser oder Bergrutsch — oder so was war's doch wohl?"

„Ja, und die Bitte ist berechtigt, Felix, denn das Hochwasser nach dem letzten Wolkenbruch hat furchtbar gewirtschaftet. Ich war vergangene Woche dort, die Wiesen am Fluß sind total versandet und . . ."

„Glaub' schon, Hasi — spar' deine Beredsamkeit für andere Fälle. I bin doch kein Unmensch! Wenn der Mann nit zahlen kann — no — so zahlt er halt nit — oder die Hälfte. Also schreib was d' magst und für gut halteſt. Gute Nacht, Frauerl, komm bald nach. Morgen gibt's eh einen heißen Tag bei der Tant' Lola. Es ist die letzte große Unterhaltung, solang sie noch am Land is. 's wird a Mordshetz; die halbe Garnison soll draußen sein."

Er nahm Esthers Kopf zwischen beide Hände und küßte sie zärtlich auf Augen Mund und Wangen.

„Magst nit lieber gleich mitkommen, Hasi? Schau, der Brief eilt doch nit so arg."

Sie machte sich sanft aber entschieden von ihm los.

„Nein, Felix — der Brief eilt, der wird noch heute abend geschrieben und geht morgen in der Frühe ab."

„Is recht, mein Herr Gendarm. Aber schrecklich pedantische Leut' seid's ihr doch, ihr Preußen!"

Esther lachte:

„Weißt du, was unser großer Reichskanzler einmal geäußert hat? Uns Deutschen fehlte ein Schuß Champagner im Blut."

Der Freiherr, der sich eben anschickte, das Zimmer zu verlassen, kehrte bei diesen Worten noch einmal um.

„I schwärm' ja nit grad für euren vergötterten Bismarck, aber mit dem Ausspruch hat er den Nagel auf den Kopf getroffen! Schwerblütig seids ihr und von Sekt keine Spur."

„Mag sein, Bubi, aber was wir zu wenig haben, habt ihr vielleicht zu viel", meinte Esther ruhig, und unwillkürlich glitt ihr Blick über die Frauenköpfe auf dem Schreibtisch.

Felix lachte:

's gleicht sich ja auch aus, Schatzi, wenn Germania aus Austria sich vereinen — nit wahr?"

Esther nickte ihm lächelnd zu, als er sich mit einem letzten Kuß von ihr verabschiedete, und dies nachsichtige Lächeln lag noch auf ihren Zügen, als sie das nebenan gelegene Wohnzimmer betrat.

Sie drehte die elektrische Lampe auf dem Schreibtisch an, legte sich einen Briefbogen zurecht, und nach kurzem Überlegen flog die Feder über das Papier. Nicht nur das Schreiben an den Pächter, auch noch zwei andere Geschäftsbriefe, die Felix unerledigt gelassen, mußten beantwortet werden.

Niemand störte sie. Alle im Hause waren bereits zur Ruhe gegangen. Nur Hektor, der ihr mit würdevollem Schritt gefolgt war, als sie das Zimmer verließ, seufzte bisweilen tief auf und winselte leise im Halbschlaf; doch bei der geringsten Bewegung der Herrin hob er den Kopf und sah sie mit klugen, wachsamen Augen an.

Esther war mit ihren Briefen fertig, aber während des Schreibens war jede Spur von Müdigkeit verflogen; sie mochte noch nicht zu Bett gehen. Sie liebte diese stillen, heimeligen

Digitized by Google

Stunden, deren Lautlosigkeit sich wie ein weiches Gewand um die Seele des Einsamen schmiegt, und sie liebte auch das ernste, etwas düstere Tafelzimmer, in dem sie in später Nachtstunde saß.

Mehr als drei Jahrhunderte hatten die Holzverkleidung der Wände und die prächtig kassettierte Decke dunkel gebräunt, ihnen einen köstlich warmen Ton verliehen. Der altertümliche Kachelofen ruhte auf vier sitzenden Löwen, und wenn er auch, wie der Förster behauptete, den halben Wald auffraß, so war er doch auf Esthers Bitte stehen und in Gebrauch geblieben. Es ließ sich auch kaum ein behaglicheres Plätzchen denken als diesen Ofenwinkel mit der kissenbelegten Bank, wenn Winterstürme das Schloß umtobten, die Wetterfahne auf dem Turm sich kreischend drehte, und die Zweige der hohen Pappeln mit harten Fingern an die Scheiben pochten.

Die Ofenbank, ein kunstvoll geschnitztes Spinnrad, ein plumper Tisch aus fast schwarzem Eichenholz und einige zerschlissene Ledersessel machten die ganze Einrichtung des Tafelzimmers aus, bei Esthers Einzug auf Hellerbrunn. Trotzdem erklärte sie, dies und kein anderes sollte ihr Privatzimmer werden.

Sie trug zusammen, was sich an alten, schönen Möbelstücken vorfand. Sie durchstöberte Truhen und Kästen nach verblichenen Stoffen und vergilbten Spitzen, förderte wunderlich geformte Zinngefäße und venetianische Gläser aus den Tiefen weitbauchiger Schränke zutage.

Mit diesen Erzeugnissen vergangenen Kunstfleißes schuf sie ein vielleicht nicht ganz stilgerechtes, aber ungemein wohnliches, anheimelndes Ganzes.

Felix wollte zuerst protestieren: dies sei kein Damenzimmer — wie das Innere einer Trödlerei schaue es bei ihr aus — aber als sie ihm sagte, daß all diese Dinge ein Stück Familiengeschichte verkörperten, daß diese Sessel, Uhren, Brokate und Gläser innig mit dem Leben dahingegangener Gomisch verknüpft seien, ließ er sie gern gewähren, denn alles, was Familientradition hieß, war ihm heilig.

Ja, er ließ sogar die Bilder der Erbauer von Hellerbrunn — Ruperts von Gomisch und seiner Gemahlin Emerentia aus dem Hause Weinprecht — vom Eßsaal herüberbringen. Rechts und links von der Tafel, die in die Hohlverkleidung der Wand eingelassen war, und dem Zimmer den Namen gab, fanden die Ahnenbilder Platz.

Esthers Augen glitten über die derben, nicht eben von Künstlerhand gemalten Gesichter und blieben dann auf der Tafel haften. Dort stand in altertümlicher Schrift ins Holz eingeschnitten:

„Felix Maria Rupert Edler Herr von Gomisch sammt seiner Ehehauß frawen Emerentia Weinprechtin hatt dies wehrhaft Hauß gepauet Ann Domini 1590."

Unter der Tafel befand sich ein merkwürdiges Bild — eine sogenannte Hochzeitsscheibe. Zwei zinnoberrote Herzen über zwei weißen, ineinandergeschlungenen Händen, durch eine feinzisilierte Eisenkette verbunden. Unter dem roh ausgeführten Bilde stand der Spruch:

„Zwo Hertzen sint gebunden
Durch eisernige Band,
Bis daß sie einstens loeset
Die kalte Todeshand."

Die Farben waren verblaßt im Lauf der Jahrhunderte, aber die fein gearbeiteten Glieder der schmiedeeisernen Kette waren unversehrt, sie hielten die verschlungenen, bleichen Hände fest — unlösbar. „Ein eiserniges Band", murmelte Esther, und wie sie auf das alte, ihr längst vertraute Bild blickte, stand der Tag vor ihr auf, der heute vor 15 Jahren ihre und ihres Mannes Hände miteinander verbunden wie einst jene des ersten Herrn von Hellerbrunn und seiner Lebensgefährtin.

Die Zeiger der Uhr rückten langsam vorwärts, Esther achtete nicht darauf; sie lehnte den Kopf gegen die steile Lehne des Lederssessels und schloß die Augen. Ein seltsames Gefühl überkam sie: halb Traum — halb Wachen — vertraute Stimmen schlugen an ihr Ohr — Vergangenes wurde lebendig — die Gegenwart versank. — — — — — — —

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Weit vom Schuß / Von Freiherr von Schlicht

Humoristisch-patriotischer Roman aus der Kriegszeit. 14. Fortsetzung.

„Acherrjeh," dachte der Major im stillen, „was will denn der nur wieder?" Dann betrat er sein Wohnzimmer, in dem Willi Torwald ihn bereits voller Ungeduld erwartete: „Gott sei Dank, Herr Major, daß Sie endlich kommen", rief der ihm gleich zu. „Wissen Sie, um das Warten ist es ja etwas sehr Schönes, aber nur, wenn man auf eine Dame wartet, aber sonst? Doch darum handelt es sich ja jetzt nicht, sondern lediglich um das Konzert, das ich für die beiden Kriegsabende geben will, und das ich sogar an einem der nächsten Tage geben muß. Die Sache eilt. Ich habe heute Nachricht aus Berlin erhalten, man plant dort ein großes Konzert zum Besten der notleidenden Musiker. Man rechnet mit aller Bestimmtheit auf meine Mitwirkung, mit meinem Gelde allein ist es da nicht getan, man will meine sogenannte Kunst. Trotzdem, ich habe mit Berlin telephoniert und mich mit Händen und Füßen gesträubt, daß ich beinahe den ganzen Telephonapparat von der Wand riß, aber es half mir nichts, ich habe klein beigeben müssen. Doch bevor ich in Berlin spiele, muß ich hier ein Konzert geben, um mich davon zu überzeugen, ob ich in der jetzigen Zeit überhaupt vor einem Publikum spielen kann. Und darum und deshalb eilt die Sache hier sehr. Ich habe mich bereits nach dem Konzertsaal erkundigt, Mittwoch nächster Woche kann ich ihn haben. Da haben wir nicht mehr viel Zeit zu verlieren. Und wenn es nicht schon geschehen ist, müssen Sie gleich morgen mit den beiden Vorstandsdamen unterhandeln, damit ich auch die Gewißheit habe, daß die mit ihrem Gefolge vollzählig erscheinen. Oder haben Sie bereits mit denen gesprochen?"

„Das noch nicht," erwiderte der Major, „aber ich werde mich gleich morgen auf den Weg machen, um das bisher Versäumte nachzuholen. Ich hätte es ja schon früher tun können, aber Sie wollten sich doch vorher noch Ihren Plan genau überlegen und mir dann weitere Mitteilungen machen."

„Das letztere weiß ich nicht mehr, das erstere ist geschehen", rief Willi Torwald schnell. „Ich sehe die Sache ganz deutlich vor mir, ich weiß nur noch nicht, was ich spielen werde. Na, darauf kommt es an dem Abend ja auch gar nicht an. Zuhören werden die guten Leutchen doch nicht, wenigstens nicht am Anfang bis der Friede geschlossen ist, und hinterher sind sie erst recht so erregt, daß sie überhaupt nicht mehr aufpassen. Na, das soll mir gleich sein, ich spiele nur für mich, höchstens noch für Frau von Duffel. Übrigens habe ich die vorhin auf der Straße getroffen, leider ging sie allein."

„Wieso leider?" fragte der Major, der nichts davon ahnte, daß Willi Torwald sich neuesten Datums außerordentlich lebhaft für Fräulein Loni interessierte. Und Willi Torwald, der sich hütete, etwas davon verlauten zu lassen, der aber zu spät merkte, daß er sich verplappert hatte, machte ein erstauntes Gesicht: „Wieso leider, Herr Major? Das möchte ich auch wissen. Habe ich wirklich ‚leider' gesagt? Da habe ich mich versprochen oder noch wahrscheinlicher, Sie haben sich verhört, denn je alleiner man gerade diese Frau trifft, oder besser gesagt, je alleiner man sie früher traf, desto besser. Jetzt habe ich ja allerdings noch weniger Anrecht auf die gnädige Frau als früher, denn nun gehört sie Ihnen."

Die Stirn des Majors zog sich in unwilligen Falten zusammen und mit sehr ernster Stimme bat er: „Ich muß Sie wirklich ersuchen, Herr Torwald, endlich mit diesem Unsinn aufzuhören."

„Aber ich meine das sehr ernsthaft," verteidigte sich Willi Torwald, „nichts liegt mir ferner, als Unsinn zu reden. Die gnädige Frau gehört nun einmal zu Ihnen, wenigstens an dem Konzertabend. In dem Sinne habe ich auch bereits mit der gnädigen Frau gesprochen. Ich habe ihr erzählt, S i e hätten mich gebeten, ein Konzert zu veranstalten. Natürlich darf die schöne Frau nicht wissen, daß ich der Vater dieses Gedankens bin, ebensowenig darf sie wissen, daß ich etwas davon ahne, weshalb das Konzert stattfinden soll. Am allerwenigsten durfte ich ihr das schon heute verraten. Ich

Digitized by Google

habe nur ganz im allgemeinen geredet und es verstanden, ihre Neugierde zu erwecken. Ich sage Ihnen, Herr Major, die Hauptsache ist und bleibt bei den Frauen, sie neugierig zu machen und deren Neugierde wach zu erhalten. Glauben Sie mir das?"

„Ich glaube Ihnen in der Hinsicht alles", stimmte ihm der Major belustigt bei, dann fragte er: „Und die gnädige Frau ist also wirklich neugierig?"

„Und wie!" rief Willi Torwald triumphierend. „Ich gebe die Versicherung, Herr Major, die Frau schläft heute nacht keine Viertelstunde, selbst dann nicht, wenn sie drei Veronaltabletten nimmt. Die fiebert in allen Tonarten, seitdem ich ihr erzählte, sie sei bei dem Konzert die Hauptperson. Natürlich wollte sie sofort das Nähere wissen, aber ich hütete mich, etwas zu sagen, unter dem Vorwande, auf offener Straße könne ich ihr das nicht erklären. Deshalb erkundigte ich mich, wann wir beide, wir beide, Herr Major, Sie und ich, ihr einen Besuch abstatten dürften. Natürlich erklärte sie sofort, sie wäre schon morgen vormittag bereit, uns zu empfangen, aber auch das lehnte ich ab. Morgen ist noch zu früh, die gnädige Frau muß weiterzappeln, so schützte ich allerlei Verabredungen vor. Morgen ginge es nicht, übermorgen wäre ich auch beschäftigt, aber überübermorgen ginge es vielleicht. Man muß den Frauen gegenüber mit dem Wort ‚vielleicht' den denkbar größten Mißbrauch treiben, Herr Major, merken Sie sich das. Ein Mann, auf den eine Frau jederzeit mit Bestimmtheit zählen kann, gilt in ihren Augen nicht halb soviel als einer, auf den sie nur ‚vielleicht rechnen' darf. Deshalb werden wir natürlich auch überübermorgen nicht zu ihr gehen, sondern erst den Tag darauf."

Der Major stimmte dieses Mal im stillen nicht allem bei, was Willi Torwald über die Frauen sagte, auch leuchtete es ihm nicht recht ein, warum der Frau von Duffel auf sich warten lassen wolle, obgleich er doch offen und ehrlich zugab, daß er sich für die schöne Frau nicht mehr interessiere. Aber wie dem auch immer war, der Major befand sich nicht in der Stimmung, mit ihm über das heikle Thema „Die Frauen und die Liebe" zu diskutieren, und so meinte er denn nur: „Mir ist jeder Tag gleich recht. Ich bitte, mich da nur noch davon zu verständigen, um welche Zeit die gnädige Frau uns in dem Hause ihrer Verwandten erwartet."

„Auch das ist schon besprochen," gab Willi Torwald zurück, „wir werden bei der gnädigen Frau einen äußerst pünktlichen Fünfuhrtee einnehmen. Bis dahin ist ja aber noch viel Zeit. Jetzt handelt es sich um andere Dinge. Sie werden sich also morgen auf den Weg machen, um mit den Vorstandsdamen zu konferieren, und ich werde Sie jetzt verlassen, um gleich nach Berlin zu telephonieren, daß ich das Konzert bestimmt übernehme. Entschuldigen Sie mich also bitte, wenn ich Sie nun nicht länger störe."

Gleich darauf war Willi Torwald gegangen, und kaum hatte er selbst sein Zimmer wieder betreten, als Frau Schnappauf erschien, um ihn vorwurfsvoll zu fragen: „Na, Herr Major, wie ist es denn eigentlich heute mit uns beiden, kann ich denn überhaupt noch mal das Essen hereinbringen? Es ist nun bald einhalbacht Uhr, und der Herr Major wissen, ich bin für Pünktlichkeit, damit ich am Tage auch wenigstens einmal ein paar Stunden für mich habe."

Der Major mußte trotz ihres Scheltens lachen: „Sie haben mich in der letzten Zeit mit Ihrer Pünktlichkeit nicht allzusehr verwöhnt, denn seitdem die Einquartierung da ist —"

„Darüber wollte ich auch schon längst mal mit dem Herrn Major sprechen", fiel Frau Schnappauf ihm in das Wort. „So 'ne Einquartierung ist ja sehr schön, aber trotzdem, die beiden Brüder da draußen habe ich satt. Dem Feldwebel kann ich meine zärtlichsten Augen machen, aber den läßt das ganz kalt, trotzdem ich ihm in zarter Weise angedeutet habe, daß ich ein paar Ersparnisse besitze. Und was der andere ist, der für den Magen? Wie kann ein anständiger Mensch nur Popelmann heißen, und schließlich, ich füttere einen Menschen doch gewiß gern, aber wenn man es mitansehen muß, daß der gar nicht satt zu bekommen ist — der muß eine doppelte Magenerweiterung oder sonst was haben. Der kann vom Morgen bis zum Abend essen, und wenn ich denke, nun ist er so voll, daß er nächstens platzt, dann sagte er: Ach, Frau Schnappauf,

Digitized by Google

ein paar Schnitten Brot mit Wurst und Käse äße ich gern noch. Aber wirklich nur noch ein paar Schnitten, vielleicht zehn bis zwölf."

„Gott erhalte dem Menschen seinen Appetit", rief der Major belustigt.

„Das nennen der Herr Major Appetit? Ich nenne das auf gut deutsch ganz anders," meinte Frau Schnappauf, „aber wie gesagt, Herr Major, ich habe die beiden Brüder satt, und von mir aus hätte ich nichts dagegen einzuwenden, wenn wir die bald los würden."

„Beruhigen Sie sich nur, Frau Schnappauf," tröstete der Major seine Wirtschafterin, „die Tage der Einquartierung sind ohnehin bald gezählt, längstens noch eine Woche, dann müssen sie an den Feind, vielleicht sogar noch früher, das hängt von den Verlusten ab, die durch Nachschub ergänzt werden müssen."

Das tut mir ja nun doch wieder leid," meinte Frau Schnappauf, „denn wenn der Feldwebel sich auch nichts aus mir macht, na, zuerst hat mich das natürlich gekränkt, aber seitdem ich weiß, daß ich später für Exzellenz von Hindenburg kochen darf, da ist das etwas anderes. Der behält mich sicher bis an mein seliges Lebensende als Köchin bei sich, und da ist es vielleicht sehr gut, daß ich keinen Mann habe, denn eine verheiratete Köchin mit 'nem kleinen Kinderanhang, das ist nichts für die besseren Herrschaften. Aber trotzdem, daß der an den Feind heran muß, und der Herr Popelmann auch, und daß die vielleicht beide totgeschossen werden, ach nein, Herr Major, daran mag ich gar nicht denken. Da behalte ich die beiden doch lieber hier, bis wir wieder Frieden haben. Der Herr Major haben doch hier die Macht in Händen, können der Herr Major die beiden nicht unter irgendeinem Vorwande hier zurückbehalten?"

„Aber das geht doch nicht," schalt der Major, „und selbst wenn es ginge, ich glaube, die beiden würden nicht damit einverstanden sein, daß sie hier bei Ihnen in der Küche herumsitzen, während ihre Kameraden in das Feld rücken. Die wollen doch auch etwas dazu beitragen, damit wir unsere Feinde besiegen und damit wir bald wieder Frieden haben."

„Ach ja, Frieden!" rief Frau Schnappauf mit verklärtem Augenaufschlag. „Wie sagt doch der Dichter so schön: ‚Schön ist der Friede, ein lieblicher Knabe, liegt er gelagert am schönen Gestade!' So ähnlich heißt es wohl. Ach ja, der Friede muß bald kommen, schon damit ich für meinen Hindenburg kochen kann."

„Nun aber machen Sie erst mal mein Abendessen zurecht," bat der Major, „und schicken Sie mir herein, was Sie Gutes haben."

Das geschah denn auch bald darauf, und als der Major dann gegessen hatte und mit seiner Zigarre bei der Abendzeitung saß, legte er das Blatt doch wieder zur Seite, um darüber nachzudenken, ob er für Dorette wirklich nur Freundschaft empfunden habe. Das wollte ihm gar nicht recht in den Sinn, aber hatte es noch viel Zweck, sich darüber nun noch den Kopf zu zerbrechen? Er hatte Dorette für immer verloren, aber trotzdem, schon weil er es ihr versprach, prüfte er sich jetzt auf Herz und Nieren, und schon, weil Dorette es wünschte, kam er zu der Erkenntnis, daß er sie niemals ernsthaft geliebt habe.

Aber leicht wurde ihm diese Erkenntnis nicht.

Dann aber dachte er plötzlich an Frau von Duffel, das schon, weil er sich ihretwegen morgen auf den Weg machen mußte, um mit den beiden Vorstandsdamen zu sprechen.

Der Major saß in seinem Lehnstuhl und rauchte eine Zigarre nach der anderen, er rauchte mit der Geschwindigkeit eines durchgehenden Zuges und dabei gingen seine Gedanken mit ihm durch, bis dann plötzlich oben in seinem Schädel irgendwie eine Entgleisung stattgefunden haben mußte, denn der funktionierte nicht mehr ganz richtig. Er dachte jetzt fortwährend an Frau von Duffel und während er an die dachte, fragte er sich unausgesetzt: Warum denkst du denn nur immerzu an die? Warum nicht mehr an Dorette? Hast du die so wenig lieb gehabt, oder hast du für die so wenig wahre Freundschaft empfunden, daß du sie schon jetzt vergißt? Das war natürlich Unsinn, er dachte doch nur an die schöne Frau, weil es keinen Zweck mehr hatte, hinter Dorette nachzutrauern, und weil es ihm im stillen doch noch weh tat, daß Dorette sich mit dem Grafen verlobte. Daran wollte er nicht mehr denken, deshalb dachte er an etwas anderes, und da er doch an etwas denken mußte, wenn er überhaupt dachte, so dachte er

Digitized by Google

an Frau von Duffel, bis er dann plötzlich von der ganzen Denkerei in seinem Schädel derartig rammdösig wurde, daß er voller Ingrimm aufsprang und sich selber zurief: „Nun habe ich aber von dem Unsinn genug, ich mache Schluß, ich gehe zu Bett, rein in die Klappe. Hoffentlich träume ich wenigstens nicht.

Er wollte nicht träumen, aber er träumte dafür desto mehr. Es war am nächsten Tage, und er lief wie ein Lohndiener, der Einladungen austrägt, durch die Straßen der Stadt, um alle Mitglieder der beiden Kriegsabende einzeln aufzufordern, den Konzertabend in Anbetracht des guten Zweckes zu besuchen. Er lief treppauf, treppab, denn die beiden Vorsitzenden hatten es von ihm verlangt, daß er jedes Mitglied einzeln aufsuche und erst dann, wenn alle anderen zugesagt hätten, wollten sich die beiden Vorstandsdamen darüber schlüssig werden, ob auch sie kämen. Natürlich sagten alle ja, aber die Arbeit war für ihn trotzdem nicht leicht und das schwerste war für ihn, den Damen der Kriegsabende derartig die Jacke, um nicht zu sagen die Bluse, voll zu lügen, um ihnen zu verheimlichen, daß Frau von Duffel doch kommen würde. Er log, daß er dabei rot wurde wie ein gekochter Hummer, und als er dann endlich genug gelogen hatte, und als er der schönen Frau ermattet mit den Worten zu Füßen fiel: Meine Gnädigste, es ist erreicht", da streikte die schöne Frau und erklärte kategorisch: „Es ist ja sehr liebenswürdig von Ihnen, Herr Major, daß Sie sich meinetwegen so viel Mühe gaben, aber wenn Sie keinen anderen Ausweg wissen, um mir den Damen gegenüber volle Genugtuung zu verschaffen, dann danke ich. Ich bin zu stolz, um die anderen in dieser Weise zu übertölpeln und zu überlisten. Ich würde mich auch Ihretwegen schämen, Herr Major, wenn Sie hinterher eingestehen müssen, wie weit sie sich bei Ihren Besuchen, wenn das Gespräch auf mich kam, von der Wahrheit entfernten."

Die schöne Frau blieb unerbittlich, sie streikte wie ein organisierter Arbeiter, und was das schlimmste war, er, der Major, konnte ihr im Traum nicht einmal so unrecht geben, weil er sich im stillen fortwährend sagte: wenn ich an deren Stelle wäre, würde ich auch ebenso denken und handeln, es würde auch meinem Empfinden widersprechen, unter solchen Umständen den Sieg davonzutragen.

Laut aber sagte er etwas ganz anderes. Was es war, verstand er nicht, denn zwischendurch hämmerte Willi Torwald auf dem Klavier herum, und je lauter der hämmerte, desto lauter sprach er auf die gnädige Frau ein, bis die ihn dann plötzlich am Arm ergriff und ihm in die Ohren schrie: „Aber Herr Major, was ist Ihnen denn nur? Sind Se krank, oder warum machen Sie sonst solchen Radau?" Und die schöne Frau rüttelte und schüttelte ihn, bis er endlich zu sprechen aufhörte und die Augen aufschlug. Aber als er sich in seinem Zimmer umsah, in dem das elektrische Licht angeknippst war, da stand in Wahrheit eine schöne Frau neben ihm und hielt ihn am Arm, aber das war nicht Frau von Duffel, sondern Frau Schnappauf, in einem langen, weißen Nachthemd, über das sie einen Unterrock und eine Nachtjacke gezogen hatte, während sie auf dem Kopfe eine weiße Nachthaube mit koketten rosaroten Bändchen trug, während sie ihm nun vorwurfsvoll zurief: „Aber Herr Major, was ist Ihnen denn nur? Sie haben ja gebrüllt, als wenn Sie an zwei Spießen steckten, und einen Radau gemacht, daß mir himmelangst um Sie geworden ist. Ich dachte schon, Sie lägen in ihren letzten, konvulsivischen Zuckungen. Kann ich Ihnen irgendwie helfen?"

„Gehen Sie nur wieder in Ihre Baba, Frau Schnappauf", meinte der Major, der sich inzwischen immer mehr die Augen gerieben hatte und dabei ganz wach geworden war. „Es tut mir leid, daß ich Ihren Schlummer störte, ich weiß selbst nicht, was ich mir für einen Unsinn zusammenträumte."

„Ja, ja, die Träume," meinte Frau Schnappauf verständnisvoll, „die haben es in sich. Es gibt solche und solche, süße und schlimme, aber die süßesten sind doch die süßesten."

„Und die schlimmsten sind die schlimmsten, da bin ich ganz Ihrer Ansicht", stimmte der Major ihr anscheinend völlig ernsthaft bei. „Nun aber, Frau Schnappauf, gehen Sie wirklich wieder in Ihre Baba, es ist besser. Vielleicht bekommt Herr Popelmann in der Nacht Hunger und bittet Sie, ihm noch ein paar Schnitten zu machen, nicht viel, höchstens zehn

Digitized by Google

bis zwölf. Wenn der Sie dann sucht und Sie bei mir im Schlafzimmer findet — gewiß, Frau Schnappauf, Ihr Ruf ist über jede Anfechtung erhaben, aber trotzdem, die Welt könnte Redensarten machen — nicht wahr, Frau Schnappauf, Sie verstehen mich?"

Und die verstand. Ihre ohnehin nie blassen Wangen färbten sich vor Scham dunkelrot, und um ihre Reize zu verbergen, hielt sie die sowieso festgeschlossene Nachtjacke noch fester um ihren Busen zusammen, zog sich die Nachtmütze so weit in das Gesicht, daß nur noch die Nasenspitze hervorsah und eilte davon, als sei sie wirklich auf verbotenen Pfaden ertappt worden. Und sie hatte es doch so gut gemeint, so gut! Aber das schwor sie sich, als sie wieder in ihrer Baba lag, nie wieder würde sie des Nachts in das Schlafzimmer zu dem Major gehen. Der konnte ihretwegen schreien und brüllen, soviel er wollte, denn daß sie sich dem aussetzte, daß ihr guter Ruf darunter litt, eher ließ sie den Major sterben.

Aber trotzdem horchte sie jetzt in ihrem Bett weiter darauf hin, ob der Major nun endlich zur Ruhe gekommen sei, und sie schlief erst wieder ein, als sie aus seinem Schlafzimmer seine ruhigen, regelmäßigen Schnarchertöne hörte.

Und gleich darauf schnarchte sie mit dem Major um die Wette. Es war das reine Schnarchduett oder wie man jetzt auf deutsch sagt, der reinste Schnarch-Zweigesang! —

* * *

Willi Torwald hatte recht mit dem, was er dem Major erzählte. Er hatte mit den geheimnisvollen Andeutungen, die er Frau von Duffel über das bevorstehende Konzert machte, diese in die allergrößte Spannung versetzt und deren Neugierde derartig erregt, daß sie voller Ungeduld den Tag herbeiwünschte, der ihr völlige Aufklärung darüber bringen solle, was es mit dem Konzert für eine Bewandtnis habe, und welche Rolle ihr dabei zufiele. Gar zu gern wäre sie sich darüber mit ihrer Nichte Loni in allerlei Vermutungen ergangen, aber sie hatte Willi Torwald versprechen müssen, selbst der gegenüber von dem Wenigen, das er ihr gesagt, nichts zu verraten. Auch die durfte nichts wissen. Wozu diese Geheimnistuerei? Die schöne Frau suchte die Lösung des Rätsels, bis sie dann endlich soviel zu wissen glaubte, daß der wohltätige Zweck des Konzertes nur ein Vorwand sei, hinter dem sich in Wirklichkeit etwas ganz anderes verbarg.

Frau von Duffel erwartete voller Ungeduld den Tag, an dem der Major und Willi Torwald zu ihr zum Tee kommen würden, und sie begriff nicht, warum die beiden Herren damit so lange zögerten. Danach wollte sie Willi Torwald auch fragen, wenn sie ihn vorher noch einmal auf der Straße treffen sollte, aber Willi Torwald blieb unsichtbar, ohne daß sie erriet, daß das bei ihm Absicht war.

Willi Torwald kam den ganzen Tag nicht mehr aus seinem Studierzimmer heraus. Er übte für die beiden Konzerte und dachte dabei an Loni. Das Mädel wollte ihm nicht mehr aus dem Sinn, die hatte es ihm angetan, ohne daß er sich selbst hätte sagen können, wodurch. So hübsch und so pikant er die auch fand, er hatte doch schon andere junge Damen kennen gelernt, die ebenso hübsch und ebenso pikant waren, und doch hatte noch nie eine ihn so ausschließlich beschäftigt wie die Loni. Das wohl deshalb, weil er sonst auf seinen Reisen die schnell geschlossenen Bekanntschaften ebenso schnell wieder vergaß, weil er den anderen jungen Damen nur einmal begegnete, während er Loni fast täglich sah. Und er sah sie mit sehenden Augen. Seine Blicke schweiften nicht schnell und gleichgültig über sie hinweg, sie begnügten sich nicht damit, den Ausdruck ihres Gesichtes, die Farbe ihrer Haare, ihren Wuchs, ihren Gang und die Art zu mustern, in der sie sich kleidete und in der sie sich trug, sondern er sah durch ihre Augen hindurch in das Innerste ihres Herzens und ihres Wesens. Und was er da las, lockte und reizte ihn immer aufs neue, so daß er sich immer wieder sagte: wenn du wirklich jemals heiraten willst, dann nimm dir die Loni, du wirst nie eine Frau finden, die besser zu dir paßt als die. Das schon deshalb, weil die niemals von dir verlangen wird, daß du ihr in den Flitterwochen jeden Tag stundenlang etwas vorspielst, während sie dabei sitzt, dich anschmachtet und ihre Augen verdreht. Vor diesem Angeschmachtet-

Digitized by Google

werden hatte ihm, wenn er auf Wunsch seiner guten Mutter früher manchmal an das Heiraten dachte, stets am meisten gegraut. Er wollte von seiner Frau nicht um seiner Kunst, sondern um seiner selbst willen geliebt werden, seine Frau sollte in ihm den Menschen vollständig von dem Künstler zu trennen wissen. Das hatte Frau von Duffel nicht getan, die sah in ihm in erster Linie den berühmten Pianisten, den auch persönlich kennen zu lernen, ihr Spaß und Vergnügen bereitete. Das hatte ihn auf die Dauer ein klein wenig gelangweilt, denn er selber bildete sich so absolut gar nichts darauf ein, berühmt zu sein, ebenso wie er die zahllosen Orden, die er sich im Laufe der Jahre erspielt hatte, nur dann trug, wenn es unbedingt sein mußte. Er spielte, weil er persönlich seine Kunst liebte, und er spielte öffentlich, um Geld zu verdienen. Nur deshalb, ohne deswegen natürlich während eines öffentlichen Konzertes darüber nachzudenken, welchen Ertrag ihm das Konzert brachte. Er wollte viel Geld verdienen, um später reich zu sein, aber trotzdem gab er das Geld, das für ihn einen nur sehr geringen Wert besaß, mit vollen Händen wieder aus. Und wenn er eine Frau nahm, mußte die ihn auch da verstehen.

Auch in der Hinsicht wäre Frau von Duffel für ihn nicht die richtige gewesen. So elegant, so schick die auch immer war, sie hatte in mancher Hinsicht etwas zu Solides, zu Ehrbares, wenn auch nicht in ihrem Äußeren, so doch in ihrer Gesinnung, sie war zu sehr eine sittsame deutsche Frau, sonst hätte er doch nicht so lange um deren Gunst zu werben brauchen, ohne eigentlich auch nur einen Schritt näher zu kommen. Und wenn er ihr damals erklärte, das Warten hätte für ihn seinen besonderen Reiz, so entsprach das seiner Überzeugung, aber man wollte doch auch nicht ewig und drei Jahre warten. Man wollte doch schließlich auch einmal wissen, woran man denn eigentlich war. Aber die schöne Frau hielt ihn hin, wohl weil sie sich selbst nicht darüber klar zu werden vermochte, was sie für ihn empfand, und weil sie wohl selber nicht wußte, ob ihr an ihm mehr der Künstler oder der Mensch gefiel.

Das hatte ihn auf die Dauer immer mehr und mehr verstimmt, bis er dann eines Tages durch Frau Marga selbst auf Loni aufmerksam gemacht wurde, und als er die dann mit ganz anderen Augen als bisher betrachtete. Von der Stunde an vergaß er Frau Marga und dachte nur noch an Loni.

Und um Lonis und um seiner selbst willen hatte er seinen Besuch bei Frau von Duffel erst für einen der nächsten Tage angemeldet. Alles, was er dem Major an sonstigen Gründen angab, erfand er sich im Augenblick der Unterhaltung, um sich nicht zu verraten. Er wußte, bei seinem schnellen, lebhaften Temperament würde die nächste Begegnung mit Loni die Entscheidung bringen. Entweder entdeckte er da an ihr selbst oder an ihrem Wesen irgendeine Kleinigkeit, die ihn plötzlich wieder ernüchterte und die ihn auch Loni vergessen ließ, oder es war, wenn sie ihm auch da ebenso gut gefiel, um ihn geschehen, dann wollte er sie festhalten für immer.

So sehnte er denn den Tag herbei, an dem er Loni wiedersehen würde, und doch, das sagte er sich selbst, solange nicht auch Frau von Duffel ihrerseits verlobt war, durfte er sich nicht ernsthaft um Loni bewerben, wenigstens durfte er sich nicht öffentlich mit ihr verloben, solange Frau Marga noch hier in der Stadt war. Die Rücksicht schuldete er ihr schon, dazu hatte er doch zu stark mit ihr geflirtet, um sie jetzt nicht nur kaltzustellen, sondern um ihr auch noch seine Braut zu präsentieren. Aber lange wollte er auf seine Loni auch nicht mehr warten. Wie es um ihn bestellt war, würde er ihr schon zu verstehen geben, wenn er sie bei dem Nachmittagstee, wenn auch nur flüchtig, allein sah. Und im übrigen verließ er sich auf den lieben Gott, der ja die Liebenden noch immer zusammengeführt hat. Und ein ganz klein wenig verließ er sich auch auf den Major. Dem hatte er genug süßen Honig in das Ohr geträufelt und dem genug vorgeredet, daß er in die schöne Frau verliebt sei. Das würde schon etwas nützen.

So sah denn auch Willi Torwald dem Tag voller Ungeduld entgegen, den er selbst mit Frau von Duffel verabredet hatte, und als es dann endlich soweit war, holte er den Major aus dessen Wohnung ab, um sich von diesem unterwegs nochmals ausführlich Bericht über dessen Besuche bei den Vorstandsdamen er-

Digitized by Google

statten zu lassen. Es war nun alles in bester Ordnung, aber leicht war es für den Major nicht gewesen, die Sache zu arrangieren. Am schwersten hatte er unter den Lügen gelitten, und er hatte unmenschlich flunkern müssen, um die Damen der patriotischen Kriegsabende davon zu überzeugen, daß Frau von Duffel unter gar keinen Umständen kommen würde.

Belustigt und ein paarmal vergnügt vor sich hin lachend, hörte Willi Torwald dem Major zu, aber dem selbst war absolut nicht lächerlich zumute. Das Wetter, das sonst anscheinend gar nichts zu tun hatte, war wieder einmal umgeschlagen. Der Ostwind fegte durch die Straßen, und als er vorgestern auf dem Kirchhofe einem armen, im Lazarett verstorbenen Soldaten die letzte Ehre erwies, da hatte es draußen auf dem Friedhof niederträchtig gezogen, und er hatte sich bei der Gelegenheit erneut einen Ischiasanfall geholt. Der saß ihm nun im Kreuz, in den Oberschenkeln und vor allem aber in den Kniekehlen, und es kostete ihm alle Mühe, mit Willi Torwald gleichen Schritt zu halten, als der auch heute schwipp und elastisch wie ein junger Gott dahinschritt, stolz und hoch aufgerichtet, ein Bild der Kraft und der Gesundheit. Den Herrn Major aber zwickte die Ischias. So war es nur ein Glück, daß sie keinen allzu weiten Weg vor sich hatten, sondern schon kaum nach zehn Minuten an Ort und Stelle waren.

Mit großer Herzlichkeit hieß Frau von Duffel ihre Gäste willkommen, als diese bei ihr eintraten: „Ich freue mich außerordentlich, meine Herren, Sie, fast hätte ich gesagt, bei mir begrüßen zu dürfen, aber ich bin hier ja selber zu Gast. Meine Kusine, der es ja eigentlich obläge, die Honneurs zu machen, läßt sich entschuldigen. Da sie ja nachher bei unserer Besprechung, auf die ich übrigens sehr neugierig bin, doch nicht dabei sein darf, hat sie es vorgezogen, sich bei einer Bekannten zu einer Tasse Tee einzuladen. Sie wollte auch Loni mitnehmen, aber die bestand darauf, mir wenigstens dabei behilflich zu sein, Ihnen den Tee einzuschenken. Nachher werden wir wohl allerdings auch die fortschicken müssen."

„Oder auch nicht, das Weitere wird sich schon noch finden", dachte Loni im stillen, denn sie hatte wirklich nicht die leiseste Lust, nachher zu verschwinden. Nur den Tee miteinzuschenken, das sollte ihre gerade fehlen, deshalb hatte sie sich doch nicht so auf das Wiedersehen mit Willi Torwald gefreut. Und dazu kam, daß auch sie heute schon erfahren wollte, um was es sich bei diesem Besuch eigentlich handelte. Damit war es aber noch nicht so weit, erst trank man anscheinend völlig gelassen und ganz gleichgültig den Tee, und während man den trank, plauderte man von allem möglichen, nur nicht von Dorettes Verlobung, die Loni zwar wahnsinnig interessant und überraschend fand, die sie aber auf den Wunsch der Tatja mit Rücksicht auf den Major mit keiner Silbe erwähnte. Die Rücksicht war man dem Gast schon schuldig, der würde ohnehin schon genug darunter leiden, wenn er Dorette wirklich geliebt hatte, wie Loni es ihrer Tante gegenüber behauptete.

Und beide Damen kamen zu der Überzeugung, daß der Major unter der Verlobung auch heute noch sehr leiden müsse, sie wußten ja nichts von seinem neuen Ischiasanfall, und so schoben sie sein schlechtes Aussehen lediglich einem seelischen Schmerze zu. Das tat selbst Loni leid, aber Frau von Duffel empfand erst recht mit ihm aufrichtiges Mitleid, und versuchte, ihn nach besten Kräften zu trösten, indem sie gegen ihn von der größten Liebenswürdigkeit war, während Loni ihm eine Tasse Tee und ein Stück Kuchen nach dem anderen anbot. Und beide Damen sorgten sich so ausschließlich um den Major, daß Willi Torwald sich hier zuerst völlig überflüssig vorkam, bis er sich dann sagte: desto besser, dann hast du ja Zeit und Muße, dir deine Loni nochmals in aller Ruhe anzusehen, und dich und dein Herz nochmals zu prüfen.

Aber mit der ruhigen Prüfung war es nicht weit her. Sein Herz schlug immer lauter und lauter, je länger er Loni ansah, während er ihr in das hübsche Gesicht sah, während er ihre schlanke Gestalt immer aufs neue mit seinen Blicken umspannte.

„Und was haben Sie denn in den letzten Tagen getrieben, Herr Torwald?" fragte da plötzlich Loni, die sich jetzt im stillen Vorwürfe machte, daß sie bisher kaum das Wort an ihn richtete, die sich damit begnügt hatte, ihn bei seinem Eintritt eigentlich nur mit ihren Augen zu begrüßen. Die hatten allerdings deutlich

Digitized by Google

genug gesprochen, aber sie mußte es ihm doch auch noch anderweitig beweisen, daß sie in den letzten Tagen viel an ihn gedacht hatte.

Willi Torwald fuhr bei dem Klang ihrer Stimme aus seinem Sinnen und Grübeln empor. Ach so, ja richtig, er war hier mit Loni nicht allein und durfte ihr wenigstens jetzt noch nicht sagen, wie hübsch und begehrenswert er sie fände. Er saß vorläufig noch hier im trautesten Familienkreise und trank Familientee. So bezwang er sich denn gewaltsam und stand Rede und Antwort. Er erzählte von dem Konzert, zu dem er sich in Berlin verpflichtet habe und von d e m Konzert kam das Gespräch dann ganz von selbst auf den hier bevorstehenden Konzertabend, bis Frau von Duffel, nachdem ihr der Major ein Zeichen gegeben hatte, nun bat: „So, Loni, ich glaube, die Herren werden leider keinen Tee mehr trinken, da dürfte es wohl für dich Zeit werden, dich zu verabschieden, denn was die Herren mir zu erzählen haben, ist, wenigstens vorläufig, nur für mich bestimmt."

Gerade jetzt, wo es anfängt, interessant zu werden, soll ich mich fortschicken lassen? Das fällt mir ja gar nicht ein, sagte sich Loni im stillen, dann meinte sie vorwurfsvoll: „Aber Tatja, ich bin doch kein Kind mehr, und wenn du etwa glaubst, dich nicht auf meine Verschwiegenheit verlassen zu können, dann irrst du dich sehr."

„Aber ich bitte dich trotzdem, zu gehen", meinte Frau Marga, nachdem sie abermals einen Blick mit dem Major getauscht hatte, und dann bat sie noch einmal: „Geh jetzt, Loni, ich verspreche dir, dich sobald wie möglich zurückzurufen. Geh wenigstens in das Zimmer nebenan."

„Aber Tatja, da kann ich doch ebensogut hierbleiben," lachte Loni fröhlich auf, „denn nach dem Zimmer nebenan sind nicht nur heute, sondern doch für immer die Doppeltüren ausgehakt, und selbst der Vorhang ist nicht einmal vorgezogen, also ob dort oder hier ist doch dasselbe. Und daß du mich in mein Zimmer schickst und mich dadurch verleitest, wie ein Dienstmädchen draußen auf dem Korridor zu stehen und an dem Schlüsselloch zu horchen, nicht wahr, Tatja, das wirst du selbst nicht wollen.

Frau Marga mußte unwillkürlich lachen, dann meinte sie: „Sie hören es ja selbst, meine Herren, was machen wir da nur?"

„Vielleicht weiß ich einen Ausweg", rief Willi Torwald, und sich an den Major wendend, bat er: „Vielleicht haben Sie die Güte, Herr Major, erst einmal mit der gnädigen Frau allein zu sprechen und sie über alles aufzuklären. Ich bin bei der ganzen Affäre doch nur die Nebenperson, ebenso wie meine Musik nur ein Mittel zum Zweck ist. Sie, Herr Major, bitten die gnädige Frau um ihr Einverständnis, und ich selber werde solange mit dem gnädigen Fräulein nach nebenan gehen und mich mit der so angelegentlich, und wenn es sein muß, auch so laut unterhalten, daß das gnädige Fräulein gar nicht auf den Gedanken kommt, zu lauschen, oder daß die Gnädige bei dem lauten Klang meiner Stimme wenigstens nichts hört, wenn sie trotzdem zu lauschen versuchen sollte", und sich ohne weiteres von seinem Stuhl erhebend und Loni den Arm reichend, sagte er: „Wenn ich also bitten dürfte, gnädiges Fräulein?"

So ganz war diese Lösung nicht nach Lonis Geschmack, wenigstens nicht in diesem Augenblick. Trotzdem, Willi Torwald gab ihr Gelegenheit, mit ihm allein zu sein, und sicher hatte er denselben Wunsch, das glaubte sie daraus zu erraten, daß er es gar nicht abwartete, ob man seinen Worten zustimmte, sondern daß er jetzt ohne weiteres mit ihr davonschritt. Loni folgte anscheinend völlig willenlos, und um das auch nach außen hin zu dokumentieren, wandte sie sich jetzt auf der Schwelle des Nebenzimmers noch einmal nach den beiden anderen um, als wolle sie denen zurufen: was ich tue, geschieht gleichsam auf euren Wunsch hin, und ich folge nur einem höheren Befehle.

Der Major bemerkte diesen Blick nicht, wohl aber fing Frau Marga den auf, und sie nickte ihrer Nichte freundlich zu, als wolle sie ihr sagen: Ja, ja, geh nur. Und sie wunderte sich selbst darüber, wie kalt es sie ließ, daß die beiden anderen nun Arm in Arm nach nebenan gingen. Über gleichgültige Dinge würden die beiden sicher nicht miteinander plaudern, und ob Willi Torwald wirklich so laut sprechen würde, daß Loni von dem Gespräch hier kein Wort verstand? Aber Loni würde schon nicht zu lauschen versuchen, sicher hatte Willi Tor-

Digitized by Google

wald ihr interessantere Dinge zu erzählen. Mochte er es tun, sie selbst hatte es in den letzten Tagen immer mehr verlernt, auf ihn und Loni eifersüchtig zu sein, weil sie es immer deutlicher einsah, daß sie auf die Dauer für ihn doch nicht die richtige Frau gewesen wäre. Der Flirt mit ihm war vorüber, das hatte in ihrem Herzen nicht die leiseste Wunde zurückgelassen, so wandte sie sich denn jetzt völlig ruhig dem Major zu, um zu erfahren, was der ihr Wichtiges mitzuteilen habe.

Unterdessen war Willi Torwald mit Loni in das Zimmer nebenan getreten und führte sie dort in die äußerste Ecke, um dann ihr gegenüber auf einem Stuhl Platz zu nehmen. Aber während er sich bis dahin wirklich laut mit ihr unterhalten hatte, wenn auch nur über gleichgültige Dinge, so schwieg er sich jetzt aus und sah sie unverwandt an, so daß sie, schon um ihre Verlegenheit zu verbergen, ihm nun ihrerseits laut zurief: „Aber Herr Torwald, wenn die beiden da nebenan unsere Stimmen nicht hören, was sollen die da von uns denken?"

„Da haben Sie recht," stimmte er ihr bei, „unterhalten wir uns also, aber bitte nicht zu laut, denn wenn wir nicht hören dürfen, was die sich da nebenan erzählen, dann brauchen die auch nicht alles zu hören, was ich Ihnen, gnädiges Fräulein, sagen werde, richtiger gesagt, was ich Ihnen gern sagen möchte. In erster Linie, daß Sie heute wahrhaft bezaubernd und verführerisch aussehen."

Loni lachte leise vergnügt und fröhlich vor sich hin, dann meinte sie: „Was soll ich Ihnen darauf erwidern, Herr Torwald? Soll ich nach berühmtem Muster die ganz Unschuldige spielen und Ihnen mit einem verdrehten Augenaufschlag leise zuflüstern: Aber Herr Torwald?"

Willi Torwald mußte unwillkürlich lachen, als sie ihn nun mit schelmischen Augen anschielte, während sie zugleich die Miene einer völlig Unschuldigen und ganz Naiven annahm, dann bat er: „Gnädiges Fräulein, wenn Sie mir einen Gefallen tun wollen, verstellen Sie sich nicht, auch nicht im Scherz. Geben Sie sich so, wie Sie sind, denn sonst denke ich unwillkürlich, daß Sie sich in diesem Augenblick über mich lustig machen. Und das möchte ich nicht, denn ganz unter uns gesagt, gnädiges Fräulein, mir ist verflucht ernsthaft zumute."

„Aber warum denn nur?" fragte Loni mit dem erstaunlichsten Ton der Welt, als begriffe sie wirklich nicht, was ihn so ernsthaft beschäftigte, und doch wußte sie es natürlich ganz genau. Wer ein junges Mädchen mit solchen Blicken ansah, wie er es tat, der brauchte wirklich nicht mehr viel Worte zu machen.

Beide schwiegen eine ganze Weile, dann fragte er plötzlich: „Wissen Sie wohl, gnädiges Fräulein, daß ich in den letzten Tagen an nichts anderes gedacht habe, als nur an Sie? Wie das kommt, weiß ich selber nicht, das heißt", verbesserte er sich schnell, „ich weiß es natürlich sehr genau, und wenn Sie es auch wissen wollen, dieses Warum und Weshalb —"

„Ach ja bitte", fiel sie ihm schnell in das Wort.

„Dann sollen Sie es auch erfahren", gab er ebenso schnell zurück. „Viele Worte zu machen, hat ja gar keinen Zweck, entweder erwidern Sie meine Liebe oder nicht. Ein Drittes gibt es da ja Gott sei Dank oder leider Gottes nicht."

„Und Sie lieben mich wirklich, Herr Torwald?" fragte Loni nun tatsächlich etwas verlegen und verwirrt. Gewiß, sie hatte sein Geständnis erwartet und erhofft, aber daß es so schnell kommen würde, so ohne jede Einleitung, das überraschte sie nun doch.

„Ja, Fräulein Loni, ich liebe Sie", gab er mit ernster Stimme zur Antwort. „Ich habe mich in den letzten Tagen sehr ernsthaft geprüft, viel ernsthafter, als das sonst meinem Naturell entspricht. Ich habe sogar auch alles, was der Vergangenheit angehört, nicht nur in meiner Erinnerung, sondern auch in Wirklichkeit vernichtet."

„Ach wie schade", entschlüpfte es ihr unwillkürlich, aber voll ehrlichster Überzeugung.

(Schluß folgt.)

Der Roman **„Weit vom Schuß"** erscheint am 1. Oktober im Verlage von Otto Janke mit einer Umschlagzeichnung des beliebten Kunstmalers Ernst Heilemann und ist zum Preise von Mk. 4,—, geb. Mk. 5,— durch jede Buchhandlung zu beziehen und wird auf allen Bahnhöfen ausliegen. Wenn Buchhandlungen nicht zu erreichen sind, nimmt auch der Verlag Otto Janke, Berlin, Anhaltstraße 8, Bestellungen entgegen.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Ernte

Ich schreite durch das reife Korn,
Das flutet weit wie Gold und Seide;
Es reift ein gütiges Geschick
In mir der Welt zu Trutz und Neide.

Daß meine Seele freudig-stark
Zu Leben sich und Sonne finde
Und Fährnisse und Tageswerk
Auf ihren Gnadenwert ergründe!

Ich nehme ruhsam Glück und Huld
So dankbar hin wie Not und Bürde;
Nichts Edles, das das Leben birgt,
Das nicht in uns vollendet würde.

Und was mir nun an Segen blüht
Und Güte, will ich treu verwalten
Und dankbar an dem Erntetag
Wie Bauern fromm die Hände falten.

Wilh. Lennemann.

Die Sagen vom Hartmannsweilerkopf / Von Magda Trott

Der in den Südvogesen liegende Hartmannsweilerkopf ist seit Monaten hart umstritten. Die blutigsten Kämpfe haben sich hier abgespielt, und noch ist nicht abzusehen, wie lange um den Berg die Waffen klirren werden.

Die die Vogesen bereisenden Touristen, die von Thann nach Sennheim marschieren, nehmen meistens den Weg über den Hartmannsweilerkopf, da man von dem dort befindlichen Aussichtsfelsen eine weite und schöne Aussicht über Deutschland und Frankreich hat. Sie weilten gern hier oben, die Touristen, und lauschten der Sage, lächelten vielleicht auch über die Vogesenbewohner, die bis auf den heutigen Tag noch an die weiße Frau, den wilden Jäger glauben, denn gar manche wollen diese sagenhaften Gestalten mit eigenen Augen gesehen haben.

Die Vogesen sind unendlich reich an Sagen. Durch alle zieht sich die weiße Frau und der wilde Jäger oder der Sturmgott Wodan, der als Spukgestalt in dem wildesten Teil des Vogesenwaldes verbannt wurde. In schönen Sommernächten kann man bei Mondenschein die „weiße Frau" erblicken, die weinend und klagend durch die Täler und über die Berge wandert und den Gatten sucht. Die weiße Frau war einst die Tochter eines Häuptlings, die ein schöner Ritter zur Frau begehrte. Sie wurde die seine, aber der Gatte zog fort in Kampf und Streit, und es dauerte nicht lange, da brach die liebesbedürftige Keltin dem Manne die Treue, und als er zurückkehrte und ihre Treulosigkeit erfuhr, da beschloß er aufs neue hinaus in die Welt zu ziehen, um den Tod zu suchen.

In leidenschaftlichem Schmerz und tiefer Reue warf sich die Gattin ihm zu Füßen. Er aber schüttelte traurig den Kopf und ging stumm fort, im Kampf gegen die Germanen den Tod findend. Tagelang starrte die Büßende stumm vor sich hin, und endlich stürzte sie sich von einem Felsen herab. Ihr Geist aber findet keine Ruhe. Sie wandert umher, sucht und sucht den Gatten und hofft ihn dereinst zu finden.

Auch in der Gegend des Hartmannsweilerkopfes jammert und klagt diese weiße Frau. Auf dem Aussichtsfelsen hat man sie öfters gesehen, die Hände flehend zum Himmel emporgestreckt, suchend nach Ost und West ausschauend, um dann traurig zur Ebene herniederzu steigen.

Einst stand auf dem Hartmannsweilerkopf eine kleine Burg. Sie war fest gefügt und bot den Feinden ringsum Trotz. Herr Hartmann war ein tapferer Kämpfer, der es mit den bösen Nachbarn mutig aufnahm. Nur einer schien ihm gefährlich, das war der Herr vom Wildenstein, ein mächtiger Raubritter, der alles in seine Gewalt brachte, was ihm gefiel. An ihn hatten auch die Ritter einen Tribut zu zahlen, und wehe dem, der seine Schuld nicht pünktlich entrichtete. Dann zog der Herr vom Wildenstein gegen den Schuldner, zerstörte dessen Haus und Hof, erdrosselte Frau und Kin-

Digitized by Google

der und führte die männlichen Bewohner als Sklaven fort.

Nun besaß Herr Hartmann eine engelschöne, tugendhafte Gattin, deren Güte man in der ganzen Umgegend pries. Diese Gattin wollte Herr vom Wildenstein durchaus in seinen Besitz bringen, und so zog er mit Heeresmacht gegen Herrn Hartmann. Mit wahrem Löwenmut verteidigte sich der Ritter; als man aber sah, daß die Burg nicht länger standhalten konnte, da erbot sich Frau Elisabeth, dem Herrn vom Wildenstein entgegen zu gehen und ihn zu bitten, er möge ablassen von seinem frevlen Beginnen. Herr Hartmann duldete es nicht. Aber als eine Mauer nach der anderen stürzte, da eilte Frau Elisabeth aus der Feste in das Lager des Herrn vom Wildenstein und bat für den Gatten und die Burg um Gnade. Der Herr vom Wildenstein erklärte, er wolle die Burg schonen, wenn Frau Elisabeth mit ihm zöge auf seine Burg und die Seine werden wolle. Entrüstet wies sie dieses Ansinnen zurück, wurde aber von den Knechten des Herrn vom Wildenstein ergriffen und zur Gefangenen gemacht. Als sie dann in der Nacht betend auf den Knien lag, da erschien ihr die weiße Frau und flehte sie an, Elisabeth möge dem Gatten die Treue halten, sie solle lieber sterben, als Hartmann untreu werden. So lange sie treu bliebe, so lange könnte Hartmann nichts geschehen. Elisabeth schwur es der weißen Frau und sandte dem Gatten die Nachricht, er möge ausharren, er möge auf der Burg verweilen, es würde ihm nichts geschehen.

Hartmann blieb, Hartmann verweilte auf seiner Burg, aber die Gattin kehrte ihm nicht mehr wieder. Sie stürzte sich, da Herr vom Wildenstein zu sehr in sie drang, vom Felsen herab und fand den Tod. Hartmann aber erschien allnächtlich die weiße Frau, die winkte ihm mit dem Finger, führte ihn auf die Zinne der Burg und flüsterte ihm zu: „Dir kann nichts geschehen, weile, verweile hier, harre aus."

Jahrelang versuchte Herr vom Wildenstein das Schloß des Herrn Hartmann zu erstürmen, es gelang ihm nicht. Noch immer sieht man Herrn Hartmann allnächtlich auf den Trümmern seiner längst in Staub gesunkenen Burg herumwandeln, er folgt dem Rate der weißen Frau und wartet auf die Rückkehr seiner Gattin. Weil er aber so treu und brav ausgehalten hat, so hat man den Berg den Hartmannsweiler genannt, aus dem erst seit einem Jahrhundert der Name Hartmannsweilerkopf geworden ist.

Nach einer anderen Sage ist Herr Hartmann kein Ritter gewesen, sondern ein armer Köhlerbursche, der eine Mutter und vierzehn Geschwister zu ernähren hatte. Gar mühsam war sein Handwerk und die wenigen Pfennige, die er verdiente, reichten nicht hin, um die zahlreiche Familie satt zu machen. Da saß der junge Mann oft in schwere Gedanken versunken und überlegte, wie er den Seinen das Los verbessern könnte. Als er einst an einem Sonntagmorgen gedankenvoll über einen Höhenrücken stieg, erschallte plötzlich eine Stimme: „Hartmann, verweile!" Er blickte erstaunt auf, aber sah niemanden. Als er weiter gehen wollte, ertönte aufs neue diese Stimme: „Hartmann, verweile!" Da blieb er stehen, als sich aber noch immer nichts vernehmen ließ, wurde er ärgerlich und fing laut auf den Mann, der ihn anscheinend zu foppen suchte, zu schimpfen an. Da rauschte es in den Zweigen, und plötzlich stand der wilde Jäger vor ihm, angetan mit einem grünen Anzug, das Gewehr über der Schulter. Wild wucherte der Bart in seinem Gesicht, und auch das schwarze Haar hing in langen Strähnen über Stirn und Ohren. Hartmann wurde es nun doch unbehaglich, aber als der wilde Jäger ihm die schönsten Schätze der Welt versprach, wenn er heute um Mitternacht wieder an diese Stelle käme und die Wurzel ausgrabe, die sich eine Klafter tief hier im Erdboden befände, da verging seine Angst. Freudestrahlend versprach er zu kommen und war auch um Mitternacht pünktlich zur Stelle. Auch der Jäger war da, und nun begann Hartmann zu graben. Als er eine Klafter tief war, stieß er auf eine lange, weiße Wurzel, als er sie aber heben wollte, verwandelte sich die Wurzel plötzlich in eine schöne Frau, die ihm mit hohler Stimme zuflüsterte: „Laß mir meine Ruhe, Hartmann, störe mir nicht den Frieden." Da hielt er inne, und so sehr ihn der Jäger auch bedrohte, er schaufelte die Erde wieder auf die Wurzel und weigerte sich aufs neue zu graben. Da legte der wilde Jäger auf ihn an, aber keine Kugel traf Hartmann, und mit lautem Fluch verschwand der böse Geist. Seit jenem Tage ist Hartmann alltäglich auf den Berggipfel gestiegen, ist an der Stelle, an der die Wurzel lag, niedergekniet und hat ein Gebet für die arme Seele gerichtet. Seit jenem Tage ist aber auch der Wohlstand in seiner Familie eingekehrt, und so pilgerten alltäglich viele Leute nach dem Berggipfel, die da glauben, wenn sie auch an jener Stelle verweilten, werde ihnen das Glück blühen. Den Berg aber hat man den Hartmannsweiler genannt.

Nach einer dritten Sage soll sich einstens der Ritter Hartmann auf wilder Flucht befunden haben. Seine Burg hatte man ihm zerstört, sein Hab und Gut geraubt, nur das Leben hatte er gerettet. Tagelang irrte er in den Vogesen umher, nährte sich von Beeren und Wurzeln und sank endlich entkräftet und verzweifelt am Fuße eines Bergrückens nieder. Ermattet schloß er die Augen, da erschien ihm die weiße Frau und riet ihm, hier an dieser Stelle zu bleiben, sich hier eine Hütte zu bauen, hier sei er vor seinen Feinden sicher. Sie zeigte ihm auch im Traume einen frischen Quell und bat ihn auszuharren. Neu gekräftigt erwachte der Ritter und machte sich bald an die Arbeit. Mit seinem Jagdmesser tötete er die Tiere des Waldes

Digitized by Google

und lebte viele Jahre lang in verborgener Einsamkeit. Wieder erschien ihm nachts die weiße Frau und kündete ihm, er möge sich sofort aufmachen, möge jenseits des Berges, an dem sich seine Hütte befand, herniedersteigen, dort fände er das Glück. Der Ritter machte sich auf den Weg und fand am Berge hingestreckt ein schlafendes Weib. Bi ihrem Anblick zog eine tiefe Liebe in Hartmanns Herz, und als die Frau erwachte, als sie ihm erzählte, daß sie einsam und schutzlos sei, da nahm er sie in seine Hütte, und in Frieden und Eintracht lebte Hartmann mit seinem Weibe. Zahlreiche Kinder entsprossen dem Bunde, tüchtige Knaben, die bald eine feste Wohnstätte fügten und der Ansiedlung den Namen Weiler gaben, weil dereinst die weiße Frau Hartmann zum Verweilen aufgefordert hatte. Jetzt ist dort ein ganzes Dorf entstanden, und der Bergrücken, an den sich Weiler anlehnt, hat den Namen Hartmannsweilerkopf erhalten.

Die weiße Frau kündet den Vogesenbewohnern Leid und Freude. Wer heute mit der einfachen Dorfbevölkerung spricht, der kann überzeugt sein, daß die Bewohner versichern, sie hätten den Krieg vorher gewußt. Im Frühjahr des Jahres 1914 hat man — ganz besonders in den Südvogesen — allnächtlich das Weinen und Klagen der weißen Frau gehört, ja, sie hat sogar von Kampf und Tod geflüstert und die Hände gerungen. Das bedeutet Unheil, und dieses Unheil hat nicht lange auf sich warten lassen. Heute tobt dort ein furchtbarer Kampf, der „wilde Jäger" jagt über Berg und Tal, seine Opfer vor sich hinmähend.

*

Am Feldweg

An dem Feldweg singt ein Wind
Hell im Abendschein . . .
Den wir zwei gegangen sind,
Geh' ich heut' allein . . .

Alle Blumen nicken mir
Leis verstohlen zu,
Lächeln wie ein Gruß von dir,
Und im Duft bist du . . .

Fliederschnee wie deine Hand
Streichelt mir's Gesicht . . .
Liebster, geh'n wir bald durchs Land,
Wege, blütenlicht — —?

Die wir einst gegangen sind,
Winken rosenfroh . . .
Weht aus Flandern wohl der Wind . . .
Herz, was schlägst du so — — —?

Bruno Pompecki.

*

Sehnsucht / Von Hedwig Forstreuter

Mit dem geschnitzten Holzwerk der Balkone, den grünen Läden und dem Rankenwerk bis unters Dach sieht das Haus freundlich auf die helle Straße, aber die bunten Glasscheiben der Tür, der alte Messingklopfer, die nickenden Wipfel um die Einfahrt wissen noch von etwas Köstlichem, Geheimnisvollen, das hinter dem Hause liegt: still, mit buschigen Wegen und tiefen grünen Pfaden, mit beblümten Wiesenflächen und weißen Bänken unter dem Schatten der Gebüsche.

Die junge Herrin entdeckt erst in diesem Jahre alle Schönheiten des Gartens. Sonst gab es hier Feste mit bunten Lampions, mit Gästen, mit Liedern und Lauten. Und nachmittags Tennispartien. Bälle flogen über den Kies, weiße Kleider leuchteten und Lachen klirrte in silbernen Ketten über die Rasenflächen. — Oder die Damen und Herren wandelten plaudernd durch die Gänge, Hutfedern nickten neben den blühenden Büschen, die Spitzen der Sonnenschirme zeichneten den Grund.

Aber jetzt sieht der Garten keine Feste mehr, die roten Lampions verstauben in ihren Kasten, niemand denkt an sie. Denn am Himmel steht eine andere Glut.

Der Tennisplatz liegt verödet, Gras wächst um die Netzhalter, die Bälle fliegen nicht mehr, von des Hausherrn leichter Hand geschlagen, durch die Luft. Er steht draußen vor Deutschlands Grenzen, und wenn sein Befehlswort schallt, senden Geschütze ihren Eisenhagel über die zerwühlten Felder.

Darum geht die junge Frau so still durch den Garten, und sie lacht nur noch, wenn das Töchterlein ihr entgegenspringt. An seiner Hand hat die Mutter den Weg wiedergefunden in ein Land, das sie vor lauter Festen und Fröhlichsein vergessen hatte.

Die Kinderzeit mit Märchenwundern und Märchenglück taucht wieder empor — der Frosch, der über den Weg springt und das kleine Mädchen erschreckt, wird zum Königssohn, der die goldene Kugel aus seinem Brunnen wiedergibt und dann doch vor dem Palast der Prinzessin um Einlaß bitten muß: „Königstochter jüngste, mach mir auf."

Das kleine Mädchen im Garten wandert immer wieder zu der Stelle, wo es den Frosch fand, zwar besitzt es keine goldene Kugel, die Gelegenheit zur Anknüpfung gegeben hätte, aber wenn der Frosch wirklich ein Königssohn ist, braucht es das nicht.

Digitized by Google

Mutter lächelt, wenn die Tochter solche Dinge schwatzt, aber das Lächeln sieht ein wenig traurig aus, da muß man schnell etwas suchen, sie froh zu machen.

Ob sie die Fliederknospen schon gesehen hat; sie sind ganz groß und wollen sich öffnen, und die Pfingstrose wickelt rote Blätter aus.

Die junge Frau sieht nicht recht hin, aber nun singt die Nachtigall, und Mutter und Kind stehen und lauschen. —

„Sie kann es noch nicht ordentlich", sagt die Frau und denkt an die sehnsuchtsschluchzenden Mainächte vergangener Jahre. Dieser Sang ist nur ein goldhelles Trillern und Schlagen; die Seele fehlt ihm noch.

Aber dennoch fühlt die Lauschende, wie ihr das Lied ans Herz greift, ihm wehetut, es mit Erinnerungen süßer und schwerer Art bedrängt. — Ein so lastendes Alleinsein ist plötzlich im Garten, trotz der weichen Kinderhand, die in de Falten des Kleides spielt, um Liebe bettelnd.

„Was kann die Nachtigall noch nicht, Mutter?" — Ungeduld und Neugierde stehen in dem erhobenen Gesichtchen, aber die Frau kann nicht antworten; wieder beginnt das Lied aus den Tiefen des Gartens, und seltsam — dringt es nun aus einer geübteren Kehle oder tropft die Vergangenheit mit Zauberhänden Gold des Erinnerns, Schmelz des Gewesenen in die Töne? — Holder als zuvor schweben sie nun an das Ohr der Frau, bitten, betören, mahnen. — —

Erschrocken schaut das Kind empor, ganz blaß ist die Mutter geworden. Sie atmet so hastig, daß die Spitzen an ihrem Kleide zittern, und nun wendet sie sich und geht. Mit schnellen Schritten, als habe sie jemand gerufen und sie müsse nun eilen — eilen. —

Die Kleine weiß, sie darf jetzt nicht folgen, und so kniet sie nieder und spielt mit den Gänseblumen im Grase.

Als die Mutter wieder da ist, haben ihre Augen einen Blick, als sähen sie weit fort, über die Wipfel der Bäume hinweg, über Dächer, Felder und Ströme bis in fernes Land. „Bist du traurig? Was hast du, Mutter?"

Nimmermüde geht das Fragen, und endlich fällt es von den Frauenlippen, zögernd und fast unbewußt: „Sehnsucht!"

Die Kinderaugen werden rund und bitten: weiter! Aber das Mündchen bleibt stumm, wagt nicht zu fragen, was „Sehnsucht" sei.

Doch der gewissenhafte kleine Kopf vergißt das Wort nicht, und immer, wenn Mutter nun solche Augen macht, zum Beispiel vor Vaters Bild, oder wenn sie an seinem Schreibtisch sitzt und das Briefmesser an die Wange preßt, das Vater stets in den Fingern hielt, wenn er etwas erklärte — dann weiß die Kleine, die „Sehnsucht" tut der Mutter weh. Und im Garten wird sie auch nicht fröhlicher, das Kind fängt an, die Blumen und Vögel nicht mehr so gern zu haben.

Einmal aber, als Mutter gerade wieder einen halben Tag lang schweigsam gewesen war, kommt ein Telegramm, das knittert ganz laut in den bebenden Fingern, die es öffnen. Aber dann klingt ein Ton wie Jauchzen und Dank, und ehe das Kind noch recht begreift, was vorgeht, beginnt ein Koffer packen und Laufen, der Wagen fährt vor, und Mutter hat ihr kleines Mädchen allein gelassen.

„Sie kommt wieder, bald, und dann bringt sie den Vater mit, freue dich doch!" trösten die Dienstboten. — Aber kann man sich freuen, wenn alle Wege im Garten so leer sind, wenn niemand einen Huckepack über den Rasen trägt oder vom Vater erzählt?

Die Tage sind dreimal so lang als sonst, und nachts ist es ganz schrecklich, denn man wacht auf und muß nach der Mutter rufen. Und weint, obgleich man ein Soldatenkind ist.

Wann kommen sie wieder? Mutter ist gewiß schon drei Wochen fort. Freilich blüht der Flieder noch immer, und morgen soll Pfingsten sein. . . . .

Unter dem Wildapfelbaum liegt das kleine Mädchen und läßt sich die Blüten auf das Kleid rieseln, in die wirren Haare. — Mutter kommt vielleicht nie wieder, sie hat ihr Kind und den Garten über den Vater ganz vergessen. Es tut weh in der Brust, wenn solche Gedanken kommen — alle diese Tage hat es schon geschmerzt, vielleicht ist es dasselbe, was die Mutter hatte, wenn sie so über einen hinwegsah und nicht sprach. — Ganz still liegt der kleine Leib, die Arme unter dem Kopf, und Blütenblätter schweben darauf nieder.

Jetzt singt auch eine Nachtigall, so laut, als säße sie gerade neben einem.

Aber nun schweigt sie, fliegt fort — eine Stimme ruft, Mutters Stimme.

Aufspringen, Laufen, Umklammern. Erst Mutter, dann den, der bei ihr steht, braungebrannt, hoch, aber lächelnd wie früher, Vater, der einen so fest in die Arme nimmt.

Aber dann läßt er die kleine Gestalt niedergleiten, hebt das Köpfchen empor, mit ernsten Augen: „So schmal geworden. War mein Liebling krank?"

Auch Mutters Augen forschen; ihr glückseliges Leuchten erlischt in Sorge, und wie nun die beiden lieben Elternhände das Kind streicheln, bricht es aus ihm hervor mit zuckenden Lippen, in leidenschaftlicher Liebe, die blitzschnell das bisher Dunkle erleuchtet: „Ich hatte — Sehnsucht!"

Und der Garten rauscht auf, als wehe der Atem Gottes ihn an, der die Liebe ist.

Digitized by Google

Im Park

Der stille Park ist mein, mein ganzes Eigen.
Nur noch dem Frühling geb ich weiten Raum —
Ich geh' mit ihm durch meines Parkes Schweigen
Und folge seinem Leben, seinem Traum . . .

Es ist ganz still. Und doch wie tiefe Glocken,
Die längst versunken sind im Zeitenmeer,
Die nur begleitet sind vom Liederlocken
Lenzfroher Sänger, — klingt es um mich her.

So schreit' ich weiter durch die goldne Helle
In Glück und Stärke, die sie köstlich trägt.
Und spüre atemlos dies Lebens Welle,
Das seinen warmen Mantel um mich schlägt.

Der Park ist mein, und mein ist auch die Gnade,
Die er besitzt, von einem Gott geschenkt.
Fern ist die Welt. Im schimmernden Gestade
Der Einsamkeit ist tief ihr Ton versenkt . . .

E. Taufkirch.

Vermischtes

Die Trikothose. Der österreichische Generalfeldmarschall Benedeck, der Sieger von Solferino, genoß bei seinen Offizieren, obschon er im Dienst ziemlich streng und auch wohl rücksichtslos sein konnte, die allergrößte Achtung und Liebe. Ja, bei den jüngeren Herren gingen diese Gefühle geradezu in schwärmerische Verehrung über. Und doch hätten gerade diese jüngeren und jüngsten, die es mit der Vorschriftsmäßigkeit der Uniform nie sehr genau nahmen, allen Grund gehabt, dem alten, groben Haudegen gram zu sein. Denn mit eiserner Strenge bestrafte er jeden, den er in nicht ganz genau vorschriftsmäßigem Anzug habhaft werden konnte. Ja, man sagte ihm nach, daß er eigentlich ständig auf der Suche nach solch kleinen Ungehörigkeiten wäre. Allein, das tat der Liebe der jungen Leute keinen Abbruch.

Zu der Zeit, als Benedeck noch Kommandant von Verona war, kam eine Mode bei den jungen Offizieren auf, die ihm ganz besonders verhaßt war: die enge, scharf das Bein umspannende Hose, welche die jungen Herrchen, wie man scherzhaft meinte, „dem Schneider um den Kopf schlugen, falls sie bei der Anprobe überhaupt hineinkamen". Jedesmal geriet der General in eine förmliche Wut, wenn er eine solche widerliche Bekleidung zu Gesicht bekam. Und der Arrest hagelte nur so auf die Missetäter.

Doch alles Wettern und Fluchen, all die sehr reichlich stattfindenden Freiheitsentziehungen fruchteten gar nichts. Die Mode bestand einmal und war einstweilen nicht aus der Welt zu schaffen. Ein Umstand, der den Alten immer galliger werden ließ.

Nur hin und wieder gab es für ihn in dieser ärgerlichen Zeit einige Lichtpunkte. Das waren die Truppenbesichtigungen, die er zeitweilig vornahm. Da klappte immer alles. Da störte keine enge Hose sein Behagen. Und die schneidigen Marschbewegungen der Infanterie, die tollkühnen Evolutionen der Husaren ließen stets sein Herz höher schlagen. Hatte doch auch in seinen Adern dereinst das heiße Reiterblut wild und toll genug geschäumt. Und diese Zeit lag noch gar nicht so lange hinter ihm.

Nach einer solchen Besichtigung, da er nicht das geringste zu tadeln gefunden, ritt Benedeck an einem prachtvollen Frühlingstage höchst zufrieden durch die Straßen Veronas. Freundlich glitten seine Augen über das Grün der Bäume, den strahlenden Himmel und all die fröhlichen Männlein und Weiblein, die sich in dem herrlichen Wetter ergingen.

Da ließ ihn plötzlich hörbar werdendes Pferdegetrappel den Kopf danach wenden. Er sah, wie einer seiner Offiziere aus einer Nebenstraße in die Hauptstraße geritten war, bei seinem Anblick aber heftig erschrocken das Pferd herumwarf und eilig nach der entgegengesetzten Seite davonritt. Und dieser Offizier — wie ein elektrischer Schlag zuckte es durch Benedecks Körper, groß und weit öffneten sich seine Augen, und seine Züge gewannen alsbald etwas Starres — dieser Offizier trug wahr und wahrhaftig eine von den verwetterten engen Hosen.

Nur wenige Sekunden verharrte Benedeck in seiner Erstarrung. Dann setzte er, da er sich wohl die Figur des Reiters fest einzuprägen, nicht aber dessen Gesicht zu erkennen vermochte, sein Pferd in Trab und nahm die Verfolgung ganz energisch auf. Sofort trabte der Offizier ebenfalls an.

„Malefizkerl!" knurrte Benedeck wütend und ging in Galopp über. Genau dasselbe tat der andere. Zu dem Erstaunen der Passanten, die sich das Gehaben der beiden nicht zu erklären vermochten, wurde der Galopp nun stärker und stärker. Jedoch, war der junge Offizier ein gewandter Reiter, so besaß der General das bessere Pferd. Die Entfernung zwischen beiden verringerte sich mit jedem Galoppsprung. Und als nun der Ausreißer an die für den unmittelbar fälligen Kurierzug bereits geschlossene Schranke des Bahnüberganges gelangte, glitt ein grimmiges Lächeln über die Züge des Generals. Jetzt war ihm sein Mann sicher.

Indessen — er hatte zu früh triumphiert. Eine Sekunde stutzte der Offizier wohl. Aber auch nur eine einzige. Dann saßen seine Sporen dem Pferde in den Flanken, und zwei gewaltige Sätze desselben trugen ihn über das Hindernis weg.

Nun war Benedeck ein anerkannt berühmter Reiter. Es wäre ihm ein leichtes gewesen, dem Flüchtling zu folgen, um so mehr, als er sich auf sein Pferd durchaus verlassen konnte. Und einen Augenblick schien er auch dazu entschlossen. Dann mochte ihm wohl der Gedanke kommen, wie gar wenig sich ein solcher Husarenstreich mit seinem Range vereinbaren ließ. Und mit einem halb bewundernden, halb wütenden: „Satanskerl!" gab er die Verfolgung auf.

Obschon nun Benedeck lange Zeit ganz besonders nach diesem Frechling fahndete, wollte es ihm doch nie gelingen, seiner habhaft zu werden. Schon gab er endlich die unnütze Suche auf. Da bewirkte der Zufall, was menschlicher Intelligenz nicht gelungen war: Eines Abends, als der General zur gewöhnlichen Zeit sein Café betrat, sah er sich zu seinem Erstaunen sofort einem horizontal in die Luft ragenden Bein gegenüber. Das Bein gehörte einem Billardspieler an, der eben mit vorgebeugtem

Digitized by Google

Oberkörper einen Stoß machte. Und dieses Bein war mit der — verpönten engen Hose bekleidet.

Unter dem Jubelruf: „Hab' ich ihn endlich? — Hab' ich den sauberen Vogel?“ griff der General blitzschnell zu und packte das Bein am Knöchel. Der arme Teufel von Offizier mußte nun, immerfort festgehalten, zu innigem Vergnügen der Gäste, Benedeck auf einem Bein bis in die Mitte des Lokals nachtanzen, wo dieser ihn endlich losließ.

Dann trat der General einen Schritt zurück, schaute seinen Gefangenen durchbohrend an und fragte:

„Sie! — Auf Ehr' und Gewissen — waren Sie's oder waren Sie's nicht?“

„Exzellenz . . . ja!“ stammelte der junge Offizier zögernd und kaum hörbar.

„Na, Ihr Glück, daß Sie's eingestehen!“ schmunzelte Benedeck. Denn wissen's, ein X für ein U hätten's mir doch nicht vorgemacht. Zwei Paar solcher Zahnstocher gibt's ja halt in ganz Verona nicht! — Jetzt aber sagen's selbst: „Wohin gehören's dafür, daß Sie Ihrem Kommandeur auskniffen?“

„Zum . . . zum . . . Profoß . . . Exzellenz . . .“

„Richtig! — Und auf wie lang'?“

„Auf acht Tage . . .“

„Oho, höher!“

„Vierzehn . . . Tage!“

„Na, sagen wir: vierzehn Täg'!“ nickte Benedeck. „Aber weil Sie ein ganzer Kerl sind und Kurasch' haben, will ich Nachsicht obwalten lassen. Die Ihrige Strafe soll sein, daß Sie morgen bei mir speisen und den Herren dort haarklein die ganze Geschichte erzählen, wie sie sich zugetragen hat!“

Also geschah es. Und die Erzählung löste bei der Gesellschaft Benedecks eine ungeheure Heiterkeit aus. Aber am anderen Morgen, als des jungen Offiziers Hirn durchaus nicht festzustellen in der Lage war, ob die Erde sich drehe, ob er selber auf der Erde in Drehbewegungen geraten war oder ob beides der Fall war, hat er sich zugeschworen, nie mehr eine enge Hose zu tragen. Und er hat Wort gehalten. Wir wissen das. Denn der Missetäter war Baron Karl Torresani, der in der österreichischen Kriegsgeschichte durch seinen Patrouillenritt von Condoni am 21. Juli 1866 eine historische Berühmtheit erlangt hat. Und er hat die kleine Episode selbst berichtet.

Alb. G. Krüger.

Bücherei und Bücherhalle. Vor etwa zwanzig Jahren tadelte eine vornehme Zeitschrift Felix Dahn, weil er in seinen Erinnerungen anstatt Bibliothek und Bibliothekar die „barbarischen Neubildungen“ Bücherei und Buchwart gebraucht hatte; wer an den Buchwart der Universitätsbücherei schreibe, werde zu seinem Schaden erfahren, „daß die Teutomanie ihre Grenzen in der Praxis des täglichen Lebens und in der Vernunft des Briefträgers finde“. Nun die Teutomanie, oder reden wir lieber allen verständlich, die Verdeutschung hat um sich gegriffen. Das übrigens schon bei Bürger und Lessing vorkommende Wort ist jetzt an Hunderten von Orten in lebendigem Gebrauch. Es kommt uns schon selbstverständlich vor, daß die zum Schutze des Deutschtums an der Sprachgrenze geschaffenen Büchersammlungen Büchereien heißen. So hat z. B. der reichsdeutsche Ostmarkenverein über 750 Volksbüchereien gegründet. Vor einem Vierteljahrhundert war Julius Lohmeyers „Vaterländische Jugendbücherei“ fast das einzige Unternehmen dieser Art mit deutschem Namen. Seitdem haben die in völkischen Fragen besonders hilfsbereiten Buchhändler bei Sammelausgaben das deutsche Wort immer mehr bevorzugt.

Die rechte Weihe erhielt das Wort Bücherei durch zwei für unser Geistesleben bedeutsame Büchersammlungen. Als 1912 der Börsenverein der deutschen Buchhändler den alten Gedanken verwirklichte, alle deutschsprachigen Neuerscheinungen des gesamten deutschen Buchhandels in einem Heime zu sammeln, beschloß man, diesen Tempel des deutschen Schrifttums deutsche Bücherei zu nennen. Neben dieser deutschen Bücherei in Leipzig erstand die Deutsche Nationalbücherei in Gotha, die alle der Erforschung des Deutschtums dienenden Werke enthalten soll. Wenn ferner die Büchersammlung im Reichstagsgebäude und im Ministerium der Öffentlichen Arbeiten Bücherei benannt worden ist, so sollten alle Behörden und Verwaltungen darin ein nachahmenswertes Beispiel sehen und den fremden Namen für die Bücherbestände der staatlichen und städtischen Anstalten durch den guten deutschen ersetzen. Die törichte Berufung auf die „internationale Verständigung“ kann das Wort Bibliothek um so weniger schützen, als z. B. die Engländer es überhaupt nicht kennen, sondern library sagen. Ebenso wäre es an der Zeit, daß die Verehrung des Fremdworts Bibliothekar verschwände und dafür das gute deutsche Wort Bücherwart überall Heimatrecht erhielte. Es klingt wirklich schöner, wenn man sich nur erst daran gewöhnt hat.

* Neue Bücher *

Chronik des Deutschen Krieges. Preis geb. 2,80 M. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München.

Deutschland vor den Toren der Welt. Von Friedrich Stiebe. Delphin-Verlag, München.

Gott erhalte Franz den Kaiser. Von Kurt Matull. Preis geh. 3 M., geb. 4 M. Verlag Dr. Sally Rabinowitz, Leipzig.

Kriegssegen. Von Hermann Bahr. Preis geh. 1 M., geb. 1,60 M. Delphin-Verlag, München.

Geschichte Albaniens. Von Dr. Karl Roth. Preis 2 M. Bruno Volger, Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

Lehrbuch des Lachens. Eine Lebensprüfung von Adolf Schafheitlin. Preis geh. 6 M., geb. 7,20 M. Institut Orell Füßli Verlag, Zürich.

Quovadis Romania. Von Marcello Rogge. Verlag Augustin & Co., Berlin-Charlottenburg, Spreestraße 43/44.

Marcell Salzers Kriegsprogramme. Von Professor Marcell Salzer. Preis 1 M. Verlagsbuchhandlung Anton J. Benjamin, Hamburg.

Der Deutsche Krieg in Feldpostbriefen. 1. Band: Lüttich, Namur, Antwerpen. 2. Band: Hindenburg und Tannenberg. Von Joachim Delbrück. München, bei Georg Müller.

Dörrbüchlein für Haushalt und Kleinbetrieb. Von R. Meriens. Preis 1 M. Rudolf Bechtold & Co., Wiesbaden.

Mein Vaterland. Kriegserzählung von Arthur Babillotte. Preis 60 Pf. Adolf Bonz & Co., Stuttgart.

Inhalt des Heftes 41: Die Herrin von Hellerbrunn. Roman von E. von Luckwald. — Weit vom Schuß. Roman aus der Kriegszeit von Freih. von Schlicht. — **Beiblatt:** Ernte. Gedicht von Wilhelm Lennemann. — Die Sagen vom Hartmannsweilerkopf. Von Magda Trott. — Am Feldweg. Gedicht von Bruno Pompecki. — Sehnsucht. Von Hedwig Forstreuter. — Im Park. Gedicht von J. Taufkirch. — Vermischtes. — Neue Bücher.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke's Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 10. Juli 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1915 Heft 42

Erscheint wöchentlich * Preis 1½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Die Herrin von Hellerbrunn / Roman von E. von Luckwald

1. Fortsetzung.

Ein heißer Sommertag in Karlsbad stieg plötzlich ergreifbar deutlich vor Esthers Seele auf: sie hatte ihren Vater, Regierungsrat von Friesack von Berlin nach dem böhmischen Bade begleitet, wo er Heilung für sein langjähriges Leberleiden suchte. Getreulich pflegte sie den oft übellaunigen Kranken, der nach dem Tode der Mutter ganz auf sie angewiesen war.

Dem kaum zwanzigjährigen Mädchen wurde es oft sauer, sich in die Launen des alten Herrn zu schicken und seinen sich stets wiederholenden Krankenberichten zuzuhören. Geradezu verhaßt aber war ihr die morgendliche Brunnenpromenade. Da mußten sie sich langsam Schritt für Schritt vorwärts drängen, bis die Reihe an den Vater kam, und sie wäre doch so viel lieber in den Wald gelaufen und auf den Bergen umhergestiegen. Aber das erlaubte der Regierungsrat nicht. Esther mußte an seiner Seite bleiben und seine kleinen, zahmen Spaziergänge teilen.

Und draußen lockten Wald und Sonne, blaute die Weite, winkte das reiche, goldene Leben — die Jugend!

Da seufzte sie wohl bisweilen, und es wurde ihr schwer, statt Vogelsang und Waldesrauschen, der spröden, grämlichen Stimme des Vaters zu lauschen.

Aber eines Tages änderte sich das Bild. Am Mühlbrunnen staute sich wie allmorgendlich die Menge der Kurgäste, und der Vater schimpfte wie gewöhnlich, wenn er warten mußte.

Esther bemerkte die unwilligen Blicke der Umstehenden, da und dort fiel ein zurechtweisendes Wort an die Adresse des ungeduldigen, alten Herrn. Ratlos, verlegen blickte sie sich um. Dicht vor ihnen stand ein schlanker, elegant gekleideter junger Mann, der sich ebenfalls bei den unwirschen Worten umwandte. Esther blickte in ein paar fröhliche, braune Augen, eine weiche Stimme schlug an ihr Ohr:

„Darf i um das Glas des Herrn bitten, i bin gleich an der Reih'!"

Errötend reichte sie ihm den Becher und nahm ihn gleich darauf gefüllt mit einem leisen Dankeswort aus seiner Hand entgegen.

„Bitt' schön, Gnädigste — nix zu danken, das lange Warten is zu fad."

Auch Herr von Friesack knurrte etwas Unverständliches in seinen langen grauen Bart, das wohl einen Dank bedeuten mochte.

Der Zufall führte Vater und Tochter am folgenden Morgen wieder mit dem jungen Österreicher zusammen, der sie bereits wie alte Bekannte begrüßte und sich dem Regierungsrat als Freiherr von Gomisch vorstellte. Herr von Friesack wechselte einige Worte mit ihm und konnte es auch nicht ablehnen, als Gomisch bat, sich dem Morgenspaziergang anschließen zu dürfen.

So lernten Esther und Felix sich kennen, und aus der oberflächlichen Bekanntschaft erwuchs rasch ein gegenseitiges Interesse.

Bereits am nächsten Tage wußte sie, daß er österreichischer Offizier sei und als Oberleutnant bei den Savoy-Dragonern in dem

Digitized by Google

kleinen galizischen Nest Rawaruska, dicht an der russischen Grenze stehe.

Der junge Offizier schilderte das Garnisonleben so anschaulich und lustig, daß selbst über das grämliche Gesicht Friesacks bisweilen ein behagliches Schmunzeln glitt, und Esther wurde nicht müde, ihm zuzuhören.

Sie glaubte das öde Städtchen förmlich vor sich zu sehen: die engen, schmutzigen Gassen, in deren Schlamm es sich grunzendes Borstenvieh wohl sein ließ, die schiefen, baufälligen Häuser, Zimmer, deren Fußböden aus gestampftem Lehm bestanden. Das Bohêmeleben der dortigen Offiziersfamilien entrollte sich vor ihren staunenden Augen.

Es mutete sie wie ein Märchen an, wenn Felix von eisernen Möbeln und teppichüberhangenen Kisten sprach, die den hauptsächlichsten Hausrat ausmachten, und sie konnte es nicht fassen, daß man in einer solchen Umgebung leben — sogar sehr fröhlich leben könne.

Bald kannte sie die Spitznamen der Kameraden, erfuhr, wie töricht die Vorgesetzten, wie anstrengend der Dienst, wie fad die Umgegend sei. Sie wurde über die Vorzüge der Fuchsstute „Mayflower" unterrichtet und wußte, daß der Rappe „Diavole" ein „schieches Luder" sei, den kein anderer im Regiment zu reiten verstehe als er allein.

Sie wollte sich ausschütten vor Lachen, wenn Felix den Juden Mosche Veigelstock nachahmte, der alles und jedes in Rawaruska vermittelte, vom Pferdekauf bis zur reichen Partie.

Dann eilten die Stunden wie im Flug dahin, und Esther konnte sich nicht satt hören an dem leichten, fröhlichen Geplauder. Ein Strom von Jugendfrische, eine sonnige Heiterkeit ging von Felix aus, die sie wie etwas Ungekanntes, Wunderbares anmutete. Ihr war, als sei mit ihm der Sonnengott in Person zu ihr getreten, sie staunte den jungen Reitersmann an wie ein Wesen aus einer anderen Welt.

Bald drehten sich alle ihre Gedanken nur um ihn, ein Tag, wo sie ihn nicht sah, schien ihr ein verlorener. Die ihr angeborene und anerzogene Zurückhaltung schwand mehr und mehr, was an Jugendlust noch ungehoben in ihrer Seele ruhte, entfaltete sich unter dem Blick seiner lachenden, braunen Augen.

Von Tag zu Tag blühte sie auf wie eine Blume, die lange im Schatten gestanden und nun plötzlich in die Sonne gestellt wird.

Der Vater merkte nichts von der Veränderung im Aussehen und Wesen der Tochter. Er war viel zu sehr mit der Kur und seinen wirklichen und eingebildeten Leiden beschäftigt.

Aber was dem alten Herrn entging, sah Felix. Mit siegesgewohntem Blick las er in Esthers blauen Augen den tiefen Eindruck, den er auf sie gemacht. Der durch Frauengunst verwöhnte Mann wußte bald, daß dies gläubige, vertrauende Mädchenherz ihm restlos gehörte.

Felix war bei allem Leichtsinn doch kein gewissenloser Mensch; sein besseres Ich sagte ihm, daß Esther für einen leichten Flirt zu schade sei.

Zuerst hatte er wohl nichts anderes beabsichtig, als er die Bekanntschaft des Regierungsrates und seiner jungen, blühenden Tochter suchte, aber bald erwachte in seinem leicht entzündlichen Herzen ein tieferes Gefühl.

Esther war anders als die Mädchen und Frauen, die er bisher kennen gelernt, denen seine Huldigungen gegolten. In ihrem Wesen lag etwas, das ihm Achtung abnötigte: er sah, wie treu sie den Kranken umsorgte, wie geduldig sie seine Launen trug, wie ernst und gewissenhaft sie ihre Tochterpflichten erfüllte, wie einfach und verständig sie das Leben auffaßte, ohne falsche Sentimentalität.

Dies alles war ihm neu, erschien ihm nur ein Reiz mehr, an dem schlanken, jungen Ding mit den strahlenden Augen und dem frischen, rotwangigen Gesicht.

Dann kam der Tag, der bestimmt war, der Wendepunkt ihres Lebens zu werden: ein sonnenheller Morgen im Wald — sie beide allein — traumhafte Stille ringsum. Esther wagte kaum aufzublicken, sie glaubte den Flügelschlag des Schicksals zu spüren — auf leisen Sohlen nahte das Glück. Dann hielt der geliebte Mann sie am Herzen, sie erwiderte seine Küsse, ihre Arme umschlangen ihn, sie gelobte sein eigen zu sein, bis daß der Tod sie scheide. — — — —

Ein strahlendes Brautpaar trat dem Vater entgegen und bat um seinen Segen. Aber da brauste der erste Sturm über ihr junges Glück

Digitized by Google

herein: der alte Herr sagte „nein" und nochmals „nein"! Er wollte sein Kind keinem Ausländer, keinem Andersgläubigen geben, und er schilderte Esther das Leben in der galizischen Grenzstadt in den schwärzesten Farben.

Dinge, die er vor kurzem noch belächelt, wuchsen plötzlich zu unübersteiglichen Hindernissen auf. Felix sei ein leichtsinniger Kurmacher — Schulden habe er wahrscheinlich auch — er verweigere seine Einwilligung. Nie würde er sein Kind an einen Ort ziehen lassen, wo sich die Füchse gute Nacht sagten, und was dergleichen Einwände mehr waren.

Aber an seinem „Nein" erstarkte ihr „Ja". Esthers Eigenwille erwachte, sie war entschlossen, Felix zu folgen, wenn sie sich auch vorläufig dem väterlichen Machtspruch fügen mußte.

Hals über Kopf reiste Herr von Friesack mit seiner Tochter nach Berlin zurück, kaum daß sie flüchtigen, heimlichen Abschied von dem Geliebten nehmen konnte.

Aber wenige Monate später stand Felix abermals vor dem Regierungsrat und erneuerte seine Werbung. Er trug nicht mehr den bunten Rock, der unerwartete Tod seines Oheims hatte ihn zum Herrn von Hellerbrunn, zum wohlhabenden Mann gemacht, und diesem konnte der Vater die Hand der Tochter nicht länger verweigern. Seufzend gab er seine Zustimmung.

Wie im Traum ging Esther durch die kurze Brautzeit. Ihr erschien der Tod des alten Freiherrn eine höhere Fügung, und daß Felix mit Übergehung seines älteren Bruders Rüdiger zum Herrn des alten Familienbesitzes berufen wurde, ein Wink des Schicksals.

Felix erzählte ihr, daß dieser Bruder sich nicht gut mit dem alten, unverheirateten Onkel gestanden habe. Er sei ein leichtsinniger, zerfahrener Mensch, ohne Beruf, und trotz seiner reichen Heirat befände er sich stets in Geldverlegenheiten. Er führe seit Jahren ein ruheloses Reiseleben, hätte der Familie schon oft Sorge gemacht, und deshalb habe der alte Freiherr ihm auch wohl Hellerbrunn nicht anvertrauen mögen.

Die Hochzeit wurde auf den 20. September festgesetzt und sollte im engsten Familien- und Freundeskreis gefeiert werden.

Von seiten des Bräutigams war außer einer alten Tante — Baronin Glon — niemand erschienen. Rüdiger befand sich mit seiner jungen Frau gerade in Japan, und die Friesacksche Familie war auch nicht zahlreich.

Der Freundeskreis war in den letzten Jahren sehr zusammengeschmolzen, da der Regierungsrat zurückgezogen lebte — so war es nur ein kleines Gefolge, das Esther und Felix zum Altar geleitete.

Aber was fragte sie danach! Stolz und selig, das Herz von glücklichen Zukunftsträumen geschwellt, empfing sie den Segen des Geistlichen.

Auf eine katholische Feier hatte Felix gern verzichtet: ihm brannte der Boden unter den Füßen. Berlin gefiel ihm nicht — die steife Förmlichkeit der neuen Verwandtschaft bedrückte ihn — er ersehnte den Augenblick, wo er sein junges Weib heimführen durfte. Er konnte es kaum erwarten, Schloß Hellerbrunn die neue Herrin zu bringen, sein Glück vor neugierigen Augen zu bergen.

So fuhr das junge Paar nach kurzem Aufenthalt in Wien nach Tirol — Esthers zukünftiger Heimat. —

Eine neue Welt ging ihr dort auf, wie ein heißer, glückschwerer Traum verflogen die Tage. Aber als sie aus dem seligen Taumel erster Liebesleidenschaft erwachte, begann sie mit dem ihr eigenen klaren Blick um sich zu schauen.

Da fiel ihr manches auf, was ihr nicht gefiel. Felix war durch des Oheims Tod Besitzer weit ausgedehnter Forsten und ergiebigen Wiesenlandes geworden — warum bewirtschaftete er den eigenen Grund und Boden nicht selbst? Sie verstand nicht, warum er alles verpachtet und sich nur das Jagdrecht vorbehalten hatte.

Als sie ihn darüber befragte, meinte er:

„Schau, Hasi, dös macht a Mordarbeit, und der Pächter versteht davon mehr als i. Die Jagd is mei' Freud', und die gibt mir g'nug Motion."

Auf ihren schüchternen Vorschlag, sich einen Inspektor zu nehmen, von diesem zu lernen und dann selbständig zu arbeiten, hatte er nur ein nachsichtiges Lächeln.

Digitized by Google

„Ah — woher denn Schatzerl — i denk' nit dran — bin froh, daß mich keins mehr sekkir'n tut, i mein eig'ner Herr bin, hab g'nug g'schafft als i noch beim Regiment war, jetzt will i mei Ruh hab'n. Aber so seid's ihr Deutschen! Ihr denkt, allweil muß gearbeit' sein — sonst fühlt ihr euch nit wohl. I brauch's doch nimmer — also wozu soll i mich abstrappizier'n?"

Zu solchen Reden schüttelte Esther unmutig den Kopf, aber sie gab es bald auf, Felix zu ihrer Ansicht zu bekehren.

Mit verdoppeltem Eifer stürzte sie sich selbst in die Arbeit. Schloß und Park blieben ihr überlassen, da durfte sie nach eigenem Gefallen schalten und walten, und sie wurde nicht müde, Verbesserungen, Verschönerungen anzubringen.

Der Pächter und die Förster verhandelten lieber mit ihr, da sie stets Zeit und ein offenes Ohr für ihre Anliegen hatte, und binnen Jahresfrist hielt sie die Zügel der Regierung fest in der Hand.

Felix ließ sie gewähren, ihm war es recht, daß sie ihm alle Arbeit abnahm. Er neckte sie höchstens mit ihrer Würde als Schloßherrin und belächelte ihren Eifer.

„Wann's dich freut, Hasi, dich so abzurackern — mir kann's eh recht sein. Ein jeder nach sei Gusto!"

In der Lurchstädter Gesellschaft war Felix' Wahl vielfach besprochen und bekrittelt worden. Man mißbilligte es, daß er eine Preußin, eine Protestantin zur Herrin von Hellerbrunn gemacht, anstatt eine Dame des eingesessenen Tiroler Adels zu freien.

Man kam der jungen Frau mit Reserve entgegen. Es fehlte nicht an spitzen Redensarten, an Anspielungen, an verletzender Kälte. Aber Esther ging mit ruhiger Würde darüber fort, als merke sie nichts. Sie lehnte die Bekehrungsversuche der alten Damen ab, überhörte die Sticheleien der jungen und behauptete gelassen ihren Posten.

Nach und nach besiegte sie die Vorurteile, ihre offene Natürlichkeit, ihre gleichbleibende, ruhige Freundlichkeit trug den Sieg davon.

Sie galt nicht gerade für liebenswürdig: man fand, daß sie ihre Meinung den Menschen gar zu ehrlich und gerade ins Gesicht sage, aber man achtete sie, bestaunte ihren Fleiß, ihre deutsche Tüchtigkeit.

Felix war gastfrei, er liebte reges, geselliges Leben, und da er über die nötigen Mittel verfügte, um eine ausgedehnte Gastfreundschaft auszuüben, war Hellerbrunn bald der Mittelpunkt der Lurchstädter Gesellschaft. Das Schloß wurde selten leer von Gästen: der eingesessene Adel sowohl, als die Spitzen der Behörden, Offiziere, Gutsnachbarn, alte Regimentskameraden des Hausherrn — und alles was sich zur Gesellschaft rechnen durfte, war willkommen, fand gastlich geöffnete Türen.

Esther sah dem lebhaften Treiben, diesem rastlosen Jagen nach Vergnügen und Unterhaltung befremdet zu, auch wurde es ihr zuerst schwer, sich in den leichten, oberflächlichen Ton zu finden, auf den alle diese Menschen, die immer Zeit zu haben schienen, gestimmt waren.

Es dauerte lange, bis sie sich in ihre Art einlebte, alle diese Pepis, Muckis, Poldis auseinanderhalten konnte, sich die Spitznamen, die Abkürzungen und verstümmelten Rufnamen zu merken vermochte.

Auch das vertrauliche „Du", das ihr von den Damen gleich beim ersten Sehen angetragen wurde, ihnen als selbstverständlich galt, berührte sie fremd — fast peinlich.

Felix lachte sie aus, als sie ihm ihre Verwunderung darüber aussprach.

„Ja i bitt Hasi — wie soll'n sie dich denn sonst nennen? Bei uns sein die Leut' nit so bocksteif wie draußen im Reich; soll'n sie dich am End' gar feierlich ‚Baronin' titulieren, wo doch dazu g'hörst? Wär' nit übel!"

Mit der Zeit gewöhnte sie sich daran, lernte es den anderen gleichtun, ja, sie fand die Umgangsformen sogar liebenswürdiger, angenehmer als den steifen Ton, den sie von Berlin her gewöhnt war.

Einmal neckte Felix sie und meinte:

„Wirst schon noch gut österreichisch werden, Hasi", aber dazu hatte sie energisch den Kopf geschüttelt.

„Nein — niemals — ich bleibe, was ich bin: gut deutsch in meinem Fühlen und Denken, ich bin aus anderem Stoff gemacht als ihr."

Obwohl Esther eine aufmerksame Wirtin war, es ihren Gästen auf Hellerbrunn so angenehm wie möglich zu machen suchte, waren

Digitized by Google

ihr all die rauschenden Feste, Jagden und Unterhaltungen eher eine lästige Pflicht als ein Vergnügen.

Sie hatte etwas anderes gefunden, das ihr mehr zusagte: die Natur. In der Tiroler Bergstadt war ihr das Verständnis für die Erhabenheit des Hochgebirges aufgegangen, sie empfand mit regen Sinnen die stille Schönheit der Bergwelt.

Stundenlang konnte sie umherstreifen, täglich entdeckte sie Neues, erwachte, was bisher in dem Großstadtkind geschlummert. Nachdem sie Felix einmal auf eine Gemsjagd begleiten durfte, wuchs der Wunsch in ihr, mehr zu sehen, tiefer einzudringen in die verschwiegenen Wunder der Berge.

Er hielt es zuerst für eine Laune und tat ihr den Willen; ihre jugendliche Begeisterung amüsierte ihn, ihre schrankenlose Bewunderung schmeichelte seinem Lokalpatriotismus. Hier draußen fühlte er sich ihr überlegen.

„Ha — da schaust Hasi", meinte er, als sie stumm, in ehrfürchtigem Staunen neben ihm stand. „So was habt's ihr amal nit in Berlin, gelt?"

Aber als sie ihn am nächsten Tag mit Bitten bestürmte, eine Hochtour mit ihr zu machen, sie tiefer hineinzuführen in die Welt aus Fels und Firn, war ihm das unbequem. Er schützte eine Verabredung mit Bekannten vor und gab ihr den erprobten, in allen Stücken erfahrenen Loisl als Führer mit.

Ohne Flinte, ohne Aussicht auf Beute erschien dem Freiherrn dies planlose Umherklettern zwecklos und anstrengend.

Esther war mit dem Tausch zufrieden; sie ging gern mit dem alten Förster, der ihr wie ein treuer Jagdhund folgte. Oft mußte er sie zurückhalten, wenn sie gar zu waghalsig, ihrer jungen Kraft vertrauend, vorwärts stürmte.

Mit der Zeit entspann sich eine Art alpiner Kameradschaft zwischen dem ungleichen Paar. Gesprochen wurde nicht viel auf den einsamen Wanderungen, aber sie verstanden sich trotzdem. Der Alte sah in ihren strahlenden Augen sich die Freude widerspiegeln an seinen Bergen, die er über alles liebte, und sie lauschte ihm gern, wenn er in rauher, kurz angebundener Weise von seinem einsamen und doch so schönen Berglerleben erzählte.

Gehalten von seiner starken Hand erklomm sie die steilsten Felswände, überschritt sie blauschillernde Gletscher, rastete sie auf mühsam erkämpftem Gipfel. Und diese stillen, weltfernen Stunden waren ihr bald die schönsten und liebsten.

Dann blickte sie träumend hinaus, in unbegrenzte Weiten, wo Gipfel sich an Gipfel reihte, zu Füßen das grüne, blühende Land. Da wurde ihr das Herz weit und schwer in unklarer, heimlicher Sehnsucht nach einem fernen, märchenhaften Glück, das einmal zu ihr kommen würde.

Loisl störte sie nicht in ihren Träumen. Er saß still zufrieden neben ihr, in schweigender Ruhe, stumm wie der Fels zu ihren Füßen.

Und nicht nur im Sommer stieg Esther zu den lichten Höhen empor, wo sie ihr eigenstes, geheimstes Leben lebte, auch zur Winterzeit. Es störte sie auch nicht, daß Felix sowohl als die Freunde des Hauses ihr prophezeiten, sie würde sich über kurz oder lang einmal das Genick brechen. Für derartige Mahnungen hatte sie nur ein spöttisches Achselzucken.

„Mir tun die Berge nichts", meinte sie. „Und wenn auch — ein rascher Tod dort oben wäre das Ärgste nicht. An schroffer Felswand zerschellen oder in unergründlicher Eiskluft verschwinden, daß nichts bleibt als ein großes Fragezeichen — wäre das gar so schlimm?"

Zu solchen Reden schüttelte Felix unmutig den Kopf.

„No — sei so gut — und i — was würd' denn aus mir?"

„Ach Bubi, du würdest dich rasch trösten, und nach Jahresfrist wäre eine andere Herrin von Hellerbrunn; ich ließe keine unausfüllbare Lücke zurück."

Er widersprach zwar heftig, aber sie wußte nur zu gut, daß sie recht hatte. Nötig war sie ihm nicht, und auch keinem anderen auf Erden. Der Vater hatte sich bald nach ihrer Hochzeit in die Ewigkeit gegrämelt — auch er brauchte sie nicht mehr.

Und all die Menschen hier — würde sie von denen auch nur ein einziger wirklich vermissen?

Ja, wenn sie ein Kind gehabt hätte, ein Wesen, für das sie sorgen konnte, das auf sie angewiesen wäre. Aber ihre Ehe war kinder-

Digitized by Google

los geblieben, und das war der Schmerz ihres Lebens, an dem sie schwer trug.

In den ersten Jahren war sie von einem Arzt zum anderen gegangen, hatte Bäder besucht, Kuren gebraucht. Aber als der alte Tiroler Hausarzt ihr gesagt: „An Ihnen liegt's nit, Frau Baronin — Sie sind g'sund als wie a Fisch in d'r Lurch — könnten gern a Dutzend Kinderln hob'n — 's tragt halt nit immer die Frau d' Schuld" — hatte sie alle Kuren aufgegeben und sich seufzend in ihr Schicksal gefunden.

Seit dieser Zeit nannte sie ihren Mann — „Bubi". Er sollte fortan das Kind sein, das ihr versagt blieb, da er nicht der Herr, die Stütze ihres Lebens sein konnte.

Die Verliebtheit der ersten Zeit war längst in Esther erloschen, sie betrachtete Felix mit kühlem, kritischem Blick und fühlte sich ihm überlegen in allen Stücken. Den Held ihrer Mädchenträume hatte sie vergeblich in ihm gesucht, er war und blieb „Bubi", das leichtherzige, verwöhnte Kind, dem sie willig alle Arbeit abnahm, für das sie handelte, sorgte, dachte; dessen Mängel sie mit gütigem Mutterlächeln nachsichtig übersah.

Esther wußte längst, daß er nichts anderes war als ein hübscher, gutherziger Durchschnittsmensch, eine liebenswürdige Null. Ernst nahm sie ihn nicht mehr.

Aber nicht von heut zu morgen, ganz allmählich, nach schweren, inneren Kämpfen ging ihr diese Erkenntnis auf. Oft regte sich in ihrer Frauenseele das Verlangen nach einer starken Hand, die sie geführt hätte, sehnte sie sich nach dem Gebieter, dem sie sich unterwerfen könnte, aber nach und nach schlief auch dieser Wunsch ein.

Nie wäre es ihr in den Sinn gekommen, nach einem anderen zu blicken, ihrem Bubi untreu zu werden. Warum auch? Sie glichen sich doch alle mehr oder weniger, die Muckis, Poldis und Pepis ihres Umgangskreises — innerlich wie äußerlich. Von ihnen konnte ihr keiner gefährlich werden, ihr den mühsam erkämpften Frieden rauben. Sie hatte ihr Herz zur Ruhe gebracht — lange schon. — — —

Die Turmuhr im Hof tat zwölf laute, rasselnde Schläge — — Esther fuhr aus ihrem Sinnen empor. Nur langsam fand sie sich in die Wirklichkeit zurück.

Die Vergangenheit, die sie für kurze Zeit in ihrem Bann gehalten, sank wieder ins Uferlose zurück, aus dem sie aufgestiegen.

Mit einem energischen Ruck erhob sich Esther und strich das Haar aus der klaren, hohen Stirn zurück. Was sollte dies Wühlen in alten Erinerungen? Warum Dinge heraufbeschwören, die abgetan, überwunden waren? Die Vergangenheit war tot, — aber die Gegenwart lebte und forderte ihr Recht — und morgen lag ein anstrengender Tag vor ihr: der Besuch bei Tante Lola in Hochsteg.

Eine bleierne Müdigkeit überfiel sie plötzlich — sie wollte zur Ruhe gehen. Felix schlief gewiß längst.

Hektor war aufgestanden, als er sah, daß die Herrin sich erhob; er reckte und dehnte die kraftvollen Glieder. Schweifwedelnd rieb er den Kopf an Esthers Knien und sah mit klugen Augen zu ihr auf. Sie klopfte ihn liebkosend auf den Rücken.

„Komm, Alter, 's ist spät, wir wollen jetzt auch schlafen gehen."

Als ob der Hund ihre Worte verstanden hätte, schritt er würdevoll zur Tür und wartete dort, bis Esther das Licht gelöscht hatte und hinausging.

Von der Dogge gefolgt, huschte sie über die totenstillen Gänge die Treppe hinauf, die zu den Schlafräumen führte.

Hektor nahm sogleich seinen gewohnten Platz auf einem Bärenfell im Korridor ein, leise öffnete Esther die Tür zum Schlafzimmer. Felix schlief bereits fest und tief, er rührte sich nicht bei ihrem Eintritt.

Lange stand sie vor dem Schlummernden und blickte auf ihn nieder. Ein zufriedener, sorgloser Ausdruck lag auf seinem unbewegten Antlitz, das in der Gelöstheit des Schlafes fast etwas Knabenhaftes hatte. Das dichte, dunkle Haar hing ihm wirr ins Gesicht, die vollen, roten Lippen waren leicht geöffnet wie bei einem Kind, die langen Wimpern ruhten als schwarze Schatten auf den gebräunten, frischen Wangen.

Niemand hätte diesem Gesicht die vierzig Jahre angesehen, die darüber hingegangen.

Digitized by Google

Vorsichtig, um den Schläfer nicht zu wecken, zog sie die blauseidene Decke höher herauf, die sich ein wenig verschoben hatte, und drückte einen leichten Kuß auf seine glatte, faltenlose Stirn. Sie nickte ihm lächelnd zu.

„Guk' Nacht, Bubi."

Dann entkleidete sie sich rasch und streckte sich neben ihm auf ihrem Lager aus.

Schwarz gähnte die Finsternis durch das halbgeöffnete Fenster, kühl wehte die herbe Bergluft herein. In tiefem, nächtlichem Schweigen ruhte Schloß Hellerbrunn. — —

* * *

Vier Wegstunden von Lurchstadt, in einem tief eingeschnittenen Seitental lag Hochsteg, Gräfin Borolinis ländlicher Sommersitz. „Tant Lola", wie sie nicht nur von ihrer Familie, auch von allen Bekannten genannt wurde, pflegte während der warmen Jahreszeit stets einige Monate in dem verfallenen, aber idillisch gelegenen Schlößchen zuzubringen.

Die alte Dame war äußerst gastfrei. Sie liebte es, sich mit fröhlicher Jugend zu umgeben, und fühlte sich nie wohler, als wenn sie das Haus recht voll hatte.

Große Ansprüche durften die Gäste freilich nicht stellen, denn Bewirtung wie Unterkunft waren mehr wie primitiv. Das machte ihr aber wenig Sorge; — wie sich die Menschen einschachtelten, womit sie sich unterhielten, blieb ihnen selbst überlassen, darum kümmerte sich Tant' Lola nicht.

Wer fürlieb nehmen wollte, war willkommen; und man kam gern, denn in Hochsteg gab's stets „a Heß" — dort ging es immer lustig zu. Oft mußte sogar der sogenannte „Rittersaal", der nicht viel mehr als die nackten vier Wände aufwies, in ein Massen-Logierzimmer verwandelt werden, wenn gar zu viele über Nacht bleiben wollten. Es durfte die Schläfer allerdings nicht stören, wenn es ihnen bei einem Gewitterregen durch das schadhafte Dach auf die Nasen tropfte und die Eulen im alten Wartturm die ganze Nacht ihr unheimliches Geschrei ertönen ließen.

Die Mahlzeiten waren häufig frugal; in dem abgelegenen Dörfchen, das nur aus einigen Häusern und einer kleinen Kapelle bestand, das abseits der Bahnstation lag, waren oft kaum die notwendigsten Lebensmittel aufzutreiben. Aber der verstorbene Graf hatte seiner Witwe einen wohlassortierten Weinkeller hinterlassen, und die welsche Köchin verstand köstliche Polenta zu bereiten, die mit Tiroler Knoblauchwürsten oft das ganze Menü der Mittagstafel ausmachte.

Die Zimmer waren nur mit dem notwendigsten Hausrat versehen; alles, was in der Stadtwohnung ausgemustert wurde, wanderte nach Hochsteg. Da war es kein Wunder, daß die Räume an die Gewölbe einer Trödlerei gemahnten, in denen alle Stilarten bunt durcheinander gewürfelt waren.

Trotzdem war es gemütlich bei Tant' Lola, obgleich der Staub oft fingerdick auf den wackligen Tischen und verschossenen Polstermöbeln lag.

Die Türen besaßen weder Schlösser noch Riegel; selbst das große Eingangstor blieb nachts unverschlossen. Es gab ja auch keine Diebe in dem weltfernen Winkel, und Kostbarkeiten, die einen Einbrecher gelockt hätten, waren nicht vorhanden.

Dahingegen existierte der Sage nach ein solides Schloßgespenst — der schwarze Ritter — der in klirrender Rüstung bisweilen zu mitternächtlicher Stunde durch die Gänge lustwandeln sollte.

Das Schönste — oder richtiger gesagt: das einzig Schöne an dem verwahrlosten, baufälligen Steinkasten mit dem hohen Schindeldach war die Umgebung.

In weitem Kranz schauten die Berge in das enge, grüne Tal hernieder, dichter Wald erstreckte sich bis zur Parkmauer, die wie alles andere langsam zerbröckelte. Der Park war nichts anderes als eine Wirrnis von Bäumen, Sträuchern, verwilderten Grasplätzen, die seit Jahrzehnten der ordnenden Hand entbehrten.

In dem ehemaligen Wallgraben, den längst kein Wasser mehr füllte, wucherten wildwachsende Blumen, Kräuter, hochstielige Sumpfgewächse. An warmen Tagen stieg ein schwüler, fauliger Geruch daraus empor, und ganze Schwärme von Stechmücken und blauschillernden Fliegen schwebten in dichten Wolken darüber.

Digitized by Google

Aber dieser Übelstand störte Tant' Lola ebensowenig wie alle anderen. Sie liebte Hochsteg und erklärte, es sei die gesündeste aller Sommerfrischen, so ungläubig auch ihr Lurchstädter Hausarzt den Kopf dazu schüttelte.

Heute war nun der letzte ländliche „Jour", den Gräfin Borolini in Hochsteg abhielt. In den nächsten Tagen schon wollte sie nach der Stadt zurückkehren.

In den verwilderten Parkwegen wimmelte es bereits von hellgekleideten Damen, Herren in Zivil und Uniform, als das Ehepaar Gomisch eintraf.

Eine förmliche Wagenburg staute sich in dem engen Schloßhof, und noch immer trafen neue Besucher ein.

Die beiden verheirateten Töchter der Gräfin — Baronin Hochstetten und Frau von Lattersdorf — die mit ihren Familien stets den ganzen Sommer in Hochsteg zubrachten, kamen Esther entgegen. Die beiden jungen Frauen küßten sie schallend rechts und links auf die Wangen, von allen Seiten wurden die Neuangekommenen begrüßt.

„Grüß dich Gott, Esther" — „küß die Hand, Baronin" — „servus Lix, laßt's euch auch mal wieder anschau'n" — ging es hin und her.

Jetzt rollte die umfangreiche Gestalt der Hausfrau die ausgetretenen Stufen der Freitreppe herab, um die Eintretenden willkommen zu heißen.

In ihrer Jugend mochte Gräfin Borolini eine schöne Erscheinung gewesen sein. Jetzt waren ihre Züge verschwommen und aufgedunsen. Freundliche, dunkle Augen glitzerten zwischen den Fettpolstern der Wangen und glitten neugierig musternd über die mit einfacher Eleganz gekleidete Gestalt Esthers. An Tant' Lola war alles breit und massig, sogar die Stimme hatte etwas Fettiges. Sie sprach stets in kurzen, abgerissenen Sätzen und rang bei jedem Wort nach Luft, da sie sich stark schnürte.

Ihre imposante Leiblichkeit wurde von einem prall sitzenden nicht mehr ganz einwandfreien Foulardkleid nur mühsam zusammengehalten. An ihren kurzen, dicken Fingern blitzten auserlesen schöne Steine, die nicht recht zu dem übrigen passen wollten.

„Grüß euch — grüß euch — Kinder — lang her, daß ihr bei mir war't — hier draußen!"

Felix küßte ihr die Hand und sagte ihr etwas Liebenswürdiges über ihr blühendes Aussehen. Das hörte Tant' Lola noch immer gern, ihren bald sechzig Jahren zum Trotz.

Zwei ältliche Stiftdamen — Gräfin Spoor und Baronin Thur — bemächtigten sich Esthers. Die Gräfin wurde allgemein das „Stiftsbaby" genannt, obgleich sie bereits achtunddreißig Lenze an sich vorüberziehen sah. Aber sie war die jüngste der vierundzwanzig Stiftsdamen und gab sich in Toilette wie Auftreten gern möglichst jugendlich. Sie fehlte auf keinem Ball und hielt sich stets ostentativ zu den jüngsten Mädchen.

Die hagere Baronin Thur hingegen hatte mit der Jugend endgültig abgeschlossen. Sie rächte sich durch eine scharfe Zunge, die ihr den Spitznamen „das Beißzangl" eingetragen, für ein verfehltes Frauenleben, und suchte Trost in fleißigem Kirchenbesuch.

Die alte, fast taube Frau von Nesta gesellte sich zu ihnen, umarmte Esther und übergoß sie mit nicht zu dämmendem Wortschwall. Sie öffnete sogleich ihren alten, rotsamtenen Pompadour und förderte ein dünnes Heftchen aus seinen unergründlichen Tiefen ans Tageslicht.

„Hier, liebstes Kind, das mußt lesen — jedes Wort ein Goldkorn; vertief' dich drein, wenn du heimkommst. Pater Antonio is der Verfasser. Er predigt am Sonntag in der Kirche des Heiligen Ignaz. Wenn du mir eine Lieb' erweisen willst, komm hin, er spricht zum Weinen schön; den mußt hören, gelt Estherl, du wirst kommen?"

Die junge Frau nickte und neigte sich über das Sprachrohr der alten Dame:

„Gern — wenn ich dir damit einen Gefallen tun kann, Tante Poldi, aber nützen wird es nichts, — du weißt, ich bin eine unverbesserliche Ketzerin."

„Macht nix — komm nur — am End' fallt doch ein Samenkorn in dein verstockt's Herzl. Also, wirst kommen? Für bestimmt?"

Esther nickte nochmals, sah sich aber dann nach einer Gelegenheit um, der bekehrungswütigen Tante Poldi zu entwischen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Weit vom Schuß / Von Freiherr von Schlicht

Humoristisch-patriotischer Roman aus der Kriegszeit. (Schluß.)

Mit großen, erstaunten Augen sah er sie an: „Wieso schade?"

„Weil ich all die Briefe, die Sie sicher verbrannten, doch auch gern gesehen hätte, und nun erst gar die zahllosen Photographien, die Sie, nach Ihren Worten zu schließen, doch sicher auch verbrannten. Wie gern hätte ich mir die später von Ihnen zeigen und wie gern hätte ich mir von Ihnen die Geschichte einer jeden Photographie erzählen lassen, denn Sie wissen es doch auch, Herr Torwald, was ein junges Mädchen an einem Manne am meisten liebt, ist seine Vergangenheit. Das brauche ich Ihnen, dem großen Frauenkenner, doch wohl nicht erst zu sagen", und noch einmal setzte sie hinzu: „Schade, daß Sie alles vernichtet haben, warum taten Sie es? Halten Sie mich wirklich für so töricht, daß ich auf die Vergangenheit eifersüchtig gewesen wäre?"

Mit leuchtenden Augen sah er sie an. Wenn bisher wirklich ihn noch zuweilen ein leiser Zweifel beherrschte, ob er Loni wirklich liebe, und ob er für sie mehr, als eine vielleicht schnell vergehende Leidenschaft empfand, jetzt wußte er es, daß er nie wieder eine Frau finden würde, die so gut zu ihm paßte wie Loni. Sie beide würde sich immer verstehen. Und alles, was er auf dem Herzen hatte, faßte er jetzt in die Worte zusammen: „Gnädiges Fräulein — Fräulein Loni — Loni, — ich kann nicht anders, ich sitze hier gewissermaßen wie Luther auf der Wartburg, und so sage ich mit dem, wenn der es zwar auch nicht auf der Wartburg erklärte: hier sitze ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, aber ich muß Ihnen einen Kuß geben."

Sehnsüchtig breitete er die Arme nach ihr aus, und sie hatte die größte Lust, ihm nicht länger zu widerstehen, aber noch zur rechten Zeit fiel ihr der Major und die Tatja wieder ein. Wenn die den Kuß hörten, was dann? So gab sie ihm denn jetzt ein Zeichen und flüsterte ihm zu: „Noch nicht, ich muß mich erst mal nach den beiden anderen umsehen und damit die nicht durch unser Schweigen hier aufmerksam werden, müssen Sie mir nun etwas erzählen, aber ganz laut, damit die es nebenan hören."

Gleich darauf schlich Loni leise und unhörbar auf den Fußspitzen über den weichen Perserteppich, der jeden Schritt dämpfte, dahin und sie mußte dabei an sich halten, um nicht hell aufzulachen, denn als spräche er zu ihr, sagte Willi Torwald nun ganz laut: „Sie irren sich, gnädiges Fräulein, ich habe vorhin an mein Barometer geklopft, das steht fest. Ihre Befürchtung, daß wir schon morgen anderes Wetter haben, ist völlig unbegründet. Zu wünschen wäre es ja allerdings, daß endlich einmal wieder Frost einträte, schon mit Rücksicht auf unsere armen Soldaten, die natürlich unter diesem Tauwetter, das die Wege im Feindesland aufweicht — mein Gott, ist es immer noch nicht genug?" rief er ihr halblaut zu, als sie hinter der zurückgeschlagenen Portiere stehend, ihm nun den Rücken zukehrte. Da sah er, wie Loni ihm jetzt, ohne sich nach ihm umzuwenden, mit der Hand ein Zeichen gab und ihn zu sich heranwinkte. Da schlich auch er leise mit unhörbaren Schritten bis zur Portiere, und da sah er, wie Loni es schon getan hatte, den Major und die schöne Frau sich einander schweigend gegenübersitzen, Hand in Hand.

Gott sei Dank, die beiden haben sich auch gefunden, sagte Willi Torwald sich im stillen, und er atmete erleichtert auf. Gott sei Dank, nun brauchte er vor der schönen Frau kein schlechtes Gewissen mehr zu haben, weil er sein Herz und seine Liebe nicht ihr, sondern der kleinen Loni schenkte. Einen Augenblick standen die beiden noch hinter der Portiere, dann zogen sie sich ebenso leise, wie sie gekommen waren, wieder zurück, und als sie dann von neuem in der äußersten Ecke des Zimmers angelangt waren, da küßten sich sich, heiß und wild, wie es ihrem Temperament entsprach, aber doch leise, kaum hörbar. Wer konnte es wissen, Vorsicht war immerhin vielleicht doch noch angebracht, denn ehe Frau Tatja es ihm nicht selbst erzählte, daß sie verlobt sei, durfte sie auch von ihm und Loni nichts erfahren.

Aber die schöne Frau dachte nicht daran, verlobt zu sein, und wenn sie Hand in Hand mit dem Major dasaß, ohne daß sie beide

Digitized by Google

eigentlich etwas davon wußten, daß sie sich die Hände hielten, so hatte das einen ganz anderen Grund.

Kaum waren Willi Torwald und Loni in das Zimmer nebenan gegangen, da hatte der Major damit begonnen, der schönen Frau auseinanderzusetzen, um was es sich bei dem Konzert handelte. Er tat es lang und ausführlich, auf die geringste Kleinigkeit des Planes hinweisend. Er sprach trocken, nüchtern und sachlich wie ein höherer Offizier, der seinen Untergebenen einen Angriffsplan oder etwas Ähnliches auseinandersetzt. Er sprach aber zugleich auch wie ein Führer, der seinen Leuten Mut machen will, aber selbst in seinem Inneren nicht daran glaubt, daß der Angriff den erwünschten Erfolg haben wird.

Trotzdem hörte die schöne Frau ihm wenigstens am Anfang voller Interesse zu, aber das erlahmte, je länger er auf sie einsprach, schon weil sie sich in ihrer Neugierde und in ihren Erwartungen enttäuscht sah. Nach den geheimnisvollen Andeutungen, die Willi Torwald ihr machte, hatte sie etwas ganz anderes erwartet. Und wenn sie den Major trotzdem ruhig zu Ende sprechen ließ, ohne ihn zu unterbrechen, dann geschah es nur, weil sie bei jedem seiner Worte die warme Freundschaft und die aufrichtige Verehrung, die er für sie empfand, heraushörte, und weil die Töne, die er anschlug, in ihrem Herzen einen Widerhall fanden. Einen viel stärkeren sogar, als sie es bisher für möglich gehalten hätte. Mit jeder Silbe verriet der Major es ihr, er meinte es so gut wie kein anderer, er hatte nur den einen Wunsch, ihr hier in der Gesellschaft den Platz zu verschaffen, der ihr nach seiner Überzeugung zukam und den man ihr bisher aus lächerlichen Vorurteilen vorenthielt. Er aber gab offen und ehrlich zu, ihr auch seinerseits unrecht getan zu haben, und er verlangte, daß auch die anderen das tun sollten. Er dachte bei allem, was er sprach, nur an sie, er war völlig selbstlos und uneigennützig. Mit keinem Wort deutete er darauf hin, daß es auch für ihn eine große Blamage sei, wenn das Konzert in das Wasser fiel, wenn sie wenigstens dort nicht erscheinen würde.

Es dauerte lange, bis er schwieg, dann aber sah er die gnädige Frau erwartungsvoll an: „So, gnädige Frau, nun wissen Sie alles, jetzt bitte ich um Ihre Zustimmung, daß wir auf Ihre Mitwirkung rechnen dürfen."

Der arme Major! Er tat ihr so leid, wie er sie jetzt mit fast ängstlichen Augen anschaute, als fürchte er ihretwegen, es könne ihm am Ende doch nicht gelungen sein, sie davon zu überzeugen, daß es keinen anderen Ausweg gäbe, um ihr volle Genugtuung zu verschaffen. Der arme Major! Er tat ihr schrecklich leid, und sie fühlte, wie ihr das Herz bei dem Gedanken weh tat, ihm nun eine große Enttäuschung bereiten zu müssen. Aber es ging nicht anders. Ja, wenn sie ein junges, übermütiges Mädchen gewesen wäre, wie etwa die Loni, dann hätte es sie sicher gereizt und gelockt, den anderen Damen einen lustigen Streich zu spielen und sie auf diese Weise zu überrumpeln. Aber als Frau, die schon einmal verheiratet gewesen war, erschien ihr diese Sache zu kindisch. Auch lehnte sich ihr Stolz dagegen auf, sich in den Konzertsaal einzuschleichen, anstatt daß alle Türen sich weit vor ihr öffneten. Und auch des Majors wegen durfte sie auf den Vorschlag nicht eingehen, wie würde der später dastehen, wenn alle Welt erfuhr, wie er die anderen Damen wissentlich getäuscht und belogen hatte. Aber wie sollte sie ihm das alles erklären, ohne ihn zu betrüben?

„Darf ich Ihr Schweigen richtig deuten, gnädige Frau," erklang da seine Stimme, „Sie geben mir Ihr Einverständnis?"

Die sah ihn mit ihren schönen Augen offen und frei an, zugleich aber auch voller Teilnahme, um dann zu sagen: „Seien Sie mir nicht böse, Herr Major, aber ich kann nicht ‚ja' sagen. Sie und Herr Torwald haben es sicher sehr gut mit mir gemeint, namentlich wohl Sie selber, Herr Major, aber trotzdem, ich kann nicht. Glauben Sie mir das bitte ohne viele Worte meinerseits, ich kann nicht anders, und darum bitte ich Sie, seien Sie mir nicht böse."

Schon während sie sprach, hatte sie den Kopf gesenkt, um ihm nicht in das Gesicht sehen zu müssen, sie fürchtete sich vor dem Ausdruck der Enttäuschung in seinen Zügen. Aber als dann sein Schweigen gar kein Ende nehmen wollte, da hob sie doch, wenn auch nur langsam

Digitized by Google

und zögernd die Augen, und als sie ihm dann in die seinigen ha, da mußte sie wirklich an sich halten, um nicht einen leisen Ruf des Erstaunens und der Überraschung auszustoßen. Denn das erriet sie sofort, der Major dachte gar nicht daran, ihr böse zu sein. Der machte sogar ein ganz glückseliges Gesicht und sah sie dann in einer Art und Weise an, in einer Art —

Frau Marga war doch gewiß kein albernes und verlegenes, junges Mädchen mehr, aber sie wurde unruhig und versuchte, seinem Blick auszuweichen, bis sie dann, nur um das Schweigen endlich zu brechen, fragte: „So sind Sie mir also wirklich nicht böse, Herr Major?"

„Ich Ihnen, gnädige Frau?" gab er fröhlich zurück. „Höchstens könnten Sie mir doch böse sein, daß ich Ihnen unseren Plan überhaupt unterbreitete. Ich habe keine andere Antwort von Ihnen erwartet, die entspricht genau dem Bild, das ich mir in den letzten Tagen, wenn ich an Sie dachte, von Ihrem Charakter und von Ihrem innersten Wesen machte. Hätten Sie uns beigestimmt, dann wäre das eine schwere Enttäuschung für mich gewesen, gnädige Frau, jetzt aber bin ich so froh und glücklich wie lange nicht, und weiß doch kaum, warum und weshalb."

Und Frau Marga wußte auch nicht recht, warum und weshalb seine Worte, sein Lob und seine Anerkennung sie so erfreuten. Sie wußte auch kaum, weshalb sie ihm jetzt die Hand reichte, während sie ihm zugleich zurief: „Ich danke Ihnen, Herr Major."

Der führte ihre Rechte ritterlich an seine Lippen, aber dann ließ er ihre Hand nicht gleich wieder los, sondern behielt die in der seinen und sie duldete es, weil sie es kaum bemerkte, weil sie es unhöflich und ungezogen gefunden hätte, wenn sie ihre Hand zurückzöge, die er noch einen Augenblick festzuhalten wünschte.

Das war der Moment, in dem Loni an der Portiere stehend Willi Torwald zu sich heranwinkte, damit auch er sehen könne, wie intim und verliebt die beiden nebenan dasaßen, bis sie sich zurückzogen, um sich den ersten Kuß zu geben, dem noch viele andere folgten, bis Willi Torwald endlich fragte: „Was meinst du, Loni, wird es nun nicht für uns Zeit, einmal wieder nach nebenan zu gehen? Was sollen die Herrschaften von uns denken, wenn wir den ganzen Abend unsichtbar bleiben."

Aber das war Loni ziemlich gleichgültig. „Die können uns doch rufen, wenn sie uns brauchen," meinte sie ein klein wenig schmollend, „und was sollen wir nebenan? Ich werde ja doch wieder gleich hinausgeschickt, womöglich ohne dich oder sogar mit dem Major, damit du nun allein mit der Tatja sprechen kannst. Und wenn wir zusammen hineingehen, die dürfen doch noch nichts davon wissen, daß wir uns lieben, die Mutter muß doch die erste sein, die etwas davon erfährt, schon deshalb müssen wir heute abend noch darüber schweigen." Bis sie sich dann eines anderen besann und ihm zurief: „Recht hast du, Willi, wir wollen doch nach nebenan gehen, aber ganz feierlich und zeremoniell. Weißt du, du mußt mich da natürlich wieder ‚gnädiges Fräulein' nennen, und ich dich ‚Herr Torwald'. Ja, komm, das wird mir viel Spaß machen."

Noch schnell einen leisen, heimlichen und verstohlenen Kuß, dann erschienen die beiden auf der Schwelle.

„Nun wie ist es, meine Herrschaften?" rief Willi Torwald den beiden zu. „Ist es erlaubt, wieder näher zu treten? Denn Sie können sich denken, daß ich neugierig bin, zu erfahren, welchen Verlauf die bisherige Unterredung nahm."

Während des Sprechens war Willi Torwald immer weiter in das Zimmer geschritten, bis er jetzt dicht vor den beiden anderen stand, während Loni sich in einer Ecke versteckt hielt, um nun endlich das Nähere zu erfahren. Aber der Major sah sie doch und rief ihr zu: „Jetzt können Sie ruhig alles mitanhören, gnädiges Fräulein, die Debatte ist erledigt, es gibt keine Geheimnisse mehr", und sich an Willi Torwald wendend, setzte er hinzu: „Es ist gekommen, wie ich es vermutete, die gnädige Frau ist uns beiden für unsere Absicht sehr dankbar, aber die gnädige Frau hält es für besser, uns einen Korb zu geben."

„Und den haben Sie ruhig eingesteckt?" brauste Willi Torwald auf, nachdem er sich von dem ersten Schrecken erholt hatte, und sich an Frau von Duffel wendend, fuhr er fort: „Gnädige Frau, Sie müssen ganz einfach noch

Digitized by Google

nachträglich ‚ja' sagen, Sie dürfen auch mir die Freude nicht verderben. Ihretwegen habe ich doch nur das Konzert arrangiert. Stellen Sie sich bitte einmal alles vor. Das hochverehrte Publikum ist versammelt. Alle Welt weiß, daß Sie, gnädige Frau, nicht kommen werden, aber trotzdem, man sieht sich nach Ihnen um, man weiß, daß Sie nicht da sind, aber man sucht Sie trotzdem. Die ganze Luft ist mit der Frage geschwängert: Wird die gnädige Frau am Ende vielleicht doch noch erscheinen? Aber nein, Sie kommen nicht, statt dessen erscheine ich auf dem Podium. Das Publikum ist so liebenswürdig, mich mit Beifall zu empfangen. Ich setze mich an den Flügel, alle atmen erleichtert auf, die Spannung ist gelöst, jetzt weiß man, das Sie tatsächlich nicht mehr kommen werden. Ich beginne zu spielen, ein kurzes Präludium, um mich davon zu überzeugen, ob die Finger auch geschmeidig sind, da wird die geschlossene Saaltür noch einmal geöffnet, natürlich absichtlich möglichst laut und geräuschvoll. Ich unterbreche das Spiel, sehe mich anscheinend unwillig um, aller Blicke folgen meinen Augen, und dann kommen Sie, gnädige Frau! Als ginge Sie die ganze übrige Gesellschaft nichts an, schreiten Sie durch die Mitte des Saales nach der vordersten Reihe und sehen sich dort nach Ihrem Platz um. Sie finden keinen Stuhl mehr, das springe ich vom Podium herunter und gebe Ihnen den meinen, stelle den mitten in den engen Gang zwischen die Stuhlreihen, so daß Sie unmittelbar neben der ersten patriotischen Vorsitzenden Ihren Platz einnehmen. Inzwischen hat der vorher instruierte Saaldiener mir einen anderen Stuhl auf das Podium gestellt. Ich nehme von neuem Platz, gebe aber vorher mit lauter Stimme den Auftrag, niemanden mehr hereinzulassen, aber auch niemanden mehr hinaus. Das letztere zur Vorsicht für den Fall, daß die eine oder die andere Dame wieder fortgehen will, weil Sie, meine Gnädigste, nun doch erschienen sind. Wieder fange ich an zu präludieren und betrachte dabei die Gesichter des hochverehrten, weiblichen Publikums. Gnädige Frau, auf die Gesichter freue ich mich schon seit ein paar Tagen, und ich wollte, Sie könnten die gleichzeitig mit mir zusammen sehen. Wenn es Ihnen Spaß macht, können Sie sich auch zu mir auf das Podium setzen, wenigstens zu Anfang. Passen Sie auf, gnädige Frau, die Damen kriegen die Platze! Der einen platzt die zu enge Bluse, der anderen die Krampfadern, die eine verliert vor Entsetzen ihre Haarunterlage, die andere ihre falschen Zähne, die eine bekommt einen knallroten Kopf, die andere wird totenblaß. Das alles bezieht sich natürlich nur auf die Damen der patriotischen Abende. Die anderen werden Sie bei Ihrem Erscheinen, wenn auch nur im stillen, sofort herzlich willkommen heißen. Bei beiden Parteien aber atemlose Spannung, wie wird die Sache enden? Und diese Freude wollen Sie mir verderben, gnädige Frau, und Sie wollen selber darauf verzichten, sich volle Genugtuung zu verschaffen? Stellen Sie sich nur den größten Augenblick des Abends vor, die erste Pause, in der ich wieder von dem Podium herunterklettere, um Sie, meinen Ehrengast ostentativ zu begrüßen, bis dann der Herr Major das Wort nimmt, um Sie den Damen der patriotischen Abende vorzustellen. Und gleich darauf die Rede des Herrn Majors: Kinder, seid einig, einig, vereint die beiden Kriegsabende heute zu einem gemeinsamen, neuen, wählt eine neue Vorsitzende, wählt Frau von Duffel, sie lebe hoch, hoch, hoch!"

Erschöpft hielt Willi Torwald inne, der hatte mit fabelhafter Zungenfertigkeit darauflos geredet und sah nun erwartungsvoll in das Gesicht der gnädigen Frau. Die hatte ihm lebhaft amüsiert zugehört, ein paarmal sogar leise vor sich hin gelacht und jetzt erschien ihr alles, was der Major ihr vorhin auseinandersetzte, in einem ganz anderen Licht. Jetzt verspürte sie auch ein klein wenig Lust, auf den Plan einzugehen, aber dann besann sie sich doch rasch wieder eines anderen. Es ging nicht, es ging ihretwegen nicht, aber auch nicht mit Rücksicht auf den Major. Ja, sie schämte sich jetzt fast vor dem, daß sie, wenn auch nur für einen flüchtigen Augenblick, daran gedacht hatte, sich von Willi Torwald überreden zu lassen. Der Major würde sie nicht verstehen, wenn sie nun doch noch ‚ja' sagte. Er würde dann an ihr eine große Enttäuschung erleben, wie er vorhin erklärte, und die wollte und mußte sie ihm ersparen. Das hatte er, der es so gut mit ihr meinte, nicht um sie verdient.

Digitized by Google

So gab sie denn auch jetzt Willi Torwald einen Korb, ohne ihm den wahren Grund zu nennen, und meinte nur: „Es geht wirklich nicht, Herr Torwald, ich danke auch Ihnen herzlichst für Ihre gute Absicht, aber es geht nicht."

Doch so leicht gab Willi Torwald sich nicht besiegt, der sprach wieder lange auf die schöne Frau ein, und während der sprach, wandte Frau Marga keinen Blick von dem Major, dessen Züge ganz deutlich die Angst verrieten, sie möge sich doch noch überreden lassen, zugleich aber auch die Hoffnung, sie möge ihretwegen standhaft bleiben.

Und plötzlich trafen sich ihre Blicke.

Ihre Augen sagten ihm: Fürchte dich nicht, du sollst dich nicht in mir getäuscht haben.

Und seine Augen gaben ihr zur Antwort: Ich danke dir, du weißt ja gar nicht, wie sehr ich dir danke.

Und so warm und so heiß sah er sie nun an, daß sie ganz verwirrt wurde und den Blick abwandte, bis sie dann plötzlich Willi Torwald zurief: „Eben fällt es mir ein, Herr Torwald, vielleicht läßt sich doch noch ein Ausweg finden, um Ihren Wunsch zu erfüllen. Den müßte ich allerdings mit dem Herrn Major allein besprechen. Wie ist es, wollen Sie bitte nochmals einen Augenblick mit Loni nach nebenan gehen?"

„Wie Sie befehlen, gnädige Frau", und sich an Loni wendend, bat Willi Torwald: „Wie ist es, gnädiges Fräulein, würden Sie so liebenswürdig sein, mir abermals für ein paar Minuten das Vergnügen Ihrer Gesellschaft zu schenken?"

„Je länger, je lieber", dachte Loni im stillen, laut aber sagte sie: „Wenn ich denn doch fortwährend hinausgeschickt werde, Herr Torwald, bleibt mir ja nichts anderes übrig, als wieder mit Ihnen vorlieb zu nehmen. Also kommen Sie, hoffentlich dürfen wir hier bald wieder auf der Bildfläche erscheinen", und seinen Arm nehmend, den er ihr reichte, schritt sie mit ihm davon, um ihn gleich wieder zu küssen, sobald sie im anderen Zimmer angelangt waren.

Und dieses Mal hörte Frau Marga den Kuß, und der Major hörte ihn auch. Beide sahen sich einander an, beide überrascht und peinlich berührt, wenn auch in anderer Art. Frau Marga sagte sich im stillen: daß es zwischen den beiden zum Küssen kommen würde, habe ich ja gewußt, aber daß es schon heute soweit wäre, und daß die beiden sich hier küssen, in meiner nächsten Nähe — gewiß, es läßt mich kalt, aber trotzdem hätten die beiden mir das ersparen können. Aber nein, gestand sie sich darauf im stillen, ich tue Willi Torwald unrecht, ich möchte darauf schwören, nicht der hat soeben Loni geküßt, sondern sie ihn!

Schon weil sie selber zu dieser Erkenntnis gelangte, wünschte sie, daß auch der Major Willi Torwald aus seinem Verhalten keinen Vorwurf mache. Aber wie sollte sie den rechtfertigen, ohne ihre Nichte gleichsam anzuklagen, daß diese ihre Kußbegierde nicht habe zügeln können? Frau Marga suchte vergebens nach einem halb ernsthaften, halb lustigen Wort, mit dem sie rasch über diesen kleinen Zwischenfall hinübergleiten könne, aber selbst wenn sie es fand, glaubte sie nicht, daß es viel helfen würde, denn der Major saß mit einem sehr ernsten Gesicht da. Auf seiner Stirn hatte sich eine tiefe Falte zusammengezogen, und seine Augen blickten fast finster drein. Frau Marga erriet es, der Major zürnte Willi Torwald, und das war wirklich der Fall. Der Major war nicht nur empört, weil Willi Torwald nebenan Fräulein Loni küßte, sondern in erster Linie, weil er sich von dem an der Nase hatte herumführen lassen. Nun wurde ihm mit einemmal so vieles klar, was er früher nicht begriff. Nun wußte er, warum er selbst in die schöne Frau verliebt sein sollte, warum er die heiraten müsse, warum Willi Torwald es kürzlich bedauerte, der schönen Frau leider allein auf der Straße begegnet zu sein.

Darum also! Willi Torwald wollte sich mit Anstand aus der Affäre ziehen, deshalb auch nur das Konzert, das er angeblich nur im Interesse der schönen Frau gab. Darum also das Ganze!

Willi Torwald hatte mit ihm ebenso gespielt wie mit der gnädigen Frau! Aber nicht an sich durfte er jetzt denken, sondern nur an Frau Marga. Wie mußte die im stillen darunter leiden, daß ihr ehemaliger Kurmacher nun nebenan eine ander küßte, und doch, wie verstand die sich zu beherrschen. Mit keiner

Digitized by Google

Miene verriet sie, was in ihr vorging, ihm war sogar, als umspiele ein leises Lächeln ihren Mund. Wie war es nur möglich, daß Frau Marga sich so zu beherrschen vermochte?

Voller Bewunderung sah er zu ihr hinüber, aber auch voller Teilnahme. Die arme Frau tat ihm namenlos leid und er zermarterte sich plötzlich sein Gehirn, wie es ihm möglich wäre, sie zu trösten, sie den Verlust ihres früheren Kurmachers vergessen zu lassen. Wie das geschehen könne, wußte er noch nicht, aber das würde und mußte ihm schon noch einfallen, vorläufig ertappte er sich nur dabei, daß er Willi Torwald jetzt gar nicht mehr böse war. Er freute sich sogar über die Kußszene da nebenan, denn er sagte sich, wenn sich die beiden nicht geküßt hätten, woher dürftest du dann wohl das Recht für dich beanspruchen, dich der gnädigen Frau noch mehr als bisher anzunehmen und noch mehr für die einzutreten, als es ohnehin deine Absicht war. Je länger er sich das klar machte, desto vergnügter wurde er, und es hätte nicht viel gefehlt, dann wäre er am liebsten aufgesprungen, um auch seinerseits Willi Torwald einen Kuß zu geben, und um dem zuzurufen: „Sie sind ja ein ganz verflixter Schwerenöter, aber in diesem Falle haben Sie Ihre Sache gut gemacht, sogar sehr gut!"

Es war ein langes Schweigen, das da herrschte, aber dieses verriet Frau Marga mehr, als viele Worte es vermocht hätten. Die las in der Seele des Majors, sie erriet dessen geheimste Gedanken, die sich in seinem Mienenspiel, in dem Blick seiner Augen wiedergaben, und ihr wurde dabei ganz warm um das Herz. So viel Männer sie auch kennen lernte, seitdem sie Witwe geworden war, nie hatte sie einen kennen gelernt, der im gesellschaftlichen Verkehr mit ihr so wenig an sich selbst und so ausschließlich nur an sie gedacht hatte. Frau Marga erkannte es in diesen Minuten noch deutlicher, als sie es früher schon manchmal tat, sie würde nie wieder einem Mann begegnen, der es so gut mit ihr meinte wie der Major. Ihr wurde warm und weich um das Herz. Gewiß, sie empfand keine himmelanstürmende Liebe für ihn, dazu kannten sie sich ja beide auch noch zu wenig, und ob sie jemals einen Mann wieder so lieben könne wie ihren ersten, das konnte einzig und allein die Zukunft entscheiden. Nein, himmelanstürmende Liebe war es wohl nicht, was sich nun in ihr regte, aber warme, herzliche Zuneigung, treueste Freundschaft, und ein starkes Empfinden des sich gegenseitigen Verstehens sowie der feste Glaube, in diesem Mann für das spätere Leben einen guten und treuen Kameraden zu finden, wie sie ihn sich besser nicht wünschen konnte.

Aber wie sollte und durfte sie ihm das zu verstehen geben, und wie konnte sie erfahren, ob sie seine Gedanken und seine Blicke wirklich richtig deutete? Wie konnte sie ihm die Zunge lösen, wenn er aus sich selbst heraus vielleicht nicht den Mut fand, zu ihr zu sprechen?

Da, mit einem Male glaubte sie es zu wissen. Ein leises, übermütiges Lächeln umspielte ihren Mund, für eine Sekunde blitzte es in ihren Augen schalkhaft auf, dann meinte sie: „Ich denke, Herr Major, wir haben nun lange genug geschwiegen. Ich habe Zeit gehabt, mir alles, was Herr Torwald mir erzählte, nochmals reiflich zu überlegen, und da muß ich Ihnen offen gestehen, daß ich doch Lust hätte, das Konzert zu besuchen. Allerdings nur dann, wenn sich die Türen des Saales weit vor mir öffnen, wenn ich nicht allein durch die Sitzreihen zu gehen brauche, sondern wenn ich feierlich in den Saal geleitet und zu dem für mich bestimmten Platz geführt werde."

So, mein lieber Herr Major, dachte Frau Marga im stillen, das überlege dir nun mal in Ruhe. Ich habe mit meinen Worten vielleicht etwas viel riskiert, aber das schadet nichts. Von deiner Antwort wird nun das weitere abhängen, und ich bin wirklich sehr gespannt, was du sagen wirst.

Aber vorläufig sagte der Major gar nichts. Mit großen Augen sah er die schöne Frau immer erstaunter und verwunderter an. Er begriff von dem, was er da eben zu hören bekommen hatte, vorläufig absolut nichts, bis er dann endlich meinte: „Gnädige Frau, ich bitte Sie, es mir nicht übelzunehmen, aber was Sie mir da eben auseinandersetzen, ist für meinen Verstand zu hoch. Nicht etwa, als ob ich Ihren Wunsch nicht begriffe und den nicht für selbstverständlich hielte, aber wie kann der erfüllt werden? Daß die bereits geschlossenen Türen sich weit vor Ihnen öffnen, wäre ja

Digitized by Google

leicht zu machen, aber wer soll Sie denn in den Saal führen? Willi Torwald? Das geht doch nicht, daß der von seinem Podium herunterſteigt und Ihnen entgegeneilt, und daß ich selbſt —"

Mitten im Satz hielt er inne. Da er nicht wußte, was er weiter sagen sollte, trommelte er erregt und nervös mit den Fingern der rechten Hand auf der Platte des kleinen Tisches herum, der zwiſchen ihm und der gnädigen Frau stand. Und plötzlich trommelte auch Frau Marga mit den Fingern ihrer rechten Hand auf der Tiſchplatte herum. Der Major bemerkte es zuerſt gar nicht, und als er es dann doch tat, wunderte er ſich nicht weiter darüber, ſondern ſagte ſich im ſtillen nur: Warum ſoll die ſchöne Frau nicht auch trommeln, die iſt ja zum mindeſten ebenſo nervös wie ich.

So ſpielten denn ihre Finger zuſammen auf der Tiſchplatte herum und der Major ſah nichts davon, wie der Schalk und der Übermut aus den Augen der ſchönen Frau ſprachen. Er trommelte unverdroſſen weiter, bis er dann plötzlich fühlte, wie er mit ſeinen Fingern die der ſchönen Frau berührte.

Ganz erſchrocken zog er ſeine Hand zurück: „Ich bitte tauſendmal um Verzeihung, gnädige Frau, es war wirklich nicht meine Abſicht."

„Das habe ich auch als ganz ſelbſtverſtändlich angenommen," gab Frau Marga gelaſſen zur Antwort, „aber ſo ſchlimm war die Sache doch nicht, daß Sie ſich deswegen zu entſchuldigen brauchten, trommeln wir ruhig weiter, und wenn ſich unſere Finger wieder einmal berühren- —"

„Ich werde auf meiner Hut ſein, gnädige Frau!" rief er ſchnell.

Aber nach einer halben Minute berührten ſich ihre Finger bei der Trommelei trotzdem wieder.

Der Major bekam unwillkürlich einen roten Kopf und ſtotterte ganz verlegen: „Auch dieſes Mal war es wirklich nicht meine Abſicht, gnädige Frau, der Tiſch iſt vielleicht für unſere Hände zu klein, es wäre wohl beſſer, wir ſetzten uns da drüben an den größeren Tiſch."

Das hätte auch nicht viel Zweck, da die Schuld auf meiner und nicht auf deiner Seite iſt, dachte Frau Marga im ſtillen beluſtigt, um gleich darauf völlig unbefangen zu äußern: „Bleiben wir nur ruhig ſitzen, Herr Major, einmal muß dieſe Trommelei doch ein Ende haben."

„Sogar ſehr bald, gnädige Frau."

Hoffentlich, dachte die ſchöne Frau im ſtillen, e i n m a l werde ich den Verſuch noch machen, dich zum Sprechen zu bringen, nützt aber auch das nichts, dann gebe ich es auf.

So berührten ſich ihre Hände dann gleich darauf zum drittenmal, und als der Major, während er ſich abermals deswegen entſchuldigte, ſie dabei anſah und in ihr ſchelmiſch lächelndes Geſicht blickte, ſtarrte er ſie gleich darauf an, als wiſſe er nicht, ob er wache oder träume. Was hatte dieſes Spiel ihrer Finger auf der Tiſchplatte oder beſſer geſagt, auf ſeinen Fingerſpitzen zu bedeuten? Verſtand er das richtig, und wenn ja, warum erfüllte ihn das plötzlich mit einem ſolchen Glücksgefühl, wie er es bisher in ſeinem Leben nur empfand, wenn er Dorette in ſeiner Nähe wußte? War es möglich, er liebte die ſchöne Frau? War das Tatſache oder hatte Willi Torwald ihm das nur eingeredet? Und ſie, die ſchöne Frau, liebte ihn wider? Aber weshalb denn nur? Er hatte doch nichts getan, um ihre Liebe und ihre Zuneigung zu gewinnen. Und deshalb liebte ſie ihn auch ſicher gar nicht, das bildete er ſich doch nur ein. Aber als er ſich das jetzt klar machte, da kam eine ganz große Enttäuſchung über ihn, da wurde es mit einem Male ſo leer in ihm, ſo grenzenlos leer, daß er ſich einſam und verlaſſen fühlte wie nie zuvor.

Bis er doch plötzlich wieder neue Hoffnung ſchöpfte, als Frau Marga, die keinen Blick von ihm abgewandt hatte, ihn jetzt mit leiſer, ſchmeichelnder Stimme fragte: „Sie ſchweigen immer noch, Herr Major, iſt es denn wirklich ſo ſchwer durchzuſetzen, daß einer der Herren mir entgegengeht, und wenn Herr Torwald es natürlich auch nicht kann, bietet ſich dann gar keine Möglichkeit, daß Sie mir Ihren Arm reichen?"

Es klang etwas aus ihren Worten heraus, das ihn ermutigte, alle Zweifel und Bedenken aufzugeben, das ihn von neuem in den Glauben verſetzte, Frau Marga möge ihm tatſächlich ihre Gunſt und ihre Zuneigung geſchenkt haben, denn je länger er auch diesmal ſchwieg, als

Digitized by Google

könne er keine Antwort auf ihre Frage finden, desto freundlicher und aufmunternder blickten ihre Augen ihn an, bis sie sich jetzt, als er immer noch nicht zu sprechen wagte, anscheinend unwillig und gekränkt umwandte, um ihm zuzurufen: „Also schön, Herr Major, dann lassen wir die Geschichte auf sich beruhen. Für mich ist sie erledigt. Ich bin zu stolz, um Sie zum drittenmal zu bitten, mir Ihren Arm zu reichen, denn ich meine, wenn Sie ernstlich wollten, ließe sich vielleicht doch ein Ausweg finden, meinen Wunsch zu erfüllen. Aber wenn Sie nicht wollen und nicht können —"

„Um Gottes willen, gnädige Frau, um mich handelt es sich doch dabei gar nicht", verteidigte sich der Major, der bei ihrem Vorwurf einen dunkelroten Kopf bekommen hatte, um schnell fortzufahren: „Natürlich gibt es eine Möglichkeit, Sie, gnädige Frau, ostentativ in den Saal zu führen, aber die gibt es nur dann, wenn — — ja, eben wenn — und dieses Wenn, gnädige Frau, das ist der Punkt, um den sich alles dreht."

Beinahe verwirrt und verlegen wie ein junger Student, der seine erste Liebeserklärung machen will und nicht den Mut dazu findet, saß er ihr gegenüber und sie wußte, wenn sie ihn nicht abermals half, dann würde er nie das entscheidende Wort sprechen. So meinte sie denn jetzt nach außen hin scherzend und übermütig, aber in ihrem Inneren doch auch ihrerseits bewegt und beunruhigt: „Und wenn es nun in diesem Falle kein Wenn mehr für mich gäbe, Herr Major, oder wenn ich über dieses Wenn ebenso dächte, wie Sie, was dann?"

Einen Augenblick saß er noch da, als könne er das Glück nicht fassen, dann aber sprang er mit jugendlicher Begeisterung in die Höhe, um gleich darauf mit einem halbunterdrückten Schmerzensschrei wieder in den Sessel zurückzufallen. Er hatte nicht an seine verflixte Ischias gedacht, die ihm im Kreuz saß und ihm ein schnelles Aufstehen unmöglich machte. Seine Wangen färbten sich dunkelrot, er schämte sich seines körperlichen Leidens, daß er gar nicht mehr aufzusehen wagte. Da hatte er sich wieder mal schön blamiert, genau so wie damals, als er auf der Straße Fräulein Dorette das kleine Paketchen nicht aufheben konnte. Und ein Krüppel wie er wagte es, sich um eine so schöne Frau, wie Frau Marga, zu bewerben? Er konnte sich allen Ernstes einbilden, die würde ihn lieben? Er schämte sich vor sich selbst und vor der gnädigen Frau, und sehnte sich ganz weit fort, irgend wohin an den Feind, damit eine ehrenvolle Kugel diesem verfehlten Dasein ein Ende mache.

Er saß da, den Blick zu Boden gesenkt, so bemerkte er es nicht, wie Frau Margas Augen voll ehrlichsten Mitleides, aber auch voll wärmster Zuneigung auf ihm ruhten. Er sah erst wieder auf, als Frau Marga, die sich nun ihrerseits von ihrem Platz erhoben hatte, auf ihn zugetreten war und ihre Hand auf seine Schulter legte, während sie ihm zurief: „Sie haben gar keine Ursache, lieber Freund, so verzagt vor sich hin zu sehen. Denken Sie an Ihre Kameraden draußen im Felde. Wieviele Hunderte von denen werden dort an demselben Leiden erkranken, das Sie sich in dem nicht minder ehrenvollen Friedensdienst holten. Kein Mann wird Sie deswegen auslachen, keine Frau wird Sie deshalb weniger schätzen und achten", und mit einem leisen Auflachen, um ihm wieder Mut zu machen, setzte sie hinzu: „Wenn Sie also wirklich an m i r weiter nichts auszusetzen haben, als daß S i e zuweilen an der Ischias leiden, lieber Freund, dann wüßte ich tatsächlich nicht, warum —"

Aber weiter kam sie nicht, der Major hatte nicht nur ihre rechte, sondern auch ihre linke Hand ergriffen und sie nun mit flammenden Augen ansehend, rief er ihr zu: „Gnädige Frau — Frau Marga, Sie sind die Perle Ihres Geschlechtes, denn Sie sind nicht nur die Liebe, sondern auch die Güte selbst." Bis er dann gleich darauf fragte: „So ist es also wirklich wahr, Frau Marga, Sie weisen mich nicht zurück, Sie wollen mir wirklich das Recht einräumen, Sie als meine Braut in den Saal führen zu dürfen? Das Glück ist so groß, daß ich es noch nicht zu fassen vermag, und deshalb müssen Sie mir noch eines beantworten: sind Sie von ganz allein auf den Gedanken gekommen, daß Sie mir ein klein wenig gut sind, oder hat Herr Torwald Ihnen das nur eingeredet, bis Sie schließlich selber daran glaubten?"

Frau Marga, die nicht wußte, worauf sich seine Worte bezogen, blickte völlig überrascht auf, dann meinte sie: „Wie hätte der

Digitized by Google

wohl darauf kommen sollen, mit mir in dieser Hinsicht über Sie zu sprechen? Das hätte ich mir auch schön verbeten, denn ob man jemanden liebt oder nicht, daß weiß man doch nur allein, das läßt man sich doch von keinem Dritten einflüstern."

„Nein, nein, ganz gewiß nicht", stimmte er ihr schnell bei, um es nicht zu verraten, daß er es kaum gewagt haben würde, sich in Frau Marga zu verlieben, wenn Willi Torwald ihm da nicht gut zugeredet hätte. Aber er empfand es trotzdem dankbar, daß die schöne Frau ihn nicht weiter fragte, wie er auf den Gedanken gekommen sei, sie liebe ihn nur, weil Willi Torwald sie irgendwie darauf gebracht habe.

Und Frau Marga dachte wirklich nicht daran, weiter zu fragen. Die stand immer noch neben ihm und streichelte ihm seine Wangen, bis sie sich dann halb freiwillig, halb von seinen Händen gezogen, über ihn beugte, um ihn zu küssen.

„Aber Tatja, liebste, beste Tatja!" erklang da Lonis Stimme, und verwirrt und verlegen sah Frau Marga sich nach Loni um, die jetzt mitten im Zimmer stand. Die hatte sich inzwischen mit Willi Torwald nach Herzenslust geküßt, es aber dann doch schließlich für angebracht gehalten, sich einmal wieder nach den beiden anderen umzusehen, und sie mußte nun an sich die Wahrheit des alten Wortes erfahren: Was man selber tut, erscheint uns ganz selbstverständlich, wenn aber andere dasselbe tun, fällt man von einem Erstaunen in das andere. So traute sie ihren Augen nicht, als ihre Tatja den Major küßte, und aus ihrem grenzenlosen Erstaunen heraus war ihr der Ausruf „aber Tatja, liebste, beste Tatja" ganz gegen ihren Willen entschlüpft.

Nun aber bereute sie, die beiden gestört zu haben, und ebenso schnell, wie sie gekommen war, lief sie wieder davon, um die beiden einander allein zu überlassen, dann aber auch, um ihrem heißgeliebten Willi sofort die große Neuigkeit zu erzählen, die den sicherlich nicht minder erfreuen würde, denn nun, da die beiden glücklich waren, brauchten auch sie ihr Glück nicht mehr zu verheimlichen, weder vor den beiden anderen da nebenan noch vor der ganzen Welt. Und das Schönste an einer Verlobung war doch die öffentliche Bekanntmachung in der Zeitung, schon weil die den Neid und die Mißgunst aller Freundinnen erregte, noch dazu in der jetzigen schweren Kriegszeit, in der die Männer so selten waren, daß sie zu den Luxusartikeln gehörten.

Aber als dann am nächsten Tage in der Zeitung gleich die beiden Verlobungsanzeigen auf einmal erschienen, da sprach man viel weniger über Lonis Verlobung, als über die des Herr Majors, und alle fragten sich: Was wird nun aus dem Konzert werden? Findet es noch statt, und wenn ja, wird Frau von Duffel dort nun doch erscheinen? Und wenn sie kommt, wie sollen wir uns der gegenüber verhalten?

Für die Damen der Kriegsabende war die Frage von Anfang an gelöst, denn die hatten die schöne Frau schon längst in ihr Herz geschlossen. Viel schwieriger aber war die Antwort für die Damen der patriotischen Abende. Ihre Exzellenz, die erste Vorsitzende, berief ihre Mitglieder sofort zu einer außerordentlichen Versammlung, in der man sich bei vielem Kaffee und noch mehr Kuchen darüber einig werden müsse, wie man fortan der schönen Frau gegenübertreten solle.

Und als die Damen der patriotischen Kriegsabende dann versammelt waren, als die Kaffeetassen klirrten, als die Stimmen schwirrten, als die Stricknadeln, die auch heute nicht ruhen durften, klapperten, als die Kuchen tellerweise vertilgt wurden, als lebe man im tiefsten Frieden, da kam, was kommen mußte: Alle Damen fielen plötzlich mit ihrer Ansicht um. So viel man früher auch an der schönen Frau auszusetzen hatte, jetzt, da sie die Braut des Garnisonältesten war, der hier in der Stadt allein etwas zu sagen hatte, jetzt waren sie alle, wenn man den Worten glauben durfte, von der schönen Frau entzückt, die war ja so hübsch, so elegant, so sicher in ihrem Auftreten, aber das nicht allein. Nach allem, was man bisher von ihr hörte, war sie so nett, so außerordentlich nett, daß man es gar nicht mehr begriff, wie man nicht schon längst nach einer Gelegenheit gesucht hatte, um die schöne Frau persönlich kennen zu lernen.

Alle waren des Lobes voll. Aber am vollsten war Ihre Exzellenz, wenn auch nicht aus Überzeugung. O nein, in ihrem Inneren kochte und raste es, sie hätte dieser Frau von

Digitized by Google

Duffel am liebsten die Augen ausgekratzt, denn klug wie sie war, sah sie es voraus, daß nun die beiden Kriegsabende vereinigt, und daß die vereinigten Mitglieder der Braut des Herrn Majors, die wohl schon in der allernächsten Zeit seine kriegsgetraute Gattin war, den neuen Vorsitz anbieten würden.

Ihre Exzellenz kochte innerlich vor Wut und Empörung, nicht nur, weil sie nicht alles sagen durfte, was sie gegen Frau von Duffel auf dem Herzen hatte, sondern vor allen Dingen, weil sie alles, was sie bisher über die bei tausend Gelegenheiten Unfreundliches erzählt hatte, zurücknehmen mußte. Das war für sie, die ihr Herz nicht nur am rechten Fleck, sondern auch auf der Zunge sitzen hatte, nicht leicht, aber es mußte sein, denn sonst war der Major imstande, ihr ihre früheren Reden nachzutragen. Und was dann, wenn der, um sie zu strafen, den Vorschlag machte, ihr auch das Ehrenamt der ersten Vorsitzenden des Roten Kreuzes abzunehmen und das auch in die Hände seiner späteren und baldigen Gattin legte? Nein, ehe sie diese Demütigung hinnahm, eher demütigte sie sich selbst.

Und das tat sie denn auch, als endlich der von allen mit der größten Ungeduld ersehnte Konzertabend da war, und als dann, unmittelbar, bevor Willi Torwald sich an den Flügel setzen wollte, der Major die schöne Frau als seine Braut in den Saal führte.

Alle Anwesenden hatten sich von ihren Plätzen erhoben, teils um dadurch dem Brautpaar ihre Huldigung und ihren Glückwunsch darzubringen, in der Hauptsache aber, um die beiden besser sehen zu können.

Und darüber waren sich alle einig, es war ein schönes Paar, denn der Major war an diesem Tage durch eine glückliche Fügung des Himmels frei von jedem Ischiasanfall und so stolz und aufrecht schritt er an der Seite seiner Braut dahin, so stolz wie ein Sieger, der eine Schlacht gewonnen hat.

Da kam ihnen auf halbem Wege Ihre Exzellenz entgegen. In ihren Händen hielt sie einen wundervollen Blumenstrauß, aber bevor sie den der Braut überreichte, hielt sie an diese eine offizielle Begrüßungsrede, die ihr, wie sie gleich zu Anfang sagte, aus dem tiefen Herzen kam und von der sie deshalb hoffte, daß sie auch den Weg zu dem Herzen der schönen Frau finden würde.

Das letztere war zwar nicht der Fall, denn Frau Marga war klug genug, Ihre Exzellenz zu durchschauen, aber sie tat wenigstens nach außen hin so, als sei sie durch deren Worte sehr gerührt, während der Major Ihre Exzellenz fortwährend erstaunt betrachtete, um sich im stillen immer wieder zu fragen: Wie kann ein Mensch allein nur so furchtbar lügen?

Bis ihm dann plötzlich wieder einfiel, daß er damals, als er durch die Straßen der Stadt lief, um die Mitglieder für dieses Konzert einzuladen, noch ganz andere Dinge zusammengelogen hatte. Und er war doch ein Mann und ein königlicher preußischer Offizier.

Für einen Augenblick senkte er beinahe beschämt den Blick, dann aber erhob er den offen und frei. Er stand jetzt wenigstens nicht offiziell als Lügner da, und wenn man die Sache richtig betrachtete, dann hatte er überhaupt nicht gelogen, sondern nur eine List angewandt, wie sie im Kriege gegen den Feind erlaubt ist, um diesem eine Niederlage zu verschaffen und um sich selbst den Sieg zu sichern.

Und er hatte gesiegt, wie er nicht nur sich, sondern auch Frau Marga damals gelobte. Nicht trotz, sondern gerade durch die Anwesenheit der schönen Frau, die er jetzt voller Stolz seine Braut nannte.

Er war Sieger geblieben! Mochten da draußen im Osten und Westen die Kanonen weiterdonnern, mochte das blutige Ringen da draußen weiter seinen Fortgang nehmen — hier in der stillen Garnison, weit vom Schuß, war der Friede heute schon geschlossen!

Anmerkung des Verfassers: Für die Echtheit des in diesem Buche vorkommenden Briefwechsels zwischen Frau Schnappauf und Seiner Exzellenz Generalfeldmarschall von Hindenburg übernimmt der Verfasser selbstverständlich keinerlei Verantwortung — ihm ist sogar, als hätte er die beiden Briefe frei erfunden!

Der Roman „Weit vom Schuß" erscheint am 1. Oktober im Verlage von Otto Janke mit einer Umschlagzeichnung des beliebten Kunstmalers Ernst Heilemann und ist zum Preise von Mk. 4,—, geb. Mk. 5,— durch jede Buchhandlung zu beziehen und wird auf allen Bahnhöfen ausliegen. Wenn Buchhandlungen nicht zu erreichen sind, nimmt auch der Verlag Otto Janke, Berlin, Anhaltstraße 8, Bestellungen entgegen.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Edelfrau . . .

Kein leichtes Leben, kein Gut, kein Gold;
So uralt das Wappen, so knapp der Sold;
Aber fünf Söhne, fünf Söhne im Haus!
Wie Sonnenstrahlen liefen sie ein und aus!
Fünf Söhne, gardegroß, stählernen Blicks,
Woben ihr dennoch die Krone des Glücks . . .
Und zeigt ihr Staatskleid auch manchen Riß,
Sie flickt ihn . . . und trotz der Kümmernis
Leuchten die Augen ihr stolz und blau . . .
Edelfrau . . .

Und die Zeit vergeht, — und die Zeit verrennt,
Vier haben schon Offizierspatent;
Und der jüngste — Hans-Jürgen — kaum siebzehn Jahr',
Mit den Augen der Mutter, so blau und klar,
Das Kraushaar wie flitternder Sonnenschein,
Tritt eben als Fahnenjunker herein . . .
Da schmettert die Kriegstrompete ins Haus, —
Fünf Söhne ziehen ins Feld hinaus . . .
Der Mutter Augen sprühn stolz und blau, —
Edelfrau . . .

Bei Lüttich der erste im Sturme fiel,
Der zweite, der fand bei Antwerpen sein Ziel,
Des dritten Leben, — wie bald gekürzt, —
Mit seinem Flugzeug tot abgestürzt . . .
Und weiter wettert's und wütet's und dräut's . .
„Mutter — ich habe das Eiserne Kreuz."
Der vierte schrieb es von Warschau her . . .
Und dann — kam nie eine Nachricht mehr . . .
Fünf Söhne — das war eine stolze Schau, —
Edelfrau.

Vier Söhne, vier Söhne, gardegroß,
Ruhen in feindlicher Erde Schoß . . .
Nur einer — Hans-Jürgen — der jüngste — lebt! —
Granaten heulen, die Erde bebt!
Den einen, — den mit dem Kinderblick,
Furien — gebt ihn der Mutter zurück!
Dies knospende Leben — erst siebzehn Jahr . . .
Seht, wie Sonnengold sprüht sein Haar . . .
Kühn deckt er die Fahne, — sein Herz schlägt heiß!
Edelreis! — — — — — — — — — —

Hans-Jürgen, — er kehrt zur Mutter zurück; —
Die sucht seinen blauen, stählernen Blick, —
Sie führt ihn näher zum Fenster her — — —
Die blauen Augen — leuchten nicht mehr . . .
Geblendet, — erblindet — für immerdar . . .
Da — streicht ihm die Mutter das krause Haar.
„Mein Liebling, du Liebling, mein Letztes, mein Licht!
Deine Mutter — Hans-Jürgen — die läßt dich nicht . . ."
Stark ward ihre Kraft, — nur ihr Haar schneegrau
Edelfrau . . .

Eugen Stangen.

Die deutsche Ader / Skizze von Julius Knopf

Die Vormittagsgratulanten waren gegangen. Doktor Mollard hatte mit seinem feinen, verbindlichen Lächeln, das dem scharfgeschnittenen, bartlosen Gesicht einen eigenen Reiz verlieh, die Glückwünsche seiner Familie, seiner Freunde und Kollegen entgegengenommen, die es sich nicht hatten nehmen lassen, dem berühmten Arzt ihre Gratulationen zum fünfzigsten Geburtstag schon in früher Stunde abzustatten.

Doktor Mollard durchblätterte aufmerksam die Briefe und Depeschen, die von dankbaren Patienten und guten und oberflächlichen Bekannten eingelaufen waren. Er gedachte, sie einbinden zu lassen. Das mußte einen ziemlich starken Band abgeben. Ihm war sehr festlich zumute. Sogar einige Zeitungen hatten kurze Artikel über den populären Mediziner gebracht, trotzdem der große Krieg, der eben erst ausgebrochen war, ihre Spalten füllte. Noch erfreuten sich die in Frankreich lebenden Deutschen der Freiheit.

Der Krieg — ja, das war der unheimliche Schatten, der sich auf die Sonne dieses Ehrentages warf. Das Schicksal hatte keinen Stein auf seinen Lebensweg geschleudert — hell und licht war seine Bahn gewesen. Er besaß eine gute Frau, die ihm auch ein hübsches Vermögen in die Villa gebracht

Digitized by Google

hatte. Drei prächtige Söhne waren ihm aufgewachsen, die ihm Freude machten, denn auch der jüngste, der Spätgeborene, Jean, sein Zwölfjähriger, versprach, ein tüchtiger Mensch zu werden. Wie die beiden ältesten Söhne, die seit den Tagen der Mobilmachung als Militärärzte hinter der Front der Armee standen, so war auch der Jüngste, das Nesthäkchen, aufgeweckt, fleißig und ehrgeizig. Das lag nun einmal so in der Familie, das hatten die Kinder von ihm. Und wenn Jean sich auch öfter frech und naseweis benahm — je nun, er befand sich eben in den Flegeljahren.

Der Doktor zündete sich eine von seinen schweren Importen an, wanderte ein paar Minuten in dem luxuriös gehaltenen Salon auf und ab und ging schließlich an eines der Fenster, von dem aus man den schönen Blick auf den Vendomeplatz hat.

Gerade prallte die Sonne auf das Standbild des großen Napoleon im römischen Kaiserornat, der auf der Vendome-Säule thronte. Doktor Mollard betrachtete sie gedankenschwer. Aus zwölfhundert russischen und österreichischen Geschützen war sie gegossen worden. Und nun — welche Laune der Weltgeschichte — donnerten russische Kanonen für Frankreich gegen Österreich und gegen Deutschland!

Deutschland! — — —

Seine Gedanken flogen von der prächtigen Pariser Rue de la Paix nach dem bescheidenen Schwarzwalddorf, in dem er als Schüler mit den Eltern einigemal gewesen. Denn aus dem lieben Schwarzwaldhäuschen stammte die gute Mutter, und nach ihrem Vater Johannes, dem schwäbischen Uhrenfabrikanten, hatte er seinen Jüngsten Jean genannt. In Lausanne, wo die Mutter zwei Pensionsjahre verbracht, hatte sie der Vater kennen und lieben gelernt. Nun deckte sie beide die Scholle, diese guten Menschen, die sich und ihm, dem einzigen Sohne, nie ein böses Wort gesagt und so glücklich miteinander gewesen waren trotz der Verschiedenheit ihrer Nationalität.

Und das Dörfchen erstand wieder vor seinen Augen. Holzhäuser mit Blumengärten und Heustadeln, Wälder ringsum, viel volle, edle Nußbäume und die Fruchtbarkeit des Südens. Frieden, holder Frieden überall. Und lautere Frömmigkeit. Heiligenbilder und Kapellen auf Schritt und Tritt.

Eine Episode fiel ihm ein, die sich damals seinem jungen Gemüt fest eingedrückt hatte und ihm lange Zeit im Gedächtnis haften geblieben war. Jetzt, weiß der Himmel, mußte er wieder daran denken. Diese stille Stunde der Einkehr holte die Erinnerungen der Jugend aus ihrer Verkapselung hervor.

Er war mit den Eltern durch ein wunderschönes Tal gewandert. Wie hieß es doch gleich? Er strengte seinen Kopf an. Ja, richtig, das Höllental nannten sie's. Und auf der Landstraße bewunderten sie eine hübsche Kapelle mit einem Glockenturm und einer goldenen Inschrift auf weißer Marmorplatte, aus der hervorging, daß der Stifter diese Kapelle aus Dank für Genesung in schwerer Krankheit durch die Fürbitte Mariens und des heiligen Joseph errichtet habe.

Vor der Kapelle kniete ein kurzatmiges, verhutzeltes, buckliges, altes Mütterchen, verrichtete andächtig ihr Gebet und schob dann ihr holzbeladenes, schweres Wägelchen weiter, ächzend zwar, aber doch sichtlich getröstet von der kurzen Andacht auf der Landstraße.

An dieses alte Mütterchen mit dem krummen Buckel und dem gläubigen Herzen mußte er jetzt denken und an die schöne, deutsche Landschaft dort. Sie hatte Frieden, Frömmigkeit, Arbeit und Liebe geatmet. Und dagegen kämpfte nun sein Volk, von dunklen Leidenschaften getrieben, von gewissenlosen Chauvinisten aufgestachelt, von Hetzpredigern fanatisiert.

In diesem Augenblick des Jugenderinnerns empfand Doktor Mollard den Krieg mehr denn je als ein schweres Unglück, als eine Weltkatastrophe, die tückische und verderbliche Gewalten schimpflich hervorgerufen.

Er gab sich einen Ruck, wollte die trüben Gedanken abschütteln, schalt sich aus: „Deutsche Sentimentalität, unerwünschte Erbschaft mütterlicherseits" Doch er kam nicht darüber hinweg. Es konnte also nicht nur schwächliche Empfindsamkeit sein.

Er wandte den Blick von der glänzenden Vendomesäule und sah auf die gegenüberliegende Seite der Straße. Drei ältere Damen und ein weißhaariger Herr in straffer Haltung standen und plauderten.

Da kam sein Jean die Straße daher. Rücksichtslos wollte er sich durch die plaudernde Gruppe durchdrängen. Aber man ließ es nicht zu, und so war er genötigt, um sie herumzugehen. Da rief er etwas. Es mußte ein Schimpfwort gewesen sein, denn der alte Herr hob drohend den Stock, und Jean machte, daß er davon kam.

Zwei Minuten später stand er vor dem Vater, um ihm „Guten Tag" zu sagen.

„Was hast du denn mit den Herrschaften auf der Straße gehabt?" fragte ihn der Doktor.

Jean zog ein verächtliches Gesicht und blitzte den Vater mit seinen blanken, blauen Augen an. Großmütterliches Erbteil! „Ach, das sind Deutsche, und die wollten mich nicht durchlassen, und da hab' ich ihnen nur ‚Ihr Boches!' zugerufen und — —"

Doch ehe Jean, das Nesthäkchen, fortfahren konnte, knallte etwas, und er fühlte einen brennenden Schmerz auf der Backe. Die Ohrfeige hatte gesessen.

Der Junge, der vom Vater noch nie geschlagen worden war, sah ihn verdutzt an. Dann wollte er aufbegehren und schreien, um seiner großen Entrüstung Ausdruck zu geben. Doch ein Blick in die zornflammenden, drohenden Augen des Vaters ließ ihn verstummen, und schleunigst ging er aus dem Zimmer.

Digitized by Google

Sehnsucht

Seit ich nicht bei dir bin,
Ward mir noch keine Stunde,
Da ich nicht Sehnen trug
Nach dir und deinem Munde;

Da meiner Nächte Traum
In Mutters Garten bliebe
Und nicht hinausgeirrt
Nach deiner Liebe.

Seit du nicht bei mir bist,
Ward ich dein eigen,
Und meine Sehnsucht klagt
Und kann nicht schweigen.

Und scheucht mit ihrem Schritt
Die Stille aus den Gassen,
Und weint nach dir wie ein Kind
Und will sich nicht trösten lassen.

Helene Brauer.

Im Quartier / Skizze von Marie Pego

Heinrich Detjen lag still auf dem Rücken und blickte zur Zimmerdecke empor. Neben ihm auf dem Nachttisch brannte die elektrische Stehlampe und beleuchtete hell die Gegenstände des Raumes um ihn her, des lieb gewordenen Raumes, den er morgen verlassen sollte.

Der junge Soldat suchte sich dieses unbekannte „Morgen" vorzustellen, und als ihm das nicht gelingen wollte, ließ er seine Gedanken rückwärts gleiten, zu jenem Tage vor nun bald vier Wochen zurück, wo er zum erstenmal die Roehlsche Villa betreten.

Wie bang und zaghaft hatte er draußen gestanden am eisernen Gittertor, das den wohlgepflegten Garten gegen die Straße hin abschloß. Immer von neuem hatte er auf den Quartierzettel gestarrt, den er in der Hand hielt, und nicht begreifen können, daß er, gerade er, Unterkunft erbitten sollte in diesem feinen Hause. „Für einen Offizier wäre das!" hatte er vor sich hingemurmelt, „für einen Leutnant, aber für mich — —" Endlich, da ihm nichts anderes übrig blieb, hatte er sich doch zum Durchqueren des Gartens und zum Läuten an der Haustür mit den blanken Beschlägen entschlossen, und wie freundlich hatte man ihm aufgetan! Das weißbeschürzte Dienstmädchen schien bereits von ihm zu wissen: „Also Sie sind der Soldat, den wir kriegen", und mit ähnlichem Gruß war er droben im Wohnzimmer von der Dame des Hauses empfangen worden: „Nun, da wären Sie ja! Seien Sie willkommen in meinem Hause; so viel an uns liegt, soll es Ihnen an nichts fehlen!"

Wie im Traum war er der feinen, schlichten, noch jugendlich beweglichen Gestalt in das Zimmer hinübergefolgt, das ihm selbst anzuweisen sie sich nicht nehmen ließ. Es war, wie das Dienstmädchen ihm später verriet, das richtige Gastzimmer des herrschaftlichen Hauses, das Zimmer, in dem die eigenen Gäste der Roehlschen Familie Unterkunft fanden. Da stand er nun, der junge Fabrikarbeiter, den seine schlecht sitzende, viel zu weite Uniform auf einmal berechtigen sollte, in diesem vornehmen Hause Gastrecht zu beanspruchen, stand und wußte nicht, was tun.

In einer halben Stunde werde gegessen, hatte die Dame gesagt. Sein Herz schlug schwer. Würde man ihn in die Küche schicken oder gar — ins Zimmer nehmen, wo die Herrschaften selber speisten? Ängstlich blickte er auf sein mitgebrachtes Bündel, dann in den hohen Stehspiegel, der seine ganze magere, kindliche Gestalt zurückwarf. Was tun? Was nur tun? Bürsten und waschen, — das war sein rettender Ausweg. Und er striegelte die ohnehin Millimeter kurzgeschnittenen blonden Haare und goß sich behutsam die ganze große Schale voll Wasser. Mehrere schneeweiße Handtücher lagen bereit und zwei Stücke Seife, eins, das nach nichts roch, und eins mit einem wunderbar feinen Veilchenduft. Heini Detjen wählte das duftende und wusch sich Gesicht und Hände, bis sie brannten.

Das Abendbrot wurde dann anfangs eine richtige Qual. Man schickte ihn, wie er schon vorausgeahnt, nicht in die Küche, sondern er saß in dem großen, blendend hell erleuchteten Speisezimmer als Dritter an dem zierlich gedeckten, kreisrunden Tisch, neben Frau Roehl, und Carl Roehl, dem Sohn des Hauses, schräg gegenüber.

Heini Detjen war im heimatlichen Berlin unter seinesgleichen schon ein ungewöhnlich stiller Junge, ein Duckmäuser, wie die Genossen in der Fabrik ihn nannten. Hier, am Herrschaftstisch der Villa Roehl, war ihm, als dürfe er den Mund nicht einmal zum Essen auftun. Mühsam schluckte er an den doch so fein geschnittenen Brotscheiben, und die warmen Würstchen, die es dazu gab, wurden ihm kalt auf dem Teller. Die Dame und der Herr zogen die Haut davon ab, während er — drei Bissen hatte er schon gegessen, ehe er bemerkt, wie sie es machten, und als er es ihnen dann nachtun wollte, gelang es ihm nicht.

Frau Roehl warf ihrem Sohn über Heinis Kopf hinweg einen Blick zu; dieser fühlte es deutlich unter nur tieferem Erglühen; dann spürte er auf einmal ganz schnell und leise eine weiche Hand, die

Digitized by Google

über die seine strich, und eine warme, gute Stimme sagte ein paar Worte zu ihm, nur drei Worte waren es, doch sie machten mit einem Schlag das ganze Zimmer zu einem anderen. „Mein lieber Junge", hatte diese Stimme gesagt, ja, das sagte sie, und Heini blickte auf und schaute in ein mildes, von Liebe leuchtendes Gesicht, das das einer Mutter war. Des Sohnes Stimme aber folgte ruhig, in sachlicher Erwägung nach: „Sehen Sie, Detjen", so redete er ihn an, und dann erklärte er dem jungen Soldaten, daß man ihm für die kurze Zeit seines letzten Stationmachens auf deutschem Boden eine Heimat habe geben wollen und ihn deshalb zu sich ins Zimmer genommen habe, in den Kreis der eigenen Familie, der ja so klein sei, nur zwei Personen groß. Wenn er von zu Hause her vielleicht an einfachere Zustände gewöhnt sei, so dürfe ihn das nicht bedrücken. Der Krieg lösche alle Gegensätze aus; Ein jeder Soldat, der sein Leben einsetzen wolle fürs Vaterland, sei ein lieber Kamerad; was er daheim im Frieden gewesen, wäre gleichgültig.

Da hatte der junge Heini einen Seufzer tiefster Erleichterung getan und danach mit ganz neuem, hellem Blick von einem zum anderen geschaut. Ja, wenn die hier so dachten, wenn sie schon erraten hatten, daß er im gewöhnlichen Leben nichts als ein ganz einfacher Arbeiter war und ihn trotzdem haben wollten, dann — — —

Und das blasse Duckmäusergesicht, das für den mütterlichen Blick der Frau Roehl von Anfang an nur ein rührendes Kinderantlitz gewesen, blühte auf, und die schönen und tiefen blauen Augen begegneten frei und glücklich den ebenfalls tiefen und blauen Carl Roehls.

Nach beendeter Tafel ging Heini Detjen ohne Zieren mit ihm in das gemeinsame Wohnzimmer hinüber. Als er ihm eine Zigarre anbot, mußte er lachen, und als Carl darauf bemerkte, er rauche ebenfalls nicht, da er nicht ganz gesund sei, machte Heini ein bedauerndes „Ach!". Kurze Zeit darauf wagte er dann seine erste selbständige Frage: „Aber wenn Sie ganz gesund wären, dann gingen Sie doch natürlich auch als Freiwilliger mit?"

Carl Roehl sah auf seine Hände. „Ich glaube — nein", antwortete er langsam, und dann nach einer kleinen, bekommenen Pause: „Ich bin Künstler, sehen Sie —" Da hatte der Wiedereintritt Frau Roehls das Gespräch unterbrochen. Detjen aber fühlte sich durch Carls Worte auf einmal wieder meilenfern — fern, fremd und doch zugleich ein bißchen überlegen, denn er war Freiwilliger, und das war jetzt das Höchste. Verstanden hatte er Carls Ablehnung nicht ganz, nachfragen mochte er nicht, und während er noch daran herumrätselte, hatte Frau Roehl gesagt, daß er müde aussehe und daß es Schlafenszeit für ihn sei nach dem anstrengenden Tage. Da war sein erster Tag im neuen Quartier zu Ende. —

Es folgte ihm eine Reihe weiterer, die sich nur wenig in ihrem Verlauf voneinander unterschieden. Die Stunden des Tages verschlang — eine Mittagspause abgerechnet — der Dienst; die Abende waren frei, wofern nicht Wachtdienst oder Nachtübungen angesagt wurden.

Und Heini Detjen genoß an diesen Abenden eine Heimat, wie Carl Roehl es ihm in Aussicht gestellt. Am vierten oder fünften Abend hörte er dann Carl spielen, und während er vornüber gebeugt auf seinem Stuhle saß und, die Hände zwischen den Knien herabhängen lassend, lauschte, da fühlte er mit klopfendem Herzen, daß Carl ein Recht gehabt, sich einen Künstler zu nennen. So etwas hatte Heini Detjen noch nie gehört! Wie das sang und klagte aus dem mächtigen Klavier, das Carl Roehl einen Flügel genannt; wie es flüsterte und seufzte und flehte, um dann zu einem Dröhnen und Drohen anzuschwellen, das Heini bis in die Seele erschauern und sich bebend halb vom Stuhl aufheben ließ!

Wie betäubt, jedes Wortes unfähig, saß er da, als das Spiel verklungen, und Carl stand auf, ging seiner Gewohnheit nach im Zimmer hin und wider und hielt dann vor Heini inn: „Sehen Sie, Detjen, darum hab' ich gemeint, nicht freiwillig mitgehen zu dürfen, selbst wenn ich könnte, darum! Verstehen Sie jetzt? Ich habe das Gefühl, als hätt' ich in der Zukunft noch Endloses der Welt zu geben, was nicht jeder kann, nein, gewiß nicht jeder, der da mitgeht. Wohl sagen viele unter den Künstlern, es sei ihre Pflicht, zu kämpfen, weil die Kunst nur im Frieden gedeihe, aber wenn sie einem die Hände zerschlagen, was dann?"

Er hielt die schlanken, feinen, nervösen Spielfinger wie in Qual von sich gestreckt und blickte darauf mit leisem Erschauern. Doch dann lächelte er. „Im Grunde", sagte er, „kommt das ja schließlich gar nicht in Betracht, denn ich bin nicht einmal zum Landsturm tauglich, aber auseinandersetzen muß man sich doch innerlich mit dieser Frage, fühle ich."

Wieder verstand Heini nicht ganz, aber er sah den leidenden Ernst in Carl Roehls Gesicht, die zarte Güte in seinen Augen, und hatte ihn lieb. Wohl und weh aber ward ihm, wenn er Mutter und Sohn zusammen sah, eines dem anderen so ähnlich wie Geschwister, eins mit dem anderen so frei und warm, als wären sie Freunde. Und doch hatten sie daneben noch Liebe übrig für einen Dritten, der Heini selber war. In diesem Hause, in dem alles milde war, gedämpft und schön, saß der kinderjunge Fabrikarbeiter aus Berlin O. in seiner schlotterigen Kommißuniform und genoß Heimatrecht, und während seine trotz aller guten Pflege blassen Lippen nur wenig sprachen, sogen seine Augen mit großen Blicken alles ein, was es um ihn her zu sehen gab und ließen es in eine Seele dringen, die siebzehn Jahre lang unbewußt hungrig gewesen war. — — —

Drei Abende, bevor Heinis Regiment nach Frankreich aufbrach, gab Carl Roehl ein Konzert

Digitized by Google

zum Besten erblindeter Krieger. Heini Detjen saß neben Frau Roehl in der vordersten Reihe, sehr stolz und innerlich wichtig und zum erstenmal in Feldgrau. Und Carl Roehl nickte ihm zu und ebenso die Geigerin, die mit ihm auftrat. Heini hatte sie schon im Roehlschen Hause gesehen. Als er eines Mittags etwas früher zum Essen kam, saß sie neben Carl im Wohnzimmer. Heini hatte sich zurückziehen wollen, aber schon hatte ihm das junge Mädchen die Hand entgegengestreckt, Carl sie ihm als seine Freundin bezeichnet, und Heini mußte bleiben. Sehr befangen und etwas neugierig zugleich sah er bald auf das feine Fräulein, bald auf Carl Roehl. Wie seltsam sich die beiden benahmen, sprachen über Theater, Musik, über Bilder, die sie gesehen, Bücher, die sie gelesen, immer dazwischen das Wort an Heini über allgemein verständliche Dinge richtend. Kein einziges Mal jedoch lachten sie dabei oder warfen sich Blicke zu oder berührten sich gar. Man merkte auch nicht, daß sie etwa den Wunsch danach hatten und es vielleicht nur aus Schicklichkeit unterließen. Heini staunte. Wenn seine Genossen vom Fabrikhof mit ihren Freundinnen nach Hause gingen, da hängte immer eins beim andern ein oder sie haschten und kniffen sich, auf offener Straße sogar, und wenn die Kameraden in der Kaserne von ihrer Freundin sprachen, so meinten sie immer den Schatz. — Auch hierin lernte Heini Detjen im Roehlschen Hause etwas Neues, und er nahm es in sich auf mit ehrfürchtigem Sinn.

Das Konzert, das die beiden dann eine Woche darauf gegeben, war wunderbar gewesen, über alles Reden schön! Gerade jetzt, an diesem letzten Abend, mußte Heini wieder daran denken, und er reckte eben die Hand, um sein Taschenbuch vom Nachttisch zu nehmen, worin er das damals erhaltene Programm verwahrte, als die Tür sich leise auftat und Carl Roehl den Kopf hereinsteckte. „Störe ich, Detjen? Wir sahen, Sie hatten noch Licht, und erst wollte Mutter selbst nach Ihnen sehen, aber sie meinte doch, es sei Ihnen am Ende verlegen. Da möchte nun ich einmal nachschauen, ob Sie trübe Gedanken haben, vielleicht ein bißchen plaudern, sich aussprechen möchten oder sonst einen Wunsch hätten. Es muß doch seltsam sein!"

Heini verstand, daß er das morgige Ausziehen meinte und nickte. „Ich dachte bloß nach", sagte er einfach. Carl zog sich einen Stuhl heran und ließ sich nieder. Er sagte gar nichts, wartete ruhig ab, in der richtigen Voraussetzung, daß der langsame, stille Junge dann am besten das Wort finden würde. Und er hatte sich nicht getäuscht. —

„Ich habe gedacht, was ich hier alles gelernt habe," kam die ungelenke Stimme aus den Kissen hervor, „das feine Haus und das Konzert und alles, und daß ich denen in der Fabrik sagen will, daß die Reichen gar nicht so sind, wie sie immer meinen, das heißt, wenn ich später erst wieder zu Hause bin." Carl schwieg. „Und dann hab' ich gedacht," ging es ganz leise weiter, „daß ich — daß ich vielleicht auch nicht in den Krieg wäre, wenn ich — so eine Mutter hätte!"

Das Letzte kam wie in großem Schmerz. Carl Roehl hörte, daß eine ganze Geschichte dahinter stand. Aber er durfte den schüchternen Knaben nicht merken lassen, daß er schon begriffen. „Ja, meine Mutter ist gut", sagte er warm und ruhig.

„Meine — nich!" Heini richtete sich plötzlich auf beiden Händen auf. „Niemand ist gut bei uns," stieß er heftig heraus, „der Vater nicht, der vertrinkt alles, die Mutter, die wäscht die ganze Woche in Herrschaftshäusern, da kriegt sie gut zu essen, aber wir kriegen fast nichts, und was sie verdient, das legt sie in Putz an für Sonntags; meine Schwester Trude, die in die Fabrik geht, die dumme Göhre, is grad so, und der Fritz —" sein Gesicht wurde milder — „der geht noch in die Schule," meinte er entschuldigend, „aber frech is er auch schon, so'n richtiger Berliner, nich so wie ich — nee!"

Ganz erschöpft von seiner langen Rede glitt er wieder aufs Kissen zurück. Carl Roehl saß erschüttert. Darum also das blasse Gesicht, die traurigen Augen und die in sich gekehrte Art! Ein ohne Sonne gediehener, nein, ohne Sonne verkümmerter Mensch! Wie leid er ihm tat, ihm, den die Sonnenwärme reichster Mütterlichkeit von Kind an umhegt — er durfte es ihm nicht sagen, denn was konnte er ihm zeigen zum Ersatz?

„Aber Sie gehen doch mit, um ein Held zu werden, Detjen", sprach er ihm endlich ermunternd zu. Doch der Kleine schüttelte den Kopf. „So sagen ja alle Kameraden, und so sag' ich auch, wenn ich bei ihnen bin," meinte er bedächtig, „aber in Wirklichkeit, nee, das war doch anders, find' ich jetzt. Sehen Sie, Herr Roehl," fuhr er zutraulich fort, „wo sollt' ich denn hin? Die Fabrik wollte ja schließen über kurz oder lang, da sich's auf die Dauer nicht verlohnte, den Betrieb aufrecht zu erhalten. Da hätte ich denn auf der Straße gestanden — und deshalb, als dann immer wieder in den Zeitungen die Aufforderung kam: Freiwillige vor! — da hab' ich mich eben gemeldet. Den Eltern war's einerlei, und — ich lasse ja nichts zurück."

Carl sah starr auf seine Hände, um die tiefe Bewegung zu verbergen, die seine Gesichtszüge verraten haben würden. Konnte es Herberes geben von so jungen Lippen, als dies Wort der Hoffnungslosigkeit?

„Aber Sie haben noch viel vor sich — gerade jetzt!" sagte er mit einem Vorwurf im Ton, den sein Herz nicht meinte, „bedenken Sie, wie manche, die nicht hinaus können, Sie beneiden!" Heini verzog den Mund. „Ich bin nicht so für den Lärm," meinte er kindlich, „hier bei Ihnen war's schön, hier wär' ich gern geblieben; doch das is ja nu nichts."

„O, wir werden Ihnen schreiben, Ihnen allerlei Gutes schicken. Mutter kanns kaum erwarten,

Digitized by Google

bis Sie nur Ihre Adresse weiß", sagte Carl herzlich. Heini lag und lächelte.

Eine Weile schwiegen beide. Dann stand Carl auf und reichte Detjen die Hand.

„Gute Nacht," sprach er mit festem Händedruck, „und wenn Sie morgen früh an meiner Tür vorüberkommen, so klopfen Sie, daß ich Ihnen noch einmal Lebewohl sagen kann."

Heini versprach's.

Als Carl schon halb zur Tür hinaus war, rief er ihn noch einmal zurück. „Sagen Sie — sagen Sie's Frau Roehl," stotterte er, „daß es doch schön war, zu sehen, was eine Mutter ist. Und wenn ich in der Liste komm', dann soll sie nich weinen — es schadet nichts. — Aber wenn ich das ‚Eiserne' kriege, meinen Sie, sie freut sich dann?"

Carl Roehl stand ergriffen. Sein verstehender Blick las den Hunger nach Liebe auf dem sich rötenden Kindergesicht, den Wunsch nach einem Ansporn, einem Ziel.

„Bloß freuen?" sagte er gedehnt, als sei das sehr wenig, „viel mehr, Detjen, viel mehr! Stolz wird sie sein, wissen Sie, so wie sie es neulich im Konzert auf mich war, und dann wird sie mir zunicken und sagen: Siehst du, das hab' ich ja gleich gewußt!"

Da sah er auf Heinis verklärtem Gesicht den Gedanken zum Vorsatz werden.

*

Rosenblätter

Ich bin hinausgegangen,
Ich dachte an Jammer und Tod,
Und fand in tiefem Prangen
Eine Rose glühendrot.

Ein Wind kam herangefahren,
Der wehte die Rose ab,
Es fielen die Blätter in Scharen
Wie rote Tropfen herab . . .

Ach, über das tiefe Wehen,
Das mir in den Pulsen klopft!
Ich kann das Blut nicht sehen,
Das endlos niedertropft . . .

Wanda West.

* # Vermischtes *

Gasthof und Gasthaus. Erfreulicherweise geht man jetzt endlich dem französischen „Hotel" und „Restaurant" mancherorten zu Leibe. Als Ersatz empfiehlt sich für das erste das früher allgemein übliche „Gasthof". Das bedeutete zunächst ein Anwesen mit einem Hofe, d. h. einer Gelegenheit zum Ausspannen; die Reisenden kamen in der Regel in eigenem oder gemietetem Wagen an, der Wagen wurde im Hofe aufgestellt, die Pferde gingen in den Stall, die Reisenden übernachteten im Hause. Es liegt demnach nahe, unter „Gasthof" ein Haus zu verstehen, das Reisende zum Übernachten aufnimmt, auch wenn kein Hof mit Pferdeställen vorhanden ist, d. h. ein „Hotel". In der Tat ist es in diesem Sinne bisher auch immer noch gebraucht worden. Das vornehmste „Hotel" in München, der „Bayerische Hof" nennt sich, z. B. auf seinen Rechnungen usw., nicht „Hotel", sondern „Gasthof allerersten Ranges". Die Verdeutschung „Hof" in den „Hotel"-Namen ist sogar sehr verbreitet: „Kaiserhof" und „Fürstenhof" in Berlin, „Hessischer Hof", „Fränkischer Hof" u. a. in vielen Städten. — Vom Gasthofe sollte man das Gasthaus unterscheiden. Ein Haus, in dem Gäste zwar essen und trinken, aber nicht übernachten können, würde sich füglich nicht „Gasthof", sondern zum Unterschiede „Gasthaus" nennen; Redewendungen wie: „er speist im Gasthause", „mir bekommt die Gasthauskost nicht", „wir wollen ein wenig ins Gasthaus gehen" sind ja durchaus gebräuchlich. Daneben stehen freilich auch noch „Gastwirtschaft", „Gasthalterei", „Wirtschaft", „Schenke", „Ausschank", „Krug" zur Verfügung. — Also weg mit den welschen Wörtern Hotel, Restauration, Restaurant, Bar! Sie sind nicht nur undeutsch, sondern auch unschön und entbehrlich.

Ein erfreulicher Entschluß. Die Tierärztekammer für die Rheinprovinz und die Hohenzollernschen Lande hat in ihre Standesordnung auch die Bestimmung aufgenommen, daß zwecklose Modeoperationen (z. B. Kupieren der Schweife und Ohren) möglichst zu vermeiden seien. Möchten doch alle anderen Tierärztekammern diesem Beispiele folgen! Dann wird es endlich möglich sein, dem Verstümmeln der Pferde und Hunde das ganz unberechtigte Ansehen des Fachmännischen zu nehmen.

Dem Gemüt der Kinder sollten Eltern und Erzieher jetzt in den schönen Tagen immer wieder einprägen: Glaubt nicht, daß der Schmetterling, der Käfer, den ihr an die Nadel spießt und der dabei nicht weint, schreit, auch nichts empfindet. Könnte er weinen und schreien, es würde euch gewiß das Herz zerreißen; es ist ihm aber die Sprache versagt. Darum horcht auf die leise Stimme in eurem Innern, auf die Stimme des Mitleids!

Schont den Maulwurf! Er ist im allgemeinen doch ein nützliches Tier. Wo er aber, wie in Gärten, durch Aufwerfen von Hügeln unangenehm wird, sei folgendes Mittel, ihn ohne Tötung zu vertreiben, bestens empfohlen: Wenn der Maulwurf einen Hügel aufgeworfen hat, ebne man denselben und stecke in die Laufröhre einen mit Petroleum getränkten Lappen, — der Geruch vertreibt dann die Tiere. Maulwürfe zu töten, um aus ihnen Pelzwerk herzustellen, ist ein Frevel, der sich, im großen betrieben, an den Feldern bitter rächt.

Inhalt des Heftes 42: Die Herrin von Hellerbrunn. Roman von E. von Luckwald. — Weit vom Schuß. Roman aus der Kriegszeit von Freiherr von Schlicht (Schluß.) — **Beiblatt:** Edelfrau. Gedicht von Eugen Stangen. — Die deutsche Ader. Skizze von Julius Knopf. — Sehnsucht. Gedicht von Helene Brauer. — Im Quartier. Skizze von Marie Pego. — Rosenblätter. Gedicht von Wanda West. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke's Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 17. Juli 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1915 Heft 43

Erscheint wöchentlich * Preis 1½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Die Herrin von Hellerbrunn / Roman von E. von Luckwald

2. Fortsetzung.

Mario Confratelli, Esthers alter Verehrer, kam ihr zu Hilfe. Er bot ihr den Arm und sagte:

's fängt an kühl zu werden draußen, und ich glaube, drinnen wartet schon das Büfett auf uns."

Dankbar ergriff sie seinen Arm und folgte ihm in die Halle.

Baron Confratelli, der früher Bezirkshauptmann in Trient gewesen, aber infolge politischer Streitfragen seinen Abschied aus dem Staatsdienst genommen, verzehrte seit kurzem seine Pension in Lurchstadt. Er war noch immer ein gut aussehender Mann, obgleich er die Fünfzig bereits überschritten hatte: seine schlanke Gestalt, das intelligente Gesicht mit den blitzenden, dunklen Augen konnte nicht leicht übersehen werden. Das dichte, graue Haar kleidete ihn gut und stand in pikantem Kontrast zu den buschigen, schwarzen Brauen.

Er wußte es auch, daß er ein schöner Mann war, und nahm es in Liebessachen noch immer mit dem jüngsten Leutnant auf. Seine galanten Abenteuer bildeten einen unerschöpflichen Gesprächsstoff für die Gesellschaft. Er selbst sprach nie darüber und galt für ebenso verschwiegen wie gefährlich.

Sein neuester Schwarm war Esther Gomisch. Ihre kühle, zurückhaltende Art zog den temperamentvollen Halbitaliener stark an.

In der Halle standen kleine Tische und ein kaltes Büfett war im Hintergrund aufgeschlagen. Esther deutete auf einen der kleinen Tische, an dem zwei Offiziere mit ihren Damen saßen.

„Kommen Sie, Baron — hier ist gerade noch Platz für uns."

„Wie Sie befehlen, Gnädigste — obgleich es eine harte Anforderung an meine Selbstlosigkeit ist."

„Warum?"

„Ich hätte Sie lieber für mich allein gehabt."

„Das ist Egoismus, der Strafe verdient."

„Sie sind grausam, Baronin, wie alle schönen, jungen Frauen."

„Ob ich schön bin, weiß ich nicht — jung bin ich jedenfalls nicht mehr."

„Nein — Sie sind bereits uralt, Baronin Esther — mich wundert nur, daß Sie noch keine grauen Haare haben."

„Spotten Sie immerhin; die ersten grauen Fäden wachsen uns in der Seele; man spürt sie, auch wenn andere sie nicht sehen."

Der Baron schüttelte ungläubig den Kopf:

„Sie sind so anders — die Frauen aus dem deutschen Norden" —

„Da haben Sie wohl recht — ich glaube selbst, wir sind ein anderer Schlag. Bei Ihnen kommen so viele Nationalitäten zusammen, und jede ist ein Typ für sich. In der österreichischen Aristokratie ist welscher, ungarischer, polnischer Einschlag, und die lustigen Wienerinnen mit dem leichten Herzen und dem Schuß Sentimentalität im Blut sind wieder ganz anders. Das alles kennt man bei uns in Preußen nicht."

Digitized by Google

Sie hatten Platz genommen, und Esthers Kavalier versorgte sie mit Wein und kalten Speisen; er bediente sie wie der Page seine Königin.

Als er sich endlich neben ihr niederließ, nahm er die Unterhaltung wieder auf:

„Tante Poldi — aus deren Fängen ich Sie glücklich rettete — kennen Gnädigste ihr letztes Stückl? Ich mein' die Sach beim Ausflug nach Hochbrunn, letzten Samstag."

„Nein — ich bin nicht mitgegangen, da ich mich erkältet hatte, war auch ehrlich gestanden nicht traurig darüber, denn diese Massenspaziergänge sind mir ein Greuel. Was hat Tante Poldi denn wieder angestellt?"

Confratelli füllte die Gläser von neuem, lehnte sich in einem Stuhl zurück und erzählte:

„Es war trübes Wetter am Samstag, wie Ihnen vielleicht erinnerlich ist, aber das Picknick sollte trotzdem vor sich gehen. Jeder Teilnehmer mußte etwas beisteuern, das hatte Tant' Poldi ausdrücklich verlangt. Also gut. 's war auch ganz lustig — das heißt — für mich nicht, mir fehlte die Sonne — denn Sie waren ja nicht erschienen, Baronin —"

„Bitte, keine Schmeicheleien, die kann ich so wenig vertragen wie Bekehrungsversuche."

Ein langer, heißer Blick aus Marios schwarzen Augen glitt über Esther hin, er seufzte tief.

„Ja — also, es war kühl, wir froren, jeder sehnte sich nach einem erwärmenden Schluck. Da brachte Tant' Poldi plötzlich eine dampfende Kaffeekanne zum Vorschein."

„Das war ja ganz gescheit; aber wo hat sie die hergenommen?"

„Das ist's ja eben — sie förderte die Kanne aus den unergründlichen Tiefen und Weiten ihres Kleiderrockes!"

Esther lachte hell auf:

„Das ist ja prachtvoll! Wie konnte sie aber sozusagen als lebendiger Kaffeewärmer den steilen Weg zum Hochbrunner Wald hinaufsteigen?"

„Das war uns allen ein Rätsel."

„Baron, Sie flunkern — ich glaube kein Wort."

Mario legte beteuernd seine schmale, gepflegte Rechte auf die Weste:

„Ehrenwort — 's ist so. Baronin Gisi war dabei, sie kann's bezeugen."

„Ja — ausnahmsweis — is wahr!" rief die lustige, junge Baronin über den Tisch herüber, „und wahr is auch, daß keins von uns ein Tröpfl trinken mocht davon, obwohl wir nur so gescheppert hab'n vor Frost. Ein jed's refüsierte den Schwarzen, als wir wußten, wer ihn den ganzen Weg über so schön gewärmt hatte."

Unter allgemeiner Heiterkeit erhob sich die Gesellschaft. Aus dem Nebenzimmer ertönten die Klänge eines wiegenden Walzers, und alles strömte hinüber, wo das stets verstimmte, altersschwache Klavier stand.

Unter den Händen des Dieners und mehrerer Mädchen wurden die Tische rasch abgeräumt und in Spieltische verwandelt, denn ohne eine abschließende Bridgepartie war ein Tag in Hochsteg nicht denkbar.

Esther hatte sich für das landesübliche Spiel nie begeistern können, sie behauptete, keinen Kartenverstand zu haben. So gesellte sie sich lieber zu einigen Herren und Damen im Musikzimmer, aber ihr Tischherr wurde von der Hausfrau mit Beschlag belegt, da er für einen ausgezeichneten Bridgespieler galt.

Exzellenz von Briegg, dessen verrunzeltes, von zahllosen Fältchen zerknittertes Gesicht einer gedörrten Pflaume glich, nahm neben ihm Platz.

Der alte Reitergeneral, der einst ein ebenso verhaßter, wie genialer Offizier gewesen, war eine auffallende Erscheinung.

Er war häßlich wie ein boshafter, alter Affe, und seine scharfe Zunge wurde überall gefürchtet, trotzdem begegnete ihm jeder mit größter Zuvorkommenheit, denn niemand wollte etwas im unguten mit ihm zu tun haben.

Er war klug, sah, hörte, wußte alles und sagte den Menschen mit Vorliebe unangenehme Dinge. So richtete er auch jetzt seine lebhaften, kleinen Augen spöttisch lächelnd auf seinen Spielpartner. „Servus Confratelli — der Tausch war bitter — wie?"

„Was meinen Exzellenz — ich verstehe nicht."

„Wären doch sicher lieber bei der Baronin Esther geblieben, als mit mir Bridge zu spielen — oder etwa nicht?"

Digitized by Google

„Exzellenz wissen, ich bin ein leidenschaftlicher Spieler — —"

„— aber ein noch passionierterer Courmacher und Herzensbrecher", spottete Briegg. „Hab' Sie beobachtet, lieber Freund, meine Augen sehen noch scharf; stehen ja lichterloh in Flammen, und ich muß sagen — Ihr Geschmack — alle Achtung! Sie gefällt mir, diese deutsche Baronin, obgleich sie mich nicht leiden kann. Möcht' nur wissen, ob sie glücklich ist mit ihrem Felix?"

„Das weiß ich nicht, Exzellenz."

„Hm — glaub' nicht. Der gute Lix is ja soweit ein netter, hübscher Bursch, aber zu ihr tut er nicht recht passen. Ich kenn' die Frauen, und ich sag' Ihnen, diese Esther Gomisch birgt ein heißes Temperament unter der Maske kühler Zurückhaltung. Diese Art Weiber sind die Gefährlichsten! Sie versprechen alles und gewähren nichts; sie sind am schwersten zu erobern. Aber wer sie einmal gewonnen hat, den lassen's nimmer aus, den halten's fest. Freilich, der Mann muß danach sein — und Sie sind's nicht, mein lieber Mario — d'rauf geb' ich Ihnen mein Wort als alter Praktikus, da müßt' ein anderer kommen!"

Mit seinen gelben, krallenartigen Fingern mischte der Alte die Karten und blinzelte seinen Partner höhnisch an.

„Ich gebe. Nehmen Sie?"

„Danke, nein."

„Richtig — sind ja Strohmann."

Ahnungslos, daß sie Gegenstand des Gesprächs am Spieltisch war, ließ sich Esther im Musikzimmer in der Nähe des Klaviers nieder. Sie lauschte den bald lustigen, bald schwermütigen Weisen, die unter den geübten Fingern eines jungen Offiziers erklangen.

„Der geborene Musikant", flüsterte sie dem hinter ihr stehenden Herrn von Laknitz zu.

„Kein Wunder, Baronin, er stammt doch aus Böhmen, und die sein alle musikalisch bis in die Fingerspitzen. Der Prechlàvek kennt keine Note, hat nie Unterricht gehabt, spielt alles nur nach Gehör."

Jetzt stimmte der Leutnant auf Wunsch der kleinen, schwarzäugigen Ilona Krasnar einen Czardas an. Heiß, ungestüm, wie wirbelnder Pußtawind rasten die Töne durcheinander, um gleich darauf süß lockend in schmeichelndem Werben zu ersterben.

Die temperamentvolle Ungarin litt es nicht länger auf ihrem Platz, sie mußte sich in dies Meer von Tönen mit seinem aufreizenden Rhythmus stürzen. Ungeduldig klopften die kleinen Füße den Takt auf dem Boden.

Ihr Landsmann, Leutnant Geza von Korezkez, schien ähnlich zu empfinden; als er auf sie zutrat, flog sie ihm entgegen, und die heißblütigen Steppenkinder vergaßen Ort, Zeit und Zuschauer in dem Tanz der Heimat.

„Das war prachtvoll!" rief Esther, als das Paar endlich heiß und atemlos innehielt.

„Man fühlt förmlich den heißen Wind der Pußta, wenn man den beiden zusieht, nicht wahr, Herr von Laknitz?"

„Ja, Baronin, das war eine Glanzleistung! Tanz und Musik, ein gleich großer ästhetischer Genuß."

Herr von Laknitz zog einen leerstehenden Stuhl an Esthers Seite.

„Darf ich, Baronin — oder wollen Sie lieber tanzen? Dann räume ich das Feld einem Jüngeren, freilich ungern. Euer Gnaden sind heute wieder unwiderstehlich — —"

„Ich tanze nicht, bitte bleiben Sie, Herr von Laknitz, ich sehe lieber zu; ich bin eine sehr mittelmäßige Tänzerin. Das Wenige, was ich auf diesem Gebiet leiste, habe ich erst durch Felix gelernt. Er ist ein brillanter Tänzer. Überhaupt — tanzen könnt ihr Österreicher, darin seid ihr jeder anderen Nation überlegen. Sehen Sie nur, mit welcher Hingebung mein Mann mit der kleinen Gräfin Laberna walzt — das ist doch wirklich ein hübsches Bild!"

Felix' schlanke, geschmeidige Gestalt wiegte sich leicht im Rhythmus des Tanzes, und die graziöse Anmut seiner Tänzerin gab ihm nichts nach.

Laknitz neigte zustimmend den bereits etwas kahlen Kopf. Er führte die goldene Lorgnette, die er an langer Kette um den Hals trug, diskret an seine etwas vorstehenden, kurzsichtigen Augen.

„In der Tat — glänzend! Aber sind Euer Gnaden gar nicht eifersüchtig?"

Esther lachte.

„Ich — eifersüchtig? Nein, wirklich nicht! Warum soll sich Felix nicht amüsieren, er tanzt

Digitized by Google

doch so gern! Lassen wir den beiden ihr Vergnügen, erzählen Sie mir lieber, was für Schätze Sie sich wieder aus Florenz mitgebracht haben."

Mit dieser Frage berührte sie ein ergiebiges Gesprächsthema, denn die Sammlung wertvoller Alterthümer war das Steckenpferd, das Laknitz ritt, seitdem er anfing alt zu werden.

Er reichte ihr auch sofort eine feingetönte Miniatur, die, in rotem Lederetui verborgen, bisher in seiner Brusttasche geruht.

„Betrachten Baronin dies Bildchen der Königin Anna — ist es nicht superb! Ich wußte, daß ich Sie hier treffen würde, und da ich Ihr gütiges Interesse für meine kleine Sammlung kenne, steckte ich es zu mir."

Mit dem liebevollen Blick des kunstverständigen Sammlers hingen seine Augen an der Miniatur, die Esther gebührend bewunderte.

Dann mußte sie noch einen schönen Saphirring in antiker Fassung begutachten, den Laknitz, der Schmuck sehr liebte, vom Finger zog.

„Viel zu schön für eine Männerhand", entschied sie lachend, was ihr Nachbar jedoch lebhaft bestritt.

„In Ihrem geliebten Monte Carlo waren Sie heuer wohl noch nicht?" setzte Esther die Unterhaltung fort.

„Nein, das kommt noch, Euer Gnaden, wenn es hier anfängt rauh und unwirtlich zu werden."

„Ja, der Laknitz, der is a Schlaucherl", mischte sich Felix ein, der von beiden unbemerkt zu ihnen getreten. Er tupfte die glühende Stirn und streckte sich bequem in einem neben Esther stehenden Stuhl aus.

Laknitz lächelte ein wenig säuerlich. So sehr er die Baronin verehrte, so wenig sympathisierte er mit ihrem Mann.

„Recht hast schon, Adi," wandte sich Felix an Laknitz, „wann erst mal der Oktober kommt, nachher ist's nimmer zum Aushalten in Lurchstadt. Allweil Sturm und Regen, erst wann's tüchtig schneibt, wird's wieder schöner. Wir geh'n wahrscheinlich in der schiechen Zeit ein bisserl nach Wien. Woll'n mal wieder a Hetz mitmach'n, gelt, Hasi?"

„Ja, Felix, und auch ins Theater gehen, gute Musik hören, uns geistig etwas auffrischen."

„Aber g'wiß — man versauert sonst ganz — und du weißt: 's gibt nur a Kaiserstadt — 's gibt nur a Wien!" trällerte er und sprang dann auf, um sich von neuem eine Tänzerin zu suchen.

Laknitz sah ihm halb lächelnd, halb neidisch nach.

„Wie frisch er ist — wie jung, und doch zählt er nur einige Jahre weniger als ich."

„Das liegt wohl an seinem glücklichen Temperament."

Esther streifte ihren Nachbar mit einem nachdenklichen Blick. Er erschien ihr, verglichen mit Felix, alt und verbraucht, sein unschönes Gesicht noch häßlicher als sonst. Aber sie unterhielt sich gern mit ihm, denn er war klug und gebildet, sehr musikalisch, reiste viel, hatte Welt und Menschen kennen gelernt und war auf vielen Gebieten der Kunst und Wissenschaft bewandert.

Deshalb übersah sie auch gern die kleinen Schwächen und Fehler, die anfangs nur ihren Spott erregt hatten. Sie lächelte wohl im stillen, wenn er seine vornehmen Bekanntschaften gar zu nachdrücklich betonte, und überhörte geflissentlich zu stark aufgetragene Schmeicheleien. War er doch einer der wenigen, mit dem man über ernste Dinge sprechen konnte, der ihr Bücher brachte, sie auf neue Erscheinugen in Literatur und Musik aufmerksam machte, ihr geistige Nahrung bot.

Und der etwas weichliche Ästät, der nie einen Beruf ausgeübt hatte, nur seinen künstlerischen Interessen lebte, dankte ihr dafür mit aufrichtiger Anhänglichkeit. Er brachte Esther, deren Wesensart von der seinen so grundverschieden war, eine lebhafte Sympathie entgegen.

So verließ er auch jetzt nur ungern den Platz an ihrer Seite, als Baronin Degenfeld ihn zu sich heranrief.

Es galt eine Streitfrage des Gothaer Almanachs zu entscheiden, und auf diesem Gebiet war Laknitz bewandert wie wenige. Obgleich er selbst nur dem niederen Adel angehörte, wußte er im Grafen- und Freiherrnkalender Bescheid wie kaum ein anderer.

Digitized by Google

Eben wollte sich Esther erheben, als ein junger Offizier in kleidsamer, hechtgrauer Uniform, die Kämmererknöpfe auf dem Rockschoß, auf sie zukam.

„Küß die Hand, gnädigste Kusine, endlich komm' ich auch dazu, Ihnen guten Abend zu sagen. Der fade Kerl, der Laknitz belegte Sie ja ausschließlich mit Beschlag. Was haben's nur an dem Jammerpepi!"

„Ich mag ihn gern, Graf Rudi, trotz allem, was ihr anderen an ihm auszusetzen findet. Er ist ein gescheiter Mann — — —"

„Mann? Zu viel Ehr' — für den Schmachtlappen. Schmeicheln und schlampete Augen machen, das versteht er — nix anders."

Esther sah lächelnd zu dem jungen Mann auf, der in nachlässiger Haltung, die Hände in den Hosentaschen, vor ihr stand.

Oberleutnant Graf Dlawisch, ein entfernter Vetter von Felix und häufiger Gast in Schloß Hellerbrunn, war Esthers auserkorener Liebling. Er war polnischer Abstammung, und von mütterlicher Seite floß ein versprengter Tropfen Preußenblut in seinen Adern. Seine Eltern besaßen in Galizien, hart an der russischen Grenze, ausgedehnte Besitzungen.

Rudi Dlawisch war ausgesprochen häßlich, aber von einer Häßlichkeit, die rassig und vornehm wirkt. Auf schlanker, drahtiger Gestalt saß der Kopf schmal und trocken wie bei einem englischen Vollblüter, und nahm er sich einmal die Mühe, die schweren Lider voll aufzuschlagen, kamen große, ausdrucksvolle Augen zum Vorschein.

Ein leises, sarkastisches Lächeln lag dauernd um den schmallippigen, bartlosen Mund, als wäre es dort eingefroren. Seine Haltung war nachlässig, fast salopp.

Nur wer ihn sehr genau kannte, wußte, daß unter der Maske blasierter Gleichgültigkeit ein warmes, fast zu weiches Herz schlug. Graf Dlawisch ließ sich auf dem frei gewordenen Sessel neben Esther nieder, schlug die langen Beine übereinander und sagte:

„Berlin läßt grüßen, gnädigste Kusine."

„Waren Sie kürzlich dort?"

„Ja, ich verbrachte einen 14tägigen Urlaub bei Onkel Bredow — Sie wissen, Mamas Vetter."

„Ja — nun — wie hat Ihnen Berlin gefallen?"

„Sehr gut — fast besser als Wien, und die Herbstparade auf dem Tempelhofer Feld war großartig! Unsere Armee kann noch viel von der Ihren lernen."

Esthers Augen strahlten.

„Ich kenne ja Ihre Sympathie für mein Vaterland, Vetter Rudi — Sie sind doch selbst ein halber Preuße, sprechen sogar ein leidlich korrektes Deutsch, und trügen Sie nicht österreichische Uniform, könnte man Sie für einen unserer Gardeleutnants halten. Nun müssen Sie sich nur noch eine deutsche Frau holen."

Graf Rudi öffnete seine verschleierten Augen ein wenig und nickte ernsthaft.

„Das möcht' ich ganz gern; irgend so'n frisches Mädel aus der Mark oder Pommern, die nicht im Kloster erzogen ist, und die trotz guter Abstammung nicht dünnblütig und hochgezogen ist wie unsere Komtessln. Schau'n Sie sich die Mädeln hier an — des is nix für mich. Frisches Blut tut unserem Adel not — er degeneriert. Ein Depp is doch mindestens bei jedem von uns, wo von Familie ist."

Esther lachte.

„Gut, daß das niemand außer mir hört, alle anwesenden Mütter würden Sie steinigen. Wissen Sie was, Rudi? Sie sollten in deutsche Dienste übertreten."

„Geht nicht."

„Warum nicht?"

„Wegen der Tradition."

„Ja so — Tradition! Die ist bei euch alles, sie ist die Gottheit, der ihr opfert."

Rudi zuckte gleichmütig die schmalen Schultern.

„Da kann man nix machen, der einzelne kommt dagegen nicht auf, und sie hat auch ihr Gutes, denn in ihr wurzelt der Familiensinn, der bei uns stärker ausgebildet ist als bei euch draußen im Reich. Wir halten fester zusammen. Die Wohlhabenden sorgen für die, wo nix haben; einer hilft dem anderen, ohne viel Worte zu machen. Besonders der Tiroler Adel ist arm, vielleicht weniger durch eigenes Verschulden als durch weit zurückliegende politische Verhältnisse."

Esther unterbrach ihn lebhaft.

Digitized by Google

„Das mag ja sein, aber warum arbeiten die Leute nicht! Das geht alles den gewohnten Schlendrian, jeder wurstelt im alten Geleise fort. Warum schlägt die junge Generation nicht einmal neue Wege ein? Ihr jammert alle, daß Ihr kein Geld hättet, aber niemand denkt ernstlich daran, welches zu verdienen, ja viele unter euch haben überhaupt keinen Beruf, huldigen höchstens irgendeinem Sport. Unsere jungen Edelleute wählen heutzutage doch oft einen Beruf, der ihnen Geld einbringt, werden Großkaufleute, Ingenieure, Architekten. Das ist doch schöner, als sich von einem reichen Vetter durchfüttern zu lassen."

„Ganz meine Ansicht — aber hier erlaubt's die Tradition eben nicht; es wäre nicht standesgemäß, und lieber kratzt die Familie alles zusammen, um das zu verhindern."

Esther nickte:

„Ich weiß, — und schließlich bleibt ja noch immer als letzter Ausweg das Kloster, das seine Tore bereitwillig denen öffnet, die einen großen Namen oder einflußreiche Verwandtschaft besitzen. Und den armen Mädchen, die auf dem Heiratsmarkt als Ladenhüter übrigbleiben, winkt das Stift, vorausgesetzt, daß die Ahnenreihe intakt ist — nicht wahr?"

„Gewiß — und das ist in den meisten Fällen auch recht gut, denn was sollte aus den armen Hascherln sonst werden?"

„Arbeiten sollten sie, sich auf eigene Füße stellen, sich ihren Weg selbst suchen."

„Sehr schön im Prinzip, gnädigste Kusine, in der Praxis aber unmöglich — denn dazu müßten sie anders erzogen sein."

„Aber ich bitte Sie, Rudi — es gibt doch auch hier, so gut wie anderwärts, talentvolle, gescheite Mädchen — z. B. Ihre Kusinen Degenfeld. Lora ist hochmusikalisch, sie brauchte nur ihre prächtige Stimme ausbilden zu lassen, ernsthaft zu studieren, und sie wäre binnen weniger Jahre ein aufgehender Bühnenstern. Und Marie-Luise, wie reizend malt sie: sie sollte ausstellen, ich bin überzeugt, ihre Bilder fänden Käufer."

„Das hat sie doch bereits getan, Esther, — auf dem letzten Wohltätigkeitsbasar hat Herzog Heinrich Josef sogar eins ihrer kleinen Landschaftsbildchen erstanden und sich anerkennend dazu geäußert."

„Sehen Sie wohl", triumphierte Esther, „da haben Sie gleich ein Beispiel, sogar in Ihrer eigenen Familie! Aber wenn Ihre Kusinen nur in Wohltätigkeitskonzerten singen und für Basare malen, haben sie freilich nichts davon."

„Tante Degenfeld würde es nie erlauben, daß ihre Töchter für Geld arbeiten."

„Das ist doch heller Blödsinn! Pardon, Rudi, aber wenn ich diesen bornierten Ansichten begegne, läuft mir die Galle über. Wir alle wissen, daß Ihre Tante nicht mit Glücksgütern gesegnet ist, sie plagt sich von früh bis spät mit einem einzigen Dienstboten im Haushalt ab, und außer ihren wundervollen Perlen, die zum unveräußerlichen Familienschmuck gehören, besitzt sie nichts. Da sollte sie froh sein, daß die Töchter begabt sind und etwas verdienen könnten. Worauf warten die denn?"

„Entweder auf einen wohlhabenden Mann — oder auf die Stiftsstellen am Hradschin, zu denen sie berechtigt sind."

„Die armen Dinger!"

Rudi lachte.

„Regen Sie sich doch nicht über Dinge auf, Esther, die man nicht ändern kann; 's ist nun mal so bei uns. Da drüben kommt übrigens der Emmerich, unser großer Sportsmann — mir scheint, er sucht Sie! Haben Sie gehört, daß er sich im letzten Winter wieder alle, aber auch alle ersten Preise beim Bobben geholt hat? Hallo! Carl — komm da her zu uns!"

Baron Emmerich stelzte langsam durch den Saal und begrüßte Esther mit ungewohnter Lebhaftigkeit. An ihm war alles Sehne und Muskel; sein schmales, tiefgebräuntes Gesicht erschien wie aus Holz geschnitzt.

Er war nominell bei der Bezirkshauptmannschaft beschäftigt, lebte aber ausschließlich dem Sport.

Esther reichte ihm die Hand und sagte lächelnd:

„Eben sprachen wir von Ihnen, Baron, wie ich hörte, haben Sie sich wieder alle Preise geholt im vergangenen Winter?"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Bayerische Schneid! Von Arthur Achleitner

Auf dem schlechten Karrenweg, der vom Dorfe Lochham, an der Mündung des engen Hochtales, durch das bewaldete Mittelgebirge zu den Almböden führt, wanderte an einem heißen Julitage der Jagdherr des genannten Bezirkes, der Pächter sowohl der Gemeindejagd im Tale, wie der weitgedehnten Jagddistrikte in der Hochregion: Landgerichtsrat a. D. Aumer. Ein sehr rüstiger Mann von fünfundvierzig Jahren, der viel jünger aussah, Junggeselle, eifriger Weidmann, und so gut situiert, daß er sich das kostspielige Jagdvergnügen nicht nur im bayerischen Hochland, sondern auch in fremden Gegenden leisten konnte. Er bevorzugte die bayerische Heimat und opferte bedeutende Summen, um den Wildstand hochzubringen, sich eine gute Jagd auf Hirsch und Gams zu schaffen, wobei der Jagdherr nach guter Sitte und edlem Brauch sich als Wohltäter der Armen innerhalb der Jagdgrenzen eifrig betätigte durch freiwillige Spenden an Geld und Wildbret. Wo immer der Jagdherr Kenntnis von Not erlangte, beschenkte er die Armen, oder es wurden Geldspenden dem Bürgermeister des betreffenden Dorfes behufs Verteilung übergeben. Hingegen liebte Landgerichtsrat Aumer es ganz und gar nicht, mit direkten Bitten behelligt oder überlaufen zu werden. Und völlig verübelt wurde die Belästigung während der Jagdausübung, des Aufenthaltes in den Diensthütten.

Als Junggeselle aus Überzeugung war Dominikus Aumer der Meinung, daß Jagdgehilfen im Diensteifer und an Schneid nachlassen, wenn sie geheiratet haben und für Kinder sorgen müssen. Seine Hilfsjäger, Sepp Holzer und Hans Lermer, hatte Aumer vom früheren Jagdpächter, einem Grafen, erst dann übernommen, als festgestellt war, daß sie im Dienst sehr tüchtig und — ledig waren. Nach Liebschaften hatte der neue Jagdherr damals nicht gefragt, da wichtigere Angelegenheiten erledigt werden mußten.

Zu den „Eigenheiten" Aumers zählte auch die Tatsache, daß er bei Ankunft in Lochham von den Jägern nie erwartet oder abgeholt werden wollte. Erfolgte seine Ansage, so bestimmte sie nur die Diensthütte, wo der betreffende Jäger zu angegebener Stunde des Gebieters zu harren hatte. Erwartung unterwegs, ohne dienstliche Veranlassung war verboten, ebenso jedwede „G'schaftlhuberei". Sein Gewehr trug der Jagdherr stets selbst, ebenso den mageren Rucksack nebst Wettermantel. Verproviantierung der Hütten war Aufgabe der Jäger gegen Verrechnung; üppige Lebensweise bezüglich Speise und Getränke ausgeschlossen, nur das Nötigste wurde genehmigt. Im Gegensatz zu solcher spartanischen Einfachheit standen die nobel bemessenen, freiwillig gespendeten Schußgelder, wenn der Jagdherr besonderes Weidmannsheil hatte, ferner die Prämien für Raubzeugvernichtung, Einfangen von Wilddieben, sowie die Geldspenden zu Weihnachten und zum Namenstage (Dominikus) des Gebieters. In finanzieller Hinsicht erreichte diese Noblesse fast die Höhe des Jahresgehaltes und bewirkte dauernd Diensteifer, Fleiß und Berufsfreude.

So war es dazu gekommen, daß man im Jagdbezirk den noblen Pächter einen „raren Herrn mit Mucken" nannte, schätzte und verehrte.

Raumen Schrittes, zügig und stetig, wanderte Landgerichtsrat Aumer trotz der Hitze bergan, verschmähte es, sich der Joppe zu entledigen, und blieb auch nicht im kühlen Waldschatten rastend stehen. Auf die angegebene Minute wollte er die Jagdhütte Feichteck im Revierdistrikt des Jagdgehilfen Sepp erreichen, dort nächtigen und dann eine Frühbirsch unternehmen. Von Jugend auf dem Weidwerk ergeben, war Dominikus Aumer mit allem, was dazu gehört, vertraut und recht gut wußte er, daß auch langsames Wandern im Berg vorwärts bringt, wenn der Wandersmann nie stehen bleibt. Auch hatte Aumer als Militär gedient und stand als Oberleutnant bei der Reserve.

Der Stunde entsprechend, erreichte Aumer den ersten Almboden, Niederleger genannt im Gegensatz zum hochthronenden Hochleger. „Untere Wid" hieß diese Alm, die der vorgeschrittenen Jahreszeit wegen nicht mehr be-

Digitized by Google

zogen war. Der Wald blieb zurück, im Sonnenglanz lag still, stellenweise stark ausgedörrt, der Almboden. Leer und verschlossen die braunverwitterte Alphütte. Leben kündete nur der Wasserquell im Almbrunnen, auf den Aumer zuschritt, um einen Schluck zu nehmen.

Ein unvermuteter Gruß aus der Schattseite der Hütte tönte entgegen: „'ß Gott, Herr Rat! Zukehren beim Stanglwirt? Hoaß g'nug ist es!"

Aumer erkannte in der grußbietenden Dirn die zweite Tochter Susi des Dorfvorstehers von Lochham. Freundlich dankte der Jagdherr für den Gruß, und scherzend fragte er, ob die schmucke Maid etwa gar auf — ihn hier in weltentlegener Bergeinsamkeit warte.

In dem hübschen, jungen Mädchen, schwarzhaarig, mit blitzenden Augen, regte sich sofort lustiges Wesen, Schneid und jugendfroher Übermut. Lachend wurde die Frage bejaht, mit dem Beifügen, daß die Sehnsucht nach dem Herrn Rat so heiß sei, wie der heutige Sonnenschein.

Auf den Ulk eingehend, spielt Aumer den Zweifler: „Sehnsucht nach mir? Nicht zu glauben! Um einen Alten reißen sich junge, schöne Dirndln nicht!"

Die Schwarzaugen Susis sprühten, da das hübsche Mädel kichernd spottete: „Freilich net um einen Alten etwa von unseren Lodern! Aber beim Herrn Rat ist das Alter noch net g'fährlich! Allweil noch ein fescher Herr, schier mögig, wenn — er mag!"

„Spöttlig reden kann dein Züngerl gut! Dein Zukünftiger wird nichts zu lachen, nicht viel zu sagen haben!"

„Ist auch net nötig! Hauptperson ist — sie, wenn sie jung und sauber ist!"

Aumer schluckte vom Quell und wischte den Schnurrbart trocken. „Wohin geht die Reis' der schmucken Susi?"

„Von der ‚Ober-Wid' muß ich abtragen! Pressiert aber net! Drum hab ich bereits hier ein Raststanderl g'macht! Und es trifft sich gut, daß der gnä' Herr kommt, wo ich mit Ihnen reden möcht!"

Unsicher und mißtrauisch schielte Aumer nach dem Mädel, das zwar noch ein Lächeln auf den roten Lippen hatte, aber ernsthaft blickte, und augenscheinlich ein besonderes Anliegen vorbringen wollte.

„Willst hier im Schatten reden oder unterwegs?"

„Im Steigen redet sich's net gut! Geht wax (scharf) aufi zur ‚Ober-Wid'!"

„Also mach ich halt hier den — Beichtvater der schmucken Susi!"

Ein blitzender Blick der Spottlust streifte den Jagdherrn. „Allweil noch z' jung zum — Beichtvater, der Herr Landgerichtsrat und Gebieter über Jaager, Hirsch und Gams!"

Aumer guckte und schwieg. Er wußte nicht, was die Anspielung bedeuten sollte. Auf die Schmeichelei, daß er noch zu jung, zu jung für das Amt des Konfessarius sei, wollte Aumer nicht reagieren.

„Was haben S' g'sagt, gnä' Herr?"

„Nichts!"

„Ja, aftn (hernach) muß ich wohl oder übel — beichten! Zuvor möcht ich aber doch noch fragen, ob der gnä' Herr wirklich und wahrhaftig den Jaagern das Heiraten verboten hat?"

Aumer antwortete mit der Gegenfrage: „Bist du im Verspruch mit einem meiner Jaager?"

„So fratschelt man die Leut' net aus, gnä' Herr! Was ich wissen möcht, ist ein ja oder nein! Die Dirndln wollen wissen, wie sie daran sind, mit den Jaagern des gnä' Herrn! Führt ein Verspruch net zur Heirat, so muß ein End' hergehen! Und wo es — schief geht, hat alle Schuld und Verantwortung der gnä' Herr, wo das ehrliche Heiraten net erlaubt!"

„Jetzt wird's Tag! Nicht übel das!" rief Aumer in einem Tone, der Scherz und Ärger enthielt.

Susi verlegte sich auf das Bitten um einen bestimmten Bescheid, wich aber jedem Geständnis über ihre Beziehungen zur Jägerei aus.

„Jagdgehilfen und Kavalleristen taugen nimmer viel, wenn sie verheiratet und Väter vieler Kinder sind!"

Das schmucke Mädel verzog den Mund und widmete Aumer einen strafenden Blick.

„In einem besonderen Fall kann allerdings eine Ausnahme bewilligt werden, je nachdem es sich um ein braves Mädel und um einen hervorragend tüchtigen Jaager handelt! Die Sachlage muß selbstverständlich geprüft

Digitized by Google

werden! Wenn die hübsche Susi Braut und Frau zu werden wünscht, will ich mich nicht ablehnend verhalten! Wer von den Jaagern ist der — Glückliche?"

„Dank schön, gnä' Herr! Ihr Wort hab' ich und darauf bau' ich felsenfest! Alles weitere kommt später! Jetzo aber muß ich um Gehör bitten in einer b'sondern und bitteren Sach, wo meine Schwester Franzi angeht!"

„Die Franzi wirtschaftet als Almerin auf ‚Ober-Wid'?"

Susi nickte. Tiefernst wurden Miene und Blick. Und ein Seufzer stieg aus der vollen Brust.

„Was ist der Franzi zugestoßen? Kann denn ich in einer, wie du sagst: bitteren Sach' etwas tun zugunsten deiner Schwester?"

„Wohl wohl! Wir glauben, daß der Hupfauf Wastl, wo der Franzi ihr Künftiger ist, ehender (früher) g'funden wird, wenn der gnä' Herr Mannschaft aufbietet und gründlich nach dem Wastl suchen läßt! Bisher ist wohl g'sucht worden, aber g'funden haben sie nix! Wie vom Erdboden verschwunden ist der Wastl!"

„Hm! Wer und was ist denn dieser Wastl?"

„Dem Vater seine rechte Hand beim Holzhandel ist er, Schichtmoaster im Holz, was dem Vater g'hört! Mit Verspruch und Heirat ist der Vater einverstanden, alles in Ordnung! Und gach verschwindet der brave Bursch und kommt nimmer z'ruck! So ein Öllend!"

„Hm! Allerdings sonderbar! Hat sich der — Verschwundene vielleicht seither mehr als nötig für das Wild interessiert?"

„Nein, nie! Der Wastl ist nie net Wildbratschütz g'wesn, auch kein Brettlbohrer net; verinteressiert hat er sich auch net um mich, nur für die Franzi, wo ihn recht gern hat! Wie vom Erdboden verschluckt ist der Wastl . . ."

„Seit wann?"

„Am Gretltag hat er zum letztenmal auf ‚Ober-Wid' zug'sprochen, und seither ist der Wastl spurlos verschwunden!"

„Vielleicht ein Unglück? Absturz?"

Susi schüttelte heftig den Kopf. „Einer der besten Bergsteiger weit und breit! Friedsam, koa Streitgockl! Ohne Feind!"

„Kann Eifersucht eine Rolle gespielt haben?"

„Nein, net! Hat sich ja keiner von den Burschen 'traut, um die Franzi beim Vatern anz'halten, als grad nur der Wastl, wo ang'nommen worden ist! Und der brave Kerl ist jetzo pfutsch!"

„Unerklärliches Verschwinden! Ein Rätsel!" Aumer fragte, ob sich die Jagdgehilfen an der Suche nach dem Verschwundenen beteiligt hatten, und erhielt den Bescheid, daß der Sepp Holzer sich wegen der Wildbeunruhigung in seinem Revier anfangs gegen die Streife sträubte, schließlich aber doch selbst, vom Kollegen Hans Lermer unterstützt, an der Suche teilgenommen habe. Nach dieser Auskunft konnte der Jagdherr von einer neuen Streife keinen Erfolg erhoffen. Fanden die geschulten Jäger keine Spur von dem Verschwundenen, so bleibt es wohl ausgeschlossen, daß Bauern und Knechte etwas finden können. Um aber gefällig zu sein, gelobte Aumer, mit den Gehilfen den Fall zu besprechen und auch noch die Gendarmerie beizuziehen.

„Auf den Hans Lermer hätt' ich das größere Vertrauen!" rutschte es dem Mädel heraus. Und sofort fügte Susi bei: „Beim Suchen nach dem Wastl!" Und dann bückte sich Susi, um das Schuhbändl fester zu knüpfen.

Aumer hatte die Röte der Verlegenheit auf Susis Wangen wahrgenommen, und wußte nun das „größere Vertrauen" zu bewerten. „Was gemacht werden kann, wird geschehen! Darauf geb' ich dir mein Wort! B'hüt Gott, Susi!"

„Vergelt's Gott, gnä' Herr! Und bitt' schön: respektieren S' in Gnaden den zerrütteten Zustand bei der Franzi, wo völlig auseinander ist vor Sorg, Angst und Weh . . ."

„Gern! Hab' ja einstweilen nichts zu tun auf der ‚Ober-Wid'! Aufs Wiederschauen, Susi!" Aumer nickte freundlich und wanderte bergan weiter.

Viel Zeit hatte die Unterredung auf „Unter-Wid" verschlungen, der Wanderer mußte rüstig zuschreiten, um die Verspätung zu kürzen. Dadurch, daß Aumer auf den Besuch des Hochlegers verzichtete, wurde ein Halbstündchen gewonnen, doch kam er immer noch bedeutend später, als angesagt, auf die Höhe des Feichteckkopfes.

Digitized by Google

In der Jagdhütte Feichteck hatten sich auftragsgemäß die Jagdgehilfen Sepp und Hans rechtzeitig mit Proviant eingefunden, alles zum Empfang des Gebieters hergerichtet, und so zeitig mit der Kocherei begonnen, daß das bescheidene Mahl um sieben Uhr bereit sein konnte. Als aber Sepp von der Ausschau zurückkam, und meldete, daß vom Herrn auf dem Steig noch nichts zu sehen sei, der „Gnädige" sich also unterwegs erheblich verspätet haben müsse, zog der „Koch" Hans den Wasserhafen und die Pfanne vom Herd zurück und unterbrach die Tätigkeit.

Hager und sehnig der Sepp, die typische Jägergestalt des Hochgebirges, blondhaarig, braun gegerbt von Sonne und Wind die Wangen, Hals, Brust und Knie. Etwas wortkarg, elastisch jede Bewegung des geschmeidigen Körpers, flink der Schritt trotz der klobigen Schuhe.

Ein Riese dagegen Hans Lermer, breitschulterig, groß der Kopf, mit gutmütigem Gesichtsausdruck, bartumwuchert die Wangen, listig blinzelnd die Augen; Hände breit wie Bärenpranken, säulenähnlich die Beine, die wuchtigen Füße in „Grobg'nahten", groß wie Kähne, steckend. Schwerfällig aber mundflink, immer zu drastischen Vergleichen in der Sprache der Altbayern bereit, denn Hans Lermer stammte aus dem Waldgebirge an der bayerisch-böhmischen Grenze, er war ein Waldlersbub, der stämmigsten und kräftigsten einer von diesen Prachtgestalten und verwegenen Leuten. Jäger durch und durch; taubensanft und herzensgut im ruhigen Zustande, stierwild und gefährlich im Stadium der Wut.

Das unbegreiflich lange Fernbleiben des Gebieters hatte Sepp zappelig gemacht. Im Berglerdialekt äußerte er die Besorgnis, daß dem „Gnädigen", der doch sonst stets genau auf die Minute sei, unterwegs vielleicht ein Unfall zugestoßen sein könnte.

Gemächlich und gutmütig erwiderte Hans in der rauhen Waldlersprache, daß bei der Revierkenntnis des Gebieters ein Unfall undenkbar sei, dagegen der Gedanke an eine Ausspekulierung sehr nahe liege.

„Wieso eine — Ausspekulierung?" fragte hastig Sepp.

„No ja, unser ‚Gnädiger' ist doch seines Zeichens ein G'richtsherr! Solchene und die Bischöf haben so ziemlich die gleichen ‚Mucken', wenn sie nach etlicher Zeit in eine Gegend kommen; jeder hat den Drang zum Ausfratscheln der Leut'; der Bischof fragt unterwegs die Bauern aus übern Pfarrer und Kaprater (Kooperator) von wegen Wirtshausbesuch und Durst; Jagdherren fratscheln unterwegs und auf Almen die Mentscher (ledige Weibspersonen) wegen der Jaager aus. Wird der Unsrige es net viel anders machen, doch kann er bestenfalls erfahren, daß seine Jaager sind im Dienst fleißig, seßhaft zuweilen beim Wirt, trinken schwer, koan G'spaß verderben, dem weiblichen Geschlecht zugetan, aber selten mit Erfolg: rare Burschen!"

Sepp wollte weder an harmlose Verspätung, noch an eine Ausfragerei des Gebieters glauben, sich in seiner Sorge nicht beschwichtigen lassen; er schlug vor, dem Herrn etwa auf eine Stunde weit entgegenzugehen.

Hans Lermer lehnte ab mit dem Hinweis, daß der „Gnädige" bei der heutigen Hitze übertags sehr leicht eine — feuchte Abhaltung beim Wirt in Lochham gehabt haben könne, die Verspätung sich also leicht erklären lasse. Im übrigen verschwinde ein Jagdherr, der eigens zum Abschuß von Hirsch und Gams ins Revier komme, „grundsätzlich" nicht unterwegs.

Während die Gehilfen vor der Hütte dieses Thema besprachen, kam Landgerichtsrat Aumer auf einem Birschsteig heran.

Sepps feines Gehör hatte die gedämpften Schritte vernommen, er sprang dem Gebieter entgegen, riß das Hütl vom Kopf und bot seine Dienste an.

Hans aber verschwand in die Hütte und entfachte die Kohlenglut zu prasselndem Kochfeuer. Und als der Herr eintrat, begnügte sich der Riese mit kurzem „Weidmannsheil" und kochte fleißig weiter.

Die Dienste Sepps nahm Aumer nicht in Anspruch, doch gestattete er die Riemenauflösung an den Bergschuhen.

Und bevor das Essen auf den kleinen Fichtentisch kam, sprach der Jagdherr über das rätselhafte Verschwinden des Hupfauf Wastl, indem an die Gehilfen die Frage gerichtet wurde, was sie näheres über dieses Ereignis wüßten.

Digitized by Google

Beide konnten aber nicht mehr mitteilen, als was Aumer von Susi bereits wußte. Sepp als der zuständige Revierjäger versicherte, daß der Verschwundene kein Wilderer war, seiner Beschäftigung nach für das Jagdschutzorgan nicht das geringste Interesse bot.

„Und du, Hans?"

„Mit Vergunst, gnä' Herr, ich woaß gar nix, indem ich das Revier in entgegeng'setzter Richtung beaufsichtigen muß! Dienstpflicht ist nach Menschenmöglichkeit erfüllt worden, Wilderer sind net zu spüren; der Durst ist groß, aber koa Wirtshaus da, nix zum Trinken!"

Aumer lachte und speiste. Auf seinen Wink löffelten auch die Gehilfen fleißig.

Beide erhielten dann je eine Zigarre. Und pro Nase wurde auf Aumers Befehl ein Fläschchen Bier auf den Tisch gestellt.

Im dämmerigen Raume wurde es still. Draußen flüsterte der leise ziehende Bergwind.

An der Zigarre saugend, glaubte Lermer ein Lob spenden zu müssen, indem er meinte: „Dem G'ruchl nach könnt' das Kraut von einer Hoheit sein! Die Großkopfeten wissen, was gut ist! Unser gnä' Herr aber auch!"

Trocken erwiderte Aumer: „Strapazier' deine Zung' nicht, eine zweite Zigarre kriegst doch nicht! Zuerst ein guter Bock bei dir, dann reden wir weiter!"

„Faiht sich nix, gnä' Herr! Mehr als oaner von den guten! Mit Vergunst! Darf ich fraggen, was es neuches gibt in der Stadt? Ist's wahr, daß es etwa brandelt bei Russen und Franzosen?"

Aumer nickte, ließ sich aber auf ein Gespräch nicht ein. Rauchte die Zigarre fertig, leerte das Glas und zog sich zur Nachtruhe in sein Kämmerchen zurück. Unter der Tür befahl er noch das Wecken um drei Uhr früh. „Gute Nacht!"

Der Wunsch wurde erwidert. Hurtig und leise räumten die Jäger auf, und dann krochen sie in den Heuverschlag, der das Bett zu ersetzen hatte.

Schon vor zwei Uhr früh verließ Sepp geräuschlos die Hütte, um einen Hirsch auszumachen.

So schwierig es ist, im Zwielicht an Wild zu gelangen, ohne es zu vertreten, Sepp als grundtüchtiger Jäger kam doch in solche Nähe, um Kahlwild und nach einer Weile auch einen guten Hirsch ansprechen zu können. Das Rudel äste auf einem großen Grashang, und war völlig vertraut.

Vorsichtig, ohne Vergrämung des Hochwildes, zog sich Sepp zurück und eilte auf dem Birschsteig zur Jagdhütte. Doch unterwegs kam schon der Jagdherr birschend entgegen. Im wachsenden Licht ein fragender Blick Aumers. Sepp nickte und flüsterte: „Am Graslahner der Vierzehner von fert (vorigem Jahr)!" Und sofort machte Sepp kehrt, um den Gebieter zum Hirsch zu führen. Mit den vier Worten: „Der Vierzehner von fert", war Aumer völlig informiert, er wußte nun, daß der sehr heimliche, kapitale Hirsch, dem so manche Birsch, und bisher stets vergeblich gewidmet worden war, wieder im Revier weilte. Weniger erfreulich war allerdings der momentane Standort auf dem arg steilen Graslahner, der in scharfem Gefäll zum ungeschützten Rand des Farchentobels führt, und ein Anbirschen nahezu unmöglich macht. Zudem drohte bei Unvorsichtigkeit der Sturz in den Tobel.

Im Föhrengehölz, von dem die Sturzklamm den Namen hatte, blieb Sepp stehen und flüsterte die Frage, ob er, falls der Hirsch ungünstig stehe, den Vierzehner vom Tobelrand wegdrücken solle.

Ebenso leise antwortete Aumer: „Nur am Rand aufstellen, wenn der Hirsch in nächster Nähe vom Tobel steht! Abfallen darf der Hirsch nicht!"

Sepp schwieg. So sehr er sich versucht fühlte, durch Hochziehen der Schultern den Befehl zu beantworten, er unterließ jede Geste; aber die Flügel seiner Sappi*)-Nase zitterten und verrieten dadurch, daß ihr Träger mit der Anordnung des Gebieters wenig einverstanden war.

Noch stand das Rudel auf dem grasigen Steilhang, doch nicht mehr eifrig äsend; der Hunger war gestillt, das Wild naschte nur noch durch wählerisches Abrupfen etlicher würziger

*) Die Sappi (tirolisch Zepin, ital. zappa) heißt die gebogene Spitzhacke an langem Stiel, mit welcher der Triftarbeiter in die Holzblöcke eingreift, die im Wasser fortgeschafft werden sollen. Zappin (im Vinschgau) wird jede Hacke gebogener Art zum Aufheben von Holz- und Steinblöcken genannt. Gebogene Nase nennt man deshalb „Sappi-Nase", in Tirol „Zeppin-Nase".

Digitized by Google

Kräuter, und zeigte Neigung zum Abzug von diesem Äsungsplatze durch Hin- und Hertreten. Das Kalb war bummelwitzig geworden und hüpfte jungfroh um das zuweilen aufwerfende Alttier.

Hinter einem Föhrenstamm gedeckt, studierte Aumer die wenig erfreulich gewordene Situation. Auf keinen Fall durfte jetzt der Sepp unten zum Tobelrand geschickt werden; sein Erscheinen, selbst wenn der Jäger hinauskriechen würde, müßte das Rudel zur Flucht veranlassen. Trifft Aumer aber den Hirsch schlecht, so wird der Vierzehnender ins Rollen kommen, und wahrscheinlich in den Tobel stürzen. Am Wildbret lag Aumer nichts, aber die Trophäe wollte er unbeschädigt haben.

Wieder ein forschender Blick. Das Kahlwild zog langsam den Hang hinauf und schien gewillt, weiter oben ins Holz einzuziehen. Der Hirsch hob das Haupt und äugte dem Alttier nach. Und dann sicherte er gegen das schüttere Föhrenholz in der Flanke. Kostbar wurden jetzt die Minuten, der Entschluß mußte rasch gefaßt werden.

Der ganzen Situation nach war die Erbeutung der Trophäe zweifelhaft, der Verzicht angebracht. Der Schuß allerdings leicht, wenn der Hirsch breit stehen bleibt noch für die Dauer etlicher Augenblicke.

Zum Entscheid führte der Erwägung, daß dieser mehr als gute Hirsch vielleicht nie mehr in solcher Nähe schußgerecht zu haben sein wird. Im letzten Moment entschloß sich der Jagdherr zum Schuß auf den Stich in der Hoffnung, daß der Hirsch im Feuer bleiben werde. Die Kugel schlug. Der Hirsch stieg, griff mit den Vorderläufen in die Luft, stürzte, versuchte hochzukommen, fiel um, geriet ins Rollen und kollerte den Steilhang hinab; das Geweih konnte nicht genügend bremsen, der Körper rutschte über den Tobelrand und fiel in den Klammschlund. Ein Knattern, dann ein dumpfer Aufschlag.

Von den zuckenden Lippen des Jagdherrn kam ein urbajuvarischer Kraftausdruck. Und Sepp fluchte nicht minder derb auf oberbayerisch, doch nur halblaut. Und seine „Sappi" glänzte in glühendem Rot. Der Schuß auf den Stich war wie abgezirkelt, und dennoch alles, alles verpatzt.

Sepp kam zum Gebieter, und bat um Erlaubnis, in den Tobel zu steigen, das Geweih bergen zu dürfen. Aller Wahrscheinlichkeit nach liege der Hirsch auf der ersten Terrasse in der Klammschlucht.

Wegen der Lebensgefährdung lehnte Aumer das Anerbieten ab. Ohne Hilfsmittel sei noch niemand von oben in den Farchentobel gestiegen.

Strohtrocken erwiderte Sepp: „Halbet schon! Ich selber bin soweit abig'stiegen, bis die Teraff' ganz zu überschauen war! Ist schon eine längere Weil her, wird sich aber nix verändert haben, denk ich! Also: ich steig abi! Der gnä' Herr holt inzwischen von der Hütt'n ein Beil und zwei Soal, knüpft sie z'sammen, bindet die Hack' ans untere End', und laßt ab, schön langsam, ruckweis'! Ich schlag dann unten das Geweih aus, bind' Geweih und die Hack' an das Soal, und der gnä' Herr zieht auf! Wird z'sammen fünfzehn Pfund schwer sein; selles G'wicht kann der gnä' Herr schon heraufziehen! Keine Sorg' um mich! Ich komm schon heil abi, und herauf derfall ich mich erst recht net! Die Hauptsach' bleibt, daß der gnä' Herr das Geweih kriegt! Hoffentlich ganz, net zerbrochen! Bitt schön um Verlaubnis!"

Angenehm berührt von diesem Anhänglichkeit wie Schneid kündenden Anerbieten, erteilte Aumer nun die Erlaubnis unter Warnungen vor übergroßer Keckheit im Einsteigen, vor Leichtsinn und gefährlichen Vertrauen auf Haltbarkeit des Gesteins. Indem der Jagdherr beifügte, daß er seinen besten Jaager nicht verlieren möchte, steigerte Aumer erst recht Seppls Schneid und Selbstbewußtsein. Und das Versprechen einer besonderen Belohnung stachelte zur Verwegenheit auf.

Die Vereinbarung wurde wiederholt. Und alsbald verschwand Sepp, während Aumer die Hacke und die Seile von der Jagdhütte holte. Der Einstieg in den berüchtigten Farchentobel war vom Rand aus unmöglich, konnte nur seitlich versucht werden, und war, das wußte Sepp, von Kameraden in früheren Jahren wiederholt, doch vergeblich versucht worden. Auf den ersten Blick erkannt Sepp die Ursache des bisherigen Mißlingens; die Kollegen werden nicht völlig schwindelfrei, nicht genug trittsicher, dazu ängstlich gewesen sein. Mit der hinderlichen Arma-

Digitized by Google

tur kam auch Sepp in dem Felsriß, der allein das Einsteigen erlaubte, nicht weit. Kurzentschlossen legte Sepp Armatur, den Hut, den Bergstock und Rucksack ab, und kroch dann den Felsspalt entlang zu einem schräg nach abwärts ziehenden Felsband, das ein Weiterkommen ermöglichte. Freilich mußte Sepp sehr darauf achten, das Gleichgewicht nicht zu verlieren, sich der Wand zur Linken entlangzuschieben; rechter Hand gähnte dunkel die Tiefe grausig und schwindlig. Wo das Felsband abbrach, war jedes Weiterkommen beendet. Doch das Jägerauge fand bald die Möglichkeit eines allerdings gewagten Sprunges auf eine vorgeschobene, ziemlich platte Steinnase, von der abermals eine Scharte im Gewänd benutzt werden konnte, um weiter und tiefer zu gelangen.

Katzengleich sprang Sepp hinab zum kleinen Platt, und im Moment des Aufpralls glückte es durch Entgegenstemmen der Hände, die Sturzgefahr kopfüber zu bannen. Verprellt Hände und Arme, heftige Schmerzen, geschürft und zerschunden die Fäuste; aber der Sturz war vermieden.

Die Scharte entlangkriechend, mußte der Jäger eine gewaltige, turmhohe Kulisse überschneiden, jede Buchtung mit Schneckengeduld auskriechen, nach innen wie nach außen, wo die Felswand sich vorschob. Diese schneckenähnliche Wanderung führte in einen zweiten, bisher unbekannten Seitentobel, und ließ es fraglich erscheinen, ob in solcher Richtung die Rückkehr in den Haupttobel möglich sein werde. Die emsig suchenden Augen entdeckten aber bald einen etwa handbreiten Felsstreifen, der wie eine Rippe die Kulisse umschlang, vermutlich in die große Schlucht einbiegen wird. Auf gut Glück strebte Sepp diesem Streifen zu, kroch den Bogen aus und gelangte richtig in den Haupttobel. Doch nun hatte die beschwerliche Kriecherei ein unliebsames Ende, der Felsstreifen brach jäh ab, mußte von einem Sturzblock weggeschlagen worden sein. Stürzendes Gestein hatte auch die Wetterfichte, die aus dem Terrassenboden bis zum Felsenband aufragte, grausam der Äste und Zweige beraubt, so daß nur noch der kümmernde Stamm mit kurzen Abstummeln stand. Sepp schwang sich vom Felsstreifen auf die übelzugerichtete Fichte, und kletterte, jeden Aststummel mit Händen und Füßen vorsichtig benutzend, am Stamm hinunter.

Das gefährliche Wagnis war erfolgreich durchgeführt; der Jäger stand auf der Terrasse des berüchtigten Farchentobels, und seine forschenden Blicke suchten nun den Hirsch im dämmerigen Licht der tiefen Schlucht.

In der Befürchtung, den Wildkörper zerschmettert, in Teile zerrissen vorzufinden, suchten Sepps Augen den Hirsch — dem Sturz entsprechend — von der Terrassenmitte an gegen ihren Rand zu. Dort lagen nur Haufen von Sturzgestein aller Größen, zerschlagene Latschen, auch gebleichte Knochen von abgestürzten Wildstücken. Und ein — Hut, der der Kopfbedeckung Sepps so sehr ähnlich war, daß der Jäger auf ihn zulief, und sich fragte, wie es geschehen konnte, daß der hoch oben abgelegte Hut bereits herunten im Tobelgrunde liegt. Wie Sepp aber am Hut das jagdliche Dienstabzeichen suchte, erkannte der Jäger, daß dieser Hut eines anderen Mannes Eigentum sein mußte.

Unwillkürlich flog der Blick an den Tobelwänden empor und langsam wieder herab. An der wuchtigsten Sturzwand in Runsen standen Latschen, die trotz des schlechten Wurzelbodens sich gut entwickelt und ineinander fast verfilzt hatten. Von diesem Bergföhrensaum glitt der forschende Blick an der dunklen Wand herab zu ihrem Fuß, wo verkruftete, steinbesäte Schneereste lagen.

Sepp trat näher und schrie auf. Neben dem Hirsch lag ein Mann mit eingedrücktem Kopf und zerbrochenen Gliedmaßen: der verschwundene — Hupfauf Wastl. Der Tote lag mit dem Antlitz zum Steinboden; das Gesäß wies Blutspuren auf; der Mann mußte einen Schrotschuß erhalten haben. Wer hat diese Untat auf dem Gewissen? Und wie gelangte der Angeschossene in den Farchentobel?

Sepp dachte an den Hut des Wastl, an die auffallende Ähnlichkeit dieses Hutes mit seiner eigenen Kopfbedeckung. Sollte eine Verwechslung erfolgt, der Schuß dem Jäger vermeint gewesen sein? Und wenn der Schuß dem Sepp zugedacht war, wer ist der Täter? Wilderer gab es seit Jahren nicht mehr im Aumerschen Jagdgebiet. Persönliche Feinde wußte Sepp

Digitized by Google

nicht einen einzigen zu nennen. Er hatte nie Streit mit Burschen, Knechten und Bauern, konnte sich nicht der geringsten Meinungsverschiedenheit erinnern. Wer kann der Täter sein?

Sepp bebte in Erregung über diesen grausigen Fund. Für den Hirsch, für Bergung des Geweihs war das Interesse geschwunden.

Der arme Wastl! Den Freund zu rächen, muß heilige Pflicht des Jägers sein! Ausgeforscht muß der Täter werden, dem Gericht eingeliefert werden! Um jeden Preis!

Ein Knatter, Klingen, schwacher Steinschlag ließ Sepp emporblicken. Von oben kam das Beil, baumelnd an einem langen Seil. Im Niedergleiten schlug das Beil oft an die Felswand, wodurch mürbes Gestein abbröckelte und niederstürzte.

Sepp erinnerte sich der Vereinbarung.

Der Latschensaum, mehr als klafterhoch ober dem Wandfuß, fing die Hacke auf, verhinderte das Gleiten in die Tiefe. Das Gewirr der Legföhren wird wohl auch den Hirsch aufgefangen, die Wucht des Sturzes gemildert haben. Vielleicht auch den armen Wastl.

Sepp entschloß sich, den Gebieter auf rascheste Weise von dem grausigen Fund zu verständigen. Das geeignetste Mittel erachtete Sepp darin, daß an einen Stein eine schriftliche Mitteilung gebunden wird. Der Herr mag glauben, das ersehnte Hirschgeweih emporzuziehen . . . Sepp suchte in den Taschen seiner Joppe nach Papier, fand aber nur einen Brief, den er fremden Augen nicht zugänglich machen wollte. In dieser Notlage mußte wenigstens die Hälfte des Briefes benutzt, auf den freigebliebenen Briefrand die Meldung gekritzelt werden. Der Jäger löste vom Geldbeutel, den er in einer Halsschlinge auf der Brust trug, den angebundenen, kleinen Bleistift, und schrieb in wenigen Worten die Meldung sowie die Bitte um Aufgebot von Mannschaft und Gendarmerie zur Bergung der Leiche, die nur durch Aufseilung betätigt werden könne. Deshalb werde Sepp im Tobel bleiben und warten, bis Sack und Seil herabgelassen werden.

Viel Mühe kostete es, bis der Jagdgehilfe mit einem aufgelesenen Stein den Latschensaum erreichte, wo das Beil in den Ästen sich verfangen hatte. Am Stein wurde der Meldezettel, der halbe Brief festgebunden. Mit mäßigem Ruck gab Sepp das Zeichen, daß das Seil emporgezogen werden solle.

Hoch oben wurde das Signal verstanden. Das Seil ging langsam hoch.

Wieder verursachte der nun aufwärtsgleitende Ballast ein Abbröckeln, ein Springen von kleineren Steinen. Gegen diesen Hagelschlag schützte sich Sepp, indem er in das Gewirr der Latschen kroch und wartete, bis die so eigenartig inszenierte „Post" ihr Ziel hoch oben am Tobelrande erreichte.

Ein Schuß erdröhnte. Ihn deutete Sepp als Genehmigung seines Antrags auf Leichenbergung.

Dann kletterte der Jäger wieder hinunter zur Terrasse. Und getreulich hielt er Totenwacht . . .

Herr Aumer hatte oben am Tobelrand die Meldung auf dem abgerissenen Briefbögelchen gelesen, dem von Frauenhand gekritzelten Brieftext keine Beachtung gewidmet, den Zettel eingesteckt und einen Schuß als Empfangsbestätigung abgegeben. Dann machte sich der Jagdherr hurtig auf den Weg hinaus ins Dorf Lochham, wo Mannschaft für die Leichenbergung aufgeboten, die Gendarmerie verständigt werden mußte.

Während des weiten Marsches faßte Herr Aumer den Entschluß, vor der Benachrichtigung der Gendarmerie mit dem Dorfpfarrer das völlig rätselhafte Ereignis zu besprechen und gewisse Recherchen auf eigene Faust zu pflegen. Aus der früheren Dienstpraxis wußte Aumer, wie leicht geneigt die Bevölkerung ist, den Auffinder eines Getöteten mit dem Mord in Verbindung zu bringen. Einer Verdächtigung seines Jägers wollte Aumer nach Möglichkeit vorbeugen, den Boden entziehen dadurch, daß beizeiten alles getan wird, um jede Bezichtigung sinnlos erscheinen zu lassen. Unbedingt nötig erachtete Aumer dazu die Beibringung eines umfassenden Alibibeweises. Es muß der Jagdgehilfe Sepp auf mindestens zehn Tage zurück nachweisen, wo er dienstlich und privatim weilte, mit wem er verkehrte. Einer plötzlichen Eingebung gehorchend, las Aumer jetzt den von Frauenhand gekritzelten Text auf dem halben Briefbögelchen, der lautete: „oft trübe Stunden für mein junges Herz, indem, daß ich neamd

Digitized by Google

hab', mit dem ich vertraut reden kunt. Auf Dich bau' ich wohl, aber wird der Herr späterhin 's Heiraten verlauben? Dein Herr is (hoaßt es) ein sonderbar Wösen, vanatisch lödig, der wo keine Verheirateten leidet im Deanst! I bin net sauber g'nug, sonst taat ich's versuchen, ihm beizubrüngen, wie es ist, mit dem Weib wenigstens auf etliche Täg. Is nix z' wollen. Aber melden will ich Dir, am Gretleintag, wo der 20. July is, sind meine Leut' auf Wallfahrt furt. Ich erwart' Dich und hofe, daß Du an disem Tag gratalieren kimbst. Etwa bald nach zwölfi, Mittagessen heb ich auf für dich. Etzlich Stund sind wir alloani in glicksöligkeit. Mit 1000 Grießen die oft und gern an Dich denkende Grethl.

Briflein flieche furt
über Berg und Thal,
bring' mir bald den Wiederhall.

Auf baldiges Wiedersehen. Gute Nacht."

Landgerichtsrat Aumer schmunzelte. Die Schilderung seiner Person als „sonderbar Wösen, vanatisch lödig", bereitete Vergnügen. Mit den Worten: „Danke für Landkonfekt" schob er die Epistel in die Tasche und schritt ins Dorf.

(Fortsetzung folgt.)

Der Professor / Erzählung von Heinz Welten

Alle im Bataillon nannten ihn den Professor, obgleich seine akademische Würde vor einer Nachprüfung schwerlich hätte bestehen können. Denn seine Beziehungen zur alma mater hatten zeitlebens nur darin bestanden, daß er in seiner Heimatstadt Freiburg den Studenten die Säbel und Schläger schliff, wenn sie nach Günkersthal hinausfuhren, um sich für die Ehre des grün-weißen oder schwarz-rot-goldenen Bandes einen anständigen Durchzieher zu holen. Gleichwohl aber nannten ihn alle im Bataillon den Professor; denn wie hätte man einen Menschen anders titulieren können, der sich der Wissenschaft so voll und ganz in die Arme geworfen hatte wie der Christian Isele? Wo ein anderer Christenmensch nur Gras sah, da sah er ein hochinteressantes, seltenes Gewächs und jedes Unkraut am Wege wurde für ihn zu einem Gegenstand regsten Interesses.

Schon von Kind an besaß er für die Pflanzenwelt diese große Vorliebe, von der kein Mensch wußte, wie er zu ihr gekommen war. Denn sein Großvater und Vater waren ehrsame Schmiedemeister gewesen, ein einfacher Hufschmied der eine, ein vornehmer Messerschmied der andere, und ihre botanischen Kenntnisse hatten sich immer nur auf zwei oder drei Kräuter beschränkt, von denen das eine dem Weibe in der Wehestunde gute Dienste leistete, während die anderen, mit Weingeist angesetzt, einen vortrefflichen Schnaps abgaben. Und da die Isele allezeit Frauen heimgeführt hatten, derb, vierschrötig, wie sie selbst, die, wenn es nottat, auch einmal am Feuer stehen und den Blasebalg treten konnten, so blieb die Frage, woher der Christian die wunderliche Vorliebe für das Grünzeug hatte, ungelöst.

Doch schon als kleiner Bub hatte er eine schöne Blume mehr geliebt als alles andere, und in jenem Alter, in dem andere mit Hilfe des ersparten Taschengeldes die ersten Rauchversuche anstellen, hatte er sich schon Zwiebeln und Knollen gekauft, die er in Töpfe setzte. Sein erstes selbständiges Werk aber, das er in der Schmiede verfertigte, war ein breites, eisernes Band gewesen, das er als Gerüst für ein Glashaus brauchte. Denn er wollte im väterlichen Garten, der allezeit nur einige Küchenpflanzen hervorgebracht hatte, Orchideen züchten.

Ein Schmied hatte er natürlich werden müssen. Vater und Mutter hatten nicht schlecht aufgeschaut, als er nach der Firmung mit dem Wunsche herausrückte, ihn zu einem Gärtner in die Lehre zu geben. Was! Ein Kerl mit solchen Knochen, mit solchen Händen, die einen Schmiedehammer wie einen Stecken hochhoben, der wollte zeitlebens mit der Gießkanne zwischen den Beeten herumlaufen? Wußte er denn nicht mehr, daß er der älteste von den Sieben war, daß er die Schmiede einmal zu übernehmen hatte? Wie ein Dynast, der ein

Digitized by Google

Königreich zu vererben hat, vertrat der Vater das Erstgeburtsrecht und die natürliche Erbfolge. Die Mutter aber führte ihren großen Jungen still in die Schmiede, drückte ihm einen Hammer in die Hand und legte ein Stück rotglühendes Eisen, das just im Feuer gehlte, auf den Amboß. „Schau, Bübele, da hau zu! Da springen auch Blümchen heraus, schöne, rote Blümchen. Die magst du pflegen."

So war der Christian Isele ein Schmied geworden, wie sein Vater und sein Großvater und alle Isele immer gewesen waren; und er hatte sich ganz gut damit abgefunden. Das väterliche Blut mochte dazu beigetragen haben, daß er sich in dem ihm aufgezwungenen Beruf nicht so unglücklich fühlte, als es sonst wohl der Fall gewesen wäre. Gleichwohl aber blieb er fast immer für sich allein und ging eigene Wege. Er kam nicht auf die Herberge, um das Handwerk zu grüßen und hielt auch mit den Gesellen keinen Verkehr. Seine Mußestunden gehörten seinen Blumen. Mit der Zähigkeit des Alemannen, den weder Spott noch wohlmeinende Einrede umzustimmen vermögen, wenn er einmal etwas als „sein Recht" erkannt hat, hielt er an seiner Liebhaberei fest. Am Werktag stand er in der Schmiede seinen Mann und arbeitete rechtschaffen. Doch die Abende und Sonntage gehörten seinen Lieblingen. Dann wurde die schwielige, harte Hand weich, und gar behutsam wußte er hier eine Ranke aufzubinden, dort ein Schlinggewächs zu lösen, ein Edelreis aufzupfropfen oder eine Rose von Blattläusen zu reinigen.

So lebte er ein zwiefältiges und letztlich doch einfaches Leben, das die wenigen Dissonanzen, die es barg, in sich selbst löste, als der Weltkrieg ausbrach, der so viele Geschicke in andere Bahnen lenkte und auch ihm den Hammer aus der Hand nahm, um die Flinte hineinzulegen. Denn da er seine beiden Militärjahre erst unlängst absolviert hatte, erhielt er schon am 4. August die Mobilmachungsorder, und schon eine Woche darauf befand er sich vor Metz, wo der Bayernprinz eine große Streitmacht zusammenzog, um dem anrückenden Feinde rechtzeitig zu begegnen.

Die Augen des alten Isele leuchteten vor Stolz, als er seinen Ältesten hinausziehen ließ. Sein Christian, das war einer! Der hatte Arme und Hände und würde sich schon seiner Haut wehren können, auch wenn ihrer zwei oder drei Turkos zugleich auf ihn losstürmen würden. Doch die Mutter schaute mit wehen Gefühlen beim Abschied auf ihren jungen Riesen. Und in den Trennungsschmerz mischte sich noch die geheime Sorge, ob er auch recht würde bestehen können. Ja, Kräfte hatte er wohl und verwöhnt war er auch nicht. Aushalten würde er schon etwas. Aber der kriegerische Geist, der Heldenmut, der aus all den jungen Heldenaugen blitzte, der fehlte. Nicht als ob ihr Christian feige gewesen wäre! Beileibe nein, das hätte niemand von ihm sagen dürfen. Doch die Kriegslust, die erst den rechten Soldaten macht, die fehlte ihm. Wo hätte die wohl auch herkommen sollen? Wenn einer zeitlebens für sich allein bleibt, kein Wirtshaus und keine Kegelbahn aufsucht, kein Mädel anschaut, sondern immer nur bei seinen Blumen hockt und an ihnen herumbastelt, dann kann er nicht wohl anders werden, als ihr Christian geworden war. Und das erfüllte sie mit geheimer Sorge.

Aber es ging besser, als sie gedacht hatte. Christian Isele machte das große Ringen bei Metz mit, in dem die Rothosen zu spüren bekamen, daß die deutschen Fäuste noch die gleichen waren wie weiland Anno 1870. Und später rückte er weiter und immer weiter in Feindesland hinein bis hinauf an die Marne, wo dem Vordringen für eine Weile Halt geboten wurde. Er war ein braver, pflichttreuer Feldsoldat geworden und hielt gute Kameradschaft mit allen, wobei ihm freilich seine respektablen Fäuste, die ein Kommißbrot mit einem Ruck durchbrachen, behilflich sein mochten. Denn wenn er auch überaus gutmütig und gefällig war und niemand sich über ihn Grund zu beklagen hatte, so war es vielleicht doch besser, die kleinen Spottreden, zu denen sein Gebahren oft genug herausforderte, zu unterdrücken. Man konnte nie wissen, wie er es aufnehmen würde. Nur den Professortitel hatte er sich gefallen lassen, den ihm der Feldwebel selbst verliehen hatte. Schon seit den Septembertagen trug er seine akademische Würde, zu der ihm die Blumen verholfen hatten.

Digitized by Google

Vor L. hatten sie im Schützengraben gelegen, tage- und wochenlang. Und aus den Wochen wurden Monate und noch immer lagen sie hier. Niemand wußte mehr, wie er die Zeit totschlagen sollte, die von Posten- und Appelldiensten nur schlecht ausgefüllt wurde. Die einen spielten Karten, die anderen schrieben andauernd Feldpostbriefe; der „Professor" aber legte sich — — einen Garten an. Die fette, braunschwarze Erde, in die sie sich hineingewühlt hatten, eignete sich vorzüglich dazu. Bald hier, bald dort hatte er auf Requirierungswegen in die Dörfer, bei Streifpatrouillen durch die Felder Pflanzen gefunden, die ihm des Mitnehmens wert schienen. Er hatte sie mit seinem Spaten ausgestochen und in seinen Garten verpflanzt, den er in nächster Nähe seines Unterstandes an der Seitenwand eines Laufgrabens angelegt hatte. Die Kameraden mußten ihm häufig dabei helfen. Sie alle hatten ihre Freude an dem Garten, der kaum so groß war wie ein Blumenbeet daheim und dessen Kultivierung ihnen eine überaus wichtige Sache wurde. Sogar einen richtigen Rosenstrauch hatten sie in ihn verpflanzt, den ihr Professor aus einem verlassenen Dorfgarten einmal mitgebracht hatte.

Der Herr Hauptmann hatte nicht schlecht die Augen aufgerissen als er bei einer Inspektion der Unterstände auf den „Garten" gestoßen war. Doch er hatte den Jungen das Vergnügen gelassen. Es war ja gut, wenn sie in diesem ewigen Einerlei, das ihnen allen schon auf die Nerven ging, eine Zerstreuung besaßen. Doch am Abend hatte der Hauptmann mit dem Oberleutnant und dem Leutnant eine lange Unterredung, zu der auch der Feldwebel hinzugezogen wurde, und dort hatte er seinen Standpunkt genauer präzisiert. Nein, er hatte ganz gewiß nichts gegen die Blumenpflege, im allgemeinen und vom pädagogischen Standpunkte aus. Er hatte noch nicht vergessen, daß er selbst, vor kaum zwei Monaten, noch auf dem Katheder gestanden und seinen Tertianern den Wilhelm Tell erklärt hatte. Und er wäre ein grundschlechter Lehrer gewesen, wenn er die Bedeutung der Blumenpflege für die Entwicklung des kindlichen Gemüts verkannt hätte. O nein. Das tat er wahrlich nicht; mit voller Überzeugung bekannte er sich zu alledem, was der große J. J. Rousseau über dieses Thema geschrieben hatte. Aber er war doch schließlich nicht hier, um Kinderseelen zu entwickeln, sondern um mit seinen Leuten einen weit vorgeschobenen Posten zu halten. Und ob nun gerade hier, 600 Meter vor dem Feinde, ein geeigneter Platz war, um einen botanischen Garten anzulegen, das mußte er doch sehr bezweifeln.

Da wurde im Offiziersunterstand ein erkleckliches zusammengesprochen. Denn der Hauptmann hielt nicht so streng auf militärische Formen, und jeder konnte reden, der just etwas zu sagen hatte. Der kleine Leutnant v. Tucholski meinte, man solle das Grünzeug ohne weiteres verbieten, und der Feldwebel pflichtete ihm bei und griff schon nach seinem Notizbuch, um den Befehl einzutragen. Doch der Oberleutnant, der nur ein Sommerleutnant war und im Zivilleben einen Posten an der Reichsbank bekleidete, meinte, man solle den Leuten das Vergnügen lassen und es erst verbieten, wenn einwandfrei feststünde, daß es schädlich wäre.

So ließ denn der Hauptmann fürerst alles beim alten; aber ihm war nicht wohl dabei. Das enge Beieinanderleben mit seinen Leuten ließ ihn die einzelnen genau erkennen und er wußte von jedem, was er wert war. Sie waren alle brave, pflichttreue Soldaten, ausdauernd und vom besten Willen beseelt. Nur über diesen „Professor" hatte er sich schon mehrmals gründlich geärgert; ja, eigentlich ärgerte er sich jedesmal über ihn, wenn er ihn sah. Herrgott noch mal! Ein Kerl mit solchen Gliedmaßen, ein junger Riese, was mußte der eigentlich für einen Soldaten abgeben! Er überragte die anderen fast um Haupteslänge; er war der geborene Anführer, wie er im Buche steht, ein Teja, ein Alarich! Wie ein Bär mußte der beim Angriff vorstürmen und alle anderen mit sich reißen, wenn der Furor teutonicus in ihm erwachte. Aber von alledem würde man wohl nie etwas zu sehen bekommen. Denn in diesem Bären wohnte die Seele eines Lammes. Der Christian Isele tat seine Pflicht und nicht mehr. Nie hatte er sich freiwillig für eine Patrouille gemeldet. Ja, man hätte sie ihm nicht einmal geben können. Denn er würde sicherlich nur auf den Boden schauen und alle gefahrdrohen-

Digitized by Google

den Anzeichen übersehen. Wenn man diesen Bären doch einmal aufrütteln, den Zorn des Teutonen gegen den gallischen Erbfeind in ihm wecken könnte! Wenn das möglich wäre!

Doch der Hauptmann vergaß auch im Waffenrock den Pädagogen nicht; er wußte, daß mit schneidigen Redensarten bei solchen Naturen nicht viel erreicht wird. Die Zeit allein kann hier helfen, irgendein Begebnis, das auch diesem jungen Riesen zu Gemüt führt, um wieviel höhere Güter es jetzt ging als um Wiesenblumen und Rosensträucher.

Die Zeit allein konnte hier helfen und sicherlich würde sie es auch tun. Nur ein Übles war dabei. Und wenn es nun lange dauern würde? . . . Dann konnte dieser Bursche mit seiner Gartenkultur ihm noch die ganze Kompagnie anstecken, und schließlich schleppte die ganze Mannschaft Rosenstöcke mit sich herum. Das konnte ja lustig werden. Nein, eines Tages würde er diesen Garten doch wohl verbieten müssen und vielleicht würde es gut sein, wenn das recht bald der Fall sein würde. Zwar würde ihm das Verbot schwerfallen. Er wußte es selbst. Der Oberlehrer in seiner Seele würde dem Blumenfreunde immer das Wort reden. Doch jetzt war er nicht Oberlehrer, sondern Soldat, und nichts anderes.

Allein noch ehe der Hauptmann dazu kam, dem Garten das Todesurteil zu sprechen, erhielt das ganze Armeekorps den Befehl, sich etwas zurückzuziehen. Sie waren zu schnell vorgerückt, die Reserven und die Nachhut konnten noch nicht folgen, und da der Feind Verstärkungen erhalten hatte und mit Flankenangriffen drohte, blieb nichts anderes übrig, als die Position an der Marne fürerst zu räumen, um sie später mit stärkeren Kräften wieder zu nehmen. •

Längere Märsche folgten, kurze Rasttage in zerschossenen Bauernhöfen und auf nassen, zertretenen Feldern. Endlose Regenperioden setzten ein, die die Wege in Morast verwandelten. Große Truppenverschiebungen fanden statt, ganze Armeekorps wurden auseinandergenommen, Teile von ihnen nach Norden und Osten dirigiert und durch neugebildete Regimenter wieder ergänzt. Auf die Monate der Ruhe folgten anstrengende Wochen, in denen jeder Abend ein neues Quartier brachte. Erst im Dezember trat wieder ein gewisser Stillstand in den Bewegungen ein.

An der Aisne, in den Höhlen und Steinbrüchen des Argonnerwaldes hatte sich das x. Armeekorps verschanzt und Quartiere bezogen, die es sobald nicht wieder zu verlassen gedachte. Ordentliche kleine Holzhäuser waren an den Felswänden entstanden, Häuser mit Treppen und Türen, mit Glasfenstern und Dachgesimsen. Und in den Zimmern waren Tische, Stühle und Öfen, Gardinen und Bilder. Die hier wohnten, konnten von Glück reden. Aber auch die anderen, die weiter hinten lagen, hatten es nicht viel schlechter. Dicht bei den Steinbrüchen, dort wo die von zwei Reihen eingefaßte Landstraße eine Biegung nach rechts macht, begannen die Höhlen. Unter mächtigen, überspringenden Felsplatten lagen die Eingänge, die so groß waren, daß sich niemand bücken brauchte. Auch hier hatten sich die Soldaten installiert, ganze Bataillone, ganze Regimenter nahmen Quartier in den Riesenhöhlen, von denen viele dicht nebeneinanderlagen und durch unterirdische Gänge verbunden waren. Hier war es fast wie in der Kaserne. Große Korridore wurden durch dicke Säulen und Bogen gebildet; Kammern lagen neben Kammern, und jede war von der anderen durch eine eingebaute Holzwand getrennt. In der allergrößten Halle standen die Pferde. Überall aber klebten und hingen Lampen, die kunstvoll im Gestein befestigt worden waren und deren Feuer nie ausgehen durfte.

Eine richtige Höhlenstadt war hier unter der Erde entstanden, eine Soldatenstadt, eine Garnison, über die die Kugeln und Granaten hinwegpfiffen. Die, die hier hausten, waren in Sicherheit. Doch nur selten waren die Bewohner dieser Stadt zu Hause. Meist lagen sie draußen in den Schützengräben vor dem Feinde oder sie taten Dienst bei ihren eingegrabenen Batterien. Nur die, die frei waren, kehrten auf Stunden in ihr Heim zurück, um sich auszuruhen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Soldat und Dichter

Es kreuzt ein schmucker Feldsoldat
Den Weg mir hin und wieder,
Der schaut auf meinen schlichten Staat
So stolz, so kalt hernieder.

Recht, junger Held, ist Schall und Rauch
Für dich des Weichlings Schmachten;
Doch, der wie du ein Kämpfer auch,
Den Dichter mußt du achten!

Glaub' mir's ich hab' sie auch gefühlt,
Die Herrlichkeit des Siegens;
Und ob sie so in dir gewühlt,
Die Qual des Unterliegens?

Oh, könntest du die Wunden schau'n,
Die meinem Stolz geschlagen!
Und doch trug ich in Sturm und Grau'n
Die Fahne ohne Zagen . . .

Und sieh, dein Ruhm ist dir verbürgt
Durch Kreuz und Ehrenzeichen;
Nie kommt es, daß die Angst dich würgt,
Dein Stern sei am Erbleichen!

Dir kann der Friede heit're Ruh
Und stilles Glück drum bringen;
Doch ich muß kämpfen immerzu
Und um die Palme ringen . . .

Bernhard Schäfer.

*

Italienische Streiflichter / Von Dr. Erich Janke

Es unterliegt heute wohl keinem Zweifel mehr, daß die italienischen Staatsmänner, die beim Ausbruch des Weltkrieges Italiens Neutralität erklärten, bereits an eine Kriegserklärung an Österreich-Ungarn dachten. Wir wissen heute den Grund für diese Verzögerung, Italiens Mobilmachung hat volle 9 Monate in Anspruch genommen und ist selbst dann noch nicht glatt von statten gegangen; als Deutschland losschlug und binnen 9 Tagen bereits erhebliche Erfolge erzielte, war man im Lande der Zitronen erst in den kümmerlichsten Anfängen der Kriegsvorbereitungen. Darüber wundert sich niemand, der italienische Zustände kennt und das Land nicht nur einmal vier Wochen auf der großen Fremdenstraße bereist hat, obgleich es selbst da für ihn Gelegenheit genug gibt, nicht aus dem Staunen herauszukommen, wenn er deutsche Verhältnisse zum Vergleich heranzieht. Ich will mich nun durchaus nicht auf das Gebiet der hohen Politik begeben, sondern nur einige Streiflichter auf unseren neuen Gegner fallen lassen, nur einige besonders bezeichnende Vorfälle und Erfahrungen aus langjähriger Erinnerung wieder aufleben lassen; ich weiß nicht, ob neue Beobachtungen darunter sind; nachdem die letzten hundert Jahre die Hochflut der Bücher über das „Land unserer Sehnsucht" immer gewaltiger anschwellen ließ, ist das nicht sehr wahrscheinlich, aber es tut nichts zur Sache. Ich bemerke ausdrücklich, daß die erwähnten Tatsachen sich auf den ungefähren Zeitraum von 1907 bis heute verteilen, damit nicht die Meinung aufkommt, es könnte sich seitdem vieles geändert haben.

Italien ist auch nach der Einigung kein einheitliches Land geworden, die Gegensätze zwischen Nord und Süd treten ungeheuer scharf hervor die südlichen Provinzen, etwa von Rom abwärts sind auch nur das eigentliche Land unserer Sehnsucht, dort finden sich die meisten der großen historischen und künstlerischen Erinnerungen und Denkmäler, dort hat sich auch das Volksleben zum großen Teil in seiner Ursprünglichkeit erhalten, die auf uns „urkultivierte Barbaren" eine so große Anziehung ausübt, weil die Gegensätze sich anziehen! Oberitalien dagegen ist der Träger der Kriegspolitik, dort mag ein Teil des Volkes wirkliche „Kriegsbegeisterung" besitzen die Piemontesen sind die besten italienischen Soldaten und schlagen sich im Verein mit den „Alpini" und „Bersaglieri" am Isonzo sehr tüchtig, wenn ihnen auch bis jetzt keine Erfolge beschieden gewesen sind. Die schlimmste Erscheinung im italienischen Volksleben ist die mangelnde Schulbildung, die Zahl der Analphabeten wächst in den südlichen Provinzen zu einer staunenerregenden Höhe. In Mailand werden es im Stadtbezirk ungefähr 7—8 v. H. sein, in der weiteren Umgebung wie überhaupt in Oberitalien steigt der Prozentsatz auf 15—20 v. H.; in Rom erreicht er bereits 40—50 v. H. um in Calabrien, Apulien und Sizilien auf etwa 70 v. H. anzuschwellen. Dabei sei besonders erwähnt, daß auch die Leute schon zu den „Schriftkundigen" gerechnet werden, die nur imstande sind, ihren Namen zu schreiben. Man staunt über die Presse eines solchen Volkes, die nur von einem Bruchteil überhaupt gelesen werden kann und den Krieg gegen die „Bar-

Digitized by Google

baren" predigt, gegen unser Land, wo gute Schulbildung Allgemeingut auch des Ärmsten ist und der Prozentsatz an Analphabeten etwa 0,6 v. H. beträgt, d. h. überhaupt nicht in Rechnung gestellt zu werden braucht. Diese Unwissenheit, die sich in „gebildeten Kreisen" auch auf Geographie und Geschichte erstrebt, ist die Quelle aller Übel in Italien, denn das Volk ist durchaus nicht dumm, sondern verfügt über leichte Auffassungsgabe und gute natürliche Anlagen. Die wirklich gebildeten Stände, Professoren, Rechtsanwälte, besseren Kaufleute usw., leiden tief unter der Unkultur ihres Volkes und der genial denkende, weise Giolitti wußte wohl was er tat, als er die drohende Kriegsgefahr zu beschwören suchte; zu einem „Operettenkrieg" in Tripolis, in dem jedes Patrouillengefecht als „großer Sieg" ausposaunt wurde, in dem man schwere Artillerie und Schützengrabenkrieg nicht kannte, war Italien fähig, trotzdem im Innern geradezu riesige Kulturaufgaben warteten, aber für einen Volkskrieg ist es noch nicht reif. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird dieser Krieg Italien in das Elend zurückführen, dem es mit Hilfe des Dreibundes entronnen war und wahrscheinlich wird das Haus Savoyen das frevle Spiel mit dem Verlust der Krone bezahlen.

Industrie und Handel sind von ausländischen Elementen durchsetzt, namentlich Deutschen und Deutschschweizern, denn die deutsche Zuverlässigkeit, die alte deutsche „Treue" hat hier den Sieg über italienische Gleichgültigkeit und Unehrlichkeit davongetragen und was deutsche Gasthöfe und Pensionen in Italien geleistet haben an Vorbildlichkeit auf allen Gebieten des Fremdenverkehrs braucht man niemand mehr zu sagen. „Rückständigkeit überall", das ist der Grundsatz, den man auf italienische Zivilisation anwenden kann, ist es doch nicht einmal gelungen, die Pestbeule der Kamorra in Neapel zu beseitigen, ebenso wie die Mafia in Sizilien und das Briganten wesen in Sardinien noch heute nicht ausgestorben ist. Vor einigen Jahren wurde in Neapel das Ehepaar Cuocolo ermordet aufgefunden, das eine berüchtigte Rolle in der Kamorra gespielt hatte, zum Angeber geworden war und der Rache der Genossen anheim fiel. Der Prozeß gegen die Mörder nahm einen riesigen Umfang an und deckte wahre Abgründe auf, daß ein bekannter Priester „Don Vincenzo" an der Spitze marschierte, nimmt einen bei der Verderbtheit des italienischen Klerus nicht wunder. Was geschah nun? Der Prozeß zog sich endlos hin und wurde schließlich vor das Gericht nach Florenz oder Viterbo verwiesen, weil es im Süden keine unabhängigen d. h. unbestechlichen Richter gab, aber auch da nahm er nie ein Ende und verlief schließlich im Sande — der Skandal wäre allzu groß geworden. Italienische Gerichtsbarkeit —

Ich saß im Jahre 1906 oder 1907 mit dem Prokuristen der „Banca Commerciale" einem Deutschen, im Kaffee „Oreto" an der Piazza Marina in Palermo, auf den die Hauptverkehrsstraße mündet. Ein üppiger Park nimmt einen Teil des Platzes ein, vor den Spiegelscheiben des Kaffees befindet sich ein Wagenhalteplatz. Wir sahen nach Beendigung unserer Mahlzeit auf das bewegte Treiben des Platzes hinaus, als plötzlich ein gutgekleideter Mann über die Straße gelaufen kam, offenbar verfolgt von einigen Männern, die ihm auf den Fersen waren. Einige Revolverschüsse krachten, der Mann stürzte blutüberströmt nieder und blieb liegen. Nun begab sich etwas Seltsames: Alles flüchtete und rannte, die Wagenkutscher hieben auf ihre Pferde, in wenigen Minuten war der Platz wie ausgestorben und erst nach geraumer Zeit, als einige Carabinieri erschienen, drängten sich wieder Neugierige heran. Der Ermordete war der Geheimagent der Sicherheitspolizei Petrosino, der ein Opfer der Mafia wurde. Die Mörder wurden nie entdeckt, trotzdem Eingeweihte mit Fingern auf sie hinwiesen, die Angst vor der Rache war zu groß und die allgemeine Flucht bei der Ermordung entsprang weniger der Furcht vor dem Revolver, als der Furcht, als Zeuge vernommen und dadurch der Mafia bekannt zu werden. Einige Wochen später kam ein Knabe von etwa 11 Jahren mittags aus einer höheren Schule im Westen der Stadt; auf dem Platze „quattro cantoni fuori città" angelangt, wurde er von vier Individuen ergriffen, in einen Wagen geschleppt und eiligst davongefahren. Einige Offiziere schossen mit Revolvern hinterher, die Entführer erwiderten die Schießerei, das Publikum flüchtete. Was war geschehen? Man hatte den Neffen des Ministers Orlando entführt um eine Erpressung und einen politischen Druck auszuüben und der Plan gelang, ohne Schaden für die Banditen am hellichten Tage mitten in einer Stadt von 300 000 Einwohnern. Sizilianische Zustände, die einen Krieg nach innen wahrhaftig nötiger fordern als nach außen. In Palermo wohnte ein reicher Engländer Mr. Withaker, der sich in hohem Maße um das Wohl der Stadt, öffentliche Bauten, Verwaltung und Armenfürsorge verdient gemacht hat. Morgens sah man vor dem palastähnlichen Hause fast täglich zwei prachtvolle Pferde, von einem Diener gehalten, warten, Miß Withaker, die Tochter des Millionärs erschien dann, oft höflich vom Publikum gegrüßt und begann ihren Morgenritt, den sie in die Zitronenwälder der herrlichen „conca d'oro" der „goldenen Muschel" führte, wie die fruchtbare Umgebung Palermos genannt wird, die ein Kranz von duftumwobenen Bergen, darunter der zackige Monte Pelegrino umrahmt. Die Wege aus der Stadt heraus und häufig auch noch in den Zitronenpflanzungen selbst sind mit weißen Tuffmauern eingefaßt, um Plünderungen der Ernte zu erschweren. Unweit des Monte Pelegrino liegt der Königliche Park die „favorita" mit einem Lustschloß des wortbrüchigen Königs. Dorthin lenkten die Miß und der Diener ihre Pferde, als im Park plötzlich Flintenläufe über die Mauer blitzten und Haltrufe erschollen. Geschwärzte Banditen, wahrscheinlich Bürger der Stadt, ergriffen Miß

Digitized by Google

Withaker während der Diener zurückgesandt wurde mit dem Auftrag, vom Vater sofort die bescheidene Summe von 100 000 Lire bis abends 6 Uhr zu „leihen", widrigenfalls er seine Tochter nicht mehr wiedersehen würde. Sollte es ihm einfallen, Polizei oder Militär zu Hilfe zu rufen, so sei sein Kind eine Stunde nach deren Eintreffen nicht mehr am Leben. Der Bote langte mit schweißbedecktem Pferde in der Stadt an, aber auch ein Millionär hat nicht immer bare 100 000 Lire zur Hand und es gelang dem geängstigten Mister nur 80 000 Lire aufzutreiben, mit denen der Bote, wohlbemerkt ohne daß die Behörde etwa benachrichtigt wurde, bei den Räubern an einem verabredeten Punkte eintraf. Sie verzichteten großmütig auf die fehlenden 20 000 und abends war Miß Withaker zu Hause. Polizei? — Es war ja in Italien, das gegen die Barbaren kämpft, um ihnen Sitte, Ordnung und Zucht und die „Menschenrechte" endlich beizubringen. Die Zustände auf dem Lande sind entsprechend. Die Großgrundbesitzer trauen sich nur selten auf ihre Schlösser aus Furcht vor Erpressungen, sie leben in Rom und Paris, während Generalpächter und Unterpächter das Volk aussaugen. Die einstige „Kornkammer" Italiens ist auf hunderte von Quadratmeilen nur noch Weideland, und wo der Schwefelbergbau betrieben wird, ist die Fronarbeit nicht weit von Sklaverei entfernt, unter der selbst 7- bis 11 jährige Kinder schmachten. Nichts geschieht zur Hebung des Landes und wie es nicht anders sein kann, zeigen die Zeitungen Siziliens einen Tiefstand ohnegleichen. Deutschland ist überhaupt ein nebelhafter Begriff mit Regen, Finsternis und Kälte verbunden, der Italiener reist ja auch so gut wie gar nicht, nur aus den Industriestädten Oberitaliens kommen öfters Gäste zu uns und diese zeigen ein leidliches Verständnis für unseren wirtschaftlichen Fortschritt. Sprachkenntnis geht dem Italiener ab, allenfalls das Französische findet man hier und da, wie denn auch die Presse ihre Anschauungen über das Ausland insbesondere Deutschland mit Vorliebe aus französischen Zeitungen schöpft und höchst mangelhaft über uns unterrichtet war und ist, trotzdem unsere Landsleute jahraus, jahrein in Scharen hinunterzogen und als willkommene Ausplünderungsobjekte dienten. Der Ausfall der Einnahmen aus dem Fremdenverkehr wird sich am schnellsten bemerkbar machen, und in Städten, wie Rom, Neapel und Venedig grenzenloses Elend hervorrufen.

Wie in Verwaltung und Unterricht ist auch in Heer und Flotte vieles faul. Der Soldat, auch der Offizier, genießt nicht im entferntesten das Ansehen wie bei uns. Das einjährige Dienstjahr ist gegen Zahlung von 2500 Lire zu haben, überdies beschränkte Wehrpflicht, da immer nur der zweite Sohn in kinderreichen Familien zum Heeresdienst verpflichtet ist und jeder sich nach Möglichkeit zu drücken sucht. So mußte auch im Tripoliskriege eine Macht von über 100 000 Mann aufgeboten werden um gegen eine handvoll Türken und irreguläre Araber anzukommen, die der geniale Enver Pascha erst notdürftig ausbildete und in Heeresverbände faßte. Dabei ist schon jetzt Tripolis bis auf die Küstenstriche wieder in den Händen der Eingeborenen und ein neuer, schwerer Feldzug wird nötig sein, um das Land zu behaupten.

Ein Schlaglicht auf den Geist der Marine wirft folgender Vorfall. Es war ein schöner Junitag des Jahres 1909, als ich nachmittags vom Posilipp, dem berühmten Höhenrücken am Golf von Neapel, der seinen Namen von einer Villa „Pausilippon" (Sorgenfrei) des Lukullus trägt, einen großen Panzerkreuzer manövrieren sah. Er fuhr hin und her, bald nach Capri zu, bald nach Pompeji und schließlich nahm er Kurs auf die äußerste Spitze des Posilipp. Die Gäste der kleinen Trattorien, die überall am Ufer verstreut liegen, folgten dem Schauspiel mit Interesse, es war der soeben von Stapel gelaufene „San Giorgio". Plötzlich bemerkte man gewaltige Rauchwolken aus den Schloten, eine allgemeine Unruhe schien die Segel- und Motorboote in der Nähe ergriffen zu haben, die Sirenen heulten — kurz, es mußte etwas geschehen sein. Der schöne, neue Panzer war auf die Klippen gelaufen! Und der Grund dafür? Der Kommandant, ein Vizeadmiral hatte die Probefahrt auf Anregung einer an Bord befindlichen, befreundeten „Gräfin" zu einer Sonntagnachmittagsspazierfahrt mit viel Asti spumante und Likören gemacht und die „Gräfin" hatte den Wunsch ausgesprochen, nach dem Posilipp zu fahren, um dort Austern zu essen! Als das Schiff festsaß, ging sie lachend von Bord. Der Kommandant wurde vor ein Kriegsgericht gestellt — aber er hatte hohe Gönner und wurde freigesprochen. Die Ausbesserungen des mit großer Mühe wieder flottgemachten Kreuzers gingen in die Hunderttausende. Man stelle sich etwas Ähnliches bei uns vor! — Die Leistung des Luftschiffes „Città di ferrara" das die eigene Adriaküste mit der österreichischen verwechselte und Bomben auf Rimini warf ehe es von den Österreichern zerstört wurde, ist ein würdiges Seitenstück. Gewiß soll man nun nicht deshalb den Gegner überhaupt mit einem Lächeln abtun, denn Einzelfälle, so bezeichnend sie sind, wird man nicht ohne Schaden für sich selbst verallgemeinern dürfen, aber es scheint, als wenn der Geist von Lissa noch immer über Italiens Flotte schwebt. Und so werden diejenigen recht behalten, die an den Sieg von strasser Manneszucht und Organisation über italienischen Leichtsinn und Unordnung glauben, Charaktereigenschaften die sich immer gerade dann zeigen werden, wenn das Unheil am nächsten ist. Wir haben jedenfalls keinen Grund, den neuen Gegner zu fürchten und — wir werden auch nach dem Kriege wieder nach Italien reisen, nicht um die Bevölkerung, sondern um den Geist der Antike zu genießen, der um die unsterblichen Schöpfungen der Griechen- und Römerzeit schwebt, von dem aber die entarteten Erben nur hier und da einen Hauch spüren lassen.

Digitized by Google

Abend

Die weißen Winden Arm in Arm
Wiegen am Zaun sich selbst in Ruh.
Verträumte Lieder, heimwehwarm,
Verklingen fern, den Häusern zu.

Wie Atem geht vom roten Klee
Ein Leuchten über Land und Luft.
Im Wiesengrund schreckt noch ein Reh.
Dann schläft die Welt in Tau und Duft.

Karl Pries.

Friedrich der Große und Gellert / Von Anna Schwabacher

Unbekannte Anekdote aus dem Leben des großen Königs.

Während einer Tafelrunde unterhielt sich der König einst im Schlosse Sanssouci lebhaft mit seinen Generalen und Hofmännern. Ein Kammerherr berichtete nämlich von der augenblicklich nach Beendigung der schlesischen Kriege am Hofe zu Wien, wohin ihn ein Geschäft privater Natur geführt hatte, herrschenden Stimmung. Noch hatte man im Schlosse von Schönbrunn den Verlust der „schlesischen Perle in Habsburgs Krone" nicht verschmerzt, wenn auch Maria Theresia sich in ihrer klugen Weise ins Unabänderliche fügte. Der Hofmann verbreitete sich dann, auf eine diesbezügliche Frage des Königs hin, über die scharfe Abwehrung religiöser, protestantischer Schriften, die von der Kaiserin, welche sehr fromm katholisch, ausging. Dieses Verbot war damals in Österreich so streng, daß jeder Reisende daraufhin untersucht wurde, ob er auch keine derartigen Werke bei sich führe und im Lande etwa verbreite.

Bei Erwähnung dieser Verordnung hält der eben aus der Stadt der blauen Donau Heimgekehrte einen Augenblick zögernd inne. Dem Adlerblick Friedrichs entgeht dies nicht, und er forscht nach der Ursache.

„Majestät," lautet die Antwort, „man hat mit mir eine Ausnahme gemacht."

„Inwiefern?" fragt interessiert der König. „Erzähl Er mir das."

„Majestät, ich trug die philosophischen Schriften und die Lieder und Fabeln des Leipziger Professors Gellert bei mir. Und die ließ selbst der strenggläubige Freiherr von Switen passieren, mit den Worten: ‚Diese Schriften gehen unser Verbot nicht an. Wir alle bewundern Gellerts Werke.'"

Betroffen blickte Friedrich der Große drein: „Sag Er, was ist das für ein Magister in Leipzig, den man in Österreich schätzt und den ich nicht kenne? Zitier' Er mir etwas von ihm."

Verlegenheit malt sich im Gesicht des Hofmannes. Sollte er hier, vor den Höflingen, an denen man doch den Hauch des frivole Geistes Voltaires spürte, eine Fabel, oder gar ein geistliches Lied Gellerts vortragen, ohne dem Verständnis dieses in anderem als dem landläufigen Sinne frommen Dichters und Philosophen beim König, der gern etwas zu Sarkasmus neigte, zu schaden? Einer der Höflinge hatte schon diese Achillesferse des, lange von ihm beneideten Berichterstatters entdeckt, und begann jetzt, von einigen Gleichgesinnten unterstützt, den armen Magister lächerlich zu machen, um so mehr da dieser hier im Kreise keinen Sachwalter weiter finden würde, denn die Generale hatte in jener Zeit im allgemeinen wenig Muße zu Lektüre, höchstens, daß man dem König zuliebe den Voltaire las. Das Gespöttel und Gewitzel nahm zu. Der König begann zu schmunzeln und lachte endlich laut auf, als die Bemerkung fiel, der Magister aus Leipzig, Christian Fürchtegott Gellert, möge sich nur noch ein paar mehr von Frömmelei triefender Namen anhängen. Wußten sie doch, daß Frömmelei dem König verhaßt war, als die entartete Schwester wahrer Frömmigkeit.

Da aber sprang plötzlich der alte Zieten aus dem Busch auf. Er hatte seinen wohlverdienten Stein im Brett beim alten Fritzen und durfte auch ungefragt einmal ein urkräftig Wörtlein reden. Feuerrot hatte ihn der Zorn angemalt.

„Wollen Majestät genädigst verzeihen," sprach er in einem Gemisch von Rührung und dem Grollen eines heranziehenden Gewitters, „wollen Majestät es einem alten Husaren nicht verübeln, wenn er hier ein Dankwort sagt diesem Magister aus Leipzig, diesem Herrn Christian Fürchtegott Gellert, der seinen Namen mit Recht trägt, als ein echt deutscher, aufrechter, aller Liebedienerei ferner, wahrhaft frommer Mann. Und es hat den Soldaten von Sr. Majestät noch nie Schaden gebracht, wenn ich an der Spitze meiner Reiter, meiner Gewohnheit gemäß, mit dem Liede Gellerts: ‚Auf Gott und nicht auf meinen Rat' in die Feinde meines Königs einhieb."

Die letzten Worte dieser Rede hatten geklungen, als kommandiere Zieten all seine Husaren zu einem Todesritt gegen den Feind.

Lautlose Stille folgte. Die Spötter waren erblaßt.

Der König aber war groß genug, auf Zieten zuzugehen, ihm die Hand zu schütteln und zu sagen: „Er hat recht, Zieten, bleib Er dabei!"

Dann hob er die Tafelrunde auf und gab Befehl, sofort Gellerts sämtliche, bis dahin erschienenen Schriften ins Schloß zu schaffen.

Einige Tage darauf sprach er wieder bei versammelter Tafelrunde zu Zieten:

Digitized by Google

„Hör Er, Zieten, Er hat recht. Dreimal recht. Diesen Gellert betreffend. Seine Philosophie interessiert mich stark. Seine Fabeln sind prächtig, glänzend pointiert, sie gehen scharf mit mancher Gleisnerei ins Gericht. Es sollte sie mancher lesen, statt, ohne sie zu kennen, darüber zu urteilen."

Hierbei traf sein Blick die spottlustigen Höflinge. Dann wendete er sich wieder zu Zieten:

„Und daß Er und Seine Husaren mit einem frommen Lied Gellerts, wenn's gilt, in den Tod reiten, begreife ich auch. Denn es liegt echtes Gottvertrauen und furchtlose Todesverachtung darin. Ich muß diesen Gellert kennen lernen."

Der große König ließ nichts, was er sich in den Kopf gesetzt hatte, unausgeführt. Als er eines Tages noch erfuhr, daß sein von ihm als glänzender Heerführer des siebenjährigen Krieges geschätzter Bruder, Heinrich, Gellert 100 Taler geschickt, und ihn mehrfach besucht habe, aus Dankbarkeit für den guten, ermutigenden Einfluß seiner Schriften im Heere, da zog es den König mit Gewalt nach Leipzig. Denn er hatte auf seine Erkundigungen hin vernommen, daß der Herr Professor nicht mit acht Pferden aus seinem geliebten Leipzig, wo er ja auch starb, fortzubringen sei.

Dem Spruch gemäß: „Wenn Mohamed nicht zum Berge kommt, muß der Berg zu Mohamed kommen", begab sich der König, als die Befestigungen Sachsens die Anwesenheit des Königs als erwünscht erscheinen ließen, eines Tages nach Leipzig. Er vermied es absichtlich, sich in glänzender Karosse, von Hofprunk umgeben, bei dem Manne einzuführen, der ihn so lebhaft interessierte. Wie ein einfacher Offizier gekleidet, zu Fuß, um nicht erkannt zu werden, den Mantelkragen hochgeschlagen, den Dreimaster tief in die Stirn gedrückt, so schritt er durch das Hoftor, spähend, ob er nicht jemand fände, der ihn anmelde. Er konnte sich den Auslug sparen. Denn der Herr Professor stand selbst im Hof und schimpfte. Schimpfte weidlich ein Bäuerlein aus, welches ihm heimlicherweise eine Fuhre Brennholz soeben auf seinen Hof gesetzt hatte, „aus Dankbarkeit für das Vergnügen, das ihm seine Fabeln gemacht." Da fügte sich der Professor endlich, schüttelte dem Bauer die Hand, und seelenvergnügt zog dieser ab, während Gellert sich dem neuen Gast zuwendete und ihn ins Haus führte. War es die Kurzsichtigkeit des Gelehrten oder die nicht gerade feenhafte Beleuchtung des ärmlichen Zimmers — Gellert bezog damals ein festes Gehalt von 100 Talern — genug, er erkannte den König nicht, was diesem sehr lieb war. Denn, ohne den Dichter zu verwirren und zu beeinflussen, wollte er dessen Unterhaltung genießen. Und ein Genuß war es wirklich, wie der König oft erzählte. Aber auch dem Professor gefiel der geistvolle Offizier sehr, der in seine Werke so tief und mit liebevollem Verständnis eingedrungen war.

Beim Abschied aber konnte es der König sich nicht versagen, sein Pseudonym fallen zu lassen. Der geringe Eindruck, den dies bei dem schlichten, geraden Manne hervorrief, gewann ihm die Zuneigung des wahrhaft großen Königs und Menschen noch mehr. Und er schlug ihm vor, in preußischen Staatsdienst zu treten. Aber Gellert lehnte dies ab, mit dem Hinweis darauf, daß man einen fest eingewurzelten Baum nicht ohne Schaden verpflanze, und ohne dann den Gärtner bitter zu enttäuschen. So schieden die beiden denn, aber nicht für immer. Es existiert ein Bild: Gellert, Friedrich den Großen im Schloß zu Leipzig besuchend. Der König in Hoftracht, eins seiner verhätschelten Windspiele neben sich. Vor ihm Gellert, den Hut in der Linken, die Rechte dem König zum Gruß entgegengestreckt. Das sanfte Auge des Dichters, in dem sich Treuergebenheit bei festem Mannessinn ausdrückt, begegnet furchtlos dem alles durchblitzenden Auge des großen Königs.

Mehrere Jahre danach starb Gellert, von Friedrich dem Großen bis an sein Lebensende so hoch geschätzt, daß er es selbst nicht unterließ, dessen Sohn einen Beileidsbesuch zu machen. Nun ist es eine alte Tatsache, daß große Männer nicht immer große Söhne haben. Als der König nämlich während dieses Besuches, der großen Hitze wegen, den Hut abnimmt, sagt Gellert junior in wohlwollendem Tone: „Aber Majestät, bedecken Sie sich doch." Das war etwas für den alten Fritz. Mit vor Sarkasmus zuckenden Lippen klopft er den anderen auf die Schulter und meint: „Lieber Gellert, Ihr Vater war ein kluger Mann."

1915 werden es zweihundert Jahre, daß Gellert geboren ward, als ein Mensch, der den Besten seiner Zeit genug getan.

Wir suchen oft in Werken aus großer Zeit Erbauung und Trost für diese schweren Tage. Auch Gellerts Schriften geben uns viel. Seine Fabeln und seine geistlichen Gesänge besonders sollten nicht vergessen werden.

Der Alte.

Ich möcht' auf deinen Füßen gehn,
Die keine Scholle hält.
Mit deinen Augen möcht ich sehn
Die Wunder dieser Welt.

Mit deinem Herzen möchte ich
Durchfühlen, was es schlägt,
Was es bei Tag und Nacht in sich
Sorgsam verborgen trägt. —

Dann wüßte ich auch, was mir frommt
Und zög' mich nicht zurück:
Wenn Jugend keck zu Jugend kommt,
Dann hat sie immer Glück.

Leo Heller.

Digitized by Google

Vermischtes

Gespräch zwischen England und Ruyter. Der Friede zu Münster hatte der Republik der Vereinigten Niederlande endlich die Anerkennung ihrer Selbständigkeit auch von seiten Spaniens gebracht. Trotz des jahrzehntelangen Ringens war der Handel aufgeblüht, ein großer Reichtum angesammelt, ein mächtiger Kolonialbesitz erworben, eine Flotte gebaut, die das Meer beherrschte. Ueberall vermittelten Schiffe der Republik den Warenaustausch.

England begann für seinen Handel zu fürchten. Im Herbste 1651 erließ es die „Act of Navigation", die in erster Linie gegen die Republik gerichtet war. Dieses Gesetz verbot die Einfuhr nichteuropäischer Waren in England durch andere als englische Schiffe; europäische Waren durften nur noch auf englischen Schiffen oder auf solchen des Ursprungslandes eingeführt werden.

Die Republik sah sich schwer bedroht. Es kam zu langen, mit wechselndem Glücke geführten Kämpfen, die England wie die Republik erschöpften und ihren Handel lahmlegten. Von den vielen Seehelden, die sich damals auszeichneten, ist ein Name auch in Deutschland allgemein bekannt: de Ruyter. Vom Schiffsjungen hatte er sich durch Umsicht und Tapferkeit zum Admiral der Republik hinaufgearbeitet, oftmals den Sieg an seine Fahne geheftet und im Unglück tapfer ausgehalten. Zu einer wahren Entscheidung gelangte der Kampf nicht; in England und in der Republik wurde die Kraft aufgezehrt: beiderseits wünschte man Frieden.

Die Verhandlungen führten zu keinem Ergebnis: England forderte zu viel und wollte nichts bewilligen. Da rüstete die Republik noch einmal eine gewaltige Flotte her, dem Gegner zu zeigen, daß man noch Kraft besitze, und holte zu einem gewaltigen Schlage aus. Mitte Juni 1667 segelte de Ruyter mit achtzig Schiffen die Themse hinauf, zerstörte das Fort Sheernes durch eine gelandete Truppenabteilung, brachte andere englische Batterien zum Schweigen, versenkte sechs feindliche Schiffe und führte zwei andere als Siegeszeichen heim.

Panischer Schreck packte England, besonders London; gegenüber dem stolzen Ausspruch: „England rules the waves" beherrschte die Republik jetzt das Meer nnd erzwang sich in kurzer Zeit einen ehrenvollen Frieden.

Aus diesen Tagen stammt ein Lied, das wirklich „aktuell" genannt werden kann. Es hat die Form eines Gespräches zwischen England und de Ruyter. England beginnt und klagt:

Ach, wie bin ich zugerichtet
Von des Ruyters Satanshänd',
Hat mir meine Flott' vernichtet,
Meine stolz Armad geschändt.
Dreimal auf dem Meer geschlagen
Hat er mich also geschwind,
Daß es gar nicht ist zu sagen
Wie ich traurig bin gesinnt.

Und nun ist er gare eben
Kommen in die Themf' allhier,
Will den letzten Konto geben
Und verbrennt die Flotte mir.
Von uns weichet alles Glücke;
Schon seit Jahr und Tag bergab
Gehet immer es zurücke,
Dürft mich legen bald ins Grab.

Nach ein paar weiteren Versen antwortet de Ruyter:

Ja, ihr stolze Herren Britten
Euch ist so eine Lehre gut,
Daß ihr meinet nicht, wir litten
Alles was ihr wollt und tut.
Denkt ihr, daß ihr habt das Meere
Jetzt alleine in der Pacht,
Weilen pochet also sehre,
Habet nicht auf andre acht?

Ich werd's aber anders weisen,
Wie ich will macht Frieden jetzt,
Müßt in sauren Apfel beißen,
Sonsten dapfer drauf gesetzt.
London lasse frei beschießen,
Daß kein Stein auf andern bleibt,
Also tut euch gleich entschließen,
Mich nicht in den Zorne treibt.

Knabe und Vogel. (Eine Fabel von der deutschen Sprache.) Auf einem Aste saß ein Vogel und sang. Da kam ein Knabe und suchte ihn zu fangen. Er lockte ihn mit Pfeifen und Schmeichelreden und hielt ihm ein Stück Zucker hin. „Komm zu mir", sprach er, „bei mir sollst du alle Tage ein lustiges Leben führen". „Lustig?" fragte der Vogel, „ich durchschaue deine List. Ich soll mich von dir fangen lassen, damit du dich über mich lustig machen kannst. Nein, mein Ast ist mir lieber als ein Käfig von lauter Gold. Nur die Freiheit ist meine Luft". „Aber", lockte der Knabe weiter, „welche traurige Freiheit in Wind, Regen und Schnee, wo du hungern und frieren mußt! Wie armselig lebst du, und wie gut kannst du es bei mir haben, wo du ein warmes Nest und reichliches Futter bekommst!" „Ich danke für deine Pflege", entgegnete der Vogel, „in ihr verliere ich meine Federn, verlerne ich meinen Gesang und verkümmert meine Gestalt. Nur in der Freiheit gedeiht meine Schönheit". „Wie dumm du bist", fuhr ärgerlich der Knabe fort, „dort oben lauert die Wildkatze, und hier unten kommt der Fuchs. Willst du denn ewig in dieser Gefahr leben"? „Das verstehst du nicht, törichter Knabe, daß die Gefahr mein Leben ist. Durch sie wachsen meine Schwingen, übt sich meine Kraft und schärft sich mein Blick gegen alle meine Feinde". Sprach's und flog davon. — Ist nicht unsere Sprache dem Vogel gleich? Wenn sie sich von fremden Völkern einfangen ließ, dann war sie verspottet, verunstaltet und ohnmächtig. In ihrer Schönheit, Freiheit und Kraft kann sie nur leben, wenn sie deutsch ist und deutsch bleibt.

Ein alter, aber falscher Kindervers. Jeder kennt den Satz: „Quäle nie ein Tier zum Scherz, denn es fühlt wie du den Schmerz!" Der Gedanke, welcher darin zum Ausdruck kommt, ist aber eine Halbheit, denn alle die vielen Tierquälereien aus Roheit, Gewinnsucht, Nachlässigkeit sind nicht einbegriffen. Seine Popularität genießt der Vers daher zu Unrecht; er hat sogar den Spott in dem geistreichen Witzwort herausgefordert:

Quäle nie ein Tier zum Scherz,
Denn es fühlt wie du den Schmerz.
Vom Menschen hörst du das nicht sagen,
Ihn kannst du schinden, quälen, plagen.

Damit wird man dem guten Kern des alten Kinderverses freilich noch weniger gerecht. Das Wahre liegt allein in der bisher unausgesprochenen goldenen Mitte: „Quäle nie ein Tier, denn es fühlt wie wir!"

Inhalt des Heftes 43: Die Herrin von Hellerbrunn. Roman von E. von Luckwald. — Bayerische Schneid. Von Arthur Achleitner. — Der Professor. Erzählung von Heinz Welten. — **Beiblatt:** Soldat und Dichter. Gedicht von Bernhard Schäfer. — Italienische Streiflichter. Von Dr. Erich Janke. — Abend. Gedicht von Karl Pries. — Friedrich der Große und Gellert. Von Anna Schwabacher. — Der Alte. Gedicht von Leo Heller. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 24. Juli 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek
1915 Heft 44
Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Die Herrin von Hellerbrunn / Roman von C. von Luckwald

3. Fortsetzung.

Emmerich zog eine schwere, goldene Zigarettendose aus der Tasche und wies auf das E mit der Herzogskrone, das auf der linken Seite des kostbaren Etuis blitzte.

„Das war mein letzter Preis — beim Kitzbühler Rennen hab' ich mir den geholt. Nehmen Baronin eine Papyros?"

„Gern, und nun erzählen Sie mir von Ihren sportlichen Taten dieses Sommers."

Sie lehnte sich in ihren Sessel zurück, blies blaue Rauchwölkchen in die Luft und lauschte Emmerichs spröder, knarrender Stimme.

Er berichtete von gefahrvollen Dolomittouren, die er kürzlich gemacht, und während sie aufmerksam zuhörte, nur ab und zu eine knappe, sachliche Frage dazwischenwarf, entging es ihr, daß der Saal anfing, sich zu leeren. Erst als Felix auf sie zutrat und zum Aufbruch mahnte, blickte sie auf.

„Ist es denn schon so spät?"

Lachend hielt er ihr seine Uhr vor die Augen.

„'s geht auf Mitternacht. Aber wann zwei Sportfexn beieinanderhock'n und fachsimpeln, vergessen's ganz auf die Zeit — gelt, Hasi?"

„Baron Emmerich erzählte so interessant von seiner Besteigung der kleinen Zinne."

„Was? Da heroben warst, Cari? Geh, red kein Pflanz!"

„So frag halt den Dimoni aus Schluderbach — der hat mich g'führt."

Und sich über Esthers Hand neigend, die sie ihm zum Abschied reichte, fragte er.

„Sobald als 's kalt wird und 's Schnee gibt, trainier ich wieder mit der Mannschaft; Baronin bleib'n mir doch auch heuer treu?"

„Selbstverständlich! Ich bin doch das erklärte Bobgirl der Weißen — oder haben Sie für den kommenden Winter eine ander Farbe erkoren?"

Emmerich lachte:

„Weiß bleibt's Panier. Hoffentlich kommt bald Schnee, denn geht's an die Arbeit."

Esther hatte sich bei seinen letzten Worten erhoben und schritt von Felix gefolgt, auf Gräfin Borolini zu.

„Wir müssen uns schleunigst empfehlen, Tante Lola — es ist schon spät, und wir haben noch eine weite Fahrt vor uns. Tausend Dank für den reizenden Abend."

Die Gräfin drückte sie an ihren umfangreichen Busen und küßte sie herzlich.

„Behüt' Gott, liebstes Kind — hab' leider wenig von dir g'habt, bei all die vielen Menschen. Ja — was ich noch fragen wollt', Lixi — wie geht's deinem Bruder, dem Rüdiger — wo steckt er jetzt?"

„Wann i dös wüßt', Tant' Lola! — Keine Ahnung. Vielleicht in Indien — kann sein er is am Nordpol."

„Und die Helen', die arme Hascherin — wie geht's der?"

„Unsere Schwägerin ist jetzt in einem Sanatorium bei Wien," fiel Esther ein, „ich erkundigte mich kürzlich brieflich nach ihrem Befinden, und der Chefarzt sprach sich nicht ungünstig über ihren Zustand aus. Wenigstens

Digitized by Google

ist sie jetzt ruhiger. Gesund und ganz normal wird sie ja freilich nie wieder, das ist ausgeschlossen."

„Die arme Haut!" seufzte die Gräfin mitleidig, „'s is a recht's Kreuz."

„Mich dauert bei diesen traurigen Verhältnissen doch am meisten das Kind — die kleine Beate," meinte Esther, „das arme Ding hat weder Vater noch Mutter, obgleich beide leben."

„Wie alt is sie wohl beiläufig?"

„Sechzehn gewesen im Sommer."

„No, bei den Schwestern vom Sacré Coeur is sie gut aufgehob'n."

„Aber sie kann doch nicht ewig im Kloster bleiben, Tante; ich möchte sie am liebsten ganz zu uns nach Hellerbrunn nehmen, wenn sie erwachsen ist."

„Hast recht, Kindi — die Familie muß z'samm'halten — bist a liaber Schnek. Also b'hüt Gott derweil, und auf Wiederschau'n. Sowie ich bei mir drinnen wieder heimisch bin, fall' ich amal bei euch ein."

Felix thronte bereits auf dem hohen Kutscherssitz des Selbstfahrers, als Esther kam. Er winkte ihr ungeduldig, Platz zu nehmen, denn die jungen, lebhaften Pferde waren kaum noch zu halten. Sowie Esther eingestiegen, sauste das leichte Gefährt in die Nacht hinaus.

Felix war zuerst vollauf mit dem Gespann beschäftigt, aber nach einiger Zeit mäßigten die temperamentvollen Jucker ihre Gangart, und er wandte sich Esther zu, die neben ihm saß:

„Die Racker hab'n zu wenig Arbeit — i muß sie wieder täglich fahren. Na, Hasi, wie war's? Hast du dich gut unterhalten?"

„Ja — es war ganz nett."

„Der Cari Emmerich ließ di ja zum Schluß gar nimmer aus!"

„Er zeigte mir seinen letzten Bobpreis, und wir verabredeten, im kommenden Winter wieder fleißig zu trainieren, aber das liegt wohl noch in weitem Felde."

„Glaub's nit — 's hängt Schnee in der Luft, gar lang wird's nimmer dauern. Über Nacht kann der Winter da sein. Auf der Herrenspitz liegt's schon weiß und der Wind bläßt von Norden."

„Ja, es ist kalt geworden", stimmte Esther bei und zog den Mantel fester um die Schultern. „Wie rasch das hier geht — vor einigen Tagen war es doch noch sommerlich warm."

Felix nickte nur, die Pferde nahmen seine Aufmerksamkeit wieder in Anspruch, und auch Esther versank in Schweigen. Sie war müde, eine schläfrige, traumhafte Stimmung überkam sie. Man hörte nur das gedämpfte Rollen des Wagens, das leise Schnauben der Pferde.

Schattenhaft glitten Bäume und Wiesen vorüber, da und dort tauchte ein dunkel umrissenes Gehöft auf, in der Ferne schimmerten die Lichter der Stadt. Nun ging es langsam den steilen Schloßberg hinan, und dann hielt der Wagen mit jähem Ruck auf dem holperigen Pflaster des Burghofes.

* * *

Seit Tagen schon schneite es. Unaufhörlich rieselte der Schnee herab und hüllte das Tiroler Bergland in dichte, weiße Schleier. Dabei war es windstill, die Flocken schienen kaum zu fallen, so langsam sanken sie aus dem bleigrauen Himmel zur Erde nieder. Es war, als sei ein dichtmaschiges Netz vor die Welt gespannt, das nur bisweilen leise zitterte.

Die wildzerzackten Felshäupter der Berge schimmerten in schneeigem Weiß, verwischt waren die scharf umrissenen Konturen; über Felder und Wiesen breitete die harte Hand des Winters das Leichentuch. Nur der Wald stand schwarz und düster in der hell schimmernden Landschaft.

Auch Lurchstadt hatte sich seltsam verändert in diesen Tagen. Jeder Turm, jedes Haus trug eine flauschige, weiße Kappe, auf Fenstersimsen, Mauern und Erkern häufte sich die flaumige, lockere Masse. Kahl standen die Bäume der Sommeranlagen und reckten ihre dürren Äste in stummer Klage empor.

Melancholisch zirpten frierende Vögel in den blattlosen Wipfeln. Nirgends war ein Wagen zu sehen, nur Schlitten in allen Formen und Größen glitten pfeilschnell über den festgetretenen Schnee. Hell klingelten die Glöckchen an den Geschirren der Pferde, über deren warmen Leibern beständig eine leichte Dunstwolke schwebte.

Stiller, einförmiger noch als sonst war das Straßenbild. Nur wenig Fußgänger belebten

Digitized by Google

Plätze und Gassen — Lurchstadt rüstete sich zu langem, tiefem Winterschlaf. —

Aber außerhalb der Tore herrschte um so lauteres Treiben. Da zogen die Skifahrer hinaus, die Bretter auf dem Rücken, den langen Schneestab in der Hand. Alt und jung eilte mit den leichten Rodelschlitten zu Berg; jeder Hügel, jeder Hang war schwarz von fröhlich durcheinanderwirbelnden Menschen, denen die Sportfreude aus den Augen lachte.

Der außerhalb der Stadt gelegene Ort Telgls war das beliebteste Ziel, auch für solche, die sich nur auf das Zusehen beschränkten. Dort fanden alljährlich große Bobwettfahrten statt, die Einheimische wie Fremde anlockten. Da gab es immer etwas zu sehen.

Hier trainierten die Mannschaften der verschiedenen Klubs von Früh bis zur sinkenden Dämmerung. Da wurde mit einem Ernst, einer Ausdauer „gearbeitet", als hinge das Wohl Europas davon ab. Weder Frost noch blutige Köpfe scheuten die Fahrer, wenn es galt, den heiß umstrittenen Sieg zu erringen. Und alle jene blasierten Gesellschaftsmenschen, die in Untätigkeit und Wohlleben zu erschlaffen drohten, hier draußen standen sie ihren Mann, da mühten sie sich in zäher Ausdauer und stählten Muskel und Sehnen in Ausübung des Wintersports.

Heute sollte das erste große Wettfahren in Telgls stattfinden. Hotels und Villen hatten ihre Tore geöffnet wie in der warmen Jahreszeit, wo der kleine Ort von Sommerfrischlern stark besucht wurde. Von allen Häusern wehten schwarz-gelbe und rot-weiße Fahnen, geschäftiges Treiben herrschte überall, alles war von Fremden überfüllt, die schauluſtig dem ersten winterlichen Turnier beiwohnen wollten. Spiegelglatt dehnte sich die ungeheuer steil abfallende Bahn, hoch ragten die künstlich gebauten Wälle aus blaugrün schimmerndem Eis.

Rechts und links waren Tribünen für Zuschauer errichtet. Die großen, viele Zentner wiegenden Bobsleighs wurden durch Pferde zur Höhe geschleppt, langsam folgte die Besatzung, fünf für jeden Schlitten.

Auch Damen befanden sich darunter. Gruppenweise stiegen sie bergan, jede Mannschaft für sich gesondert: die Roten, die Schwarzen, die Blauen und die Weißen. Mit scheelen Blicken maßen sich die Kämpfer, einer im anderen den Rivalen witternd. Den anderen weit voraus gingen die Roten hinter ihrem schweren, ganz aus Eisen bestehenden Schlitten, in scharlachfarbenem Rock, die Mützen und Sweater mit schwarzen Quasten verziert.

Ihnen folgten die Schwarzen, dann kamen die Blauen, den Schluß bildete die weiße Mannschaft, geführt von Baron Emerich. Esther, ebenfalls schneeweiß gekleidet, schritt an seiner Seite.

Schweigend, wie ernstes, gefahrvolles Tun es fordert, stiegen sie den steilen Waldweg hinan. Unterhalb des kleinen Klosters zu den „Drei Brunnen" befand sich der Startplatz, wo sich die Mannschaften versammelten.

Die vier Bobs, die zur Wettfahrt genannt waren, besaßen alle fast gleich gut trainierte Fahrer; es würde ein heißer Kampf um die Siegespalme werden. Deshalb herrschte auch bei den Zuschauern eine erwartungsvolle, aufgeregte Stimmung.

Emerich galt allgemein als der beste Lenker, aber die Roten — in Sportkreisen nur die fünf Teufel genannt — besaßen in Coloman Bretti einen Führer, der für seine Gewandtheit wie Rücksichtslosigkeit ebenso bekannt als gefürchtet war.

Schon seit Tagen wurden Wetten auf die beiden Matadore abgeschlossen; es hatten sich zwei förmliche Heerlager gebildet: hie rot — hie weiß.

Einstweilen tummelten sich auf der noch freien Bahn Rodler und Skelatonfahrer. Letztere mit ganzem Leib auf dem langen, schmalen Schlitten liegend, den Kopf vornüber geneigt, die Hände durch nägelbeschlagene Fäustlinge beschützt.

Jetzt wurde das Zeichen gegeben: „Bahn frei!"

Das Stimmengewirr auf den Tribünen verstummte, wie fortgeweht waren die Rodler und Skelatonleute, alles blickte gespannt nach dem Walde, aus dem die Bobsleighs hervorkommen mußten. Der Waldweg war für die Lenker einer der schwierigsten, gefährlichsten Teile der ganzen Strecke. Ein einziges, noch so kleines Abweichen mußte auf der steilen, von hohen Bäumen umgebenen Bahn verhängnisvoll werden.

Digitized by Google

Noch regte sich nichts — da durchschnitt plötzlich ein feines, klingendes Sausen die Luft, und noch ehe die Zuschauer den Ton recht in sich aufgenommen, sausten die fünf Teufel bereits über die erste Eiskurve neben den Tribünen.

Eine Sekunde später flammte der rote Strich, einem Feuerschein gleich, über die zweite Eiswand, erreichte die glatte Bahn und war wie Höllenspuk verschwunden.

Bravorufe, Händeklatschen erscholl von den Anhängern der Roten; schneller als die fünf Teufel konnten die anderen sicher nicht fahren — den Roten schien der Sieg gewiß!

In kurzem Abstand folgten die Schwarzen und sausten wohlbehalten, nur um ein geringes langsamer als ihre Vorgänger durchs Ziel.

Bei den Blauen ereignete sich ein kleiner Unfall: der Bremser verlor den Sitz, seinen Vordermann mit sich reißend. Nur der Lenker und die hinter ihm sitzende Dame — eine junge Offiziersfrau, die sich krampfhaft festklammerte, erreichten das Ziel. Die beiden Herren hatten sich nicht unerheblich verletzt. Der Bremser blutete aus einer Kopfwunde, der andere hatte anscheinend den Arm gebrochen.

Hilfreiche Hände waren schnell zur Stelle. Die Verletzten wurden fortgeführt, notdürftig verbunden und in einen der außerhalb der Bahn haltenden Schlitten gesetzt, der sie nach der Stadt zurückbefördern sollte.

Der Zwischenfall erregte kein weiteres Aufsehen, da lebensgefährliche Verletzungen nicht vorlagen. Dergleichen ereignete sich oft. Selten ging ein Rennen ohne blutige Köpfe ab, darauf mußten die Teilnehmer stets gefaßt sein.

Nun fehlten nur noch die Weißen, die den Schluß des heutigen Rennens bilden sollten. Baron Emmerich stand wie ein Feldherr inmitten seiner Mannschaft und traf die letzten Anordnungen. Eben erteilte er dem Bremser — Graf Dlawisch — noch eine kurze Mahnung, die in ihrer Knappheit fast einem dienstlichen Befehl glich, dann streifte er die schlohweißen Glacehandschuhe über die Finger. Selbst bei der grimmigsten Kälte trug er nie andere. Das war eine seiner oft belächelten Eigentümlichkeiten.

Er schritt zu Esther hinüber, die etwas abseits von den anderen stand, und fröstelnd von einem Fuß auf den anderen trat. Er fragte kurz:

„Fertig, Baronin?"

Sie nickte schweigend, und wieder flog ein leichtes Erschauern durch ihre Glieder.

Emmerich bemerkte es und sagte:

„Ihnen ist wohl kalt — oder etwa gar Angst, Gnädigste?"

„Angst — nein — durchaus nicht, nur kann ich heute ein leises Gefühl des Unbehagens nicht los werden."

„Also doch Angst!"

Esther warf den Kopf zurück bei seinem spöttischen Ton.

„Ich bin nicht furchtsam, ich glaube Ihnen das mehr als einmal bewiesen zu haben, aber es gibt eben Stimmungen, gegen die man nicht aufkommt. Ich habe die Empfindung, als liege ein Unheil in der Luft, irgend etwas Unbestimmbares, das sich nicht greifen, nicht erklären läßt. Ich wollte, Felix wäre hier", setzte sie ganz unvermittelt hinzu.

Emmerich sah sie etwas erstaunt an und meinte:

„Mir wär's auch lieber, 's war gar nit schön von ihm, so kurz vor dem Rennen noch abzusag'n. Er ist gut eintrainiert, der Lixi. Was mußt er auch grad heut' auf Jagd laufen!"

„Aber Sie kennen ihn doch, Baron — als der Förster gestern abend meldete, es sei ein Adler im Revier gespürt worden, war mein guter Felix nicht zu halten. Hals über Kopf wurden alle Vorbereitungen getroffen, ein so seltenes Wild wollte er sich nicht entgehen lassen. Die Jagdpassion ging eben mit ihm durch. Es half nichts, daß ich ihn an das heutige Rennen erinnerte, ich mußte Ihnen die Absage schreiben und durch Eilboten schicken."

„Na — 's ließ sich ja auch einrichten — der Nesti, der für ihn einsprang, is auch ein firmer Fahrer, aber raufen werd' ich mich noch mit dem Lixi, das können's ihm heut' abend von mir ausrichten, Baronin."

Er lachte sein trockenes, knarrendes Lachen, in dem so wenig Fröhlichkeit lag, und Esther wußte, daß die scherzhaft klingenden Worte ernsthaft gemeint waren.

Digitized by Google

Sie wollte ihren Mann entschuldigen, aber Emmerich schwang sich bereits auf den Führersitz. Alle anderen folgten seinem Beispiel, dann erfolgte das kurze Kommando „los!" und wie ein abgeschnellter Pfeil flog der Bob den steilen Waldweg hinab.

Mit eleganter Schwenkung, haarscharf die äußerste Kante der Eiskurve streifend, sauste der Schlitten von der rechten zur linken Kurve, raste in immer sich noch steigender Geschwindigkeit, die Bahn kaum berührend, dahin.

Für Esther waren es köstliche Minuten! Sie genoß das Prickeln der scharfen Luft, den Nervenkitzel der Gefahr, das Gefühl des Fliegens, ein Losgelöstsein aller Erdenschwere in dieser kurzen Spanne Zeit, wie eine wundervolle Emotion. Mit fest geschlossenen Augen ließ sie sich davonführen, rein mechanisch die kurzen Kommandos des Führers ausführend. Erst als das Ziel passiert war und der Schlitten hielt, öffnete sie die Augen wieder und sah sich um.

Emmerich war bereits abgesprungen und sprach mit dem Schiedsrichter. Seine sonst kalten, blauen Augen strahlten siegesfroh.

„Um fünfzehn Sekunden die Roten geschlagen!" rief er strahlend.

Esther schüttelte ihm glückwünschend die Hand:

„Also wieder einen Preis mehr, Baron, aber wir sind auch nicht schlecht gefahren."

Sie war noch ganz atemlos, und ihr erst blasses Gesicht glühte jetzt nach dem scharfen Luftdruck.

„Die fünf Teufel werden fuchsteufelswild sein", meinte Olawisch und stäubte den Schnee von seinem weißen Sweater.

„Gib acht, Cari," fiel ein anderer der jungen Herren ein, „der Bretti is dir eh nit grün, der wartet nur auf ein Anlaß, dir eins auszuwisch'n."

Emmerich zuckte gleichmütig die Achseln:

„Soll nur kommen, der z'widere Kerl der, in sein'm roten Janker!"

Lebhaft die Fahrt in allen Einzelheiten besprechend, machten sich die Weißen auf den Weg nach der kleinen Ortschaft Telgls, wo die Schlitten zur Rückfahrt ihrer harrten. Aber zuvor wollten sie beim Altwirt einkehren und sich durch ein Glas Glühwein stärken.

Fröhlich plaudernd schritt Esther zwischen den vier Herren. Sie hatte die trübe Stimmung ganz überwunden und genoß den Sieg, als hätte sie den Bob eigenhändig gesteuert.

In der altväterischen, getäfelten Wirtsstube herrschte bereits reges Leben, als sie eintraten. Von allen Seiten wurde Emmerich zu seinem neuesten Sieg beglückwünscht; rechts und links mußte er Hände schütteln und Bescheid tun.

Nur die fünf Teufel hielten sich grollend zurück und suchten die Niederlage in möglichst viel Glühwein zu ertränken.

Immer neue Schüsseln mit frisch gebackenen, goldbraunen Krapfen mußte die Kellnerin Rosl herbeibringen, und sie verschwanden ebenso schnell wie die Kannen sich leerten.

Der mächtige, weit ins Zimmer vorspringende Kachelofen strahlte behagliche Wärme aus, der Duft des gewürzten Weines mischte sich mit dem Rauch der Zigaretten und machte die Luft schwer und dunstig.

Lautes Stimmengewirr, helles Lachen erfüllte die niedrige Gaststube, und als gar einer nach der Gitarre griff, erreichte die Fröhlichkeit ihren Gipfelpunkt. Die Auftakte eines Tiroler Volksliedes erklangen, erst fielen vereinzelte Stimmen ein, dann sangen alle die bekannte Weise mit:

„Zwo Sternloan am Himmel,
Die leuchten mitsamm' — —
Das ein weist zum Dirndl,
Das oandre leucht' hoam — — —"

Esther, die sich an dem Gesang nicht beteiligt hatte, bat Emmerich, ihren Schlitten zu bestellen. Sie war müde und wollte heimkehren.

„Fahren Sie doch mit, Baron, ein Platz ist noch frei. Gisi und Graf Rudi setze ich auch unterwegs ab, es ist kein Umweg für mich."

„Wann Sie erlauben, gern — Gnädigste."

Sie machten sich fertig für die Fahrt; Esther schlüpfte in ihren langen Pelzmantel, der Kutscher schnallte die Bärendecke fest, und wenige Minuten später flog der leichte Schlitten über die spiegelglatte Bahn der Stadt zu.

Es dämmerte bereits, die Bäume zeichneten blaue Schatten in den Schnee, ab und

Digitized by Google

zu huschte ein rasch aufblitzender Lichtschein vorüber, um ebenso schnell wieder zu verschwinden.

In tiefem Schweigen ruhte der winterliche Wald. Nur bisweilen knackten die Äste leise unter der Last des Schnees.

Niemand sprach — jeder hing den eigenen Gedanken nach, empfand die herbe Stille der Bergnacht als köstliches Ausruhen nach dem geräuschvollen Treiben der letzten Stunden.

Einer nach dem anderen wurde an sein Ziel gebracht, dann bog der Schlitten links ab und schlug die Richtung nach Hellerbrunn ein. In Gedanken durchlebte Esther noch einmal die letzten Stunden: sie glaubte wieder über die Eisbahn zu fliegen, meinte das Klirren und Surren der Bobs zu hören, den scharfen Luftzug auf der Stirn zu fühlen.

Es war doch schade, daß Felix nicht dabei gewesen! Er würde gewiß längst daheim sein, sie ungeduldig erwarten.

Sie rief dem Kutscher zu, schneller zu fahren, sie konnte es kaum erwarten, ihm zu berichten, das Rennen in allen Einzelheiten zu schildern.

Als sie in den Schloßhof einfuhr und vor dem Portal hielt, sprang sie, ohne die Hilfe des Dieners anzunehmen, rasch aus dem Schlitten, und fragte:

„Wo ist Herr Baron, Franz — wohl in seinem Zimmer?"

„Nein, Frau Baronin — der Herr Baron sein noch nit da."

„Wie? Noch nicht zurück? Aber es ist ja schon ganz finster!"

„'s is noch niemand nit da, auch der Loisl nit. Und der Seppl, was dem Lechner sein Alt'ster is, der, wo die Adler aufg'funden — is auch nit daheim."

Esther war zwar enttäuscht, Felix nicht anzutreffen, aber sein langes Ausbleiben beunruhigte sie nicht. Sie wußte, daß er von seinen Jagdzügen oft spät heimkehrte.

Die Dunkelheit mochte die Jäger überrascht haben, und sie mußten nun in irgendeiner Jagdhütte die Nacht verbringen.

Sie suchte ihr Zimmer auf, wo Anna — die Jungfer — sie bereits erwartete, um ihr beim Umkleiden zu helfen. Sie schlüpfte in ein warmes, loses Hauskleid und ließ sich Tee und ein kaltes Abendessen auf ihr Zimmer bringen.

Während Anna sie bediente, berichtete das Mädchen über die kleinen Vorkommnisse des Tages.

Esther hatte das flinke, bescheidene Mädchen gern um sich und hörte ihr auch heute freundlich zu, erzählte ihrerseits von dem Rennen, und wie schön es gewesen. Ehe sie Anna entließ, fragte sie noch:

„Wissen Sie, welche Richtung die Jäger eingeschlagen haben, als sie heute morgen fortgingen? Ich war noch so verschlafen, als Herr Baron aufstand."

„Ich glaub', nach der Herrenspitz', Frau Baronin, wo die steilen Felswände sind. Ich hörte, wie der Seppl mit dem Loisl davon sprach, aber für g'wiß kann ich's nit sagen."

„Ja, ja, da wird's sein, in den schroffen Wänden könnten wohl Adler horsten. Und unten im rauhen Grund steht ja auch die Jagdhütte — sicher sind sie über Nacht dort eingekehrt. Es ist gut, Anna, ich brauche nichts mehr, gehen Sie nur schlafen, ich bin auch müde — es war ein anstrengender Tag heute — gute Nacht."

Aber trotz der Ermüdung konnte sie keinen Schlaf finden; ruhelos warf sie sich in den Kissen umher. Bei dem leisesten Geräusch schrak sie empor und lauschte klopfenden Herzens in die Nacht hinaus. Oft glaubte sie einen Ruf zu vernehmen — aber es war nur Hektor, der leise winselte.

Dann wieder meinte sie, es klopfte jemand an ihre Türe, doch wie sie aufstand, um nachzusehen, war niemand dort. Sie schalt sich selbst eine furchtsame Närrin, machte Licht und ging zum Bücherschrank. Wahllos zog sie einen Band heraus; sie wollte lesen — das würde ihre überreizten Nerven beruhigen, ihr vielleicht den ersehnten Schlaf bringen,

Zufällig hatte sie eines ihrer Lieblingsbücher ergriffen: „Stielers Winteridyll" — und beim Lesen dieser fein empfundenen, zarten Dichtung senkten sich Ruhe und Frieden in ihr Herz, wich das unklare Angstgefühl. Die Augen wurden ihr allmählich schwer, tiefer senkten sich die Lider, ganz leise nahm der Tröster Schlaf ihr das Buch aus der Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Bayerische Schneid! Von Arthur Achleitner

1. Fortsetzung.

In der Pfarrkanzlei saßen sich die Herren gegenüber. Groß und hager Hochwürden der Pfarrer, streng im Blick wie im Wesen, ein Seelsorger, der seine Pflicht sehr ernst auffaßte und demgemäß von der ihm anvertrauten Gemeinde gewissenhafte Pflichterfüllung forderte. Des Pfarrers Gesichtszüge verrieten wenn nicht Härte, so doch eine gewisse Unerbittlichkeit, eine Strenge, die den winzigsten Grad von toleranter Milde auszuschließen schien. Scharfen Blickes, doch höflichen Tones fragte Pfarrer Anglberger nach den Wünschen des ihm wohlbekannten Jagdherrn und Landgerichtsrates Aumer.

„Gewisse Umstände veranlassen mich, Hochwürden um einen privaten Aufschluß bezüglich der Lebensführung meiner Jagdgehilfen außerhalb des Dienstes zu bitten! Ich möchte informiert sein über den Lebenswandel besonders des Josef Holzer!"

„Nur über den einen der Jäger?!" Der Ton klang spöttisch.

„Zunächst genügt mir der Aufschluß über den Sepp!"

„Hm! Es stehen beide Jagdgehilfen im schlechten Rufe, Schürzenjäger zu sein, so daß die weibliche Jugend vor gewissen Gefahren im Wege der Predigt gewarnt werden mußte. Selbstverständlich wurden die Träger der Gefahr nicht näher bezeichnet. In der Kirche habe ich Ihre Jagdgehilfen nie gesehen, zuweilen aber auf Schleichwegen steinig und dunkel ..."

Trocken meinte Aumer: „Sooo! Demnach befinden sich Hochwürden zuweilen in der Dunkelheit auf steinigen Schleichwegen ..."

Pfarrer Anglberger richtete sich auf. Seine Augen blitzten. „Ich muß bitten ..."

„... zur Kontrolle von Burschen, die Fensterlpromenaden beabsichtigen! Nur ausreden lassen, Herr Pfarrer! Für den Hinweis, daß auch meine Gehilfen fensterln gehen, bin ich dankbar und werde mich bemühen, den Jägern klarzumachen, daß sie den Drang nach dem Weibe bemeistern müssen! Ist vielleicht bekannt, daß der Sepp Holzer ein Liebesverhältnis hat, das die Interessensphäre eines Dritten unangenehm berührte?"

Der Pfarrer schüttelte den Kopf.

„Wußten Hochwürden davon, daß der Sebastian Hupfauf die Widfranzi heiraten wollte?"

„Will! Warum gebrauchen Herr Landgerichtsrat die Form der Vergangenheit?"

„Weil Tote nicht heiraten können!"

„Wie? Der kreuzbrave Wastl ist tot? Daß er seit etwa zehn Tagen vermißt wird, ist mir bekannt! Darf ich um näheren Aufschluß bitten?"

Aumer erzählte von der Auffindung Wastls im Farchentobel und fügte bei, daß der Jäger Sepp im Tobel die Totenwache halte, bis Mannschaft komme und die Leiche aufseilen werde.

Fast schrillen Tones, erregt sprach der Seelsorger: „Der Sepp fand den Vermißten?! Ausgerechnet der Jaager Sepp, von dem es bekannt ist, daß er die Widfranzi, die mit Vaters Erlaubnis im Verspruch mit Wastl sich befand, fragte, ob das Mädel sein ‚Schatz' werden wolle! Seltsam, sonderbar!"

„Oha!" rief Aumer geradezu erschrocken. Und im Nu beschäftigten sich seine Gedanken mit den schweren Konsequenzen dieser Anfrage Sepps bei Franzi und der Auffindung des Wastl im Farchentobel. Üble Nachrede, schlimme Verdächtigung wird die mildeste Folge sein; fast unvermeidlich die Verhaftung, gerichtliche Untersuchung wegen Mordverdachtes, Vernehmung des Jagdherrn und vieler Zeugen, eine heillose Schererei. Und all das wegen einer blitzdummen Anfrage. Im Zorn grollte Dominikus Aumer: „Hol der Teufel die Weiber! Die dumme Gans hätt' wegen der sicherlich harmlos gemeinten Anfrage das Maul halten können! Aber nein, an die große Glocke muß das eitle Ding die Frage hängen! Ja, die Weiber! Der größte Segen auf Erden ist und bleibt das Zölibat!"

Ein Lächeln huschte über Anglbergers scharf geschnittenes Gesicht. Dann aber blickte der Pfarrer wieder streng und hart vor sich hin und sagte, daß das Gericht nun wohl sofort in Kenntnis gesetzt, die Gendarmerie verständigt und Mannschaft aufgeboten werden müßte.

Digitized by Google

„Aus Gründen der öffentlichen Ordnung, nicht wegen des Jägers Sepp, der jetzt im Tobel nachdenken kann über die Folgen einer Ehre und Ruf schädigenden Anfrage bei einem anständigen Mädchen!"

„Bitte, nur nicht übertreiben, Herr Pfarrer! Die Anfrage Sepps war dumm und unüberlegt, von Schädigung der Mädchenehre kann keine Rede sein! Ein vernünftiger Bursch, zumal ein Jaager, erforscht zuerst, ob ein Dirndl frei ist, und dann erst fragt er! Dummheit ist gottlob kein Verbrechen, ansonsten müßten die Strafhäuser ins Ungemessene vermehrt werden! Besten Dank für die gütigst gewährte Unterredung! Ich werde sofort alles Nötige veranlassen!"

Mit Händedruck verabschiedete sich Aumer vom Seelsorger, der das Ereignis ebenso beklagte wie den Leichtsinn der Jugend.

Aumer requirierte vom Bürgermeister des Dorfes Lochham sechs Mann für die Aufseilung und den Transport der Leiche. Das Aufgebot verursachte große Erregung, die Kunde von der Auffindung des verschwundenen Wastl im Farchentobel verbreitete sich wie Flugfeuer und mobilisierte ganze Scharen, die von der Gendarmerie energisch abgehalten wurden, innerberg zu laufen. Inzwischen war ein Zweispänner besorgt worden, mit dem der Jagdherr in das Städtchen fuhr, um das Amtsgericht zu verständigen, und die Gerichtskommission gleich im Wagen nach Lochham zu bringen. Einer besonderen Vorstellung unter Nennung von Namen und Titel bedurfte es nicht, Aumer war dem Amtsrichter bekannt, der dem Kollegen a. D. gefällig sein wollte und in kürzester Zeit reisefertig war. Ebenso der Gerichtssekretär. Unterwegs erfolgte nach Möglichkeit die Information, die den Untersuchungsrichter allerdings nicht befriedigen konnte. Darüber äußerte sich der junge Beamte ganz offen und fügte bei, daß wohl auch in diesem einstweilen rätselhaften Falle der romanhaft klingende und abgebrauchte Satz: „Cherchez la femme" in Anwendung gebracht werden müsse.

Achselzuckend meinte Aumer, daß er für seine Person diese Auffassung nicht habe, daß aber der Untersuchungsrichter völlig unabhängig und selbständig vorgehen könne und müsse. Ein sehr wichtiges Moment in diesem Falle bilde die Tatsache, daß Wilddiebstahl keine Rolle spiele, der Ermordete und der Finder der Leiche, der Josef Holzer, bis zum Verschwinden des Sebastian Hupfauf befreundet waren. Mit dem Mord habe der Jagdgehilfe Sepp nicht das mindeste zu tun.

„Wo ist der Jäger zurzeit?"

„Im Tobel bei der Leiche!"

„Ich werde den Fundort genau besichtigen! Dann erst darf die Bergung der Leiche erfolgen!"

„Ihren Eifer in Ehren, Herr Kollege! Doch Zeit und Verhältnisse werden die Ausführung Ihres Vorhabens wenigstens heute nicht ermöglichen! Bis jetzt ist keinem Menschen der Einstieg in den Tobel geglückt, der Gehilfe Sepp dürfte die Priorität für sich haben, und aller Wahrscheinlichkeit nach war dieses Vordringen bis zur Terrasse im Tobel mit viel Gefahr und schwerer Mühe bei großem Zeitverlust verbunden! In Lebensgefahr sich zu stürzen, ohne den Untersuchungserfolg fördern zu können, ist der Untersuchungsrichter nicht verpflichtet! Ein Führer kann nicht beigestellt werden; Sepp, der einzige, der hinabgestiegen und gekrochen ist, befindet sich unten im Tobel, kann also nicht behilflich sein!"

„Hm!" Nach einer Weile sprach der Amtsrichter die Hoffnung aus, daß der in Lochham beizuziehende Arzt vielleicht so terrainkundig sei, um einsteigen und die Leiche an der Fundstelle besichtigen zu können.

Aumer zog die Uhr zu Rate und sprach gelassenen Tones, daß der Aufstieg zum Tobelrand und die anschließende Aufseilung die Zeit bis zum Dämmerungsbeginn beanspruchen werden. Der Jäger Sepp werde wohl oder übel eine zweite Nacht unten verbringen müssen, weshalb an seine Verproviantierung zu denken sei.

In Lochham erwartete ein Gendarm die Kommission und meldete, daß der Wachtmeister mit der Mannschaft bereits abmarschiert sei. Auch der Dorfarzt, begleitet vom Pfarrer, befinde sich schon auf dem Wege zum Tobelrand; beide Herren erwarten die Kommission auf dem Niederleger zu „Unter-Wid".

„Praktisch arrangiert, aber dennoch eine ‚Pressiererei', die nicht nach meinem Wunsche

Digitized by Google

ist!" meinte der Amtsrichter und ordnete den Abmarsch an.

Im Aufstieg sah sich der junge, hitzige Beamte bald genötigt, das Eiltempo herabzumindern und mit dem gemächlich steigenden Jagdherrn gleichen Schritt zu halten.

Spät wurde der Niederleger erreicht, und soviel Zeit verwendete der Untersuchungsrichter auf eine informatorische Besprechung mit Pfarrer und Arzt, daß letzterer zur raschen Ausnützung der noch verbleibenden wenigen Stunden des Tageslichtes mahnen mußte.

Der Besprechung hatte sich Aumer absichtlich ferngehalten. Nun folgte er den voranschreitenden Herren in ruhiger, stetiger Gangart. Pfarrer Anglberger begab sich ins Dorf zurück.

Unterwegs gesellte sich der Richter zu Aumer, um zu fragen, wie die — Internierung des Jagdgehilfen Josef Holzer noch am heutigen Abend bewerkstelligt werden könnte.

Ruhig antwortete der Jagdherr: „Heute wird dies unmöglich sein, da der Jäger in der Finsternis nicht aus dem Tobel steigen kann! Wenn Sie den Mann am Seil heraufbringen wollen, geschieht das, die Zustimmung des Jägers vorausgesetzt, auf Ihre Verantwortung! Die Aufseilung ist lebensgefährlich!"

„Das wußte ich nicht! Danke!" Wieder trachtete der Richter vorwärts zu kommen.

Die Sonne war hinter den Hochzinnen verschwunden, Dämmerung umfing die Almregion, und leichte Nebel stiegen aus den dunklen Schluchten, als die Kommission den hochgelegenen, einsamen Tobelrand erreichte, wo den Untersuchungsrichter eine Überraschung erwartete, die ihn sprachlos machte. Alle seine Pläne waren über den Haufen geworfen durch das praktische, den absonderlichen Umständen entsprechende, aber gegen formale Vorschriften verstoßende Eingreifen des Gendarmeriewachtmeisters, der trotz Lebensgefahr sich hatte hinunterseilen lassen, auf der Tobelterrasse die amtliche Besichtigung des Fundortes und der Leiche sowie die Vernehmung des Jägers Sepp vorgenommen und die Aufseilung der Leiche durchgeführt hatte. Ebenso hatte er sich selbst, und dann den Jäger am Seil heraufbringen lassen. So konnte der Wachtmeister melden, daß alles dienstlich Nötige schon geschehen sei. Und der Rapport lag bereits schriftlich vor.

Sprachlos stand der junge Beamte.

Der alte Dorfarzt untersuchte die Leiche und stellte fest, daß der Hupfauf Wastl einen leichten Schrotschuß in das Gesäß erhalten habe, der nicht tödlich sein konnte. Der terminus technicus in Jägerkreisen lautet für diesen Schuß ohne Tötungsabsicht: „aufig'schossen". Eine ungefährliche Gesäßverbleiung, die Wilddieben gegenüber von Aufsichtsorganen zur Anwendung gebracht wird. Der Tod mußte durch Tiefsturz erfolgt sein. An der Leiche sind schwere Knochenbrüche und Eindrückung der Schädeldecke zu konstatieren. Die gänzliche Zerschmetterung des Körpers mußte dadurch verhindert worden sein, daß der Körper im Sturz aufgehalten, vielleicht von Legföhren aufgefangen wurden. Auf einen Wink des Richters stenographierte der Sekretär die Angaben des Arztes und dann die Äußerungen des Jägers Sepp über die Auffindung der Leiche.

Die Burschen der Bergungsmannschaft flüsterten einander zu und ihre Blicke ließen keinen Zweifel übrig, daß die Dörfler den Jäger für Wastls Mörder hielten und totschlagen würden, wenn dies straflos geschehen könnte. Und unverkennbare Genugtuung äußerten die Burschen, als der Untersuchungsrichter dem Jäger Sepp die Verhaftung ankündigte.

Ein Schrei der Entrüstung. Sepp rief: „Ich soll verhaftet werden? Ich? Ös werdet doch um Gottes willen net glauben, daß ich den Wastl ang'schossen, abig'worfen hab?!" Am ganzen Leibe zitterte der Jäger in wilder Erregung und Empörung.

Da trat Aumer zu Sepp und sprach beruhigend: „Sei getrost, Sepp! Ich bin überzeugt davon, daß du am gewaltsamen Tod des Wastl nicht beteiligt bist! An irgendeine Schuld deinerseits glaubt auch der Herr Untersuchungsrichter nicht, der verpflichtet ist, Klarheit zu schaffen! Schuld und Unschuld wird die Untersuchung an den Tag bringen! Und das bald! Hoffentlich schon in den nächsten Tagen! Was ich dazu tun kann, wird geschehen; darauf kannst du mit Sicherheit rechnen, kannst auf mein Ehrenwort bauen! Geh also ruhig mit dem Wachtmeister, füge dich in das jetzt und

Digitized by Google

einstweilen Unvermeidliche! Morgen komm ich in die Stadt und werde für alles Nötige sorgen, für juristischen Beistand wie für Entkräftung des Verdachts! Unterdessen denk nach, auf daß du für jede Stunde den Nachweis für dein Verbleiben seit dem Tage des Verschwindens des Wastl erbringen kannst!"

Der junge Untersuchungsrichter bat in höflicher, bestimmter Weise, jede Information des Jägers nun zu unterlassen. Sodann wurde der Abtransport der Leiche verfügt. Der Wachtmeister nahm Sepp, der ohne Armatur war und den unten im Tobel gefundenen Hut Wastls auf dem Kopf trug, in Gewahrsam und führte den Jäger weg. Die Gerichtskommission schloß sich an.

Aumer begab sich hinüber zur Jagdhütte Feichteck, wo der Gehilfe Hans des Jagdherrn harrte.

Tagsüber war die aufregende Kunde auch zum Hochleger „Ober-Wid" gedrungen, wo die Franzi als Almerin weilte. Die erste Wirkung der schrecklichen Nachricht war lähmendes Entsetzen bei der Franzi. Auch die Schwester Susi konnte sich dieser Wirkung nicht entziehen, raffte sich aber bald auf, um der fassungslos gewordenen Schwester beizustehen und nach Möglichkeit Trost zuzusprechen.

Der Halterbub, der die Schreckensnachricht überbracht hatte, war vom Hochleger alsbald verschwunden und zum Tobel gelaufen, wo er die Vorgänge beobachtete bis zur Verhaftung des Jägers. Diese neue Meldung trug der flinkfüßige Bub schleunigst auf die „Ober-Wid", so daß die beiden Mädchen unten an der Stelle, wo der Almweg vom Jägersteig abzweigte, den Transport erwarten konnten.

Während die weinenden Mädchen kniend beteten, wurde die Leiche Wastls auf den Schultern stämmiger Holzknechte vorübergetragen. Franzi wollte sich anschließen, wurde aber von der Schwester zurückgehalten. Und eifrig bemühte sich Susi, Franziska zur Heimkehr auf den Hochleger zu bewegen, die Begegnung mit dem verhafteten Jäger zu vermeiden. Schon tauchten in der Dämmerung der Wachtmeister und Sepp auf.

Verzerrter Miene, die Augen weit geöffnet, mit geballten Fäusten trat Franzi dem Jäger entgegen. Scharfen Blickes erkannte sie am Hute Sepps eine inzwischen verdorrte Nelke, die Franzi dem Wastl geschenkt hatte, und sofort folgerte die Almerin daraus, daß der Hut das Eigentum Hupfaufs und vom Jäger — gestohlen sein müßte. Damit stand für die verlassene Braut auch fest, daß Sepp der — Mörder Wastls war.

Ein gellender Schrei der Wut und des bittersten Schmerzes, ein Fluch. Und das verzweifelte Mädel wollte sich auf den Jäger stürzen. Der Wachtmeister drängte Franzi zurück. Sepp blieb gelassen, er würdigte den Schmerz der armen Braut, und unterdrückte die Antwort auf die sinnlose Beschuldigung wie auf den Fluch.

Im bittersten Weh aufschluchzend, ließ sich Franzi von der Schwester von der Wegkreuzung hinwegführen und den Steig hinauf zum Hochleger geleiten.

Nahe der Alm „Unter-Wid" holten die Kommissionsherren den Gendarm und den verhafteten Jäger ein. Der Wachtmeister meldete sogleich, daß die Franzi den Hut auf Sepps Kopf als Eigentum des Erschossenen erklärt habe.

Dem Gerichtssekretär fuhr die Bemerkung aus dem Munde: „Also auch Raub!"

„G'schwatz!" rief Sepp im Übermaß des Ärgers über diese Bezichtigung.

Trotz der späten Stunde stellte der Richter sofort den Tatbestand fest. Sepp erklärte frei und offen, daß er den Hut, der Wastl gehörte, im Tobel gefunden und kurz vor der Aufseilung aufgesetzt habe. Mit den Fingern konnte er den Hut nicht tragen, da die Hände zum Entgegenstemmen gegen die Felswand benötigt wurden. Sepps Hut, Gewehr, Rucksack und Bergstock liegen in einem Felsriß der Tobelflanke. Auf die Einlieferung des fremden Hutes an den Gendarm sei vergessen worden.

Gegen Mitternacht saß Sepp als Untersuchungsgefangener hinter Schloß und Riegel im Gerichtsgebäude des Amtsstädtles. Völlig reinen Gewissens, im Bewußtsein, am betrübenden Tode des Freundes Wastl nicht im geringsten beteiligt zu sein.

Am Vormittag begann das Verhör, währte stundenlang, und blieb ohne Ergebnis. Sepp gab willig zu, die dumme Anfrage an Franzi gerichtet zu haben, die aber weder das Mädel

Digitized by Google

noch der von der Anfrage verständigte Wastl verübelten. Die alte Freundschaft zwischen Sepp und Wastl sei ungetrübt und herzlich geblieben, freilich auf ein Minimum der Aussprache beschränkt, da ja der Jäger und der Schichtmeister Wastl sich selten begegneten. Den verlangten Alibibeweis wollte Sepp gern erbringen, nur bat er um Zeit, um nachdenken zu können, die wenigen Nachtstunden habe er zum Schlaf benötigt. Bezüglich eines Rechtsbeistandes erklärte der Jäger, der sehr ruhig war, auf jede Verteidigung, weil überflüssig, zu verzichten.

Gegen Mittag wurde der Häftling wieder in die Zelle geleitet zum — Nachdenken.

Inzwischen traf Rat Aumer im Städtle ein, der eine Besprechung mit dem Untersuchungsrichter hatte, und ihm aus guten Gründen den halben Briefbogen einer unbekannten „Gretl" mit der Meldung von Wastls Auffindung im Farchentobel übergab.

Das weitere Verhör Sepps bekam dadurch mehr Farbe und Leben. Der Aufforderung entsprechend, gab der Jäger an, daß er am 20. Juli vom Feichteck aus frühmorgens sein Revier begangen, auf „Unter-Wid" kurze Rast abgehalten hatte, dann auf der Lochhamer Grabenseite birschte bis hinaus zum Sagschneider.

Der Amtsrichter fragte: „Wo haben Sie ‚Mittag' gemacht?"

„Gar net! Dann revierte ich durch den ‚Laußgraben', über den Schlag ‚Firstenspeiß', gegen Abend kam ich zur Kugelmühl, dann bin ich gach bergauf, und etwa gegen neuni bin ich wieder in der Jagdhütte am Feichteck g'wen!"

„Im Laußgraben sind Sie erst gegen vier Uhr eingetroffen! Beim Sagschneider waren Sie aber schon um elf Uhr vormittag! Die Zeit von elf bis vier Uhr verbrachten Sie nicht im Revier! Wo weilten Sie in diesen fünf Stunden?"

Sepp guckte groß und schwieg.

„Sie haben einen — Gratulationsbesuch gemacht, nicht?!"

Ein Blick der Überraschung flog zum Richter.

„Am 20. Juli feierte eine gewisse ‚Gretl' ihren Namenstag! Geben Sie zu, diese Person zu kennen, ihr zum Namenstag gratuliert zu haben?"

„Der Dienst ist net vernachlässigt worden!" beteuerte Sepp lebhaften Tones.

„Darum handelt es sich hier nicht! Im übrigen enthält diese Äußerung eine halbe Bejahung! Sie waren also bei einer gewissen — Greti, die Sie zum Besuch brieflich eingeladen hat, genau zum 20. Juli mittags!"

Obzwar Sepp den zur Meldung an den Jagdherrn benutzten halben Briefbogen in den Händen des Amtsrichters deutlich wahrnahm, und deshalb erkannte, daß sowohl seine Beziehung zu der Briefschreiberin als auch der abgestattete Besuch bei der Greti aufgedeckt war, auf ein Geständnis ließ Sepp sich nicht ein; er wollte in ritterlicher Weise das Mädel nicht in Verlegenheit bringen. Rundweg bestritt er jede Beziehung, so daß trotz des Gegenbeweises in Gestalt des halben Briefes das Verhör vergeblich blieb. Sehr zum Verdruß des Beamten, der bemüht war, die Angelegenheit rasch einem Abschluß entgegenzuführen, und den Häftling beim sogenannten Ambitionszipfel zu packen versuchte, indem die Noblesse der Gesinnung belobt wurde.

Sepp bedankte sich für die gute Meinung, aber auf nähere Mitteilungen über sein Verhältnis zur Greti ließ er sich nicht ein. „Das Gericht kann mich bis zum Jüngsten Tag einsperren, ein Madel verrat ich net! Von der Ermordung des Hupfauf Wastl weiß ich nix, hab mit dieser traurigen Sach' nix zu tun g'habt!"

So wurde Sepp wieder in die Zelle geleitet.

Das Gericht verfügte nun die Vorführung jener Greti, die zunächst ausgeforscht werden mußte . . .

Im Städtle hatte Herr Aumer ein Privattelegramm erhalten, das auf die Wahrscheinlichkeit seiner raschen Einberufung als Reserveoffizier hinwies, demgemäß Anlaß gab, in mehrfacher Hinsicht schnell Vorkehrungen zu treffen, die sich auch auf das Jagdgebiet erstrecken mußten. Beide Jagdgehilfen gehören der Reserve an, haben die Einberufung wie Aumer zu gewärtigen. Somit mußte der Jagdherr für Beschaffung von Ersatz im Jagdschutzdienst sorgen oder sein Wild aufsichtslos lassen und preisgeben.

Digitized by Google

Unter Bezugnahme auf die Internierung Sepps sprach Aumer in Lochham mit dem Dorfbürgermeister wegen Einstellung eines Stellvertreters in den Revierdienst. Das Ergebnis war die glatte Unmöglichkeit einer Ersatzbeschaffung; zwei allenfalls geeignete Burschen seien wie die Jäger militärpflichtig, krüppelhafte Knechte taugen für den Revierdienst ohnehin nichts. Da auch der Vorsteher den Kriegsausbruch befürchtete, glaubte er, daß Aumer Ersatz für beide Gehilfen wünsche, daß aber wohl oder übel anderwärts Aufsichtspersonal gesucht werden müsse.

Während dieser Besprechung wurde dem Vorsteher ein Kreistelegramm zugestellt: die allgemeine Mobilmachung war angeordnet. Der Bürgermeister las und rief: „In Gott's Namen los! Was rot ist, wird bluit (blau verhauen)!"

Wenige Minuten später trommelte der Gemeindediener den inhaltschweren Mobilmachungsbefehl im Dorfe aus.

Aumer ließ anspannen und fuhr zur Eisenbahnstation. Seine Jagd mußte er schutzlos im Stich lassen. Über alles die Pflicht für das Vaterland.

In der Gemeindekanzlei waltete der Bürgermeister schwitzend, krebsrot im Gesicht, des Amtes, mehr gehemmt, denn unterstützt von dem zappeligen Beigeordneten Gatterer vulgo Null, einem Ökonomen, dessen Anwesen an das Gehöft des Bürgermeisters angrenzte. Gatterer schwatzte dem Bürgermeister schier die Ohren weg bezüglich der Vordringlichkeit der zu treffenden Anordnungen. Trotz des Trubels erinnerte sich der Vorsteher, daß möglichst rasch ein Bote den Befehl auf die Almen zu den Holzknechten bringen müsse. Da aber männliches Personal nicht zur Verfügung stand, schickte der Bürgermeister schlankweg seine schmucke Tochter Susi mit dem Auftrag innerberg, den Schichtarbeitern im Hochholz die Mobilmachung zu verkünden, und von „Ober-Wid" aus den Halterbuben zum Jäger Hans Lermer behufs Verständigung zu senden. Wo immer sich Reservisten in der Hochregion befinden, müsse von dem Buben die Meldung hingebracht werden. Der Aufforderung zur Eile bedurfte es nicht; Susi trat den Ausmarsch sofort an, wie sie eben stand. Bleich gewordenen Gesichtes, aber merkwürdig willig, mit unverkennbarem Eifer. Und in keiner Weise ließ sie sich von den erregten, jammernden Weibern im unteren Dorf aufhalten; lästige Fragerinnen, besonders junge Dirndln, schüttelte Susi ab mit der bestimmt klingenden Äußerung: „Ich bin im Deanst, mir schlaunt's!"

Die scharfe Steigung zum Niederleger zwang wohl zu einer Milderung der Eile, Susi gelangte aber immer noch rasch, freilich keuchenden Atems zur Alm „Unter-Wid", wo das Mädel eine unterwegs ersonnene Idee sofort zur Ausführung brachte: Susi band ihre weiße Schürze an eine Rechenstange und steckte diese auf das Dach der Almhütte als Signal für „Ober-Wid", von wo aus der Blick herab zum Niederleger möglich war. Wenn die Schwester oder der Halterbub das weiße Zeichen erblickten, mußten die Leute von „Ober-Wid" wissen, daß etwas Außerordentliches geschehen sei, und daß jemand vom Hochleger entgegenkommen solle, um entweder nachzuschauen oder Botschaft in Empfang zu nehmen.

Susi hastete weiter bergauf in der Richtung auf „Ober-Wid". Und rechnete unterwegs aus, wo sich eine Treffung werde ermöglichen lassen. Dabei hoffte sie stark, daß der auf der Hochalm herumlungernde Bub es sein werde, der das auffällige Signal erblickt und herunterrennt in brennender Neugierde. Nicht die trauernde Schwester Franzi, der Susi just diesmal nicht zu begegnen wünschte.

Kaum hatte die schmucke Susi den vom Saumweg abzweigenden Almsteig in Sicht, kam richtig, wie gehofft, pfeilgeschwind der Halterbub herabgeschossen mit allen Zeichen gespanntester Erwartung.

Wie der wettergebräunte, sommersprossige Bub das emsig stapfende Mädel erblickte, mäßigte er das hitzige Gerenn in gemächlichen Schritt, verzog schwer enttäuscht den Mund und maulte verdrossen: „Jetzt so was! Drunt Alarmzoachen, es kimbt aber nur a Dirndl aufer!"

Der Anblick des Jungen, der wunderwas an Abenteuern erwartet haben mochte und sehr sauer dreinguckte, belustigte Susi so sehr, daß sie trotz ihres Herzenskummers hell auflachte.

„Spöttlig lachen auch noch!" meinte der Almbub erbost, und wollte umkehren.

Digitized by Google

„Hab stad, Anderl!" Und nun fragte Susi, indem sie sich die Schweißperlen von der Stirn wischte, ob der Bub wisse, was die Mobilmachung der bayerischen Armee und aller Truppen von ganz Deutschland bedeute.

Anderl horchte auf. „Mobilmachung? Da muß alles von der Militari einrucken, weil's Krieg gibt!"

„Sell stimmt! Bist a g'scheiter Bub, Anderl! Also Mobilmachung ist befohlen! Und du mußt rennen, den Befehl allen Mannerleut im Holz und wo du sonst Militärpflichtige siehst, überbringen! Alles muß morgen einrucken! Die Papierer liegen im Gemeindeamt z' Lochham! Lauf, Anderl, was du rennen kannst! B'hüt dich!"

„Hellauf, drauf! Hurraxdax!" schrie der Bub und rannte weg.

Susi wanderte eilig weiter zur Jagdhütte Feichteck, die, wie befürchtet, verschlossen war. Wo nun im weiten Revier den Jäger Hans suchen, dem Mitteilung von der Mobilmachung überbracht werden muß? Meldung erstatten im Auftrag des Bürgermeisters, und Abschied nehmen vom geliebten Hansei, der in den Krieg ziehen muß . . .

Schon der Gedanke an den bevorstehenden Abschied kostete etliche Tränen. Wie schmerzlich wird die Trennung selbst werden! Auf dem Jägersteig rannte Susi hinunter zum Bachbett des engen Hochtales, stieg jenseits der Wildache bergan auf schmalem, steinigem Pfad, hinein in schrofiges Gebiet, durch Klippengewirr und Felsöde, und empor zur Baumgrenze, wo auf einer Halde die Jagdhütte Gamseck stand, der Stützpunkt im Jagdschutzbereich des Revierjägers Lermer. Susi trat erschöpft auf den Boden der kurzgrasigen, ziemlich steilen Halde und richtete den forschenden Blick auf die Hütte.

Offen die Eingangstür, geöffnet die Fenster, deren Glasscheiben wie Blinkfeuer im Schein der scheidenden Sonne erglühten.

Anwesend mußte also Hans Lermer sein, vielleicht eben mit der Kocherei beschäftigt, der lästigsten Arbeit für einen müden Jäger nach schwerem Tageswerk.

Im Kopf des schmucken Mädels jagten die Gedanken einander, und kunterbunt überstürzten sich Vorsätze und Entschlüsse. Überraschen wollte Susi den Jäger, hinaufschleichen, Hans rücklings überfallen; in Wirklichkeit stieß das herzigkernige Mädel einen keckfrischen Almruf aus, der jede Überraschung zunichte machte, und wie ein schmetternd Alarmsignal wirkte.

Im Nu erschien der hünenhafte Hans am Hütteneingang und hielt Ausguck. Ein Jauchzer aus der breiten Bayernbrust, ein Sprung über die Stufen der kleinen Holztreppe, und wie der Sturmwind raste Hans die Halde hinab. Der Jäger hatte luchsäugig das geliebte Dirndl erkannt und brüllte in tosender Herzensfreude mitten im Rennen: „Jöi! Der Hans im Glück! Jöi!"

Zwei Hände und Arme griffen zu, Susi verließ den Erdboden und schwebte in der Luft. Und als ihre Füße den Haldengrund wieder berührten, schwebte das Dirndlherz in Glückseligkeit, wobei die Lippen heftig — zurückküßten.

Auf bärenstarken Armen trug Hans die liebe Last hinauf zur Jagdhütte, jubelnd vor übergroßer Freude.

„Bist narrisch worden?" fragte Susi lächelnd, schlang die Arme um Hansei und küßte ihn.

„Sollt — oaner — net — narrisch — werden — vor — Freud — und — Glück!" Stoßweise kamen diese Worte aus der keuchenden Brust. Steil war der Hang, und erheblich schwerer das Mädel, als Hans geglaubt hatte. Knochen wie Eisen, aber soviel lieb und „küsserisch" das schmucke Dirndl.

Vor Freude über den überraschenden, lieben Besuch erklärte Hans, der vor Glückseligkeit sich nicht zu helfen wußte, den — Herd einschlagen zu müssen, er kam aber nur zu hitzigen Küssen, die Susi so fleißig zurückgab, bis ein beißender Geruch von angebranntem Speck die Wohn- und Kochkammer erfüllt.

Susi entwand sich den Armen und rief: „Ist was anbrennt!"

Hans wollte die Liebste wieder einfangen und meinte lachend: „Laß brenna! Ich brauch koa Essen auf Erden, bin ja bereits im Himmi! Hab dich ja zum Fressen gern!"

Mit einem drolligen Fauststoß gegen den Hünen wehrte Susi ab. Das sah ungefähr aus, als hupfe ein Frosch gegen einen Elefanten in der Absicht, den Riesen in die Flucht zu jagen.

Digitized by Google

Hans lachte wie toll, hockte sich auf die Bank an der Wand und trommelte mit den Fäusten auf die wuchtigen Schenkel. Nicht lange, dann mußte er den gehorsamen Diener machen, Wasser herbeischaffen, Spreissel schneiden, behilflich sein, bis gegessen werden konnte. Ein Göttermahl so wonnig zu zweit in der Bergeinsamkeit, daß Hans im schweren Dialekt seiner Waldheimat freudvoll stöhnte: „Bin net verheiratet, und hob do(ch) an (einen) g'schmachen (lieben) Hausengl! Sell ist a Freud so groß, daß ich zur Buß und Danksagung werd zwöif Däg (zwölf Tage) mit dö Katz'n fressen!"

Susi wand sich vor Lachen. Ihr bereiteten just die kernigen, schweren Sprüche des niederbayerischen Waldlers das größte Vergnügen.

„Lous, Zus! (Höre, Geliebte!) Am Houhzatdog (Hochzeitstag) wirst sein in Lebensg'fahr, weil ich dich frieß aus Lieb!"

Kichernd meinte Susi: „Sooo? Da werd ich den heiligen Antoni bitten, daß nix draus wird! Ich möcht übern Houhzatdog außi leben!"

Die riesigen Hände entgegenstreckend, wehrte Hans ab: „Loß den heiligen Antoni aus'm Spiel, wo net extrig auf die Menschen eing'garbet (eingearbeitet) ist! — A große Bitt häd ich: Möchtest wohl heute mein Buddarengl (Butterengel) sein!" Demütig, wie zum Gebet faltete Hans seine Bärentatzen und hob sie flehend empor.

Ob dieses überwältigend komischen Anblickes schrie Susi auf und lachend fragte sie: „Was soll ich sein?"

„Mein Buddarengl heroben so schön alloanig!"

Wie weggeweht war alle Fröhlichkeit. Jäh und grausam kam die Erinnerung an den Zweck dieses Besuches. Bang und heftig pochte das Herz schmerzerfüllt, kalkig wurden die Wangen, feucht die Augen.

„Wos host denn, Susi? Faiht dir wos? Ist dir eppas zuag'stoßen?" In Sorge trat Hans zum weinenden Mädchen und guckte Susi in die nassen Augen. „Oder — reut's dich, daß du den armen, vereinsamten Jaager mit dem B'suach glücklich hast g'macht?"

Nach heftigem Kopfschütteln ein Tränenerguß wie ein kleiner Wolkenbruch.

Der bärenstarke Jäger konnte Tränen nicht sehen, sie verursachten ihm Unbehagen, ein schmerzähnliches Gefühl, das er mit einem urkräftigen Fluch abschütteln wollte.

Unmöglich war es Susi, jetzt von der Mobilmachung zu sprechen und Abschied zu nehmen. Mit Schrecken gewahrte sie, daß es inzwischen finster geworden war. Dunkle Nacht heroben in Bergeinsamkeit, viele Stunden weit entfernt vom Dorf, vom Vaterhause; allein mit dem Jäger in der Diensthütte.

Erneut aufschluchzend legte Susi das Gesicht in die Hände und weinte heftig.

Wieder ein Kraftwort Lermers. „Ist ja no(ch) gar nix Unrächts g'schehen und 's Dirndl heult bereits wie a gfrerter Schloßhund! — Willst hoam, so sag's ich werd dich führen bis außi gegen 's Dorf!" Hans horchte einen Augenblick lang auf die Antwort, und da sie nicht erfolgte, setzte er sich neben das Mädel, zog Susi an sich und tröstete sie in seiner kraftvollen, drolligen Weise, die in der Frage gipfelte, ob der liebe Butterengel — beleuchtet sein wolle.

Auch jetzt hörte Hans keine Antwort, doch sie war sehr angenehm zu fühlen auf den buschigen Lippen. Zwischen süßen Küssen schwatzte Hans halblauten Tones von wahrhaftiger Glückseligkeit, die der barmherzige Besuch in seine Brust verpflanzte, und von Dankbarkeit, die bis zum letzten Atemzuge währen werde.

Der zitternde Brustton rührte Susi, die ihrerseits mit heißen Küssen dankte.

„Verkaafts mein Gwand, ich bin im Himmi!" gröhlte Hans in Glückseligkeit. „Hab net g'wußt, daß der Himmi im Finstern ist!" Ein Händchen verschloß den zuckenden Mund und erstickte weitere Beteuerungen irdischer Glückseligkeit. Nur noch die Worte: „Buddarengl" und „Houhzat" quollen zwischen den Fingern durch.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Professor / Erzählung von Heinz Welten (Schluß.)

Hauptmann Lorenz, der vor langer, langer Zeit einmal ein Oberlehrer gewesen war, saß in seinem Quartier in der Höhlenstadt und studierte zusammen mit seinem Oberleutnant die Karte, um die Änderungen in den feindlichen Formationen, die gestern bei der Offizierbesprechung bekanntgegeben worden waren, einzutragen. Die beiden Offiziere hatten große Vollbärte bekommen und die Mimikryfarbe ihrer Uniformen war so vollkommen geworden, daß sie sich von der des Erdbodens gar nicht mehr unterschied. Auch innerlich hatte sich der Hauptmann gewandelt und vom Oberlehrer war fast gar nichts mehr übriggeblieben. Nur einmal hatte sich dieser noch zum Worte gemeldet, damals, als der Hauptmann mit seinen Leuten dieses Höhlenquartier bezog und ein Unteroffizier etwas von den Höhlenmenschen erzählen wollte, die ehedem, vor vielen Hunderttausenden von Jahren, einmal hier gehaust hatten. Da hatte der Hauptmann seine Leute antreten lassen und ihnen einen kleinen Vortrag gehalten. Denn er hatte ihnen doch sagen müssen, daß dies hier nur Steinbrüche waren und keine Höhlen, in denen Urmenschen gehaust hatten. Der Stein war ja Kalkstein und so weich, daß man mit dem Messer hineinschneiden konnte. Das hatte man vermutlich vor Jahrhunderten auch getan. Von oben her war man eingedrungen und hatte dann um die Ackererde oben zu schützen, in wagrechter Fläche abgeschnitten, damit man den Stein gewann, der erst oben an der Luft erhärtete und dann zum Bau der Städte und Dörfer dienen konnte. So waren diese Höhlen entstanden, aber Menschen hatten nie in ihnen gewohnt. Höchstens, daß Champignonzüchter sich in ihnen aufgehalten haben konnten. Denn für deren Kulturen mochte dies just der rechte Platz sein.

So hatte der Hauptmann gesprochen und das war das einzige Mal gewesen, da der Oberlehrer noch über ihn triumphiert hatte. Das aber war schon sechs Wochen her und seitdem war der Lehrer nie wieder zum Wort gekommen. Denn der Hauptmann war Soldat geworden, nur Soldat und nichts anderes. Als er mit seinem Kartenstudium fertig war, stand er auf, um hinaus in die Gräben zu gehen und die Wachen zu kontrollieren. Der Oberleutnant folgte ihm. Doch während sie langsam durch die Hallen schritten, fiel der Blick des Hauptmanns auf etwas Weißes in einem Seitengang, das sich von dem lichten Dämmergrau, in das alle Gegenstände hier unten gehüllt waren, ein wenig abhob. Unwillkürlich bückte er sich und griff danach und hielt plötzlich eine kleine Wurzel in der Hand, aus der ein weißer, zarter Sproß aufragte. Beim näheren Hinschauen entdeckte er bald an der Erde eine ganze Anzahl solcher Sprosse, die in Reih und Glied wie Soldaten dastanden und von einem Strahl, der durch eine Felsspalte fiel, ihr bescheidenes Licht erhielten.

Eine Weile stand er staunend da. Dann fiel ihm sein „Professor" ein und er lachte. Da hatte der Bursche bei seinem Vortrag doch gut aufgepaßt, das mit den Champignonzüchtern richtig behalten und auf seine Art die Konsequenz daraus gezogen. Der Teufel mochte wissen, wo er diese Wurzeln aufgetrieben hatte; es schienen Maiglöckchenschößlinge zu sein. Doch gleich darauf wurde sein Gesicht wieder ernst. Nein, das ging jetzt nicht mehr. Der Unfug mußte ein Ende haben. Dieser Bursche verdiente wahrhaftig nicht die Nachsicht, die man bislang mit ihm gehabt hatte. Er war noch immer genau so, wie er vor Monaten gewesen war. Nicht ein Jota tat er mehr als seine Pflicht. So viele in der Kompagnie hatten für glänzende Patrouillen, für Tapferkeit vor dem Feinde schon das Eiserne Kreuz erhalten; denn das Bataillon war oft ins Feuer gekommen. Aber den Isele hatte er noch nicht einmal zum Gefreiten eingeben können. Die Schneid fehlte ihm, der rechtschaffene Zorn, der doch jeden braven Deutschen jetzt packen mußte, wenn er sah, wie „im Namen der Kultur" englische Soldknechte, belgische Franktireurs, Neger, Inder und Turkos gegen ein Land gehetzt wurden, das einen Luther, einen Goethe, einen Kant hervorgebracht hatte, gegen ein

Digitized by Google

Land, von dessem Geist die ganze Welt zehrte. Ein heiliger, gerechter Zorn mußte jeden packen, ein Furor teutonicus. Aber was wußte der „Professor" von dem allen?

„Herr Oberleutnant, diese Schweinerei hier muß ein Ende nehmen, heute noch, unverzüglich. Unerhört, daß so etwas überhaupt so lange geduldet worden ist. Mir unbegreiflich, ganz unbegreiflich."

Der Oberleutnant legte die Hand an den Helm. Auch er, der einmal ein Bankbeamter gewesen war, war schon so völlig in seinem neuen Beruf aufgegangen, daß ihm das oberste Gesetz aller Leutnants längst in Fleisch und Blut übergegangen war: sich über nichts wundern, was Vorgesetzte sagen und keine Kommentare dazu denken. Nur gehorchen, nichts weiter! Er machte sich eine kurze Notiz und beschloß, dem Feldwebel oder einem Unteroffizier die entspechenden Weisungen zu geben, sobald er einen von ihnen zu Gesicht bekommen würde. Aber es sollte nicht dazu kommen.

Am Abend wurde die 7. Kompagnie, die seit vier Tagen in den Gräben lag, abgelöst und kehrte zu kurzer Rast in ihre Höhle zurück. Die Mannschaften waren müde, sehr müde und hatten nur einen Gedanken; das Lager, auf das sie sich jetzt würden zehn Stunden ausstrecken dürfen. Nur einer, der Christian Isele, der „Professor", hatte noch einen anderen Gedanken. Er dachte an seine Blumen. Wenn nur den jungen Maiglöckchen nichts passiert wäre! Wie leicht konnte im Dunkel jemand auf sie treten und alles vernichten. Doch mit Genugtuung konnte er bald feststellen, daß nichts Derartiges sich ereignet hatte. Sogar einige neue Schößlinge hatten sich hervorgewagt, und da! wahrhaftig, da war eine Spitze schon grün. Ganz deutlich konnte man es erkennen.

Sehr beruhigt legte er sich zum Schlaf nieder. Doch in der Nacht fuhr er plötzlich in die Höhe. Donnerwetter! Er hatte ja ganz vergessen, seinen Beeten Wasser zu geben. Schnell stand er auf, ging in die große Halle, in der die Pferde standen und holte einen Eimer. Dann schlich er leise, um die Schläfer nicht zu stören, in den Seitengang, in dem die Beete lagen.

Da! — — was — war — das? Hier — war einer über ein Beet hinweggeschritten! Und dort noch einer! Und dort noch einer! Über alle Beete waren sie mit schweren Stiefeln kreuz und quer gelaufen, hatten alles in den Grund getreten, alles vernichtet. Nur drei kleine Sprosse ragten noch aufrecht. Wer — hatte ihm — das getan?

Die Tränen traten ihm in die Augen und eine namenlose Wut packte ihn. Der Hund! Wenn er den jetzt hier hätte! Von den Kameraden konnte es keiner gewesen sein, denn die kannten alle den Platz und schonten ihn. Sie hatten ja selbst ihre Freude daran. Auch auf höheren Befehl konnte es nicht geschehen sein; denn dann hätten sie mit den Spaten ordentlich alles ausgestochen und dann wieder geebnet. Himmelherrgottsakra! Wer war der Lump gewesen, der hundsgemeine Lump! Wenn er den jetzt hier hätte!

Da! da hinten kamen zwei an, hinter ihnen noch einer, und von rechts kam ein vierter, der etwas Schweres in den Händen hielt. Christian Isele schlüpfte hinter eine Felssäule. Was wollten die vier jetzt noch auf den Beinen, da sie doch anscheinend keine Wache hatten? Hatten sie ihm den Streich gespielt? Er konnte die Gesichter im Dämmerlicht nicht erkennen; doch von seiner Kompagnie waren sie bestimmt nicht.

Da! Richtig. Die waren es gewesen; jetzt traten sie wieder in die Beete hinein, mitten hinein und zertraten auch noch die drei Sprosse, die unversehrt geblieben waren.

„Verdammte Hunde! Heraus aus meinen Blumen!" Die vier schauten überrascht, verständnislos auf. Die heiser erstickte Stimme hatte nichts Menschliches mehr gehabt. Jetzt kam einer auf sie zu, ein Großer, Langer. Wie in einem geheimen Einverständnis stürzten sie sich sofort, ohne ein Wort zu sagen, alle vier auf ihn. Zwei griffen nach seiner Kehle; einer warf sich auf die Erde, umklammerte seine Füße und suchte ihn zu Fall zu bringen. Der vierte packte ihn von hinten und suchte seine Hände festzuhalten.

Christian Isele biß die Zähne aufeinander; er wurde dunkelrot im Gesicht. Himmelherrgottsakra! Wenn er nur die Hände frei bekäme! Da — jetzt. Krachend fiel die Faust dem

Digitized by Google

einen auf den Schädel, daß er in die Knie sank. Der zweite flog gegen eine vorspringende Spitze an die Felswand und blieb mit einem dumpfen Wehlaut liegen. Den dritten traf ein Fußtritt in den Leib. Jetzt noch den vier — —. Da fuhr ihm etwas Kaltes, Spitzes zwischen die Rippen und zugleich ertönte ein leiser, doch durchdringender Pfiff. Der vierte Angreifer hielt ein Pfeifchen zwischen den Lippen. Jetzt kam es aus den Seitengängen hervorgequollen, ihrer fünf — sechs, acht und noch mehr.

„Mille tonnerres! Nom de chien. Que le diable . . ."

Fremde Laute zischten heiser an das Ohr des noch immer stumm ringenden Soldaten, der trotz der Verwundung auch den vierten Angreifer noch zu überwältigen hoffte. Doch jetzt begriff er die Situation.

„Zu Hilfe. Franzosen in der Höhle! Zu Hilfe!"

Dreimal konnte er es rufen, ehe das Messer des Zuaven in seine Kehle fuhr. In der Höhle wurde es lebendig. Der Feldwebel stürzte als erster herbei ihm auf den Fuß folgten die Wachen, Scheinwerfer flammten auf, Revolver knallten. Vom Eingange her drangen Mannschaften, die die Alarmschüsse gehört hatten, in die Höhle, von innen heraus strömten die halbangekleideten Soldaten zum Seitengang, von dem der Schrei ausgegangen sein mußte. Ein Gewimmel, ein unbeschreiblicher Lärm, aus dem scharf wie Peitschenhiebe einige Kommandoworte herausfielen. Als der Tumult sich löste, lagen elf Mann am Boden, Tote und Verwundete durcheinander. Dann kamen die Sanitätsmannschaften. — — — —

Erst auf dem Verbandplatz kam Christian Isele wieder zu sich. Er öffnete die Augen und schaute verwundert auf. Wie kam er in dieses große Zelt, wie auf dieses Bett? Und was sollten die vielen Verbände? Was bedeutete das alles? Er wollte sich aufrichten doch eine schmale Hand drückte ihn sanft in die Kissen zurück.

„Ruhig liegen bleiben! Ruhig liegen bleiben! Sie können von Glück sagen. Haarscharf ging das Messer an der Halsschlagader vorbei. Aber nun auch hübsch artig liegen!"

Ein mildes, von blonden Flechten umrahmtes Frauenantlitz beugte sich über ihn. So mochte wohl die Madonna ausschauen. War er im Himmel? Doch dann fiel sein Blick auf die weiße Haube, das Band am Arme mit dem roten Kreuz.

„Schwester! Bitte, sagen Sie mir, was ist denn geschehen? Was war denn eigentlich? Warum bin ich denn hier?"

Die Schwester schaute ihn lächelnd an: „Da liegt nun der Held, von dem heute das ganze Armeekorps spricht. Und er selbst hat keine Ahnung. Mann, wissen Sie es denn nicht? Sie haben die Höhle gerettet. Einen gräßlichen Anschlag, den die Schufte sich ausgedacht hatten, haben Sie vereitelt, Sie ganz allein."

Er riß die Augen weit auf. Was hatte er getan?

„Ja. Sie, Sie ganz allein. Wie gemein diese Schufte da drüben waren. Unseren toten Soldaten haben sie die Uniform ausgezogen und einige von ihren Leuten hineingesteckt. Die Parole haben sie irgendwie erfahren und dann sind sie zu zehn oder zwölf mit Minen zu uns herübergekommen, um die Höhlen zu sprengen und alle unsere braven Jungen, die darin schliefen, zu begraben. Sie allein haben den Anschlag entdeckt und allen das Leben gerettet. Und davon wissen Sie gar nichts?"

Dann stellte sie sich in Positur und legte die rechte Hand an die Haube.

„Ich gratuliere zum Eisernen, Herr Unteroffizier!"

Noch immer blickte er verständnislos auf die blonde Schwester; das alles ging so schwer in seinen Kopf hinein. Was war geschehen? Ein Anschlag, Bomben, Minen, Franzosen! Und er allein soll es entdeckt haben? Weil — er — zu — seinen Blumen wollte! Allmählich kam ihm die Erinnerung wieder und reihte ein Bild an das andere. Ja, so war es gewesen. Weil er zu seinen Blumen wollte, war er auf die Franzosen gestoßen, die er gar nicht als Feinde erkannte hatte. Ja, so war es gewesen. Seine Blumen hatten ihm, hatten ihnen allen das Leben gerettet. Denn ihretwegen hatte er sich auf die Franzosen geworfen. Seine Blumen! Die hatten ihm das Eiserne gebracht und die Unteroffizierstressen, seine Blumen! Heiß stieg es in ihm auf und die Brust hob und senkte sich schwer. Seine Blumen! — — — —

Digitized by Google

Er lag ganz still und schaute vor sich hin und merkte es gar nicht, als ihm die Schwester mit einem weißen Tuche mehrmals über die Augen wischte. Mehrere Stunden lag er so da, ohne auf die Gespräche zu achten, die halblaut zwischen den anderen Verwundeten und dem Sanitätspersonal geführt wurden. Seine Blumen hatten ihn gerettet! Er mußte sich immer wieder den ganzen Vorgang ins Gedächtnis zurückrufen. Sein Gehirn arbeitete nur schwerfällig und langsam, und es war so vieles, das es jetzt fassen sollte.

Da kamen schwere Schritte den Gang hinauf. Die Unterhaltung verstummte, und die Sanitätsmannschaften traten beiseite. Vor seinem Bett hielten die Schritte an; er wandte den Kopf zur Seite. Da stand sein Hauptmann. Mit einem Ruck wollte der Verwundete in die Höhe fahren, doch eine energische Hand legte ihn sofort zurück.

„Sind Sie des Deubels, Mann? Liegen geblieben!"

Und nun lag seine Hand in der des Hauptmanns, der sie kräftig drückte.

„Ich gratuliere Ihnen! Na, das ist ja noch einmal gut abgegangen. Freut mich, freut mich aufrichtig. Ich habe Sie zum Eisernen eingegeben und die Charge kriegen Sie auch. Na, das werden Sie wohl schon erfahren haben und Sie wissen ja auch schon, wofür. Ich habe wegen der Charge immer Bedenken gehabt. Sie waren mir nicht schneidig genug, Mann, nicht forsch, wie ein richtiger Soldat sein muß. Aber wie Sie dann doch rangingen, einer gegen vier, ohne Hilfe, und wie Sie mit allen vieren fertig wurden. Donnerwetter noch mal. Das hat mir imponiert. Der Feldwebel hat es mir erzählt; der hat das Ganze von Anfang an beobachtet. Er wollte nicht rangehen, weil er es für eine Balgerei hielt, wie sie unter Kameraden ja mal vorkommt. Aber nachher, ja, da war er doch der erste. Sie können sich später bei ihm bedanken."

Er räusperte sich ein wenig und die Schwester benutzte die Pause, um dem Verwundeten das Kissen zurechtzurücken. Sie schaute besorgt auf den Hauptmann. War er noch nicht fertig? Der Kranke sollte ja geschont werden! Doch der Hauptmann kam zum Schluß:

„Ja. Was ich noch sagen wollte. Einer gegen vier! Donnerwetter ja, das war eine Leistung. Aber am meisten freut es mich doch, daß ich recht behalten habe. Ich habe es ja immer gesagt. Der Furor teutonicus mußte erst in Ihnen geweckt werden. Sie mußten dem Feind erst einmal gegenüberstehen Aug' in Aug'. Dann mußte die Wut auch bei Ihnen kommen, der heilige deutsche Zorn, der die heimische Scholle gegen eine Welt verteidigt. Na. Guten Abend. Ich will Sie heute nicht länger stören. Gute Besserung!"

Sein Säbel klirrte nach, als er hinausschritt und, die Hand am Helm, den Gruß der Sanitätssoldaten erwiderte. Die blonde Schwester stand noch immer neben dem Verwundeten und strich ihm mit weicher Geste die Haare aus der Stirn. Sie kannte seine Vorliebe für Blumen und hielt schon ein kleines Töpfchen bereit, das sie ihm später schenken wollte. Wer im ganzen Armeekorps kannte auch den „Professor" nicht? Sie hatte auch vom Feldwebel, der leicht verwundet im Nebenzelte lag, die ganze Geschichte gehört, wie sie sich von Anfang an zugetragen hatte. Und darum hatte sie, als der Herr Hauptmann so schön vom Furor teutonicus sprach, ganz leise gelächelt, aber nur ganz leise, so daß es niemand sehen konnte.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Fahnenschwur

Dem König haben wir alle einen Schwur gegeben
Um Leib und Gut,
Um Blut und Leben,
Der gilt!
Auf ihre Fahnen schwuren ihn Bataillone,
Auf den Lanzenschaft Husaren, Ulanen,
Artilleristen auf die Kanone.
Wir gaben alle einen Schwur mit deutschem Wort,
Der gilt
Fort und fort:
Vaterland! Kaiser!

Wir Jungen und Alten,
Heiligen Schwur haben wir alle gehalten.
Seidenisternde Fahnen bauschen sich schwer im Wind,
Flattern voran im Sturm auf feindliche Graben,
Fragt die Stummen, die jauchzend gefallen sind,
Ob sie den Schwur gehalten haben.
Husaren, Kürassieren preßte unter der Haube die Wut,
Die Stirnadern wie Ketten, berstend vor Blut,
Eins trugen sie mit
Beim Todesritt,
Den Schwur.

Und kann kein Menschenmund glühende Antwort geben,
So lauscht!
Der Erde Beben
Unter dem Donner der Schlünde rauscht.
Jeder Schuß, den der erzene Mantel der Mörser speit,
Singt den Schwur:
In Ewigkeit
Deutschland, Vaterland, Kaiser!

Hellmuth Unger.

Von einer kleinen Reise aus großer Zeit / Von Johanna Weiskirch

Es gibt Leute die erleben schon etwas, wenn sie nur die Nase vor die Tür stecken, und zu diesen gehöre ich, wie andere Leute, oft nicht ganz ohne Spott, aber auch nicht frei von Neid, von mir behaupten. Nun braucht man in dieser großen Zeit, die an sich schon ein einziges überwältigendes Erlebnis bedeutet, Augen und Ohren nur ein wenig zu öffnen, um beinahe auf Schritt und Tritt herzerhebende und herzbewegende Eindrücke zu haben. Neben ihnen schreitet fast immer ein tapferer, von mir unendlich geliebter Geselle, über den leider so viele hinwegsehen, oder, was noch schlimmer ist: für den die meisten Menschen nicht das geringste Verständnis haben: der Humor! Ich danke meinem Gott von ganzem Herzen, daß er mir auf meines Lebens leidüberdunkeltsten Wegen die Augen für das Licht öffnete, das seine Augen — ein tränennasses und ein heiteres — darüber ausgossen. So habe ich auch in diesem Jahr des Weltkrieges, das auch für mich, die alleinstehende, schicksalumbrauste Frau ein Kampfjahr in des Wortes vollster Bedeutung ist, das Lachen nicht verlernt. Bis jetzt gelang es mir noch immer, vereint mit meinem Freund Humor, seinen allerschlimmsten Feind, den Pessimisten, in die Flucht zu jagen, wenn er mir hinterlistigerweise seine graue Brille auf die Nase setzen

Digitized by Google

wollte. Womit wir kämpften? Wir lachten nur, lachten unser stolzestes Lachen, und das kann er auf den Tod hassen.

So machten wir's auch dieser Tage wieder, da mich mein beruflicher Weg wie öfter in der letzten Zeit, für drei Tage rheinabwärts führte.

„Daß du mir nur da bist, wenn ich deiner bedarf" sagte ich zu meinem Freund, da ich den Fuß auf das Trittbrett des Wagens setzte, in dem ich nach Niederlahnstein fuhr, um dort den D-Zug nach Köln zu besteigen.

„Wie? Was? Ich bin zu jeder Zeit da, denn ich fahre mit!" bekam ich zur Antwort. Dann setzte sich der Zug in Bewegung und ich fuhr, den lebfrischen Gesellen in der Tarnkappe mir zur Seite wissend, davon. Es war am Tag vor Kaisers Geburtstag. Hier und da wehten schon von Dächern und Balkonen die deutschen Fahnen, unter die sich nicht selten die schwarz-gelben unserer österreichischen Bundesbrüder mischten. Unter den mancherlei Farben des regen Verkehrslebens war die, den Stempel der großen Zeit tragende, die feldgraue, natürlich die vorherrschende. Schon im D-Zug, in dem sich die Inhaber der verschiedensten Waffengattungen und Chargen drängten.

Ich versuchte, was nicht so ganz einfach war, nach dem Speisewagen zu gelangen, um meinen Nachmittagskaffee dort zu trinken. Da meinte ein im Durchgang stehender „Feldgrauer", offenbar ein „Kölscher Jung":

„Madamche, Se däte bei uns passe." Zwei Kameraden nickten dazu.

„Wie meinen Sie das, Kamerad?" fragte ich, ihn lachend ansehend.

„Ei, ech mein, dat Se hin komme, wo Se hin wolle. Genau eso wie mir et im Kriege mache", antwortete er und griff salutierend an die Mütze.

Im Speisewagen fand ich noch ein letztes freies, sehr unbequemes Plätzchen an einem Ecktisch, an dem bereits ein blutjunger „Feldgrauer" saß. Sofort erhob er sich zu respektabler schlanker Höhe und bot mir ritterlich seinen etwas besseren Platz an. Ich dankte ihm, und nahm dann die Gelegenheit zur Unterhaltung mit ihm beim Schopf. Er hatte ungemein sympathische, fast noch knabenhafte Züge, denen die Merkmale überstandener Leiden aufgeprägt waren. Auf der freien, kindlich offenen Stirn und über den dunkelblauen Augen lagen ein paar Schatten, die ergreifend in dem jungen Antlitz wirkten.

Der junge Mensch, ein Kriegsfreiwilliger, erzählte mir, daß er bei Ypern verwundet worden sei und an dem erhaltenen Kopfschuß einige Zeit im Lazarett zugebracht habe. Nun gehe er zum zweiten Male in den Krieg und direkt in die Schützengräben des Argonnenwaldes. Auf meine Bemerkung, ob es nicht besser gewesen sei, noch etwas gewartet und die Wunde noch besser ausgeheilt zu haben, schoß ihm eine glühende Röte ins Gesicht und die blauen Augen funkelten mich entrüstet an. Er drehte den Kopf und auf eine kaum geheilte Wunde hinter dem Ohr zeigend, sagte er:

„Da schauen Sie her, daß ich meinen Mann wieder stehen kann. Ich hätte schon längst gehen können, wenn's nach mir gegangen wäre, aber der Doktor gab mich unbegreiflicherweise nicht eher frei. Ich brenne förmlich darauf, den verfluchten Engländern heimzuzahlen! Durchgebrannt wäre ich, wenn man mich noch länger im Lazarett hätte festhalten wollen. Nicht einen Tag wäre ich mehr drin geblieben."

Ich war unter seinen Worten einer tiefen Ergriffenheit Herr geworden. Über der Wunde hatte ich nämlich auf dem dunkelblonden Kopf ein Büschel schneeweißer Haare entdeckt die eine erschütternde Sprache zu mir redten. Als ob der junge Krieger mir die Gedanken vom Gesicht abgelesen hätte, meinte er mit seltsam umflorter Stimme:

„Sie wundern sich wohl über die weißen Haare auf meinem Kopf?"

Ich wollte dem Gespräch eine heitere Wendung geben, was mir aber mit meiner ungeschickten Frage: „Haben Sie einen solchen Schrecken beim Anblick des Feindes davongetragen, daß Sie weiße Haare bekommen haben?" vollständig daneben gelang. Meinem Gegenüber schoß abermals eine dunkle Röte ins Antlitz und die schlanke, sehnige Hand zuckte mit einer so schnellen, impulsiven Bewegung über den Tisch hin, als wollte sie mir eine Ohrfeige langen.

„Was sagen Sie? Sie werden doch hoffentlich nicht im Ernst glauben, einen so feigen Kerl vor sich zu haben? Ich Angst vor den Franzosen? I—ch? Da vergucken Sie sich aber ganz gewaltig an mir!" Zornig kam das von seinen trotzigen Lippen. Dann fuhr er fort und seine Stimme bekam einen seltsamen dunklen belegten Klang:

„Woher ich das Büschel weißer Haare bekommen habe? Aus Angst und Verzweiflungsnot! Aber nicht aus Angst vor den Feinden, sondern um unsere nahezu verlorene Stellung und weil vor der dreifachen Übermacht unsere Leute wie die Fliegen fielen. Da fiel auch ich und sah unsere Not und konnte nicht helfen! Die Kameraden hielten aber doch unsere Stellung voll Todesmut, bis ihnen bayerische Infanterie zu Hilfe kam. Der Sieg war unser! Aber — unter den Toten lag nicht weit von mir, von einer Granate zerrissen, mein bester Freund, den ich jetzt zu rächen gehe. So, jetzt können Sie sich denken, wovon ich weiße Haare bekam. Vor Angst um mein Leben? Niemals!"

„Beuel-Bonn!" rief der Schaffner und der Zug hielt fast plötzlich. Der Kriegsfreiwillige, der mir unter seinen Worten zum Mann gereift schien, erhob sich hastig und setzte die Mütze auf das blonde Haupt.

„Herrgott, ich muß ja aussteigen um hier meine Großmutter für ein paar Stunden zu besuchen, ehe es ins Feld geht", sagte er und verabschiedete sich

Digitized by Google

mit einer ritterlich-stolzen Verneigung. Ich sah ihm nach, wie er mit federnden Schritten über den Bahnsteig schritt, sah das Bündel weißer Haare über dem feldgrauen Waffenrock silbern schimmern, und mein Herz schwoll vor Stolz auf Deutschlands Jugend. Als ich im heiligen Köln ausstieg, schneite und regnete es, was nur vom Himmel herunter wollte. Klatschend schlug der Sturm die Kaisers-Geburtstags-Fahnen an die Masten. Welch ein fürchterliches Wetter! Von ihm flogen die Gedanken natürlich zu unseren Kriegern in Feindesland, in die Schützengräben. Arme, tapfre Kerle ihr, Helden ohnegleichen. Das warme, behagliche Klubzimmer in der „Lese", in das ich mich so schnell als möglich flüchtete, wurde mir fast zur Pein im Gedanken an die Entbehrungen unserer Krieger, vor denen wir sie mit all unserer Liebe und Sorge nicht zu schützen vermögen.

Schier mit Gewalt mußte ich mich zusammennehmen, um später den beruflichen Fragen, derethalben ich nach Köln gefahren war, meine volle Aufmerksamkeit schenken zu können. Als ich dann nach beendigter Sitzung gegen Mitternacht zum Bahnhof ging, um zu meinen Geschwistern nach Düsseldorf zu reisen, war das Wetter völlig umgeschlagen. Es hatte bereits stark gefroren, und groß und klar standen die Sterne am dunkelblauen Nachthimmel. Ein außergewöhnlich starkes Leben und Treiben flutete trotz der späten Stunde durch den ganzen Bahnhof und stand natürlich im Zeichen des „Feldgrau".

Da wurden eine Menge von ihren Verwundungen geheilte, teils mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnete Krieger zum zweiten Male ins Feld verladen. Ich sah heiße Abschiedstränen fließen, hörte stammelnde Worte und Schluchzen, das übertönt wurde vom brausenden Gesang der „Wacht am Rhein" und den Hurrarufen der Scheidenden. Es entstand, als mein D-Zug einlief, ein solches Gedränge, wie ich es bei Tage kaum einmal größer erlebt habe. Mit Mühe und Not fand ich ein Plätzchen in einem von totmüden Sanitätern besetzten Abteil. Sie kamen aus Frankreich und fuhren nach Berlin. Einem von ihnen, dessen Kopf immer nach meiner Schulter zu sank, räumte ich meinen Platz ein, damit er sich etwas bequemer setzen konnte. Ich stellte mich in den Wagengang auf und genoß bei dieser Gelegenheit einen wirklich großartigen Anblick von verschiedenen, in eifriger Tätigkeit sich befindenden Scheinwerfern. Wie mit riesigen, glühenden Armen und ausgestreckten vielfingerigen Händen, die nach den höchsten Sternen zu greifen schienen, tasteten sie suchend das ganze Firmament ab, Unglück verhütend. Ab und zu lief ihr zuckender Schein über die Gesichter einzelner Mitreisender, sie in gespenstisches magisches Licht tauchend. Ich blieb, das nächtliche, interessante Schauspiel verfolgend, am Fenster stehen, bis der fauchende, ratternde Zug in die Düsseldorfer Bahnhofshalle einfuhr. In wenigen Minuten war ich in meines Schwagers Hause, und eine Viertelstunde später schlief ich in des Kaisers Geburtstags-Morgen hinein. In meine Träume aber sang die Kaiserglocke des Kölner Domes, deren Klang mir am Abend das Herz so wundersam bewegt hatte.

Als ich am Morgen gemütlich beim Kaffee saß, erzählten mir meine zwei kleinsten Neffen, forsche, rheinische Knirpse, von den Kämpfen und Siegen, die sie mit ihren Blei- und Holzsoldaten ausgefochten hatten. Da meinte der jüngste:

„Wenn ich nur noch ein paar Engländer zum totschießen und totstechen hätte! Die Russen und Franzosen haben keine Köpfe keine Arme und Beine mehr, aber die Engländer habe ich ganz kurz und klein geschlagen. Ich weiß aber, wo es noch Engländer gibt, Tante Johanna. Kerle, sag' ich dir, die sind frech wie Oskar!"

(Schluß folgt.)

Lehrmeister Schmerz

„Zur Kaiserfeier soll Fritz Schmitt
Mal seine Vortragskunst bewähren!
Da, Junge, nimm das Buch gleich mit;
Von Liliencron . . . hier: ‚Tod in Ähren!'

So sprach der Ordinarius,
Und Fritzchen lernt, wie ihm beschieden. —
Doch der Professor zeigt Verdruß;
Der Vortrag stimmt ihn unzufrieden . . .

Unglaublich, dieser Leierton!
Und wie so tief ist's doch empfunden:
„Zwei Tage schon, zwei Nächte schon,
Mit schweren Wunden, unverbunden . . ."

Wo hat der Junge nur den Kopf?
Es blieb dem Lehrer unverständlich.
Da — heute glückt's dem armen Tropf!
Jetzt ist es gut im Ausdruck! Endlich!

Der Lehrer fragt', verwundert fast:
„Sag', Schmitt, wer half dir von den Deinen,
Daß du's so gut begriffen hast?"
Da muß der Junge bitter weinen.

„Du weinst? Warum? Sag' mir den Grund!"
Da bricht sich Bahn ein wundes Lallen,
Und schluchzend klagt der junge Mund:
„Mein Vater ist — bei Reims — gefallen . . ."

Der Lehrer hält, tief vorgeneigt,
Den Arm um Fritzchens Haupt geschlagen.
Er spricht — wie tief die Klasse schweigt —:
„Nein, Kind, du brauchst nicht vorzutragen."

Bernhard Schäfer.

Digitized by Google

Das Wunder / Eine Groteske von Julius Berstl

Einmal muß doch endlich etwas Außergewöhnliches, ganz Seltsames kommen und ihm in den Weg treten. Und ist es nicht in der Kindheit, wo alles Leben zwischen Haus- und Gartentür liegt, so doch später. Und ist es nicht in der Jugend, wo das Leben schon weitere Kreise zieht, wo man mit seinen Blicken schon ein gut Stück Welt zu umspannen vermag: nicht nur das Heimatsnest — beileibe nicht — auch noch die Nachbardörfer, wo immer die Kirmes so lustig ist, und die Flur, die zum Rittergut gehört, und die Kreisstadt, wo so viele Menschen auf einem Haufen wohnen, und die Räder so mordsmäßig laut über das Pflaster rattern, und am Brückenübergang manchmal soviel Wagen zusammenkommen, daß sie sich stauen und nicht vom Fleck können für ein gutes Weilchen — ich sage, ist's nicht in der Jugend, so doch wohl später. Und — ist es nicht in den gesetzten Jahren, wo man befehlen kann und den Knechten eine Grobheit sagen und Marktsagsabend seine Abrechnung machen — ja, dann — dann vielleicht später — wenn man alt ist und seine Abrechnung mit dem Leben macht. Aber dann — dann muß das Seltsame ganz bestimmt kommen und darf nicht zögern oder unterwegs sich noch lange ausruhen. Denn sonst —

Dumme Gedanken! Törichte Gedanken! Es kommt und ist wie der Blitz da, ohne sich vorher anzumelden.

Ja, aber das Warten! Das quälende Warten!

Einmal meint er, wenn Vollmond ist, und die Himmelsscheibe so recht rund und blank aus dem großen, schwarzen Feld herausguckt, dann muß ihm wohl etwas ganz Besonderes begegnen.

Ja, hast dich verrechnet. Nichts ist.

Dann wieder will er darauf schwören, daß ihm am hellichten Tag mitten auf dem Markt des Kreisstädtchens zwischen den braunen Bauernweibern, die ihre Röcke über den Kopf geschlagen haben, weil's regnet, das Seltsame, Außergewöhnliche auf die Schulter schlagen und ihn hinterm Ohr herum so recht breit und behäbig anlachen muß! Sapperlot — er will drauf schwören — und 's ist doch wieder nichts!

In der Spinnstube könnte auch schon mal so was passieren: der Wind heult draußen, die Läden klappern, die Räder schnurren, die Tine hat eine so tiefe, melancholische Mannesstimme und tritt den Takt mit den Füßen — gebt acht, gleich geht die Tür auf und herein tritt — irgend was Wunderbares, Schauerliches, daß man die Gänsehaut bekommt.

Oder beim Dreschen springt mit einem Male so was Kauziges, Schnurriges aus dem Stroh heraus — bauz, bumbum! — mitten hinein in den Dreschkreis, zappelt über die Flegel weg, springt wie ein Floh, kneift den Burschen in die Nasen, schnurrt ihnen an den Hosenbeinen herunter, schießt Purzelbäume, steht Kopf und ist — eins, zwei, drei — wie der Satan verschwunden!

Aber nein, nein, nein! Nichts von dem allen! Es ist wie verhext: es soll ihm nun mal nichts Wunderbares, Absonderliches passieren, und sein Leben ist seltsamerweise so nüchtern und gleichförmig und ganz natürlich wie jedermanns Leben im Dorfe.

Und dennoch haben die Gevatterinnen schon bei seiner Geburt gemunkelt: er sei ein Wunderkind: das eine Ohr sei viel größer als das andere: die Brauen seien über der Nasenwurzel zusammengewachsen — und alles zusammengenommen: ihm müßte in seinem Leben etwas ganz Merkwürdiges passieren. Und das hat der Schäfer bestätigt und bekräftigt. Der brauchte sich nur die Linien in den Handflächen und die Fingernägel einmal näher zu begucken.

Also: da haben wir's! Sonach war klipp und klar, daß es schon noch einmal kommen mußte. Nur Geduld. Und warten.

Leute, die auf was warten, vergessen dabei in der Regel andere, wichtigere Dinge. Und da er sein ganzes Leben lang auf was wartete, so vergaß er dabei ganz und gar, wozu er eigentlich auf der Welt war, und daß man nur durch Arbeit zu etwas kommen kann. Darum war es ja auch ganz recht so, daß er, als er alt geworden war, nichts als einen kleinen Hundewagen besaß, auf dem er Gemüse und andere Lebensmittel in die höher gelegenen Dörfer des Gebirges beförderte.

Er hatte schon weiße Haare und zog noch immer mit den beiden Hunden den wackligen Karren. Immer ging sein Weg im Tal hinauf, wo sie die breite Kunststraße gebaut hatten — im Sommer, im Winter immer der gleiche Weg mit dem Bach an der einen Seite und den ansteigenden Bergen auf der anderen. Mein Gott, was sollte ihm denn auf diesem Weg, der soundsoviele Knicke hatte, die merkwürdigerweise Tag für Tag immer an derselben Stelle standen, auch Seltsames begegnen?

Er trottete dahin mit gebücktem Kopf und im selben Takt wie seine Hunde, und wenn es Winter war, dann trug er über der wollenen, gestrickten Jacke irgend einen alten Schlafrock, den er bei einem Trödler aufgetrieben haben mochte — so ein würdevolles Ding, dessen Quasten an vergangene, herrliche Zeiten gemahnten, und dessen violette Aufschläge — jawohl, leuchtend violette Aufschläge — ganz merkwürdig mit der Klapprigkeit, Gebrechlichkeit und Armut des Greises kontrastierten und ihm ein Ansehen gaben, als sei er selbst wohl gar das seltsame Wunder, auf das er sein ganzes Leben lang gewartet hatte . . .

Das war im Februar. Die Wolken hingen niedrig. Der Schnee lag grau-schmutzig und zu kümmerlichen Überresten zusammengeschmolzen. Die Abenddämmerung war schon herangekommen, un-

Digitized by Google

freudlich und frostig, der Weg zum nächsten Dorf streckte sich noch eine Stunde hin, daher nahm der Alte ein rascheres Tempo an und rief den Hunden ein aufmunterndes „Hüh" zu.

Jetzt kommt der nächste Wegknick, wo der Wald bis an die Straße herantritt. Dann die Brücke, die über den Bach führt. Dann die Reihe von Steinhaufen, die zu Seiten des Weges zur Pflasterung aufgeschichtet sind. Und endlich da hinten, wo zur Rechten die Felsen steil aufstreben und auf der anderen Seite bald senkrecht nach dem Bast hin abfallen, das kleine, verwitterte Kreuz: zur Erinnerung an den Menschen, der dazumal durch einen unglücklichen Sturz im Bach seinen Tod gefunden hat.

Der Alte kümmert sich nicht darum. Er trottet seinen Trab hin und denkt — an nichts.

Auf einmal kneift er die Augen zusammen um schärfer sehen zu können und blickt unverwandt nach einer Stelle — ungefähr hundert Meter vor ihm — wo auf einem der vielen Steinhaufen, im tiefen Dämmergrau verschwommen und halb unkenntlich, zwei zu hocken scheinen.

Sie rühren sich nicht, sind wie aus Stein, oder — schlafen. Aber im Sitzen schlafen? — Komische Käuze!

Es ist doch seltsam, daß es dem Alten mit einem Mal lebendiger im Kopfe wird. Die vielen Jahre vergeblichen Wartens haben ihn stumpf gemacht. Aber jetzt ist es ihm doch wie ein huschendes Licht, das durchs Dunkel flackert. Ist die Dämmerung daran schuld, oder die Einsamkeit, oder die Nebel, die vom Talgrund heraufschwimmen? Es wird ihm doch mit einem Male wieder klar, daß er ausging, das Rätselhafte, Wunderbare zu suchen, und daß er es nun an seines Lebens Ende immer noch nicht gefunden hat.

Und hundert Meter vor ihm hocken die beiden seltsamen Käuze immer noch reglos wie aus Stein — und — sollte etwa? —

Dem Alten rieselte so etwas wie ein Fieberschauer durch das matte, abgearbeitete Blut. Er blinzelt unter den Augenwimpern hervor und spitzt den Mund pfiffig unter dem struppigen Schnauzbart, als wolle er etwa sagen:

„Ich hab's ja gewußt! Eines Tages ist es wie der Blitz da, ohne sich vorher anzumelden. Natürlich — natürlich, einmal muß es ja kommen! Wer hätte aber gedacht, daß das heute schon sein würde?"

Er ist ordentlich aufgeregt geworden, schlenkert die steifen Arme unruhig hin und her und scheint fast erfreut darüber, daß er das Wunder nun doch noch beim Rockzipfel erwischen kann.

Er kommt näher heran an die beiden Stillen auf dem Steinhaufen. Er wagt gar nicht mehr zu ihnen hinüberzublicken. Sein Herz klopft, als ob er auf seine alten Tage noch einen Walzer hätte tanzen müssen.

Herrgott, was wird das für ein Abenteuer absetzen!

Ob die beiden wohl Waldgeister sind, die mit den Menschen ihr Schabernack treiben? Oder welche aus dem Wasser, die heraufgestiegen sind, um sich mal die Wanderer zu begucken, die vorbeiziehen? Oder solche, die in den Scheunen ihr Unwesen treiben, nachts mit Ketten über den Hof schlürfen und an die Läden klappern, wie die Dohlen krächzen und schauerlich lachen? Aber wie sollen sich denn die hier herauf ins Gebirge verirrt haben? —

So! Achtung! Jetzt muß er an ihnen vorüber! Sie sitzen immer noch still und rühren sich nicht. Der Alte bekommt eine Gänsehaut und wagt kaum mit dem ganzen Fuß aufzutreten — nur so auf den Zehen schleicht und schlottert er vorüber. — —

Jetzt raschelt's hinter ihm. Er fühlt, daß die beiden aufspringen, hinter ihm hersetzen und sich gegen den Karren stemmen.

„Jetzt ist's da! Alle guten Geister, jetzt ist's da!" murmelte der Alte und taumelt wie berauscht gegen seine Hunde.

„Wer is da?" fährt ihn der eine an und reißt ihm die Wagendeichsel aus der Hand.

„Worauf ich schon immer gewartet habe!" flüstert der Alte geheimnisvoll. „Das Wunder ist da! Es ist prophezeit, daß mir was ganz Sonderbares passieren würde in meinem Leben. Jetzt ist's da! Alle guten Geister —"

Das stammelt er abgebrochen hervor und wagt dabei nicht die Augen aufzuschlagen.

„Halts Maul, Oller!" fährt ihm das „Wunder" in die Zähne. „Wovon redste denn? Wir sinn so 'ne Art von höhere Obrigkeit. Wir ha'm den Kunstschein für fahrende Jimnasiasten, oder wie det Ding heeßt. Wir sinn die Teifelchen, die aus'n Kasten huppen, wen man oben druffdrückt. Kurz und jut: jieb dein Jeld her!"

Er hält ihm zur Bekräftigung seiner Worte einen Knotenstock unter die Nase.

„Was ist denn das für ein merkwürdiges Wunder?" denkt sich der Alte und wischt sich den kalten Schweiß von der Stirn, nur um mehr Klarheit in seinen armen Kopf zu bekommen.

Der andere, der sich hinten auf den Karren gesetzt hat, knarrt nun mit so einer eintönigen, rostigen Stimme:

„Red nur nich so ville, Heinrich! Bei dem Ollen wird kurzer Prozeß jemacht! Wegen die paar Sechser!"

Der Alte schüttelt nachdenklich den Kopf. Was ist das nur? Irgend etwas ist in sein Bewußtsein gedrungen, das er sich nicht deuten kann. Er hat sich doch das „Wunder" sein Lebtag immer ganz anders vorgestellt und nun — nun hat das Wunder so eine Sprache, wie er sie schon oft gehört hat: von Kunstreitern und durchziehenden Schaubudenleuten — und sieht aus wie reisende Handwerksburschen oder faule Tagediebe, die sich auf die Straße legen und vom Betteln leben oder vom —

Aber Unsinn! Wunder bleibt nun mal Wunder! Mag es aussehen, wie es will! Gebt acht, die

Digitized by Google

beiden verwandeln sich — eins, zwei, drei — in grüne Riesenfrösche oder in eisgraue Waldmänner oder in schauerliche Nachtjäger! Gebt acht! Gebt acht! — —

Der Alte fühlt, daß ihm der eine an der Tasche herumzerrt, und der andere den Hunden einen Tritt versetzt, weil sie knurren und beißen wollen. Wie soll er das mit dem „Wunder" in Einklang bringen?

„Halt! Halt! Das gehört nicht mit zum Wunder. Das ist Diebstahl. Das ist Straßenraub. Das muß der Polizei gemeldet werden. Dagegen muß man sich wehren."

„Was knurrste denn, Oller? Mit dir wer'n mer schon fertig! Nur immer ruhig!"

Der andere ist wortkarg, hat dunkle Augen in tiefen Höhlen und verbissene Lippen. Er ist so kalt und ruhig, als ob er spazieren gehe und dabei an sein Geschäft daheim denke.

Ob es doch ein Wunder ist oder Gespensterspuk?!

Der Finstere geht ein Stück vor, geht ein Stück zurück, prüft mit seinen Blicken hinauf, hinunter die Straße, hält die Hände in den Taschen geballt — ob er Verschwörungen murmelt nach allen Windrichtungen: der Waldgeist, der Kobold?! Das ist so schauerlich. Augen zu, Augen zu — Gespensterspuk!

Der erste reißt ihm den alten Schlafrock mit den violetten Aufschlägen auseinander.

„Du schläfst wohl im Stehen? Glaubste wir haben wegen dir Zeit?"

Und er reißt ihm das armselige Geldbeutelchen aus der Tasche. Dem Alten ist es, als führe ihm ein Blitz durchs Gehirn, jammernd kreischte er auf:

„Ist das Wunder?" Ist das Hexenspuk? Ist das Zauberei? Straßenraub ist das! Diebe! Mörder! Polizei! Zu Hilfe! Zu Hilfe!"

„Verdammt! Halt's Maul!"

„Das gilt nicht. Dazu gebe ich meine Einwilligung nicht. Ihr habt mich betrogen. Ihr habt mir vorgeschwindelt, alles sei nur Hexerei! Lügner und Betrüger! Gebt mir mein Geld wieder!"

Die beiden lachen roh.

„Wovon redste denn immer? Was für'n Wunder? — Jawohl, 's blaue Wunder sollste erleben! Stille, und ruhig visitieren lassen!"

Sie gehen ihm an die anderen Taschen.

Der Alte aber wird krebsrot und zappelt mit Händen und Füßen:

„Ihr Hunde! Zu Hilfe! Ist denn niemand da? Ihr habt mir den ganzen Spaß verdorben. Worauf ich immer gelauert habe. Nie ist's eingetroffen, und wie ich heute glaube: nun ist's da, nun ist's endlich da — ja, da geht's auch wieder mit ganz natürlichen Dingen zu. Ihr Hunde! Ihr Hunde!"

„Du bist verrückt. Mit deiner verdammten Schreierei!" Er will weiter visitieren.

„Zu Hilfe!" kreischt der Alte, springt an seinem Angreifer empor und klammert sich an dessen Armen und Hüfte fest.

Der flucht und sucht die unangenehme Last von sich abzuschütteln. Der Alte zappelt wie eine Fliege, die in ein Spinnennetz gefallen ist und bei jeder Bewegung nur noch tiefer hineingerät.

„Zu Hilfe! Räuber! Mörder! Polizei!"

Den Strolch packt die Wut. Er zerrt das Männchen von seinem Körper herunter, hebt es hoch in die Luft und läßt es fallen wie ein armseliges Kaninchen.

Der Alte strauchelt, taumelt, überschlägt sich, rollt an den Rand der Straße, wo sie steil zum Bach hinabfällt und das morsche Kreuz steht, und rollt hinunter. —

„Lügner; das ist ja kein Wunder!" kreischt er noch, dann schlägt er unten auf. — —

Die beiden oben blicken ihm heimlich nach und laufen die Straße hinunter, wo der Wald bis an den Weg herabreicht.

Der Wortkarge brummt verächtlich mit seiner rostigen, knarrenden Stimme:

„Wejen die paar Sechser —"

*

Manche Stunde

Vor meinem innern Auge steht ein Bild,
Ein Bild, so groß, daß ich es schauernd fühle:
Ich sehe euch auf blut'gem Kampfgefild
Als Helden stehn im harten Schlachtgewühle.

Kein Tag, der nicht die größten Qualen bringt
Durch Hunger, Durst und Tod, des Kampfes Zeichen;
Kein Tag, da nicht ein Freund, ein Bruder sinkt,
Ein heißgeliebter, über Freundesleichen.

Und ich daheim — wie oft, daß ich verzehrt
Von niedrem Streben nach des Staubes Dingen,
Von eurer Heldengröße unbelehrt,
Zu schwach, zu eurem Glanze durchzudringen.

Darob ergreift mich oftmals tiefe Scham,
Und meine Seele muß in Not erbleichen!
O Herr, erlöse mich von meinem Gram:
Laß mich ein wenig unsern Helden gleichen!

Julius Haupt.

Inhalt des Heftes 44: Die Herrin von Hellerbrunn. Roman von E. von Luckwald. — Bayerische Schneid! Von Arthur Achleitner. — Der Professor. Erzählung von Heinz Welten. — **Beiblatt:** Fahnenschwur. Gedicht von Helmut Unger. — Von einer kleinen Reise in großer Zeit. Von Johanna Weiskirch. — Lehrmeister Schmerz. Gedicht von Bernhard Schäfer. — Das Wunder. Groteske von Julius Berstl. — Manche Stunde. Gedicht von Julius Haupt.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke's Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 31. Juli 1915. — Druck von A. Gebbel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1915 Heft 45

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Die Herrin von Hellerbrunn / Roman von C. von Luckwald

4. Fortsetzung.

Die Wintersonne warf eben ihre ersten Strahlen über Schloß Hellerbrunn, als Esther durch lautes Klopfen an ihrer Tür geweckt wurde. Dieses Mal war es keine Täuschung — es wiederholte sich — stärker, dringender.

Noch schlaftunken, fuhr sie auf und rief:

„Was ist? Anna, sind Sie es?"

„Ja, Frau Baronin. Darf ich hinein?"

Esther sprang aus dem Bett und eilte zur Tür, aber sie prallte zurück, als sie das angstverzerrte Gesicht des Mädchens erblickte.

„Wie sehn Sie denn aus, Anna! Ist ein Unglück geschehen?"

„Ich glaube — ja — das heißt — ich weiß nicht —"

„So reden Sie doch!"

„Ach liebe, gute Frau Baronin," schluchzte das Mädchen, „unten in der Küche sitzt der Seppl — der Loisl hat ihn hergeschickt — —"

Esther fuhr mit der Hand nach dem Herzen, es überlief sie kalt, mit glanzlosen Augen starrte sie Anna an.

„Felix!" stieß sie heiser hervor, „um Gottes willen — ist meinem Mann etwas zugestoßen?"

Anna nickte und brach in lautes Weinen aus.

Die Verstörtheit des Mädchens gab Esther mit einem Schlage Ruhe und Fassung zurück. Ohne auf die Weinende zu achten, kleidete sie sich notdürftig an, warf den Schlafrock über und befahl:

„Rufen Sie Sepp, ich will selbst mit ihm sprechen."

Wenige Augenblicke später trat der junge Bauernsohn bei ihr ein, blieb unbeholfen neben der Tür stehen und drehte seine Pelzmütze verlegen zwischen den Händen. Esther sagte ruhig:

„Seppl, erzähle mir jetzt alles, was geschehen ist, von Anfang an."

Der Bursche schwieg und kratzte sich in tödlicher Befangenheit den struppigen, blonden Schopf.

„Herrn Baron ist etwas zugestoßen — nicht wahr? Wo hat er sich verletzt?"

„Am Kopp", lautete die lakonische Antwort.

„Ist er bei Bewußtsein — oder — oder —" jetzt schwankte ihre Stimme doch, trotz aller Selbstbeherrschung.

„Noa — noa —" beteuerte Seppl, „fell nit, leb'n tut er allweil, er hat sich aufg'schunden am Fels, und geh'n kann er nimmer — der Baron — d' Haxn san broch'n alle zwoa, sagte der Loisl. I soll um a Wag'n lauf'n a'fs Schloß, hat er g'sagt, der Loisl — und der Gnädigen Bescheid bring'n — und weg'n Dukter — sagt' er — hat er g'sagt, der Loisl. Woll — so bin i halt g'sprung'n, so rasch als i konnt', a'f die schiach'n Weg' — und dös wär' allens," schloß er aufatmend den mühsam hervorgestotterten Bericht.

Seine gutmütigen Augen hingen verängstigt an Esther blassem Gesicht; er mochte befürchten, daß sie in Tränen ausbrechen, klagen und jammern würde, und dem stand er ratlos gegenüber.

Digitized by Google

Aber Esther tat nichts von alledem, nur totenbleich war sie geworden und stützte sich schwer auf die Lehne des Sessels, vor dem sie stand.

Sie sah ein, daß es unmöglich sein würde, einen geordneten Bericht von dem Burschen zu erlangen, so reichte sie ihm nur ihre eiskalte Hand und sagte:

„Ich danke dir, Seppl — geh jetzt wieder in die Küche, laß dir ein Frühstück geben und schicke Franz zu mir herauf. Halt — noch eins — wo ist mein Mann?"

„In der Jagdhütten am rauhen Grund — do hab'n mer'n einerg'schleppt, i und der Loisl. Ganz komod hat er's da, der Baron," fügte er tröstend hinzu, „da fehlt nix."

Esther atmete auf, als sie hörte, daß der Verunglückte wenigstens unter Dach und Fach war, daß er nicht unter der Kälte zu leiden hatte.

In der Hütte war alles zum Übernachten Notwendige vorhanden — das wußte sie.

In fieberhafter Eile packte sie zusammen, was sie für zweckmäßig hielt; ruhig und umsichtig traf sie alle Anordnungen zur Aufnahme des Kranken und schickte den Schlitten zur Stadt, der den Arzt holen sollte.

Sie selbst bestieg den Wagen, in dem Decken, Verbandzeug und Stärkungsmittel verpackt wurden. Franz sollte sie begleiten. Sie wußte, daß der Wagen nur bis zum letzten Bauerngehöft, am Eingang des „rauhen Grundes" fahren konnte, aber Hilfskräfte würde sie gewiß im „Einödhof" erhalten. Sie kannte den Bauer, der dort mit seinen drei Buben hauste.

Endlos erschien ihr der Weg, denn der schwere Landauer kam trotz der kräftigen Pferde nur langsam auf den verschneiten Wegen vorwärts. Endlich bogen sie in das Seitental ein, an dessen Ende der Einödhof lag.

Als der Wagen hielt, stand der Bauer gerade vor der Tür, die kurze Pfeife im Mund, die Hände in den Hosentaschen, und aus dem Stall erklangen die Stimmen der Burschen, die beim Vieh beschäftigt waren.

Esther erklärte mit kurzen Worten den Grund ihres Kommens.

„Nicht wahr — Sie helfen uns, lieber Kosler — es soll Ihr Schade nicht sein."

Der Bauer nickte, und ohne die Pfeife aus dem Munde zu nehmen, und seine Stellung zu verändern, rief er nach dem Stall hinüber:

„Anderl — Hansl — Naz!"

Die drei Einödbuben tauchten in der offenen Stalltür auf, verwundert den Wagen und die fremde Dame anstarrend.

„Gebt's den Holzschlitten her," befahl der Alte, „schleunt a bißl, und dann geht's mit der Gnädigen hier zum rauhen Grund afer."

„Ha?" meinte Anderl, der Älteste verwundert, „mitt'n aus d'r Arbeit, was soll'n mer da heroben?"

„Den Baron abischaff'n, af'n Schlitt'n, hats Haxl brochen, fragt nit lang — ang'faßt — vorwärts."

Dem väterlichen Befehl wurde überraschend schnell Folge geleistet, der Einödbauer verstand das Kommandieren und hielt sich nicht mit langen Erklärungen auf.

Alles Nötige wurde aufgeladen, und der kleine Zug setzte sich in Bewegung.

Esther arbeitete sich tapfer durch den tiefen Schnee, in dem sie stellenweise bis zu den Knien einsank, aber die Angst beflügelte ihre Schritte, und erst als die Jagdhütte erreicht war, hielt sie einen Augenblick erschöpft und atemlos inne.

Ihr bangte vor dem Kommenden — wie würde sie Felix finden? Aber sie schüttelte die Schwäche ab und öffnete entschlossen die Tür zu dem niedrigen, halbdunklen Zimmer.

Noch geblendet von dem hellen Schneelicht draußen, tappte sie unsicher vorwärts und blickte sich suchend um.

Aus der Ofenecke erhob sich Loisls Hühnengestalt; schweigend deutete er mit dem Daumen nach dem Hintergrund der Stube.

Dort lag Felix leise stöhnend auf dem Matratzenlager, den Kopf mit Tüchern umwickelt. Esther kniete neben ihm nieder und griff nach seinen Händen, die matt und kraftlos auf der groben Wolldecke ruhten.

„Felix — ich bin's — kennst du mich nicht? Ich bin gekommen, dich heimzuholen. Was ist dir geschehen, mein armer, lieber Bubi?"

Mühsam drehte der Verwundete den Kopf zu ihr herum:

Digitized by Google

„Ach — Esther — du bist's — das is schön — bist arg erschrocken, Hasi — gelt?"

„Hast du große Schmerzen, Felix — und wo? Dein Kopf ist verbunden —"

„Is nit so arg das Loch da — aber die Füß' — kann mich nit rühren — die Beine g'horchen nimmer — so ein Gefühl, weißt — als wär'n sie aus Watte — zu dumm is das."

„Wahrscheinlich ein Bruch, Felix; aber der heilt wieder, du bist ja gesund und kräftig", tröstete Esther. „Ich habe bereits zu Doktor Guggenberger geschickt, wir werden ihn in Hellerbrunn vorfinden, wenn wir kommen. Vor allen Dingen mußt du jetzt von hier fort und nach Hause."

Der Verwundete wurde aufgehoben, in Decken gewickelt und auf den draußen wartenden Schlitten gelegt.

Als die derben Bauernfäuste ihn anfaßten, stöhnte er laut; jede Berührung schien ihm starke Schmerzen zu bereiten, aber er war bei voller Besinnung.

Vorsichtig führten die Burschen den Schlitten talwärts, jedes Aufstoßen nach Möglichkeit vermeidend.

Esther ging dicht dahinter und winkte Loisl an ihre Seite.

„Jetzt erzählen Sie mir alles; ich weiß ja noch immer nicht, wie das Unglück geschehen konnte."

Der Alte stampfte schwerfällig neben ihr her, seine Hände wiesen blutrünstige Stellen, denen er aber wenig Beachtung schenkte. Er qualmte bereits wieder aus der unvermeidlichen Pfeife und schien die Schrecken der Nacht überwunden zu haben.

„Joa — wie's kommen is, daß der Baron außerg'schlieft is — sell woas i selbscht nit — Gnäd'ge. Er hatte den Adler g'schossen — a Monstrum von a Viech — voll zwei Meter Spannweiten. Aber er schlug no eppes mit die Flügel, und der Herr wollt ihm den Fangschuß geb'n. Dabei is er woll zu weit vorgang'n, und a Stuckl am Fels abig'rutscht. Nit amoal tief, nur a paar Meter — just af d' Füß'. Sie wissen's schon, Gnäd'ge, wann den 's Jagdfieber packt hat, is 'r soviel jach und denkt an nix als ans Wild. Woll — so is komm'n. Schneller als eins ‚Helf Gott' sag'n kann — lag er unt'n bei derer Felswand. Den Adler hab'n wir dann raufg'holt und den Baron aa — i und der Seppl, un hab'n alle beid' in d' Hütten g'tragen. Un der Seppl is zum Schloß runter, zur Frau Baronin — woll, woll — so war's."

Er versank in Schweigen, und Esther fragte nicht weiter. Die ärztliche Untersuchung würde ja alles ergeben.

Am Einödhof wartete bereits der Wagen, Franz und Loisl hoben ihren Herrn hinein, und Esther verabschiedete sich mit freundlichen Dankesworten und reichem Geldgeschenk von den hilfreichen Bauernsöhnen.

„Nach Hause!" rief sie dem Kutscher zu. „So rasch als möglich, aber vorsichtig fahren!"

Der Kopf des Verwundeten lag schwer auf ihrer Schulter. Felix war zeitweise ohne Bewußtsein, dann wieder sprach er im beginnenden Wundfieber wirres, krauses Zeug durcheinander. Die Jagd, der erlegte Adler beschäftigten seine verworrenen Gedanken.

Nach zwei qualvollen Stunden war endlich das Schloß erreicht, wo der Arzt sie bereits erwartete und mit Annas Hilfe alles zur Aufnahme des Kranken hergerichtet hatte.

Auf Esthers dringenden Wunsch durfte sie der Untersuchung beiwohnen, alle anderen wurden hinausgeschickt, mit Ausnahme von Franz, der dem Arzt zu Hand gehen sollte.

Die Kopfwunde erwies sich als ungefährlich. Sie wurde gereinigt und frisch verbunden, dann schritt Doktor Guggenberger zur Untersuchung des Beinbruches. Außer geringfügigen Hautabschürfungen fand er jedoch weder eine Bruchstelle noch eine Verstauchung. Das Gesicht des Arztes wurde immer ernster, seine Antworten auf Esthers besorgte Fragen immer knapper.

Der Kranke lag apathisch auf seinem Lager, ließ alles geduldig über sich ergehen, ohne sich zu rühren. Endlich war der Doktor fertig und bedeutete Esther, ihm ins Nebenzimmer zu folgen.

Angstvoll sah sie zu ihm auf.

„Sie haben mir keinen guten Bescheid zu geben, Herr Doktor, ich sehe es Ihnen an — aber wie Ihr Urteil auch lauten mag — ich bitte um volle Wahrheit."

„Die bin ich Ihnen auch schuldig, Frau Baronin — der Zustand des Patienten ist

Digitized by Google

ernster als ich anfangs dachte. Das Rückgrat ist verletzt. Die Beine sind nicht gebrochen, die Unbeweglichkeit ist auf eine Lähmung zurückzuführen."

Esther hob abwehrend die Hände; diese Botschaft übertraf ihre schlimmsten Befürchtungen.

„O Gott," stammelte sie fassungslos, „nur das nicht — das ist ja schlimmer als der Tod. Doktor — Sie irren sich, es kann nicht sein! Helfen Sie, ziehen Sie eine Kapazität zu Rate — es muß noch Hilfe geben."

Sie hatte seinen Arm umklammert und schüttelte ihn hin und her in ihrer Herzensangst.

Mitleidig sah der alte Hausarzt sie an:

„Ich werde an Professor Mayr nach Wien depeschieren, er ist unsere erste Autorität — aber — ich fürchte —"

„Ja, ja, rufen Sie ihn her, — gleich — er soll sofort kommen. Vier Augen sehen mehr als zwei — vielleicht kann er helfen."

„Was in Menschenkräften steht, wird geschehen, Frau Baronin, alles andere müssen wir in Geduld abwarten. Falls Ihr Herr Gemahl noch Bestimmungen zu treffen hat — es wäre gut, er täte es bald. Ich komme heute abend noch einmal, bis dahin — Gott befohlen."

Mit ernstem Gruß verließ er das Zimmer. Eine Weile blieb Esther regungslos auf demselben Fleck stehen, unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Ihr war, als habe sie einen Schlag auf den Kopf bekommen, so dumpf und benommen war ihr zumute.

Felix ein Krüppel — gelähmt — unfähig, sich zu rühren — vielleicht an den Rollstuhl gebannt — für den Rest seines Lebens! —

Ihr schauderte vor dem Zukunftsbild, das vor ihr aufstieg.

Ein leiser Ruf aus dem Nebenzimmer riß sie in die Gegenwart zurück. Felix verlangte nach ihr. Rasch strich sie sich glättend über das Haar, trocknete die feuchten Augen — er durfte nicht sehen, daß sie geweint hatte.

Ein sorgloses Lächeln auf die Lippen zwingend, trat sie an sein Lager.

„Du hast mich gerufen, Bubi — kann ich etwas für dich tun?"

„Komm — setz' dich zu mir, Hasi — so — ganz nahe — und hör' zu. — Mit mir steht's nit gut — — sei still, i brauch' keine fromm'n Lügen. Hab's dem Guggenberger ang'seh'n — mit mir is aus. — I möcht' mein letzten Willen aufschreib'n — hab eh nie dran denkt — bin ja noch nit gar so alt", schaltete er halb scherzend, halb wehmütig ein, und Esther mußte sich abwenden, damit er die Tränen nicht sehen sollte, die ihr heiß in die Augen schossen.

„Bubi — sprich nicht davon — du wirst wieder gesund werden, kannst noch lange leben — —"

Aber er schüttelte eigensinnig den Kopf.

„Nein, Hasi, wir woll'n uns nix vormach'n, in dieser Stund' — und wegen dem Rüdiger muß alles rechtskräftig geordnet sein. Du möcht'st sonst später Schwierigkeiten hab'n — Hellerbrunn soll dein g'hören — du wirst's gut halten, er würd's verlumpen, und das darf nit sein. Geh — schick zum Notar — der Huber soll heut noch kommen."

Erschöpft sank er in die Kissen zurück, und Esther ging, um seinen Wunsch zu erfüllen.

Wenige Stunden später war alles geregelt, Esther zur alleinigen Erbin von Hellerbrunn eingesetzt, während Rüdiger mit einem Legat abgefunden wurde, dessen Zinsen ihm jährlich in bestimmten Raten auszuzahlen waren.

Als der Notar fort war und Esther wieder ihren Platz neben dem Bett des Kranken eingenommen hatte, sagte er:

„Weißt, Hasi — mir ist jetzt förmlich leicht und frei zumut' — mein Haus is bestellt — nun mag's kommen wie's will. Aber müd' bin i jetzt — Kopfarbeit war nie mei' Sach. Nun will i schlafen, — aber erst gib mir noch ein Bussi — warst immer lieb und gut zu mir — leg' dich jetzt auch nieder — gute Nacht, Hasi."

Sie beugte sich über ihn und küßte ihn zärtlich:

„Aber ich bleibe im Zimmer Bubi, ich lege mich hier auf den Diwan, dann brauchst du mich nur zu rufen, und ich bin gleich zur Hand."

Sie nahm sich fest vor, nicht einzuschlafen, aber während sie seinen gleichmäßigen Atemzügen lauschte, wurden ihr die Augen schwer, sie sank in tiefen, festen Schlummer.

Der Morgen sah bereits durchs Fenster als sie emporschreckte und nach ihm hinüber-

Digitized by Google

blickte. Felix schien ruhig zu schlafen, er rührte sich nicht. Erst nach einigen Stunden, als er sich immer noch nicht regte, schlich sie behutsam an sein Lager.

Auffallend bleich schien sein Gesicht, der Ausdruck seltsam verändert. Eine stille Feierlichkeit lag auf seinen Zügen, ein Ausdruck hoheitsvoller Ruhe, den sie noch nie an ihm gesehen. Nur um den Mund lag der Abglanz eines Lächelns.

Sie ergriff seine Hand — sie sank schlaff zurück — sie betastete seine Stirn — sie war kalt — ein eisiger Hauch umwehte die lang ausgestreckte Gestalt.

Erschrocken fuhr Esther zurück und starrte ihn an mit Augen, in denen das Grauen stand. Langsam dämmerte ihr die Erkenntnis: er war tot, ohne Abschied war er von ihr gegangen, während sie schlief.

Entsetzen schüttelte sie. Der dort lag, war ihr fremd, das war nicht mehr ihr allzeit fröhlicher Felix, ihr Bubi, dem immer ein Scherzwort auf den Lippen lag!

Plötzlich erwachte sie aus ihrer Erstarrung; mit einem wilden Schrei fuhr sie empor und stürzte zur Klingel. Wie ein Alarmruf gellte der schrille Ton der Glocke durch das Schloß, von allen Seiten eilten die Dienstboten herbei.

Anna riß als erste die Tür zum Krankenzimmer auf. Ein einziger Blick sagte ihr, daß hier der Tod das letzte Wort gesprochen und alle Hilfe umsonst sei.

Mitten im Zimmer aber lag Esther, ebenso bleich und starr wie der Tote — in tiefer Ohnmacht.

* * *

Vom Hellerbrunner Schloßturm wehte die schwarze Fahne, und über die Fliesen der Halle glitt lautlos die Schleppe von Esthers Witwenkleid. Nur gedämpfte Worte fielen, kein lauter Ton, kein Lachen erklang in dem Trauerhaus. Es war, als habe der letzte Herr von Hellerbrunn Leben und Frohsinn mit fortgenommen, als das schwere Eisentor des Mausoleums hinter ihm zufiel.

Vier Wochen waren vergangen, seit Felix Maria von Gomisch sein letztes Heim bezogen. Noch lagen die Kränze mit ihren Bandschleifen auf dem Metallsarg, der seine irdische Hülle barg, aber das Grün war braun und dürr geworden, die duftenden Blüten in Staub zerfallen, die Farben der seidenen Bänder verblaßt. Nur die in Gold darauf gedruckten Namen und frommen Sprüche glänzten matt im Dämmerlicht des düsteren Gewölbes und erzählten von dem, der hier zum ewigen Schlaf gebettet worden, als letzter einer langen Ahnenreihe.

Die Wipfel der hohen, schlanken Tannen, die das Kuppeldach des Mausoleums überragten, rauschten und bogen sich, ächzend breiteten sie ihre Zweige aus, den wild daherjagenden Föhn mit grünen Armen zu empfangen. Graue Wolkenballen rasten über den Himmel, gleich einem Rudel hungriger Wölfe.

Der Schnee war weich und glasig geworden, von den Bäumen tropfte und rieselte es, ein aufreizender, herber Ton lag in der Luft. Der Vorfrühling sandte seine Boten — Sturm und Regen — die Erde vorzubereiten zum Einzug des neuen Herrschers.

Im Tafelzimmer saß Esther an ihrem mit Schriftstücken und Wirtschaftsbüchern bedeckten Schreibtisch. Das graue, kalte Licht des letzten Februartages beleuchtete ihren gesenkten Kopf und ließ ihr schmal gewordenes Gesicht doppelt bleich erscheinen.

Ihr Schwager, Rüdiger von Gomisch, stand neben ihr und spielte nervös mit einem Papiermesser; hie und da warf er einen verstohlenen Blick zu ihr hinüber, dann wieder glitten seine unruhigen Augen über die Wände und Gerätschaften des Zimmers.

Rüdiger ähnelte seinem verstorbenen Bruder, aber ihm fehlte der Ausdruck sorgloser Fröhlichkeit und Herzensgüte, der Felix bei Lebzeiten eigen gewesen und ihn zu einer sympathischen Erscheinung gemacht hatte. Auf Rüdigers großer, fast hagerer Gestalt saß ein schmaler, trockener Kopf mit bereits stark gelichtetem, eisgrauem Haar. Die braunen Augen, die zwar in Form und Farbe denen des jüngeren Bruders glichen, hatten einen scheuen, unsicheren Blick und begegneten nur ungern einem anderen Augenpaar.

Digitized by Google

Etwas Zerfahrenes, Unstetes lag in seinem Wesen; eine sprunghafte Rastlosigkeit und Unruhe war ihm eigen.

Esthers Aufforderung, Platz zu nehmen, hatte er kurz abgelehnt; erst als sie jetzt abermals darum bat, zog er einen Sessel neben den ihren. Esther schob ihre Schreibereien zur Seite, lehnte sich in den Stuhl zurück und sagte:

„Ich bin jetzt mit Ordnen aller Papiere fertig, Rüdiger, und ließ um deine Gegenwart bitten, da ich Wichtiges mit dir besprechen möchte — deine eigene, wie Beatens Zukunft betreffend."

Ein spöttisches Lächeln umspielte Rüdigers Mund.

„Meine Zukunft? Hm — die ist ja wohl durch das Legat, das Felix mir großmütig zugedacht, geregelt — oder — willst du vielleicht auf Hellerbrunn verzichten?"

„Nein, — durchaus nicht — du hast das Testament selbst gelesen und weißt, daß es rechtskräftig ist. Es war meines verstorbenen Mannes ausdrücklicher Wunsch, daß ich Erbin von Hellerbrunn würde. Die Gründe, die Felix bestimmten, brauche ich dir wohl nicht nochmals klarzulegen?"

„Nein. Ich bin ja das schwarze Schaf in der Familie — der Tunichtgut, dem man nichts anvertrauen darf; du hast das Recht auf deiner Seite — verbrieft und versiegelt."

Esther neigte zustimmend den Kopf:

„Am letzten Willen eines Verstorbenen darf nicht gerüttelt oder gedeutelt werden, aber ich kann es verstehen, daß du mit dem Testament nicht einverstanden bist. Es mußte eine bittere Enttäuschung für dich sein, als du dich übergangen sahst."

„Zum zweitenmal übergangen, Esther", fuhr Rüdiger auf. „Ich bin der Älteste — aber Onkel wie Bruder nahmen mir mein gutes Recht — das Recht des Erstgeborenen."

„Dies Recht hattest du verscherzt, Rüdiger, es ist deine eigene Schuld. Du hast von jeher der Familie nur Sorge gemacht, und durch deine Lebensführung bewiesen, daß du nicht imstande bist, mit Geld umzugehen, geschweige einen Besitz wie Hellerbrunn zu verwalten."

Kalt und klar klang ihre Stimme, prüfend ruhten ihre hellen Augen auf Rüdigers blassem, verlebtem Gesicht. Er machte eine unwillige Handbewegung:

„Moralpredigten brauche ich nicht, verehrte Schwägerin, deshalb hast du mich doch wohl nicht hierherzitiert."

„Nein — sie wären nutzlos. Höre also den Vorschlag, den ich dir machen möchte. Der Wunsch des Toten hat mich zur Herrin von Hellerbrunn gemacht, aber deshalb soll dir und deinem Kinde nicht die Heimat genommen werden, auf die ihr ein moralisches Anrecht besitzt."

In Rüdigers Augen erschien ein lauernder Ausdruck:

„Bitte, erkläre dich deutlicher, ich verstehe dich nicht."

„Du wirst mich gleich verstehen, Rüdiger, hab' nur ein wenig Geduld. Die Verwaltung eines Besitzes wie Hellerbrunn gibt viel Arbeit, und sie wird sich noch vermehren, da ich die Absicht habe, die Pacht nicht zu erneuern, die im nächsten Jahr abläuft."

„Was! Du willst das Gut selbständig bewirtschaften?"

„Ja. Ich sehne mich nach einem größeren Wirkungskreis. Um mein Vorhaben auszuführen, brauche ich aber Hilfskräfte: einen Inspektor, vielleicht auch einen Sekretär, der mir einen Teil der schriftlichen Arbeiten abnimmt."

„Weshalb willst du dir ganz unnötigerweise diese Last aufladen?"

Esther lächelte flüchtig, als sie den Ausdruck ungeheuchelten Staunens auf seinem Gesicht sah.

„Weil ich arbeiten will, Rüdiger, weil ich ernste, anstrengende Tätigkeit brauche, um mit der Einsamkeit, meinem veränderten Leben fertig zu werden. Aber lassen wir das. Du würdest mich doch nicht verstehen, wir reden verschiedene Sprachen. Kommen wir lieber zur Sache: wenn ich dir den Posten eines Sekretärs anböte — natürlich mit einem angemessenen Gehalt — würdest du ihn annehmen?"

Rüdiger war bei ihren letzten Worten aufgesprungen und ging, die Hände auf dem Rücken verschränkt — mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder.

„Dein bezahlter Diener soll ich sein!" stieß er endlich grollend hervor, „arbeiten soll ich — hier — wo ich Herr sein könnte, ginge es

Digitized by Google

nach Recht und Gerechtigkeit! Von morgens bis abends schuften, am Schreibtisch sitzen, mich abmühen und am Monatsschluß der gnädigen Frau Schwägerin Rechenschaft ablegen — nein — das tue ich nicht. Vor äußerster Not schützt mich allenfalls das Legat, das Felix mir auszusetzen geruhte. Ich tauge nicht zum Arbeitstier, lasse mich nicht von dir an die Kette legen, ich will frei bleiben!"

Mit einer theatralischen Geste schob er die schmale, gepflegte Rechte in den Westenausschnitt und blieb vor Esther stehen.

„Wenn dies der Vorschlag ist, den du mir machen wolltest, so lehne ich denselben dankend ab. Um ein Unterkommen braucht mir nicht bange zu sein, ich habe viele Freunde, die es sich zur Ehre und zum Vergnügen rechnen, mich bei sich aufzunehmen, solange es mir gefällt; ich brauche nicht zu arbeiten."

Esther zuckte die Achseln:

„Wenn dir ein solches Schmarotzerleben mehr zusagt — — — das ist Geschmackssache. Ich glaubte, du würdest mein Anerbieten mit Freuden aufnehmen; es war jedenfalls gut gemeint. Der Gedanke kam mir, als du gestern sagtest, du liebtest Hellerbrunn, entbehrtest ein festes Heim, du hättest das unruhige Reiseleben jetzt satt."

„Das ist auch richtig, bis hierher hab' ich's — aber deshalb trage ich doch kein Verlangen, mich als dein bezahlter Sekretär hinter den Schreibtisch zu klemmen."

Ein geringschätziger Ausdruck flog über Esthers Gesicht.

„So lassen wir den Plan fallen. Selbstverständlich gewähre ich dir Gastfreundschaft, solange es dir auf Hellerbrunn gefällt, aber ich fürchte, das stille, zurückgezogene Leben, zu dem mich meine tiefe Trauer zwingt, dürfte nicht nach deinem Geschmack sein. Und nun zu etwas anderem: wie denkst du dir die Zukunft deiner Tochter?"

„Darüber habe ich, ehrlich gestanden, noch gar nicht nachgedacht, das wird sich finden. Beate verspricht eine Schönheit zu werden — sie hat viel von der armen Helen', die einst eine der gefeiertsten Frauen am Wiener Hofe war. Außerdem trägt sie einen guten, alten Namen, ist sorgfältig erzogen —"

„Klostererziehung," schaltete Esther ein, „da gibt es noch viele Lücken auszufüllen, das habe ich in den zwei Wochen ihres Hierseins bereits gemerkt. Zudem besitzt sie kein Vermögen, nur Ansprüche, und wie mir scheint, einen unbändigen Lebensdrang."

Rüdiger wich dem ernsten Blick der Schwägerin aus und zuckte unmutig die Achseln.

„Enfin — sie wird heiraten. Vielleicht findet sie einen wohlhabenden Mann, und wenn du dies später unterstützen möchtest, vielleicht etwas für sie tun willst — —"

Esther ließ ihn nicht aussprechen; sie trat auf ihn zu und bat:

„Gib mir Beate. Sie wächst ohne Mutter auf, denn die arme Helene zählt nicht als solche, und dir ist das Mädchen nur eine Last. Ich möchte sie an Kindes Statt annehmen, da mir das Glück, eigene Kinder zu besitzen, versagt geblieben ist. Ich will sie sorgfältig erziehen, sie in jeder Hinsicht — auch der pekuniären — als meine Tochter betrachten, will einen tüchtigen, brauchbaren Menschen aus ihr machen."

Der Schwager lächelte spöttisch.

„Ob dir das gelingen wird, Esther, weiß ich nicht. Ich glaube, Beate hat zu viel von meinem leichten Blut geerbt. Zum Arbeitstier taugt sie ebensowenig wie ich. Aber versuche es immerhin. Es sei — ich nehme deinen Vorschlag an und werde mich blutenden Herzens ‚von meinem Kinde trennen', schloß er mit gutgespielter Rührung.

„Komödiant", dachte Esther verächtlich. „Wie wenig gleicht er doch meinem warmherzigen, ehrlichen Bubi!"

Aber im ganzen war sie mit dem Ergebnis der Unterredung zufrieden. Sie war froh, daß Rüdiger ihr Anerbieten, dauernd in Hellerbrunn zu bleiben, ablehnte, denn je länger sie den Schwager beobachtete, um so mehr mißfiel er ihr, fühlte sie sich von ihm abgestoßen.

Etwas anderes war es mit Beate. Als sie vor vierzehn Tagen die junge Nichte aus dem Kloster abgeholt, hatte ihr das frische, noch kindliche Wesen des Mädchens gut gefallen. Sie glaubte Züge an ihr zu finden, die sie an Felix erinnerten, und brachte Beate schon aus diesem Grund Liebe und Güte entgegen.

Digitized by Google

Als sie ihr gesagt, Hellerbrunn solle fortan ihre Heimat sein, falls der Vater es erlaube, war ihr das Mädchen glückselig lachend um den Hals gefallen und konnte den Augenblick der Abreise kaum erwarten. Der Abschied von den Nonnen und den Gespielinnen schien ihr nicht schwerzufallen, sie jubelte, als sich die Pforten des Klosters hinter ihr geschlossen und es hinausging in die bunte, unbekannte, schöne Welt.

In Wien, wo die notwendigen Einkäufe zu Beatens weltlicher Ausstattung besorgt wurden, war sie der Tante mit staunenden Augen von Laden zu Laden gefolgt und hatte all die schönen Dinge, die Esther für sie einkaufte, mit kindlicher Freude entgegengenommen.

Als sie sich dann das erstemal neu eingekleidet im Spiegel betrachtete, hatte sie gefragt:

„Gelt, Tante — jetzt bin i ganz erwachsen, eine richtige junge Dame?"

„Noch nicht ganz, Kleine — du hast noch viel zu lernen", war Esthers Erwiderung, die jedoch Beate nicht zu gefallen schien.

Beim Anblick der knospenden Mädchengestalt mußte sich Esther eingestehen, daß Rüdiger mit seinem Ausspruch — Beate würde einst eine Schönheit werden — recht haben könnte. Die Gestalt war zwar noch unentwickelt, die Glieder zu mager; aber das fein geschnittene Gesichtchen mit der kecken, kleinen Nase und den großen, rehbraunen Augen verriet schon jetzt Anmut und eine gewisse Pikanterie. Eine Flut kastanienbraunen Haares umgab den zierlichen Kopf. Die eigensinnigen Wellen und Löckchen spotteten der klösterlichen Zucht und drängten sich in krausem Gewirr um die niedrige Stirn.

Beatens Haut war von jener schneeigen Weiße und Zartheit, wie sie sonst nur Rothaarigen eigen, und der etwas zu große, üppige Mund, der giftbeerenrot in dem weißen Gesicht leuchtete, verlieh ihr einen eigenartigen Reiz.

Bei dem Einzug in Hellerbrunn verstummte Beate. Das feudale, in seiner Massigkeit imponierend wirkende Schloß, die neue, ungewohnte Umgebung schien sie zu bedrücken.

Aber als die Tante sie in ein behaglich eingerichtetes Turmzimmer führte und ihr sagte, dies solle ihr eigenstes Reich sein, verschwand alle Scheu. Mit lauter Bewunderung ergriff sie sofort Besitz davon und wurde nicht müde, die zierlichen, mit buntem Cretonne bezogenen Biedermeiermöbel zu betrachten.

In warmen Worten dankte sie der gütigen Geberin, küßte ihr die Hände und tanzte in ausgelassener Freude durch das Zimmer.

Die Ankunft Rüdigers machte ihr keinen Eindruck. Sie kannte ihn ja kaum, hatte ihn nur bei gelegentlichen Besuchen im Kloster gesehen, wobei stets eine der Nonnen anwesend war, so daß sich Vater und Tochter fast fremd gegenüberstanden. Um so rascher schloß sie sich an Esther an, und die so viel ältere Frau gab sich redlich Mühe, in das Gefühlsleben dieses jungen Wesens einzudringen, dem sie Mutter, Freundin und Führerin zu sein gelobt.

Esther nahm es ernst mit ihren Pflichten. Sie wollte vor allen Dingen Beatens Vertrauen gewinnen und hütete sich ängstlich, durch unangebrachte Strenge oder belehrendes Besserwissen dasselbe etwa zu verscheuchen. Aber ihr, die selbst nie Kinder gehabt, deren eigene Jugend an der Seite eines grämlichen, kränkelnden Vaters ernst und trübe gewesen, fiel es oft schwer, sich in Beatens bewegliches, kapriziöses Wesen einzuleben, ihren eigenwilligen Gedankensprüngen zu folgen.

Neben dem sechzehnjährigen Mädchen kam sie sich bisweilen alt und schwerfällig vor.

Am Tage nach der ausschlaggebenden Unterredung im Tafelzimmer kündigte Rüdiger bei Tische seine Abreise für den kommenden Morgen an. Esther bedauerte mit einigen höflichen Worten, an Beate schien die Ankündigung eindruckslos vorüberzugehen. Sie blickte kaum von ihrem Teller auf und fragte nur:

„Wohin gehst denn, Papascha? Wieder nach Japan?"

„Nein — mein alter Freund, Baron Kreschka, hat mich sehr herzlich eingeladen, ihn an der Riviera zu besuchen. Er hat in Menton eine Villa für den ganzen Winter gemietet, da die Baronin etwas leidend ist. Ich werde ihm bis zum Beginn der guten Jahreszeit dort Gesellschaft leisten, für den Sommer steht mir eine Einladung nach Ungarn in Aussicht. Mein Freund Kolnàr hat dort große Besitzungen

Digitized by Google

und ist äußerst gastfrei. Er bat bereits wiederholt um meinen Besuch auf seiner Puszta."

„Ach — das sind aber nette Freunde, Papascha, die dich immer einladen — das gefällt mir", meinte Beate und löffelte seelenruhig die Sauce ihres Puddings auf.

Esther lächelte nur und schwieg. Sie wußte, an welche Adresse die Worte des Schwagers gerichtet waren, hütete sich aber, ihn länger zum Bleiben zu nötigen. Ihr war es lieb, mit Beate allein zu bleiben, denn nur so konnte sie nachhaltigen Einfluß auf sie gewinnen. — — —

Nach Rüdigers Abreise wurde es noch stiller auf Schloß Hellerbrunn als vorher. Esther stürzte sich mit verdoppeltem Eifer in ihre Arbeit war von früh bis spät tätig, und nahm keinen der zahlreichen Kondolenzbesuche an. Ihre Mußestunden gehörten der jungen Nichte, die sie zu beschäftigen suchte. Sie übertrug ihr kleine Pflichten im Haushalt, machte bei gutem Wetter weite Spaziergänge mit ihr, und des Abends las sie ihr vor.

Aber trotzdem blieben noch viele Stunden am Tage übrig, in denen Beate auf sich selbst angewiesen war, und die lasteten schwer auf dem jungen Ding, das sich nicht zu beschäftigen verstand.

Im Kloster war eine streng geregelte Tageseinteilung gewesen; jede Stunde war eingeteilt, nun wußte sie mit der plötzlich erlangten Freiheit nichts anzufangen.

Beate langweilte sich oft — langweilte sich grenzenlos! Ihr fröhliches Lachen verstummte allmählich, ein verdrossener Zug erschien immer häufiger auf ihrem kapriziösen Gamin-Gesicht.

Täglich erschien ein älterer Lehrer des städtischen Gmnasiums, der sie in Literatur, Kunst- und Weltgeschichte unterrichtete, denn gerade diese Fächer waren im Kloster arg vernachlässigt worden. Esther staunte oft über die naive Unwissenheit der fast Siebzehnjährigen, die nicht einsehen wollte, wieviel an ihrer Bildung noch fehlte.

„Weshalb soll i nur so schrecklich viel lernen, Tant' Esther," schmollte sie oft, „i will doch keine Gelehrte werden, auch keine Gouvernante. Immer noch lernen — 's is zu fad!"

„Trotzdem ist es nötig, Beate. Als ich so alt war wie du, war ich mit diesen Dingen bereits fertig — dir fehlt noch viel, mein Kind. Du würdest staunen, wieviel in einer Berliner Schule von einem Mädchen deines Alters verlangt wird."

„Aber bei den frommen Schwestern in Sacré coeur hab' i eh soviel gelernt: Französisch, Englisch, Gesang, feine Handarbeiten", zählte Beate an den Fingern auf.

„Das genügt aber nicht, Herzchen, studiere nur fleißig weiter. Findest du den Unterricht bei Doktor Halbmayr nicht anregend und interessant?"

Das junge Mädchen verzog geringschätzig den Mund:

„Na, weißt', Tant', dös is Geschmackssach'. I find' ihn fad — und aussehn tut er, wie 'n Nußknacker. Hätt'st mir lieber einen jungen, feschen Lehrer aussuchen sollen, bei dem tät i besser lernen."

„Ich glaube gern, daß dir das lieber wäre," lachte Esther, „aber es ist doch besser so. Suche mir nur von dem Nußknacker möglichst viel zu profitieren; wenn du brav bist, nehme ich dich dann auch mit nach Wien, wo ich geschäftlich zu tun habe. Ich will Ende des Monats für einige Tage hinfahren."

Beate flog der Tante jubelnd um den Hals. Wie fortgeblasen waren die Unmutsfalten auf ihrer Stirn, die Augen strahlten, ihr roter genußsüchtiger Mund lachte und Doktor Halbmayr konnte sich in der nächsten Zeit nicht über mangelnde Aufmerksamkeit seiner Schülerin beklagen. Beate war selig und erwartete mit Ungeduld den Tag der Abreise. —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Bayerische Schneid! Von Arthur Achleitner

1. Fortsetzung.

Eine überraschende Wirkung rief das Wort von der Hochzeit hervor, indem Susi plötzlich schmerzgepeinigt aufschrie und schluchzend jammerte, daß Liebe und Hochzeit jäh beendet sein werden, wenn eine Feindeskugel den lieben Hans niederwerfe.

„Wie? Was? Feindeskugel?" fragte Lermer, der das Gefühl hatte, als laufe ihm der Frost über den Rücken.

Im wilden Trennungsschmerz stieß Susi jetzt die Meldung heraus, daß der Befehl zur Mobilmachung erfolgt sei, den Susi überbringen müsse.

Mit jähem Ruck sprang Hans auf die Füße. Für einen Moment war er von der unerwarteten Nachricht wie betäubt. Für die Wahrheit sprach mehr als deutlich das Heulen Susis.

„Höisakrischer Befehlch! Aber Befehlch is Befehlch! Heilige Pflicht das Einrucken! Mobilmachung, die pressiert, und die Militari kann net warten! Auf jetzt! Mach di(ch)' gschwind färdö (fertig), Zus!"

Zwischen Heulen, Schluchzen und Wimmern die Versicherung, daß die Reservisten sich erst um acht Uhr zu versammeln haben.

„Wo?"

„Im Kreisstadtl!"

„Höitoifi! Sind mehr als sechs Stund grennta (zu rennen), also pressierts narrösch! Raus, Zus! Mach di färdö! In zehn Minuten sperr ich d' Hütt'n zu und marschier ab!"

Susi vermochte die so jäh veränderte Situation nicht zu erfassen und wimmerte vor Schmerz.

Der energische Ton in der wiederholten Aufforderung zu sofortigem Abmarsch kündete sehr deutlich, daß der hünenhafte Jäger nun keinen Spaß mehr verstand und nur noch die Soldatenpflicht kannte. Immerhin erwies Hans der Freundin ritterliche Rücksicht, indem er Licht machte.

Die jähe Beendigung irdischer Glückseligkeit ging allerdings auch ihm zu sehr gegen den Strich, aber stärker als alles erwies sich die Pflicht für König und Vaterland. Binnen wenigen Minuten war Hans Lermer marschfertig, und scharf mahnte er zur Eile, übermäßig scharf, wenn auch nicht bös gemeint.

Das gepfefferte, übel klingenden Wort vom „Außischmeißen" weckte mitten im Trennungsschmerz scharfe Opposition. Susi rebellte gebirglerisch schneidig auf, messerscharf klangen die Worte über die „Mannsbilder", die um „weibliche" Gnad, Barmherzigkeit und Gunst winseln, mit dem Kittelzipfel in der Hand überschnappen vor Seligkeit, plötzlich aber die „Barmherzige" „außischmeißen" und sich die „Haxen" wegrennen wollen. . . . .

Gleichsam zur Entschuldigung erwiderte Hans: „Die Militari wartet net!"

Verbittert und spitz klang es aus dem Kammerl: „Militari, zwoarlei Tuch, treulose Leut!"

„Halt's Maul!" gröhlte erbost der Hüne.

„Faiht nur noch a Watsch'n (Ohrfeige) als Dank!"

„Nein! In Ewigkeit net! Ich dank dir von Härz'n für deine Barmherzigkeit und Gnad! Sei net harb, Zus! Ist net bös g'moant! Mit Dank in der Brust gehts an den Feind! Und wenn mich a Franzosenkugel derwischt, das letzte Dankwörtl im Sterben g'hört dir, Susi!"

Weggeweht waren Trotz und Groll. Aufschreiend vor Weh und Schmerz warf sich Susi an die Brust des trotz aller Rauhheit herzensguten, braven, pflichttreuen Jägers. Die Lippen fanden sich zum Abschiedskusse.

Hans verlöschte das Licht und sperrte die Diensthütte ab.

Die Halde hinab und auf dem Steig durch Geschröff und Wald geleitete Lermer das geliebte Mädel. Unten am Wildbach angelangt, nahm er zum letztenmal Abschied. Dann rannte er in einem Tempo, das Weiberfüße nicht mitmachen konnten, den weiten Weg hinaus zur Sammelstelle der Reservisten.

Susi stapfte langsam hinterdrein durch Nacht und Weh. . . .

— — — — — — — — — — — — —

Zu Lochham im Hause des Beigeordneten und Reservisten Dionys Gatterer vulgo Null mahnte nach dem Mittagessen die noch immer

Digitized by Google

hübsche Frau Anastasia, die tapfer die Tränen zurückdrängte, zur Ordnung der wichtigsten privaten Angelegenheiten vor dem Abmarsch zum Regiment. Eine Mahnung auf besondere Art mit allerlei Sticheleien. „Jetzo schaff Ordnung, wo's net zu verschieben ist, im Haus saiht eh nixen, aber drent (drüben) mach Frieden mit dem Pfarrer! Daß der Null wieder hoamkimmbt, ist net zu bezweifeln!"

„Warum?" fragte der hagere Gatterer vulgo Null.

„Eh schon wissen! Solchene — Dickschädel können s' in Frankreich drinnen auf die Dauer net brauchen! — Geh zum Hochwürdigen und mach Frieden, indem du im Unrecht bist und net bockboanig ins Feld ziehen därfst als Frevler, den die erste Kugel treffen müßt! Hast mich verstanden?"

„Verstanden schon, aber mögen tue ich net! Derweil noch net! Ist ja aus der Weis', wie mein Weib redt so scharpf wie a Feldwebel, dem der Magen wehtuet! Kein gutes Wörtl lind, warm und lieb zum Abschied, wo ich morgen einrucken muß fürs Vaterland ins Frankreich!"

Frau Anastasia hatte ein Lächeln auf den Lippen, das die blasse Bäuerin geradezu verschönte. Mit den arbeitsamen Händen die runden Hüften glatt streichend, sprach sie unter bedeutsamem Augengefunkel: „Das Abschiedwörtl wird der Null wohl derwarten können, wo wir noch häuftig (viel) Stünderln für uns haben bis morgen früh! Jetzo macht der Streitgockl aber Frieden zwischen dem Nullerhof und dem Widum! Wirst schon wissen, was ich moan! Und kümmern sollst dich als Beigeordneter um das, auf was der Vorsteher heilig vergessen wird in dem Trubel. . . . ."

„Wüßt net was!"

„Die Reservisten, wo einrucken, müssen ehvor —, abg'staubt werden vom Pfarrer! Verstehst?"

Dionys guckte seinem stattlichen, fast jugendlich aussehenden Weibe tief in die Augen, freute sich des lodernden, lockenden Blickes, nickte und verließ wortlos das Gehöft. Sein jüngster Sprößling, der malefizblonde Alysi wollte mit, wurde lästig und deshalb zurückgeschickt.

Im Widum mußte Gatterer vulgo Null ein Weilchen warten. Und das verdroß den Beigeordneten, weil er glaubte, daß der Pfarrer Anglberger, mit dem er wegen einer Angrenzungssache prozessierte und auf „Kriegsfuß" stand, ihn absichtlich warten ließ. Den „Bußgang" in den Widum machte Null ja doch nur der Gattin zulieb. Als Gatterer aber merkte, daß eine Partei in der Pfarrkanzlei sich befand, fühlte er sich besänftigt und wartete nun geduldig.

Endlich standen sich Gatterer, der Beigeordnete mit dem Fuchsgesicht, und der gestrenge, vielfach gefürchtete Pfarrer gegenüber.

Kühl klang die Frage nach den Wünschen des—Beigeordneten. Das ärgerte Gatterer und etwas spitzig erklärte er, als „Privatier" erschienen zu sein.

„Der Herr Gatterer vulgo Null will wohl sagen, daß es sich um eine Privatangelegenheit handelt?!"

„Wohl wohl, ja! Das letzte Wörtl mit Auftrumpf muß ja allweil der hochwürdige Herr haben, — eh schon wissen! Na ja, a Unterschied zwischen Pfarrer und Bauer muß sein und bleibt ewig! Alsdann, indem daß Ordnung in allem gemacht werden muß vor dem Ausrucken, und die Soldaten der Seelenreinigung bedürfen, und die Stasi eigentlich recht hat, möcht ich — Frieden machen und um den priesterlichen Segen bitten, wenn die — Bedingungen net zu scharpf, hart und hantig sind! Jawohl!"

Der Blick des Pfarrers kündete Strenge, doch milden Tones sprach der Seelsorger: „Der Priester erfüllt jederzeit seine Pflicht gern und freudig, bedarf dazu keiner Mahnung! Wann wird abmarschiert?"

„Wird wohl sehr früh sein müssen, der Weg ist weit!"

„Gut! Der Seelsorger wird von drei Uhr früh an im Beichtstuhl sein!"

„Vergelt's Gott im Namen der Reservisten!" Gatterer holte tief Atem. Das Sprechen fiel ihm schwer, noch härter das Einlenken zum Friedensschlusse.

„Will der Gatterer zum Null sich vielleicht setzen?"

„Im Stehen red' ich mich leichter . . ."

„Das Schreiben geht im Sitzen leichter!"

Digitized by Google

Gatterer guckte den Pfarrer verdutzt an. „Das — Schreiben?"

Hochwürden nickte.

„Hm! Meint der Herr Pfarrer vielleicht eine Gschrift, wo den Frieden macht?"

„Ich habe keine Ahnung, was der Null von mir will!"

„Keine Ahnung? Merkwürdig! Sonst hören die geistlichen Herren, besonders der Pfarrer von Lochham, das Gras wachsen, heut aber hat er keine Ahnung! Nix für ungut, Hochwürden!"

„Wird viel Arbeit machen . . ."

„Was?"

„Die Seelenreinigung bei soviel Stichelsucht und Verdrucktheit!"

„Ich glaub, das Sticheln kann der Herr Hochwürden allweil besser als unsereiner! Alsdann sag' ich: Wenn halt die Gschrift zum Frieden g'schwind da sein könnt, tät ich gleich unterschreiben!"

„Dauert nicht lang, ist gleich geschrieben; vorausgesetzt, daß der friedlichgesinnte Null die Grenzberichtigung meint und gewillt ist, die unchristliche Klage zurückzuziehen sowie auf jeden Einspruch für immer zu verzichten."

„Selle Meinigung hab' ich! Ich hab' aber drei Buben, denen ich etwa nach meinem Ableben das Maul net verbinden und das Prozessieren net verbieten kann, wo ich bereits tot bin! Und für immer werden Hochwürden auch net Pfarrer von Lochham sein! Kommt ein rasser Nachfolger . . ."

„Darüber wollen wir uns den Kopf nicht zerbrechen! Warte also der Null etliche Minuten, derweil schreibe ich den Verzicht!"

„Ist recht!" Gatterer blieb wie angewurzelt stehen, ließ aber seine neugierigen Augen spazieren gehen.

Eilig schrieb Pfarrer Anglberger die Verzichtsurkunde am Stehpult der Kanzlei. In der stillen Stube war das kritzelnde Geräusch der über ziemlich rauhes Papier gleitenden Feder zu hören.

Gatterers Blick hatte ein Reservisten-Kofferl erreicht, auf der eine Offiziersmütze nebst Armbinde lang. „Oha!" rief überrascht der neugierige Bauer.

Pfarrer Anglberger ließ sich nicht irre machen und schrieb weiter.

„Schau, schau! Scharpf ist er allweil g'wen, hantig auch! Aber soviel Schneid hätt' wohl die ganze Gemeind' eahm net zug'messen, daß er mit uns gegen den Feind ziecht! Na, soviel Schneid wahrhaftig net! Ich glaub viel, das mehra, aber net alles, und sell hätt' ich nie net glaubt! Drum aber allen Respekt, unsere schon sakrische Achtung! Ins Feld zieht er! Schau, schau!"

Der Pfarrer legte das Schriftstück zur Unterzeichnung auf den Tisch, an dem Gatterer stand. „Lesen und dann unterschreiben!"

Null las mit offensichtlichem Mißtrauen, gab sich aber zufrieden und sagte: „Na ja, selle Erklärung kann ich in Gottsnamen ‚genehmigen'!" Bedächtig schrieb er: „Dionys Gatterer zum Null, Beigeordneter."

Nun besah sich der Pfarrer die Unterfertigung und sagte, daß die Beifügung des Wortes „Beigeordneter" auf einer Urkunde privatrechtlicher Angelegenheit überflüssig sei.

Erbost rief Null: „Wo ich die rechte Hand vom Burgermoaster bin, werd' ich mein Amt wohl besser verstehn! Außerdem red' ich in Sachen des Pfarramts auch nixen drein! Jeder bleibe in seiner Kampitenz alois bei seinen Leisten! Also jetzo ist Frieden zwischen uns!"

„Rechtsgültig ist die Erklärung erst, wenn sie in Gerichtshänden sich befindet! Im übrigen hier meine Hand zum Dank für Nachgiebigkeit und Friedensschluß! Alle Bockbeinigkeit und Gebirglerschneid nehmt mit und laßt sie los auf den Feind, der Deutschland vernichten möcht! Gott mit Ihnen und allen wackeren Soldaten!"

„Dank schön und vergelt's Gott! Abschied brauchen wir nicht z'nehmen, Hochwürden ziechen ja wohl auch bald ins Feld! Was mich sakrisch freut! Respekt, höchsten Respekt vorm Militärpfarrer, wo eine andere, ganz andere Wurscht ist!"

„Bevor der Null einruckt, muß er sein — Züngerl in ein Schachterl tun und alles zusammen zu tiefst in den Tornister stecken, auf daß das vorlaute Züngerl beim Militär nicht Anstoß erregt und Unheil stiftet für den Null!"

Gatterer grinste. „Auf deutsch hoaßt sell kurz und deutlich: Halt 's Maul!"

Anglberger nickte schmunzelnd.

„Nix für unguat, Hochwürden! Im Feld raufen wir schon so, daß Sie zufrieden sein

Digitized by Google

können! Aber jetzo noch ein Wörtl! Einberufen sind von Lochham Stuckera siebzig Mann, wo jeder sein Packl Sünden auf'm Buckel hat! Hochwürden werden schon ehnder mit der — Holzarbeit*) anfangen müssen, in aller Herrgottsfrüh! Werden schware Jahrlinge drunter sein, die aber doch absolviert sein möchten vor dem Abmarsch zum Regiment . . ."

Der Pfarrer verzog keine Miene. „Die ‚ganz Schweren' können ja schon heute abend kommen; ich werde ab fünf Uhr im Beichtstuhl sein!"

Gewichtig trat Gatterer einen Schritt vor und sagte dem Seelsorger ins Gesicht: „Hochwürden, zu den Ganzg'scheiten g'hören Sie — net! Wenn bekannt wird, daß der Pfarrer heut' abend für die schwaren Jahrlinge im Beichtstuhl sitzt, kommt net oaner in die Kirch' . . . "

„Das braucht ja nicht bekannt zu werden! Der Gatterer sagt's dem Vorsteher, und dieser läßt verkünden, daß der Seelsorger ab fünf Uhr im Beichtstuhl ist für jedermann!"

„Ist g'recht! Was ich aber g'hört hab, bleibt mir im Ohr! Ich — komm erst morgen früh zum Beichten!"

Als Freund schied Gatterer vom Pfarrer. Die Mobilisierung hatte den Frieden zwischen Null-Gehöft und Widum bewirkt.

Als Seelenkenner wußte Pfarrer Anglberger, wie es kommen werde. Er ging deshalb nicht in den Beichtstuhl. Und wie zu beobachten war, erschien nicht ein einziger Reservist . . . Was der Gatterer zum Null entweder selbst oder durch den Vorsteher verkündet haben mochte, konnte sich der Pfarrer unschwer denken.

Leer blieben am Abend die Gasthäuser des Dorfes. Jeder Reservist hatte persönliche Angelegenheiten zu ordnen. Und die Verheirateten blieben erst recht daheim im Familienkreise.

Bei Gatterer hatte sich im Widum die Rednergabe völlig erschöpft; soviel geredet war seinerseits seit langem nicht worden. Für alles ließ er dem Weibe freie Hand und entwickelte eine Zärtlichkeit in Blick und Geste, daß Frau Anastasia beteuerte, es wäre die Mobilmachung geradezu ein wunderbarer Segen, wenn nicht der bittere Trennungsschmerz dabei sein würde. Ganz anderer, direkt entgegengesetzter Meinung war des zärtlich gewordenen Ehepaares jüngster Sprößling, der malefizblonde, höchlich erstaunte und sehr neugierige Alysi, der besonders den so merkwürdig verwandelten Vater nicht aus den Augen ließ, bei jeder Umarmung als Zeuge dabei sein wollte, die Zärtlichkeiten störte, und deshalb den Zorn des Vaters entzündete. „Allweil ist der Lausbub vor die Haxen!" schrie Gatterer und warf den Sprößling hinaus.

Im Handumdrehen war Alysi aber wieder herinnen und klammerte sich an die Kittelfalte der Mutter, die nun auch über die lästige Störung klagte und den Liebling an die Luft beförderte.

Der Kampf gegen den „anhabigen" Sprößling währte bis zum Moment, da der heulende Alysi verprügelt und zu Bett gebracht wurde. „Hau den Buben, solang er warm ist!" sagte der erzürnte Vater.

Und zum letzten Abschied, nach dem allerletzten Kusse, wiederholte Gatterer zur Eheliebsten diesen Auftrag. „Der Lausbub hat mir den Abschied verhunzt, hau ihn, so oft du an mich denkst! Ich hau dafür die Rothosen!" . .

Zu Dämmerbeginn erfüllte Pfarrer Anglberger seine Priesterpflicht an den fast vollzählig erschienenen Reservisten. Nach der heiligen Messe empfingen die sehr ernst gewordenen, andächtigen Krieger das heilige Abendmahl.

Und als der Pfarrer die Soldaten und die zum frühen Gottesdienst erschienenen Dörfler mit dem Allerheiligsten segnete, huschte das junge Morgenlicht durch die Fenster in die Kirche. Ein weihevoller Moment, der viele Herzen klopfen machte. Und die Weiber schluchzten in bangem Weh.

Im Sonnenlicht stand das Dorf. Und auf dem Platze bei der Kirche fanden sich die Reservisten ein. Schon war die Gruppe aufgestellt, kam in höchster Eile der Jäger Hans Lermer angerückt, schwitzend, durstig, doch unverwüstlichen Humors. Inmitten der wehmütigen Abschiedsstimmung zauberte der Riese Hans schallendes Gelächter hervor mit seiner kräftig

*) Volkstümlicher Ausdruck für Beichtstuhl und Beichthören.

Digitized by Google

gebrüllten Frage: „Ist denn die Schdoanbauan-Kathl*) no(ch) net da? Ist höchste Zeit!"

Der Beigeordnete Gatterer wollte von seiner dörflichen Würde einen letzten Gebrauch machen, vielleicht, um eine Abschiedsrede zu halten, und gebot Achtung. Zu seiner grenzenlosen Verblüffung wurde diese Aufforderung ignoriert. Und der Hüne Hans hatte die Keckheit zu singen:

„Und wenn ich sollt sterb'n
Und heilig sollt werd'n,
Nachher klag ich's den Engeln
Und unserm lieben Herrn,
Und hör net auf z' bitten,
Bis sie geben den Befehl,
Daß doch oane mit mir geht
So a freundliche Seel!"

Der riesengroße Schalk tat dergleichen, als wollte er aus der Mädchenschar eine „freundliche Seel" herausgreifen und mitnehmen ins Feld nach Frankreich. Aufschreiend wichen die Dorfmädels zurück, und eine besonders schneidige Dirn rief dem Hans zu: „Du wirst in Ewigkeit net — heilig!"

Alles brüllte vor Lachen über diese Abtrumpfung des Jägers. Ein Kommandoruf ertönte. Stramm standen die Reservisten.

Als allerletzter Krieger kam der Jäger Sepp gesprungen, der sich der Geschwindigkeit wegen am linken Flügel aufstellte.

Der Bürgermeister stotterte eine Ansprache und fahndete auf ihren Schluß.

An den „Flügelmann" Sepp Holzer hatte sich ein hochgewachsenes, dürres, von Schönheit in keiner Weise geplagtes Mädel angebirscht, die Grefl, die sich in besonderer Art von ihrem Freunde verabschieden wollte. Sie beugte sich nieder und küßte dem Sepp die — Hand.

Ein Fluch. Und dann die ärgerlichen Worte: „Druck di(ch), dumme Gans!"

Allgemeines Aufsehen. Niemand achtete auf den stotternden Bürgermeister.

Volle Geistesgegenwart bewies der Riese Hans Lermer, der plötzlich brüllte: „Auf, Buam! Kaiser, König, Vaterland, hurra, hurra, hurra!"

Alles stimmte ein.

„Ganze Kompagnie, marsch!"

Die Reservisten sangen die „Wacht am Rhein" und verließen dröhnenden Schrittes das Heimatsdorf . . .

* * *

Auf lothringischem Boden hatte die lange Eisenbahnfahrt ein Ende. Rasch vollzog sich die Auswaggonierung, darauf erfolgte ein kurzer Marsch nach einer kleinen Ortschaft, die bis auf weiteres Standquartier für die Truppe, zu der die meisten Lochhamer Reservisten gehörten, sein sollte. Die größte Freude empfand von den Lochhamern der Sepp Holzer darüber, bei der Kompagnie seinen Jagdherrn, den Landgerichtsrat Aumer, als Chef-Oberleutnant zu haben. In den ersten Minuten der Begrüßung verhielt sich Sepp allerdings sozusagen zivilistisch insofern, als er im Herrn Oberleutnant nur den Reviergebieter erblicken und respektieren zu müssen glaubte, den er auch gewohnheitsgemäß mit „gnä' Herr" ansprach. Seinerseits fragte Aumer sofort nach dem Verlauf der Tobel-Affäre, deren Erledigung der Jagdherr infolge der Mobilmachung und Einberufung zum Reserveregiment aus den Augen verloren hatte. Sepp berichtete kurz, daß die Untersuchung einstweilen eingestellt, er aus der Haft entlassen wurde; selbstverständlich sei er an der Sache ganz unbeteiligt, ebenso selbstverständlich habe er darüber nichts verraten, daß er am Gretltage etliche Stunden bei der Greti verbrachte.

Aumer meinte schmunzelnd: „Na, diese harmlose Karessiererei hättest du dem Amtsrichter schon mitteilen können, zumal ja jener halbe Brief in Gerichtshänden sich befand!"

„Ich verrat koa Dirndl! Wenn i g'wußt hätt', was für eine dumme Gans selle Greti ist, hätt' ich mich auch net so g'spreizt gegen das Eingeständnis, daß ich die Gans b'sucht hab! Denken S' Ihnen nur, gnä' Herr, was die dumme Gans knapp vorm Abmarsch vor alle Leut' 'tan hat! Die — Hand hat sie mir g'küßt zum Abschied! So was Dummes! Weit und breit um Lochham umeinand glaubt jetzt jeder, daß die Gans meine Zus g'wen ist! Grad froh bin ich um die Mobilmachung und daß ich von

*) Niederbayerischer Ausdruck: „Steinbauern-Kathi" für das Braunbier im grauweißen Steinkrug. Wenn ein Junggeselle nicht heiraten will, aber gern Bier trinkt, sagt man in Niederbayern: Er hat's (ein Verhältnis) mit der — Steinbauern-Kathl.

Digitized by Google

Lochham weg bin! Um Revier und Wild ist mir freilich bang! Haben S' Aushilf 'kriegt, gnä' Herr?"

„Nein! Das ist Nebensache! Jetzt gilt es, für das Vaterland zu kämpfen, zu siegen oder das Leben zu lassen! Halt dich brav, Sepp, wie du daheim mein bester Jaager g'wesen bist! Und nun gewöhn dir schleunigst — militärische Manieren an! Verstanden?!"

„Zu Befehl, gnä' —, zu Befehl, Herr Oberleitnambt!"

Freundlich nickend ging Aumer weiter.

Die Kompagnie war in einer seit längerer Zeit stillstehenden Spinnerei sowie in Scheunen untergebracht. Der Ort sehr stark belegt und ausverkauft. Wie sich Sepp sehr schnell überzeugte, war das Nest völlig „ausgefressen". Für sich selbst hatte Sepp keine Wünsche, er war von Rheinsheim her noch mit Rauchfleisch und Brot reichlich versehen und nicht hungrig. Wie er aber seinen „gnä' Herrn" abends Speck knabbern sah, wurde im treuen Jaager der Wunsch rege, dem guten Gebieter ein besseres Abendessen zu verschaffen. „Der Jäger unverdrossen" entwickelte jaagerische Findigkeit, es glückte, durch verschiedene Schliche ein Stück Schweinebraten aufzutreiben, das er freudestrahlend Herrn Aumer brachte. Wohl wurde die rührend fürsorgliche Absicht belobt, der gute Wille mit einem Geldgeschenk belohnt, die Gabe jedoch abgelehnt und Sepp auf die Genügsamkeit richtiger Jäger verwiesen. Worauf Sepp seine Hakennase zum Strohlager trug, den Schlafkameraden Dionys Gatterer trotz der Beigeordnetenwürde etwas zur Seite schob, und sich niederlegte. Was nicht ohne Protest des militärischen Nullbauers abging, der sich eine derart „respektlose" Behandlung auf deutschem Boden energisch verbat und dann noch eine ganze Weile maulte.

Bald nach Mitternacht wurde alarmiert. Wenige Minuten darauf eilte die Kompagnie zum Sammelplatze, am flinksten der agile Sepp, einer der letzten der „Beigeordnete" Gatterer, der von solchen Ruhestörungen wenig erbaut war und während der Aufstellung nach der Ursache des Alarms fragte. Der Abmarsch machte die Antwort unmöglich.

Durch Nacht und Finsternis ein Marsch westwärts durch nebelerfüllte Täler, stundenlang, bis es mählich dämmerte. Mit dem Licht wuchs die Zuversicht, die Stimmung wurde besser. Neugierig musterten die Blicke die Gegend. Ein Ruf. Die Truppe stand. Es wurde kommandiert: „Laden und sichern!"

Ratternd fuhren die scharfen Patronen in die Läufe.

„Das Gewehr — über! Ohne Tritt — marsch!"

Der Marsch ging weiter. Es wurde Ernst. Der „Beigeordnete" dachte an seine Stasi und hatte ein Gefühl, als laufe ihm ein Frosch über den Rücken. Die anderen Lochhamer ließen die blitzenden Augen vorausspringen und suchten Rothosen. Der Sepp aber freute sich auf das — Franzosenstampern, eine interessante Abwechslung im Jägerleben.

Immerzu marschieren, sieben Stunden hindurch im Brande der glühenden Augustsonne, gehüllt in dichten Staub; schwer arbeitend die Lunge unter dem Druck des Tornisters. Arge Schwüle, schwitzend die Mannschaft, von einer Dunstwolke umgeben. Doch nicht ein einziger Reservist blieb zurück, keiner trat aus. Vorwärts, wacker vorwärts.

Weit vorne mußte etwas „passiert" sein. Gewehrgeknatter, Geschützrollen. Die Lochhamer machten lange Hälse und guckten sehr erwartungsvoll.

Weiter, immer weiter in Sonnenglut.

Ein feindlicher Flieger war herabgeschossen worden. Sonst war nichts los. Diese Kunde lief durch die Reihen und kam auch zu den Ohren des „Beigeordneten", der von „Fliegern" nicht viel wußte und spöttisch den Mund verzog. Dionys hielt die Nachricht für erlogen; denn kann einer hoch in der Luft wirklich fliegen, so kann er eben deswegen nicht herabgeschossen werden. „Renommisterei" also, weiter nichts. Und bei enormem Durst kein Bier.

Der Nachmittag verging, es wurde fünf Uhr, und noch immer befand sich die Truppe unterwegs. Endlich kam ein Dörflein in Sicht, das winzige Gangweiler, die Nachtstation.

Ob das Nest schon in Frankreich drinnen sei, wollte Gatterer wissen; die Tatsache, daß das Dorf elsässisch sei, ärgerte den „Beigeordneten", hingegen war er sehr erfreut, daß die Dörfler Deutsch sprachen, die bayerischen Sol-

Digitized by Google

daten überraschend freundlich aufnahmen und inniglich baten, die Franzosen nicht hereinzulassen. „Werden wir schon machen!" sprach im breitesten Lochhamer Deutsch Dionys Gatterer und erzielte ein schallendes Gelächter.

Statt eßbarer Gerichte gab es zu Gangweiler unerfreuliche Gerüchte, daß das erste aktive bayerische Armeekorps sich auf dem — Rückzuge befinde. Gatterer zum Null als großer Stratege maulte, daß die Sache nicht von Bedeutung sei, solange — er sich auf dem Vormarsch befinde.

Sepp hingegen sprang zum Oberleutnant Aumer und bat um ein Wort der Aufklärung, weil ein Jaager wissen soll, wie er dran ist. „Der Marsch gegen Rothosen ist halt ganz was anderes als a Birsch auf Gams!"

Aumer konnte nur sagen, daß die Offiziere soviel wissen wie die Mannschaft, nämlich nichts. Alle zusammen müßten aber das volle Vertrauen zur Armeeleitung haben, daß nur nach reiflich überlegtem Kriegsplan vor- und eventuell zurückgegangen werde. „Zerbrecht euch nicht den Kopf des obersten Führers, bleibt Gerüchten gegenüber ruhig, und geht mit bayerischer Schneid vor, sobald es dazu Zeit ist!"

„Sehr wohl! G'horsamsten Dank, Herr Oberleitnambt!"

In zuversichtlicher Stimmung kehrte Sepp zu den Lochhamern zurück. Da er aber den „Beigeordneten" Gatterer hereinfallen lassen wollte, zog Sepp seine Adlervisage in klägliche Sorgenfalten, und in Gegenwart Gatterers stöhnte er betrübt: „O Abraham, es ist umsunst!"

Die ungewöhnliche Berufung auf den alten Abraham machte mehrere Lochhamer grinsen, sie witterten einen Scherz, dessen Opfer der etwas patzige, auf seine Würde als „Beigeordneter" noch immer komisch stolze Gatterer werden sollte. Die Lochhamer Soldaten umstanden den Gatterer und horchten gespannt auf seine Äußerung.

Wie erwartet, zeterte Gatterer im Ärger, daß er die bisherige Rennerei bereits als zwecklos erachtet habe, weil der Feind nicht aufzufinden war. Wenn die „G'wappelten" jetzt selber sagen, daß die Rennerei „umsunst" war und ist, so soll eben jemand die Führung übernehmen, der die Sach „besser" versteht und weiß, daß man bayerische Gebirgler nicht spazierenführt, sondern an den Feind bringen muß, je früher, desto besser, von wegen der Schläge auf die Rothosen.

Im Chorus ertönte die spottreiche Zustimmung: „Wahr ist's! Der Null hat recht!"

Und eine Stimme gröhlte: „Der Gatterer soll führen zum Kampf um — den Kas!"

Am wiehernden Gelächter merkte Gatterer die Verulkung, die er bös verübelte und dem „Sappinaseten" ankreidete mit den Worten: „Wenn a Mensch mit so einem Sappi-Heft die Welt bucklig tritt, hab ich eh schon g'fressen! Wie 's Heft, so der Charakter! Dazu aa no a Jaager, also Loder und Luader!"

Hundsnasigkalt und strohtrocken erwiderte Sepp diese giftige Auslassung des verärgerten „Beigeordneten" mit abermaliger Zitierung: „O Abraham, es ist umsunst!"

Wütend fuhr Gatterer auf: „So hoaß ich net, Abraham will ich aa net hoaßen! In Ewigkeit net! Waar mir schon z'dumm, und in Frankreich erst recht!"

Der ganze Zug heulte vor Vergnügen, und im Chorus spotteten die ulkluftigen Lochhamer: „O Abraham, es ist umsunst!"

Ein grimmiger Fluch Gatterers folgte.

An der Scheune, die den Lochhamern als Quartier zu dienen hatte, erschien der Reserveleutnant Brandhuber, um nach dem Anlaß des ungewöhnlichen Heiterkeitslärmes zu forschen. Ein Offizier, klein von Gestalt, doch großherzig, gut und lieb, der in den wenigen Tagen sich die Liebe und Verehrung seiner Soldaten in vollstem Maße erworben hatte, von den Lochhamern geradezu vergöttert wurde, da Brandhuber nicht nur eifrigst für sie und ihr leibliches Wohl nach Möglichkeit sorgte, sondern auch Spaß verstand und die Gebirglereigenheiten zu würdigen, die Bergler richtig zu behandeln wußte.

Wie dem Leutnant die im Chorus rezitierten Worte entgegendröhnten und der säftige Fluch Gatterers ans Ohr flog, wußte Brandhuber augenblicklich, daß einer der Lochhamer zum „Opfer" des berühmten Marterlspruches von Unterammergau auserkoren sein mußte, daß aber das „Opfer" sehr wahrscheinlich den Spruch nicht kannte.

Digitized by Google

Lachenden Mundes fragte Brandhuber, was mit dem „Reservisten Abraham" los ist.

Aufs höchste belustigt und erfreut, umringten die Lochhamer den verehrten Offizier, und alle zugleich wollten ihm den Sachverhalt erklären.

Brandhuber hielt sich die Ohren zu und rief: „Mehr als drei dürfen nicht zugleich melden! Der ‚Reservist Abraham' soll antreten zum Rapport!" Brandhuber schüttelte sich vor Lachen.

„Abraham Gatterer zum Null, antreten!" rief die vergnügte Schar, die ob dieser heimatlich anmutenden „Auftreiberei" Atzung und Trinken vergessen und alle Müdigkeit abgeschüttelt hatte.

Soviel militärisches Gefühl besaß Gatterer doch, daß er sich vor dem Offizier respektvoll aufstellte und die auf der Zunge sitzende Kraftäußerung ungesprochen hinunterwürgte. Aber Gatterer wußte genau, daß er jetzt, da der beliebte, leutselige Leutnant sozusagen animierend auf Seiten der Ulkbrüder stand, totsicher der „Auftreiberei" unterliegen werde. In diesem Bewußtsein verzog Null das Gesicht in einer Weise, daß jedermann den mimisch zum Ausdruck gebrachten Gedanken ablesen konnte.

„Pressiert net, Null!" rief Sepp trockenen Tones und blitzenden Blickes.

„Der Sappi soll's Maul halten, befehlen Herr Leitnambt!" schrie nun bebend vor Zorn der entrüstete Gatterer.

Ein gebirgleriches Schnaderhüpfl flog auf den „Beigeordneten" flink und schneidig:

„Der Null schaugt wie der Teufi,
Sell ist g'wiß und ganz wahr,
Er frißt uns gleich schneidi
Mit Haut und mit Haar!"

„Herr Leitnambt! Einsperren die Malefizbande, wo mich derblecken will!" schrie völlig wütig geworden der Gatterer.

„Ach was! Aufisingen ein Trutzg'sangl, das ziemt dem frischen Gebirgler!" meinte Brandhuber lachend.

„Ich kann net auftrumpfen, der Gift ist z' groß!" stöhnte in ohnmächtigem Zorn der verspottete „Beigeordnete" Null.

Wieder flatterte ein G'sangl auf:

„Beim Militär ist er halbet
Der Nuller voll Zorn,
Ihm fehlt halt von dahoam
Sein Taferl*) hinten und vorn!"

„Genug nun! Holt das Essen, Leut! Und laßt den Gatterer für den Abend in Ruh! Ausschlafen heut nacht! Morgen geht's weiter und an den Feind!" Mit einer Geste grüßte Brandhuber freundlich, lachte dem verdatterten Null lustig zu und ging raschen Schrittes weg.

Blieb der Ulk mit dem „Abraham" ungeklärt, zwei Spitznamen waren geprägt und hafteten fest. Gatterer hieß von dieser Stunde an der „Abraham", und der Jäger Sepp Holzer wurde schlankweg „Sappi" gerufen.

Reservist Holzer tat das Klügste, er fügte sich wortlos in das Unvermeidliche und lachte dazu.

Der „Abraham" aber wehrte sich bei jedem Anruf und erzielte dadurch nur, daß auch noch die Worte „Es ist umsunst" angefügt wurden, wodurch immer wieder schallendes Gelächter ausgelöst ward.

Des Morgens früh wurde aufgebrochen, doch nur etwa zwei Stunden weit marschiert, dann hieß es in der Nähe des Dorfes Bärendorf eine befestigte Stellung zu errichten. Ein Schuften und Schanzen im Schweiß des Angesichts, ein Wühlen und Graben, das „Abraham" als Schermausarbeit bezeichnete, aber genau so eifrig wie alle übrigen Soldaten betätigte. Für die Lochhamer bedurfte es gar keiner Ermahnungen zu dieser im Frieden wenig beliebten Arbeit, deren Zweck, die Erbauung splittersicherer Eindeckungen und Unterstände, einleuchtete.

Nachtquartiere wurden in Bärendorf bezogen, wo es sogar Betten gab; allerdings nicht zum Einzelgebrauch. Zwei Mann in ein Bett traf die Bestimmung speziell für die Lochhamer, die hell aufjubelten über dieses Himmelsgeschenk, ausgenommen der „Abraham". Gatterer versuchte, ein Bett für sich allein zu bekommen, hatte aber mit seinen Schlichen und Bitten keinen Erfolg, der Sergeant Streck, wie Brandhuber von der Mannschaft vergöttert, konnte für den „Beigeordneten" keine Ausnahme schaffen. Der Tanzsaal im Dorf-

*) Am Wohnhause prangt das Täfelchen mit der Aufschrift: „Beigeordneter."

Digitized by Google

wirtshause war das Dormitorium für ein Dutzend Lochhamer, und Gatterer hatte zum Bettgenossen den heimatlichen Gehöftsnachbarn vulgo Stuib.

Von der schweren Schanzarbeit müde, suchten die Leute bald und gern das Nachtlager auf. Wenig erbaut waren die Reservisten vom Wetterumschlag, der trostlosen Regen gebracht hatte und für den nächsten Arbeitstag Schlimmes erwarten ließ. Um so wohliger aber war die Nachtruhe unter Dach und im Bett. Während elf Lochhamer in den Betten auf das Regengeplätscher horchten und das Sandmännchen erwarteten, „orgelte" Gatterer in den kräftigsten Gutturaltönen des Gebirglers.

„Wie a Schneidsaag!" meinte der Bettgenosse Stuib und versetzte dem gottvoll schnarchenden Null einen „Stupfer", der eine Minderung der Schnarchtätigkeit bewirken sollte.

Im Dusel, schlaftrunken schimpfte Gatterer über den Malefizbuben, der die Nachtruhe störte, und gröhlend versprach er dem Alysi eine ausgiebige Portion Prügel. „Mei' Ruh' möcht' ich! Stasi, schmeiß den Buam außi!"

Sepp, der im Saale untergebrachte Spaßvogel, zirpte: „O Abraham, es ist umsunst!"

Ein Krach, der Stuib fiel aus dem Bett. Und der gewalttätige Gatterer brüllte im Zorn, wurde aber bald ruhig unter den von Stuib verabreichten Hieben. Null entschuldigte sich, daß er so lebhaft geträumt, den Hinauswurf des Bettgenossen nicht bös gemeint hatte. Die Ermüdung brachte auch den Ulklustigsten alsbald erquickenden Schlaf.

Bei Dauerregen mußte die Schanzarbeit bei Bärendorf vollendet werden. Völlig durchnäßt waren die Leute, verschmiert und bekrustet, und verstimmt, als der Befehl erfolgte, die mit soviel Fleiß und Mühe erbauten Stellungen zu verlassen und weiterzumarschieren. Jedermann hatte geglaubt, in diesen sehr gut befestigten Gräben den Feind erwarten und mit Blei begrüßen zu können. Und nun mußte unter strömendem Regen abgezogen werden. Quietschenden Schrittes, naß zum Auswinden, verstimmten Gemütes, ein mehrstündiger Marsch bis in die Nachmittagsstunden hinein. Gefechtslärm. Gewehrgeknatter, Geschützdonner. Befehle flogen durch die Reihen und erquickten die Seelen. Im Eilmarsch rückten die Kompagnien gegen Mittersheim, wo ein anderes heimatliches Reserveregiment in ein Gefecht verwickelt war, und die Lochhamer Unterstützung leisten sollten. Freudig wollten alle eingreifen, kampflustig mit beschwingter Seele. Doch die Unterstützung wurde nicht verlangt.

Die Lochhamer fluchten. Und aus vollem Halse lachten sie beim Anblick springender Franzosen. Und ein großes Hallo gab es, als am Dorfausgang von Mittersheim ein Haufen gefangener Blaufräcke vorübergeführt wurde, bleiche, schlechtgenährte, zerlumpte Kerle, die die Köpfe hängen ließen und müde vorübermarschierten.

Dem Gatterer rutschte bei diesem Anblick eine Äußerung heraus, die dem allgemeinen Empfinden entsprach: „So a Bande! Mit so was raufen, ist ja schier a Schand'! Da san mir (wir) gottlob — anderni Leut'!"

Die Lochhamer marschierten weiter und trafen die ersten Verwundeten, Landsleute aus Ober- und Niederbayern, mit Armschüssen und leichten Fleischwunden, Kerngestalten, die trotz ihrer Schmerzen den Heimatsgenossen zujubelten, sie anfeuerten zum Verhauen der Rothosen.

Im Weiterschreiten riefen die Lochhamer: „Faiht sich nix! Werden der Hoamat g'wiß net koa Schand machen! Schneid ham (haben) mir (wir) g'nua!" Jauchzer und Jodler dazu. Federleicht schienen jetzt der schwere Tornister, die Stiefel, der nasse Mantel zu sein. Vorwärts, vorwärts, an den Erbfeind!

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

An den Schmerz

Du trägst ein schwarzes, ärmliches Gewand
O königlicher Schmerz? Warum soll Linnen
Und nicht die Purpurseide dich umrinnen,
Bist du nicht jetzt der größte rings im Land?

Wer je vor deinem Throne weinend stand,
Dem kann die Welt kein Leiden mehr ersinnen;
Weltüberwindend geht er still von hinnen,
Zur sel'gen Ruhe führt ihn deine Hand.

Er weiß, durch dich wird Frieden nur errungen,
Ob nun im eignen Herzen ausgeklungen,
Was dort als Liebe, Glück und Hoffnung schlug,

Ob nun die Menschheit selber, groß im Dulden,
Ihr Dasein jäh erkennt als ein Verschulden,
Das sie vom Anbeginn der Erde trug!

Erich Janke.

Von einer kleinen Reise in großer Zeit / Von Johanna Weiskirch

(Schluß.)

Die Engländer mußten natürlich herbei und nahmen beim feierlichen Kaiser-Geburtstaggeläute ein schmachvolles Ende. Ich half sie köpfen und totstechen, was ein frenetisches Siegesgeheul meiner Neffen im Gefolge hatte und mir in ihren Augen einen Nimbus verlieh, der wohl dereinst noch über mein Grab seinen Schimmer verbreitet.

Mein älterer Neffe kam gegen Mittag von der Kaiser-Geburtstagfeier in der Aula des Gymnasiums und hatte einen Glanz in den großen dunklen Augen, der in seltsamem Widerspruch zu seinem etwas schnoddrigen Mundwerk stand. Trotzdem behandelte ich ihn wie ein rohes Ei, da ich den Eindruck hatte, als ob es nur des geringsten Anlasses bedürfe, um ihn in Tränen ausbrechen zu lassen. Und dann kam der Älteste nach Hause, der es schlecht verwinden kann, daß er noch zu jung sein soll, um für das Vaterland ins Feld zu ziehen. Der seine Gestalt unwillkürlich immer etwas bückt, als schäme er sich, bei ihrer Länge keinen Tornister auf dem Rücken und kein Gewehr zur Seite zu haben.

Ich machte gleich nach Tisch einen Bummel durch die im reichen Flaggenschmuck prangende Stadt. Da stockte mein Fuß plötzlich wie gebannt vor der großen Spiegelscheibe eines eleganten Geschäftshauses, in der zwischen schlichtem, ernstem Lorbeergrün das fast lebensgroße neueste Bild unseres geliebten Kaisers ausgestellt war. Heiß drangen mir die Tränen ins Auge beim Anblick des so wohlbekannten und dennoch fremd gewordenen Gesichts des zurzeit am schwersten tragenden und doch reichsten Mannes der ganzen Welt. Ich wiederhole es: des reichsten Mannes der Welt! Wann trug jemals eines Volkes Liebe seinen Fürsten so, wie des ganzen einigen deutschen Volkes Liebe in dieser großen, ernsten und heiligen Zeit seinen Kaiser trägt? Niemals, solange die Erde steht und Menschen atmen. Als ich das dachte, konnte ich dem gramgezeichneten Antlitz meines Kaisers zuversichtlich zulächeln. Schon wollte ich weitergehen, als eine frische Knabenstimme an mein Ohr schlug:

„Wenn ich bloß wüßt', warum der Kaiser auf dem Bild da so ein traurig Gesicht macht, wo er doch gar kein' Ursach zu hat. Die Deutschen kloppen die Feinde im Osten und Westen doch nach Noten. und siegen tun wir doch so sicher, wie zwei mal zwei vier ist!"

Ich sah vorsichtig zur Seite. Da standen zwei etwa zwölfjährige Knaben, von denen der zweite auf des ersten Rede antwortete:

„Och, weißte, dat Bild hat ein schlechter Photograph gemacht. Dat wird wohl so einer gewesen sein wie der aus Derendorf, der mich photographiert hat. An dem Tag hat ich en Spaß, en Spaß, sage ich dir, und auf dem Bild seh ich aus, als ob ich die Pfalz vergiften wollt. Komm mal mit, ich will dir en Bild vom Kaiser zeigen, wie er in Wirklichkeit ist!"

Die beiden schritten fürbaß und ich nach einem Blick auf das mir jetzt froher erscheinende Kaiserbild ebenfalls.

Der Spätnachmittag, den ich zu einem Besuch bei meiner ebenfalls in Düsseldorf verheirateten jüngsten Schwester benutzte, brachte mir ein gänzlich unerwartetes, frohes Wiedersehen: mit einem

Digitized by Google

mir vor einem halben Jahr auf einer Reise nach Köln abhanden gekommenen, noch sehr guten, seidenen Regenschirm. Die Freude! Der Vermißte, den ich damals unter bitteren Schmerzen beim Fundbureau in Köln angemeldet hatte, war nach geradezu märchenhaften Irrfahrten, die hier zu schildern, zu weit führen würde, bei meiner Schwester, deren Adresse ich am Kölner Hauptbahnhof angegeben hatte, gelandet. Ich hatte mir inzwischen, da meine Hoffnung auf ein Wiederfinden meines lila Regendaches geschwunden war, einen schönen, neuen Schirm mit silbernem Griff und in der Farbe der Hoffnung gekauft, den ich wie meinen Augapfel hütete. Ihn gedachte ich nun, da ich im Besitz des alten war, für besondere Gelegenheiten aufzubewahren. Als ich am nächsten Vormittag, von meinem Schwager und einer Freundin, die je einen meiner Schirme trugen, zum Bahnhof schritt, gingen die Wogen meiner Freude über den einen noch immer hoch. Und so fuhr ich von dannen. Doch: „Mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten", sagt der Dichter von Alldeutschlands Jugend sehr richtig.

Kurz vor Köln richtete ich mich zum Aussteigen, um die dreiviertel Stunden Aufenthalt bis zum Abgang meines Eilzuges im Wartesaal zu verbringen. Vor allem hatte ich ein Augenmerk auf meine beiden Regenschirme. Einen, den wiedergefundenen, nahm ich krampfhaft fest in die rechte Hand und den hoffnungsfarbenen, für Extragelegenheiten bestimmten, legte ich auf meinen kleinen Lederkoffer, den meine Linke tragen sollte. Dann stieg ich aus und schlenderte im Gewühl der Reisenden, die zumeist aus „Feldgrauen" bestanden, im Gefühl eines Menschen, der einen unerwarteten Treffer gemacht hat, dem Wartesaal zu. Ich stieg die Treppe hinunter, und da ich an der Fundstelle vorbeikam, warf ich ihr einen liebevoll-dankbaren Blick zu, dann einen dem durch ihre Findigkeit wieder in meinen Besitz gelangten lila Freund, und dann — — —! Hilf Himmel, der grünseidene war ja fort! War wirklich und wahrhaftig fort! Nein, aber so etwas! Einen Augenblick stand ich wie Lots Weib, dann aber stürzte ich auf die Fundstelle zu, an der mit recht betripptem Gesicht ein „Feldgrauer" stand. Na, wenn der etwas verlieren konnte, durfte ich mir das wohl auch erlauben. Aus diesem Gedanken sog ich förmlich Trost, während ich mir ein Verlustformular zum Ausfüllen durchs Schiebefenster reichen ließ. Als ich es abgab, ging der „Feldgraue" mit einer Miene von dannen, als ob er eine Schlacht verloren hätte. Der Beamte sah das Formular genau an, und dann mich durch die blitzenden Brillengläser.

„Ja, wie ist mir denn? Sind Sie nicht vor einiger Zeit auch schon mal hier gewesen, um einen verlorenen Schirm anzumelden? Sie scheinen jedesmal, wenn Sie nach Köln kommen, einen Schirm zu verlieren."

Das war ja nun ganz entschieden übertrieben. Wenn der Mann nicht so einen malitiösen Blick und Ton an sich gehabt hätte, würde ich ihm meine Bewunderung ob seines großartigen Gedächtnisses ausgedrückt haben. So unterließ ich das. Aber ich konnte es nicht verhindern, daß mir eine heiße Röte ins Antlitz schoß.

„Na, lassen Sie gut sein," lenkte der Beamte ein, „vielleicht erwischen wir den Ausreißer noch. Der Zug, mit dem Sie kamen, ist ja hier leer geworden und zum Umsetzen nach einem anderen Geleise gefahren worden, auf dem er möglicherweise noch steht. Nehmen Sie lieber einen späteren Zug zur Weiterfahrt und kommen Sie in einer Stunde mal wieder."

Ich entschloß mich dazu, gab meinen Koffer und den lila Wiedergefundenen, den ich ins Pfefferland wünschte, an der Gepäckaufbewahrungsstelle ab und bummelte durch Köln. Und da war auf einmal einer neben mir, der sich bis jetzt auf der Reise wenig bemerkbar gemacht hatte. Der sah mich aus lustig zwinkernden Augen an, in deren einem er ein winzig kleines, funkelndes Tränchen zerdrückte und machte „kille, kille" an meiner Kehle, bis ich lachen mußte und imstande war, die Schirmgeschichte nur noch von der heiteren Seite aus zu betrachten. Da war er zufrieden und lobte mich.

Die Folge davon war, daß ich einen ganz gehörigen Hunger verspürte. Hm, ja, das war ja ganz gut und schön, aber meine Reisekasse war durch allerlei unvorhergesehene Ausgaben — die Engländer, die ich meinem Neffen gekauft, die ich mit ihm zusammen in ehrlichem Zorn und Haß geliefert hatte, waren nicht zuletzt schuld daran — so zusammengeschmolzen, daß ich nur noch ganz bescheidene Ansprüche an ein Mittagessen stellen durfte. Also wohin gehen? Mir fiel der Tietzsche Erfrischungsraum ein, der ja in der Nähe war. Also dorthin. Zu einer Tasse Fleischbrühe mit Ei und einem Fleischpastetchen langte es noch! Es hob meinen Appetit, daß an den kleinen Tischen einige „Feldgraue" saßen, die meine Geschmacksrichtung teilten. Aus diesem Gefühl heraus leistete ich mir zu dem Pastetchen noch ein kleines Glas Kulmbacher, was mir vorzüglich schmeckte. Ich aß und trank schnell, denn ich hatte ja nicht viel Zeit zu verlieren. Also: „Fräulein, bitte zahlen!"

Das Fräulein, ein noch sehr junges Fräulein, das wenig Blicke für mich, destomehr aber für andere Leute hatte, machte die Rechnung:

„Eine Fleischbrühe, zwei Fleischpastetchen und — —"

„Ein Fleischpastetchen, Fräulein", unterbrach ich.

„Nein, zwei Fleischpastetchen! Die haben Sie bestellt und auch gegessen!" behauptete das Fräulein kathegorisch und maß mich mit einem so impertinenten Blick, daß ich ihm am liebsten eine Ohrfeige verabreicht hätte. Aber da raunte mir der Geselle Humor in der Tarnkappe „Nur immer ruhig Blut" zu und kicherte.

„Aber liebes Fräulein," sagte ich darauf ganz sanft, „ich habe dem Herrn dort am Büfett das

Digitized by Google

Fleischpastetchen bestellt und nicht Ihnen. Der Herr muß doch das wissen und Sie müssen wissen, daß Sie mir nur ein Pastetchen gebracht haben. Die Dame am Nebentisch, die eben wegging, hat auch ein Pastetchen gegessen; damit verwechseln Sie mich wohl, Sie können es ja dem Teller noch ansehen, was darauf war."

Nein, es half nichts! Weder der Herr am Büfett noch das Fräulein erinnerten sich, aber spöttische Blicke und Achselzucken hatte beide für mich und das anwesende Publikum wurde aufmerksam. Und ein gewisser Jemand kicherte mir immer heller ins Ohr, aber einen guten Rat konnte er mir nicht geben, und das fand ich sehr charakterlos. Also, was machen? Hätte ich dem Fräulein erzählt, daß ich gar kein Geld für zwei Fleischpastetchen mehr gehabt hätte, würde ich sicher ein spöttisches „Na also" oder „So, darum" zu hören bekommen haben. Da fiel mir etwas ein. Laut genug, daß man es hören konnte, sagte ich: „Fräulein, ich habe ein Pastetchen gegessen, werde also keine zwei bezahlen. Es handelt sich jetzt weniger um den lumpigen Betrag, sondern um den infamen Verdacht. Kommen Sie jetzt mal sofort mit mir ans Telephon, damit Sie Herr — — ich nannte einen angesehenen Kölner Namen — darüber belehren kann, daß ich mich nie und nimmer an einem Fleischpastetchen bereichern, mir ein solches erschwindeln würde. Das Fräulein ruckste und druckste, als ob ihm etwas in die Sonntagskehle geraten sei, an den Worten:

„Ja, sollte — — sollte — denn doch — am Ende — — die Dame — — neben Ihnen — —" und der offenbar an starker Gedächtnisschwäche leidende Herr hinter dem Büfett schien sich seiner Sache auf einmal auch nicht mehr so ganz genau erinnern zu können.

In diesem Moment stieg aus der tiefer liegenden Etage ein junges Mädchen die Treppe herauf und fragte das Fräulein an der Kasse, was denn los sei. Dieses junge Mädchen trat nun mit aller Energie für mich ein, indem es meiner Peinigerin erklärte:

„Aber Fräulein, da irren Sie ganz sicherlich! Ich war hier und habe gesehen, daß Sie der Dame ein Fleischpastetchen hinstellten und eins der Dame am Nebentisch." Ich räumte darauf das Lokal. Wer aber glaubt, ich hätte das im Gefühl der gereinigten Ehre dem Publikum gegenüber getan, der ist sehr im Irrtum. Als ich mich nämlich im Erfrischungsraum umsah, saßen da genug Leute, deren Gesichtern ich ansah, daß sie von meiner Ehrenhaftigkeit nicht oder doch nur halb überzeugt waren. Schade, daß ich das Gesicht nicht habe sehen können, mit dem ich die Stätte der Fleischpastetchen verließ. Mein Reisegenosse, die Tarnkappe schief auf dem linken Ohr, tanzte ausgelassen um mich herum. Als er mir aber ins Gesicht prustete und wieder „kille, kille" an meiner Kehle machen wollte, gab ich ihm einen moralischen Nasenstüber und schalt:

„Schweig', und mach', daß du weiterkommst." Er tat es aber doch nicht.

Im Parterre des Tietzschen Hauses verlangte ich die sogenannte „Beschwerde", die aber, wie man mir sagte, leider zu Tisch sei. Aber eine ältere, tief entrüstet aussehende Dame notierte sich meine Adresse und entließ mich mit den Worten:

„Sie werden noch von uns hören, gnädige Frau. Unser Chef wird untröstlich über dieses Vorkommnis sein!"

Ich begab mich nun zum Bahnhof. Dort warteten meiner zwei Enttäuschungen: mein Zug war fort und mein Grünseidener nicht da! Als mir der Beamte mit den funkelnden Brillengläsern diese Mitteilung machte, saß ihm mein loser Weggenosse wahrhaftig auf der Schulter und drehte mir eine Nase. Dabei lachte er so breit er konnte, und ich — — na, ich will's nur gestehen: ich konnte ihm nicht widerstehen und tat mit. Nun galt es, abermals zwei Stunden herumzubringen. Aber wie und wo? Draußen war das schönste Wetter, aber zum Bummeln war ich zu müde. Da fielen meine Blicke auf den Dom. Daß ich diesmal gar nicht daran gedacht hatte, ihn zu betreten, was ich doch selten versäumte.

Ein imponierendes, ergreifendes Gebet, ragte er in den herrlich blauenden Wintertag hinein. Als ich ihn betrat, waren, etwas von mir nie Erlebtes, nur zwei Andächtige darin. Aber diese beiden verkörperten mir ein großes Teil des Leides unserer großen und schicksalschweren Zeit: der auf zwei Krücken gestützte Krieger und die blutjunge Frau in tiefer Trauer. Ihre tränenmüden Augen hafteten manchmal mit ergreifendem Ausdruck auf dem an einer Säule lehnenden Mann. Eine erschütternde Klage lag darin, die ich mir also deutete:

„Allmächtiger, warum ließest du mir den Mann nicht also heimkehren?"

Wie wurden meine Sorgen, mein Leid da auf einmal klein!"

Es war Abend, als ich die Heimfahrt antreten konnte. Tage sind darüber hingegangen. Mein hoffnungsfarbenes Regendach hat seither alle sich berechtigterweise an ihn geknüpften Aussichten auf ein Wiedersehen mit ihm zunichte gemacht. Er ist nicht wieder gelandet. Der Chef des Tietzschen Warenhauses in Köln ist, sofern er überhaupt von der Fleischpastetchengeschichte gehört hat, sicherlich keinen Moment untröstlich gewesen, wie mir eine seiner Damen zum Trost verhieß, denn die Bestätigung dieser ausdrücklichen Versicherung ist ausgeblieben wie der Regenschirm. Ich habe mich aber inzwischen von meinem alten Getreuen trösten lassen. Während ich dieses niederschreibe, sitzt er auf der Walze der Maschine, pendelt mit hin und her und lacht immerzu. Ich kann nicht anders, als ihm freundlich entgegennicken, und habe dabei den stillen Wunsch im Herzen, daß ihn Gott mir in Gnaden erhalten möge.

Digitized by Google

Lebenswunsch

Du schlugst die Augen auf zum Erdenlichte,
Und alles lächelte dir glücklich zu,
Mit frohem Blick auf deinem Angesichte,
Warum, geliebtes Kind, denn weinest du?

Hast ahnend du den ersten Schritt empfunden,
Der dich in eine dunkle Zukunft zwingt,
In der nach ungezählten Kampfesstunden
Die Kraft des Stärksten nur den Sieg erringt?

So wie in festgeschloss'ner Knospenhülle
Die junge Blüte an dem stolzen Baum,
So träumst du, eingehegt in Liebesfülle,
Den ersten unbewußten Frühlingstraum.

Auch du erwachst zum nebelgrauen Morgen,
Erloschen ist der Kindheit Sonnenschein,
Fern sind sie, die heut liebend für dich sorgen,
Den Kampf des Lebens kämpfst du dann allein.

Wirst du in heißem Ringen Sieger bleiben,
Auf festen Willen, hohen Mut gestützt,
Wird einst dein Kahn auf wilden Wogen treiben,
Bis nimmermehr ein Hafen ihn umschützt?

Doch, wie auch deines Schicksals Lose fallen —
Stirbst du als Held, gepriesen nah und fern,
Bliebst schlicht und klein du von den Brüdern allen,
Ein demutvoller Jünger deines Herrn:

Kein Vorwurf möge sich in dir erheben,
Wenn deine letzte Stunde dir erscheint, —
Um d e i n e Lippen mög' ein Lächeln schweben,
Indessen alles andre um dich weint.

Karl Berkow.

Der Krüppel / Von Hedwig Forstreuter

Er wohnte in einem kleinen Hause, dicht am Strome und sah die großen Dampfer vorübergleiten, die Kähne und die langen Reihen der Schlepper. Er kannte den Zug der Wolken und wußte, was sie für den nächsten Tag verkündeten. Denn er saß immer an dem Fenster, das auf die Straße hinaussah und von der Arbeit blickten seine Augen oft empor. Nur wenn er Menschen erschaute, wendete er sich fort und ein bitterer, brennender Neid kam in sein Herz. Dort gingen sie, stark und gesund, arbeitsfroh und er war ein Gefesselter — seine kranken Beine konnten das Gewicht des schweren Oberkörpers nicht tragen, seine Welt war eng wie die Wände der Stube. — Er stöhnte vor Grimm und quälte die Mutter, die einzige, die ihn auf der Welt liebte und deren Beharrlichkeit und Güte ihm eines Tages dennoch ein Stück des bunten Lebens draußen erschloß. Sie schrieb, lief Wege, die sie ihm verheimlichte, sparte und rechnete und schenkte dem Sohne endlich einen Stuhl zum Selbstfahren.

Er lachte höhnisch, als sie — rot vor Freude und der inneren Scham der Feinfühligen — zum ersten Male von dem Kaufe sprach. Und dann ließ er sich doch, brummend und ungeschickt, in den Fahrer helfen und saß still — von einer Ahnung ihres Opfers erfaßt — und lächelte ihr zu, daß sie schnell die Augen von ihm wandte, um ihre Tränen zu verbergen. Und dann versuchte der Sohn zu fahren. Langsam auf dem großen Hofe umher. Die Arme schmerzten von der ungewohnten Anstrengung, er wurde bald müde und versteckte sich vor den Blicken der Kinder, die verwundert von ferne standen und dem seltsamen Schauspiel zusahen. Er wartete mit schmerzhafter Neugier darauf, daß sie ihn höhnen würden. Aber sie blieben stumm, sie fürchteten seine finstere Miene. Und dann zwang der Wille den matten Körper, und der Krüppel, der die Welt nicht gesehen hatte, seit der Handwagen, in dem die Mutter ihn gefahren, zu klein geworden war — er lernte sie von neuem kennen, feierte Wiedersehen mit halb vergessenen Straßen, mit Bäumen und Zäunen, mit Brücken, unter deren eisernen Bogen das Dunkel lag — geheimnisvoll wie einst.

Alles kannte ihn wieder, freute sich mit ihm, wie er in seinem schnellen Fahrstuhl daherkam.

Nur von einem zitterte er: dem Zusammentreffen mit der dunklen Nachbarsfrau, die er von seinem Fenster aus so oft gesehen hatte, wenn sie an der Tür lehnte oder über die Straße ging, um mit den Schifferfrauen auf den Kähnen zu plaudern. Sie war so weich in ihren Bewegungen, es schien immer, als wehe ein warmer, kosender Hauch um ihn, wenn er sie sah. — Aber nie hatte sie ihn erblickt, er versteckte sich vor ihr, denn er fürchtete bei seinem Anblick in ihrem Gesicht jenen Ausdruck des Mitleids zu sehen, der ihn so oft verwundet hatte.

Und dann erblickte sie ihn doch eines Tages: er fuhr aus dem kleinen Torweg und nur durch die Straße von ihm entfernt, glänzte vor ihm im Sonnenschein der Strom, daß die Augen des Mannes im Wagen sich schlossen vor diesem Übermaß von Licht. Und als er sie wieder öffnete, sahen sie das blasse, wehmütige Antlitz einer Frau —

Digitized by Google

seiner Nachbarin. Er preßte die Zähne aufeinander, — ja, da war es, das Gesicht, vor dem er sich gefürchtet hatte. Ein bitteres Lachen flog um seinen Mund. Dann setzte er die Hebel des Fahrstuhles in Bewegung hastig, daß ihm das Blut in die fahlen Wangen stieg und rollte davon.

Aber nicht durch die Straßen, über die Brücken, die er sonst aufsuchte; es gab da einen einsamen, verwachsenen Gartenweg, durch den die Mutter früher sein Wägelchen geschoben hatte. Ihn suchte er jetzt und in der Stille löste sich sein Herzeleid in flüsternde Klagen und ohnmächtiges Grollen.

Die Vögel zu seinem Haupte flatterten auf, die Blätter neigten sich zueinander und Sonnenfäden zogen Stich um Stich durch das Grün. Er aber war ein armer, verbitterter Mensch und sah nicht, was ihn trösten konnte. Die Augen der Frau hatten eine Flamme in ihm angezündet, er fühlte nur immer ihr Schwelen und Glühen.

Aber dann kam ein Tag, der noch heißer schmerzte. Der Krieg, die Mobilmachung, das Aufstehen der Kraft. Ihr sieghaftes, stolzes Vortreten: — Hier bin ich, Vaterland, ich will dir dienen! — Alle konnten es tun, der geringste Arbeiter auf dem Kohlenhof, der niedrigste Botenläufer und Straßenreiniger, wenn er nur gesund war und gerade Glieder hatte. — Aber er — er konnte weiter seine Körbe flechten, seine winzigen Schiffsmodelle schnitzen, die dann mit einem dünnen Stäbchen in eine Glasflasche gezaubert wurden. Er konnte in seinem Fahrstuhl über den Hof fahren, und sich die sonnigsten Stellen suchen, während draußen das brausende Lied vom Vaterland durch die Lüfte scholl, Kampf tobte und Sieg geboren wurde. — Wenn er betrübte Gesichter sah, weinende Frauen, verstummte Männer — dann stieg etwas wie Verachtung in ihm auf. Fühlten denn die nicht, wie groß die Zeit war, daß sie so viel opfern durften? Empfanden sie keinen Stolz, so brennend und tief wie er sich — schämte? Seiner Mutter sagte er das und sie sah ihn mit wunden Blick an, als trüge sie Schuld an seiner Mißgestalt —. Und ihr weißer Kopf neigte sich tief. Da lenkte er den Wagen sachte von ihr fort, ließ sie in der offenen Tür und fuhr wieder zu seinem einsamen Gartenweg. Der war so abenddunkel, daß es ihn wie ein ehrfürchtiger Schauer überlief — er fuhr langsam und hielt dann an, lehnte den Kopf an den Wagenrand und seine Gedanken suchten die Krieger, die jetzt schon in langen Zügen der Grenze zurollten. Und wieder wollte der brennende Neid ihm das Herz zerfressen. Da hörte er neben sich ein Weinen, leise und in so klagenden Lauten, daß ihm ein nie gefühltes Mitleid die Seele bedrängte. Er hielt den Atem an und lauschte — da war noch eine zweite Stimme, eine, die tröstete und zusprach, selber erstickte vor Leid. Dann war es still, für eines Herzschlages Zeit, um von neuem zu beginnen. Bitterer und schwerer als vorher, daß der Lauschende meinte, die Blätter hätten schluchzende, wehe Stimmen bekommen und die Nacht helfe ihnen weinen. —

Wer war das, der da so wehklagte, und um was? Gab es ein Leid größer als das seine, härter zu tragen? Er beugte sich vor, leise rollten die Räder über den Sand, eine Spanne Weg und noch eine — und nun sah er — ein Soldat stand da, wie bereit zum Auszuge, mit blumengeschmücktem Rock und Feldgepäck und an ihm lehnte, als könne es nie los von dieser Stelle, ein junges Weib. Sie weinte und doch liefen keine Tränen über ihr bleiches Gesicht, sie klagte nur leise mit dem Ton eines wunden Tieres.

Der Mann, der sie hielt, wußte nichts, sie zu trösten. Er küßte ihr Haar, er strich die blasse Stirne — und sagte nur immer das eine: „Ich kämpfe für unser Kind, hörst du denn nicht? Für das Kind und für dich."

Aber sie fühlte nichts als den Todesschmerz, daß er von ihr ging; sie begriff nichts von Ehre und Stolz und Müssen. Wie er sie führte, schleppte sie sich mit ihm und ihre jammervollen Augen klagten den Himmel an und die Sterne und die Nacht, die in allem webt, die da gebietet, daß Leben sich zu Leben findet und es wieder voneinander reißt . . . —

„Wenn ich wiederkomme", sagte der Mann in letztem, kosendem Versuch, aber sie schüttelte den Kopf, sie klammerte sich an seinen Arm und schwankte wie von Schwindel befallen. Die weitoffenen Augen sahen das Grauen der Einsamkeit; — das Entsetzen der Kreatur stand in ihnen und alle Not des Verlassenseins . . .

Dann waren sie verschwunden. — —

— Sie wird sterben — fühlte der Mann, der im Dunkel des Weges zurückblieb. Und zum ersten Male in seinem Leben empfand er Mitleid mit einem anderen Geschöpf als sich selbst, verschwand sein Schicksal vor diesem fremden. Sinnend fuhr er durch die Dämmerung zurück. In seinem Ohr das Weinen, das aus den Tiefen aller Schmerzen kam. Er fröstelte, und als er den schmalen Umriß der Mutter am Fenster sah, überkam den Ausgestoßenen, den Verbitterten etwas wie Heimatgefühl.

Digitized by Google

Abendgang

Komm aus der Stadt verhaßtem Zwang!
Der Lärm der lauten Leute
Macht heimatlos und seelenbang —
Komm', laß uns wandern heute!

Wir gehen träumend Hand in Hand,
Dem Abendrot entgegen,
Ins wunderbare Sommerland
Auf weichen Wiesenwegen.

Und wo die liebe Blume blüht
In reifen Ährenfeldern,
An roten Stämmen golden glüht
Der Abend in den Wäldern:

Auf unsre Berge komm' heraus!
Wirf ab nun die Beschwerde.
Dir wird zum treuen Vaterhaus
Die Schönheit dieser Erde.

Fritz Alfred Zimmer.

Vermischtes

Zur Einschränkung des Fleischgenusses. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die hohen Viehpreise, besonders der Schweine, schon heute in weiten Schichten der Bevölkerung eine Einschränkung des Fleischkonsums herbeigeführt haben. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß diese Fleischknappheit im Laufe der nächsten Monate nicht gehoben werden, sondern eher noch zunehmen wird. Nun ist es zwar von allen Hygienikern immer wieder betont worden, daß einer Einschränkung des Fleischgenusses nicht im geringsten Bedenken entgegenstehen, wofür ja schon die einfache Tatsache beweisend ist, das unsere Großväter noch nicht die Hälfte der Fleischmengen verzehrt haben als wir. Es läßt sich Fleisch ohne jede Benachteiligung der Gesundheit und Arbeitsfähigkeit in weitem Maße durch pflanzliches Eiweiß (Brot, Hülsenfrüchte) und vor allen Dingen durch Milch und Milchprodukte ersetzen.

Immerhin führt eine starke Beschränkung des Fleischgenusses zu einer Abänderung lieber Gewohnheiten, namentlich der großstädtischen Bevölkerung, und darum zu Mißbehagen. Das Fleisch hat außer seinem Nährwert eben auch eine große Bedeutung als Genußstoff, und ferner wird ihm noch eine besondere Bedeutung als „kräftigendes" Nahrungsmittel zugeschrieben. Aus diesem Grunde sträuben sich besonders die arbeitenden Männer gegen einen allzu weitgehenden Verzicht auf Fleisch. Es ist darum wohl der Mühe wert, nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß man diesem Wunsche bis zu einem gewissen Grade entgegenkommen kann, wenn man die Einschränkung des Fleischverbrauches innerhalb der Familie nicht gleichmäßig vornimmt; besonders kann man den Kindern bis zu etwa 15 Jahren das Fleisch ohne jedes Bedenken fast ganz entziehen und durch Milch, Käse und Brot ersetzen. Namentlich in der Zeit, wo es frisches Obst gibt, sind einfache Mehlspeisen mit Milch und Früchten für die Kinder eine völlig einwandfreie Ernährung für die Mittagsmahlzeit. Ferner kann man reichlich Gemüse und Kartoffeln mit etwas Fleisch kochen, diese Beilage aber in der Hauptsache dem Familienoberhaupt vorbehalten, den Kindern hauptsächlich Gemüse und Kartoffeln geben. Dies kann man besonders dann tun, wenn man ihnen zum ersten Frühstück, anstatt des gänzlich unzweckmäßigen Kaffees, Milch oder Milchbrei gibt und ihnen zum Abendbrot, an Stelle der Wurst, Brot mit weißem Käse oder anderm Käse und mit Obst vorsetzt.

Diese einfache Methode einer gewissen sinnvollen Einteilung des geringeren Fleischkonsums wird in vielen Kreisen dahin führen, daß der Protest des arbeitenden Familienvaters beschwichtigt wird; und damit wird die so dringend notwendige Einschränkung wesentlich erleichtert.

Professor Dr. Carl Oppenheimer.

Hilfe oder Hülfe? Die amtliche Rechtschreibung hat der Schreibweise Hülfe den Garaus gemacht, und doch begegnet man ihr noch immer wieder. Es gibt sogar Behörden und — Lehrer, die aus Unkenntnis oder oft auch aus Trotz noch immer Hülfe schreiben. Der Einheitlichkeit dient das gerade nicht, und darum sei auch hier einmal darauf hingewiesen, daß es nach dem amtlichen Regelbuche nur Hilfe heißen darf; nur in Österreich, Bayern, Sachsen und einigen Kleinstaaten ist die ü-Form daneben noch zulässig. Es muß zugegeben werden, daß sich im mündlichen Verkehr das ü wohl noch lange und an vielen Orten halten, aber geschrieben werden darf es in Preußen nicht mehr. Man kann beobachten, daß ein Geistlicher aus seiner neuen Bibel in einem Texte immer Hilfe liest, aber in der Predigt, wenn er frei spricht, nur und stets Hülfe sagt.

Anstandstafel für Kinder. Jung gewohnt, alt getan! In Papierhandlungen und Buchbindereien kann man jetzt eine auf Karton gedruckte, in Quartformat gehaltene Anstandstafel für Kinder kaufen, welche zum Aufhängen an der Zimmerwand bestimmt ist und 50 Lebensregeln darbietet, z. B. über den Gang, über die Haltung, über Sauberkeit, über Gewohnheiten beim Essen, Nachlässigkeiten in der Kleidung, Verhalten auf der Straße, Verhalten bei Besuchen und noch über viele sonstige Punkte, die alle wichtig sind. Einige daraus: Beim Husten oder Gähnen halte die Hand vor den Mund! Versprich nicht, was du nicht halten kannst! Du sollst immer nur bitten, nicht fordern; dies gilt auch den Angestellten gegenüber! Du darfst einem andern nicht in die Rede fallen! Du sollst nicht prahlen und dich nicht selbst loben! Sei barmherzig, auch gegen hilflose Tiere! — Die Idee, Kindern und Eltern diese Erziehungsregeln im Gedächtnis zu halten, ist vortrefflich. Es wäre nur zu begrüßen, wenn gute Manieren und edle Lebensart sich recht weit im Volke verbreiten würden; denn es fehlt daran oft sehr. Ein pädagogischer Verlag in Reinickendorf-West bei Berlin gibt diese Tafel heraus.

Inhalt des Heftes 45: Die Herrin von Hellerbrunn. Roman von E. von Luckwald. — Bayerische Schneid. Von Arthur Achleitner. — **Beiblatt:** An den Schmerz. Gedicht von Erich Janke. — Von einer kleinen Reise in großer Zeit. Von Johanna Weiskirch. — Lebenswunsch. Gedicht von Karl Berkow. — Der Krüppel. Von Hedwig Forstreuter. — Abendgang. Gedicht von Fritz Alfred Zimmer. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 7. August 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek
1915 Heft 46
Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Die Herrin von Hellerbrunn / Roman von C. von Luckwald

5. Fortsetzung.

Fast eine Woche wurde Esther in Wien festgehalten, und da sie Beate nicht auf ihren Geschäftswegen mitnehmen mochte, vertraute sie die Nichte einer in Wien lebenden Kusine ihres verstorbenen Mannes an.

Gräfin Neukirchen, eine noch lebenslustige, elegante Frau, erklärte sich mit Freuden bereit, das junge Mädchen unter ihre Fittiche zu nehmen.

Der Trauer wegen mußten Theaterbesuche und gesellige Unterhaltungen zwar unterbleiben, aber es gab in der lustigen Kaiserstadt ja soviel Schönes zu sehen, und Beate war unersättlich! Der welterfahrenen Frau machte es Vergnügen, die kleine Kusine umherzuführen, sie mit diesem und jenem bekannt zu machen.

Stundenlang fuhren sie in Tant' Poldis Equipage von Laden zu Laden, um Einkäufe zu machen, oder in den Prater, lauschten dort einer Musikkapelle, kehrten hier in einer eleganten Konditorei ein.

Überall traf die Gräfin Bekannte; Beate wurde vorgestellt und von allen Seiten freundlich aufgenommen. Bald hatte sie erfaßt, daß sie auffiel, wo sie sich zeigte, und daß die Blicke der Männer mit Wohlgefallen auf ihr ruhten.

Gleich einem prickelnden Sektrausch, voll bunter, wechselnder Bilder flogen die Tage dahin.

Doppelt still und eintönig erschien ihr das Leben in Hellerbrunn nach der Rückkehr, unlustiger denn je war sie zum Unterricht, und Esther erkannte, daß es ein Mißgriff gewesen, Beate die lockende Welt zu zeigen. Sie hatte zu viel von dem Zaubertrank gekostet; nun war das Verlangen in ihr erwacht, einen vollen, sättigenden Zug aus dem Becher zu tun.

Doktor Halbmayr beklagte sich immer häufiger über Beatens Unaufmerksamkeit und Unlust zum Lernen, und als sie ihm eines Tages die Bücher vor die Füße warf, war die Geduld des alten, pedantischen Herrn erschöpft. Grollend verließ er das Schloß und teilte Esther schriftlich mit, daß er seine kostbare Zeit nicht länger an eine zwar begabte, aber widerspenstige Schülerin vergeuden könne.

Mit dem Brief in der Hand suchte Esther das junge Mädchen in seinem Zimmer auf. Jedoch die strafenden Worte blieben ihr in der Kehle stecken bei dem Anblick, der sich ihr bot.

Beate stand vor ihrem Ankleidespiegel, das üppige Haar gelöst, und probierte eine von Esthers großen Toiletten an. Das duftige Spitzenkleid über seegrüner Seide bauschte sich um ihre zierliche Gestalt, die noch etwas mageren Schultern und Arme hoben sich blendend weiß aus dem schillernden Gewand. Das sprühende Haar umwogte sie wie ein goldbrauner Mantel.

Als Esther eintrat, versuchte sie eben eine Perlenschnur durch die leuchtenden Strähne zu schlingen.

„Kind, was in aller Welt treibst du da? Was sind das für Possen?"

Aber trotz ihres Unwillens war Esther doch frappiert von der eigenartigen Schönheit des jungen Geschöpfes.

Digitized by Google

Beate umschlang sie lachend:

„Schimpf nit, Tant' Esther; das sind gar keine Possen. Sieh nur, wie gut mir das Grün zu G'sicht steht! Weißt, das G'wandl könntest mir schenken, für dich ist's eh zu jugendlich. Tant' Poldi hat auch g'sagt, i müßt auf meinem ersten Ball unbedingt seegrün tragen, und Perlen oder Wasserrosen im Haar. Dann würd' i ausschaun wie eine Nixe! Da hab' i halt mal probier'n woll'n und dös da in deinem Kleiderkasten g'funden. Nur zu weit is — besonders in der Taille — i bin halt viel schlanker als du. Aber 's steht mir nit übel — gelt?"

„Zieh das Kleid wieder aus, Beate, wie kannst du nur in einem Trauerhaus an dergleichen denken."

„Ach Gott, Tante, der arme Onkel Felix, von dem alle sagen, er sei so fesch und lustig gewesen, der würd' mir deshalb nit gram sein", schmollte Beate.

Nur widerstrebend schlüpfte sie aus dem glänzenden Gewand in ihr einfaches, schwarzes Hauskleid.

„Jetzt schau i wieder wie ein Unglücksrab' aus," klagte sie, „schwarz steht mir gar nit."

Esther zog sie leise seufzend neben sich auf das kleine Sofa und gab ihr Doktor Halbmayrs Brief zu lesen. Aber das junge Mädchen zeigte weder Bestürzung noch Beschämung, sie lachte hellauf und rief:

„Gut, daß er endlich fort is und nit wiederkommt, Tant' Esther! Wie bin i froh, den Nußknacker rausgeekelt zu haben!"

„Ja, Kind, was soll denn aber jetzt werden?"

„Liebst's, best's Tant' Estherl, verschon mich mit derer Gelehrsamkeit, i lern' eh nix. Über kurz oder lang heirat' i ja doch — Tant' Poldi meint's auch. Sie hat versprochen, mich im Winter zu sich nach Wien einzuladen, da will sie mich — lancieren. — Ein Mäderl wie i find't leicht ein' reichen Mann, hat sie g'sagt."

„Das ist so einfach nicht, Beate. In erster Linie möchtest du doch glücklich werden, nicht wahr? Das Geld allein tut's nicht."

„Tant' Poldi war auch ein blutarmes Komteßl und hat doch den reichen Grafen Neukirchen erwischt."

„Die Ehe war aber kreuzunglücklich; das weiß ich. Der Graf war dreißig Jahre älter als seine Frau — —"

„— macht nix, wann's nit anders geht, nehm i auch ein' Alten. Tant' Poldi is bereits seit zehn Jahren Witwe und lebt herrlich und in Freuden. I bin bald siebzehn — da könnt' i beiläufig schon verlobt sein, wie die Mizzi Burdenbach, mit der i zusammen in Sacré coeur war. Die bekam immer Briefe von ihrem Niki — natürlich heimlich — die frommen Schwestern durften nix merken. Gott, war das a Hetz, wenn so ein Brieferl eing'schmuggelt wurde! Die Eltern von der Mizzi wollten's zuerst nit leiden, weil der Niki ein' Haufen Schulden hat, aber jetzt haben's doch zugeben müssen. Die Mizzi hatte g'sagt, sie brennt sonst mit dem Niki durch. Weißt, wie's oft in den Romanen steht, die wir heimlich nachts lasen, wenn Schwester Cölestine schlief."

„Ich dachte, ihr wärt im Kloster so streng gehalten worden", meinte Esther, etwas aus der Fassung gebracht.

Beate wollte sich ausschütten vor Lachen:

„Tant' Esther, du bist naiv! Man merkt, daß du nit im Kloster erzogen bist. Natürlich war's verboten, Romane zu lesen — streng verboten — von Liebe und dergleichen durfte nie gesprochen werden, aber wann eine aus den Ferien zurückkam, bracht' sie halt immer hübsche, interessante Bücher mit, die lasen wir uns gegenseitig im Schlafsaal vor, das war ja grad so lustig. Schwester Cölestine hatt' einen g'segneten Schlaf, die merkte nie nix. Die Bücher waren viel amüsanter als dem Halbmayr seine langweil'gen Geschichtswerke, das darfst mir glauben."

Esther nahm schweigend diese in größter Harmlosigkeit vorgebrachte Eröffnung entgegen. Sie äußerte kein Wort des Tadels, bestand auch nicht auf Wiederaufnahme der Unterrichtsstunden. Zum Lernen zwingen wie ein kleines Kind konnte sie das fast erwachsene Mädchen nicht, aber sie beschloß, die weitere Ausbildung dieses jungen, unreifen Geistes von nun an selbst in die Hand zu nehmen. Sie wollte Beate noch aufmerksamer überwachen, ihr noch mehr Zeit als bisher widmen.

Das Endergebnis der Unterredung bedeutete unzweifelhaft einen Sieg für Beate.

Digitized by Google

den sie in angeborener Schlauheit für die Zukunft weiter ausbeuten würde, darüber war sich Esther klar. Sie fühlte deutlich, daß sie eine Niederlage erlitten und eine unbestimmte Ahnung sagte ihr, daß es nicht die letzte sein werde.

Mit einem leisen Seufzer erhob sie sich, um ihr Arbeitszimmer aufzusuchen. Es war doch schwerer, Mutter und Erzieherin zu sein, als sie gedacht! — — — — — — — —

* * *

Mehr als ein Jahr war vergangen, und noch immer harrte Dornröschen Beate des erlösenden Ritters, der sie aus Schloß Hellerbrunn in die weite, bunte Welt führen sollte, nach der sie sich sehnte.

In Wien war sie manch einem begegnet, dem sie gern die Hand zum Lebensbund gereicht hätte, aber das entscheidende Wort war nie gefallen. Die glänzenden Kavaliere, die bei Gräfin Neukirchen verkehrten, tanzten zwar gern mit dem schönen Mädchen, plauderten und flirteten mit ihm, aber keiner von allen hatte es zur Gattin begehrt.

Beate war eine vielumworbene Tänzerin, ihre Anmut und Grazie wurde ebenso gerühmt wie ihre Unterhaltungsgabe. Ihre schlagfertigen Antworten, ihr sprühender Geist fesselten die Männer, ihre jugendfrische Schönheit forderte den Neid der Frauen heraus.

Sie durfte auf keinem Ball, keiner Reunion fehlen, sie wurde gefeiert, verwöhnt, besprochen.

Prinz Karneval hatte dieser und jener von Beatens Altersgenossinnen am Schluß des Faschings den Verlobungsring an den Finger gesteckt, nur an ihr war er lachend vorübergegangen.

Gräfin Neukirchen, die gerade für diesen Schützling eine besonders gute Partie vorhergesagt, war verstimmt und ließ es nicht an Sticheleien und boshaften, kleinen Bemerkungen fehlen, die Beate verletzten. So war das junge Mädchen schließlich froh, als der Winter, von dem sie sich goldene Berge versprochen, vorüber war und sie wieder in den stillen Frieden Hellerbrunns heimkehren durfte.

Esther fragte nichts; sie umgab die Nichte nur mit noch größerer Liebe, suchte sie näher an sich zu ziehen und bemühte sich, sie den Mißerfolg vergessen zu lassen.

Da das Trauerjahr abgelaufen, gab sie ihr zurückgezogenes Leben auf, erschloß ihr Haus wieder den Bekannten und führte Beate bei ihnen ein. Die schien auch die Wiener Zeit verwunden zu haben, lustig schwamm sie in dem bunten Strom, der Fröhlichsten eine.

So entgegengesetzt Esther und Beate in allen Stücken waren, in einem Punkt hatten sie sich gefunden: in ihrer Vorliebe für den Bergsport. Freilich leiteten sie auch hierin verschiedene Motive. Während bei Esther in erster Linie ihre tiefempfundene Naturbegeisterung zum Ausdruck kam, war es für Beate eine Ablenkung überschäumender Jugendkraft, der Wunsch, sich auszutoben und womöglich die ältere Frau zu überflügeln.

Es hatte einen prickelnden Reiz für sie, als erste einen Gipfel zu erreichen, und vor allen Dingen lag ihr daran, ihre Leistungen beachtet, bewundert zu sehen. Sie brauchte stets Publikum, das ihr Beifall zollte. Deshalb ging sie auch nicht gern allein mit Esther und dem alten Loisl, sondern lieber mit einem der Herren ihres Bekanntenkreises. Dies hielt nicht schwer.

Unter den jungen Offizieren befand sich manch tüchtiger Hochtourist, auch Baron Emmerich schloß sich ihnen bisweilen an. Dann setzte Beate ihr ganzes Können ein und genoß die bewundernden Blicke der Männer wie eine stumme Huldigung.

Aber nicht nur auf den Bergsport beschränkte sie sich, auch auf dem außerhalb der Stadt gelegenen Tennisplatz feierte sie Triumphe. Und diese waren noch schwerer zu erringen, da sich unter den jungen Damen der Lurchstädter Gesellschaft zahlreiche geübte Spielerinnen befanden. Stundenlang trainierte Beate, scheute weder Sonnenbrand noch Anstrengung und ruhte nicht eher, bis sie nach hartem Ringen eine der Besten war.

In diesem Sommer war ihr sogar bei dem großen Turnier der erste Preis — ein geschmackvoller Anhänger in Halbedelsteinen — zuteil geworden, den sie wie eine Siegestrophäe trug.

Digitized by Google

Esther freute sich neidlos ihrer Erfolge; sie selbst beteiligte sich nicht am Spiel, aber sie begleitete Beate öfters und sah zu.

Auch heute saß sie geduldig auf einer Bank und beobachtete das Austragen des Kampfes.

Graf Dlawisch gesellte sich zu ihr, das Rakett in der Hand.

„Eigentlich ein törichtes Vergnügen, Baronin — nicht wahr?"

Esther sah ihn erstaunt an:

„Sie huldigen doch selbst diesem Sport!"

„Aber ohne Begeisterung. Immerhin is das G'hupf nit so anstrengend als das Umhersteig'n auf die Berg'; da führt uns der k. k. Dienst schon zur Genüg' hinauf. Aber sinnlos is die ganze Chose doch! Schaun's nur den dicken Golenz an, gnädigste Kusin' — wie der schwitzt!"

„Ich habe mich auch nie für das Tennisspiel begeistern können," stimmte Esther bei, „mir erscheint dies Herumhüpfen eine nutzlose Kraft- und Zeitvergeudung. Aber das darf man hier nicht laut sagen."

„Und doch seh'n Sie anscheinend mit Interesse zu?"

„Ich komme nur Beate zuliebe, sie ist eine passionierte Spielerin."

„Die weiß eh, warum", meinte Graf Dlawisch.

Ein maliziöses Lächeln umspielte bei diesen Worten seinen schmalen, bartlosen Mund; er klemmte das Monokel ins Auge und fuhr fort:

„Baronin Beate hat Rasse und Grazie, das Hupf'n und Laufen, was bei manch einer unschön wirkt, wie z. B. bei Baronin Gisi, steht ihr halt gut, und das weiß sie. Nix bringt eine ebenmäßige Gestalt so zur Geltung wie's Tennisspiel. Deshalb tun's die jungen Damen doch nur."

„Sie sind ein boshafter Mensch, Rudi", lachte Esther. „Und die Herren, weshalb spielen denn die? Vielleicht auch, um ihre körperlichen Reize zur Schau zu stellen?"

„Kaum; den meisten ist's der Weg, auf dem sie die jungen Damen näher kennen lernen. Der Verkehr hier draußen is so viel harmloser, ungezwungener als im Salon. Man darf sich freier, natürlicher geben. Beim Tennis is schon manch eine Verlobung zustand' kommen. Außerdem — man sieht, was man bekommt: die miederlosen Tenniskleider verbergen nix."

„Sie sind einfach scheußlich, Rudi!"

Esther wollte ein strenges Gesicht aufsetzen, aber Dlawisch küßte ihr lachend die Hand und mischte sich wieder unter die Spielenden.

Beate und Carl Emmerich, die bisher „gefingelt" hatten, traten jetzt auf sie zu.

„Du, Tant' Esther, der Baron erzählt mir eben, er wollt' mit Leutnant von Löhr morgen auf die Herrenspitz; was meinst — könnten wir nit mitgeh'n?"

„Das Wetter haltet — ausnahmsweise," sagte Emmerich, „wenn die Damen sich uns anschließ'n möchten —'s is eine schöne Tour."

„Ich kenne die Herrenspitz, Baron, ich war bereits mehrmals oben."

„Aber i nit," fiel das junge Mädchen lebhaft ein, „bitt' schön, Tant' Esther, i möcht' für mein Leben gern hinauf — geh, sei lieb und sag' ja."

Über Esthers Gesicht flog ein Schatten. Der Weg zur Herrenspitz führte durch den „Rauhen Grund" am „Einödhof" vorüber, und seit ihres Mannes Tod hatte sie die Gegend nie wieder betreten. Daher zögerte sie mit der Antwort, aber Beate ließ nicht nach mit Bitten und Schmeicheln, so daß Esther endlich nachgab, um ihr die Freude nicht zu stören.

„Ich werde meinen alten Loisl mitnehmen," sagte sie, „der genügt für uns beide."

„Wollen Sie mir nicht Baronin Beate anvertrauen, Gnädigste", bat Emmerich. „Ich hab' mehr als einmal Führerdienste versehen, und der Löhr steigt auch nit schlecht. Der mag hinterher geh'n, dann is die Baronin gut versichert; Sie dürfen unbesorgt sein, 's passiert ihr nix."

„Davon bin ich überzeugt; wenn es Ihnen also nicht zu mühsam ist — gern."

Rasch wurde alles Nähere verabredet, dann verabschiedeten sich die Damen. Esther drängte nach Hause, wo mancherlei Arbeit ihrer harrte: Geschäftsbriefe waren noch zu erledigen, und mit dem Inspektor mußte sie das Pensum für den nächsten Tag besprechen, allerlei Anordnungen im Hause treffen — da lagen mehrere Stunden ernster Arbeit vor ihr, ehe sie zur Ruhe kam.

Digitized by Google

Der Aufbruch für die morgende Tour wurde auf fünf Uhr früh festgesetzt, damit sie den Gipfel erreichten, ehe die Sonne zu hoch stand. — — — —

Noch lagen die Schatten der Morgendämmerung über Schloß Hellerbrunn, als Esther und Beate fast gleichzeitig die Halle betraten. Das hastig eingenommene Frühstück war kaum beendet, da erschienen auch bereits die beiden Herren in Bergsteigerausrüstung, gefolgt von Loisl, und mahnten zum Aufbruch.

Ziemlich schweigsam machte man sich auf den Weg, die Stunden mangelnden Schlafes lagen allen ein wenig in den Gliedern. Nur Leutnant von Löhr redete lustig auf Beate ein. Ihm verschlage das frühe Aufstehen nichts, meinte er, dafür sorge der Dienst; da müsse man häufiger als angenehm vor dem ersten Hahnenschrei aus den Federn.

Baron Emmerich hatte sich zu Esther gesellt, den Beschluß bildete Loisl mit dem hochbepackten Rucksack.

Die Luft war von köstlicher Frische, leichte Nebel umzogen die Bergkette, die Wiesen waren grau vom Nachttau, nur vereinzelt ließ sich erwachendes Vogelgezwitscher vernehmen.

Dort drüben lag der Einödhof; der Bauer rüstete sich bereits zur Morgenarbeit und rückte grüßend die Kappe, als er Esther erkannte. Sie nickte ihm im Weitergehen freundlich zu und beschleunigte ihre Schritte. Zur Linken tauchte jetzt das Dach des Jagdhauses im „Rauhen Grund" auf, und Emmerich blickte sie fragend an. Gewöhnlich wurde hier eine kurze Rast gehalten, aber Esther schüttelte heftig ablehnend den Kopf und eilte vorüber.

„Wir wollen uns lieber auf der Lärchenalpe ausruhen, bei der letzten Quelle vor den Schutthalden."

Emmerich verstand sie und bedeutete auch dem voranschreitenden Paar, weiterzugehen.

Schon von ferne tönte den Bergsteigern das Geläut der weidenden Herden entgegen, die auf den steil abfallenden Almen grasten. Einige uralte, sturmzerzauste Lärchenbäume ragten hoch über dem niederen Latschengesträpp auf und beschatteten mit ihren tief herabhängenden Zweigen die steingefaßte Quelle.

Während Loisl den Rucksack auspackte, stürzte sich Beate jubelnd auf die hier massenhaft wuchernden Alpenrosen.

„Aber Kind," rief Esther, „die sind ja Heu geworden bis wir heimkehren."

„Macht nix, Tantl, wir müssen doch als echte Bergler ein Sträußl am Hut haben. Oh — sieh nur, da gibt's auch schon Baunellen, die muß i hab'n."

Sie warf die Alpenrosen achtlos fort und begann die süß duftenden Alpenblumen zu sammeln und in kleine Sträußchen zu binden. Jeder erhielt eins, sogar der alte Loisl mußte es sich gefallen lassen, daß sein verwitterter, alter Filz mit den würzigen Blüten geschmückt wurde.

Die Sonne stieg langsam höher, goß ihr Licht über die taufeuchte Alm und ließ die Zacken und Schroffen der wild zerrissenen Herrenspitz wie eitel Silber erglänzen.

Nach kurzer Rast verwahrte Loisl die Reste des Proviants wieder im Rucksack, setzte eine frische Pfeife in Brand und zog bedächtig seine ungeheure Nickeluhr hervor.

„'s wär Zeit zum Weitergeh'n, Frau Baronin, d' Sonn' meint's damisch gut heut' — 's wird an heiß'n Tag geb'n."

Esther nickte. Sie wußte aus Erfahrung, wie glühend die Strahlen auf den Felswänden brennen konnten, daß man glaubte, erhitztes Metall zu berühren.

Der anstrengendste Teil des Weges begann jetzt: der Aufstieg über die Schuttfelder.

Nur langsam ging es vorwärts, drei Schritte aufwärts — zwei zurück, wie bei einer Springprozession. Emmerich haßte dies mühsame, langweilige Vorwärtskommen, er schimpfte laut:

„Verflixte Hatscherei! 's ist zu fad."

Niemand antwortete, jeder hatte genug mit sich selbst zu tun. Selbst Beatens Plaudermund war verstummt. Mit glühenden Wangen und fliegenden Pulsen klomm sie aufwärts. Stromweise rann den Bergsteigern der Schweiß von der Stirn, die Brust keuchte, die Zunge klebte am Gaumen. Glühend brannte die Sonne auf ihre unbeschützten Gesichter.

Endlich lagen die Schuttfelder hinter ihnen, der Einstieg in die Felsen begann und ließ Hitze und Mühsal des Weges vergessen.

Digitized by Google

In einer Felsennische wurde haltgemacht, ein Becher kalten Tees getrunken, die Nagelstiefel mit den Kletterschuhen vertauscht. Emmerich trat neben Beate und legte ihr das Seil an. Nachdem er die Haltbarkeit des kunstgerecht geschürzten Knotens nochmals geprüft, den Rest sich selbst um Brust und Schultern geschlungen, nahm er das Seil kurz und sagte:

„Wir geh'n also als erste Partie, wie's ausg'macht is. Löhr, du bleibst dicht hinter uns und gibst ein bißl Obacht, daß nix g'schieht."

„Sie tun grad, als stieg i's erstemal zu Berg", entrüstete sich Beate, aber Emmerich erwiderte ruhig:

„Die Herrenspitz is kein Spaziergang, und i hab' die Verantwortung für Sie, Baronin Beate. Heut' müssen's schon parieren, wenn's Ihnen auch nit gefallt. Und nun passen's hübsch auf: immer erst nachkommen, wann i's sag', und beim Klettern stets nur einen Stützpunkt freigeb'n: eine Hand oder ein Haxl, nit alles auf amol auslass'n."

Das junge Mädchen lachte, gelobte aber doch Gehorsam. Sie befand sich in rosigster Stimmung, die heutige Tour war ganz nach ihrem Geschmack. Zwei Kavaliere zu ihren Diensten, zwei Paare bewundernder Männeraugen, die ihr folgen würden.

Cari Emmerich zählte zwar als Courmacher nicht mit, seine kühlen, blauen Augen blickten eher kritisch — aber dafür verstand sich der Leutnant desto besser auf Frauenschönheit. Dem wollte sie heute gründlich den Kopf verdrehen!

Mit einem kleinen, leichtsinnigen Lachen schickte sie sich an, ihrem Führer zu folgen. Leutnant von Löhr ging knapp hinter ihr, und Beate wußte, daß er sie jetzt mit den Blicken verschlang.

Ihre zierliche, fast knabenhaft schlanke Gestalt kam in den kurzen Kniehosen und der losen Flanellbluse besonders vorteilhaft zur Geltung. Der spitze Geißbubenhut saß keck auf dem krausen, rostroten Haar, und bei jeder Rückwärtswendung des Kopfes begegnete sie den aufleuchtenden Augen des jungen Offiziers. Dann flog jedesmal ein übermütiges Lächeln über ihr Gesicht, sie reckte und dehnte die Glieder, lehnte sich auch bisweilen ausruhend leicht gegen seine Schulter, nahm häufiger als nötig seine Hilfe in Anspruch.

Um Esther, die, von Loisl geführt, ruhig ihren Weg fortsetzte, kümmerte sich niemand. Nun gebot Emmerich Halt. Der Einstieg in den nicht unschwierigen Kamin begann.

„Bitte hier stehenzubleiben, Baronin, bis i das Zeichen geb'."

Gewandt kletterte er in den Felsen hinauf, bis er einen festen Stützpunkt gefunden und das Seil versichert hatte. Dann ertönte sein kurzes Kommando: „Los!"

Nun kam die Reihe an Beate. Geschmeidig wie eine junge Katze schlängelte sie sich in dem engen Kamin aufwärts, jeden Vorsprung, jeden Griff geschickt benutzend. Sie wußte, daß aller Augen ihr jetzt folgten, und das spornte sie zu äußerster Kraftentfaltung an. Nach wenigen Minuten hatte sie Emmerich erreicht und blieb aufatmend neben ihm stehen.

„Großartig!" rief ihr der Leutnant von unten zu, aber Loisl brummte:

„Viel z' jach is 's Baroneßl — akrat wie unser Baron selig. Allso hupft man nit an Kamin aufer."

„Lassen Sie nur, Alter," begütigte Esther, „junges Blut will austoben. Passieren kann ihr nichts, der Baron paßt gut auf."

Leise vor sich hinbrummend, griff der Graubart die Felsen an, ruhig, bedächtig, nach gutem Berglergebrauch. Dann ließ er Esther am Seil nachkommen, sorgsam jeden ihrer Schritte überwachend.

Als die beiden nach geraumer Zeit am Ausgang des Kamins auftauchten, rief Beate:

„Gott — geht das langsam bei dir, Tant' Esther! I war in der halben Zeit oben. Und außer Atem bist auch — wird dir's Klettern schon sauer?"

Esther überhörte absichtlich die spottenden Worte. Sie gab Beate keine Antwort, sondern wandte sich an Emmerich.

„Bitte geben Sie nachher am Kriechband gut acht auf meine Nichte, Baron; das erstemal pflegt gerade diese Stelle Schwierigkeiten zu machen."

„Ohne Sorg', Gnädigste; i halt sie fest am Seil, und Löhr geht ja hinter ihr. Mit zwei

Digitized by Google

Führern ist's wahrhaftig kein Kunststück, da schafft's ein jedes."

„Oh — i käm schon mit einem aus, oder gar allein," prahlte Beate, „was Tant' Esther kann, denk' i längst zu können."

Einige leichte Traversen wurden rasch bewältigt, dann betraten die Bergsteiger den Schuttfleck, von dem aus das gefürchtete Kriechband zu den Gipfelwänden emporführte. Trotz ihrer Sicherheit war dem jungen Mädchen doch etwas beklommen zumute.

Auf Händen und Füßen kriechend war ihr Führer plötzlich hinter einem stark überhängenden Block verschwunden, sie stand allein auf dem schmalen Band. Seinem Beispiel folgend, duckte sie sich zu Boden, preßte den Körper fest gegen die Felswand zur Rechten, das Band wurde immer schmaler, ihr schien, als schwebe sie halb über dem Abgrund. Das Seil war zwar gespannt, sie vernahm auch Emmerichs Stimme, der ihr kurze Anweisungen erteilte, dennoch zögerte sie, weiterzukriechen.

Schaudernd blickte sie in die schwindelnden Abstürze zu ihrer Linken, ein heißes Angstgefühl überschlich sie plötzlich. Ein wildes Gewirr von Zacken, Spitzen, Türmen ragte zu ihr auf, Riesenfäuste schienen nach ihr zu greifen, bereit, sie in den Abgrund zu reißen.

Emmerich rief ihr spottend zu:

„Nun, Baronin — wollen's nit nachkommen? Sie glaubten's doch zur Not allein zu schaffen, oder bewundern Sie die schöne Aussicht? Die können wir von oben kommoder betrachten."

Da gab sie sich einen Ruck, nahm ihren ganzen Mut zusammen und kroch vollends über das schmale, gefährliche Band.

Tief aufatmend stand sie nach Verlauf einiger Minuten neben Emmerich, unterhalb der kühn aufgebauten Gipfelwand.

„Hier woll'n wir auf die andere Partie warten", sagte der Baron. „Das war beiläufig die kitzligste Stell' der ganzen Tour."

Beate lehnte sich gegen den Fels, bemüht, das leichte Zittern der Glieder zu beherrschen. Sie war noch immer etwas blaß, aber sie lächelte bereits wieder, als Leutnant von Löhr zu ihr trat und ihr wortreich seine Bewunderung aussprach.

Jetzt erschien auch Loisls bärtiges Gesicht, die unvermeidliche Pfeife im linken Mundwinkel. Leise vor sich hinfluchend, wie stets bei schwierigen Stellen, straffte er das Seil und ließ Esther nachkommen. Ohne rechts oder links zu blicken, überwand sie langsam und sicher das böse Band.

Emmerich hatte sie beobachtet und nickte ihr beifällig zu:

„Famos, Baronin! 's ist wahrhaftig eine Freud', Sie steig'n zu seh'n."

Beate verzog schmollend den roten Mund; eine Anerkennung, die nicht ihrer eigenen Person galt, verdroß sie stets.

„Aber i war doch viel schneller drüben. I bin halt schlanker und fixer."

„Du bist ja auch viel jünger als ich, Kleine", parierte Esther den Angriff. „Nur tut's die Jugend allein auch nicht, Übung und Ruhe sind Hauptbedingung, das sieht man an meinem alten Loisl, der nimmt's noch mit uns allen auf."

Die letzte Gipfelwand, deren festes Gestein gute Griffe und Tritte bot, bereitete keine weiteren Schwierigkeiten, die stolze Herrenspitz war bezwungen, sie standen auf einsamer Bergeshöhe und ließen die Blicke hinausschweifen über das Tiroler Land, im Kranz seiner Bergriesen.

Im hellen Sonnenlicht gleißte und strahlte die Welt aus Eis und Schnee in blendender Weiße, silbrig schimmerten die zerrissenen Leiber der Felskolosse, zur Hälfte vom grünen Mantel der Almen und Wälder eingehüllt. Tief, tief unten im Tal ruhten Dörfer, Gehöfte, blumige Wiesen, lag Lurchstadt mit seinen uralten Türmen, seinen Gärten und Schlössern, klein wie Kinderspielzeug, zierlich aufgebaut. Die Lurch schlang ihr blitzendes Wasserband um Stadt und Auen, von Brücken aus Holz und Stein überwölbt.

Nichts regte sich weit und breit, in tiefem Mittagsschweigen träumte die Welt der großen Höhen.

Ein wenig von den anderen abgesondert stand Esther, die Hände um den Pickel gefaltet, und genoß mit wachen Sinnen das ernste und doch so liebliche Bild. Wie immer, wenn sie auf dem mühsam erkämpften Gipfel stand, versagten ihr auch jetzt die Worte.

Digitized by Google

Hier oben wollte sie einsam sein, die Menschennähe vergessen, sich eins fühlen mit der großen, ewigen Natur.

Sie schrak zusammen, als Emmerich neben sie trat und zum blauen Himmel aufweisend sagte:

„Nichts mehr über uns."

Sie reichte ihm die Hand, nach gutem, altem Berglerbrauch, und nickte ihm herzlich zu.

„Wie schön, wie reich ist doch unser Tiroler Land! Ich glaube, es gibt nicht Schöneres unter der Sonne. So oft ich auch schon auf einem dieser Gipfel stand, ich empfinde ihre Größe, ihre Erhabenheit immer wieder aufs neue wie eine Offenbarung, wie etwas nie Geschautes."

„Mir geht's nit anders, Baronin, wir versteh'n halt zu sehen — aber das können nit alle. Die beide da drüben wissen nix davon."

Er deutete auf Beate und Löhr, die sich zu Füßen des Steinmannes niedergelassen hatten, und lachte sein knarrendes, kurzes Lachen.

Esther folgte seinem Blick und betrachtete erstaunt das junge Mädchen, das eifrig bemüht war, die zerzauste Frisur zu ordnen. Der Geißbubenhut lag neben ihr, vor ihr kniete der Leutnant und hielt ihr einen kleinen Spiegel vor die Augen. Beate fuhr emsig mit dem Taschenkamm über das wirre Haar, steckte hier eine Nadel fester, glättete dort eine widerspenstige Strähne. Dann entnahm sie ihrer Jackentasche ein winziges Puderbüchschen, betupfte wiederholt das erhitzte Gesicht mit der Quaste und knüpfte die Krawatte von neuem, die sich verschoben hatte.

Eine Weile sah ihr Esther schweigend zu, endlich brach sie in ein fröhliches Gelächter aus:

„Oh — du kleine Eitelkeit! Putzt du dich für die Herrenspitz so schön heraus? Sieh dir lieber dies herrliche Landschaftsbild an, Du warst doch noch nie hier oben. Komm, steck' deinen Toilettenkram jetzt ein, du bist schön genug, ich will dir die Berge nennen. Die Schneekette dort drüben — — —"

„Gleich, gleich, Tantl. Erst muß ich wieder in menschenwürdiger Verfassung sein, dann kann dein Vortrag beginnen. Sehn's nur, Herr von Löhr, was für abscheuliche rote Fleckerln i überall im G'sicht hab', i bin wahrhaftig ganz entstellt!"

Der junge Offizier beteuerte lebhaft das Gegenteil, aber Emmerich meinte mit gut gespielter Teilnahme:

„Sie arm's Hascherl, Sie! Das sein Sonnenfleckerln, die geh'n nimmer fort. In ein paar Täg sein's braun getigert, das kenn i, das bleibt bis zum Winter."

„Gehn's," rief Beate erschrocken, „Tant' Esther, is das wirklich wahr?"

„Beruhige dich, Kindchen, ein bißchen Sonnenbrand, weiter nichts, der Baron macht nur Spaß. Aber jetzt wollen wir fröhliche Gipfelrast halten, die haben wir uns redlich verdient, und Loisl hat uns schon den Tisch gedeckt, wie ich sehe."

In heiterster Stimmung wurden die Reste des Proviants verzehrt, nur Beate schmollte noch ein wenig mit Emmerich.

Aber als er den Zinnbecher mit kaltem Tee hob und ihr zutrank, tat sie ihm doch lachend Bescheid und sagte:

„Sie sind ein Schlimmer, Baron Cari, ein ganz Gehauter sein's — mi so zu frozeln."

Damit war der Friede wiederhergestellt, und als es an den Abstieg ging, war auch die letzte Unmutswolke von ihrer Stirn verschwunden.

Die Sonne stand bereits ziemlich tief, die Schatten wurden lang, als die Bergsteiger wieder in Schloß Hellerbrunn eintrafen. Trotz der Müdigkeit blickten alle befriedigt auf den verlebten Tag zurück, der jedem gehalten, was er sich davon versprochen.

Die Herren lehnten jedoch die Aufforderung der Hausfrau ab, noch einen Abendimbiß zu nehmen. Baron Emmerich schützte eine Verabredung mit Freunden vor, den Leutnant rief der Dienst am nächsten Morgen frühzeitig heraus, er wollte sich bald niederlegen und tüchtig ausschlafen, wie er sagte.

So blieben die beiden Damen allein, was Esther im Grunde nicht unlieb war, denn ein Blick auf den Schreibtisch sagte ihr, daß im Laufe des Tages eine umfangreiche Korrespondenz eingelaufen war. Die konnte sie nun in Ruhe durchsehen, das Nötigste sogleich erledigen. Ein Brief mit dem Poststempel München lag zu oberst, er trug die Handschrift ihres Schwagers. Etwas zögernd schnitt sie den Umschlag auf. Briefliche Ergüsse Rüdigers pflegten meist

Digitized by Google

einen metallischen Beigeschmack zu haben — gewiß war er wieder in Geldnöten und wollte unter irgendeinem Vorwand ihre Hilfe in Anspruch nehmen, wie so oft schon. Rüdiger schrieb:

„Verehrte Schwägerin!

Geraume Zeit ist verstrichen, seitdem ich Dein gastliches Haus verließ. Du wirst es mir daher gewiß nachfühlen, daß ich den Wunsch hege, Beate einmal wiederzusehen; ich sehne mich danach, mein geliebtes Kind in die Arme zu schließen."

Bei diesem Passus überflog ein spöttisches Lächeln das Antlitz der Lesenden; sie wußte zu gut, wie hoch Rüdigers Vatergefühle einzuschätzen waren.

„Wenn ich Dich also nicht störe, überfalle ich Euch am Dienstag nächster Woche für einige Tage. Bitte Antwort an obige Adresse. Wenn Du gütigst gestattest, führe ich Dir noch einen zweiten Gast zu, einen ehemaligen Regimentskameraden des armen Felix — Olaf von Tannhausen, den auch ich die Ehre habe zu meinen näheren Freunden zu zählen. Ich bin hier sein Gast; ein freundlicher Zufall brachte uns in München zusammen. Wir frischten alte Erinnerungen auf, Olaf führte mich in sein Haus ein und ließ mich nicht wieder fort."

Esther ließ den Brief sinken und blickte nachdenklich vor sich hin. Olaf von Tannhausen — den Namen hatte Felix früher wohl gelegentlich erwähnt, aber sie grübelte vergeblich, in welchem Zusammenhang. Des Schwagers Brief würde sie vielleicht aufklären, ihrem Gedächtnis nachhelfen. Sie vertiefte sich von neuem in die krißlige, schwer zu entziffernde Handschrift.

„Ich muß etwas weiter ausholen, liebe Esther, um Dir klarzumachen, weshalb Olaf mich bat, sich mir anschließen zu dürfen. Er stand, wie gesagt, früher bei den Savoy-Dragonern, zusammen mit Felix in Rawaruska, ist aber vor zehn Jahren bereits in Pension gegangen. Schon als junger Offizier tat er sich als vorzüglicher Karikaturenzeichner hervor; auf Zureden Sachverständiger zog er den bunten Rock aus, besuchte mehrere Kunstschulen, und lebt jetzt als angesehener Maler in München. Voraussichtlich steht ihm noch eine ruhmreiche künstlerische Zukunft bevor. Seine Bilder — er bevorzugt das Porträtfach — fangen an, von sich reden zu machen. Neulich zeigte ich ihm nun ein Bild Beatens, von welchem er ganz begeistert war. Impulsiv, wie es seine Art ist, äußerte er sogleich den Wunsch, meine Tochter malen zu dürfen. Da ich sie nicht gern hierherkommen lassen möchte (sie ist bei Dir und in Hellerbrunn besser aufgehoben), schlug ich ihm vor, mich zu begleiten, Deine gütige Erlaubnis vorausgesetzt. Ich bitte — womöglich per Draht — um Deine Antwort. Du wirst es nicht bereuen, sollte sie zustimmend ausfallen, denn Du wirst in Olaf Tannhausen einen klugen, liebenswürdigen, interessanten Menschen kennen lernen, der Dir gewiß gefallen wird. Meiner geliebten Beate innige Grüße. Dir küßt verehrungsvoll die Hand

Dein ergebener Schwager Rüdiger."

Nachdem Esther den Brief bis zum Schluß entziffert hatte, erhob sie sich und ging unruhig im Zimmer auf und nieder. Ihr erster Gedanke war, eine höflich ablehnende Antwort zu senden. Der Besuch des Fremden paßte ihr nicht, auch liebte sie es nicht, wenn über ihren Kopf fort Bestimmungen getroffen wurden.

Wer konnte wissen, wes Geistes Kind dieser Maler war! — Gegen Rüdigers Freunde war sie von vornherein eingenommen, vielleicht war er ein verbummeltes Genie, sie hatte ihn als Künstler nie nennen hören.

Schon griff sie nach einem Blatt, um die Antwort zu schreiben, dann hielt sie plötzlich inne. Dieser Tannhausen war doch ein Kamerad von Felix — ob Bubi, der Gastfreundschaft stets hoch gehalten, mit einer Ablehnung einverstanden gewesen wäre? Vielleicht hatte er ihn wirklich gern gehabt — durfte sie ihm da die Tür verschließen, wenn er um Einlaß bat?

Nach kurzem Zögern griff sie zur Feder und warf rasch entschlossen die Worte aufs Papier:

„Herzlich willkommen. Erwarte Dich und deinen Freund Dienstag. Gruß, Esther."

Sie läutete dem Diener, übergab ihm das Depeschenformular zur Besorgung und suchte dann Beate auf, um ihr die bevorstehende Ankunft des Vaters mitzuteilen. — — — — —

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Bayerische Schneid! Von Arthur Achleitner

3. Fortsetzung.

Die Truppen kamen zum Schlachtfeld, über dem ein farbenprächtiger Regenbogen wundersam leuchtend stand. Mit Dämmerungsbeginn wurde der Kampfboden durchquert. Graurot versank die Sonne hinter dunklen Wolken, glühende Lohe stieg aus zusammengeschossenen Gehöften, Rauchschwaden zogen wie schwarze Wolken über die Felder. Und deutsche Artillerie warf glühende Eisenballen flüchtenden Franzosen nach.

Durch die Finsternis klangen Befehle, die die Umkehr anordneten, der Marsch zurück an den Platz, wo die Truppen unterstützungsbereit am Abend gestanden waren. Still wurde abermals das Schlachtfeld überschritten, wo Sanitätssoldaten nach stöhnenden Verwundeten suchten.

Im Feuer waren die Lochhamer noch nicht gewesen, aber eine Ahnung vom Krieg hatte ihnen der zweimalige Marsch über das Schlachtfeld gebracht. Die seelische Ergriffenheit machte sich geltend, als nach kurzer Atzung aus der Feldküche das Freilager im Walde nächst Mittersheim bezogen wurde. Doch bald sank die in Mäntel gehüllte, von den Vorposten bewachte Schar in erquickenden Schlaf, den freilich die Nachtkühle störte.

Im Zwielicht der Morgendämmerung bezog Reservist Gatterer einen Vorposten gegen das Feld zu, noch etwas duselig, nicht völlig munter, doch willig und pflichttreu, bestrebt, sich den Schlaf aus den Augen zu reiben, die Müdigkeit abzuschütteln.

Im Stehen und Gucken merkte Gatterer alsbald, daß von keiner Seite irgendeine Gefahr drohte, Franzosen nicht zu sehen waren. Das Gefühl der Sicherheit vor dem Feinde wirkte in einem gewissen Grade einschläfernd. Gegen das „Dösen" wehrte sich Dionys Gatterer, er war sich der Pflicht wie der Verantwortung bewußt, aber völlig mit gespanntester Aufmerksamkeit war er doch nicht bei der Sache, es flogen zuweilen die Gedanken heim zur Stasi, und da das Sinnieren vom Alysi diesmal nicht gestört, der Bub nicht lästig wurde, hing Gatterer den wohligen Gedanken reglementswidrig nach und „döste" nun doch.

In einem Busche in der Nähe raschelte es, das leise Geräusch drang zum Ohr des „tunkenden" Wachtpostens; Gatterer richtete sich rasch auf und mehr mechanisch denn vollbewußt, rief er: „Halt! Wer da?"

Hinter ihm spottete Sepp, der „Sappi", mit den Worten: „O Abraham, es ist umsunst!"

Erschreckt im ersten Moment drehte sich Gatterer um und beim Anblick des spottsüchtigen Ulkbruders entfuhr ein kernbayerischer Fluch den bebuschten Lippen. Mit der Faust wollte Gatterer dem Sepp die ärgerliche Überraschung vergelten.

Der rasch gesprochene Hinweis, daß Gatterer auf Vorposten in Schlafsucht einen deutschen Feldhasen angerufen, sich also umsonst bemüht habe, machte Null lammfromm und bewirkte eine Aussöhnung nebst der Bitte, die Verwechslung eines Haserls mit einem Franzosen vor den Lochhamern zu vertuschen. Hoch und heilig gelobte Gatterer, die „Diskretion" Sepps mit so vielen Litern Bier, als Sepp „auf einen Sitz" schlucken könne, belohnen zu wollen. Auf Handschlag wurde der Pakt geschlossen. Und dann wünschte Gatterer zu erfahren, warum Sepp den Vorposten aufgesucht habe.

„Weil's mich so sakrisch g'froren hat in die Haxen!" lachte der Jäger und huschte zurück zum Lager.

Null guckte verdutzt und murmelte: „Sein tuet's a Öllend mit die Jaagersleut', die auftauchen immer dort, wo sie net erwartet werden! Und sehen tan sie, was sie nie net sehen sollen!"

Nun war Gatterer völlig munter und ganz bei der Dienstsache; aber zu beobachten gab es weiter nichts als das vom Morgenlicht überstrahlte Schlachtfeld.

Um fünf Uhr wurde Null abgelöst. Eine Ruhepause folgte, die der „Beigeordnete" zur unauffälligen Beobachtung des „Sappi" benutzte, dem er bezüglich Wahrung der „Diskretion" mißtraute und den er nach Möglichkeit im Auge behalten wollte. Dieses Mißtrauen, die Scheu vor Verrat der Hasengeschichte war Ursache, daß Gatterer um die Erlaubnis bat, sich der Patrouille anschließen zu dürfen, zu

Digitized by Google

der Sepp und Stuib befohlen waren und die Sergeant Streck gegen den Feind zu führen hatte.

Auf diesem Erkundungsmarsch vergaß Null sehr rasch seine private Angelegenheit, das große, gemeinsame Interesse wurde wach und erfüllte die Soldatenseele, als festgestellt werden konnte, daß südlich vom sogenannten Mühlwald im Dorfe Bisping Zuaven stehen. Einen Turko oder Zuaven als Kriegsbeute heimzubringen, hatte Null seinen Buben beim Abschied versprochen. Auf etliche Stunden Entfernung standen derlei Afrikaner, diese Tatsache befeuerte die Kampfeslust.

Einen ganzen Tag mußte im Stillager, festgebannt an den Lagerplatz im Walde, gewartet werden, und auch noch mehr als die Hälfte der kühlen Nacht. Um zwei Uhr früh aber wurde alarmiert. Ein Halbstündchen später befand sich die Truppe unterwegs, und nach dreistündigem Marsch stand sie in der Nähe des Saar-Kohlenkanals, wo heftig gefeuert wurde. Das Regiment mußte sofort eingreifen, die Kompagnie Aumers zwei Züge ins Gefecht senden; der Zug mit den Lochhamern dagegen hatte die Reserve zu bilden. Wie Rohrspatzen schimpften die Lochhamer über kränkende Zurücksetzung, maulten über Bevorzugung der anderen, die ins Feuer kommen durften und, wie zu sehen war, auf etwa dreihundert Meter an den Feind rückten, ohne nennenswerte Verluste erlitten zu haben.

Vor Kampfbegierde bebten die Lochhamer. Und Gatterer rief zappelnd: „Warum müssen denn grad m i r (wir) herwarten? Warum? ..." Null schluckte die weiteren Worte hinab und horchte auf den Befehl, der auf sofortige Herstellung der Verbindung mit der zweiten Kompagnie lautete. Diesen Auftrag sollte Sergeant Streck mit zwei Mann ausführen. Blitzschnell standen Gatterer und Sepp Holzer vor dem Sergeanten und ihre Augen baten flehentlich. Streck verstand diese stumme Sprache und nahm die beiden Reservisten mit. Ein Rennen zum Wald, wo die Kugeln pfiffen und knatterten, klatschend in die Baumstämme schlugen.

Ein Kügelchen sauste an Gatterers Ohr vorbei, ein Zucken, für einen winzigen Moment das Gefühl, als setze die Herztätigkeit aus; mit einem Kraftwort aber sprang Null dem Sergeanten und dem Sepp nach und hinein in den kampfbelebten Wald. Immer vorwärts und tiefer hinein.

Die gesuchte Kompagnie war nicht zu finden. Also irregelaufen die Patrouille, es mußte die Kompagnie in entgegengesetzter Richtung vorgegangen sein. Gatterer und Sepp erhielten Befehl, auf dem Waldweg zu warten. Der Sergeant wollte die Leute schonen, die durch den Wald ziehende, vom feindlichen Feuer heftig bestrichene Straße allein überqueren und drüben die zweite Kompagnie suchen. Kaum war der Sergeant weggesprungen, rannten Gatterer und Sepp bis zur Straße nach, um Hilfe leisten zu können, falls der opfermutige Sergeant fallen sollte. Ein Blick hinunter zur Straße, die mit Feuer überschüttet wurde: ein Kavallerist lag tot an ihrem Rande, erschossen auch das Pferd.

Der Sergeant sprang mit mächtigen Sätzen durch den Kugelregen über die Straße und verschwand im anderen Teil des Waldes.

Mit offenem Munde und weit geöffneten Augen guckte Gatterer.

„Deckung!" schrie Sepp.

Hinter dicken Stämmen warteten beide Reservisten auf die Rückkehr ihres Sergeanten. „Alsdann so ist's im Feuer! Wenn's net irger kimbt, kann ich's leicht derleiden!" meinte Gatterer, der das erste Unbehagen bereits überwunden hatte.

Sepp lachte nur. Von jedem bänglichen Gefühl war er verschont geblieben. „Schlechte Schützen! Und wenn's mich derwischt, ist net viel hin!" Eine verirrte Kugel schlug schwach an seinen Helm und fiel kraftlos zu Boden. Der unverbesserliche Ulkbruder verspottete jetzt den unbekannten Kugelspender: „O Abraham, es ist umsunst!"

„Halt's Maul!" gröhlte Gatterer, der die Spottworte auf sich bezog.

Wie ein Hirsch vor den Hunden sauste der Sergeant wieder über die wahnsinnig beschossene Straße und an seiner Patrouille vorüber, die ihm sofort nachrannte, ihn aber nicht einholen konnte und erst auf seiner Rückkehr erwischte.

Noch einmal wiederholte sich das Suchen im Walde, bis die zweite Kompagnie gefunden

Digitized by Google

wurde, zu der dann etliche Züge der Kompagnie Aumer zu stoßen hatten.

Die Lochhamer rückten näher an den Kohlenkanal, wo die Franzosen eine uneinnehmbare Stellung innehatten, die zudem gute Deckung gewährte. Aus einer Entfernung von nur fünfzig Metern kam von unsichtbaren Schützen heftiges Feuer, das den Bayern schwere Verluste brachte, wirksam aber nicht erwidert werden konnte. Nach dem Gefechtsplan hätten die Bayern die Kanalbrücke nehmen sollen, doch war ohne fürchterliche Verluste gar nicht hinzukommen, die Brücke auch noch mit Maschinengewehren besetzt, die fleißig feuerten.

Eben der geringen Distanz wegen konnte bayerischerseits Artillerie nicht verwendet, überhaupt nicht aufgestellt werden. Eingreifen mußte sie jedoch, der machtlosen Infanterie helfen.

Ehe noch die Lochhamer zur Unterstützung die „Bümser" (Artilleristen) herbeisehnten, hatte die an alles denkende, umsichtige Führung bereits für Heranziehung von Artillerie gesorgt. Nur war noch die Frage zu lösen, wie die Geschütze in Stellung gebracht werden könnten. Und auch hierfür wußte die Führung Rat und Mittel.

Unter Leitung Brandhubers mußten zwanzig Mann Lochhamer durch den höher gelegenen Wald eine Gasse hauen, durch welche die Geschütze an eine Stelle gebracht wurden, die wirksame Bestreichung der Kanalbrücke wie der uneinnehmbaren Stellung der französischen Infanterie gewährleistete. Für rasend schnelle Arbeit der Abholzung sorgte das feindliche Feuer, wohl aber auch Übung, da viele der Lochhamer von Beruf Holzknechte waren. Die prächtigen Gebirgler halfen dann auch noch tüchtig mit, die Geschütze die Höhe hinaufzuziehen. Und Freude mit Stolz gepaart herrschte, als der Artillerieoffizier bat, es wolle das Lochhamer Häuflein als Geschützbedeckung verbleiben.

Leutnant Brandhuber übertrug das Kommando über das Bedeckungshäuflein dem vielverwendbaren Sergeanten Streck und eilte dann hinunter zur Truppe, die durch lebhaftes Feuer dem Feind das Vorrücken verleidete.

Neugierig betrachteten die zwanzig Lochhamer, unter denen sich Gatterer, Sepp und Stuib befanden, die Geschütze, die nun eine kräftige Sprache führen sollten. „Wenn die Bümser die Kügerlspeiber*) gut treffen, spendier ich ein Fassl Sauerkraut und fünfzig Zenterling G'selchts!" rief der Gatterer.

Eine Lachsalve folgte diesen Worten, die niemand ernst nahm, da die versprochene Spende auf feindlichem Boden nicht betätigt werden konnte.

Bald sprachen die Geschütze so laut, daß den Lochhamern das Hören verging. Schuß auf Schuß gut gezielt. In den Schützengräben jenseits des Kanals wurde es mit einem Male auffallend still; auch das „Tak-Tak-Tak" der französischen Maschinengewehre verstummte.

Diese Tatsache beobachtete Gatterer und leistete sich eine drastische Äußerung, die der höchlich belustigte Artillerie-Offizier lachend lateinisch rezitierte: „It ei posterior cum glacie fundamentali!"

Den Geschützen mußten die wackeren Lochhamer alsbald Munition zutragen, was so eifrig getan wurde, daß die Gebirgler des sie umbrausenden Kampflärmes und Schrapnellfeuers nicht achteten und sehr erstaunt, waren, als plötzlich von rechts Hurrarufe ertönten, Teile ihres Regiments den Feind in der rechten Flanke gefaßt und aufgerollt hatten. Großer Jubel allseits, an dem nur der Stuib aus Lochham sich nicht beteiligte, obwohl er trotz des Kugelregens beim Munitiontragen völlig heil geblieben war; Stuib hatte einen absonderlichen Toilettedefekt erlitten, der hinterdrein schallende Heiterkeit auslöste: seiner feldgrauen Hose war der — Boden herausgerissen worden. Zum Schreien drollig sah der Stuib mit der zerschossenen Hose aus. Und die spottlustigen Gebirgler witzelten nicht wenig über die „bodenlose Lodenhose".

Geschlagen waren die Franzosen, verhauen auf gut bayerische Art und verjagt, doch erheblich die Verluste. Die Lochhamer-Kompagnie allein hatte sechs Tote und ebensoviel Verwundete, darunter ein Leutnant und der Feldwebel.

*) Kugelnspeier, womit die Maschinengewehre gemeint sind.

Digitized by Google

Von Mund zu Mund flog nach Beendigung des Kampfes die Kunde von einer Heldentat, die während des harten Gefechts der Reservist Vogel, seines Zeichens ein einfacher Mechaniker aus München, zur Rettung vieler, vieler Kameraden vor schmählichem Ersäufungstode vollbracht hatte. Das betreffende Bataillon war durch feindliches Granatfeuer so abgeschlossen worden, daß es weder vorrücken noch zurückgehen konnte. In einem Kessel mußte es stundenlang regungslos liegenbleiben im feindlichen Feuer, dessen Treffer glücklicherweise nur den Kesselrand schädigten. Die schwere Gefahr, daß Granaten mitten in die Mannschaften schlagen könnten, beeinträchtigte im Laufe der Stunden die Nervenkraft, die ein Vizefeldwebel in kühner Weise stärkte, indem er inmitten des heftigsten Feuers aufrecht aus dem Kessel hinausging und den vom Hauptmann F. verlorenen Revolver am Kesselrande suchte und aufhob. Diese Tat, echte Schneid, schuf frischen Mut. Freilich büßte der Tapfere einen Arm ein, den ihm ein Granatsplitter wegriß. Dem Bataillon, das schließlich dem Granatfeuer hatte entweichen können, war eine Art Mausefalle errichtet, indem die listigen Franzosen jene Kanalpartie hatten leerlaufen lassen. Die wasserfreie Kanalstrecke benutzte das Bataillon, um ungesehen und geschützt an den Feind zu kommen. Just diese Benutzung der leergelaufenen Kanalpartie war von den Franzosen erhofft worden. Die Bayern hatten vorsichtigerweise Pioniere mitgenommen, die behufs Ermöglichung des Heraussteigens aus dem vier Meter tiefen, glattwandigen Kanal kleine Holzleitern anbringen sollten. Diese Leiterchen waren rasch hergestellt und wurden an der benötigten Stelle auch in Verwendung genommen. Aber sowie ein Soldat aufstieg und an der Kanalböschung erschien, wurde er abgeschossen.

Während sich nun die Bayern im trockenen Kanal befanden, die Führer überlegten, wie der Ausstieg ohne übergroße Verluste betätigt werden könnte, kam rauschend und gurgelnd das Wasser in den Kanal geschossen. Die Franzosen hatten an einer Schleuse die Tore geöffnet. In kurzer Zeit standen die überraschten Bayern bis zu den Patronentaschen im Kanalwasser. Und immer mehr Wasser kam herangebraust, je weiter französische Pioniere die Schleusentore auseinandertrieben. Vor dem Ersäufungstode stand das bayerische Bataillon; nur noch kurze Zeit, und die listigen Franzmänner konnten triumphieren. Doch sie hatten nicht gerechnet mit dem Opfermut des schlichten Mechanikers Vogel aus München, der die Situation rasch erfaßte und erkannte, daß die Schleusentore sofort geschlossen werden mußten, um jeden Preis, vorausgesetzt, daß der Mechanismus der Schleusentore zu verstehen ist und rasch genug bedient werden kann. Reservist Vogel, Radfahrer beim Bataillonsstab, erbot sich zu dem waghalsigen Unternehmen, den französischen Pionieren die so gefährlich gewordene Arbeit zu stören. Kaum war vom Oberstleutnant die Zustimmung erteilt, sauste Vogel zu Rad auch schon den Weg am Kanal entlang bis zur Schleuse, heftig beschossen von den Franzosen, die seinen Plan wohl ahnten. Glücklich kam Vogel durch das hitzige Gewehrfeuer, doch etwa vierhundert Meter vor der Schleuse schlug hinter ihm eine Granate ein, die sofort explodierte. Ein Splitter riß das Hinterrad weg, warf den Fahrer vom Velo, weitere Splitter verletzten den Oberarm sowie die rechte Hand. Blutend kroch Vogel vorwärts, schob sein Gewehr vor sich hin; immer weiter, so schnell es möglich war. Immer umpfiffen von Kugeln. Und als der Brave die richtige Schußentfernung erreicht zu haben glaubte, zielte er und drückte ab. Von den beiden französischen Pionieren fiel der eine kopfüber in das gurgelnde Kanalwasser, der andere warf gegen Vogel eine Handbombe, die unschädlich ins Wasser fiel, und rannte dann „tapfer" davon. Ein Blick des Fachmanns genügte zur raschen Orientierung über den Schleusenmechanismus. Vogel riß einen der Hebel am Tor heraus und steckte ihn kräftig in ein anderes Loch. Ein banger Moment: langsam schloß sich — wie erhofft — das Schleusentor. Aufatmend wollte sich Vogel erheben, da traf eine der vielen schwirrenden Gewehrkugeln seinen Unterschenkel. Plumps lag Vogel nun auch im Wasser, das bereits stark ablief und infolge der Schleusensperrung keinen neuen Zufluß mehr erhielt. Flink hoben Kameraden den braven Mechaniker heraus und legten ihn an den Kanalrand. Und trotz des Kugelregens

Digitized by Google

kam der Oberstleutnant herbei, um dem Helden zu danken für die wackere Tat, für die opfermutige Rettung der vielen Kameraden vor dem schmählichen Ersäufungstode. Und sofort ernannte der hohe Offizier den schlichten Arbeiter zum Unteroffizier und gelobte die Einreichung zum Eisernen Kreuz. Rasch ging das so glücklich gerettete Bataillon zum Sturm auf die „biederen" Franzmänner über, wütiger denn je, da es galt, Revanche zu üben.

Vogel kroch hinter einen Busch, wo er das Weitere abwarten wollte in Geduld und Schmerzen. Eine wohltätige Ohnmacht umfing den Braven, der von etwa zehn Uhr vormittags bis sieben Uhr früh am anderen Morgen an dieser Stelle lag, wo ein Sanitäter ihn fand, aufhob und unter viel Mühe zum Verbandsplatz trug.

Der Schwerverwundete kam dann ins Lazarett. Für seine echte Heldentat erhielt Vogel das Eiserne Kreuz . . . .

In der Kompagnie Aumer waren es besonders die Lochhamer, die in Erörterung dieser schönen Tat eines schlichten Arbeiters die zu erwartende Belohnung für vollauf berechtigt erklärten und darüber debattierten, ob dieser Held nicht auch einen bayerischen Orden bekommen sollte. Dem Gebirglercharakter entsprechend, beneideten die Lochhamer den Reservisten Vogel wegen der — Gelegenheit zur Betätigung des Heldenmutes. Dieser „Neid" kam drastisch zum Ausdruck in den Worten Stuibs: „Bald oaner hint steht, kann er vorn net trischaken!"

Die Kampflust loderte auf. Und gierig wurden die Lochhamer auf Gelegenheit zum Dreinhauen.

Nach der Rast wurde in südlicher Richtung marschiert und am Dorfe Bisping Stellung genommen. Die Kompagnie Aumer bekam Auftrag, die Häuser nach versteckten Franzosen zu durchsuchen. Rothosen wurden nicht gefunden, dafür geräucherte Würste und Brot, jubelnd begrüßte „Fressalien", die Oberleutnant Aumer durch den Sergeanten für die Kompagnie kaufen und verteilen ließ. Dazu lothringischen Wein von sehr guter Beschaffenheit.

Aumer überzeugte sich auf einem Rundgang davon, daß die Leute in den Bauerhäusern erträglich untergebracht waren, und speziell die Lochhamer fragte er, ob der Wein schmecke. Mann für Mann dankte für die Spende, auch der „bodenlose" Stuib, der aber die Bemerkung nicht unterdrücken konnte, daß ihm eine „ganze" Hose und eine „g'scheite" Maß Bier weitaus lieber wären als eine Badewanne gefüllt mit lothringischem Wein.

Zeuge dieser verärgerten und doch drollig vorgebrachten Äußerung war nebst anderen Lochhamern auch der Gatterer, der diesmal in eigener Person den ihm so lästigen Spruch zum besten gab: „O Abraham, es ist umsunst!"

In das schallende Gelächter stimmte auch Oberleutnant Aumer ein, der dann dem Stuib eine Hose schenkte, auf daß die „bodenlose Lodenhose" fürder kein Ärgernis bilde.

Ein scharfer Befehl schaffte Ruhe und trieb die Lochhamer auseinander. Die „Mohrenhetz" hatte ein Ende. In die Mäntel gehüllt, auf Stroh liegend, schliefen und schnarchten die Reservisten die Nacht hindurch.

Am Morgen gab es einen Marsch bis zur Linie der Vorposten in westlicher Richtung. Der Oberst kam geritten in so strammem Tempo und mit so strahlender Miene, daß Gatterer äußerte: „Das hat's was extriges!"

Eine Freudenbotschaft verkündete der Oberst, den glorreichen Sieg vom 20. August bei den Bayern. Nicht weniger angenehm war die Ankündigung, daß die Truppen hier an der Vorpostenlinie verbleiben müßten. Dieser Aufenthalt sei eine Folge strammer Marschleistungen, da die Truppen bereits gestern den Platz erreicht hatten, auf dem das Oberkommando sie heute zu haben wünschte. „Die mehrstündige Wartezeit ist aber nicht zum Bummeln, sondern zur Ausbesserung des Rüstzeuges zu verwenden!"

Mit Hurrarufen dankten die Reservisten für die Siegesbotschaft. An der Wiederherstellung der Ausrüstung wurde gehorsam gearbeitet, und selbstverständlich auch Ausguck nach Rothosen gehalten. Aber es gab keine Franzosen anzugreifen. Versprengte Blaufräcke wurden zwar sichtbar, verfolgt von einer Kavalleriepatrouille, verschwanden aber affenartig schnell im Gehölz, wohin die Reiter nicht nachstürmen konnten. Ein Nachtmarsch folgte, der Maizières zum Ziel hatte; aber auch da

Digitized by Google

waren Franzosen nicht zu sehen. Grau in Grau begann der 22. August, und trübe Stimmung herrschte bei der Truppe, die an den Feind kommen, energisch angreifen wollte. Von den Lochhamern fragten mehrere während des Marsches den allbeliebten Sergeanten Streck, ob vielleicht er eine Ahnung habe von Ziel und Zweck der Märsche. Doch der Sergeant konnte nur andeuten, daß die Marschrichtung eine westliche sei, der Zweck vielleicht einer Umzingelung gelte. Mit der freundlich erteilten Mahnung zur Geduld mußten die Soldaten sich zufrieden geben.

Mit dem Moment, da Deutsch-Avricourt in Sicht kam und Streck seinem Zug sagte, daß endlich die französische Grenze erreicht sei, zog frohe Zuversicht in die Herzen ein. Der freundliche Empfang seitens der deutschsprechenden Ortsbewohner, die Zigarren spendeten und Wasser bereitstellten, berührte wohltuend. Und als die Grenze bei Französisch-Avricourt überschritten und am französischen Zollhause, das die Grenze Frankreichs verkündete, vorbeimarschiert wurde, da riefen die Bayern kompagnieweise schmetternd fröhlich Hurra und sangen die „Wacht am Rhein". Und zwischenhinein jauchzten die Gebirgler.

Der Jubel verstummte, als das erste französische Dorf, Amenoncourt, erreicht wurde, wo die Schrecken des verwüstenden Krieges sich dem Auge rauh und jäh boten. Häuser loderten in Flammenglut, andere lagen in Schutt und Asche. Tote Pferde, Menschenleichen säumten die Straße, wie ausgestorben das vernichtete Dorf, dessen Bewohner geflohen waren. „Schiach schaugt's aus!" meinte Gatterer, und sein linker Nebenmann Sepp nickte nur; dem ans grüne Bergrevier gewöhnten Weidmann tat der Anblick solcher Vernichtung wehe. Mit einer anderen Kompagnie schwenkten die Gebirgler nach Westen ab und marschierten in ein Tal, dessen mittlerer Teil als Rastplatz bestimmt war. Noch hatten die Mannschaften die Tornister nicht abgelegt, als der Talboden mit Schrapnells überschüttet wurde. Ein höllisches Feuer prasselte nieder. Mit rasender Geschwindigkeit suchte die Infanterie möglichst Deckung im Gelände und vermochte sich auch gut vor dem schlecht gezielten Geschoßhagel zu schützen; schwere Mühe aber hatten die Trainsoldaten, die scheu gewordenen Pferde der Bagagewagen in der Gewalt zu behalten und alles Fuhrwerk aus dem gefährlichen Schußbereich zu bringen.

Immer toller wurde das Schrapnellfeuer, der Feind suchte die Zielfehler zu verbessern. Und plötzlich „begrüßte" auch noch heftiges Gewehrfeuer zur Linken die Bayern. Dazu wurde das Firmament nachtschwarz, aus dunklen Wolkenbänken zuckten grelle Blitze.

„Dös soll Frankreich und schön sein?! Mir gangst!" rief ein Reservist aus München dem Gatterer zu, der in seinem Zorn über diesen Empfang auf französischer Erde die Rothosen mit einem so derben Kraftausdruck belegte, daß das Höllenfeuer das Gelächter der Zuhörer nicht verhindern konnte.

Signale riefen. Die Kompagnien sammelten sich in Gefechtsstellung und rückten vor, um den rechten Flügel der Franzmänner anzugreifen. Eine Umfassung war beabsichtigt, bayerische „Revanche" für die französische „Begrüßung".

Schneidig gingen die Bayern vor, kühn und verwegen, den Kugelregen nicht beachtend, ungestüm und hitzig. Auf eine Entfernung von etwa achthundert Meter kam der Zug der Lochhamer an die Rothosen, die wie toll feuerten, an Gebirglerohren vorbeischossen.

Die ganze Kompagnie wurde sofort behufs kräftiger Unterstützung nachgeschickt, schien es doch, als wollten die Lochhamer allein die Franzmänner aus den Schanzen jagen.

Während dieses tollkühnen, echt bayerischen Ansturms brach das Gewitter los, ein Hagelwetter so grob und fürchterlich, daß Geschützfeuer und Gewehrgeknatter kaum zu vernehmen waren. Dicke Hagelkörner fielen wuchtig, schlugen Ohren und Hände blutig, verletzten auch die Pferde. Im Gehölz brachen dicke Äste unter der Schlagkraft der Eisschollen wie Zahnstocher. Ein Sausen und Schmettern, daß Hagelschlag vom Kugelprasseln nicht mehr zu unterscheiden war. Unmöglich das Offenhalten der gefährdeten Augen, ein Zwinkern nur durch schmalen Schlitz. Hagel aus der Höhe, Blei von oben und seitlich, Nässe unten aufspritzend, Pfützen in Vertiefungen, glitschiges Eis auf der Grasnarbe, alles, alles wollte den Franzosen helfen, die Bayern auf-

Digitized by Google

halten. „Drauf, drauf! Hurraxdax!" brüllten die Gebirgler im Ansturm, die justament eben der Hindernisse wegen den Feind fassen und gründlich verhauen wollten.

Ein Mulde noch trennte die stürmenden Soldaten von den auf einer kleinen Anhöhe postierten Franzosen, eine natürliche, zu gewöhnlichen Zeiten trockene Erdvertiefung, jetzt aber von den Wassermassen des Wolkenbruches erfüllt, Eiskörner darauf. Unentwegter Hagelschlag, Platzregen senkrecht, Gewehrfeuer aus Büchsen und Maschinen, von hinten auch noch Schrapnells.

„Hurraxdax!"

Hinein in das Wasser der Mulde, klatschende Flut bis über die Knie, Zischen und Spritzen, Quietschen und Quatschen. Durch! Mit aufgepflanztem Seitengewehr hinan den bleispeienden Hügel! Sturm, bayerischer Sturm, der kein Hindernis kennt! „Aufi, grad aufi! Hurraxdax! Hurra!"

Naß zum Auswinden, keuchend erreichten die Tapferen die Höhe. Ein kurzes Atemschöpfen. Wutschreie! Flüche! Kraftausdrücke, so kernig und saftig, wie nur der Bajuvarenmund sie kennt!

In rasenden Sprüngen verschwanden die letzten Franzmänner im schutzbietenden Walde.

Schrecklich schimpften die Lochhamer, am kräftigsten diesmal der Stuib, der ob solcher Feigheit des Feindes vor Wut bebte und brüllte: „Da hast den Drög (Dreck)! Bald mir kemmen, siaghst von der Bande nix mehr!"

Zur glanzvollen Illustrierung der Franzosenflucht luegte die Sonne zwischen den Wolken durch und betrachtete den Kampfboden.

Die Jagd auf Rothosen wurde fortgesetzt, der Wald durchstreift. Surrende Granaten begleiteten die Bayern auf dieser Verfolgung des Feindes, der aber so rasch flüchtete, daß eine Einholung sich nicht ermöglichen ließ. Ein Rennen um das Leben über weißverhagelte Felder und Wiesen, blau und rot, jetzt schier spöttisch vom Sonnenlicht bestrahlt.

Angesichts des fliehenden Feindes sammelte der Kommandeur das tropfnasse Bataillon um die Fahne und stimmte die „Wacht am Rhein" an. Brausend sangen die Reservisten das deutsche Sturmlied. Und französische Granaten, die in der Nähe einschlugen, besorgten die Begleitmusik. Sonnenglanz allum und darüber blauer Himmel.

Trotz der Heftigkeit dieses Sturmes, der kaum zwei Stunden gedauert hatte, waren die Verluste auf bayerischer Seite nur gering: etliche Verwundete, keiner schwer.

Die Sonnenwärme war willkommen zur Trocknung der Kleider und Stiefel. Auf freiem Felde erfolgte eine ergötzliche „Ausgewandung", in Hemd und Unterhose befand sich das wackere Bataillon und ließ sich vom Weltlicht bescheinen. Frohe Stimmung ringsum, viel Ulk, bayerisch-kräftige Witze, doch nicht schlimm gemeint.

Unterdessen hatte Sepp sich zu seinem „gnä' Herrn" gebirscht und gebeten, dem „Herrn Oberleitnambt" bei der Toilette behilflich sein zu dürfen. Waffenrock und Stiefel hingen alsbald an Baumästen zur Trocknung. In Hemdärmeln und Socken, doch mit der Diensthose bekleidet, saß Aumer in der warmen Sonne und qualmte eine Zigarre. So sehnsüchtig schnupperte Sepp in der Luft, daß Aumer lachte und dem Exjäger einen der feucht gewordenen Glimmstengel schenkte. Herzerquickend dankte Sepp für diese beseligende Gabe, der Aumer auch noch Feuer beifügen mußte.

„Wissen S', gnä' Herr Oberleitnambt, ich hab' schon seit vierzehn Täg koan Tobak mehr im Maul g'habt!"

„Na, da wird dir wohl die Feldpost demnächst Rauchkraut bringen?!"

Sepp schüttelte den Kopf: „Wüßt net, wer mir was schicken sollt und kunnt?!"

„Na, die Greti zum Beispiel!" stichelte gutmütig Aumer, der sich zufällig dieser Episode erinnerte.

„Mit Verlaub, Herr Oberleitnambt! Von einer so blitzdummen Gans nehm ich nixen! Lieber wird 's Rauchen ganz aufg'geben, so schwer das Verzicht ist! Überhaupt will ich von der blitzdummen Gans nix mehr hören, nix mehr wissen! Aus ist's und gar ist's, gut ist's, daß 's wahr ist!"

„Du tust dich aber schon sehr leicht! Zuerst verliebt, ritterlich bis zur Dummheit vor dem Amtsgericht, und jetzt will der Hansdampf nix mehr hören und sehen! Darfst froh sein, wenn

Digitized by Google

nicht hinterdrein die Aufforderung zur — Heirat kommt!"

„Wird net möglich sein! Ich därf ja gar net heiraten, mein gnä' Herr verlaubt es net, Gott sei Dank!"

Aumer lachte hellauf. Die Verschanzung Sepps hinter seinem vor Heiratsnötigung schutzbietenden Rücken machte Aumer großen Spaß.

„Jawohl, Herr Oberleitnambt! Der gnä' Herr hat leicht lachen, wo aus Überzeugung net heiraten will. Selle Überzeugung hab' ich aa! Geld fehlt, Erlaubnis fehlt und der Wille fehlt! Da ist nix z' machen!"

„Besonders nobel ist deine Denkweise nicht!"

„Wo ein Dirndl blitzdumm ist, hört die Noblichkeit auf! A Jaagersfrau därf net blitzdumm sein, überhaupts net dumm, ehender muß sie g'scheiter sein als der Mann, die Jagd ausg'nommen! Übrigens ist den Lochhamer Jaagern das Heiern net verlaubt!" Ein listiges Lächeln umspielte Sepps bebuschte Lippen, und pfiffig blinzelten seine Augen dem Jagdherrn zu.

Aumer sprach davon, daß eine — Ausnahme gemacht werden könnte bezüglich des Heiratsverbotes für die Jagdgehilfen, selbstverständlich vorausgesetzt die Heimkehr aus dem siegreichen Feldzug.

„Freili, freili!" stimmte Sepp eifrig zu.

„So willst du nach glücklicher Heimkehr jene Greti ehelichen?"

Sepp schüttelte den Kopf. „Sell hab' ich net g'meint! Ich hoff' nur, daß der gnä' Herr und seine Jaager heil aus dem Krieg hoamkemmen werden! Die Heirateri hab' ich net im Sinn; die Greti ist net mein Schatz g'wen und wird sicher net mein Weib!" Nach diesen Worten guckte Sepp zum Baume, auf dessen Ästen Rock und Stiefel Aumers behufs Trocknung hingen. Vom Baumstamm löste sich eine Gestalt, die wie alle Soldaten des Bataillons „Nachttoilette" trug, sonderbarerweise aber nicht die trocknende Sonne aufgesucht hatte, vielmehr im Schatten des Baumstammes geblieben war. Ein hagerer, barteter Bursch, bleich im Gesicht, anscheinend schwer erregt, denn die Augen kündeten Schrecken, eine übergroße Bestürzung und seelische Erschütterung.

Das Verhalten des Mannes, der bestrebt schien, rasch aus der Nähe Sepps fortzukommen, fiel dem Jäger ebenso auf wie der Blick. Und unwillkürlich fragte sich Sepp, wo er daheim den Burschen gesehen habe und ob Beziehungen oder Konflikte bestanden. Der Kopf schien Sepp nicht fremd zu sein. Warum starrte der Bursche so entsetzt auf den Jäger?

Mehrere der Reservisten waren durch ein surrendes Geräusch aufmerksam geworden, hatten emporgeguckt und schrien plötzlich heftig: „A Rollwagerl! Achtung!"

Wenige Sekunden darauf sauste eine Granate nieder, die kaum zehn Meter von der Lagerstelle der Soldaten entfernt platzte und eine Menge Erdbrocken auf die überraschte Schar warf. Und einen Atemzug später surrte es wieder, bumm, krek, ein Spritzen, ein Hagel von Erde und Splittern.

Schreie heftig und grell. Ein Hasten und Springen. Hunderte und aber Hunderte griffen zu Boden, fuhren blitzschnell in die feuchten Hosen und Stiefel, packten Rock, Tornister, Helm und Gewehr und rannten aus Leibeskräften den Hang zur schutzbietenden Mulde hinunter. Und Schuß auf Schuß feuerten die Franzmänner hinterdrein, hitzig und kurz. Nicht eine der Granaten schädigte deutsches Leben; aber die noch nicht halbtrocken gewordenen Bayern mußten abermals durch das Wasser der Mulde springen, noch dazu in einer wenig kriegerischen Toilette. Ein sehr flinkes Gerenn aus Feuer und Wasser, bitter ernst, lebensgefährlich und doch überwältigend komisch.

Weit außer Feuerbereich sammelte sich das Bataillon und vervollständigte den Anzug. Tropfnaß zum zweitenmal an diesem mit Feuchtigkeit gesegneten Tag, lachten die Reservisten doch quietschvergnügt über das Gerenn, das die Witzbolde der ersten Kompagnie mit der Situation verglichen, wenn etwa ein Lochhamer Bursch beim Fensterln überrascht und von oben begossen wird . . .

Auf dem Marsch wurde es still. Und die gute Laune erstarb völlig, als die Leute merkten, daß die Grenze überschritten, also wieder deutscher Boden betreten wurde. Der tapfere Sturm westlich von Amenoncourt, all die Aufopferung war somit vergeblich gebracht. Flüsternd fragten sich die Lochhamer, ob denn

Digitized by Google

etwas irgendwo schief gegangen sei, weil das Bataillon auf deutsches Gebiet zurückmarschieren mußte.

In Mousséy, einem Dorfe östlich von Avricourt, wurde Nachtquartier in Scheunen bezogen, die massenhaft Heu enthielten. Der Sonntagmorgen brachte mit dem Kaffee etliche Neuigkeiten, darunter die mit Freuden aufgenommene Mitteilung, daß der Sonntag für das ganze Regiment ein Rasttag und deshalb die Truppe aus der Gefechtslinie zurückgezogen worden sei. Des weiteren war nun bekannt geworden, wem man den Überfall im Tale bei Amenoncourt zu verdanken hatte: der Maire des Dorfes Französisch-Avricourt hatte vom Kirchturm Zeichen geben lassen, als die Bayern im Tale lagerten, worauf die französische Artillerie so heftig feuerte.

Als Aumer seiner aufhorchenden Kompagnie dies mitteilte, hatte von allen Reservisten der Gatterer zum Null den Mund am weitesten offen; als mobilisierter Dorfwürdenträger konnte der „Beigeordnete" die Tücke des Dorfhäuptlings von Avricourt nicht genug verachten. Sein Denken offenbarte Gatterers Frage: „Lebt er noch, der ‚Maïr'?"

Die Antwort gab ein Alarmsignal. Der Befehl zum sofortigen Aufbruch machte dem „Rasttag" hinter der Gefechtslinie ein jähes Ende. In kürzester Zeit stand alles marschbereit, willig und stumm. Nur der Stuib murmelte: „Wenn sie nur nix versprechen taaten, die Oberen, von wegen der Rasttäg! Gar nixen reden davon taat besser sein und unsereinem die Freud' aufs Faulenzen net verpatzen!"

Sepp „hauchte" dem Stuib zu: „Ruh im Glied!"

Stuib schielte nach dem Sepp und murmelte Worte, die viel früher schon Goethe angedeutet hatte, und die im Taktschritt wuchtiger Füße erstickten.

Vor Avricourt bog die Truppe rechts aus und lagerte, Front nach Westen, zur Verfügung der Division bis zum Abend, der sich bei prächtigstem Wetter so friedlich wonnig gestaltete, als sei der Gedanke an Krieg ein Unsinn.

Bei Sonnenuntergang marschierte das Regiment über Autrepierre nach Domever, wo aktive Truppen lagerten, die Quartiere unter Dach und Fach bezogen hatten. Für die Reserve gab es nur Biwak vor der Ortschaft. Die Zelte wurden mit Getreidegarben wohnlich ausgestattet. An dieser Sammlung von Garben von den umliegenden Feldern beteiligten sich auch die Ökonomen Gatterer und Stuib, die sich einhellig dahin äußerten: „Sell, wenn Leut auf unseren Feldern taaten, die Hieb taaten net schlecht g'raten!" Nachts über ruhten Gatterer und Stuib aber doch recht gut auf feindlichen Getreidegarben in bayerischen Zelten bis in den Morgen hinein, der mit einem „Mordsspektakel" begann und eine „Mordsfreude" brachte: die Siegesnachricht von der Feldschlacht bei Verdun.

Pudelnärrisch vor Freude schrie Gatterer im Moment, da er vom Strohlager *aufsprang*, die drolligen Worte: „*Da legst di(ch) nieder!*"

Im Siegesjubel wollten die Lochhamer sofort an den Feind gebracht werden. Es kam aber nur zu einem Sicherungsmarsch nach Menil Flui, wo genächtigt wurde. Der Ort entsprach in keiner Weise den Erwartungen des Sepp, der sich darüber äußerte: „Wenn ein Nest einen dummen Namen hat, kriegt der Mensch totsicher nix zum Schnabulieren!" Dann ging er requirieren und brachte die mühevoll „aufgegabelten" Eier seinem „gnä Herrn", der seinen „Leib"jäger fragte, ob denn Sepp nicht selbst die Eier verzehren wolle.

„Dank schön! Ich eß' nur Oar, koane Eier!"

Auflachend konstatierte Aumer, daß Sepp bereits ein tadelloses — Französisch spreche. „Oar" sei korrektes Patois.

Auf derlei Scherze ließ sich Sepp nicht ein, er brachte seine Beobachtung am „Trocknungs"tage vor und bat, es wolle der Jagdherr jenen Menschen mit den starren Augen überwachen, auf daß man erfahre, was mit dem Kerl los sei.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Volksblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Bundesgenossen

An einem deutschen Millionenheer
Hat heute dankbar sich mein Blick gesonnt:
Ein Kornfeld war's da hob sich Speer an Speer
Zum grünen Wall, bis an den Horizont.

Ich nahm den Hut ab vor der treuen Wehr;
Mir war, als hätt' ich anders nicht gekonnt.
Habt Dank, ihr Ähren! Euer Tun wiegt schwer;
Wie Helden haltet sterbend ihr die Front . . .

Bernhard Schäfer.

Vom deutschen Erntebrauch / Von Käte Damm

„Überlebte alte Sitte! Aberglaube! Rückständige Bräuche!", hat man wohl oft in der langen Zeit des schönen Friedens, die auch so gut für „Aufklärung" sorgte, die alten deutschen Erntebräuche nennen hören! Gewiß, ihre Symbolik war oft vergraben unter dem Wust von neu dazugekommenem Glauben, aber für den aufmerksamen Volksfreund war sie doch deutlich erkennbar.

Die deutsche Erntearbeit wurde ja in der Zeit, da man seit ungefähr vierzig oder dreißig Jahren sich von ländlicher Arbeit mehr und mehr der Industrie- und Fabrikarbeit in den Städten zuwandte, für „geringe", oft sogar für „schmutzige" Arbeit erklärt.

Während doch der Mensch bei ländlicher Arbeit ein Vollmensch bleibt, ein denkender, von Anfang zu Ende, von der Saat zur Ernte schaffender Mensch, der den Erfolg seiner Arbeit sieht, während der Industriearbeiter, der nur Teile eines Ganzen arbeitet, nie die fertige Arbeit sieht, nie echte Freude und wahrhafte Befriedigung über den Erfolg haben kann.

Mit Aufmerksamkeit, mit Dank und Bitte, beides letztere mit Opfergaben für die segnenden Gottheiten verbunden, um sich ihre fernere Güte zu sichern, wurde das Wachtum und Gedeihen der Feldfrüchte verfolgt, wurden kleinere und größere Feste damit verbunden, wo der Gottheit Lob ertönte, und zwar, dem echten deutschen Volksempfinden entsprechend, in gebundener Rede, denn der Vers war ihm von jeher der Ausdruck höchster Liebe und Begeisterung. Glückwünsche, Leid, Sehnsuchtsschmerz, Neigung und Liebe mußten, müssen heut noch in Versen gesagt werden, wobei, je den augenblicklichen Verhältnissen entsprechend, Zeilen hinzugefügt oder Verse fortgelassen werden.

Der Auszug der Arbeiter zur Ernte geschah, weil voll von feierlicher Dankbarkeit und voll feierlicher Bitte um gutes Erntewetter, früher allgemein in Feiertagskleidern, die draußen mit Werktagsbekleidung vertauscht wurden. Außerdem meinte der Volkssinn: Jeder, der gesunde Glieder hat, muß sich an der heiligen Erntearbeit betätigen. So wurden Spaziergänger, Wanderer, die nur über die Feldwege schritten, ohne zu arbeiten, von den Ernteleuten „gebunden" und mußten sich durch eine Gabe lösen. Oder man sah in den sich dem Felde nähernden „Fremden", die eigentlich dort nichts zu suchen hatten, böse, das Korn schädigende Dämonen, die ebenfalls durch „Binden" unschädlich gemacht werden mußten, sich aber durch eine Gabe lösen konnten. Die Erklärung zu solchem Tun wurde durch Verse verkündet, Verse, die in den verschiedensten Gegenden Deutschlands noch heut üblich sind, die sich, ohne besonders schriftlich niedergelegt worden zu sein, von Mund zu Mund, von Generation zu Generation erben. Die sichtbare Fessel der Gebundenen ist ein kunstvoll zusammengeschlungnes Ährenbüschel (ein Schrank!), vielfach auch bunte, mit Ähren benähte Seidenbänder. Das Amt des Binden gehört sich für die Vorbinderin, die den Schrank um den linken Arm des Fremdlings legend, den Vers sagt:

Digitized by Google

„Ich komm gegangen
Die gnädige Frau zu empfangen,
Nehm' das Band in meine braune Hand,
Schling es um Ihre schneeweiße Hand.
Ist das Band auch schlecht,
Ist mein Wunsch doch recht:
Möchten die Bitte nicht versagen,
Meinen Schrank in Ehren tragen."

Meist werden die Familien der Gutsherren mit ihren Gästen oder auch Freunde bäuerlicher Besitzer sich zum „Binden" auf dem Feld einstellen, schon aus dem Grunde, den fleißigen Arbeitern und Arbeiterinnen ein Extrageschenk zu machen, eben das „Lösegeld".

Gilt das Binden auch allen weiblichen sich dem Felde nahenden Personen, so gilt das „Sensenschärfen", wobei man den Fremden regelrecht umzingelt, nur den Landherren, besonders dem Gutsherrn, Verwalter oder Inspektor. Die Mäher stellen sich mit ihren Sensen im Kreis um den Herrn und singen:

„Wir Mäher sind fleißig,
Wir mähen das Feld,
Sind durstig, möchten trinken
Und haben kein Geld.
Möcht' nun der Herr so gütig sein
Und schenken uns Mähern ein Trinkgeldelein,
Dafür wollen wir recht dankbar sein."

Zum Schluß dengeln die Mäher im Takt ihre Sensen und lassen, nachdem sie das Trinkgeld haben, den Herrn frei.

Auch beim Einbringen der letzten Roggengarbe auf den Herrschaftshof, in der man den „Dämon" des Feldes gefangen hat und die darum nicht mit den anderen zum Ausdreschen aufbewahrt werden darf, sondern „für die Engel", also als Opfer, hinter das Scheunentor gestellt wird, werden Verse gesprochen:

„.... und haben uns nicht lange bedacht
Und haben hier den Alten gebracht —
Der ist nicht von Distel und Dorn,
Sondern von allerreinstem Korn."

Die Verse, die bei Überbringung der letzten Garbe gesprochen werden und die selbstverständlich in guten Wünschen für die Bewohner, Gäste und Dienstleute des Herrenhauses ausklingen, sind ganz willkürlich zusammengestellt. Hier und dort, je nach der Gegend, etwas verschieden, stimmen sie in den Hauptsachen überein und geben ein Bild so naiven Glaubens und so naiver Symbolik, daß ihre, seit zwanzig Jahren oft beobachtete Beiseitsetzung sehr ungerechtfertigt war. Bei der großen Bedeutung, die — auch in den Augen der leidenschaftlichsten Stadtbewohner — die Landwirtschaft in der Kriegszeit wieder bekommen hat, die wirkliche Beachtung der höchsten Wichtigkeit der ländlichen Erzeugnisse, wird sich wieder mehr und mehr das Verständnis für deutschen Erntebrauch und deutschen Erntespruch heben und wird dafür sorgen, daß die alten Sprüche wieder hinausklingen über deutsches Land und deutsche Flur. Denn aller deutsche Geist ist in diesen Versen vereinigt, der Geist der Bitte, des Dankes, der Geist freundlichen Humors und der Geist guter Wünsche für die Nebenmenschen, denen man nur wirklich Gutes gönnt. Diese Wünsche schließen sich dem eigentlichen Erntelied an, das von der Vorbinderin gesprochen wird, während andere Binderinnen die neue Erntekrone emporhalten. Diese Krone ist auf einem Gestell gearbeitet — alle Kornarten, Hülsenfrüchte, auch Kartoffeln und Äpfel sind hineingebunden und buntes Band und Rauschgold schmückt sie. So wird sie feierlich an die Decke der Diele gehängt — und bleibt dort hängen, ein Sinnbild des Segens, bis die neue sie ablöst. Daß sie unansehnlich und welk wird, daß sie an Schönheit einbüßt, darf kein Grund sein, das heilige Symbol des Erntesegens von seinem Platz zu nehmen. Der Segen Gottes würde damit von Haus und Hof gedrängt werden.

Der deutsche Erntespruch aber sagt — mit mancher Abwechselung — dennoch übereinstimmend:

„Wir bringen hier den Erntekranz,
Von allen Früchten unsres Land's;
Den Samen taten aus wir streu'n,
Gottes Gnade ließ ihn gedeih'n.

Drum danken wir dem lieben Gott,
Der abgewendet hat alle Not —
Und bitten, daß er vor Feuersgefahr,
Nun Scheuer und Scheunen in Gnaden bewahr'.

Dieser Kranz ist nicht von Distel und Dorn,
Sondern von reinstem Sommer- und Winterkorn.
So manches Jahr — so manche Ahr (Ähre),
So manche Rispe —
So manche tausend Taler in den Herrn sin' Geldkiste — —

Wir haben gemäht, wir haben gebunden,
Wir haben geharkt, daß der Sand so staubt,
Wir haben's uns nicht verdrießen lassen,
Und nicht viel Ähren liegen lassen. —

Und wollen nun wünschen:
Daß die Pferde gut gehn
Und die Schweine gedeihn
Und die Kinder reich frei'n!
Und wir für uns wollen bitten um Bier und Branntwein. —

Dabei woll'n wir nun lustig sein
Und woll'n uns ausbitten,
Daß Sie uns Musikanten schicken,
Damit wir uns beim Tanz lustig machen,
Daß uns die Leute nicht auslachen:

Digitized by Google

Und wünschen der Herrschaft ein' goldenen Tisch,
Auf jeder Ecke gebratenen Fisch
Und mitten darauf eine Kanne Wein,
Da soll unsre Herrschaft recht lustig sein."

Nun kommen, vom echten Volksgeist erfunden, die besonderen Wünsche für Einzelpersonen z. B. für eine junge Gutsfrau:

„Wir wünschen der gnädigen Frau eine goldene Kron',
Aufs nächste Jahr einen jungen Sohn,"

oder wenn die Gutsfrau nicht mehr jung ist oder wenn sich vielleicht Mutter oder Schwiegermutter der Herrschaft mit unter den Hausgenossen finde:

„Der gnädigen Frau ein schwarzseidenes Kleid,
Drin soll sie gehen in Freude und Leid," oder:
„Der gnädigen Frau einen goldenen Stuhl,
Darauf soll sie sich wie im Himmel ausruhn."

Dem jungen Herrn wünscht man:

„Dem jungen Herrn einen goldenen Hut,
Aufs nächste Jahr ein eigenes Gut."

Den jungen, unverheirateten Damen:

„Den jungen Damen ein' goldenen Kamm,
Aufs andere Jahr einen Bräutigam."

Auch die Hausdienerschaft geht nicht leer aus:

„Der Mamsell wünschen wir eine kupferne Kann',
Und aufs nächste Jahr einen Gärtner zum Mann,
Dem Stubenmädchen ein' silbernen Besen,
Da mag sie schön mit die Ecken fegen."

Damit sind reichliche Trinkgelder gemeint. Schließlich gipfelt der Wünsche Zahl in der gemeinsamen Fahrt zum Himmel:

„Und allen, die hier sind, den goldenen Wagen,
Drauf sie können in 'n Himmel rein fahren,
Mit acht schneeweißen Schimmeln davor,
Dann singen wir alle in der Engel Chor —
Spielt auf — Musikanten."

Mit schmetterndem Tusch ist nun die feierliche Übergabe beendet, und je öfter man das Glück hatte, solchem echt deutschen Fest des Dankes nach tüchtiger Arbeit beizuwohnen, desto fester hat sich das wundervolle Gefühl befestigt, welch ein hoher Schatz im deutschen Erntebrauch wohnt. Daß dieser Brauch wieder in Friedenszeit mehr und besser gepflegt und gehütet werde, ist ein Wunsch, der mitwirken soll am Glück der deutschen Volksseele.

Späte Heimkehr

Nun wieder in dem braunen Land
In meinem braunen Land allein . . .
Nur eine Birke steht im Land . . .
— — — — — — — — — — —
Und wieder dieses alte Lied,
Und wieder dies verlorne Haus
Und dieser Duft so sommermüd,
Derselbe Wind, darin ich schlief,
Der Wind, der mich ins Leben rief,
Derselbe Wind weht noch ums Haus.

Und weiter geh' ich Schritt für Schritt,
Die Einsamkeit geht mit mir mit,
Die Heide blüht so licht, so loh,
Die lila Heide liebt ich so . . .
Schon steigt der Abend fern empor
Mit bleichen Schleiern übers Moor
Und sieht mich an so fremd und feind . . . .
Die Sonne stirbt im braunen Land
Und meine Seele steht am Rand
Der schwarzen Nacht . . . . und weint . . . .

Wotan Dietrich

Vom Monat August und seinen Tagen / Von A. M. Witte

Es naht der „Ährenmonat", der August, der lange Zeit nur „Augst" benannt wurde, wie auch im „Simplizissimus" Nr. 4, Seite 34, von der „Hitz des Augstmonats" gesprochen wird, bis die Humanisten die Betonung auf die zweite Silbe legten und er nun im Sprachgebrauch den richtigen Namen des Kaisers Augustus trägt. Er ist der Monat der höchsten Blüte, der zugleich aber auch das Zeichen beginnenden Alterns verrät. Die Ernte ist überall im Gange. An die Stelle der goldig leuchtenden Ährenfelder treten nach und nach die öden, dürren Stoppeln.

Wie jeder Monat hat auch er „seine" Tage, denen volkstümliche Sitten und Bräuche einen ganz besonderen Stempel aufprägen, an denen Heiden- und Christentum, altgermanischer Naturdienst und

Digitized by Google

christliche Gebräuche so innig verschmelzen, daß die Grenzen kaum sichtbar werden. Die alte Götterverehrung war im Herzen der Altvorderen zu tief gewurzelt, als daß sie jemals hätte gänzlich ausgerottet werden können. Darum ließen die christlichen Bischöfe sie lieber bestehen und gaben ihnen lediglich einen christlichen Anstrich. — Die heidnischen Germanen opferten im August hauptsächlich dem Wotan, dem Gotte des Wetters und der Ernte. Nun machte die Kirchen den „heiligen Oswald" zum Schutzpatron der Schnitter, jenen gläubigen König Nordenglands, der seiner tiefen Frömmigkeit und Demut wegen heilig gesprochen war, und dem man den 5. August weihte.

Der 10. August heißt Laurentiustag, zur Erinnerung an den Archidiakon Laurentius, der von Spanien nach Rom gekommen und den man, gelegentlich der Christenverfolgung im Jahre 258 zwingen wollte, die Kirchenschätze herauszugeben. Als er dies verweigerte und die Schätze unter die Ärmsten seiner Gemeinde verteilte, band man ihn auf einen glühenden Rost. Am Laurentiustage finden in katholischen Ländern Wallfahrten statt, bei denen zuweilen die Geistlichkeit zu Pferde erscheint. Die Beteiligung beider Konfessionen ist der sicherste Beweis für einen uralten, dem Heidentum entstammenden Brauch, der in den ehemaligen Pferdeopfern gipfelte, durch die dem Land Fruchtbarkeit zuteil werden sollte. Am 15. August ist Mariä Himmelfahrt. Man nennt diesen Tag wohl auch „Mariä Kräuterweihe". Eine alte Legende kündet, daß nach Marias Beisetzung der Jünger Thomas ihr Grab besucht und statt des Leichnams der Gottesmutter drei Lilien gefunden habe. Darum besäßen alle an diesem Tage geweihten Kräuter geheime Kräfte, die besonders auch dem Hundsauge und dem Allermannsharnisch, sobald man beides „ungesucht" am 15. August fände, eigen sein sollen. Am 15. August beginnt dann der sogenannte „Frauendreißiger", d. h. jene Tage, in denen man, dem Volksglauben verschiedener Gegenden nach, gegen jeden Zauber geschützt ist. Sollen doch sogar die Schlangen in dieser Zeit ihr Gift verlieren. Nur die Kröten sind mehr denn je der Verfolgung preisgegeben, weil man sich mit Vorliebe in dieser Zeit ihrer bedient, um Unheil von den Hof- und Haustieren abzuwenden.

Am 24. August ist der Bartholomäustag, der insofern eine traurige Berühmtheit erlangte, als am 24. August 1522 die sogenannte Bluthochzeit in Paris stattfand und zahlreiche Hugenotten — darunter auch ein Ahnherr des deutschen Kaisers, Admiral von Coligny — ermordet wurden. In längst vergangenen Jahren galt dieser Tag als „Endtermin" der Ernte. Im Zeitenlaufe hat es aber die immer größer werdende Mannigfaltigkeit des zu erntenden Getreides fast unmöglich gemacht, einen bestimmten Tag als Schluß aller Erntearbeiten festzusetzen. Die Ernte der Felder beginnt meist gegen Ende Juli, wird aber fast stets erst im September beendet. Als Schlußtermin der „Weinlese", der letzten Ernte, gilt sogar erst der 16. Oktober, der Tag des heiligen Gallus. Von ihm heißt es aber denn auch:

Am heiligen Gallus
Schaffe heim alles!

Nicht mit Unrecht mahnt die Volksweisheit so. Nachher kommen die rauhen, stürmischen Tage, die die Menschen in ihre Winterwohnungen treiben.

*

Abendstimmung

Kein Lüftchen kost die dämmergrauen Felder,
Die — schon von reifen Nächten träumend — ruhn,
Darüber dunkeln weihevoll die Wälder,
Um ihre Pforten heimlich aufzutun.
— Ein rosenfarb'nes Wölkchen glänzt am Äther
Wie durch das Grau ein mitleidsvoller Blick,
Der uns von Sonne spricht und dennoch später
In Nichts zerrinnt — ein armgeword'nes Glück.
Vom Dorfe klingen Feierabendglocken,
Schon webt die Nacht ihr duftiges Gesicht.
Du schweigst und lauschst dem Nachtigallenlocken
Und sinnst — und sinnst — —

Maria Grosser.

*

Digitized by Google

Bücherbesprechungen

Fritz Skowronnek. **Der Mann von Eisen.** Roman aus Ostpreußens Schreckentagen. Mit einer Umschlagzeichnung von P. Casberg. Sammlung Janke, Preis 1 Mark. Verlag von Otto Janke, Berlin SW 11.

Das deutsche, daß eiserne Volk schildert Fritz Skowronnek an einem typischen Vertreter, dem „Mann von Eisen". Während der russischen Invasion in Ostpreußen bietet der Held der Erzählung russischem Uebermut die Stirne, indem er nicht von der Scholle weicht und die Ehre seiner Geliebten gegen russische Angriffe verteidigt. Auf dem rauhen Hintergrunde des Krieges spielt eine Liebesgeschichte von anmutiger Feinheit. Indem er sein Schicksal zu meistern versteht, erweist sich der Held der Erzählung wirklich als ein „Mann von Eisen".

— **Du mein Masuren.** Niemand ist berufener, über sein Heimatland zu schreiben, als Fritz Skowronnek. Durch die Art, wie er den derben, aber treuherzigen ostpreußischen Menschenschlag durch prachtvolle, lebenswarme Gestalten darstellt, vermöge der Kunst, mit der er die kraftvolle, seltsame Eigenart des masurischen Landes mit seinen geheimnisvollen Sümpfen und Seen an dem gewaltigen Ereignis der siegreichen Schlacht von Tannenberg schildert, hat er uns mit einem Werk beschenkt, so erfüllt und getragen von echter Heimat- und Vaterlandsliebe, daß es für jeden Deutschen eine zugleich erhebende und dauernd genußreiche Lektüre bilden muß.

Illustrierter Umschlag und zahlreiche Textillustrationen von Casberg. Kartoniert und beschnitten. Preis 1 Mk.

Arthur Achleitner. **Bayerische Schneid.** Erzählung aus dem Weltkriege. Mit einer Umschlagzeichnung von Ed. Tönh. Preis 4 Mark. Verlag von Otto Janke, Berlin SW 11.

Der beliebte volkstümliche Verfasser gibt uns in seinem neuen Werk ebenso spannend wie historisch getreu eine lebenswarme Schilderung von der schneidigen Tätigkeit der Bayern im Weltkriege. Die Details der „großen Dreschere" bei Arras, Maison blanche, St. Laurent usw. sind zum Teil buchstäblich wahr. Das Werk ist gleich wertvoll als militärisches Zeitbild wie als Spiegelbild des echten bayerischen Volkstums. Wie sie wirklich sind, schildert uns Achleitner die bayerischen Gebirgler und Wäldler daheim und im Kriege: derb, witzig, zuverlässig, mutig, prachtvolle Soldaten.

Vermischtes

Ein Bad mit Hindernissen. Auf dem Vormarsch nach Brüssel hatte ein Teil der deutschen Armee Ramillies erreicht. Und da gerade dieser Teil durch voraufgegangene, zahlreiche Gefechte mit anschließenden Gewaltmärschen sehr mitgenommen war, weit vorausgesandte Kavallerie- und Radfahrer-Patrouillen auch nicht die Spur von irgendeinem Feinde zu sichten vermocht hatten, beschloß der Führer nach schneller Verständigung mit dem Oberkommando, einen Ruhetag einzuschieben, der den Truppen die so nötige Erholung bringen sollte.

Einen geradezu idealen Lagerplatz gewährte das alte Schlachtfeld, auf dem der Herzog von Marlborough dereinst die Franzosen unter Villeroy schlug. Zum Teil von bewaldeten Höhen eingeschlossen, war schon aus geringer Entfernung von dem Lager, das schnell genug aufgeschlagen war, nicht eben viel zu erblicken. Auch die Feldwachen, die der Kommandant ziemlich weit vorgeschoben hatte, konnten vorzüglich gedeckt aufgestellt werden. Und so durften die ermüdeten Truppen in voller Sicherheit der ersehnten Ruhe pflegen.

Die äußerste westliche Feldwache hatte ihr Führer auf einem bewaldeten Bergkegel, dem die Geete in einem großen Bogen auswich, etabliert. In dem dichten Buschwerk völlig unsichtbar, verfügten die Posten über einen weiten Ausblick auf das flache, hinter der Geete sich breitende Gelände. Und sehr zufrieden mit seiner Stellung lag der Wachhabende, Leutnant Rosenow, auf einem über trockenem Reisig gebreiteten Laub- und Mooslager, seiner ureigensten Erfindung, und las Heimatbriefe, die ihm vor kurzem zugestellt waren. Dazwischen aber spähte er immer wieder sehnsüchtig nach dem Lager.

Eine ganze Zeitlang zeigte sich dort nichts. Endlich aber tauchten in der Ferne zwei Gestalten auf, die eiligen Schrittes der Feldwache zustrebten. Kaum hatte sie Rosenow in das Auge gefaßt, als er auch sofort unter freudigem Grunzen aufsprang und sie des näheren durch sein Glas beaugenscheinigte. Richtig, es war Kamerad Holm, begleitet von einem Mann, der einen Korb trug, Wesen, deren er bereits sehnsüchtig geharrt hatte. Da nämlich der Abmarsch zu der Wache in etwas beschleunigtem Tempo erfolgen mußte, war es Rosenow nicht möglich gewesen, sich genügend mit feuchtem und trockenem Proviant zu versehen. Um so fataler war ihm dies, als ein wütender Hunger seinen Magen mehr und mehr in Rebellion versetzte. Holm hatte versprochen, für das Nötige zu sorgen. Und nun war er endlich da. Gott Lob und Dank!

Während Rosenow seinen Leib ausgiebig pflegte, schritt Holm langsam auf dem Gipfel des Berges entlang und erfreute sich — Naturschwärmer, der er war, an der wundervollen Aussicht, die sich ihm bot. Als er dann endlich zu dem Freunde zurückkehrte, fand er diesen, voll gesättigt, bereits wieder auf seinem Moosdiwan mit keinem einzigen Wunsch mehr, als etwa in dem nächsten Gefecht das Kreuz zu erhalten.

Eine Weile betrachtete ihn Holm lächelnd. Dann meinte er gemütlich: „Na, denn schlaf' mal erst ein Ende, mein Junge. So ist doch nicht viel mit dir zu reden. Ich habe etwas Besseres vor. Vorhin entdeckte ich da unten am Flusse eine famose Badestelle, und ich werde die günstige Gelegenheit wahrnehmen, um an mir einmal eine gründliche Säuberung vorzunehmen. Bei Gott, sie tut not!"

„Was willst du?" fuhr Rosenow verblüfft nach dem Feinde herum.

„Baden — ja!"

„Da draußen, außerhalb der Vorposten? — Du hast wohl — Du bist wohl — — "

„Weder das eine noch das andere," unterbrach Holm trocken, „aber ganz entsetzlich schmutzig, da ich fünf Tage lang nicht mit Wasser in Berührung kam. Wenigstens von außen nicht. Du siehst hoffentlich ein, daß mir ein Bad nur gut tun kann!"

„Na meinetwegen!" kam es ergeben zurück. „Tu, was du nicht lassen kannst. Ich jedenfalls ziehe eine Stunde Schlaf vor! — Apropos, hast du ein Handtuch?"

„Nein!"

„Na, dann such' mal dort in dem Deckenstapel. Dazwischen müssen auch Handtücher liegen. Nimm dir also eins, und: Gott befohlen!"

Damit legte sich Rosenow bequem zurück. Holm aber schritt gelassen den Berg hinab an den Fluß, wo er auch bald in dem dichten Weidengebüsch eine bequeme und und sichere Badestelle fand.

Digitized by Google

Rasch entkleidete er sich und seifte sich zunächst einmal gründlich ab. Dann sprang er in den Fluß und schwamm ein Viertelstündchen lustig darin hin und her. Ordentlich neugeboren fühlte er sich in dem feuchten Element, das er während der endlosen Märsche kaum zu sehen bekommen hatte. Nur ungern stieg er endlich aus dem Wasser und begann sich abzutrocknen.

Da ließ ihn plötzlich das Knacken eines trockenen Astes jäh herumfahren. Aber wie von einer Natter gestochen fuhr er zurück, als er sich nun zwei belgischen Infanteristen gegenübersah, die das Gewehr schußfertig im Arm, ganz gemütlich aus dem Weidengebüsch herausspazierten.

Sobald diese den nackten Menschen da vor sich erblickten, stutzten sie ebenfalls. Und es mochte schwer zu entscheiden sein, wer von den beteiligten Akteuren am meisten verblüfft war.

Holm, dem die Gedanken in tollem Wirbel durch den Kopf rasten, faßte sich zuerst. Allein, völlig nackt, und unbewaffnet, da sein Säbel unter der Uniform lag, begriff er blitzartig, daß ihm in dieser kritischen Lage nur die allergrößte Frechheit helfen konnte. Und sobald ihm dies erst einmal klar geworden war, schrie er auch sofort den Kerls französisch ein donnerndes: „Hände hoch!" zu und stürmte dabei auf sie los.

Das trotz allem für unmöglich Gehaltene geschah aber. Erschreckt ließen die Belgier ihre Gewehre fallen und hoben die Arme hoch. Sogleich aber erkannten sie auch, daß sie es nur mit einem einzigen Feinde zu tun hatten und machten Miene, ihre Waffen wieder aufzugreifen. Indessen es war bereits zu spät. Holm hatte im Anspringen das Handtuch unwillkürlich so zusammengedreht, wie es bei den Spielen in der Jugendzeit üblich war. Und nun schlug er dieses pitschnasse Gewinde den Belgiern aus Leibeskräften um die Ohren. So gründlich besorgte der deutsche Berserker seine Arbeit, daß die Belgier entsetzt taumelten. Das war für Holm der gegebene Augenblick, eines der belgischen Gewehre an sich zu reißen. Er tat es, machte sich schußfertig, und, den beiden Kerlen den Weg nach der Feldwache weisend, brüllte er ihnen mit erhobenem Gewehr ein nicht mißzuverstehendes: „Marsch, Marsch!" zu.

Gehorsam trabten die Belgier nun den Berg hinauf der deutschen Feldwache zu. Sie ließen in ihrer Geschwindigkeit auch nicht im geringsten nach. Denn Holm, den mittlerweile zu frieren begann, fuchtelte ihnen mit dem Gewehrkolben so bedenklich nahe an dem Leibe herum, daß sie es für geraten fanden, diesem Kolben unter allen Umständen aus dem Wege zu bleiben.

Rosenow, dem des Freundes lange Abwesenheit den Schlaf vertrieben hatte, war inzwischen langsam aufgestanden und dem der Badestelle des guten Holm am nächsten befindlichen Posten zugeschritten. Hier stand er nun neben diesem, und beide staunten starr und steif dem sonderbaren Besuch entgegen, der ihnen im Laufschritt zustrebte. Als sie die Situation dann endlich begriffen hatten, kannte ihr Jubel auch keine Grenzen mehr. Sie lachten, lachten . . .

Holm lieferte seine beiden Belgier, die sich die Anwesenheit der Deutschen in dieser Gegend absolut nicht zu erklären vermochten, an den Freund ab und sauste dann in schnellstem Tempo den Berg wieder hinunter, um seine Kleider zu holen.

Als er endlich bei seiner Truppe wieder eintraf, hatte sich das Gerücht von seinem Badevergnügen dort bereits verbreitet. Großer Jubel empfing ihn auch hier. Aber auch der Necname war bereits geboren, der ihm nun bis an sein Lebensende wohl anhaften wird:

„Feuchter Adam!" Alb. G. Krueger.

Aufgaben der Presse zur Anpassung der Volksernährung an die Vorräte. Seitdem sich die Notwendigkeit herausgestellt hat, nach Absperrung der Einfuhr durch zweckmäßige Regulation des Verbrauchs unsere einheimischen Vorräte möglichst hoch auszunutzen, hat sich gezeigt, wie schwierig diese Aufgabe ist. Wenn man heute die Konsumenten auf vorwiegenden Kauf bestimmter Nahrungsmittel hingewiesen hatte, zeigte sich schon nach kurzer Zeit, daß eben diese Nahrungsstoffe knapp wurden und ihr Verbrauch deshalb einzuschränken war. So ging es mit dem Mehl, dessen reichlicher Verbrauch in Suppen und Mehlspeisen aller Art erst empfohlen, dann sehr bald als mit dem Vorrat nicht in Einklang erkannt wurde. Aus guten Gründen war auf Einschränkung des Fleischgenusses hingewiesen worden, dann kam sehr bald die Zeit, wo infolge der Notwendigkeit verstärkter Abschlachtung der Schweine umgekehrt der Fleischkonsum vorübergehend möglichst zu steigern war. Ähnlich ging es mit den Kartoffeln, die man als in unerschöpflichen Mengen vorhanden ansah, bis sich plötzlich geradezu Mangel, wenigstens in den größeren Städten einstellte, dem dann in jüngster Zeit wieder ein gewisser Überfluß folgte. Hieraus ergibt sich die Notwendigkeit einer raschen Anpassung des Konsums an die jeweils greifbaren Vorräte. Eine solche Anpassung, die sich mit Hilfe der Preisregulation durch Angebot und Nachfrage nicht schnell genug vollzieht, hat man schon erstrebt durch Veröffentlichung von Kochrezepten und ähnlichen Ratschlägen. Es ist aber notwendig, daß diese Belehrungen in den Zeitungen regelmäßig, vor allem aber, daß sie auf Grund autoritativer Informationen über das, was augenblicklich reichlich vorhanden ist, erfolgen. Gerade während des Sommers werden schnelle Wechsel in den zur Verfügung stehenden Nahrungsmitteln eintreten. Einzelne Gemüse, verschiedene Obstarten können in einer Woche sehr reichlich vorhanden sein, um in der nächsten schon zu fehlen. Es erscheint deshalb wünschenswert, daß die Presse ähnlich, wie sie Wetterprognosen bringt, so auch Marktprognosen, Ratschläge für den Kauf auf Grund möglichst exakter Informationen gibt. Diese Informationen müssen mehr lokaler Natur sein. Die Marktleiter der großen Städte können sie am besten geben, wenn sie von den Produzenten rechtzeitig über die kommenden Zufuhren unterrichtet werden. Wünschenswert wäre nur, daß bei den Ratschlägen auch der Nährwert der in Betracht kommenden Stoffe berücksichtigt würde. Zu dem Behufe wäre das Mitwirken von Sachverständigen, die sich in jeder größeren Stadt finden werden, empfehlenswert. Die Sachverständigen würden die Ratschläge so gestalten, daß mit dem vorhandenen Material eine möglichst rationelle Ernährung zustande kommt.

Geh. Rat Prof. Dr. Rubner. Geh. Rat Prof. Dr. Zuntz.

Was Bertha von Suttner über den Tierschutz sagt. „Die Idee des allgemeinen Mitleids ist die unerläßliche Grundlage jeder Gemütsveredlung. Wo ich kann, in Schrift und Tat, trete ich für den Tierschutz ein; ich fühle mich jedem Menschen dankbar, der da für unsere armen gequälten Nebengeschöpfe eintritt."

Gartenbesitzer sollten mit dem Scheren der Hecken zurückhalten, bis die späte Brut der Singvögel erst noch flügge werden kann. Es wäre zu wünschen, wenn auch bei uns, wie anderswo, die Zeit des Heckenscherens gesetzlich ebenso festgelegt wäre, wie etwa der Anfang der Jagd auf Rebhühner und Hasen. Man legt immer noch nicht genug Wert und Gewicht auf die Erhaltung und Schonung unserer Vogelwelt, besonders der Insektenfresser.

Inhalt des Heftes 46: Die Herrin von Hellerbrunn. Roman von E. von Luckwald. — Bayerische Schneid! Von Arthur Achleitner. — **Beiblatt:** Bundesgenossen. Gedicht von Bernhard Schäfer. — Vom deutschen Erntebrauch. Von Käthe Damm. — Späte Heimkehr. Gedicht von Wothan Dietrich. — Vom Monat August und seinen Tagen. Von A. M. Witte. — Abendstimmung. Gedicht von Marie Grosser. — Bücherbesprechungen. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke's Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 14. August 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1915 Heft 47

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Die Herrin von Hellerbrunn / Roman von C. von Luckwald

6. Fortsetzung.

Ein trüber Himmel lag schwer über Schloß Hellerbrunn. Das weiße Licht des sonnenlosen Sommertages flutete durch das hohe Spitzbogenfenster des Tafelzimmers und ließ den düstern Raum seltsam still und kalt erscheinen.

Esther harrte ihrer Gäste, die jeden Augenblick eintreffen mußten. Eine ungewohnte Unrast beschlich sie, je weiter der Zeiger der alten Kastenuhr vorrückte, eine ihr unerklärliche Beklommenheit erfüllte sie. Sie schalt sich selbst löricht, sie verstand sich nicht, aber sie konnte das Gefühl nicht los werden, daß aus den draußen brauenden Nebelschwaden ihr ein Schicksal nahe.

Sie blickte zu Beate hinüber, die in der tiefen Fensternische stand und stumm in das graue Wolkengewoge hinausstarrte. Die Gestalt des Mädchens, von einem hochroten Kleid umflossen, hob sich wie eine steile, schmale Feuersäule von dem dunklen Hintergrund des Zimmers ab. Esther konnte die Augen nicht von ihr lassen, und noch nach Jahren stand ihr dies Bild vor der Seele: das stille, weiße Gesicht, die zarte Gestalt, die das flammende Gewand wie ein glühender Wunsch umschloß.

Beate veränderte ihre Stellung auch nicht, als jetzt das Rollen des Wagens hörbar wurde, der gleich darauf mit kurzem Ruck vor dem Portal hielt.

Esther trat ungesehen hinter sie und spähte hinaus. Rüdiger verließ als erster den Landauer und winkte Beate zu, die lächelnd den Gruß zurückgab.

Ein hochgewachsener, breitschulteriger Mann folgte ihm auf dem Fuße und blickte nun ebenfalls zu der am Fenster Stehenden auf. Esther betrachtete von ihrem Versteck aus erwartungsvoll den fremden Gast. Sie flüsterte Beate zu:

„Sieht er nicht aus wie ein Wikinger? Auch der Name hat nordischen Klang."

„Er is ja ganz alt," meinte das Mädchen enttäuscht, „schau nur, graue Haare hat er auch schon und so viel Falt'n im G'sicht. Den hab' i mir anders vorg'stellt!"

Wenige Augenblicke später betraten die Herren das Tafelzimmer, Rüdiger schloß seine Tochter mit Inbrunst in die Arme, und Olaf neigte den Kopf mit dem grauen, bürstenartig geschnittenen Haar über Esthers Hand.

„Ich bitte diesen Überfall zu verzeihen, Baronin, aber Rüdiger versicherte mir, daß Sie mein Mitkommen gestatteten."

„Sie sind mir herzlich willkommen, Herr von Tannhausen. Ich freue mich, in Ihnen einen alten Regimentskameraden meines verstorbenen Mannes zu begrüßen."

Dann reichte sie ihrem Schwager die Hand und gab dem an der Tür stehenden Diener Anweisung, die Gäste auf ihre Zimmer zu führen.

„Ich vermute, die Herren werden sich zunächst etwas erfrischen wollen, in einer halben Stunde wird gegessen."

Ihre Stimme klang freundlich und beherrscht wie immer. Niemand hätte ihr anmerken können, daß sie sich Gewalt antat, ruhig und gesammelt zu erscheinen.

Sie schickte Beate mit einem Auftrag in das anstoßende Speisezimmer; sie bedurfte einiger

Digitized by Google

Minuten des Alleinseins, um das törichte Herzklopfen zu überwinden.

Als die beiden Herren nach der angegebenen Zeit wieder eintraten, ging sie auf ihren Schwager zu und sagte:

„Bitte deinen Arm, Rüdiger; Herr von Tannhausen, wollen Sie meine Nichte führen, das Mittagessen wartet auf uns, Sie werden gewiß hungrig und durstig nach der Reise sein."

Rüdiger war gesprächig und anscheinend in bester Stimmung. Er verstand die Kunst, eine oberflächliche Unterhaltung mit Geschick zu führen, so blieb Esther Zeit genug, ihr Gegenüber ungestört zu beobachten.

Olafs Augen begegneten häufig den ihren, und jedesmal, wenn sein scharf prüfender Blick über sie hinglitt, war ihr, als drängen diese klugen, grauen Augen bis in die verborgensten Falten ihrer Seele.

Olaf war nichts weniger als schön, eher konnte er für häßlich gelten, aber es lag Charakter in seinem unregelmäßigen, von zahlreichen Fältchen und Strichen durchfurchten Gesicht. Der schmallippige Mund, das vortretende Kinn verrieten Willenskraft, vielleicht auch Eigensinn. Die hohe, stark gewölbte Stirn trug den Stempel ernsten Nachdenkens, regen geistigen Lebens.

Rüdiger brachte alsbald die Rede auf München, erzählte von Olafs Atelier, seinem mit künstlerischem Geschmack ausgestatteten Heim, und beide Frauen lauschten aufmerksam. Als er aber begann von des Freundes Bildern zu sprechen, schnitt ihm der Maler kurz das Wort ab.

„Nicht doch, Rüdiger, wenn sich die Damen für meine Werke erwärmen sollen, ist es besser, sie tun dies aus eigener Anschauung. Ich hoffe sehr, Baronin," wandte er sich an Esther, „Sie erweisen mir gelegentlich die Ehre, mein Atelier aufzusuchen. Sie kommen doch gewiß bisweilen nach München?"

„Mehrmals im Jahr, es ist ja nicht weit, und von Zeit zu Zeit ist es nötig, den inneren wie den äußeren Menschen aufzufrischen. Wir werden bei nächster Gelegenheit gern von Ihrer gütigen Erlaubnis Gebrauch machen. Ich freue mich schon jetzt darauf, denn ich muß zu meiner Schande gestehen, ich kenne kein einziges Ihrer Bilder."

„Dem soll abgeholfen werden," fiel Rüdiger ein, „sozusagen eine Kostprobe kannst du gleich haben. Tannhausen nahm auf meine Bitte einige Mappen mit, die dich gewiß interessieren werden. Sie stammen alle aus Rawaruska."

„Mein Gott, einige Karikaturen, kleine, frech hingepatzte Bildchen, weiter nichts, Baronin, die werden Ihnen schwerlich einen rechten Begriff meines Könnens geben. Aber eine leidlich gut getroffene Skizze Ihres verstorbenen Herrn Gemahls befindet sich darunter und einige kleine Aquarelle aus seiner alten Garnison. Da diese Bildchen vielleicht einigen Wert für Sie haben dürften, nahm ich die Sächelchen auf Rüdigers Drängen mit."

Esther bat, die Mappe gleich holen zu lassen, und hob die Tafel auf.

Der schwarze Kaffee wurde, wie gewöhnlich, in Felix' Zimmer serviert, man rückte um den runden Mitteltisch zusammen, die Blätter gingen von Hand zu Hand.

„Hier ist die Skizze, von der ich sprach, Baronin," sagte Olaf und reichte Esther das keck hingeworfene, sprechend ähnliche Bild ihres Mannes herüber.

Sie versenkte sich in den Anblick der vertrauten Züge, ohne ein Wort zu äußern. Aber das Beben ihrer Hand bewies dem Maler deutlicher als laute Anerkennung, wie tief der Eindruck war. Meisterhaft war der Zug sorgloser Fröhlichkeit des jungen, frischen Gesichts getroffen. Der Anblick berührte Esther wie ein Gruß aus längst vergangenen Tagen. Genau so hatte Felix ausgesehen, als sie ihn damals in Karlsbad kennen lernte, mit diesem weichen, zärtlichen Lächeln hatte er sich einst in ihr Herz geschmeichelt. Zögernd gab sie das Blatt zurück, sie äußerte kein Wort, aber ihre Augen waren feucht geworden.

Olaf bemerkte es und fragte leise:

„Darf ich Sie bitten, das Bildchen zu behalten? Es wäre mir eine Freude."

Sie reichte ihm die Hand über den Tisch:

„Ich danke Ihnen herzlich, Herr von Tannhausen, es soll den besten Platz in meinem Zimmer haben. Nochmals — vielen Dank."

Beate hatte unterdessen die Skizzen durchblättert und lachte plötzlich laut auf.

„Was is denn dies — da laufen ja Schweinderln in der Gasse!"

Digitized by Google

„Das ist die Hauptstraße von Rawaruska", erklärte Olaf. „Ja, Baronin Beate, das ist dort so Mode."

Das junge Mädchen wollte sich ausschütten vor Heiterkeit.

„Oh — und der da — der Dicke mit dem gewaltigen Schnauzbart und der Mordsnasen?"

„Das war unser Major, eine kreuzbrave Seele — —"

„Aber schön war der amal nit —"

„Nein, das wohl nicht," gab Olaf zu, „aber ein charakteristisches Gesicht hatte er, und das ist mehr wert. Man malt doch nicht ausschließlich, was schön ist!"

„Ach — das hätt' i nit gedacht! Aber Sie woll'n doch mich malen, Herr von Tannhausen — oder nit? Papascha hat vorhin so was g'sagt."

„Ja, das möchte ich gern, wenn ich darf — wäre es Ihnen unangenehm, Baronin Beate?"

„Ah, woher denn — dös tut mich riesig freu'n. Wie wollens mich denn abkonterfeien?"

„So wie ich Sie vorhin zum erstenmal erblickte: in dem roten Kleid — umrahmt von dem Spitzbogenfenster — als Sie in die graue, neblige Landschaft hinaussahen, halb sehnsüchtig, halb erwartungsvoll, als blickten Sie nach einem fernen Ziel."

„Tat i das wirklich? I weiß nimmer — Sie waren jedenfalls selbst — das ferne Ziel — denn wir warteten ja auf Sie", erwiderte sie sorglos lachend. „Also, wann fangen wir an?"

„So bald als möglich, Baronin Beate, wenn Sie wollen, morgen vormittag."

Aber am folgenden Morgen kam es doch noch nicht zu einer Sitzung. Beate war bereits frühzeitig nach dem Tennisplatz gegangen und schien die Verabredung vergessen zu haben.

Als Olaf mit seinen Malgeräten im Tafelzimmer erschien, war nur Esther anwesend und entschuldigte ihre Nichte.

„Nehmen Sie einstweilen mit mir fürlieb, Herr von Tannhausen, ich denke, Ihr Modell wird gleich erscheinen. Wenn die Kleine beim Tennis ist, vergißt sie alles andere, da verspätet sie sich gern."

Olaf war zuerst verstimmt; der verwöhnte Künstler vertrug es nicht, wenn man ihn warten ließ. Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, führte ihn Esther durch alle Wohnräume, zeigte ihm den altertümlichen Hausrat, die Bilder und Kunstgegenstände. Das Tafelzimmer entzückte ihn ganz besonders, was Esther mit Genugtuung bemerkte.

„Es ist mein eigenstes Reich", sagte sie. „Die Einrichtung wird zwar vor Ihren kritischen Augen nicht in Ehren bestehen, denn sie ist bunt zusammengewürfelt, aber es sind einzelne gute Stücke darunter, und hier ist die Bibliothek, die ich mir im Laufe der Jahre zusammengestellt habe."

Sie wies ihm ihre Lieblingsschriftsteller und verwickelte ihn in ein literarisches Gespräch.

Tannhausen äußerte unumwunden sein Erstaunen, wie gut sie Bescheid wisse, und meinte schließlich:

„Wie ein Blaustrumpf sehen Sie trotzdem nicht aus, Baronin."

Esther lachte:

„Man braucht doch keine Tinte an den Fingern zu haben, wenn man schreibt, und man muß kein Blaustrumpf sein, wenn man gern ein gutes Buch liest — nicht wahr?"

„Gewiß nicht — aber bei einer Frau ist das selten — da geht es ohne ein Fleckchen nicht immer ab."

„Haben Sie bei mir eins bemerkt?"

„Nein — wahrhaftig nicht — verzeihen Sie mir — es ist eine meiner Untugenden, meine Gedanken gar zu offenherzig zu äußern."

„Den gleichen Vorwurf erheben viele gegen mich — also haben wir nichts voreinander voraus."

Sie setzten sich, und Esther fing an, über dieses und jenes Buch zu sprechen, ohne jede Gelehrsamkeit, einfach und natürlich, wie eine Frau über Dinge spricht, die sie selbst erlebt hat, die sie liebt. Immer ganz persönlich, individuell, in der Beleuchtung, wie ihr Menschen und Dinge erschienen.

Dann erzählte Olaf ihr von seinem Wirken, seinen Zielen, seinen künstlerischen Ideen, und sie hörte mit klugen, aufmerksamen Augen zu, ab und zu eine Frage, eine kurze Bemerkung dazwischenwerfend.

Die Stunden verflogen wie Minuten, und beide glaubten, sich seit lange nicht so angenehm unterhalten zu haben.

Erhitzt und etwas schuldbewußt kam Beate erst kurz vor Tisch vom Tennisplatz heim. Sie trat mit einer bittenden Gebärde auf Olaf zu:

Digitized by Google

„Sein's nur nit gar zu bös, Herr von Tannhausen, i hab' ganz auf die Sitzung vergessen überm Spiel. Gerad nur ein Stünderl wollt i mit dem Cari Emmerich singeln, und als i auf die Uhr schau — Jessas Maria bin i erschrock'n — da war's zwölf vorbei! I bin nit schlecht gesprung'n den Berg hinauf. Gellen's, sind sehr bös?"

„Bewahre, Baronin — nicht ein bißchen. Ich habe mit Ihrer Frau Tante so genußreiche Stunden verplaudert, daß ich Ihr Zuspätkommen gar nicht bemerkt habe."

Das junge Mädchen zog die Stirn kraus.

„So — wirklich — dös is g'scheit."

Näher an die Staffelei tretend, rief sie unwillig:

„Da haben's ja statt meiner Tant' Esther gezeichnet!"

Sichtlich unangenehm berührt, betrachtete sie die flüchtig hingeworfene Bleistiftskizze; auch Esther sah erstaunt auf.

„Davon habe ich gar nichts gemerkt, — wann haben Sie denn das gemacht?"

„Während wir uns unterhielten, Baronin — verzeihen Sie — es ist fast Diebstahl; trotzdem bitte ich darum, die Skizze behalten zu dürfen, als Erinnerung an diese Stunde!"

Ein helles Rot überflog Esthers Gesicht, aber sie sagte nichts. Die heiße Blutwelle drang stürmisch zu ihrem Herzen, sie neigte sich tiefer über die Zeichnung, um ihre Erregung zu verbergen.

„Ist es denn ähnlich? Sehe ich wirklich so aus? Ist es nicht geschmeichelt?"

Beate betrachtete die Skizze mit kritischen Blicken:

„Na — weißt, ein bisserl zu jugendlich ist's schon, sollt i meinen. Vor zehn Jahren mag's ähnlich gewesen sein. Du bist doch beiläufig achtunddreißig Jahre alt, und die Krähnfüß bei die Augen hat Herr von Tannhausen als höflicher Mann fortg'lassen. I dacht übrigens, Sie wär'n hergekommen, um mein Bild zu malen, statt dessen machen's ein Konterfei von der Tant', dös sind i gar nit schön von Ihnen."

Olaf zuckte die Achseln.

„Sie zogen es ja vor, Tennis zu spielen."

Beate war in übelster Laune und richtete für den Rest des Tages kaum einmal das Wort an den Maler.

Am nächsten Morgen aber war sie bereits vor der ausgemachten Zeit zur Stelle. In ihrem hochroten Kleid stand sie in der Fensternische und blickte Olaf halb trotzig, halb ängstlich an, als er eintrat.

Von neuem fesselte ihn die eigenartige Schönheit des jungen Geschöpfes; er traf seine Vorbereitungen und begann emsig zu arbeiten.

Wohl eine halbe Stunde verharrte das Modell in der angegebenen Stellung, aber dann hielt Beate dies schweigende Beisammensein nicht länger aus.

„Muß i denn hier stehn wie a Salzsäul', stumm wie a Fisch? Darf man als Modell nit a bisserl plausch'n?"

Olaf lachte.

„Natürlich dürfen Sie das, Baronin, es ist mir sogar lieber — des Ausdrucks wegen. Erzählen Sie mir rasch, was Sie eben dachten."

„Soll i das wirklich?"

„Ich bitte darum."

„Die ganze Zeit dacht i darüber nach, woher die Narbe über Ihrer Stirn stamm'n mag; 's sieht fast aus wie ein Säbelhieb."

„Da haben Sie ganz recht gesehen."

„Waren's denn amal im Krieg?"

„Nein."

„Am End gar — ein Duell?"

„Ihrem Scharfblick entgeht nichts, wie ich sehe. Die Narbe ist in der Tat ein Andenken an ein Rencontre, aber es liegt viele Jahre zurück."

Beates Augen wurden groß und dunkel vor Neugier.

„Gehn's — wie interessant! War's wegen einer Dam'?"

„Auch diese Vermutung stimmt."

„Bitt schön, erzählen Sie's mir, i sag's auch bestimmt nit weiter."

Olaf schüttelte ablehnend den Kopf.

„Das ist nichts für Ihre jungen Ohren, von dergleichen brauchen Sie noch nichts zu wissen, Baronin."

Beate rümpfte das kurze Näschen:

„Allweil heißt's: i bin zu jung für dies, noch nit reif für jen's — und doch bin i fast achtzehn Jahr. Morgen in acht Tagen is mein Geburtstag."

„Ich werde mir das Datum notieren, Sie sollen den schönsten Blumenstrauß haben, der in Lurchstadt aufzutreiben ist. Aber trotz Ihres

Digitized by Google

würdigen Alters erzähle ich Ihnen die Duellgeschichte doch nicht."

„Aber Tant' Esther — der würden Sie's anvertrauen, gelt?"

„Wenn sie mich danach fragte — vielleicht — aber sie tat es nicht."

Eine Weile herrschte Schweigen, dann begann Beate abermals:

„Sie war'n gewiß ein fescher Leutnant — damals, und Ihr Gegner sicher ein Kamerad?"

„Ob ersteres stimmt, weiß ich nicht, mein Gegner bei dem Ehrenhandel war allerdings ein Offizier — aber nicht von meinem Regiment."

„Und die Dame — die war wohl sehr schön?"

„Längst nicht so schön wie Sie, Baronin Beate — aber ich habe sie sehr lieb gehabt und duldete nicht, daß einer unehrerbietig von ihr sprach. Sie ist übrigens schon lange tot, und die Toten soll man ruhen lassen. Es tut nicht gut, die Gräber alter Erinnerungen aufzudecken. Das wissen Sie noch nicht, auch dafür sind Sie noch viel zu jung. Ziehen Sie kein böses Gesicht, Sie kleines, törichtes Mädchen, freuen Sie sich lieber Ihrer Jugend. Ihnen gehört die Zukunft."

„Sie sind wohl schon sehr alt, Herr von Tannhausen?"

„Wenn es Sie interessiert — ich bin fünfundvierzig."

„Ach — i hätt' Sie für viel älter gehalten."

„Danke für das Kompliment", lachte Olaf ohne jede Empfindlichkeit, dann sagte er:

„Ich weiß, daß ich älter aussehe als meine Jahre, das Leben hat mit unbarmherziger Hand seine Schrift in mein Gesicht gezeichnet, und es gibt eben Jahre, die wie in Kriegszeiten doppelt zählen. Wem z. B. wie mir die Sonne Afrikas auf dem Scheitel brannte, weiß ein Lied davon zu singen."

„Was — da drunten waren's auch, Herr von Tannhausen? Was hatten's denn da zu schaff'n?"

Der Maler ließ resigniert den Zeichenstift sinken und sah sein Modell an.

„Die Beharrlichkeit, mit der Sie Fragen stellen, ist unwiderstehlich, Baronin — ich strecke die Waffen und will Ihnen auch das noch erzählen, eher geben Sie ja doch keine Ruhe. Nach der Verwundung damals — —"

„Oh — nach dem Duell, wegen der Dame, die Sie liebten —"

„— lag ich sehr lange krank im Garnisonhospital."

„Hatten's denn niemand, der Sie zu Haus g'sund pflegen konnt? Eine Mutter oder Schwester?"

„Nein — meine gute Mutter lebte damals nicht mehr, und eine Schwester habe ich nie besessen. Bald nach meiner Genesung nahm ich den Abschied und schloß mich einer Expedition ins Innere Afrikas an."

„Warum denn? Das muß doch sehr anstrengend und unkommod sein!"

„Nun ja — kommod — wie Sie's nennen, ist das Leben dort gerade nicht, und weshalb ich in die Tropen ging? Vielleicht aus Abenteuerluft, vielleicht um gewisse Erinnerungen im Wüstensande Afrikas zu begraben. Es war eine wilde, aufregende Zeit, voller Gefahren, Mühsal und Strapazen, und doch war es schön! Ich möchte diese Jahre nicht aus meinem Leben missen. Auch für meinen Werdegang als Künstler waren sie wertvoll, meine besten Skizzen entstanden unter der glühenden Tropensonne. Was wissen wir hier von jenen Beleuchtungen und Sonnenuntergängen, von der Farbenglut, die über diesem wunderbaren Land ausgegossen ist!"

„Aber schließlich hatten's doch genug davon, gelt?"

„Meine Gesundheit litt unter dem Klima; das Fieber trieb mich in gemäßigtere Zonen und der Wunsch, mich als Künstler weiter auszubilden, nach München. Dort lebe und wirke ich nun bereits seit einer Reihe von Jahren. Ist Ihr Wissensdurst jetzt gestillt, Baronin Beate?"

Sie nickte lebhaft und befriedigt:

„Ihre afrikanischen Bilder, die möcht' i amal anschau'n dürfen, und Ihr Atelier is sicher arg interessant — Sie haben aus dem Wüstenland gewiß viele schöne Sachen mitgebracht?"

„O ja."

„Auch Löwen- und Tigerfelle?"

„Die Decke eines selbsterlegten Löwen und zwei Leopardenfelle schmücken die Wände meines Ateliers."

„Wirklich! Oh, die muß ich sehn, wann wir's nächstemal nach München komm'n. Aber jetzt möcht i mich ein bisserl bewegen, von dem langen Stillstehn wird man ganz lahm."

Digitized by Google

Sie sprang mit einem Satz von dem erhöhten Fenstertritt, raffte das rote Kleid mit beiden Händen und begann einen wilden Tanz.

Es lag jedoch so viel Grazie und so viel unbewußte Anmut in jeder ihrer Bewegungen, daß Olaf den Blick nicht von ihr wenden konnte. Einer züngelnden, hüpfenden Flamme gleich wirbelte sie durch das Zimmer, die zierlichen Glieder reckend und dehnend. Bald schnellte sie wie ein Feuerpfeil an Olaf vorüber, dann wieder schwebte sie mit ausgestreckten Armen langsam dahin, als berührten die Füße in den kleinen Goldschuhen kaum den Boden.

Des Künstlers Augen folgten bewundernd ihren Bewegungen, jede Linie ihres geschmeidigen Körpers erfaßte er mit schönheitsdurstigem Blick, als könne er sich nicht satt an ihr sehen.

Endlich warf sie sich erschöpft in einen tiefen Ledersessel, wo sie sich wie ein Kätzchen zusammenrollte. Es lag etwas Lockendes, Verführerisches in der Art, wie sie von unten herauf zu ihm aufsah.

„Sie würden eine hinreißende Salome sein," rief Olaf begeistert, „ich möchte Sie wohl den Schleiertanz tanzen sehen."

„Wie is der, den kenn i nit, aber i könnt ihn gewiß lernen, denn 's Tanzen, das liegt mir nun mal im Blut. Aber Stunden hab' i nie nit g'habt."

„Das glaube ich wohl; es ist angeborenes Talent bei Ihnen."

Beate lächelte geschmeichelt. Mit dem Verlauf der heutigen Sitzung war sie zufrieden.

Das Porträt machte gute Fortschritte; Olaf arbeitete mit Feuereifer und ging ganz in dem ihn fesselnden Vorwurf auf. Wie stets, wenn er ein neues Bild auf der Staffelei hatte, vergaß er alles andere darüber, dann kam nur der Künstler in ihm zu Wort. War aber das Gemälde vollendet, der letzte Pinselstrich getan, erlosch sein Interesse daran. Gesicht und Hände des Modells waren jetzt fast fertig. Gewand und Hintergrund dagegen erst flüchtig angedeutet. Diese „Nebensächlichkeiten", wie der Maler es nannte, pflegte er meist etwas skizzenhaft zu behandeln, sie durften die „Hauptsache" nicht durch zu genaue Durchführung beeinträchtigen.

Meist wohnte Esther den Sitzungen bei, soweit ihre reich ausgefüllte Zeit es gestattete. Mit immer wachsender Anteilnahme beobachtete sie das Fortschreiten des Bildes.

Auch Rüdiger erschien ab und zu, kritisierte, lobte oder tadelte, aber lange verweilte er nie in dem improvisierten Atelier, und Olaf war stets froh, wenn der viel redende Freund die Tür wieder von außen schloß.

Esthers Anwesenheit störte ihn hingegen nie bei der Arbeit; er forderte sie sogar öfters auf, ihre Meinung zu äußern. Ihr klarer Blick, ihr verständiges Urteil waren ihm wertvoll.

Heute war sie allein erschienen und sagte auf Olafs fragenden Blick:

„Beate ist leider nicht ganz wohl, sie hütet mit einer leichten Erkältung das Bett, die Sitzung muß dieses Mal unterbleiben."

„Es fehlt ihr hoffentlich nichts Ernstliches?"

„Nein, durchaus nicht; ich denke, sie wird morgen wieder wohlauf sein, es tut mir nur leid, daß Sie die Arbeit unterbrechen müssen."

„Das ist nicht so schlimm, ich bin in einigen Tagen sowieso fertig. Wenn ich das Kleid hier hätte, könnte ich vielleicht daran etwas arbeiten."

„Da wüßte ich Abhilfe", sagte Esther schnell. „Ich werfe es über und diene Ihnen als lebendiger Kleiderständer."

„Das wäre allerdings ein Ausweg," meinte Tannhausen erfreut, „wenn Ihre Zeit es erlaubt, nehme ich das Anerbieten dankend an."

Esther war schon hinausgeeilt und trat wenige Augenblicke später wieder bei ihm ein.

„Die Länge stimmt so ziemlich," meinte sie, „nur im Rücken schließt es nicht ganz, die Kleine ist schlanker als ich."

Sie nahm Beates Platz am Fenster ein, und Olaf ging sogleich an die Arbeit.

Eine Weile herrschte Schweigen. Esther stand bewegungslos und sah dem Maler zu. Schließlich fragte sie:

„Sind Sie mit Ihrem Werk zufrieden, Herr von Tannhausen?"

„Ja, ich glaube, ich darf es diesmal sein, obgleich es nicht leicht ist, bei dem lebhaften Temperament und dem wechselnden Gesichtsausdruck Ihrer Nichte, das Charakteristische festzuhalten. Aber ich hoffe, es ist wenigstens einigermaßen gelungen."

Esther lächelte ein wenig.

Digitized by Google

„Ich glaube, ein echter Künstler ist nie ganz zufrieden mit seiner Arbeit, er will immer mehr erreichen, als er leisten kann."

„Geht das nicht jedem Schaffenden so? Wir streben wohl alle nach möglichst großer Vollkommenheit, ohne sie doch je erreichen zu können; darin liegt die Tragik und die Größe des Künstlers. Wer mit sich selbst zufrieden ist, hört auf, ein Schaffender zu sein."

Esther betrachtete ihn nachdenklich.

„Wenn ich Sie recht verstehe, meinen Sie, daß uns Menschen nicht die Sehnsucht nach etwas Höherem verloren gehen darf. Ist es nicht so?"

„Ja, wir können sie nicht entbehren, denn wer keine Sehnsucht mehr hat, erstickt am grauen Alltag."

„Auch dann, wenn diese Sehnsucht nur eine schöne Illusion ist?"

„Selbst dann."

„Aber wenn wir sehen, daß es eben nur eine Illusion war, so stürzt uns diese Erkenntnis aus unserem selbstgeschaffenen Himmel zur Erde nieder, und das ist dann doppelt bitter."

„Da haben Sie freilich recht, Baronin, und das ist überall so, in der Kunst sowohl als in Liebe und Ehe."

Ein leiser Seufzer hob Esthers Brust.

„Ich glaube, die Ehe ist ein gutes Mittel gegen Illusionen."

Olaf blickte sie scharf an.

„Waren Sie in Ihrer Ehe nicht glücklich, Baronin? Verzeihen Sie die Frage, ich hatte kein Recht dazu", sagte er schnell, als er ihrem hochmütig abweisenden Blick begegnete.

Esther erwiderte nach kurzem Zögern:

„Sie haben Felix in seiner Jugend gekannt, Herr von Tannhausen; er ist der gleiche geblieben, der er damals war. Innerlich wie äußerlich hatte er sich kaum verändert bis zu seinem jähen Tode. Sie kennen jetzt auch mich. — Er war ein Kind, ein sorglos fröhliches, warmherziges Kind, leicht zu lenken, und ich habe ihn gewiß sehr lieb gehabt. Eine Frau meiner Art verlangt aber von ihrem Gatten mehr. Sie sucht den Herrn, den Eroberer im Mann; sie möchte sich viel lieber einem starken Willen unterwerfen, als einen schwachen leiten. Sie erwartet von ihrem Liebesleben die große, alles bezwingende Leidenschaft. Vielleicht verlangte auch ich zu viel und ging deshalb mit leeren Händen aus. Naturen wie meine Nichte hingegen kommen leichter durchs Leben; sie sind für tragische Schicksale nicht geschaffen, sie nehmen alles leicht, zu Katastrophen kommt es da nicht."

„Halten Sie Beate für so oberflächlich?"

„Vielleicht — jedenfalls wird eine gesunde Dosis von Egoismus sie stets vor Seelenleiden bewahren."

„Urteilen Sie da nicht zu scharf, oder ist es Optimismus, der Sie so sprechen läßt?"

„Sollte Beate je eine Enttäuschung erleben, so wird sie daran bestimmt nicht zugrunde gehen, das dürfen Sie mir glauben. Einige Tränen verletzter Eitelkeit, ein wenig Herzweh vielleicht — aber das schwindet bald, und dann steht das junge Ding wieder aufrecht, um begierig ein neues Glück zu erwarten. Und dies neue Glück wird dann in ihren Augen wahrscheinlich noch schöner sein, als das erste gewesen, weil ein bißchen unglückliche Liebe so einem Mädel erst richtig das Herz erschließt. In der Jugend ich dies alles nicht so schlimm; erst in späteren Jahren empfindet man tiefer, nachhaltiger. Der Sturm, der ein junges Bäumchen nur ein wenig biegt und schüttelt, zerbricht die Krone des starken Baumes."

„Das sind Theorien, Baronin."

„Aber immerhin liegt Wahrheit darin. Wenn etwa eine Frau in meinen Jahren sich mit solchen Dingen herumschlagen muß, so ist das schlimmer — und lächerlich ist es obendrein."

„Ich kann darin nichts Lächerliches finden."

„Das sagen Sie als Künstler, weil Sie als solcher einen weiteren Blick, größere Seelenkenntnis besitzen —, die Gesellschaft urteilt anders darüber. Darum tut man schon am besten, jede Herzensregung hinter der Maske kühler Gleichgültigkeit zu verbergen."

Esther schwieg, und Olaf, der nicht wußte, was er aus ihren Worten machen sollte, hielt es für das beste, ebenfalls zu schweigen.

Eifrig strichelte er an dem Faltenwurf des roten Gewandes. Er blickte erst wieder auf, als Esther leise fragte:

„Wie gefällt Ihnen eigentlich meine Nichte, Herr von Tannhausen?"

Da ließ er den Pinsel sinken und antwortete mit Überzeugung:

Digitized by Google

„Ich glaube, sie ist das entzückendste Geschöpf, das ich je gesehen — beneidenswert der Mann, dem sie sich einst zu eigen gibt."

Eine bange, schwere Pause entstand. Olaf hielt die Augen beharrlich auf das Bild gesenkt, und Esther rührte sich nicht.

Nach geraumer Zeit stieg sie langsam von dem erhöhten Fenstertritt herab.

„Ich glaube, wir hören jetzt auf, Herr von Tannhausen, das lange Stehen ist doch etwas ermüdend. Bitte entschuldigen Sie mich bis zu Tisch, ich möchte mich nach meiner Nichte umsehen."

Ihre Stimme hatte den gewohnten, ruhig freundlichen Klang, als sie ihm lächelnd zunickte und zur Tür schritt. Leise raschelnd glitt der rote Kleidersaum über den Teppich hinter ihr her — als Olaf aufblickte, war er allein.

* * *

Hinter dem Schloß, umgrenzt von hohen, alten Linden, lag ein kleiner Blumengarten. Esther liebte dies traute, weltabgeschiedene Fleckchen Erde, das als duftende, leuchtende Insel im grünen Meer der Bäume ruhte.

Von alters her hieß es: „Das Frauengärtlein". Alle die Schloßherrinnen, die längst drüben im Mausoleum ruhten, hatten hier gewaltet, das Stückchen Land nach eigenem Gefallen bebaut, darin geschafft und vom Leben geträumt. Als junge Frauen waren sie mit dem gestrengen Ritter über diese schmalen, verwachsenen Wege geschritten; hier hatten ihre Kinder gespielt, dort saßen sie als alte, müde Matronen, die Sommersonne genießend, sich des Blumenduftes freuend.

Ein Klang aus längst vergangenen Zeiten war das Frauengärtlein, eine kleine, blühende Welt für sich. In diesem Gewirr bunter, altmodischer Bauernblumen hielt die Zeit den Atem an, hier stand sie still. Jahrhunderte waren an den knorrigen Lindenbäumen mit leisem Fuß vorübergezogen, und wie damals, als sie noch junge Stämmchen waren, standen sie wieder in Blütenpracht, umsummt von emsigem Bienenvolk.

Wie einst lag auch heute das Frauengärtlein im Paradieseschmuck; abermals durfte es für ein Weilchen jung und schön sein. Wiederum blühten Flieder und Goldregen, der Rotdorn reckte seine farbenfreudigen Wipfel zum Sonnenlicht, und auf den Beeten blauten dicke Büsche von Eisenhut und Rittersporn. Brennende Liebe glühte zwischen steifen, schneeweißen Lilien, Portulak und Balsaminen säumten die schmalen Wege ein, umgaukelt von vielfarbigen Schmetterlingen.

Drosseln und Amseln ließen ihren süß werbenden Liebesgesang aus den Büschen erschallen, blaugrün schillernde Fliegen durchsurrten die warme Sommerluft.

Am Ende des kleinen Gartens stand eine dicht umwachsene Laube, in der selbst in der heißesten Jahreszeit ein kühles, mattes Dämmerlicht herrschte. Eine Bank stand darin, davor ein alter, wurmstichiger Holztisch.

Als Esther in Hellerbrunn einzog, wollte Felix die einfache, halbverfallene Laube entfernen lassen, um an ihrer Stelle ein zierliches, modisches Gartenhaus zu setzen. Aber Esther ließ es nicht zu. Sie wollte den Platz behalten, so wie er war: umsponnen von Pfeifenkraut und Geißblatt, das wie ein dichter grüner Vorhang die Außenwelt abschloß.

In diesem stillen Winkel hatte sie schon manche Stunde verträumt wie die Ahnfrauen vor ihr. Hier saß sie auch heute, verborgen von dem grünen Gerank, und blickte in die blühende, duftende Blumenwildnis hinaus.

Ein aufgeschlagenes Buch lag vor ihr auf dem Tisch, aber sie las nicht darin, verträumt ruhten ihre Augen auf den stillen weißen Lilien, auf Türkenbund und Rosmarin der Gartenbeete. Sinnend schaute sie dem Liebesspiel zweier bunter Falter zu, die vor der Laube im Sonnenlicht einander umflatterten, als müßten sie ein schweres Problem ergründen.

Aber ihre Gedanken waren nicht bei den Blumen, nicht bei den Schmetterlingen; die weilten bei dem fremden Manne, der als schwer zu lösendes Rätsel ihren geraden, ruhigen Lebensweg gekreuzt. Seit Olaf Tannhausen ihr begegnet, kannte sie sich selbst nicht mehr; etwas Neues, seltsam Erregendes war ihr mit ihm entgegengetreten, das ihr Angst einflößte, sie beunruhigte und doch ihre Seele mit einem wunderbaren Glücksgefühl erfüllte.

In ihm war ihr eine neue Welt aufgegangen, er hatte Gedanken, Empfindungen in ihr ausgelöst, die ihr bisher fremd gewesen.

Digitized by Google

Sie gedachte des gestrigen Abends, als sie Olaf den kleinen Garten gezeigt.

„Wie schön ist diese Blumenwildnis," hatte er gesagt, „dies ist ein Stückchen deutsches Land. Es mutet mich an wie ein Klang aus der fernen, nordischen Heimat. Bei uns oben in Holstein sieht man solch altmodische Bauerngärten noch oft."

Esther hatte ihn erstaunt angesehen.

„An der Waterkant sind Sie zu Hause — und trotzdem dienten Sie bei den Savoy-Dragonern in Rawaruska — wie kam das?"

„Mein Vater fühlte sich als Däne, er verkaufte sein Gut, als Schleswig-Holstein preußisch wurde, und zog, wie viele andere, nach Österreich. Aber in meinen Adern fließt deutsches Blut, und daß ich in Fühlen und Denken gut deutsch geblieben bin, ist wohl hauptsächlich das Verdienst meiner guten Mutter. Ach — meine Mutter! Die hätten Sie kennen sollen, das war eine Frau!"

Mit feuchten Augen erzählte er Esther von der geliebten Verstorbenen, vom Elternhaus, der fernen, meerumschlungenen Heimat. Wie ein großes, zutrauliches Kind schüttete er ihr sein Herz aus. Sprunghaft, wie es seine Art war, glitt er von einem ins andere über: mit warmen Worten der Jugendzeit gedenkend, lachend die wilde, schöne Leutnantszeit schildernd, und dann brach er plötzlich ab und sprach von Afrika.

Als ob er die Seiten eines bunten Bilderbuches durchblätterte, waren Erlebtes, Menschen, Schicksale an Esther vorübergezogen: im Geist saß sie neben ihm an lodernden, nächtlichen Feuern, in der Ferne grollte das Gebrüll des Berberlöwen. — Die weißen Mäntel der Beduinen leuchteten, langsam zog die Karawane durch den gelben Wüstensand. — Die Dschungeln rauschten geheimnisvoll, durch Urwaldgestrüpp schlich der Tiger, die grünen Augen funkelten beutegierig. — Sie hörte den rauhen, mißtönenden Gesang der Neger, die schwarzen, geschmeidigen Gestalten umsprangen in wildem Tanz den Kral. — Heiß tobte der Kampf, Gewehrfeuer knatterte, Giftpfeile schwirrten, lautes Geschrei erschütterte die glühende Luft. — Das tiefblaue Meer warf rauschend seine weißen Wellenköpfe an sandige Ufer, die Kronen der Palmen zitterten leise, in leuchtender Klarheit prangte das Kreuz des Südens am nächtlichen Tropenhimmel. — Und während Esther sich noch mühte, die bunten, wechselnden Bilder in sich aufzunehmen, sprach Olaf bereits von München. Er schilderte ihr sein Heim, die Werkstätte seiner Kunst. Von heißem Ringen und Kämpfen erzählte er, von seinen Erfolgen und Enttäuschungen. In seine unruhige, nie voll befriedigte Künstlerseele hatte er sie schauen lassen, wie einer vertrauten Freundin, einem gleichgestimmten Wesen hatte er sich ihr rückhaltlos offenbart.

Sein ganzes Leben lag in dieser Abendstunde vor Esther ausgebreitet, sie las darin wie in einem offenen Buch. Selbst den Namen jener einst heiß geliebten Frau hatte er nicht verschwiegen.

Da hatte ein heißes Glücksgefühl sie überströmt, ihre Seele war der seinen begegnet und hatte sie stumm gegrüßt. Ein seliges Lächeln umspielte ihren Mund, als sie seiner Worte gedachte, ihr Herz klopfte zum Zerspringen, heiß jagte das Blut durch ihre Adern.

Was trieb Olaf dazu, gerade ihr so bedingungslos zu vertrauen, warum hatte er ihr sein Innerstes entschleiert? Was empfand er für sie, warum senkten sich seine Augen so tief und verstehend in die ihren — ahnte er vielleicht, was er ihr in diesen Tagen geworden?

Gewohnt, sich Rechenschaft über die eigenen Gedanken zu geben, verhehlte Esther sich nicht, daß eine tiefe, heiße Liebe für den fremden Mann ihr Herz durchglühte, es ausfüllte bis in die geheimsten Falten.

Sie glaubte abgeschlossen zu haben mit der Jugend, und nun nahte ihr noch einmal, ehe sie die Grenze überschritt, dies beängstigend süße, tiefe Gefühl, das sie zugleich mit Wonne und Schreck erfüllte, das so verschieden war von dem, was sie einst in Felix' Arme getrieben.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Bayerische Schneid! Von Arthur Achleitner

4. Fortsetzung.

Die Fragen Aumers nach Kompagnie und Zug vermochte Sepp nicht zu beantworten. „Ja, Hansnarr, wie soll ich dann einen Mann aus einem Bataillon oder gar aus einem Regiment herausfinden?! Den Namen weißt du ja auch nicht!"

„Schaugen S' auf die starren Augen! Unter tausend finden Sie den Kerl heraus!"

„Unsinn! Immer wird der Mann nicht entsetzt und starr gucken! Vielleicht hat er die Granaten fliegen gesehen . . .?"

„Na na, g'wiß net! Zug'lost hat er, belauscht, was wir g'redet haben! Und wie der Kerl mich g'sehen hat, sind seine Augen starr worden! Ich bring die Meinigung net los, daß der Kerl doch a Wilderer von dahoam ist!"

„Meine Jäger beteuerten aber immer, daß wir in unseren Revieren Raubschützen n i c h t haben!"

„Sell ist richtig! Ich will ja net sagen, daß der Starraugete hoamli wildert, ehender könnt es sein, daß er diemalen schießt . . ."

Aumer wurde aufmerksam.

„Jeß Maria Josef!" schrie Sepp auf.

„Was hast denn?"

„Hiazt hab' ich die Meinigung: Der Starraugete woaß was von der — Tobelg'schicht!"

„Wie? Demnach vermutest du in dem unbekannten Reservisten den Menschen, der den Hupfauf Wastl hinaufgeschossen hat?"

In schwerer Erregung nickte Sepp. Er vermochte nicht gleich zu sprechen.

Nachdenklich schwieg Aumer.

Sepp strich sich die Haare aus der Stirn, und bebend vor Aufregung flüsterte er: „Was machen, gnä' Herr? Denken S' nach, Herr Oberleitnambt! Als Herr müssen S i e der G'scheitere sein! Denken S' nur: ein solchener Mensch im Regiment! Mich, den unschuldigen Jaager, hat man verdächtigt, verhaftet! Aufkemmen ist nix! Ist der unbekannte Starraugete wirklich derjenig, der den Wastl auf'g'schossen hat, so ist das ganze Regiment verschimpfiert! Schlecht kunnt oam werden bei dem Gedanken! Ich kann net weiter denken, net reden! Bitt' schön, därf ich gehen?"

Mit einem Wink entließ Aumer den Sepp, der nach flüchtiger Ehrenbezeigung sich rasch entfernte. Der Meinung seines Ex-Jagdgehilfen vermochte sich Aumer nicht anzuschließen. Zu groß erschien ihm die Unwahrscheinlichkeit, zu gewagt und durch nichts begründet die Vermutung, daß der Mann mit den starren Augen den Tod des Hupfauf Wastl auf dem Gewissen haben müsse.

Zwischen anstrengenden Märschen gab es kurze Ruhepausen, doch keinen wirklichen Rasttag; war ein Lagerplatz oder Quartier bezogen, nur zu bald schmetterten die Trompeten das Alarmsignal, es ging eilig westwärts an Stellen, wo Franzosen durchzubrechen versuchten. Zumeist aber waren andere bayerische Truppen allein mit den Franzmännern fertig geworden, die Unterstützung unnötig. Infolge der vielfachen Alarmierungen gestalteten sich diese Tage aufreibend, es wuchs der Zorn mit der Kampfgier, die Sehnsucht, den Feind endlich fassen zu können, wurde brennend. Und als gar das Alarmsignal die Leute vom Mittagessen wegriß, war die Wut grenzenlos. Der Kanonendonner machte flink, und hitzig wurden die braven Leute, als plötzlich die Kunde durch die Reihen flog, daß ein Teil der französischen Truppen vom Gros abgetrennt wurde und nun in die Vogesen gedrängt werden solle. Näher kommendes Gewehrfeuer wurde geradezu freudig begrüßt. Das Bataillon nahm Gefechtsordnung auf und dann Stellung an einem Waldrand. Diesmal schien es Ernst werden zu wollen. Gespannte Erwartung also bei den kampfbereiten Leuten, und lange Hälse, eifriges Geguck, als in Begleitung seines Stabes der Divisionär lachend vorübersprengte. Wohl jeder Soldat wollte die Ursache wissen, warum der General so herzhaft lachte. In solcher Neugierde ward das Warten mißlich und langweilig. Es bettelten in ihrer naiven Art die Lochhamer ihren Führer Aumer wie den Leutnant Brandhuber um Bescheid über das — Lachen des Generals. Auch der vergötterte „Vetschina" wurde angebettelt; so nannten die Lochhamer ihren herzensguten Major, der nach Möglichkeit immer die brennende Virginia-

Digitized by Google

zigarre im Munde hatte. Aus „Virginia" hatten sich die Lochhamer das Wort „Vetschina" zurechtgelegt. Für Gebirglerherzen war dieser Major der richtige Mann und Kommandeur, der es meisterhaft verstand, mit wenigen Worten von seinen Leuten alles herauszuholen und alles zu erzielen. Wie die Gebirgler ihn liebten, wußte der außergewöhnlich große, kräftige Offizier ebenso gut, wie ihm die Charakterisierung seiner Person seitens der anhänglichen Reservisten genau bekannt war, so z. B. die kostbare Bezeichnung: „Der saukalte Vetschina im Gefecht ist besser als drei hitzige Generäl'!" Besonders die Lochhamer hatten den Bataillonschef „zum Fressen gern", weil er so überaus gut „Französisch" konnte, mit dem Säbel nämlich, wenn lothringische Bauern auf seine französische Frage keine Antwort gaben. Einem französischen Frechling hatte der Major eine bayerische „Watsch'n" verabreicht, worauf der Franzmann sofort deutsch reden konnte und die Lochhamer jubelnd schrien: „Unser Herr Major soll leben dreimal hoch!"

Den Stuib zwickte die Neugierde am ärgsten, und deshalb sprach er den Major, als der Kommandeur in die Nähe gekommen war, in naiv-pfiffiger Weise an: „Mit Vergunst, Herr Major! Ich waar der Stuib von Lochham, bekannt im Bataillon von wegen der Hosen-g'schicht und wissen möcht der Stuib halt gern, was los ist und warum der Herr General so g'lacht hat!"

Schmunzelnd erwiderte der Major: „Freilich, der Stuib! Natürlich bekannt der Stuib und seine bodenlose Lodenhose! Allweil sein Pfeifl rauchen, der Stuib! Ist recht! Und was der Stuib wissen möcht, das interessiert mich auch! Aber den Divisionär selber fragen, das geht nicht! Muß der Stuib halt warten, bis ich die Herren vom Divisionsstab gesprochen hab'! Dann ist nach unseren Herren Offizieren der Stuib der erste, der Nachricht erhält!" Lustig blinzelte der Major den Stuib an.

„G'horsamsten Dank, Herr Major! Sie san a rarer Mann, da faiht sich nix! Ich wart hiazt gern, bis der Herr Major Nachricht schickt!"

„Schön vom Stuib! Ja, der Stuib! Und die braven Lochhamer, da fehlt sich wirklich nichts!"

Sichtlich hielt nur der militärische Respekt und Drill die Leute davon ab, dem vergötterten Bataillonschef eine — Ovation ziviliſtisch-gebirglerischer Art zu bereiten. Die Verehrung und Begeisterung für ihren Kommandeur war den Leuten vom Gesicht abzulesen.

Nach etwa zweistündiger Wartezeit kam der Major zurück und hielt Wort, indem er dem Bataillon erzählte: Zwei Feldgendarmen hatten durch List und Schneid einen französischen Offizier und 105 Mann gefangen genommen und abgeliefert, obzwar die Franzmänner ausreißen wollten. „Meinem Bataillon brauch' ich diese brave Tat zur Nachahmung nicht zu empfehlen, meine Leut' haben Schneid genug!"

Im Chorus rief das Bataillon: „Faiht sich nix!"

Eine Granate kam surrend geflogen und fiel unweit vom Major mit üblichem Spektakel ein. Nur der Gaul zuckte empfindlich, der Bataillonschef in aller Gelassenheit zündete die ausgegangene Virginia wieder an und meinte: „Das Luder muß ausgehen, wenn der Mensch so viel redet!"

Noch mehrere „Rollwagerl" kamen geflogen. Doch gemächlich ritt der Major weiter.

Die deutsche Artillerie gab mit Höllenlärm Antwort, das feindliche Gewehrfeuer entfernte sich zum Mißvergnügen der Bayern, die bis abends acht Uhr vergeblich auf den Befehl zum Eingreifen warteten.

Nach einem gewaltigen Krach kam die Nachricht, daß die deutsche Artillerie zwei feindliche Batterien vernichtet und Munitionswagen in die Luft gesprengt habe.

„Etwas geht allweil!" meinte Stuib.

„Schön ist a d!" erwiderte Gatterer.

„Schwatz koa Blech, Null! Hat ja laut g'nua 'kracht!"

Obwohl sich herausstellte, daß das Bataillon von der vorsichtigen Oberleitung abermals nur zum Zwecke, nötigenfalls einzugreifen, herangezogen worden war, spendeten die erneut Enttäuschten doch willig den wackeren Kameraden von der Artillerie volle Anerkennung und Beifall.

Ein Nachtmarsch in das alte Quartier beschloß den abermals „verpatzten" Rasttag. Ruhe endlich, erquickender Schlaf und dazu gebirgleriſches „Orgel"konzert. Frühstück

Digitized by Google

dann und um zehn Uhr vormittags bei lachendem Sonnenschein ein Marsch heiß und „pressant" nach Lunéville.

Jeder im Bataillon wußte, daß bei dieser Stadt ein Zeppelin-Luftschiff hatte landen müssen und daß diese Notlandung unangenehme Folgen nach sich zog. Große Erwartung auf das Stadtquartier.

Unterwegs, in Chauteheux, gab es wieder alle Kriegsgreuel zu schauen, der nett gelegene Ort lag in Trümmern, verschiedene Häuser brannten lichterloh, auf Wegen und Straßen lagen tote Pferde, erschossene Bauern und französische Soldaten. Pestilenzialische Düfte überall, zum Übelwerden. Im Lochhamer Zug fiel während des Durchmarsches auf der Hauptstraße durch das vernichtete Dorf die bezeichnende Bemerkung: „Bauchwehgassl".

Vor der Stadt Lunéville wurde rechts abgebogen. Im Gänsemarsch wurde auf einem schmalen Steg die Meurthe überschritten und jenseits des Flüßchens ein Lager bezogen. Bereitschaftslager, denn auf den Höhen gab es Plänklerfeuer, und ein Hügel besonders bildete das Ziel für feindliches Geschützfeuer, die Granaten rissen fürchterliche Löcher. Völlig zwecklos, da deutsche Truppen sich dort nicht befanden.

Unklar war die Situation selbst den Offizieren, die auf Festhaltung des durchbruchlustigen Feindes rieten, von dem erkundet war, daß französische Infanterie etwa eineinhalb Kilometer westlich von Lunéville eine Verteidigungsstellung bezogen habe. Von Angriff seitens des Reserveregiments konnte keine Rede sein, es reichte die zugezogene Verstärkung von etlichen Batterien Feldartillerie und einem Zug Maschinengewehre nicht gegen den Feind, der angeblich Artillerie in großen Massen besaß. Nahe lag die Vermutung, daß starke deutsche Truppen sich auf Umgehungsmärschen befinden, die an die Meurthe befohlenen Bayern Lunéville bis zum Eintreffen anderer Truppen halten müssen. Es galt also, sich auf schwere Tage gefaßt zu machen. Schlecht genug leitete das naßkalt gewordene Wetter die harte Zeit ein. Gewehr im Arm nächtigten die Truppen an der Meurthe. Frost und Hunger dazu.

Auf einem Inspizierungsgang kam Oberleutnant Aumer, dem auch der Magen knurrte, zum Sergeanten Streck, der als strapazengewöhnter Hochtourist und Wintersportler die kühle Regennacht nicht tragisch nahm und im Interesse seiner Zugsmannschaft dem Wunsche Ausdruck gab, daß für den morgigen Tag den Leuten ein Festmahl in Lunéville beschieden sein möge. Auf die erstaunte Frage Aumers, was denn morgen los sei, verwies Streck auf Goethes Geburtstag. Aumer meinte lächelnd: „Goethe in Ehren, aber morgen endlich ein warmes Essen wäre mir und wohl der gesamten Kompagnie lieber als ein Band seiner herrlichsten Werke!"

Sergeant Streck erwiderte: „Widerspruch wäre — unhöflich! Es soll aber nicht geleugnet werden, daß unsere Leute nach vielen Tagen schwerer Strapazen wieder einmal sich satt essen müssen!"

„Das steht in Lunéville zu gewärtigen, aber erst nach Besetzung günstig gelegener Gebäude!" Herzlich grüßend entfernte sich Aumer, der diesen Prachtmenschen besonders schätzte.

Am 28. August wurde richtig Lunéville besetzt, und Aumers Kompagnie richtete sich am Westausgang der Stadt in sechs Gebäuden, die gutes Schußfeld boten, für den Häuserkampf vorsorglich und praktisch ein. Wachtposten sorgten für die Sicherheit, indes bärtige Reservisten eifrig Geflügel rupften und kochten. Stuib war besonders auf Gänse erpicht und hatte in einem von den Lochhamern besetzten Bauernhofe etliche Kapitolsvögel angekauft, die Sepp als hervorragender Kochkünstler braten sollte. Gatterer leistete nicht nur keine Beihilfe, er stand sogar hinderlich im Wege und äußerte sich abfällig über diese Geflügelart mit den vielbelachten, in München aufgeschnappten Worten: „Ah was, Gans! Die Gans ist ein dummer Vogel; oane ist z' wenig, und zwoa sind z' viel für den Mann!" Null half beim — Essen sehr tapfer mit, nicht minder bei der — Humorsuppe, dem Kaffee.

Auf Stroh und teilweise Matratzen hingestreckt, erwartete die Kompagnie den Schlaf, als Gewehrfeuer zu knattern begann und das Alarmsignal gellte. Im Nu raus und zu den vorher bestimmten Stellungen gesprungen. Der flinksten einer, wie immer, Sergeant

Digitized by Google

Streck, der sich auf dem Ackerboden sofort niederwarf, um liegend den etwa vorgehenden Feind besser am Nachthimmel entdecken zu können. Mit Leuchtkugeln wurde das Gelände abgesucht, aber nichts gefunden. Die Gewehrkugeln pfiffen jedoch über die Köpfe. Weiter nach links feuerten andere Kompagnien sehr lebhaft, so daß Aumer wie Leutnant Brandhuber vermuteten, es werden die Franzosen dort vorgehen wollen. Doch trat nach Umfluß einer Stunde überall Ruhe ein, der Feind zog sich zurück. Im Laufe des Vormittags endeten die „städtischen" Freuden zu Lunéville, es mußten bei dem Konzert von Granaten und Schrapnells an der Stadtperipherie Schützengräben aufgeworfen und bezogen werden.

Heiße Tage, kalte Nächte; Verpflegung aus der Feldküche, meist drei Mahlzeiten spät abends auf einmal. Mitunter ein Durchbruchsversuch, der an der Wachsamkeit und Tapferkeit der Bayern kläglich scheiterte.

Keiner der Lochhamer war böse darüber, daß am Sonntag, den 30. August, gegen Mittag die Ablösung erfolgte und nach Lunéville marschiert wurde. Quartier in der Dragonerkaserne, wo es fürchterlich aussah; ein wüstes Durcheinander von Ausrüstungsstücken aller Art, zertrümmerten Wagen, toten Pferden. Eingeschlagen das Dach, klaffende Granatenlöcher in den Mauern, kein Zimmer unbeschädigt. Geschützfeuer des Feindes begleitete den Einzug in diese Kaserne, so daß als Nachtquartier die Reitschule bezogen wurde, die wenigstens etwas geschützt schien. Wer einen Strohsack requiriert hatte, büßte dies durch unangenehme Bekanntschaft mit französischem Ungeziefer, das sich von bayerischen Flüchen nicht im Beißen stören ließ.

Befehl am 31. August: Besetzung der Schützengräben vor dem Luftkurhause „Café d'Air", auf einer Anhöhe im Norden Lunévilles. Bei der Kompagnie Aumer allgemeine Befriedigung, denn es mußten die von der vierten Kompagnie bereits hergestellten Gräben bezogen werden. Also keine Schanzarbeit, und ein Kaffeehaus dabei. Das „Luft-Café" war allerdings in der Nähe vorhanden, aber nicht in Betrieb. Sergeant Streck kochte im unbewohnten Café für sich und seinen Zug mitgeschleppten Kakao als — Schlummergetränk. Die sternenklare, frische Nacht blieb von den Franzmännern ungestört.

Sonnenschein frühmorgens am 1. September, und Punkt sieben Uhr surrte das erste „Rollwagerl" zu den Bayern. Ein Riesenloch, etwa fünfzig Meter vor dem Schützengraben, haushoch sprangen Erdbrocken und Splitter. Und dann Feuer aus unzähligen Geschützen, wahnsinniges Granatfeuer, heftig und toll. Ein Krachen und Splittern zum Verrücktwerden. Und schier zum Ersticken in dem stinkenden, schwarzen Granatrauch, der in den Gräben schwelte.

Aumer, Brandhuber und Streck sowie der Feldwebel brüllten in dem gräßlichen Spektakel die Mahnung, es sollen sich die Leute möglichst dicht an die Grabenwandungen schmiegen. Dazu hatte der Selbsterhaltungstrieb die Leute schon getrieben, zumal nichts anderes zu notdürftigem Schutz des schwerbedrohten Lebens getan werden konnte. Im fürchterlichen Grobfeuer erstarb der Humor selbst bei den Witzbolden. Der unfreiwillig komische Ausruf Gatterers: „Ich mog neammer Drög schlucken!" verpuffte völlig. Sechs Stunden ununterbrochen währte dieses entsetzliche Bombardement, wirkte schwer auf die Nerven der zur Untätigkeit gezwungenen Mannschaften.

Obwohl Aumer im voraus wußte, daß nichts zu wollen war und geduldig das Ende der tollen Beschießung abgewartet werden mußte, entschloß er sich der großen Verantwortung für seine wehrlos dem Tode ausgesetzten Kompagnie wegen zu einer Anfrage beim Bataillonskommandeur. Sepp war mit Freude bereit, die lebensgefährliche Anfrage zum Major zu bringen. Heil kam der tapfere Sepp zurück und meldete den Befehl: „Die Stellung wird unter allen Umständen gehalten; bei Einbruch der Dunkelheit wird die Kompagnie abgelöst!"

Weitere fünf Stunden mußte die furchtbare Qual stumm erduldet werden. Eine gräßliche Zeit für kampfesfreudige Draufgänger, denen opferwilliges Einsetzen des Lebens in offener Feldschlacht tausendmal erwünschter ist.

Mit Dämmerungsbeginn stellten die Franzosen das Feuer ein. Verwundert horchten die

Digitized by Google

Mannschaften auf, die Ruhe nach dem Höllenlärm der verflossenen zwölf Marterstunden wirkte überraschend, beklemmend. Die Leute richteten sich auf, spähten nach dem Feinde aus. Nichts zu sehen. Ein Gliederrecken, Gehversuche, Flüstern.

Endlich der Befehl zum Abrücken in aller Stille. Ein Schleichen vorüber am zusammengeschossenen Café d'Air. Nur der Gatterer konnte bei diesem Anblick nicht schweigen, es rutschte wider Willen die Bemerkung in heimatlichem Dialekt heraus: „Da habt's den Drög!" Schmunzelnd stapfte die Kompagnie den „Luft"hügel hinab, und bald war Lunéville, das Nachtquartier, erreicht. In der Reitschule, bei elender Beleuchtung, hielt Major „Vetschina", diesmal ohne Virginier, eine Ansprache an die wackere Schar, der er herzlich für das tapfere Durchhalten dankte und der Freude Ausdruck gab, daß das schwere Feuer nur geringen Schaden verursachte. „Gott hat euch gerettet, Gott wird auch weiter mit uns Deutschen und Bayern sein! Für die sechs Verwundeten ist bereits gesorgt! Und jetzt, brave Leut und tapfere Helden, geht zum Essen!"

Mitten im Stimmengewirr flog ein „Rollwagerl" auf das lochreiche Dach der Dragonerkaserne.

Lachend rief der Major, es sollen sich die Mannschaften beim Essen nicht stören lassen, in bayerischen Speiseschalen hätten französische Granaten ja nicht Platz.

Schallendes Gelächter folgte diesen lustigen Worten.

In aller Ruhe verzehrten die Lochhamer während der erneuten Kanonade ihr „Mahl". Zum Kaffee erschien der Major mit der glimmenden Virginier im Munde, um seinen braven Lochhamern Gesellschaft zu leisten.

Jubelnd wurde der vielgeliebte Kommandeur umringt, so daß er rief: „Net drucken, 's Zigarrl vertragt das net!"

Ausschütten wollten sich die Mannschaften vor Lachen über die drollige Äußerung des Majors.

Niemand kümmerte sich jetzt um die Explosionen über und neben der heftig beschossenen Kaserne. Alles Interesse und die Beweise treuester Anhänglichkeit wurden dem Kommandeur gewidmet, der jeden Mann mit freundlichen Worten ansprach und dadurch beglückte.

Gegen Morgen wurde die Dragonerkaserne so toll beschossen, daß die Übersiedlung in eine andere Kaserne befohlen wurde.

Sepp stand an einem offenen Fenster, hörte den Taktschritt marschierender Truppen und guckte neugierig hinunter zur Straße. Eine Landwehrbrigade rückte in Lunéville ein. Plötzlich schrie Sepp aus Leibeskräften: Höi, Hansei! Auferkemmen! Hans, grüß dich God!"

Ein Juhschrei auf der Straße, gebirglerisch hell und schneidig.

Hans Lermer, der Jagdgehilfe Aumers aus der Lochhamer Heimat, war gekommen, einmarschiert mit der Landwehr und einem Ersatztrupp für die Lochhamer Kompagnie, um sich nach unfreiwilliger Verspätung bei der ersten Kompagnie zu melden. Stürmische Begrüßung der Kollegen Sepp und Hans. Dann wollte Hans Lermer dem Kompagniechef gehorsamst Meldung erstatten. Oberleutnant Aumer freute sich unverkennbar, seinen Jäger Hans bei der Kompagnie zu haben, die nach verschiedenen Verlusten einen tüchtigen Mann gebrauchen konnte. Die Ursache der verzögerten Einrückung: eine Fußverletzung durch Absturz und wider Erwarten längerer Heilungsprozeß war bald erklärt, und mit Einstellung Lermers das Dienstgeschäft erledigt. Im Privatgespräch erwähnte Aumer, daß Lermer tüchtig zugreifen müsse, wozu er ja als Hüne die Kraft besitze.

Stramm stehend erwiderte Lermer: „Zu Befehl! Zwö Hansen — drei Mann! Drei Hansen geben neun Seppen! Faiht sich nix, Herr Oberleitnambt! Ich kann mir net g'nuag arbeit'n bei die Franzosen! Nur um oans möcht' ich bitten: um die Ruah bei der Nacht . ."

„Waaas?" rief Aumer, der seinen Ohren nicht traute.

„Zu Befehl! Ich muß viel schlafen, daß ich — wach's!"

Ein Blick auf die Riesengestalt Lermers, dann heulte Aumer vor Lachen und quetschte die Worte heraus: „Das kann gut werden!"

Strohtrocken erwiderte Hans: „Ich hoff's!"

Mit einem Wink war Lermer entlassen.

Aumer verständigte sofort den Leutnant Brandhuber vom Diensteintritt des Jagdgehilfen

Digitized by Google

Hans Lermer in die Lochhamer Kompagnie, der eine Akquisition besonderer Art bilde und eigens behandelt werden müsse, auf daß die Offiziere vor der Gefahr des Zerplatzens bewahrt bleiben. „Hören Sie nur das Spektakel, die Mohrenhetz des Empfangs dieses Mannes bei der Kompagnie!"

Brandhuber nickte. „Offenbar ein Original und riesig beliebt bei der Mannschaft!"

„Ja, ein bayerischer Pracht- und Kraftmensch bei richtiger Behandlung! ‚Verkrüppelt' geht einem der Prachtkerl auf die Nerven! Ich freue mich, ihn bei uns zu haben, bin aber auf starken Tobak gefaßt, auf unglaubliche Episoden! Der Hans ist im höchsten Maße gefährlich für unser — Zwerchfell!"

„Mitten im Krieg ist so ein Mensch kostbar, unbezahlbar!"

„Ja, das stimmt!"

Nach dem Essen in der Kaserne sprach Leutnant Brandhuber mit Hans Lermer, der sich tadellos benahm und absolut korrekte Antworten gab, bis der Offizier ein heikles Thema berührte, indem er sich erkundigte, ob Lermer mit der Feder gut umgehen könne.

„Zu Befehl, Herr Leitnambt, ich bin von Profession a Jaager, also ist mein Kopf koa edler Teil, und ich g'hör in die Front vor den Feind! Gut schreiben kann ich net! Dös ist das Oigfaihta, wenn a Baua lös'n und schreib'n kann!" (Das ist das Allergefehlte, wenn ein Bauer lesen und schreiben kann.)

„Danke!" Leutnant Brandhuber wußte Bescheid und verzichtete „gern" auf eine weitere Erörterung dieses Themas. Dem Prachtkerl gegenüber wollte der Offizier vorsichtig sein.

Die in Lunéville eingetroffene Landwehr war nicht, wie allgemein geglaubt wurde, zur Verstärkung, sondern zur Ablösung der Bayernreserve bestimmt, die nach Crion zu marschieren hatte, wo sich die Division versammeln mußte.

Mit Einbruch der Dunkelheit verließ als erste Truppe die Kompagnie Aumer bei Mondschein Lunéville. Eine eigenartige Stimmung lag über dem Land, im bleichen Licht Lunas boten die leer gebrannten zerstückelten Häuser, die Trümmer von gähnenden Ruinen, glostende Scheunen, einen ergreifenden Eindruck, dem sich die Soldaten nicht entziehen konnten. Der feinfühlige Ingenieur Sergeant Streck summte vor sich hin: „Ihre Dächer sind zerfallen, kühler Wind streicht durch die Hallen, Wolken ziehen drüber hin!"

Ein stiller Marsch über die Dörfer Jolivet, Sionviller und Crion, die vor Vernichtung verschont geblieben waren, doch von Truppen wimmelten. Nördlich von Crion wurde biwakiert.

Viele Gegenstöße versuchte der Feind, sie wurden alle abgewiesen, worauf der 3. September als Rasttag angesetzt wurde, dem tags darauf der Marsch auf eine Höhe bei Valley folgte.

Sonnenglut und feindliches Geschützfeuer gab es reichlich, nachts empfindliche Kälte; doch nichts konnte den Marsch aufhalten, die Franzosen mußten weichen. Die enorme Munitionsvergeudung nützte nicht das geringste.

Volle vierundzwanzig Stunden hindurch konnten die Bayern kein Auge schließen, immer gab es militärische Arbeit, Abwehr von Angriffen, doch nicht den heißersehnten richtigen Sturm, da die Franzmänner immer „rechtzeitig" zurückgingen; schließlich mußte das Reserveregiment sich zum Schutz vor Geschützfeuer auch noch eingraben.

Ein klarer, warmer Sonntag (6. September) im Schützengraben war den Bayern beschieden, ein Feiertag Mittag und abends auf kurze Zeit. Für die Lochhamer hatten die Offiziere zur Erhöhung der Sonntagsstimmung Kakao besorgt, der nach Kinderart „geschleckt" und als ausgezeichnet erklärt wurde.

In Ruhe vergingen der reizvolle Herbstabend und die kalte Nacht. Am Morgen aber pfiffen die Kugeln herüber, wie nur eine bayerische Helmspitze am Grabenrand sichtbar wurde. Und französische Artillerie sandte grob und dick den „Morgensegen". Zu sehen waren auch Flieger, die eine deutsche „Taube" verjagte, zeitweise Fesselballons in respektvoller Entfernung. Das lange Herwarten in Untätigkeit machte die Lochhamer ungeduldig, zappelig; sie wollten „losgehen", stürmen auf kraftvolle Bayernart. Viel gelacht wurde im Graben der Lochhamer über die drolligen Aussprüche und handgreiflichen Übertreibungen des Hans Lermer. Für den Hünen war die Sonntags-

Digitized by Google

nacht der erste Aufenthalt im Schützengraben, dennoch schimpfte Hans in köstlich markierter Entrüstung: „Die ganze Woch a im Graben liegen, schinden und schanzen, und alle Däg nix kriegen als Dampfnudl und a Hutzlbrüah, dös ist mir z' dumm!" (Hutzel gleich getrocknete Zwetschgen, auch gedörrtes Kernobst.)

Der Zufall fügte es, daß eine Franzosenkugel Lermers Helm streifte, doch wirkungslos blieb. Zornig schrie Hans: „Aff g'selchter! A schöis Mäu (ein schiefes Maul) sollst kriegen und hundert Jahr leben in Frankreich!"

Die Lochhamer samt den Offizieren krümmten sich vor Lachen über diese Verwünschung, der Lermer alsbald die Versicherung beifügte, heute noch mit dem Absender jener Kugel „abzuraiten" durch ein „Gurgeln" (Halswürgen). Mit dieser Abrechnung war es dem Hünen blutiger Ernst; als zum Abend eine „Erkundung" für das ganze Regiment befohlen wurde, wußte Hans nicht recht, ob er sich freuen oder ärgern sollte.

Im Mondlicht ging es über fürchterlich zerwühltes Gelände; stellenweise riesige Granatlöcher im Boden, ganze Flächen übersät mit Erdbrocken und Geschoßteilen, zerfetzte französische Schützengräben, Massen von Rüstungsstücken, zerbrochenen Gewehren, vorüber an erschossenen, oft zerrissenen Soldaten.

Plötzlich Gewehrfeuer, Einzelschüsse, dann Salven. Vorwärts durch Hecken und Gebüsch, über eine Ebene, den Abhang hinunter und drüben hinauf, so flink die Füße laufen können. Kein Schuß bei den Bayern. Vorwärts, dem Waldsaum zu, wo die Franzosen verschanzt sind und heftig feuern. Maschinengewehre speien ihren Bleihagel entgegen. Grelles, blendendes Licht dazu, Scheinwerfer beleuchten die Bayern, die sich, wie vom Blitz getroffen, niederwerfen und nicht mehr rühren. Rasch wird der Befehl durchgesagt: „Alles eingraben!", und eilig vollzogen. Zu beiden Seiten gingen Patrouillen zur Ausspürung vor, speziell die Kompagnie Aumer mußte zu ihrer Deckung zurückbleiben und im Graben, heftig befeuert, überschossen, warten.

Für den Patrouillendienst waren mit anderen die guten Birschgänger Sepp und Hans bestimmt worden. Heil und mit guten Meldungen kamen sie vor Tagesgrauen zurück; drei Mann waren gefallen und konnten nicht mitgenommen werden. Der Zweck der „gewaltsamen Erkundung" war erfüllt, man wußte nun den Feind gut verschanzt in bekannter Situation. Das Weitere zu besorgen, war Aufgabe der Artillerie. Zurück ging es in die alten Schützengräben zu verspäteter Nachtruhe und Schlaf.

War die „gewaltsame Erkundung" nach bayerischem Geschmack, das Stilliegen durch weitere zwei Tage ärgerte die Leute, machte abermals ungeduldig. Auch dauerte den „Maulwürfen" das Artillerieduell zu lange.

Aumer und etliche Offiziere sprachen angesichts des Verhaltens der Mannschaften über die Soldatenpsyche und kamen zu dem Ergebnis, daß das Liegen in Schützengräben gegen die bayerische Natur ist, die den Kampf in der richtigen Schlacht verlangt. Der an sich gutmütige Bayer, besonders der Altbayer, gerät in Wut, wenn Kameraden fallen, und greift sozusagen besinnungslos an. Gelingt es nicht, rasch mit dem aufgepflanzten Seitengewehr gewünschte, gierig ersehnte Erfolge zu erzielen, so arbeitet der wütend gewordene Bayer mit dem Kolben, der auch „bayerischer Hausschlüssel" in jenen Fällen genannt wird, wo bayerische Krieger Einlaß in feindliche Häuser fordern, mit dem Kolben Türen einstoßen. Die Kampfeswut schließt aber die Heiterkeit, ja schallendes Gelächter mitten im wildesten Gefecht keineswegs aus. Es ist vorgekommen, daß einem Altbayern im Kampf beim Dreinschlagen der Kolben wegbrach; der Mann schleuderte die unbrauchbare Waffe zu Boden und griff eine leere Flasche auf, hieb sie einem Franzosen auf den Schädel, und als das Glas zerschellte, der Franzose stechen wollte, verabreichte der rabiat gewordene Bayer dem Franzmann urkräftige Ohrfeigen. Das wurde von stürmenden Bayern gesehen und riesig belacht, wobei sich die Lacher aber vom schneidigen Angriff nicht abhalten ließen. Bei aller Draufgängerei besteht aber doch prächtige Disziplin; die gute Schulung bewirkt, daß die Bayern sich, wenn es nötig und unerläßlich ist, in bewundernswerter Weise in der Gewalt haben und nie früher feuern, als es befohlen ist. Sind

Digitized by Google

bayerische Soldaten aber am Feind im Nahkampf, im „Dreschen", dann freilich ist die „Loslösung" schwer. Hernach hocken sie frierend im nassen Graben, warten und wachen opferwillig, und sind dankbar, wenn sie lachen können. Schneid im höchsten Maße, Prachtmenschen bei richtiger Behandlung. Aumer fügte hinzu: „Ja! Nur das salva venia Maul darf man unseren Leuten nicht verbinden, es nützt das gar nichts, der Versuch dazu macht die prächtigsten Menschen bockbeinig und verdirbt alles! Als Jagdpächter habe ich in dieser Beziehung sehr interessante Erfahrungen gesammelt, die sich jetzt im Kriege vermehren!"

Leutnant Brandhuber warf die Frage auf, welches Gefühl in Händen und Armen der Soldat hat, wenn er dem Franzmann das Bajonett in den Leib stößt.

Aumer zog die Schultern hoch und versicherte, Antwort nicht zu wissen. „Ich glaube auch nicht, daß es einen Soldaten gibt, der Antwort erteilen kann! Gefragt habe ich mehrmals, die Leute sprechen darüber nicht!"

Auf Anregung Brandhubers ließ Aumer seinen Exjäger Lermer kommen. Der Hüne Hans trat tadellos an, stand respektvoll vor den Offizieren, und große Neugierde verriet sein Blick. Aumer legte ihm die Frage vor, was Hans im wildesten Schlachtgetümmel, im Moment des Dreinschlagens auf den Feind denke und fühle.

Listig funkelten die Jägeraugen, und gelassen erwiderte Lermer: „Werd ich in sellem Augenblick sched (nur) rufen: „Jesses, koa Pfarrer zum haben, und ich g'steckt voll von Todsünden! Drauf!"

Homerisches Gelächter.

Bevor sich die Offiziere von der Zwerchfellerschütterung erholen konnten, war Lermer, der Erzschalk, verschwunden und zu den Lochhamern zurückgekehrt, denen er weismachte, der Kompagniechef hätte wissen wollen, was der Hans Lermer vom Leutnant Brandhuber denke.

Gatterer platzte heraus: „No, was hast eahm g'sagt?"

Hundsnasig kühl antwortete Lermer: „G'sagt hab' ich: Singen kann er net, predigen kann er aa net, aber a sauberes Luader ist er!"

Die Lochhamer wälzten sich vor Lachen. Und im Ärger gröhlte Gatterer: „Das allergrößte Luader von Deutschland und Frankreich z'sammen wirst wohl du sein!"

Noch trockener erwiderte Hans Lermer: „Der Beig'ordnet von Lochham hat allweil den — Vortritt vor die Luadern! Amen!"

Ergrimmt fuhr Gatterer dem Spötter an die Gurgel.

Brandhuber wollte hineilen, doch Aumer hielt ihn zurück. „Nicht dreinmischen. Den Volkshumor nicht stören! Gott erhalte unsere Braven in dieser gesundheitsfördernden Stimmung."

Die Nacht über herrschte Ruhe. Gegen drei Uhr kam ein Horchposten und meldete dem Sergeanten Streck als nächsterreichbarem Vorgesetzten, daß Kavallerie im Anmarsch sei, man höre deutlich Pferdegetrappel. Sofort wurden alle nötigen Vorkehrungen zum „bleiernen" Empfang getroffen.

Das Stampfen und Schnauben kam näher, bald rechts, bald links.

Ein normaler Angriff feindlicher Kavallerie konnte dies nicht sein, der Anritt war zu merkwürdig, unsinnig.

Noch näher heran stürmten die Pferde.

Franzosenpferde ohne — Reiter.

Losgewordene, durchgegangene Pferde, die zu den Bayern wollten und, weil brauchbar, eingefangen wurden, bevor sich die feindliche Infanterie über das Ereignis klar geworden war.

„Romantik im Schützengraben!" meinte Leutnant Brandhuber und legte sich wieder in den feuchten Lehm . . .

Volle 120 Stunden hatte die Truppe im freien Felde lagern und ununterbrochen wachsam sein müssen, und sie war dank dem erträglichen Wetter gesund geblieben. Der neunte September zur Abendstunde brachte endlich die Ablösung, nicht aber die erhofften Dorfquartiere. Kaum 400 Meter zurück mußten große Deckungsgräben bezogen werden, das Regiment hatte die erste Reserve zu bilden; mit dem Verbleiben in der zweiten Linie war es nichts. Und der Wettergott erwies sich griesgrämig, er sandte reichlich Tropfen zur ersten Begrüßung der Bayern im neuen „Quartier"

Digitized by Google

und im Laufe der kühlen Nacht einen wuchtigen Regen, der den Aufenthalt in den Gräben qualvoll machte. Die Erdwände bröckelten ab, der Boden wurde sumpfig, ein zäher Brei von Lehm und Sickerwasser. In diesem Gemisch mußten die armen Krieger stehen und liegen, den feindlichen Geschoßhagel geduldig entgegennehmen. Willig wurden diese Strapazen ertragen, wobei es freilich an kräftigen Äußerungen in der Lochhamer-Gruppe nicht fehlte. Am saftigsten schimpfte der Riese Hans Lermer über die Nässe im Graben: „Höisakra! So viel Wassa! Wo ich do(ch) 's Wassa net amoi im Schuah leiden kann!"

Trotz der widerlichen Feuchtigkeit schlief mancher doch recht gut und träumte selig. Einer wähnte sich im Traum daheim im Wirtshause und redete davon im Schlafe. Just stand Hans Lermer in nächster Nähe, da diese Traumrede von den Lippen kam. Sofort versetzte Lermer dem Kameraden einen sanften Rippenstoß und sprach dazu: „Guat ist 's Bier! Geh her und steck dei Voß'n (Mund) einö!"

Auf diesen Spruch, die heimatliche Einladung zum Bescheidtrinken aus dem angebotenen Bierkrug, war der Schläfer geeicht; im halbwachen Zustande rief er: „G'sundheit!" und griff — in die Luft. Die Zeugen dieses Ulkes heulten vor Vergnügen, rasend schnell flog die Kunde davon weiter von Mund zu Mund. Und die Freude über den von Lermer inszenierten Hereinfall des Landsmannes, die neue, kräftige, erquickende „Gaudi" ließ alles Ungemach im Graben vergessen.

Vielfach hielt Lermer, den die Offiziere insgeheim eine Kostbarkeit für die Kompagnie nannten, Ausschau nach seinem Berufskollegen Sepp, und immer mehr wunderte sich Hans, daß der Sepp so wenig sichtbar war. Traf ihn Lermer gelegentlich, so erklärte Sepp, daß er für den „gnä' Herrn" mancherlei zu besorgen hätte. Auch wegen der Tobelaffäre fragte Hans einmal und erhielt die ausweichende Antwort, daß Sepp soviel wie nichts wisse vom „Aufischießer".

Neue Ereignisse drängten heimatliche Angelegenheiten völlig zurück. Die nassen Grabentage nahmen ein Ende, die feuchte Unterkunft wurde unauffällig verlassen, es ging zum Erstaunen der Leute rückwärts und nicht weit. Kaum ein halbtausend Meter rückwärts mußten wieder Gräben ausgehoben werden bei Nacht und neuen Regengüssen. Und wie toll feuerte der Feind Schrapnells in schwerer Menge, doch waren viele Blindgänger dabei; Granaten, die „Rollwagerl", flogen so häufig, daß den Mannschaften das Zählen zu dumm wurde. Vom Feind nichts zu sehen, weder Infanterie noch Reiterei.

Ein voller Tag mußte im schwersten Geschützfeuer ausgehalten werden. . Und wieder erfolgte im Wege des Durchsagens der Befehl, die Stellungen unauffällig zu räumen. Gebückt und einzeln liefen die Leute in die angegebene Richtung rückwärts! Im Tale sammelte sich das Bataillon und marschierte geschlossen unter strömendem Regen ab. Stundenlanger Marsch auf trostlos schlechter, aufgeweichter Straße, hinein in die Nacht, vorüber an brennenden Häusern, durch erhalten gebliebene, von anderen Truppen besetzte Dörfer, durch Wälder, über versumpfte Gelände und auf Nebenstraßen, bis gut nach Mitternacht ein Städtchen auf — deutschem Boden erreicht wurde. Doch nur eine Schnaufpause gab es, dann wurde der Marsch fortgesetzt nach Deutsch-Lothringen. Die Offiziere zu fragen, wagten die Leute nicht, aber Sergeant Streck, der herzensgute, fürsorgliche Freund, wurde gebeten, doch zu sagen, warum zurückgegangen wurde. Der gute Streck wußte es begreiflicherweise auch nicht und konnte nur empfehlen, festzuhalten am Vertrauen zur höheren Führung.

Endlich zu später Stunde hatte der Nachtmarsch ein Ende, es war ein größerer Ort auf deutscher Erde erreicht worden, dessen Einwohner von der Ankunft bayerischer Truppen keine Ahnung hatten und aus dem Schlafe geweckt werden mußten. Dachquartiere und für Chargen Betten!

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Heimurlaub aus dem Felde

Der Anzug verblichen, die Stiefel verstaubt,
Schwarzbraun gebrannt die Gesichter.
Doch die Augen, die Augen voll Wonnegeleucht,
Wie strahlende Weihnachtslichter!
Sie sprangen vom Bahnhof die Straßen entlang,
Kaum konnten das Jauchzen sie dämpfen:
„Bald, balde — kein Stündlein, dann rast' ich bei dir,
Mein Weib, von Mühen und Kämpfen! —

O friedeumwobene, sonnige Welt,
Voll Schönheit und Glanz unermessen!
Nun darf ich — für Tage — den schaurigen Traum
Von Blut und Flammen vergessen!

O Wiedersehen, o Heimatglück,
Für Tage zurück mir gegeben!
Ich schlürfe die Stunde, ich atme die Luft,
Ich halte das pulsende Leben!

Du Meine, du Liebste, dich lehr' ich's noch heut:
(Wir lernten's vom Tode umwettert):
Die Rosen gebrochen, nicht achtend des Dorns,
Rasch, rasch, eh' ein Sturm sie entblättert! —
So, Heimat und Liebe, so jauchz' ich dir Gruß!
(Wer raunt mir vom nahen Verlassen?)
Heut darf ich dich pressen noch brünstig ans Herz,
Dich als eigen, als eigen umfassen!" —

Florentine Gebhardt.

Tiroler Bauern / Von Joseph Aug. Lux

Auf hohem Felsen das Kloster Säben; auf dem Gemäuer flammt das Freskenbild des gekreuzigten Heilands und steht riesengroß über der Landschaft wie eine Vision. In Tirol ist der Alltag leicht verklärt und erhöht durch den frommen Glanz, vor allem aber durch die sichtbare Schönheit des Landes, die das Gefühl emporreißt. Mit Singen und Rauschen kommt die grüne Eisack daher; die Stille horcht hin; wie heimliche Musik rieselt es durch das Wachen und Träumen. Wer den Seelenfrieden sucht, findet ihn hier unter Edelkastanien und blühendem Wein, unter Fichten und Lärchen, darüber das sanfte Leuchten des roten Dolomitengesteins steht, oft lange nach Sonnenuntergang, der Legendentraum von König Laurins Rosengarten.

Da kommt eines Nachts ein Mensch vor's schlafende Haus und schreit zu den Fenstern hinauf: „Krieg! Krieg!" Als erster bringt er die telegraphische Nachricht. Nie werde ich diesen eigentümlichen Ruf vergessen, der uns aus dem Schlaf scheuchte. Er klang wie der Angstschrei des Herzens, gellend und zerreißend. Zugleich aber war ein Aufjubeln darin, ein Sturm der Gefühle, der befreiend wirkte und fortriß. Das Himmelsgewölbe des Friedens stürzte über den Seelen zusammen, die Kriegsfurie ging mit klirrendem Schritt über die Berge mit einem lodernden Flammenhaupt und Schwertern in den Händen, der Ruf aus dem grellen Mund war ein Windstoß, der die fernsten Türen aufstieß. Man wußte nicht, welche aufpeitschende, grauenerregende und dennoch heiligende und anfeuernde Gewalt in dem Wort Krieg liegen kann; jetzt wußte man's, weil es ernst war. Die Ruhe war dahin, die Naturschönheiten, der Bergfrieden sanken mit einem Schlag in Einsamkeit und Vergessen zurück; kein Auge sah hin, wie ausgelöscht waren sie von dem Seelensturm. Vom unsichtbaren Schrecken hingefegt stürzen Rotten von Menschen an die Bahn, Tausende von Sommergästen, die auf den Höhen Ruhe und Erholung gesucht hatten; eine Massenflucht, Hals über Kopf drängte alles fort, die einen, um zu ihren Fahnen zu eilen, die andern aus einer unnennbaren Angst und einem gewissen Instinkt zufolge, der sie zurücktrieb in ihre engere Heimat oder in ihr eigenes Heim, als den geborgenen Platz, wo sie sich hingehörig fühlten. Zugleich mit dem Grausen war ein starkes Gefühl aufgewacht, das siegreich blieb, eine aufregende, wenn auch verhaltene Freudigkeit, die hinter der Furchtbarkeit des Wortes Krieg auch eine Größe und Schönheit ahnte. Eine jahrelang lastende Dumpfheit war abgeworfen, man mußte

Digitized by Google

sich auf ernste Zeiten gefaßt machen, aber man durfte erleichtert aufatmen, wie schon lange nicht. Der Alltag schwindet, die Kleinlichkeit fällt ab, die Zeit wird groß, das Menschliche gewaltig, vielleicht furchtbar, vielleicht aber auch schön. Schon der nächste Tag sollte es zeigen.

Schneeweiß rosenrot blühte der Blenden (Buchweizen) auf den Hängen, das tägliche Brot des Tiroler Bauern. Die Obstbäume biegen sich und brechen schier unter der Last der reifen Früchte, ein Reichtum, wie er seit Jahren nicht mehr gesehen worden ist; der Hafer steht ungeschnitten, das Gras schießt üppig in die Höh', reif für die Sense, zum drittenmal heuer schon; die steilen Acker harren des Pfluges für die Wintersaat. Aber der Bauer hat jetzt keine Zeit, Er denkt nicht mehr an sich, ans Vaterland denkt er; um es genauer zu sagen, der Tiroler denkt an seinen Kaiser. Die holperigen Steinwege herab steigt er zu Tal, seine Pferde führt er hinunter. Prachtvolle Tiroler Zuchtpferde; die Arbeit auf den steilen Bergstraßen und Feldern braucht starkes widerstandsfähiges Zugtier. Die stattlichen Fuchsen und Braunen tänzeln zu Haufen daher, wohl genährt, glatt gestriegelt, die Mähnen und Schweife in Zöpfchen geflochten; so werden sie in den Krieg geschickt. Manches Dorf ist, das von vierzig Pferden zwei behalten darf, und auch nur die, weil sie alt und unbrauchbar sind. Kein Murren entsteht, nicht einmal eine leise Klage. „Der Kaiser braucht's!" So redet der Tiroler Bauer, und damit ist alles gesagt. Nicht dem Zwang hat er gehorcht, sondern einer Pflicht, die ihm selbstverständlich ist, selbstverständlich aus dem einfachen und entscheidenden Grund, weil's der Kaiser braucht.

Und einige Tage später schickt er seine Söhne nach, seine Knechte, oder er geht selber mit. Und keine Frage ist, wer jetzt pflügen soll ohne Roß, und mähen ohne Mann und dengeln ohne Knecht — einerlei! Helft's zusammen, Weiber, Buben, alt' Männer, Gott hilft, geht's wie's geht! Und wirklich hilft Gott, ein so langer, schöner Sommer in den Herbst hinein war seit vielen Jahren nicht mehr da. So bringt man durch die Arbeitslänge den Ausfall an Arbeitskraft halbwegs wieder herein. Er macht auch in diesem entscheidenden Augenblick nicht viel Worte, den Rucksack mit etwas Proviant umgehängt ist er schon dahin, die kürzesten Saumwege hinunter zur Bahn, jeder still und entschlossen für sich, jedes andere Gefühl zurückdrängend vor diesem herrschenden: der Kaiser braucht's!

Das ist die Schönheit, die uns aufgegangen ist; furchtbar muß sie werden auf dem Schlachtfelde — dem Feinde.

*

Nun ist jeder Tag eine patriotische Feier, nicht eine solche, die von Theatern und Vergnügungsanstalten einem zahlenden Publikum gegeben werden, sondern eine unwillkürliche Feier des Herzens, die keine Zuschauer, sondern nur Mitwirkende hat. Überall erklingt die Volkshymne, Tag und Nacht rollen die Züge, vollbepackt mit Kriegern, endlos, von Station zu Station jubelnd begrüßt mit Heilrufen, Hurras, Tücherschwenken und überschüttet mit Liebesgaben. Dazwischen Züge mit weniger erbaulicher Fracht: etwa dreißigtausend Italiener, die, von Frankreich hinausgeschmissen, auf unseren Bahnen gratis heimbefördert werden, armes Volk mit Weibern und vielen hungernden Kindern, von mitleidigen Herzen auf den Stationen mit Brot und Milch beschenkt. Evviva Austria! rufen sie, dankbar für die freundschaftliche Behandlung nach all der in Frankreich erfahrenen Unbill. Ob sie ein ebenso dankbares Gedächtnis bewahren und auch in der Heimat Evviva Austria rufen? Wir wollen es hoffen. Aber wie dem auch sei, der Jubel gilt unseren kriegsbegeisterten Soldaten, die fahnengeschmückt, von heißen Segenswünschen begleitet, unter brausenden Gesängen ins Feld ziehen. In ihrem Lager ist Österreich.

Das Mutterherz, in diesen lauten Tagen kann seine stille, entsagende Größe nicht übersehen werden. Denn größer als die Berge Tirols ist dieses große, rote, gnadenreiche Herz, so groß, daß es über die fernsten Horizonte reicht, jedem nahe, wie weit er auch sein mag. Kein Dorf war zu entlegen und kein Weg zu beschwerlich, um von Haus zu Haus Liebesgaben einzusammeln, bis die Weiblein unter ihren Körben schief und krumm gebeugt gingen. Jede Bäuerin gab mit vollen Händen was sie hatte, Brot, Speck, Eier, alles für die Einrückenden. Kessel mit Kaffee wurden an die Bahn gestellt, Wein, Zigarren, Zigaretten, Körbe mit Obst, und so oft ein Zug hielt, waren Hunderte von Händen liebevoll geschäftig, die Gaben zu verteilen. Eine Bäuerin hat ihr letztes Huhn gebraten und bringt es an den Zug; ein Leckerbissen für den Sohn, aber der ist längst im Feld, und so kriegen es die andern. Es kommt jetzt auf das Gleiche heraus, Söhne sind alle; so groß ist das Mutterherz, daß es alle umfaßt und weit über Länder reicht.

Söhne sind alle, und somit sind sie Brüder, alle untereinander, Kinder einer großen Völkerfamilie. Ein schöner Zug von Kameradschaftlichkeit, den ich selbst mit angehört: Ein Waggon einrückender Wiener lehnt einen großen Teil der Liebesgaben ab, „damit die anderen, die gleich nachkommen, auch was kriegen!" Der nächste Zug bringt sie schon einige Minuten darauf, Tschechen, Südslaven, Wälsche, Polen, Ruthenen, Ungarn, Deutsche, in patriotischer Blutsverwandtschaft verschmolzen; die sich gestern anzufeinden schienen in nationaler Selbstbetonung, sind heute ein einig Volk von — Österreichern. Die alte Kulturgemeinschaft, der durch Geschichte, Tradition und Blutmischung geschaffene unlösbare Zusammen-

Digitized by Google

hang der österreichischen Völker, dieser tief verborgene, verwandtschaftliche Zug, dem Ausland ein Geheimnis und ein Rätsel, tritt jetzt herrlich ins Licht. Viribus unitis, Österreichs stolzer Wappenspruch, hat über die schmählichen Feindesanschläge triumphiert. Dies war unser erster Sieg. Mit vereinten Kräften — möge es die Formel der österreichischen Nation nicht nur für den Krieg, sondern auch für den späteren Frieden sein, dann macht sich der Ausgleich von selbst.

Das ist die andere Schönheit, die uns dieser Krieg gebracht hat.

*

In dem altertümlichen Tiroler Städtchen Klausen steht das Erzbild des Pater Haspinger zunächst der Eisackbrücke. In schreitender Stellung, das Kreuz hoch erhoben, zum Kampf bis auf den letzten Blutstropfen gegen die Feinde des Vaterlandes anfeuernd, so lebt der Kapuzinermönch in der Volksüberlieferung. Das Denkmal ist etwas akademisch geraten, ein unvertilgbarer Rest von schulmäßiger Sprödigkeit erinnert an Atelier und Aktmodell; aber das macht nichts, das Volk sieht den Geist, der überlebensgroß hinter dem Bronzeguß steht. In einigen Tiroler Orten werden patriotische Spiele, die Freiheitshelden von 1809, Andreas Hofer und Zeitgenossen, von bäuerlichen Darstellern recht und schlecht gespielt; aber größer als die Kunst ist auch hier der Geist, dem es gilt. Mit der Komödie ist es aus, das Spiel ist Ernst geworden. Der Geist von Anno dazumal tritt als Wirklichkeit in die Erscheinung. Auch jene, die nicht eingerückt sind, eilen zu den Waffen, von sechzehn bis sechzig, um für die Sicherheit des Landes zu sorgen. Tiroler Standschützen. Irgendwie gemahnen sie an das letzte Aufgebot. Aus Tirols Heldenzeit leiten sie ihre Geschichte her. Auf dem Platz zu Klausen werden ihrer sechshundert vereidigt. Leute aus Latzfons, Villanders, Feldthurn, Layen. Alte, zerfetzte Fahnen kommen zum Vorschein, auch manche hübsche Landestracht. Kurze Lederhose, weiße Strümpfe und Schnallenschuh, braune Joppe — dazu Feldbinde und Säbel. Einer der Anführer trägt fünf schöne Pfauenfedern fingerartig gespreizt seitlich am breiten Hut, andere auf grünen Hüten Blumen und weiße Hahnenfedern. Ein Fahnenträger erscheint im roten Wams mit breiter, weißer, gefälteter Halskrause. Oben in den Bergwänden krachen die Böller zur Feldmesse im Ort. Ein Defreggerbild, der bäuerlich kriegerische Aufzug, die enge Alttiroler Gasse, das farbig verblichene Gemäuer, die spähenden Köpfe an den Toren und in den Erkern. Sogar der Pater Haspinger ist wieder lebendig geworden und schreitet im Zug. Wieder ist ein Kapuziner Feldprediger, am schwarzgelben Band das Kruzifix, in der Hand einen Regenschirm. Er bekennt, daß er seit seiner Primiz keine so große Freude mehr erlebt hat, als jetzt. Gut und Blut für den Kaiser, das ist der Inhalt seiner zündenden Rede. Daß es ihm ernst damit ist, versteht sich für jeden. Alle sind bereit, wenn, ganz wie ehedem, die Feuerzeichen von Höhe zu Höhe aufflammen und mit den Fahnenschwingern die Schützen zu ihren Standplätzen rufen. Die große Historie ist hier immer zugleich auch ein Stück Gegenwart. Das merkt man jetzt stärker als sonst.

Scheinbar menschenleer ist das Land geworden. In einsamer Schönheit stehen die Berge unter einem strahlenden Himmel. Diese Stille und Größe greift ans Herz wie nie, sie ist vergessen, von keinem Auge bedankt. Der verscheuchte Weltfrieden hat sich hierher geflüchtet, wo niemand mehr ist. Aber es scheint nur so. Zwischen den grünen Hängen bewegt sich eine Bittprozession, Weiber, Männer, Kinder, Greise. Das Kruzifix tragen sie vor sich her, der innige, zuversichtliche Gedanke ist Gebet und Gebet ist Kraft, sie strömt auf jene hin, die draußen sind. So weit Herzen schlagen, gehen die Gefühle denselben Weg wie die Prozession, und das Denken heißt: wir sind bei euch! Die Seelenkraft des ganzen Volkes ist mobil, ein geistiger Hilfsquell von großem Wert; Mut, Gottvertrauen, Standhaftigkeit, Hilfsbereitschaft, Zuversicht schöpfen Nahrung aus diesem Quell, und über dem heiligen Ernst weht fröhlich die Fahne der Hoffnung: in der Heimat, in der Heimat gibt's ein Wiedersehn!

Indessen leuchtet in der schweigenden Pracht auf dem Gemäuer von Säben die Vision des gekreuzigten Heilands, riesengroß und flammenrot, als würden die alten Wunden aufs neue bluten ...

*

Schweigen

Setzt mir kein steinern Kreuz aufs Grab!
Ich hab' im Leben eins getragen.
Kein Wort, kein Steinbild soll hernach
Von meinen Tagen Kunde sagen.

Pflanzt auf den Hügel Heidekraut!
Laßt über ihm die Lerchen singen!
Sie tragen trauten Heimatslaut
Zu ihm auf ihren leichten Schwingen.

Sonst sei das Schweigen nur die Gruft!
Kein Menschenlaut! Kein Menschenklagen!
Setzt mir kein steinern Kreuz aufs Grab —
Ich hab' im Leben eins getragen.

Erika Riedberg.

Digitized by Google

Strupp und Schnuppe / Von Marcello Rogge

Wer könnte mit gutem Gewissen behaupten, daß es im Kriegsfrühling 1915 in Berlin ein glücklicheres Paar gegeben hätte, als unser tapferer Hauptmann von Wessel und seine blonde, liebreizende Frau Else? — Der junge Gatte hatte seinem Weibchen im stillen, idyllischen Friedenau ein trauliches Nestchen eingerichtet. Hier ließ er sich zunächst einmal so recht von Elses zarten, doch unermüdlichen Händen pflegen und hegen, bis er fast zusehends von seinen Wunden und Feldzugsstrapazen genas, und hier sollte dann seine Else schalten und walten, wenn er erst wieder „draußen" wäre, — „draußen", wo er hingehörte, wenn auch noch so innige Bande ihn jetzt fester denn je an die liebe Heimat fesselten. Doppelt genoß er so die sonnigen Tage des Glückes. Aber von Wessel war im Grunde seines Herzens doch mit allen Fasern und mit allen Gedanken „draußen", bei seinen braven, prächtigen, grauen Kerls in den Schützengräben oder auf wichtigen Patrouillenritten, im Notquartier oder gar beim siegreichen Sturmangriff, und so glaubte er sich schon längst wieder kräftig genug, um seine Pflicht als getreuer Offizier seines geliebten Kaisers tun zu können.

Else verstand ihn viel zu gut, als daß sie sich die heimliche Angst anmerken ließ vor dem immer näherrückenden Tag, der ihr den geliebten Mann wieder entführen würde. Sie war ja so stolz, die Gattin eines Helden zu sein, und fest entschlossen, wie jede deutsche Frau in dieser großen Zeit, sich der tapferen Männer würdig zu zeigen, die täglich ihr Bestes, Leben und Blut, in West und Ost und auf dem Wasser für das teure Vaterland einsetzten.

Die blütenschweren Zweige der Linden nickten träumerisch vom friedlich, stillen Wagnerplatz durch die weißen Gardinen in das gemütliche Zimmer, in dem sie, eine Handarbeit in ihren schlanken, nimmer ruhenden Fingern, neben ihrem Gatten saß. Das waren die schönsten und reinsten Stunden ihres jungen Glückes, wenn der Hauptmann dann zuweilen an das Klavier trat und, sich selbst begleitend, mit seiner männlich schönen Stimme ihr die alten, prächtigen Lieder vorsang, die schon die Väter und Vorväter einst im „wilden Kriegestanze" gesungen hatten, und die nun heute unsere tapferen, grauen Jungens trotz mancher Mühsal und schwerer Arbeit zu singen wissen. Und dann kamen wieder die zahlreichen Lieder, die vielleicht erst der jetzige große Krieg geboren hat, einfach und kindlich zuweilen, vom Liebchen daheim und den Vöglein im Walde, und doch wieder so groß in ihrer echt deutschen Einfachheit und Treuherzigkeit, denn ein jedes von ihnen hatte wohl schon unzählige Male die Feuerprobe bestanden, ein jedes war schon von jugendroten Lippen erklungen, die vielleicht noch während des frohen Singens für immer erblassen mußten.

Konnte Else es dann wohl wehren, daß ihr dabei zuweilen die Tränen in die Augen traten, wenn sie fest, wie beschwörend, ihren weichen Arm um die Schultern ihres geliebten Mannes legte, als wollte sie ihn nie mehr von sich lassen.

Aber auch eines anderen Paares soll nicht vergessen werden, besonders da es ja dieser Geschichte den Namen gegeben hat, Strupp, unser rauhaariger, tapferer Franzosenbeißer, und die kluge Schnuppe, deren weißes Fellchen fast noch glatter und leuchtender geworden zu sein schien, seit sie nun ihren geliebten Strupp wieder daheim hatte. Drunten im kleinen Vorgärtchen, wo der Hollunder schon seine kräftig duftenden Blütendolden im warmen Abendwind wiegte und die schlanken, blauroten Lilien sich kerzengerade und stolz über den von Else sorglich gepflegten Rasen erhoben, lag Freund Strupp, die dicke, bärtige Schnauze auf den behaglich ausgestreckten Vorderpfoten, und schaute mit seinen klugen Augen blinzelnd Schnuppe zu, die mit dem ihr eigenen „Temperament" nach den im letzten Sonnengold sich tummelnden Mücken oder vorwitzigen Fliegen jagte. Hin und wieder entfloh ein befriedigtes „Wau" dem Gehege seiner kräftigen Zähne, mit deren Stärke ja schon mancher Franzmann unliebsame Bekanntschaft gemacht hatte.

Als glücklicher Ehegatte war Strupp zweifellos ein wenig rundlich und auch bequem geworden, wie es Junggesellen zu gehen pflegt, wenn sie in den ruhigen Hafen einer friedlichen Ehe eingelaufen sind. Aber Schnuppe, die liebende Gattin, gönnte es ihm von Herzen und pflegte ihm nur zuweilen mit der schwarzfeuchten Terriernase einen vertraulichen Puff zu versetzen, worauf dann der guterzogene Gemahl neckisch knurrend der Aufforderung folgte und gar bald ein frischfröhliches Haschen und Jagen durch Busch und Strauch begann, ja oft selbst mitten zwischen die Lilien hindurch, die in ihrer vornehm kühlen Ruhe auf das lustige Pärchen schauten, als könnten sie solch kindisches Treiben von erwachsenen Wesen, die gar, wie sie sich zuraunten, am Ende schon bald Elternfreuden entgegensehen dürften, nicht recht verstehen. Darum kümmerte sich nun Strupp und seine Schnuppe blitzwenig — was geht auch wirklich glücklichen Leutchen das Tuscheln der anderen an, — und ihr fröhliches Geklaff klang die weinumrankte Veranda hinauf, auf der engumschlungen Herrchen und Frauchen standen und frohen Auges auf die beiden Getreuen hinunterschauten. —

Doch noch ein Dritter gehörte zu diesem Bunde der Glücklichen, die im stillen Hause am Wagnerplatz wohlverdiente Erholung nach den Mühen des Krieges fanden. Dieser Dritte war zwar noch unbeweibt, aber darum nicht weniger seelenvergnügt und puppenlustig, und sein Pfeifen klang jetzt wieder durch die ganze Wohnung aus der Küche, wo er auf einem niederen Schemel hockend, unermüdlich Stiefel, Stiefelchen und Schuhchen putzte, vom größten, vorschriftsmäßigen, nagelbeschlagenen „Kom-

Digitized by Google

miß" bis zum zierlichsten „Lack", den er nur mit den Fingerspitzen anzufassen wagte. Das war Willibald Klavitter, der treue Bursche des Hauptmann von Wessel, ein grundehrlicher und stets fröhlicher Geselle, von dem allein eine Geschichte zu schreiben sich lohnen würde. Willibald Klavitter war nämlich ein Meister im Stiefelputzen, es war für ihn sogar eine Art Passion, wie für seinen Hauptmann das Klavierspiel, für Strupp des Zerreißen französischer Rothosen oder für Schnuppe das Fliegenjagen, — war er doch in seinem „nichtmilitärischen Verhältnis" zwei Jahre Hausdiener im Atlantic-Hotel in Hamburg gewesen und hatte dort dank seines ausgesprochenen Talentes für diesen Beruf Fürsten und Grafen, breitfüßigen Amerikanern und nicht weniger auf großem Fuße lebenden Engländern (Gott strafe England!) zur vollsten Zufriedenheit die Stiefel gewichst. Mit erfrischender Philosophie und einer erfreulichen Dosis gesunden Naturhumors war er seiner Arbeit gerecht geworden, und später war es so manches liebe Mal, wenn die feindliche Artillerie den Schützengraben mit schwerem Kaliber belegte und alles mäuschenstill dem Krachen der Granaten, Schrapnells und anderer ungeladener Gäste lauschte, ein kräftiger Witz aus Klavitters selten ruhigem Munde, der alle zu schallendem Lachen brachte, in das auch Strupp, Klavitters erklärter Freund, laut kläffend einzufallen pflegte. Nach seinem Herrn kannte Strupp nur einen Gebieter, dem er gehorchte, das war Freund Klavitter, der von Vorgesetzten und Kameraden seiner schönen Vaterstadt und wohl noch mehr seines fast in jedem Satz nachdrücklich wiederkehrenden Lieblingswortes wegen kurz und schlank „Hamburg" gerufen wurde, ein Spitzname, auf den er nicht wenig stolz war.

Der Hauptmann und Else, Strupp, Schnuppe und — Hamburg bildeten so lange, frohe Wochen hindurch ein prächtiges Quintett, in dem alle Töne rein und harmonisch gestimmt waren. —

Flitterwochen sind aber bekanntlich leider vergänglich, — „Kriegsflitterwochen" naturgemäß noch viel mehr, und eines schönen Abends trat Hauptmann von Wessel seiner Else mit der von ihm schon lange erwarteten Nachricht gegenüber, daß es nun wieder heißen werde: „Morgen muß ich fort von hier". Er, Hamburg und Strupp waren wieder völlig gekräftigt, der Kaiser gebrauchte sie, und nun hieß es schon für den nächsten Tag ade zu sagen dem geliebten Weib, der schönen Schnuppe und dem traulichen Heim. Else trug es standhaft wie eine echte Soldatenfrau, und Wessel hatte bei allem Trennungsschmerz seine innige Freude daran. Strupp bellte natürlich laut vor Freude, streckte und reckte seine kräftigen Glieder und knurrte schon verdächtig, als sähe er einen Feind vor sich, so daß Schnuppe ordentlich erschreckt zusammenfuhr, da sie das gar nicht an ihrem zärtlichen Gatten gewöhnt war. Hamburg aber pfiff an diesem Abend in der Küche noch einmal so kräftig und noch einmal so schmetternd: „Ja der Soldate, das ist der schönste Mann im ganzen Staate!", daß sich alle Küchenfenster im Hofe öffneten und Annas, Minnas und Berthas sich hinunterbeugten, dem Ständchen verständnisvoll zu lauschen. Doch Hamburg wichste seelenfroh seine Stiefel und dachte, frei nach Kutschke gesagt, nicht weiter an die „Liebeshändel dieser Welt". Ihm kam nur das eine jetzt nicht aus dem Sinn: jetzt geht's wieder los, und „immer feste druff". Letzteres bezog sich natürlich auf den Feind, konnte sich aber im Augenblick in Ermangelung dessen auch auf den riesigen Kommisstiefel beziehen, den er gerade mit wahrer Hingebung bearbeitete, denn die schwarze Bürste in Hamburgs nicht allzu zierlicher Hand raste wie zu einem Sturmangriff über das eigentlich schon blitzblanke Leder.

Nun hatte es sich auch entschieden, daß Hauptmann von Wessel nicht mehr an die Westfront zu seinem alten Regiment zurückkehren sollte, sondern in Ansehung seiner bisher gezeigten Tüchtigkeit zunächst dem Hauptquartier im Osten zugeteilt worden war. Wessels Augen leuchteten vor Freude, als er diese Nachricht erhalten hatte, und seine Brust weitete sich in neuem Tatendrang, hatte man ihn doch für würdig befunden, in nächste Nähe jenes großen Mannes zu kommen, den er glühend verehrte, — Hindenburg! Else fühlte so ganz in ihrem treuliebenden Herzen diese Freude mit, und Hamburg hörte die frohe Kunde zunächst etwas verdutzt, dann aber gab auch er seiner Befriedigung Ausdruck, indem er mit erneuter Wucht seine Bürste auf die unschuldigen Stiefelschäfte niederfahren ließ, rhythmisch und taktfest nach der schönen Weise:

„Es haut der Herr von Hindenburg
Den Feind von vorn und hinten durch!"

Strupps Kenntnisse von dem großen Feldmarschall waren noch verhältnismäßig gering, doch zeigte auch er seine Zustimmung durch einiges Gekläff, worauf er sich sehr zufrieden in seine „Sommervilla" zurückzog, eine ihm von Hamburgs Hand luftig zurechtgezimmerte Hütte, die neben einer ganz ähnlichen für Schnuppe in einer Ecke des Gartens unter einem dichten Hollundergesträuch ihren Platz hatte. Bald kündigte Strupps behagliches Schnarchen an, daß er sich als tapferer Soldatenhund den Abschied für den nächsten Tag nicht allzu schwer machte, und Schnuppe, die mit in seine Hütte kriechen wollte, um dem lieben Manne so lange wie möglich nahe zu sein, mußte nach einigem ärgerlichen Knurren resigniert den Rückzug antreten und in ihrem eigenen Heim die Glieder zur Ruhe strecken.

Auch dieser letzte Abend in der Heimat verging nur allzu schnell. Vorn saß der Hauptmann noch einmal mit seiner Else auf der traulichen Veranda, zu der alle Wohlgerüche des Sommers hinaufströmten. Der Mond blinkte klar durch die dichten Lindenzweige, fern klang aus irgendeinem benachbarten Fenster die uralte Melodie „Muß i denn, muß

Digitized by Google

i denn zum Städtle hinaus . . .", der tiefe Hupenton eines vorbeirasenden Autos mischte sich unvermittelt darein und vom Hollundergebüsch tönte gemütlich das regelmäßige Schnarchen Strupps, das zuweilen von leisem Knurren unterbrochen wurde, denn er träumte wahrscheinlich schon von neuen Kriegsabenteuern. Hamburg aber saß währenddessen breitspurig auf dem Küchentisch und hielt mit der liebenswürdigsten Miene von der Welt „Cercle". Die Tür nach dem Hof hatte er vorsorglich schon offen gelassen, denn die Glocke wäre wohl nicht zur Ruhe gekommen, so zahlreich stellten sich zum Abschiedsempfang die Minnas, Augustens, Annas und Berthas ein. Von jeder nahm er gnädig lächelnd die besten Wünsche fürs Feld und manche gute Ratschläge, sich besonders ja recht von „erschröcklichen Kosaken" in Acht zu nehmen, entgegen, legte dann seelenruhig die ihm hierzu überreichten Paketchen mit Wurst, Tabak, Zigarren und anderen guten Dingen neben sich auf den Tisch, auf dem sich schon ein stattlicher Berg häufte, und gab zum Entzücken seiner getreuen Verehrerinnen immer wieder auf Wunsch mit unnachahmlicher Geste sein schönes Verschen von „Herrn von Hindenburg" zum besten.

(Schluß folgt.)

Heimfahrt

Eintönig in den Rädern stampft ein Lied.
Durch kurze Sonnentage warst du frei.
Nun stöhnt ein weher Klageton: Vorbei!
Vorbei, wie draußen Wald und Kirchturm flieht.

Verlöscht, was Sonnenglast in dir entfacht.
Grauregen tränt auf herbstbereites Land.
Fern, hinter drohend grauer Wolkenwand
Wartet der Alltag schon und höhnt und lacht.

Hans Anton Schütt.

Vermischtes

Hauswirtschaftliche Beratungsstellen. Bei den Versuchen, die jetzt so notwendige Aufklärungsarbeit über Ernährungsfragen in weiteste Volkskreise zu tragen, ist man auf die Idee gekommen, hauswirtschaftliche Beratungsstellen zu gründen. Der Gedanke lag nahe, den bestehenden Kriegshilfe-Büros solche Beratungsstellen anzugliedern, da sich bei der oft langausgedehnten Wartezeit der Unterstützungsbedürftigen gute Gelegenheit zu bieten schien, ihnen praktische Unterweisungen angedeihen zu lassen. So haben wir hier in Hamburg an etwa 25 Kriegshilfebezirken und Kriegsschreibstuben unsere aufklärende Arbeit begonnen. Es zeigte sich aber bald, daß dieses Vorgehen zu einseitig war, denn es gilt ja heutzutage nicht nur die Bedürftigen zu beraten.

So benutzten wir als weiteren Versuch die Gelegenheit der vierteljährlichen Brotkartenausgabe zu unserm Zweck, errichteten mit bereitwilligstem Entgegenkommen der Oberschulbehörde in einer großen Anzahl von Schulen, in denen die Brotkarten ausgegeben wurden, Beratungsstellen und konnten so in zweimal acht Stunden über 2000 Frauen hauswirtschaftlich beraten.

Danach machten wir einen dritten Versuch, und dieser ist so über Erwarten günstig ausgefallen, daß ich ihn zur allgemeinen Durchführung in möglichst vielen Städten nicht dringend genug empfehlen kann. Man hat ja auch in Berlin zu diesem Zweck unvermietete, leerstehende Läden eröffnet, aber sie sind nur stundenweise zugängig und schließen gerade deshalb, glaube ich, einen sehr lebhaften Besuch aus. Es muß so sein, daß jeder Vorübergehende jederzeit eintreten und sich Unterweisungen holen kann, sonst wird der Zweck nicht erreicht. Wir fingen in Hamburg mit einem Laden in sehr belebter Gegend an; andere folgten; sie sind täglich den ganzen Tag geöffnet. Seit der Eröffnung ist ein ununterbrochenes Kommen und Gehen; die Besucherzahl beträgt durchschnittlich 75 Personen pro Tag, ist aber schon auf über 100 gestiegen. Unsere Besucher setzen sich aus allen Kreisen des Volkes zusammen. Das Erfreuliche ist, daß nach unserer Statistik kaum weniger Männer kommen als Frauen. Dieses findet teilweise seine Erklärung darin, daß die Soldaten jetzt im Felde die Kochkiste kennen gelernt haben und sich andererseits die Kochkiste für alleinstehende Männer ganz besonders empfiehlt.

Es ist erstaunlich, wie anziehend sich die Schaufenster für eine hauswirtschaftliche Beratungsstelle ausschmücken lassen. Kochkisten mit ihrem bunten Futter, Essenträger jeder Art in Korb- und Taschenform, Beutel, die an den Rucksack zu schnallen sind, für Wandervögel und Jugendwehr, dazwischen Kochbücher jeder Art, wilde Gemüse, Dörrgemüse, Gelatinespeisen und außerdem Eingemachtes und Fruchtsäfte. Wir haben wöchentlich wechselnde Küchenzettel mit Rezeptangabe, die großen Anklang finden. Wir geben alles zum Selbstkostenpreis her, und durch das Entgegenkommen aller beteiligten Kreise beschränkt sich unsere Hauptausgabe auf das Gehalt der angestellten Leiterin jedes Ladens, denn es ist unsere Überzeugung, daß es mit nur ehrenamtlichen Hilfskräften hierbei nicht geht. Die Leiterin hat stets Hilfskräfte, d. h. durch praktische und theoretische Kurse ausgebildete Damen neben sich. Dies ist schon darum notwendig, damit unsere Statistik gut geführt wird. Bei dieser legen wir den größten Wert auf die Frage: Welche Klagen?

Ich möchte hier anregen, daß die Beratungsstellen der verschiedenen Städte miteinander in Verbindung treten, um sich gegenseitig, z. B. durch Austausch ihrer Erfahrungen und ihres Beratungsmaterials, zu fördern. Ich bin bereit, alle diese Bestrebungen zu vermitteln.

Ida Dehmel, Blankenese bei Hamburg
Vorsitzende der hauswirtsch. Beratungsstellen.

Inhalt des Heftes 47: Die Herrin von Hellerbrunn. Roman von E. von Luckwald. — Bayerische Schneid. Von Arthur Achleitner. — **Beiblatt:** Heimurlaub aus dem Felde. Gedicht von Florentine Gebhardt. — Tiroler Bauern. Von Joseph Aug. Lux. — Schweigen. Gedicht von Erika Riedberg. — Strupp und Schnuppe. Von Marcello Rogge. Heimfahrt. Gedicht von Hans Anton Schütt. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 21. August 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1915 Heft 48

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Die Herrin von Hellerbrunn / Roman von C. von Luckwald

7. Fortsetzung.

In der Ehe hatte Esther nicht gefunden, was sie gesucht, nur zu bald war die Liebesflamme erloschen. Aus dem Überschwang jugendlicher Illusionen hatte sie sich in den kühlen Schatten der Resignation geflüchtet. Da hatte sie sich geborgen gefühlt bis zu dem Tage, an dem Olaf Tannhausen ihren Lebensweg gekreuzt.

Er war anders als alle Männer, die sie kannte. Aus dem kühlen Schatten hatte er sie in die Sonne geführt, und so hell war das Licht, daß sie geblendet die Augen davor schloß.

Der Sturm, den er in ihr entfesselt, umbrauste ihre Seele, das Meer widerstreitender Gefühle, in das er sie gestürzt, drohte über ihr zusammenzuschlagen.

Angstvoll preßte die einsame Frau die Hände auf das wild klopfende Herz. Helles Rot färbte ihre Wangen dunkler, sie schloß die Augen, ihre Gedanken wanderten, traumhafte Zukunftsbilder stiegen in ihr auf. Käme er jetzt zu ihr mit der Frage: „Willst du mein Weib sein, mir angehören mit Leib und Seele?" sie würde ihm stumm die Arme entgegenbreiten, ihm willenlos an die Brust sinken.

Erschrocken fuhr Esther aus ihren wirren Träumen auf. Hatten ihr Wünsche die Kraft, ihn herbeizulocken? Dort drüben stand er leibhaftig, an den sie gedacht — kein Spuk ihrer Phantasie — es war Olaf, der langsam über den schmalen, kiesbestreuten Weg näher kam — und dicht neben ihm schritt — Beate!

Sie hatte Blumen geschnitten, ein dicker, in allen Farben leuchtender Strauß ruhte ihr im Arm.

In dem einfachen, weißen Leinenkleid glich sie selbst einer großen, weißen Blüte. Hinter jedes Ohr hatte sie einen Büschel blutroter Nelken gesteckt, die wie schwere, dicke Blutstropfen in dem rostfarbenen Haar hingen.

Unverwandt blickte Olaf auf die junge, frische Mädchengestalt. Esthers Augen weiteten sich angstvoll, als sie das Paar betrachtete; unfähig, sich zu rühren, ohne einen Laut von sich zu geben, verharrte sie in ihrem Versteck. Blitzartig schossen die Gedanken durch ihr Hirn; was hatte Olaf doch gesagt, als sie ihn vor einigen Tagen gefragt, wie ihm Beate gefallen? „Sie ist das entzückendste Geschöpf, das ich je gesehen, und beneidenswert der Mann, dem sie sich einst zu eigen gibt." —

Konnte es möglich sein, daß dies oberflächliche, unreife, junge Ding ihn ernstlich fesselte — nur weil sie jung und schön war? Galt allein Jugend und Liebreiz in den Augen eines Mannes — war alles andere wertlos?

Die beiden blieben jetzt dicht neben der Laube stehen; ob Esther wollte oder nicht, sie mußte jedes Wort hören, jeden Blick auffangen.

Beate beugte sich über einen üppig blühenden Centifolienstrauch und brach einen der duftenden Zweige.

„Haben Sie immer noch nicht genug, Sie Unersättliche?" fragte Olaf.

„Nein — der Buschen hier muß als noch größer werden," lachte das Mädchen, „nur der Überfluß ist schön. So möcht' i immer aus dem Vollen schöpfen können wie hier in Tant' Esthers

Digitized by Google

Gärtl", fügte sie hinzu und betrachtete die Blumenmassen, die ihr schwer im Arm lagen.

Des Malers Augen ruhten in sichtlichem Wohlgefallen auf ihr.

„Sie sehen aus wie die Frühlingsgöttin Flora, so möchte ich Sie einmal malen."

„Gehen's, kaum is mein Porträt fertig, denken's schon wieder an ein anderes Bild. Als Salome, jetzt als Flora möchten's mich abkonterfein — da dürft' ich Ihnen als noch oft sitzen."

„Ja — wenn's nach mir ginge — ich wüßte noch hundert Motive, für die Sie ein reizendes Modell abgeben würden, Baronin Beate."

„Da tät i mich aber bedanken, alleweil still stehn, dös is nix für mich, i muß Bewegung haben. Mir is eh viel zu still und langweilig in Hellerbrunn."

„Langweilig?" wiederholte Olaf erstaunt, „hier ist's doch nicht langweilig!"

Ein mißmutiger Zug erschien auf Beatens beweglichem Gesicht. „Ah, das können's nit beurteilen, Herr von Tannhausen. So paar Wochen is dös was anders; aber wenn man immer hier sitz'n tut, als wie i, da is mordslangweilig, das dürfen's mir schon glauben."

„Sie entbehren aber doch wirklich nichts; ist das nicht ein bißchen undankbar? Die herrliche Umgebung hier, das schöne, alte Schloß, an allerlei Zerstreuungen, an Abwechslung fehlt es Ihnen gewiß auch nicht, und Ihre Tante ist die Güte in Person."

Beate hielt sich ärgerlich auflachend die Ohren zu:

„Ja, ja, ja, das weiß i alles, Sie brauchen's mir nit aufzuzählen. G'wiß, Tant' Esther is sehr gut zu mir, am End' besser als i verdien', und doch — schaun's, mir is zu eng hier, mich zieht's hinaus in die weite, große, herrliche Welt, von der i fast gar nix kenn'! Reisen möcht' i, etwas erleben, und wenn's Gefahren und Abenteuer wären. Nur was anderes, Neues müßt's sein, nit dies ewige Einerlei. Aber das können's g'wiß nit verstehn, Herr von Tannhausen?"

„Doch, und ich meine, es müßte eine lohnende Aufgabe sein, Ihnen diese unbekannte Welt zu erschließen."

„Ah — i wußt's ja, Sie würden mich begreif'n", rief das junge Mädchen erfreut. „Sie können's, weil sie ein Künstler sind und weil's selbst so viel erlebt und g'sehn haben. Aber Tant' Esther versteht das nimmer, die is so ruhig, so abg'schlossen in sich — die is wohl z' alt dazu. 's muß grauslich sein, alt zu werden! Wenn i denk, i fänd mal 's erste weiße Haar und Krähenfüß bei die Aug'n — i glaub', i ging direkt ins Kloster."

Es klang so drollig, wie sie das sagte, es schien so unmöglich, daß dieser Fall je eintreten könnte, daß Olaf in lautes Lachen ausbrach.

„Das hat noch gute Weile, Baronin Beate, und fürs Kloster wären Sie selbst dann noch nicht reif."

„Wer kann's wissen, wo i amal end?"

„Bestimmt nicht hinter Klostermauern. Es wäre auch schade um soviel Liebreiz. Sie bedürfen eines glänzenden Rahmens. Sie brauchen Reichtum, Glanz, Sonne, Fröhlichkeit, um sich zu entfalten."

Beate senkte den Kopf, ein halb spöttisches, halb mutwilliges Lächeln überflog ihr Gesicht.

„I hätt' nix dagegen, aber wie sollt' so a arm's Waserl wie i zu all den schönen Dingen kommen? I hab' nix, i bin ganz auf Tant' Esther ang'wiesen und muß zufrieden sein mit dem, was sie mir gibt."

„Wenn Ihre Zukunft in so gütigen, milden Händen ruht, dann sind Sie wohl geborgen, glaube ich."

„Sie haben die Tant' wohl arg gern?"

„Ich verehre Baronin Gomisch aufrichtig, ich bin stolz, daß sie mich ihrer Freundschaft würdigt. Sie ist nicht nur eine gute und kluge Frau, sie ist ein edler Mensch, eine Vollnatur, wie man sie selten findet."

„Hm — sagen's ihr das doch lieber selbst; mir brauchen's nit ihr Loblied zu singen. Aber i glaub' kaum, daß es ihr Eindruck machen wird, denn sie is kalt wie a Hundsschnauz. Wenn sie g'wollt hätt', wär' sie längst wieder verheirat'; in Lurchstadt is manch einer, der sie nehmen möcht, und Hellerbrunn is an schöner Ansitz. Der Mario Confratelli macht ihr seit Jahr und Tag die Cour, dem braucht' sie nur zu winken, der würd' brennend gern mein Onkel."

„Aber Ihre Tante mag ihn wohl nicht?"

Beate drehte sich lachend auf dem Absatz herum:

„Naa, ka Spur — die mag keinen nit, sie hat halt kaltes deutsches Blut. Und dabei is der Mario ein sehr netter Mensch, tät auch im

Digitized by Google

Alter gut zu ihr passen, er hat schon graue Haar und — —" sie hielt plötzlich inne und streifte ihr Gegenüber mit einem erschrockenen Blick.

Olaf bemerkte es und sagte lächelnd:

„So wie ich, nicht wahr?"

„No — bei Ihnen is das was anderes, das graue Haar tut's nit immer, Sie sind deshalb nit alt. I mein', Sie sein inwendig jung geblieben."

„Sprechen Sie im Ernst, Beate?"

Eine helle Blutwelle stieg in ihre Wangen und färbte die zarte, weiße Haut bis unter das krause Stirnhaar, aber sie wich seinen Augen nicht aus, die immer leuchtender sich tief in die ihren senkten.

Sie nickte wortlos, mit einem ernsten, seltsam entschlossenen Ausdruck in dem jungen Gesicht.

Da zog der Maler mit einer jähen Bewegung ihren Arm durch den seinen, so daß der Blumenstrauß zur Erde fiel. Achtlos trat er auf die Blüten, der Saum von Beatens weißem Kleid glitt über sie hin.

Die beiden blickten nicht zurück, ihre Schritte verhallten auf dem Kiesweg. —

Das Frauengärtlein lag wieder träumend in Sonnenschein und Blumenduft, nur das Zwitschern der Finken und Meisen unterbrach bisweilen die sommerliche Stille.

Bewegungslos verharrte Esther auf ihrem Platz. Ihr war, als sei ihr Blut erstarrt; unfähig, sich zu rühren, blieb sie sitzen wie eine Steinfigur.

Aber das Hirn arbeitete fieberhaft in dem tief gesenkten Kopf. Vor ihren starren, geradeaus gerichteten Augen entstanden Bilder, Vorstellungen; Gestalten zogen hellseherisch in rascher Reihenfolge vorüber: dort hinter dem Fliederstrauch standen die beiden — — — — jetzt stellte Olaf die inhaltsschwere Frage — — — — nun breitete er die Arme aus, Beatens Kopf sank lächelnd an seine Schulter — — —

Mit einem tiefen, schmerzlichen Stöhnen barg Esther das Gesicht in den Händen — zerronnen war ihr kurzer, später Traum.

Wie lange sie so gesessen, ob Minuten, ob Stunden vergangen, wußte sie nicht. Endlich richtete sie sich langsam auf und strich, sich besinnend, über die Stirn. Ein bitteres Lächeln umflog ihren Mund. Trotz des warmen Sonnenscheins schauerte sie fröstelnd zusammen, mühsam erhob sie sich.

„Herbstträume sind ungesund," dachte sie, „die kalten Nebel löschen sie aus. Nur im Frühling darf man träumen, und die Jugend allein bleibt Siegerin im Liebeskampf."

Ungesehen erreichte Esther ihr Schlafzimmer. Sie wusch die brennenden Augen mit kaltem Wasser und trat vor ihren großen Ankleidespiegel. Ein todblasses, verstörtes Gesicht blickte ihr aus dem Glase entgegen.

So durfte sie den anderen nicht entgegentreten, mit diesen entstellten Zügen. Niemand sollte ahnen, was die letzten Stunden sie gekostet!

Sie suchte eine kleine Schachtel mit rosa Schminke aus der Schublade ihres Toilettentisches hervor, die sie vor Jahren einmal bei einem Maskenball benutzt hatte. Heute sollte sie ihr helfen, die letzten Tränenspuren zu verwischen.

Während sie die zartrosa Paste auf den bleichen Wangen verrieb, gedachte sie der Hebbelschen Worte:

„Selbst wenn du blutest, sag': ich schminkte mich."

Sie wechselte das Kleid, und als sie die lange, goldene Uhrkette überstreifte, fiel ihr Blick auf das Zifferblatt. Sie sah, daß die gewohnte Essenstunde längst überschritten war.

Hochaufgerichtet, ein Lächeln auf den Lippen, betrat sie das Eßzimmer, wo die anderen sie bereits erwarteten. Sie entschuldigte ihr Zuspätkommen mit einigen freundlichen Worten.

Rüdiger eilte ihr entgegen und bot ihr den Arm, um sie an ihren Platz zu führen.

„Man sieht, daß selbst das pünktlichste Uhrwerk einmal versagen kann, verehrte Schwägerin, aber uns ist die Zeit nicht lang geworden, nicht wahr, Beate?"

Er zwinkerte der Tochter, die neben Olaf in der Fensternische stand, vielsagend zu. Mit schön gerundeter Handbewegung wies er auf das Paar:

„Ich erlaube mir, dir hier ein frisch gebackenes Brautpaar vorzustellen, liebe Esther. Herr von Tannhausen hat vor einer halben Stunde bei mir um Beatens Hand geworben,

Digitized by Google

und ich bin glücklich, mein geliebtes Kind einer so sicheren Hut anvertrauen zu dürfen."

Esther zuckte bei seinen Worten mit keiner Wimper. Jetzt, wo es entschieden, die Würfel gefallen waren, bewahrte sie ihre Selbstbeherrschung. Auch ihre Stimme bebte nicht, als sie, auf die Verlobten zutretend, sagte:

„Meine herzlichsten Glückwünsche, dir, Beate, und Ihnen, Herr von Tannhausen; ich heiße Sie willkommen als neues Mitglied unserer Familie."

Olaf führte ihre Hand stumm an die Lippen, Beate schmiegte sich wie ein Kätzchen an die hohe Gestalt der Tante.

„Bist denn kein bißl überrascht, Tant' Esther?"

„Nein, Kleine, ich habe es ja gewußt."

„Aber geh — woher denn? Hast am End gar gelauscht, als wir drunten im Gärtl waren?"

Ein flüchtiges Rot huschte über Esthers Gesicht, sie ließ die Frage unbeantwortet. Sie zog das Mädchen an sich und fragte leise:

„Liebst du ihn denn?"

Beate nickte fröhlich.

„Mache ihn glücklich, Kind," flüsterte Esther bewegt, „er verdient es."

„Ohne Sorg, Tant'l, wir werden ein sehr fideles Leben führen, der Olaf und i, da brauchst kein' Angst nit zu hab'n", lachte Beate übermütig.

Ernüchtert gab Esther die Nichte frei und trat einen Schritt zurück.

„Wir wollen jetzt endlich zu Tisch gehn," rief sie mit gemachter Lebhaftigkeit, „und Franz soll Sekt bringen, wir müssen doch das Brautpaar hochleben lassen."

Rüdiger war in rosigster Stimmung — diese Partie war ganz nach seinem Herzen: guter Name, Reichtum, eine angesehene Stellung — er war mit Beatens Wahl zufrieden.

Er wurde nicht müde, Zukunftspläne zu entwerfen, und merkte es nicht, daß er die Kosten der Unterhaltung fast allein bestritt.

Wie alle, auch die schwersten Stunden einmal vorübergehen, neigte sich auch dieser Tag seinem Ende entgegen. Beate hatte sich nach zärtlichem Abschied von Olaf zurückgezogen, und Rüdiger war in sein Zimmer gegangen, um, wie er wichtigtuend sagte, die Verlobungsanzeige aufzusetzen.

Esther blieb allein zurück und trat auf die Terrasse. Stumm blickte sie in die mondlichtumflossene Landschaft hinaus.

Plötzlich klangen Schritte, Olaf stand neben ihr und berührte leicht ihren Arm. Langsam wandte sie sich nach ihm um.

„Suchen Sie Beate? Sie ist nicht hier."

„Nein — ich suchte Sie, Esther. Ich möchte mir noch einen anderen als den kühl formellen Glückwunsch von Ihnen holen."

„Wie sollte der lauten, Olaf? Ich wünschte Ihnen Glück — ist das nicht das Beste, was man einem Menschen sagen kann?"

Er schwieg einen Augenblick und sah sie unsicher fragend an.

„Ich glaube — Sie billigen meine Wahl nicht ganz. Sie denken an den großen Altersunterschied, nicht wahr?"

Ein herber Ausdruck trat in Esthers Gesicht.

„Sie könnten den Jahren nach Beatens Vater sein, Olaf, das tut nicht gut. Herbst und Frühling einen sich nie — das lehrt das einfachste Naturgesetz."

„Trotzdem liebe ich Beate, und sie erwidert meine Gefühle. Sollte eine starke, gegenseitige Neigung nicht die Kraft haben, dies Naturgesetz — wie Sie es nennen — zu besiegen?"

Esther sah ihn lange schweigend an, ein weiches Licht schimmerte in ihren großen, klaren Augen. Mit einer raschen Bewegung streckte sie ihm plötzlich die Hand entgegen:

„Wollen Sie mir etwas versprechen, Olaf?"

„Alles, was Sie wollen, Esther."

„Dann geloben Sie mir in dieser Stunde, stets offen und wahr gegen mich zu sein und zu mir zu kommen, wenn Sie einmal Rat, Trost, Hilfe brauchen, als ob ich — Ihre — Schwester — wäre. Wollen Sie mir das versprechen?"

Tannhausen ergriff ihre Hand und hielt sie mit festem Druck in der seinen.

„Ja — das verspreche ich Ihnen gern. Darf ich nun auch meinerseits um etwas bitten? Erhalten Sie mir Ihre Freundschaft."

„Die bleibt Ihnen, Olaf; wie es auch kommen mag — bis ans Ende."

Digitized by Google

Sie entzog ihm sanft ihre Hand und schlug einen leichten Ton an:

„Kommen Sie jetzt, es wird kühl hier draußen, wir wollen hineingehen."

Sie schloß die Tür und wünschte ihm gute Nacht.

„Ich gehe hinauf, der Tag hat mich müd' gemacht. Bleiben Sie noch, Olaf?"

„Ich möchte erst eine Beruhigungszigarre rauchen, schlafen kann ich doch noch nicht."

Sie nickte ihm freundlich zu und ließ ihn allein.

Olaf steckte die Zigarre in Brand und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder.

Esthers Worte gaben ihm zu denken, beunruhigten ihn. Hatte er vielleicht doch unüberlegt gehandelt, als er dies junge Kind an sich riß, war es klug, ihr Dasein an das seine zu ketten?

Er hatte die Lebensmitte bereits überschritten, sein Weg führte bergab, sie aber begann erst den Aufstieg zur Lebenshöhe. Aber dann schwebte mit den blauen Rauchwölkchen Beatens zierliche Gestalt zu ihm heran: er sah ihr lockendes Lächeln, die jungen, strahlenden Augen, den ganzen Liebreiz ihrer knospenden Schönheit. Er spürte wieder ihre vollen Lippen auf den seinen, weiche Mädchenarme umschlangen ihn, ihr roter Mund flüsterte süße Liebesworte.

Heiß stieg ihm das Blut ins Gesicht, sehnsüchtig breitete er die Arme aus, das holde Bild seiner Phantasie zu umfangen.

Im Zimmer über ihm aber lehnte eine ernste, blasse Frau am offenen Fenster und durchkämpfte den schwersten Kampf ihres Lebens. Als Esther das Fenster schloß, um ihr Lager aufzusuchen, war sie Siegerin über sich selbst geblieben. Sie hatte ihr Herz zur Ruhe gebracht. Jeder unlautere, selbstsüchtige Wunsch war erstickt, und über Kampf und Leid strahlte hell und rein die stille Flamme barmherziger Frauenliebe.

Müde, zerschlagen an Leib und Seele streckte sie sich endlich auf den Kissen aus. Zögernd griff sie nach dem kleinen Buch, das auf dem Tischchen neben ihrem Bett lag. Es war das Neue Testament, das ihr der alte Geistliche, der sie getraut, mit auf den Lebensweg gegeben.

Nur selten hatte sie das Buch der Bücher aufgeschlagen, aber jetzt blätterte sie darin, trostsuchend, hilfsbedürftig und erwartungsvoll.

Sie suchte nach einem Wort, an dem sich ihre müde Seele aufrichten konnte. Da fiel ihr Blick auf die Stelle: „Die Liebe ist langmütig und geduldig. Die Liebe eifert nicht, sie trägt nicht nach, sie suchet nicht das ihre."

Aufschluchzend ließ Esther das Buch zu Boden gleiten. Das waren die Worte, die sie unbewußt gesucht. So wollte sie Olaf lieben, mit dieser alles verstehenden, nimmermüden Liebe würde sie über ihm wachen.

Wie lauteten doch die Schlußworte des Apostels? „Also bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe — diese drei — aber ich sage euch: die Liebe ist die größte unter ihnen." — — —

* * *

Ein trüber Wintertag lag über München. Kahl standen die Bäume des Englischen Gartens, und eine leichte Eisschicht deckte die Oberfläche der Teiche und Wasserläufe. Vereinzelte Schneeflocken taumelten langsam aus dem bleifarbenen Himmel nieder und verwandelten sich alsbald unter den Tritten der dahineilenden Menschen in eine schmutzige, zähe Masse.

Ein scharfer, kalter Wind fuhr in kurzen Stößen durch die stille Königinstraße, in der die Häuser grau und frostig hinter den kleinen Vorgärten standen.

Dichte Laubschichten schützten die Rosenbeete, über die sich der Schnee allmählich wie ein weicher, weißer Teppich breitete.

In einem dieser Häuser, das aus den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts stammen mochte, hatte Olaf von Tannhausen sein Heim aufgeschlagen. In dem Anbau an der Nordseite des Gebäudes befand sich das Atelier — schon von weitem als solches kenntlich durch die hohen, unverwahrten Fenster, in die das kalte, bleiche Winterlicht ungehindert einzudringen vermochte.

Kein Gegenüber beengte den Blick: unbegrenzt schweifte er über die Wiesenflächen und Baumgruppen des Englischen Gartens, und nur gedämpft drang das Geräusch der Stadt

Digitized by Google

in die ruhige, vornehme Abgeschiedenheit der Königinstraße.

Bereits vor vier Wochen hatte das Ehepaar Tannhausen das neu hergerichtete Haus bezogen, das Olaf unter günstigen Bedingungen gekauft.

Die Hochzeitsreise hatte sich länger ausgedehnt, als ursprünglich beabsichtigt gewesen, denn Beate, die Geschmack am Reisen gefunden, war unersättlich, und Olaf war unfähig, ihren schmeichelnden Bitten zu widerstehen.

Wohl mahnte er bisweilen zur Rückkehr, — verschiedene Aufträge warten seiner in München, — aber die junge Frau verstand es, ihn immer wieder zu längerem Bleiben an diesem oder jenem Orte zu bestimmen. Im Grunde machte es ihm auch selbst Vergnügen, ihr die Schönheiten des Südens zu zeigen, ihre jugendliche Eindrucksfähigkeit, ihre naive Freude, ging auch auf ihn über.

Er fühlte sich verjüngt, angeregt wie seit Jahren nicht, und die bewundernden Blicke, die dem jungen, schönen Wesen an seiner Seite galten, genoß er wie eine stumme Huldigung.

Halb Oberitalien durchstreiften sie, und von den eleganten Modeplätzen der Riviera vermochte sich Beate nur schwer loszureißen.

In Venedig verträumten sie köstliche Vollmondnächte bei Gitarre und Mandolinenklang, den sehnsüchtigen Melodien des „sole mio" und „vorrei morir" lauschend. Sie besuchten Genuas alte Paläste und blickten vom Giardino Palavicini auf das tiefblaue Mittelmeer hinaus. Sie betraten die Spielsäle Monte Carlos, und Beate ruhte nicht, bis Olaf ihr eine Handvoll Goldstücke gab, die sie leichtherzig über das grüne Tuch rollen ließ.

Sie saßen im Café de Paris, und ihre Augen weiteten sich vor Staunen beim Anblick echter und gemachter Eleganz.

Dann verlangte sie Mailand zu sehen, und der Dom in seiner stolzen, weißen Schönheit ließ vorübergehend selbst ihren Plaudermund verstummen. Aber die Kaufläden mit ihren Schätzen an Seidenstoffen zogen sie doch noch lebhafter an. Mit Behagen wühlte sie in den vielfarbigen, glänzenden Geweben, und immer wieder mußte Olaf das Scheckbuch öffnen, um ihre Kauflust zu befriedigen.

In Palanza endlich drang Tannhausen entschieden auf die Heimkehr. Diesmal verfingen Beatens Bitten nicht. Er hatte Mahnbriefe dort vorgefunden, die Arbeit drängte, er verlangte nach seinem Atelier, neue Schaffenslust brannte ihm in der Seele; er wollte nach München zurück. Selbst als Beate schmollte, sich ihm entzog, blieb er fest, und sie erkannte zum erstenmal, daß sie in seiner Kunst eine ernste Nebenbuhlerin besaß.

Bei ihrem leicht beweglichen Temperament hielt der Unmut jedoch nicht lange stand: der Reiz des eigenen Heims, das Neue, Ungekannte, das sie erwartete, war stark genug, die flüchtige Mißstimmung zu verscheuchen.

Olaf selbst freute sich wie ein Kind auf das neue Haus. Bis ins kleinste hatte er die ganze Einrichtung ausgewählt, für alles gesorgt. Es war ein ebenso reiches als trauliches Heim, das sein feinempfindender Kunstsinn geschaffen, und er konnte den Augenblick kaum erwarten, seiner jungen Frau dies alles zu Füßen zu legen.

Beate lief jubelnd, wie ein beschenktes Kind, durch alle Räume, besitzergreifend, ohne viel zu fragen oder zu danken. Sie sah es als selbstverständlich an, daß sie mit schönen, kostbaren Dingen überschüttet wurde. Ein flüchtiger Kuß, ein frohes Wort schien ihr genügender Dank für ihres Mannes verschwenderische Güte. Hatte sie ihm doch ihre Jugend und Schönheit geschenkt als Gegengabe. —

Die ersten Tage vergingen ihr wie im Fluge. Sie war vollauf beschäftigt mit Einrichten und Bewundern der neuen Sachen und merkte es kaum, daß Olaf fast den ganzen Tag im Atelier zubrachte.

Esther hatte ihr eine erfahrene Wirtschafterin besorgt, die sogleich die Zügel der häuslichen Regierung in ihre festen, geübten Hände nahm. Wirtschaftssorgen traten somit nicht an die junge Frau heran, und kam Frau Müller doch einmal mit einer diesbezüglichen Frage zu ihr, so lautete die Antwort stets:

„Machen's doch, wie's mög'n, Frau Müller, i versteh' eh nix von solchen Dingen."

Das ließ sich die resolute Münchnerin nicht zweimal sagen, und bald war die junge, unerfahrene Frau nur noch dem Namen nach die Herrin.

Digitized by Google

Olaf merkte davon nichts. Er hatte sein häusliches Behagen und war froh, seine seltenen Mußestunden mit Beate zu vertändeln. Sie brauchte ja nicht zu arbeiten, sie sollte Zeit für ihn haben, wenn er nach ihrer Gegenwart verlangte, mit ihm plaudern und lachen, sich liebkosen, verwöhnen lassen.

Wenn sie reich und schön gekleidet, wie er es liebte, auf einen Plausch zu ihm kam, ließ er sich willig Pinsel und Palette aus der Hand nehmen. Dann lauschte er mit Entzücken ihrer hellen, fröhlichen Stimme, konnte sich nicht satt an ihr sehen und spielte mit ihr wie mit einer großen, lebendigen Puppe.

Bisweilen huschte sie nur flüchtig, einer Sternschnuppe gleich, durch das Atelier, in wenigen Augenblicken alles in Unordnung bringend. Hier rückte sie eine zierliche Bronzefigur von ihrem Platz, dort warf sie Decken und gestickte Stoffe durcheinander, ließ die chinesischen Pagoden nicken, riß einen indischen Schal von der Wand, und begann einen ihrer wilden, anmutsvollen Tänze. Oder sie rollte sich wie ein schnurrendes Kätzchen auf dem Diwan zusammen, vergrub die kleinen Füße in einem Tigerfell und knabberte Pralinees. Dann sprang sie wieder auf und war so plötzlich verschwunden wie sie gekommen, aber Olaf war es stets, als sei mit ihr ein Sonnenstrahl durchs Zimmer geglitten, den hohen Raum mit Licht und Wärme füllend.

Nur wenn er Modell hatte, durfte auch Beate nicht stören, und dies empfand sie stets als einen unerhörten Eingriff in ihre Rechte. An solchen Tagen langweilte sie sich sträflich. Im Haushalt ging alles seinen ruhigen, geregelten Gang, da gab es nichts für sie zu tun, und sich mit Lesen oder Handarbeiten die Zeit zu kürzen, kam ihr nicht in den Sinn.

Da blieb nichts übrig als sich außerhalb des Hauses Zerstreuung zu suchen, aber der unwirtliche Münchener Winter war nicht eben verlockend zu Spaziergängen, und Bekannte, die sie hätte aufsuchen können, besaß sie in dem neuen Wohnort noch nicht.

Heute war wieder solch ein langweiliger Tag. Es schneite, dazu blies ein kräftiger Nordostwind, so daß sie nicht ausgehen mochte, und Olaf hatte sich gleich nach dem Frühstück ins Atelier zurückgezogen.

Die Mittagszeit war herangekommen, Frau Müller hatte den Diener bereits zweimal heraufgeschickt, um fragen zu lassen, ob sie anrichten dürfe — das Essen verdürbe — aber Olaf war noch nicht erschienen.

Auf Beatens Klopfen antwortete er zwar, er käme gleich — aber eine Viertelstunde nach der anderen verstrich, ohne daß sein Schritt sich dem Eßzimmer genähert hätte.

Schließlich befahl die junge Frau dem Diener, das Essen aufzutragen, schmollend, mit zornigen Tränen kämpfend, setzte sie sich allein zu Tisch. Aber es wollte ihr nicht schmecken, sie empfand ihres Mannes Unpünktlichkeit als grobe Rücksichtslosigkeit, und als er schließlich mit einer hastigen Entschuldigung zu ihr trat, beantwortete sie seinen Gruß nur mit einem stummen, mürrischen Nicken.

Olaf sah müde und abgespannt aus. Er unterdrückte bisweilen ein nervöses Gähnen und strich wiederholt mit einer hastigen Handbewegung über das kurzgeschnittene, graue Haar. Er genoß nur wenig von den fast kalt gewordenen Speisen, leerte aber rasch ein Glas des schweren Bordeaux, der in geschliffener Karaffe vor seinem Platz stand.

Beate verharrte in unmutigem Schweigen, und als er den Teller zurückschob, erhob sie sich rasch.

„Wir können wohl aufstehen — du scheinst keinen Hunger zu haben."

Ihre Stimme war scharf, eine unterdrückte Gereiztheit klang aus den kurzen Worten. Olaf sah sie etwas befremdet und unsicher an.

„Bist du böse, kleine Frau? Ich habe dich warten lassen — ich weiß. Verzeih meine Unpünktlichkeit, aber ich konnte die Arbeit wirklich nicht früher unterbrechen. Diese trüben Wintertage sind ohnehin kurz, und das Bild muß zum bestimmten Termin fertig sein — ich habe es versprochen. Siehst du das nicht ein?"

Er legte schmeichelnd den Arm um ihre schlanke Taille und richtete ihren trotzig gesenkten Kopf sanft zu sich empor.

„Schmolle nicht, Kind, an dergleichen kleine Unregelmäßigkeiten muß sich eine Künstlerfrau gewöhnen."

Sie schüttelte seine Hand unsanft ab und blitzte ihn zornig an.

Digitized by Google

„Rücksichten braucht ein Künstler nit z' nehmen — scheint's — da tu i mich aber bedanken! Den ganzen Tag hockst drüben im Atelier bei deine Bilder, die so garstig riechen, und malst, und i bin derweil allein. Die Tür'n sein g'sperrt, nit amal auf ein Plausch darf i kommen, wann i mag — 's ist wahrhaftig nit leicht, mit ein' Künstler zu leben."

Ihr voller, roter Mund zuckte, in den hellen Rehaugen standen Tränen.

Olaf zog sie neben sich auf ein kleines Sofa und redete ihr begütigend zu:

„Sei doch verständig, Kleine; willst du mir die kurze Erholungspause noch mit Vorwürfen verderben? Sieh, ich muß jetzt doppelt fleißig sein nach dem langen Bummeln, das geht nicht anders."

Jetzt schluchzte die junge Frau laut, aber sie wehrte sich nicht, als er sie wie ein Kind aufhob und auf den Schoß nahm.

„Den ganzen Tag — freu i mich — auf die Zeit, wo d' da bist — und dann kommst nit —" stieß sie abgerissen hervor. „Warum mußt denn immerzu malen? An mich denkst dabei wohl gar nit?"

„Gerade weil ich an dich denke, Beate, muß ich fleißig sein", erwiderte Olaf ernst. „Wir leben doch von meiner Arbeit; ich muß Geld verdienen, damit mein verwöhntes, kleines Prinzeßchen nichts entbehrt. Hast du daran noch nie gedacht?"

Sie schüttelte den Kopf und sah mit halb geöffnetem Mund verwundert zu ihm auf.

„'s is gar zu fad, wenn man immer allein is", klagte sie.

„Mache dir doch im Haus zu tun", schlug Olaf vor. „Ich sollte meinen, du fändest genügend Beschäftigung, wenn du wolltest."

„Du lieber Gott! Die Müllern sieht's eh nit gern, wenn i amal in der Küchen einischau — und sonst is doch alles neu im Haus, was sollt' i da wohl groß zu tun find'n!"

„So lies ein gutes Buch — —"

„Geh — die sein meist mordslangweilig, da schlaft man drüber ein."

„Du hast doch Verwandte, Freundinnen, denen du schreiben könntest; Esther beklagte sich bereits mehrmals, daß sie gar nichts von dir höre."

„Was sollt i ihr schreiben — i erleb ja nix. Du hast deine Kunst — deine Bilder — aber i — was hab denn i? Wann i hier wenigstens ein' Menschen hätt, zu dem i amal auf ein Plausch gehen könnt' — aber so! — — — —"

Olaf senkte bei ihren Worten nachdenklich die Stirn. Es lag ein Körnchen Wahrheit in ihrer Klage.

Er hatte dies Kind in ein fremdes Erdreich verpflanzt, in dem es nicht Wurzel schlagen konnte, da die Bedingungen zum Gedeihen fehlten. Er betrachtete prüfend das bekümmerte, junge Gesicht und sagte freundlich:

„Es soll anders werden, Schatz — mein Wort darauf. Ich sehe ein, daß ich zuviel von dir verlange — du hast ganz recht. Morgen ist Sonntag, da wollen wir Besuche machen. Ich werde dich bei den Familien meiner Kunstfreunde einführen, da wirst du passenden Anschluß finden. Aber nun mach' auch schnell ein vergnügtes Gesicht, Tränen und Schmollen vertrage ich nicht. Bist du nun zufrieden? — Ist alles wieder gut?"

Beate lachte bereits, obwohl noch die letzten Tränen in ihren Augen glänzten. Wie fortgeblasen war die Unmutsfalte von ihrer Stirn. Sie glitt von seinen Knien zu Boden und tanzte fröhlich trällernd durch das Zimmer.

„Bist ein lieber Bub, Olaf! Komm daher — sollst ein Extra-Bussi krieg'n!"

Sie nahm ihn bei den Ohren und küßte ihn schallend auf Wangen, Augen und Mund.

„Also morgen fahr'n wir Visiten — das is g'scheit! I bin so neugierig auf deine Freunde! Was soll i denn anzieh'n — das blaue Tuchkostüm oder den Samtmantel mit dem Hermelinkragen? Was meinst?"

„Das Tuchkostüm", entschied Olaf nach kurzer Überlegung.

„Aber der Mantel is auch schön, und der Hut mit dem Hermelinstreif steht mir nit übel —"

„Zieh an, was du willst, kleine Eitelkeit," lachte Olaf gut gelaunt, „in dem einen wie dem andern bist du schön und wirst den Menschen die Köpfe verdrehen."

Mit dieser Antwort war Beate zufrieden. Leichtfüßig eilte sie hinaus und rief nach Marie, dem Stubenmädchen, mit deren Hilfe sie ihre Kleiderschränke einer eingehenden Musterung unterziehen wollte.

Digitized by Google

Auch Olaf erhob sich, um noch einige Stunden zu malen; er wollte das kurze Tageslicht so lange als möglich ausnutzen. Das Bild mußte fertig werden, der Kunsthändler wartete bereits seit Wochen darauf. — — — — — — — —

Das Unwetter der letzten Tage schien sich endlich ausgetobt zu haben. Strahlend stand die blanke Sonnenscheibe am kühlblauen Winterhimmel, als Olaf und Beate das Auto bestiegen, um ihre Besuchsfahrt anzutreten.

Und nicht nur die Natur zeigte ein fröhliches Gesicht, auch das rosige Antlitz der jungen Frau war voll Sonnenschein. Wie ein lichter Frühlingstag saß sie neben Olaf. Die scharfe Luft färbte ihre Wangen dunkler, heitere Lebensfreude strahlte aus ihren hellen Augen, und der rote Mund stand nicht einen Augenblick still. Sie hüpfte fortwährend auf dem Lederpolster hin und her und machte ihren Mann auf alles aufmerksam, was ihr Interesse erregte.

„Schau nur, Schatzi," rief sie, als das Auto jetzt in die breite Prinzregentenstraße einbog, „wie schnackerl fidel alle Leut heut sind! Der Dicke drüben — wie drollig der durch den Schnee stampft — und wie schön heut der Englische Garten is — als käme er direkt vom Zuckerbäcker! Schau nur, an jeder Baum tragt 'n weißes Kapperl. So gefallt mir dein München schon besser. Sag' — wohin fahr'n wir jetzt?"

„Zuerst zu Professor Bernhard, meinem einstigen Lehrer."

„Uije — der is wohl schon arg alt?"

Olaf lachte über ihr drolliges Erschrecken.

„Ja, jung ist er natürlich nicht mehr, aber er ist ein prächtiger Mensch, ein großer Künstler, und seine Frau steht ihm an Herzensgüte und Liebenswürdigkeit nicht nach. Beide sind sehr liebe Menschen, denen ich viel Dank schulde."

Jedoch der Professor und seine Frau waren ausgegangen, sie mußten sich darauf beschränken, Karten abzugeben und einen Gruß zu bestellen. Nicht anders war es bei den beiden nächsten Familien. Der schöne Tag schien alles ins Freie gelockt zu haben.

Aber Herrn und Frau Brückner trafen sie in ihrer behaglichen kleinen Villa in Schwabing daheim. Brückner, ein ehemaliger Studiengenosse Olafs, kam ihnen mit warmer Herzlichkeit entgegen, schüttelte ihnen kameradschaftlich die Hände und gab seiner Freude, den Freund und seine junge Frau endlich einmal bei sich zu sehen, in lebhaften Worten Ausdruck.

Sein etwas derbes, joviales Wesen befremdete Beate zuerst, aber er äußerte sein Wohlgefallen an ihrer blühenden Schönheit so offen und rückhaltlos, daß er ihr eitles, kleines Herz im Sturm gewann. Wiederholt klopfte er Olaf auf die Schulter, nannte ihn ein über das andere Mal einen Glückspilz und zog den Freund dann ins Atelier, um ihm seine neuesten Schöpfungen zu zeigen.

Frau Brückner, eine zarte, leidend aussehende Dame, verwickelte die junge Frau in eine liebenswürdige Unterhaltung. Ihre stille, freundliche Art stand in lebhaftem Gegensatz zu ihres Mannes geräuschvollem Wesen. In ihrer gewinnenden Weise fragte sie Beate nach diesem und jenem, und als es sich herausstellte, daß sie in Wien zahlreiche Bekannte besaß, kam Beate sogleich ins rechte Fahrwasser.

Brückners hatten mehrere Jahre in Wien gelebt, wo sie auch Gräfin Neukirchen kennen gelernt und in ihrem Hause verkehrt hatten. Dies berührte die in München noch fremde junge Frau wie ein heimatlicher Klang. Sie plauderte fröhlich und unbefangen und blickte erst auf, als die beiden Herren wieder eintraten und Olaf zum Aufbruch mahnte.

Mit dem Versprechen, bald wiederzukommen und gute Nachbarschaft zu halten, verabschiedete sich das Ehepaar Tannhausen.

Beate wurde nicht müde, von den neuen Bekannten zu sprechen, die ihr einen sympathischen Eindruck gemacht. Der nächste Besuch galt Frau von Isenburg, einer entfernten Verwandten Olafs, die als Witwe seit einer Reihe von Jahren in München lebte, wo sie ein großes Haus machte und besonders Künstler gern zu sich heranzog.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Bayerische Schneid! Von Arthur Achleitner

5. Fortsetzung.

Ein Ruhetag zur Reinigung des Menschen und der erdfarbig gewordenen, lehmverkrusteten Kleider. Sonnenschein nach langer Regenzeit. Kaufgelegenheit, aber nur für die Frühaufsteher. Wer später kam, konnte für schönes Geld nichts mehr erhalten. Viel Gerüchte, die auf dem Weg von Gruppe zu Gruppe wuchsen, abenteuerlich und unsinnig wurden, aber von den Leuten geglaubt wurden. Auf den Nullpunkt sank die Stimmung der Draufgänger, als es hieß, dem Regiment sei nur noch der — Grenzschutz bestimmt . . . Der Abend brachte neuen Regen, für die Offiziere des ersten Bataillons das Eiserne Kreuz, für das Regiment den Marschbefehl auf früh sechs Uhr. Zur Gratulation bei ihren Kompagnie-Offizieren erschienen die Leute unter Führung Strecks; Sepp Holzer und Hans Lermer beglückwünschten speziell ihren „gnä' Herrn", den Oberleutnant Aumer, der mit vollen Händen hocherwünschte Zigarren spendete, dankte und wegen der tollen Gerüchte — Ungläubigkeit forderte.

Tags darauf ging es zur Grenze und wieder hinein ins Franzenland. Wohl gab es viel Arbeit für die Füße, Schanzarbeit für die fleißigen Hände, aber nichts für Bayernfäuste; den schneidigen Angriff der Bayern scheuten die Franzosen.

Und wieder mußte das Regiment zurück, wurde zur Überraschung aller einwaggoniert und trat eine Eisenbahnfahrt an. Für die Lochhamer war diese Reise trotz des unbekannten Fahrtzieles ein „gefundenes Fressen", das alle freute. Für Reiseunterhaltung sorgte Hans Lermer, der Gatterers „schwerste Sau" als Wettobjekt dafür anbot, daß das Regiment — anderswohin fahre. Das war nun nicht zu bestreiten, aber Gatterer protestierte so heftig gegen die „Verwettung" seiner Haustiere, ereiferte sich so grimmig und hitzig, daß Lermer trocken und kalt sagte: „Macht nix, eahm wird wärmer als uns!"

Unter dem Spottgelächter der Lochhamer würgte Gatterer den Zorn hinunter.

Lermer aber, im richtigen Fahrwasser, wollte weiter für „auftreibende" Unterhaltung sorgen und sang, während die Insassen des Waggons gespannt aufhorchten, den saftigen Vierzeiler:

„Den Herrn Vorsteher ehr'n
Ist Brauch in Niederbayern,
Dem Lochhamer — Beihirsch schier
Pfeifen mer was vor die Tür!"

Damit war die „Mohrenhetz" fertig. Der Lärm wurde derart groß, daß Sergeant Streck in den Waggon eilte, um einer vermuteten Rauferei ein rasches Ende zu machen. Da aber die Lochhamer im Chorus das blitzgeborene Schnaderhüpfl sangen, wußte Streck augenblicklich Bescheid und zog sich lachend zurück.

Der Spitzname „Beihirsch" als Anspielung auf die Beigeordnetenwürde des Gatterer zum Null war geprägt und wurde jubelnd begrüßt.

In heller Wut brüllte Gatterer wie ein Wüstenlöwe den Protest gegen die Verunglimpfung. Zu diesem kolossalen Stimmaufwand stand in hochkomischem Gegensatz, daß der zeternde „Beigeordnete" völlig würdelos in Socken saß, die Stiefel ausgezogen hatte. Ein Blick Lermers genügte, und von des schlagfertigen Spötters Lippen sprudelten die Worte: „Der Beihirsch wenn auf seine Füaß so stark waar wie auf seiner Brust und Stimm', dös kunnt 's ganze Regiment gar net aushalten!"

Vor Zorn sinnlos, schrie Gatterer, daß er Beschwerde beim — König erheben werde.

„O Abraham, das ist all's umsunst!" krähten etliche Spottvögel. Und nun war kein Halten mehr. Erst lachte sich die Lochhamer Ulkbande satt, und dann wurde zur Vozhobelmusik (Vozhobel = Mundharmonika) ein flotter Schuhplattler getanzt.

Zu dieser fröhlichen Stimmung paßte prachtvoll die nun von Streck mitgeteilte Nachricht von dem Bravourstück, das auf oberelsässischem Boden eine Schar kerniger Bayern durchgeführt hatte. In einem Gefechte wurden etwa 50 bayerische Soldaten von den Franzosen abgeschnitten und gefangen genommen. Schier wahnsinnig vor Freude waren über diesen Erfolg die Franzmänner, die doch

Digitized by Google

immer die Bayern besonders fürchten. Und bei der Entwaffnung wurden die triumphierenden Franzosen „üppig", frech und roh. Doch die Gefangenen reagierten mit Fußtritten, die bei der Benagelung bayerischer Kommißstiefel schmerzhaft wirkten und zur Höflichkeit zwangen. Wegen der Gefährlichkeit der Bayern wurde die französische Begleitmannschaft auf 80 Mann verstärkt, weshalb die Bayern nicht wenig spotteten und forderten, daß jeder Bayer von mindestens zwei Franzmännern bewacht werden solle. Der Abtransport führte durch mehrere Dörfer, die Gefangenen gingen willig mit, „gifteten" sich aber über das „geschwollene Getue" der „siegreichen" Franzosen, die zudem das Marschtempo zu steigern suchten, um möglichst bald die Grenze zu erreichen. Diese Drängelei, die ebenso lästig wie albern war, machte die Bayern zornig. Im Dorfe M., unweit der französischen Grenze, fühlte sich die 80 Mann starke Begleitmannschaft bereits so sicher, daß ein „Siegestrunk" im Dorfgasthause beschlossen wurde. 70 Franzmänner löschten den Durst, 10 Männlein blieben zur Bewachung der Gefangenen auf der Straße. Natürlich bekamen die Bayern nichts zur Durstlöschung, und das machte sie völlig wütend. Im Nu stürzten sich die Gefangenen auf die Bewachungsmänner, die flink „gegurgelt" und kampfunfähig gemacht wurden. Dann ergriffen die Bayern die in Pyramiden zusammengestellten Gewehre. Mit hochgeschwungenen Kolben wurde das Gasthaus gestürmt. Nicht ein einziger Franzose entkam, alle wurden niedergeschlagen. Mit französischer Bewaffnung zogen die befreiten 50 Bayern den Weg wieder zurück. Unterwegs stießen sie auf eine französische Proviantkolonne, von der vier gut gefüllte Wagen mitgenommen wurden. Glücklich erreichten die Bayern ihr Regiment, das die Prachtkerle jubelnd begrüßte.

So freudig berührte die Lochhamer diese Nachricht, daß toll gejubelt wurde. Und wohl jeder Lochhamer ersehnte eine ähnliche Gelegenheit, um bayerische Schneid und gebirglerische Verwegenheit entwickeln zu können. —

In Metz gab es längeren Aufenthalt, der seitens der Lochhamer von den Reservisten Stuib und Hans Lermer benutzt wurde, um Feldpostkarten heimzusenden. Und Stuib war es, der dem Gatterer nahelegte, nach so langer Zeit doch auch einmal ein schriftliches Lebenszeichen an die Nullin gelangen zu lassen. Mit einem Schweinerippchen beschäftigt, knurrte Gatterer: „Ich hab's net mit der Schreiberei, kimbt nix G'scheit's dabei außa!" Lermer hatte der Susi eine Kartenseite voll geschrieben, drehte das Kärtchen um, hörte die Äußerung Gatterers und glaubte dem Null zureden zu sollen. Warmfühlig sprach der sonst so spottlustige Jägersmann: „Schau, Null, dös ist net recht von dir! Schau, Null, dös ist aa net schön von dir! Schau, Null, die Bäuerin ist ja do(ch) aa dein Weib! Schau, Null, laßt du gar nixen hören, werden kunnt's g'faiht um enk oizwoa (euch alle zwei)! Schau, Null, was müssen denken dahoam die Leut auf'm Hof, die Kinder, die Nachbarn!"

„Sell ist mir wurscht!" brummte Gatterer.

„Net ganz, Null! Waarst du sched a Häuselmo oder a oanfacher Bauer, taat solchene Gleichgültigkeit net schön sein von dir! Der Null ist aber a ang'sehner Mo, dös zwoat Oberhaupt vom Dorf, die rechte Hand vom Vorsteher! Müßten die Leut frei glaaben, der Null kann net schreiben oder er hat diese Kunst verlernt im Frankreich drin! Kimbst vom Feldzug hoam, steht es fest: den Null, wo net lösen und net schreiben kann, wählen die Lochhamer zum Viechhirten, aber g'wiß neammer zum Beigeordneten oder Vorsteher! Schau, Null, denk an deine Stellung im Dorf, denk an dein Weib, wo dir do(ch) dös Liabst' sein muß auf der Wöld!"

Gatterer murmelte: „Sonst a scharpfe spöttlig Voß'n und hiazt schwatzt der Loder schmalzwoach!" Und dann sinnierte Null.

Hurtig schrieb Lermer die letzten Worte: „In Liab und Dankbarkeit für'n Buddareng! nöbst Gruß an Herrn Vadder g'horsamst Hans Lermer, ehnder Jaager, jetzo Reservist auf Fahrt wohin derweil unbekannt."

Null schielte nach Lermer, der sich anschickte, die Feldpostkarte zu einem Bahnhofbriefkasten zu tragen. Tief atemziehend, in weicher Stimmung verlangte Gatterer auch so ein „Karschtl", das Hans, der mehrere besaß, freudig überreichte mit den Worten: „Dös ist schön von dir, Null! Viel brauchst net kritzeln,

Digitized by Google

aber liab sollst schreiben an die Nullin, auf daß sie mirkt, daß der Mo sein Weib trotz Krieg allweil no(ch) gern hat!"

Wie verflogen war die weiche Stimmung; patzig klang die Erwiderung Gatterers: „Wie ich der Stasi schreib, sell ist Privatiersach!"

„Freilich, nix anders! Allweil tragt man die Nas'n hoch, wenn die Straß'n dröckig ist!"

„Her mit dein'm Buckel!"

Einen Augenblick stutzte Hans, doch rasch begriff er und stellte seinen breiten Rücken als Schreibunterlage zur Verfügung.

Und so schrieb Gatterer die Adresse und auf die Rückseite des Kärtchens die wenigen Worte: „G'sund bin ich und hoff Du auch. Wenn Du an mich denkst, hau den Alysi, weißt schon warum. Gruß Dionys."

Hans sollte dieses Lebenszeichen zum Postkasten befördern. Unterwegs las er den Text, den er nicht begreifen konnte. Die zwei Karten fielen in den blauen Kasten des Bahnhofes Metz. „Kembts guat hoam!" flüsterte Lermer, und das Herz des Riesen klopfte . . .

Weiter ging die Fahrt nach Norden und durch Belgien ins nördliche Frankreich. So viel zu schauen und zu hören gab es, daß die Lochhamer still wurden und die ruhigsten von der Kompagnie blieben, solange sie auf der Eisenbahn fuhren. Wie sie aber von Douai abmarschierten, erwachte mit der Spottsucht die Kampfeslust und die Hoffnung, daß es nun auf diesem Teil französischen Bodens zu einem richtigen „Raffets" (Rauferei) kommen werde.

Wo immer das Regiment preußische Truppen begegnet hatte, stets begrüßten die norddeutschen Brüder die Bayern so herzlich und dabei mit unverkennbarer Achtung, daß den Gebirglern unterm Brustlatz warm wurde.

Auf dem Marsch in südwestlicher Richtung über Vitry en Artois nach Arras erzählte Sergeant Streck, der Belgien und Nordfrankreich von früheren Reisen her kannte, seinem Zug mancherlei über die Stadt Arras, die wahrscheinlich von den Bayern werde erobert werden müssen. Für die geschichtlichen Ereignisse aus der Zeit der Hunnen, Normannen und Cäsars, der in Arras sein Winterquartier hatte, interessierten sich die Lochhamer wenig, auch Max von Österreich und Ludwig XIII. waren ihnen gleichgültig; dagegen horchten sie auf, als Streck von den Burgunder Herzögen erzählte, die in Arras „glänzenden Hof" hielten. Was sich Gatterer darunter vorgestellt hatte, bewies seine Frage, ob sich in Arras auch so ein goldener Schlitten befinde, wie jener des zweiten Ludwig von Bayern in der Münchener Residenz.

Staunen erregte die Mitteilung Strecks, daß die Gegend, jetzt von Bayernfüßen betreten, nur 67 Meter hoch über dem Meere liege, also reichlich um 600 Meter tiefer als das Dorf Lenggrieß im Isartal. Launig fügte Sergeant Streck bei: „Wenn unser Regiment kräftig genug auftritt, sinkt die Gegend noch tiefer ein! Am Rathausturm von Arras, der 75 Meter hoch ist und einen kolossalen Löwen trägt, wird das zu sehen sein! Schon deswegen muß alles aufgeboten werden, daß wir in Arras einmarschieren können!"

Fast „hintersinnig" wurde ob dieser Mitteilungen der Stuib, der es nicht fassen konnte, wie es zu merken sei, daß eine Gegend „niedriger" werde. Auf diese Äußerung des Zweifels reagierte Hans Lermer während einer Rast, indem er dem Stuib wie den umstehenden, zwinkernden Lochhamern erklärte, daß der Rathausturm in Arras zwei Uhren übereinander habe, eine für Zeitangabe, die zweite als — Druckmessungsapparat. Etwa so, nur vielfach größer, wie die Personenwagen in Bahnhöfen. Das Gewicht jedes bayerischen Soldaten wird von der zweiten Uhr am Arras-Rathausturm genau angezeigt, und der Gesamtdruck bewirkt ein Tiefersinken, die Minderung der Seehöhe.

Stuib wollte wissen, wie tief die Gegend sinken werde, und ob es vielleicht geplant sei, die Gegend ganz verschwinden zu lassen.

„Freilich! Aber erst nach dem Abmarsch aller deutschen Truppen!", sprach Lermer ernsthaftesten Tones.

Sergeant Streck konnte das Lachen nicht verbeißen, das den ganzen Zug ansteckte und den Stuib darüber belehrte, daß er wieder mal der Ulktreiberei zum Opfer gefallen war.

Fröhlich marschierten die Bayern gegen Arras, gottlob ahnungslos der bevorstehenden schweren Kämpfe.

Vor St. Laurent, einer Vorstadt von Arras, wurde am 20. Oktober ein Feldlager bezogen, und schon am Abend verbreitete sich

Digitized by Google

die Kunde, daß St. Laurent am Morgen werde gestürmt werden. Frühmorgens erfolgte der Befehl, daß das eine Bataillon den östlichen Teil von St. Laurent zu nehmen habe.

Vom Bahndamm weg stürmten zwei Kompagnien, darunter die Lochhamer, in mächtigem Anprall gegen das Angriffsziel und eroberten überraschend schnell den östlichen Häuserkomplex, der mit dem Hauptteil von St. Laurent nur lose zusammenhängt. Doch Opfer kostete dieser wuchtige Sturm. Sergeant Streck eilte seinem Zug um kaum hundert Schritte voraus, mitten hinein in das heftige Feuer; kampfbegeistert rief er: „Mir nach, Buam! Drauf!" Eine Sekunde später stürzte Streck, mitten ins Herz getroffen, tot zu Boden. Als Held fiel auch Unteroffizier Heiden einige Augenblicke darauf. Der wütende Häuserkampf währte lange, die Bayern drangen unaufhaltsam ein. Fast ein Dutzend Lochhamer und Münchener waren durch Armschüsse kampfunfähig gemacht, ebenso wurde Oberleutnant Aumer verwundet. Ihn schleppte der wackere Sepp todesmutig aus dem Feuer.

Bis zum Kirchplatz wichen die Franzosen zurück und besetzten dort jedes Haus. Tags darauf sollten vier Kompagnien diese Häuser säubern; die Bayern gingen schneidig vor, doch zu stark war die feindliche Besatzung, die hartnäckigen Widerstand leistete. Auch gab es viel Hindernisse, die nicht schnell genug beseitigt werden konnten. Schnell erkannte Major „Vetschina" die Situation und schickte weitere zwei Kompagnien zur Unterstützung mit bestimmten Weisungen. Von diesen Truppen ging die neunte Kompagnie unter Oberleutnant P. links auf den Park vor, die zehnte Kompanie unter Leutnant S. rechts von der Straße, die mit Barrikaden versperrt war. Hinter diesen Hindernissen waren Infanterie und Maschinengewehre postiert, die fürchterlich feuerten. Gegen diese bleispeienden Barrikaden war nicht anzustürmen, oder es mußten schreckliche Verluste erfolgen. Dies erkannte rasch der Führer der zehnten Kompagnie, der mit seiner Schar vom größten Hindernis in der Hauptstraße seitlich abbog und in einen Schützengraben eindrang, keck und verwegen, obwohl es in diesem Graben von Rothosen wimmelte. Es bedurfte nur dieses mutigen Beispiels des Leutnants S., wenige Momente später sprangen auch seine Leute schneidig in den Graben und griffen mit dem Bajonett trotz heftigsten Feuers so wuchtig an, daß sehr rasch der Widerstand gebrochen wurde. Ein wildes Gemetzel mit schweren Opfern, aber vorwärts, immer weiter drangen die Bayern. Und um so gefährlicher wurde dieses Stürmen, als die Braven stumm arbeiteten und mit den Kolben zu dreschen begannen. Diese bayerische Drescherei in wilder Wucht erschütterte jäh die moralische Kraft, erzeugte Entsetzen bei den Franzosen, die sich auf die Knie warfen, um ihr Leben winselten und sich in einer Weise ergaben, daß mancher der bayerischen Soldaten den Abscheu vor solcher Feigheit durch Ausspucken zeigte. Alle in diesem Graben am Leben gebliebenen Franzosen wurden gefangen genommen. Zu ihrem Abtransport genügten wenige Mann. Die Zehner stürmten weiter zum Friedhof, der noch genommen werden konnte, und unterstützten die Fünfer, welche die in einem Hohlweg hinter dem Friedhof steckenden und fleißig feuernden Rothosen angriffen. Dieser Ansturm von zwei Seiten auf die „Bleispeiber" des hohlen Gassels entsprach dem spezifischen Geschmack der Bayern, die Sache war gefährlich, bot aber eine prachtvolle Gelegenheit zu einer „Hetz". „Aussistampern die Dackeln!" riefen die Bajuvaren, und jauchzend stürmten sie an. Und heimatliche Scharfschützen knallten auf die Köpfe, die am Wegrand auftauchten, so zielsicher, daß jede Kugel einen Schädel durchbohrte. Wie bei einem Fuchsgraben vollzog sich die Sache; der Unterschied bestand allerdings darin, daß die „gegrabenen Füchse" jämmerlich um „Pardon" schrien und sich haufenweise gefangen gaben. Die Fünfer übernahmen diese Haufen Rothosen, während die fidel gewordenen Zehner einen westlich gelegenen Schützengraben „stampern" wollten. Mit Hurra los! Aber welche Enttäuschung gab es für die kampflustigen Bayern! Im Graben standen bereits die Franzosen mit erhobenen Armen, alle Wehr zu Boden gelegt, die Blaufräcke erwarteten ihre Gefangennahme. Ohne Schuß, ohne Stich ergaben sie sich . . . Heillos schimpften die Bayern in grimmiger Enttäuschung. Leutnant Schw. ließ die Gefangenen formieren und befahl den Abtransport über ein

Digitized by Google

freies Feld. Und nun kam das Allerschönste! Von der Flanke her schossen Franzosen auf ihre — Landsleute, die von den Bayern gezwungen werden mußten, im Sturmlauf auszureißen und hinter einer Mauer, westlich der Bahndämme, Deckung zu suchen. Wie sich die gefangenen Franzmänner an diese schutzbringende Mauer schmiegten. Und so dankbar waren sie dafür, daß die „bayerischen Löwen" sie vor — französischen Kugeln retteten, daß die Rothosen ihren Wächtern Zigaretten anboten! Kurz vor Nachtanbruch wurden noch flink von bayerischen Truppen jene Häuser durchsucht, aus denen noch immer zeitweise Schüsse fielen.

Die Vorstadt St. Laurent hatte an diesem Abend eine großartige, ebenso unheimliche wie kostspielige — Straßenbeleuchtung: brennende Häuser. Im Norden des Ortes lagerten die Bayern teils im Friedhofe, teils in dessen Nähe. Im Süden längs des trägfließenden Flusses Scarpe machten die Franzosen ihrer Entrüstung durch heftiges Gewehrfeuer Luft.

Für einen Teil der Bayern war als Morgenarbeit die Besetzung des Westrandes des herrlichen Parks an der Scarpe zugewiesen, eine von den Franzosen gehinderte Arbeit, die manches Opfer kostete. Eine einzige Kugel stiftete mehr als genug Unheil, sie verwundete den Hauptmann v. P. schwer an der Schulter, schlug auch noch einem Maschinengewehrführer den Hals durch, und zuletzt verletzte sie einen Vizefeldwebel am Ohr.

Zur Nachmittagsarbeit für eine stärkere Truppe war der Sturm auf den westlichen Teil von St. Laurent angesetzt. In den massiv gebauten Häusern hatten sich die Franzosen zur Verteidigung gut eingerichtet, außerdem unterstützten ihre Maßnahmen das vorgelegene, offene Sumpfgelände sowie breite, nasse Gräben. Ein schlechtes Angriffsterrain, bollwerkähnlich die starkgefügten Häuser mit dicken Mauern. Mit den Minen, die teilweise versagten, war nicht viel zu wollen, das Endziel konnte allen Hindernissen zum Trotz nur durch bayerische Schneid und hingebende Opferwilligkeit erreicht werden. Also drauf in vier Kolonnen! Sturm! Bayerischer Sturm! „Wir sind die tapfren Bayern, wir Bayern, wir fürchten uns nicht!"

Etwa um fünf Uhr führte Hauptmann v. K. seine Helden zum Sturm; wenige Minuten darauf stürzte er mit einem Bauchschuß und wurde schwerverwundet aus der Gefechtslinie getragen. Opfer auf Opfer in rasender Eile forderte der verwegene Ansturm. Ein Offizierstellvertreter erhielt eine Kugel in den Kopf, ein Kamerad gleichen Ranges fiel mit Herzschuß. Wutschreie, grell, rachgierig. Vorwärts und drauf, justament und extra nach Bayernart! Dickschädlig, eigensinnig, bajuvarisch: jetzt erst recht!

Und sie kamen durch, stürmten über Sumpf und Gräben, drangen vor zu den verderbenspeienden Häusern. Mit den Köpfen waren die Mauern freilich nicht einzurennen. Aber die Kolben, Beile, Schaufeln griffen ein, die Mauern und Türen wurden eingeschlagen inmitten wildesten Bleihagels. Hinein in die Trutzburgen! Niedergemacht, was feindlich ist!

Salvenfeuer ununterbrochen.

Schritt für Schritt vorwärts zu anderen Häusern. Zäh, unverdrossen, erbittert, wütend! Fiel ein Kamerad, wütig stürmte der Überlebende vorwärts, entschlossen zur Vergeltung!

Munitionsmangel machte sich fühlbar. Wenig Patronen noch! Rufe nach Munition in der fünften Kompagnie. Stockung im Feuer, im Vorwärtsdringen. „Patronen her!"

Aus einem schwer verbarrikadierten Hause durchs offene Fenster forderte ein französischer Offizier die Kompagnie zur Ergebung auf.

„Druck di(ch)!" schrien die Fünfer und feuerten. Und jubelten, als der Rothosenhäuptling wie vom Blitz getroffen zurücksank.

Im heftigsten Strichfeuer sprengte der Kommandeur der stürmenden Bayern herbei, ließ sich informieren und gebot schweren Herzens das Unvermeidliche mit Rücksicht auf die eingebrochene Dunkelheit und die momentane Unmöglichkeit des Munitionsersatzes im feindlichen Feuer: Zurücknahme der Truppen in ihre Ausgangsstellung.

Rückzug gehorsam, zähneknirschend.

Kriegsrat zu nächtlicher Stunde mit dem Ergebnis: Ein Vordringen gegen den Westrand kann nur gelingen, wenn vorher die bollwerkähnliche, starkbesetzte Mühle, die in nördlicher Richtung eine starke Flankierungsanlage

Digitized by Google

gegen St. Laurent bildet, genommen wird. Wie aber ohne Unterstützung nehmen? Das andere Bayernregiment steht etwa vier Kilometer nordöstlich von Arras und kämpft gegen französische Übermacht um Maison blanche. Also muß St. Laurent mit schwacher, eigener Kraft, klug und schneidig errungen werden.

Der Kommandeur der tapferen, kleinen Macht, Major F., verfügte den 24. Oktober als Rasttag in Bereitschaft zur Rüstungsergänzung. Die bereits errungene Linie in St. Laurent blieb in genügender Weise von bayerischen Truppen unter Feuer besetzt. Auf etwa 50 Meter lagen Bayern und Franzosen hinter Barrikaden sich gegenüber. Die Hauptstraße der Vorstadt wurde von Maschinengewehren bestrichen, die ebenso unsinnig feuerten wie die Geschütze auf Gelände, wo deutsche Truppen sich weit und breit nicht befanden. Sehr fleißig beschossen die Franzmänner ihre eigene Kirche von St. Laurent, deren Glocken so oft getroffen wurden, daß sie ständig anschlugen. Ein Wehklagen aus Erzmund, erschütternde, wimmernde, metallharte Notrufe . . .

Noch vor Tagbeginn, im Schutz der Dunkelheit, schlich Leutnant Z. zur Kirche und bezog im schwer gefährdeten Turm den Beobachterposten.

Endlich war reichlich Munition vorhanden. Mittagessen vorher. Dann begannen die Minenwerfer ihre Tätigkeit, deren Wirkung Leutnant Z. mit aller Aufmerksamkeit, aber nicht lange beobachtete. Ein Schrapnellschuß zwang den Offizier, weiß gepudert wie ein Müller, den Kirchturm der Vorstadt St. Laurent zu verlassen. Doch recht zufrieden waren mit der Wirkung der Minen die Bayern, entsetzt die Franzmänner. Auf reichlich hundert Meter im Umkreise flogen infolge der Explosionen Steine und Mauerteile, Häuser barsten und gerieten in Brand. Etwa eine Stunde lang arbeiteten diese wirkungsvollen Geschütze zum Schrecken der Franzosen in verheerender Weise so vorzüglich, daß der geplante Sturm der Bayern gar nicht hätte besser vorbereitet werden können. Dann aber entdeckte die feindliche Artillerie den Standort der Minenwerfer und beschoß ihn mit Granaten. Ein „Rollwagerl" erwies sich als Volltreffer und machte das eine Geschütz unbrauchbar. Heldenhaft bedienten die Bayern trotz wütendem Granatfeuer ihren zweiten Minenwerfer weiter, bis er sich auf seinem Standort nicht mehr halten konnte. Die erhoffte vollständige Wirkung der Minenwerfer war vereitelt, doch zum Angriff kam es trotzdem, die tapferen Kompagnien gingen stürmend vor, so heldenmütig, wie einst die Landsleute im blutigen Gefecht von Bazeilles. Drauf justament, jetzt erst recht nach Bayernart! Vorwärts, schneidig, unerbittlich, wild! Haus um Haus wurde erkämpft und genommen! Blutige Bayernarbeit! Und das wütigste Ringen galt der Mühle, dem gefährlichsten Stützpunkt des Feindes. Aus den Schießscharten der wuchtigen Frontmauern sprühte vernichtendes Feuer entgegen, tiefe Gräben, in denen Verwundete und Tote sich häuften, erwiesen sich als bittere Hindernisse. Im Frontalangriff konnte diese verderbenspeiende Hölle nicht genommen werden, unmöglich war jedoch zu später Stunde die Umgehung. So hieß es bleiben, wo man eben war, eingraben nach Möglichkeit, kampfbereit nächtigen, dauernd fürchterlich beschossen. Einer der Pioniere wollte die bereits angezündete Handgranate noch als „Abendsegen" gegen die Mühlmauer schleudern. Zum Wurf hatte der Mann die geschoßbewehrte Hand erhoben, im selben Moment traf eine Franzosenkugel die Bombe —, ein Knall, schwer verletzt stürzte der Pionier in den sumpfigen Graben zu den toten und verwundeten Kameraden . . .

Vergeblich blieb auch die heroische Aufopferung seitens der neunten Kompagnie, sie konnte den Westrand von St. Laurent nicht gewinnen.

Die vor der „Speibmühle", wie die Zehner die vermaledeite Trutzburg an der Scarpe zornig nannten, notdürftig an einer Hecke eingegrabenen Braven erlebten eine „unliebsame" Störung, indem gegen drei Uhr früh die Franzosen einen Flankenangriff unternahmen, eine Umgehung beabsichtigten. Die feuchten Löcher mußten von den Zehnern verlassen werden.

Mit derlei „Belästigungen" brachten die Franzmänner die „bayerischen Löwen" just in die „richtige" Stimmung, die alsbald im Kampf um einen Graben zum Ausdruck kam. Die Bayern griffen so rabiat an, daß sich das Entsetzen der Rothosen in Verzweiflung verwan-

Digitized by Google

delte. Fürchterlich wüteten die ergrimmten Krieger aus Altbayerland in feindlichen Reihen, so schrecklich, daß die Franzosen scharenweise um „Pardon" heulten. Verrückt geworden mußten sie sein, denn ein Franzmann zog sein — Hemd über den Blaufrack an und wollte als — Parlamentär intervenieren. Im Moment, da die Bayern ob dieses Anblicks stutzten, feuerten die tückischen Gallier, die eben noch „Gnade" erfleht hatten. Ein vielstimmiger Wutschrei, ein Kommandoruf, weg war die Aufregung; in prachtvoller Disziplin nahmen die Bayern das Feuer wieder auf, scharf gezielt, ruhig abgedrückt: jeder Schuß ein Feind weniger . . . Als erster fiel selbstverständlich der „Mann im Hemd".

In immer steigender Erbitterung wurde um den Westteil von St. Laurent gekämpft. Die Franzosen hatten Unterstützung erhalten und deshalb die Übermacht, die jedoch nicht recht viel nützte. Bayerischerseits griffen sogar winzig kleine Gruppen mit Bravour an, so von der achten Kompagnie nur fünfzehn Mann, die von drei Seiten beschossen wurden, den starken Gegner aber dennoch warfen. Einzeln mußten Bauernhöfe erstürmt werden, die sehr tapfer verteidigt, schließlich von den mutigen Bayern doch genommen wurden. So stürmte Unteroffizier L. mit nur fünf Mann ein vorgeschobenes Haus im äußersten Westen, Schießscharten wurden in die Mauern geschlagen und rasch wurde aus Latten ein Gestell gezimmert; auf das sich Schützen stellten, die übereinanderstehend den von außen sprühenden Kugelhagel erwiderten. Im Feuerlärm achteten die Schützen nicht weiter darauf, daß es im Stroh des Fußbodens, unter dem Gestell, zeitweise raschelte und quietschte. Als aber eine kleine Feuerpause eintrat, ein Stöhnen hörbar wurde, stocherte der aufmerksam gewordene Unteroffizier mit dem Seitengewehr in das Stroh mit dem Erfolg, daß ein Mordskerl von Turko um „Gnade" bettelte. Der „Tapfere" hatte sich im Stroh verkrochen und mußte dem Schützengestell als — Unterlage dienen, bis das schwere Gewicht der Soldaten dem Turko Schmerzensrufe erpreßte . . .

Übermacht und zähe Gegenwehr in der regnerischen Sturmnacht zum 26. Oktober nützten den Franzosen nichts, alle ihre mitunter sehr heftigen Angriffe wurden von den Bayern energisch abgewiesen unter schweren Verlusten für den Feind. Und dreimal mußte bayerischerseits die Munition ergänzt werden. Auf sich selbst angewiesen, ohne Unterstützung, erschütterten diese Truppen aus Altbayerland den Gegner so schwer, daß er am Morgen des 26. Oktober den von ihm noch besetzten Teil von St. Laurent freiwillig verließ.

Die „Speibmühle" an der Scarpe war noch nicht „bayerisch" geworden. In der Finsternis leuchtete Leutnant G. mit der Taschenlampe hinüber. Nichts rührte sich, die kecke Herausforderung wurde ignoriert. Daß Franzosen in der Mühle, die auf einer Insel in der Scarpe steht, stecken werden, konnte nicht bezweifelt werden. Gewißheit mußte geschaffen werden. Hauptmann M. rief Freiwillige auf, die mit der nötigen Schneid den Flußarm durchschwimmen sollten. Sofort meldeten sich ein Unteroffizier R. aus Rosenheim und ein Pionier des Münchener Bataillons. Die beiden wollte Leutnant G. auf dieser feuchten und kühlen Erkundungsreise begleiten. Am Flußufer angelangt, forderte der Leutnant den mit Sack und Pack angetretenen Rosenheimer auf, den Tornister abzulegen. „Mit dem schweren Muckl auf dem Buckel ist schlecht schwimmen! Auch müssen wir drüben über Barrikaden klettern! Runter also mit dem Tornister!"

Der Unteroffizier trat ganz nahe an den Offizier und sagte halblauten Tones: „Alles, was Sie verlangen, wird gemacht, Herr Leitnambt! Aber den Muckl nehm ich mit unter allen Umständen; er m u ß mit!"

„Unsinn! Warum denn?"

„San (sind) meine Würscht drin und — a ganzer Schinken von dahoam! Der Muckl m u ß mit, kost's, was mag!"

Leutnant G. sah die Hindernisse und Schererei voraus, wollte aber dem braven, opfermutigen Mann nicht wehe tun und willigte ein, daß der enorm schwere Tornister die gefährliche Erkundung mitmachte.

Zu dritt schwammen die Mutigen über den Flußarm der Scarpe. Dann hinderten nicht weniger als fünf Barrikaden die Annäherung zur Mühle. Der Leutnant schwamm zurück und holte zehn Mann Freiwillige zur Verstärkung. Aufruf und Antreten war eins. Wieder

Digitized by Google

hinüber. Angriff auf die erste Barrikade. Gegenfeuer, doch nicht lange, die Franzmänner erlitten zu viel Verluste und zogen sich zurück. Der Reihe nach stürmten die zwölf Mann mit dem schneidigen Leutnant G. an der Spitze alle fünf Barrikaden. Wer von den Franzosen noch lebte und springen konnte, flüchtete in die Mühle, die aber von eigentlicher Verteidigungsmannschaft bereits verlassen war. Einer besonderen Aufforderung zur Erstürmung bedurfte es nicht; das „Ausstampern" der „Barrikadeure" war Spezialität der tropfnassen und quietschvergnügten Freiwilligen. Der Rosenheimer mit dem schweren Tornister auf dem Rücken entwickelte eine staunenswerte Flinkheit im „Fürifangen" verkrochener Franzmänner. Seine Tätigkeit war so drollig, daß alles lachte, nur die Franzosen nicht. Und als die Arbeit in der Mühle getan war, meinte Leutnant G. zum Rosenheimer: „Wenn Sie nur den — Wurstladen glücklich wieder über den Fluß bringen!"

„Faiht sich nix, Herr Leitnambt! Lieber dersaufen alle Franzosen, als meine Würscht und der Schinken!"

Es kam anders auf dem Rückweg. Ein Zufall fügte es, daß der Tornisterverschluß aufging und der kostbare Schinken in die dunkle Scarpe fiel. Ein Schrei des Schreckens und Entsetzens! Ein echt bayerischer Kraftfluch! Und die Versicherung, daß nicht um ganz Frankreich und England dazu der Schinken im Stich gelassen werde. Der Schinken müsse aus dem Wasser geholt werden, selbst um den Preis, daß sein Eigentümer beim Fischen hundert Jahre alt werde.

Ein Sattlachen erst mit vielen Tränen über die herzerquickend drollige Situation. Bei Tagesanbruch gebot der Leutnant G. in edler Menschenfreundlichkeit, daß mit dem Rückmarsch gewartet und mit vereinten Kräften der kostbare, zehnpfündige Schinken aus der Scarpe herausgefischt werde. Vergebliches Bemühen, da es an Netzen fehlte. Kurz entschlossen tauchte der Rosenheimer so lange, bis er seine magenerfreuende „Trophäe" glücklich erwischte. Großer Triumph unter schallendem Gelächter. Einzug dann in das brennende St. Laurent, das nun völlig in Händen der tapferen Bayern vom ersten Reserve-Infanterie-Regiment war.

Den Lochhamern wie dem ganzen Regiment war nach Tagen mühevoller Vertiefung von Schanzgräben die Wegnahme von Maison blanche und der benachbarten feindlichen Stellungen befohlen worden. Auf bayerischer Seite wußte man, daß Maison blanche ein wichtiger Stützpunkt der Franzosen war, etwa 3½ Kilometer nordöstlich von Arras gelegen und wie das ganze Gelände zwischen Maison blanche und Bailleul mit Artillerie stark besetzt. Die Möglichkeit einer gedeckten Annäherung bot nur der tiefe Eisenbahneinschnitt mit steil abfallenden Kalkwänden, der aber auch vom Feinde der Länge nach bestrichen werden konnte und schon früher stark befeuert worden war, da sich Unmassen von „Ausbläsern" darauf befanden. Ungünstig für den Angriff war des weiteren, daß eine mächtige Höhenkulisse bei Maison blanche den Ausblick in das Gelände nördlich von Arras völlig verschloß. An den östlichen Hängen und beim Hauptstützpunkt Maison blanche, dem ein kleines Maison rouge, „rotes Haus", vorgelagert war, zogen sich in charakteristischer Führung — die eine Linie flankierte die andere — die feindlichen Schützengräben hin.

Der für die Einleitung jeder größeren Aktion überaus wichtige Erkundungsdienst wurde von Offizieren und ihren Stellvertretern mit hingebendem Eifer und aller Sachkenntnis geleistet, so schwer und gefährlich dies auch manchmal sich gestaltete. Sehr lästig und anfangs nahezu unerklärlich war das regelmäßige Infanteriefeuer nachtsüber aus feindlichen Schützengräben auf die eingegrabenen Bayern, die in Erwartung nächtlicher Angriffe die Wachsamkeit verdoppelten, aber stets vergebens der Angriffe harrten. Die Regelmäßigkeit der Schüsse in gewissen Pausen nachtsüber gab wegen der dauernden Beunruhigung Anlaß, den Sachverhalt zu ergründen durch Vorschickung von Schleichpatrouillen unter Führung von Offizieren. Zu einer solchen, besonders gefährlichen Patrouille hatten sich freiwillig etliche Lochhamer gemeldet, die mit der ganzen Kompagnie „Aumer" in der Person eines Münchener Professors, des Reserve-Oberleutnants R., einen neuen Chef erhalten hatten. Dieser Offizier, der statt Professorenzerstreutheit jene Schneid besaß und bei jeder

Digitized by Google

Gelegenheit offenbarte, die der Eigenart der verwegenen Gebirgler so sehr entsprach, führte die Patrouille ebenso vorsichtig wie kühn. Kriechend, in stockfinsterer Nacht gelangte die Patrouille, vom Feinde unbemerkt, bis an den ersten feindlichen Schützengraben, dessen Besatzung längere Zeit trotz der Gefahr der Entdeckung beobachtet wurde, soweit die Finsternis dies zuließ. Oberleutnant R. nahm zunächst wahr, daß Schüsse nicht nach zeitlichen Terminen, wohl aber, dem Feuerblitz nach zu schließen, aus räumlichen Abschnitten, distanziert etwa von zehn zu zehn Mann, abgegeben wurden. Beim Aufblitzen konnte beobachtet werden, daß die Schützen Turkos waren und kerzengerade — in die Luft schossen; auch saßen die feuernden Soldaten in sitzender Stellung, mit dem Rücken gegen die Bayern, an der Grabenwand. Die am Grabenboden liegenden Turkos schliefen fest und schnarchten; die zum Schießen befohlenen Soldaten „tunkten" im Sitzen, wachten zeitweilig auf, erinnerten sich wohl des Befehls und feuerten je einen Schuß in die Luft, worauf die Kerle den Kopf sinken ließen und weiter „tunkten". Dieses „Spiel" wiederholte sich stetig, sollte die „scharfe Wachsamkeit" in französischen Gräben illustrieren und die Bayern beunruhigen und — einschüchtern.

Vollauf von diesen Wahrnehmungen befriedigt, kroch Oberleutnant R. mit seinem Häuflein verwegener Lochhamer zurück, und völlig heil, freilich durchnäßt und verdreckt, erreichte die Patrouille den Unterstand der Kompagnie, von wo sofort die ebenso interessante wie wertvolle Meldung an das Bataillonskommando abgegeben wurde. Begreiflicherweise unterhielten sich die Bayern köstlich über das nun aufgeklärte „fürchterliche" Feuer schlaftrunkener Turkos, und der saftigen Spottworte gab es viel.

Das gesamte Erkundungsmaterial wurde von den Bataillonskommandeuren gesammelt und ausgearbeitet, so daß die Lage völlig als geklärt erachtet werden konnte.

Wie anderswo mußte auch hier die Artillerie den Angriff der Infanterie vorbereiten. Zur Beschießung der stark befestigten Feldstellungen waren Haubitzen und Mörser schweren Kalibers rechtzeitig beigeschafft, die enge Verbindung zwischen Artillerie und Infanterie hergestellt. Bis in die vorderste Linie, wo sich bisher ein Bataillon befand, wurden drei Bataillone vorgeschoben, jedes in den Gefechtsraum, der voraussichtlich der Kampfplatz werden mußte. Zur Reserve wurde ein Bataillon vom dritten Regiment bestimmt und bei Bailleul bereitgestellt. Dennoch konnte der Angriff nicht angesetzt werden, es ergab sich die Notwendigkeit, die Gräben noch weiter vorzuschieben. Im Schutze der Finsternis gelang die Grabarbeit in einem Steilhang unter Leitung des Hauptmanns E. so vorzüglich, daß man, vom Feinde ungesehen, bis in die allernächste Nähe der Franzosen kam. Den ernsten Willen zur Verhinderung solch unangenehmer bayerischer Annäherung hatten die ahnungslosen Franzmänner, sie zündeten einen an der Straße aufgerichteten riesigen Strohhaufen an und guckten sich die Augen aus, sahen aber die bayerischen Schanzgräber doch nicht.

Den absonderlichen Verhältnissen trug der Angriffsplan völlig Rechnung, deshalb sollte sich die Artillerie zunächst einschießen, mit dem Wirkungsfeuer aber warten; der Angriff seitens der Infanterie wurde absichtlich so spät anberaumt, daß mit Beginn der Dunkelheit die vordersten feindlichen Gräben genommen und besetzt werden konnten; während der Nacht sollten die Bayern sich fest eingraben und im Morgenlicht die französischen Gegenangriffe abweisen. Stolze Freude erfüllte die in den Plan eingeweihten Offiziere, das erquickende Gefühl, angreifen zu dürfen. Allerdings erkannten die Führer auch den bitteren Ernst der Situation im Bewußtsein, daß die eigenen Kampfkräfte schwach, jene des Feindes stark, der Gefechtsraum groß, Nachschübe auf französischer Seite leicht durchführbar sind. Just in diesem Raume hatte das tapfere bayerische dritte Reserve-Infanterie-Regiment bei Bailleul die außergewöhnlich gut verschanzten Franzosen schneidig angegriffen, ruhmvoll gekämpft, aber trotz aller Bravour nicht reussieren können. Schwere Stunden standen bevor, den Ernst empfanden auch die Truppen, von denen jene, die als Reserve einen Teil des Eisenbahnabschnittes zu besetzen hatten, die zum Sturm bestimmten Kameraden zu beneiden schienen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Tote Stadt

Das Frühlicht tagt. Auf allen Gassen
Liegt blink und blank der Sonnenschein,
Stumm liegt das Städtchen, wie verlassen,
Geborstene Mauern ragen drein.

Noch schwelt der Rauch um First und Sparren,
Rotzüngelnd leckt die Glut hinauf;
Im Schmerz gebrochne Augen starren
Zum blauen Sommerhimmel auf.

Kein Leben rings, kein Laut, kein Lärmen,
Nur in dem Morgensonnenschein
Am Glockenturm die Tauben schwärmen
Und fallen auf den Marktplatz ein.

Und über Schutt und Wust und Trümmern,
Schwingt sich ein Laut, zerrissen, wund,
Ein langgezogenes, wehes Wimmern —
Um seinen Herren klagt ein Hund.

Herta Rolin.

Gottfried Kinkel als Lyriker / Von Paul Pasig

Zu des Dichters 100. Geburtstage 1815 — 11. August — 1915.

England als Freistatt für deutsche Geistesarbeiter — klingt das nicht wie ein Märchen aus alten Zeiten, ja wie ein Hohn in unseren Tagen? Wo mit einer an Fanatismus grenzenden Unverfrorenheit alles, was deutsch heißt, verfolgt, drangsaliert und vergewaltigt und nicht einmal vor den wohlerworbenen Rechten und Besitztümern deutscher Staatsangehöriger in England haltgemacht wird? Und jene Zeit liegt gar nicht so weit zurück, es waren die vierziger Jahre, die manchem tüchtigen und charaktervollen deutschen Manne zum Verhängnis wurden, der, vom Strudel der Bewegung ergriffen und fortgerissen, in unklarem Freiheitsdrange Idealen nachjagte, die sich nur zu bald als nichtige Wahngebilde erwiesen . . . Wahr ist es: die harte Schule, die aus der politischen Bewegung jener Zeit für viele Feuergeister und Brauseköpfe keimte, sie ward ihnen zum Segen, und innerlich geläutert und abgeklärt versöhnten sie sich mit der alten Heimat und der neuen für diese angebrochene Zeit. In gewissem Sinne gehört auch der ehemalige Bonner Professor der Kunstgeschichte und Prediger der evangelischen Gemeinde in Köln Gottfried Kinkel zu ihnen, geboren am 11. August 1815 in Oberkassel (bei Bonn) als eines Pfarrers Sohn, der zuletzt (seit 1866) in der Schweiz am eidgenössischen Polytechnikum als Professor einen dankbaren Wirkungskreis fand, dem er bis zu seinem Lebensende (13. November 1882) treu blieb. Bekanntlich war es der damalige für den feinsinnigen Lehrer und Freiheitsschwärmer begeisterte Student, spätere allbekannte deutsch-amerikanische Staatsmann Karl Schurz († 1906) gewesen, der Kinkel in fast sonderbarer Weise aus der Spandauer Haft befreite und ihm den Weg zur Flucht nach England ebnete (1850). Hier büßte er die Ideale und Irrtümer einer Vergangenheit, in die ihn wesentlich mit seine übrigens hochbegabte Gattin Johanna, geb. Mockel, später verheiratet gewesene Buchhändler Mathieu, geleitet hatte, und die in der Gründung des vielberufenen „Maikäferbundes" ihren äußeren Ausdruck fand. Obwohl damit der Bruch mit der Theologie ebensogut wie mit der politischen Anschauung aller Gemäßigten und vorurteilsfrei Denkenden vollzogen war, fand sich Kinkel später wieder auf den Weg zurück, der ihn in eine Jugend wies, die er im väterlichen, evangelischen Pfarrhause verbracht hatte, und es gewährt einen tiefen Einblick in des Dichters Seele, zu dessen trefflichsten Ergebnissen gerade die lyrischen Gedichte zählen, wenn wir die religiöse Seite auf seiner reichgestimmten Harfe am vollsten und reinsten erklingen hören. Ein Grundgedanke ist es, der in den meisten dieser Lieder fast regelmäßig als tonangebend wiederkehrt: das Sehnen nach Ruhe und Frieden, zu dem er hier nach langer Irrfahrt gelangt war und der dereinst erst voll anbrechen soll. Man fühlt es gewissermaßen dem Dichter nach, wenn seine Leier die süßesten Klänge anstimmt, gerade zum Preise der Sabbathruhe, die uns hienieden schon ihre dereinstige Vollkommenheit ahnen läßt, und fast gemahnt es seine leise Reue über vergangene,

Digitized by Google

längst gesühnte Fehler, wenn er bittet („Sonntagsstille"):

„Laß sinken mich in dein Erbarmen,
Verstießest du doch uns, die Armen,
Ganz aus dem Paradiese nicht.
Wohl galt's die Jugendheimat meiden
Und sich mit Knechtesarbeit müh'n
Doch ließest du in bangen Leiden
Am Sabbath uns noch Eden blüh'n."

Wegen seiner tätigen Beteiligung am badischen Aufstande und der Erstürmung des Zeughauses in Siegburg (1849) zu Zuchthaushaft verurteilt, während er in Sträflingskleidung die gewöhnlichsten Arbeiten (Wollespulen) verrichten mußte, ging ihm erst im damaligen „Lande der Freiheit", in England, ein neues Leben auf, und rührend klingt es, wenn sein dankbares Herz hierin Gottes väterliche Fürsorge erkennt. Aber sein Blick schweift noch weiter: er sieht die Zeit kommen, da alle Völker sich ums Kreuz scharen und des ewigen Sabbaths genießen werden:

„Ich weiß, noch wird ein Sabbath kommen,
Nach dem des Glaubens Sehnsucht ringt,
Nach dem in Demut schau'n die Frommen,
Der ganz uns Eden wiederbringt.
Wenn erst der letzte aller Heiden
Als Bruder an das Herz uns fällt,
Wenn wir die letzte Garbe schneiden,
Dann ist vollbracht das Werk der Welt."

So weit freilich sind wir jetzt noch nicht, ja, es scheint, als seien wir heute, gerade dank der englischen Kriegführung, die nicht müde wird, immer neue farbige Heidenvölker gegen unsere christlichen Streiter ins Feld zu stellen und den Christennamen zu schänden, weiter denn je von diesem Ziele entfernt. Gleichwohl wollen wir uns noch immer Kinkels prophetisches Wort zum Trosste gesagt sein lassen:

„Noch eine Rache soll dir werden,
O Volk des Herrn, sie ist nicht fern,
Denn schon erglänzt auf weiter Erden
Das Kreuz als ew'ger Morgenstern.
Gekrost, gekrost, bald ist verronnen
Der Weltenwoche Sturmeslauf:
Im Osten graut mit hellern Sonnen,
Der Weltensabbath schon herauf."

Klingt das nicht auch wie leises Ahnen einer Zukunft, die sich eben jetzt unter den Stürmen des Weltkrieges vorzubereiten beginnt? Sind wir nicht Zeugen, wie gerade im Osten ein Neues, Besseres aus den Wirren und Nöten des blutigen Ringens sich emporringt? — Das Sehnen nach Frieden kommt wohl in keinem der Kinkelschen Lieder so ergreifend zum Ausdruck wie im „geistlichen Abendliede", dessen milde, sinnige Weise wie linder Abendtau sich auf die sturmbewegte Seele senkt:

„Es ist so still geworden,
Verrauscht des Abends Wehn,
Nun hört man allerorten
Der Engel Füße geh'n.
Rings in die Tale senket
Sich Finsternis mit Nacht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht . . .
Und hast du heut gefehlet,
O schaue nicht zurück,
Empfinde dich beseelet
Von freier Gnade Glück;
Auch des Verirrten denket
Der Hirt auf hoher Wacht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht!"

Selbst die vernunftlose Schöpfung soll des Friedens teilhaftig werden, der die Menschenwelt am Sabbath beglückt, und der doch nur den ewigen Frieden abbilden kann:

„Der Friede Gottes waltet! Heute
Hörst du den Schmerzlaut nicht des Tiers,
Nicht flieht das bange Wild die Meute,
Es fiel das Joch vom Hals des Stiers.
Die Vöglein leis und feiernd schlagen,
So seltsam spielt der Abendwind,
Als wollt' er ein Geheimnis sagen
Von ew'ger Huld dem Gotteskind.
Und wie Natur in frommer Feier
Geschloss'nen Auges betend steht,
So von dem Erdenstaube freier
Ruht auch die Seele im Gebet.
Ein Friede ist in sie gegossen,
Sie fühlt von Schuld und Gram sich rein,
Die Zukunft ist ihr weit erschlossen
Und liegt im morgenroten Schein."

Dem Dichter steht es unerschütterlich fest, daß es unaufhaltsam dem ersehnten Ziele, der ewigen Ruhe, dem letzten, großen Sabbathfrieden, entgegengeht:

„Und du, mein Herz, in Abendstille
Dem Kahn bist du, dem Vogel gleich:
Es treibt auch dich ein starker Wille,
An Sehnsuchtsschmerzen bist du reich.
Sei's mit des Kahnes stillem Zuge,
Zum Ziel doch geht es immerfort;
Sei's mit des Kranichs raschem Fluge —
Auch du, Herz, kommst an deinen Ort!"

Wohl hat Kinkel auch als Epiker Tüchtiges geschaffen, und sein „Otto der Schütz, eine rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern" wird noch heute gern und mit Genuß gelesen. Dasselbe gilt von seinen „Bildern aus Welt und Vorzeit" u. a. Auch als Kunstklassiker („Mosaik zur Kunstgeschichte", „Peter Paul Rubens" u. a.) hat er mancherlei Beachtenswertes geliefert, und seine gelegentlichen kleineren Arbeiten (Reden auf Friedrich Rückert, Ferd. Freiligrath, über die Feuerbestattung u. a.) zeugen von klarem Urteil und liebevollem Verständnis. Aber als Kunstkritiker ist Kinkel heute vielfach überholt, und

Digitized by Google

wenn auch die neuere Zeit sich auf die Vergangenheit aufbaut, so kann sie doch diese nicht wieder lebendig machen. Anders den Lyriker Kinkel. Dieser lebt unter uns noch heute fort, und zwar gerade in den Liedern, die aus der tiefsten Tiefe seines Herzens quollen und von dem Singen und Sagen, was ihm von des Schicksals Mächten so lange Jahre neidisch vorenthalten blieb: vom seligen Sabbathfrieden, von der Ruhe, dem höchsten Erdengute und ersehnten Himmelsglücke. Und sollten diese Lieder nicht gerade auch jetzt besonders eindringlich zu unseren Herzen sprechen? Noch brausen die Stürme des Weltkrieges über unsere Häupter dahin, und unsere Braven halten unter Kanonendonner und Schrapnellfeuer treue Wacht um des Vaterlandes höchste Güter. Aber das Ziel, dem wir alle sehnend entgegenharren, bleibt doch der Friede, in dem unser Vaterland herrlicher denn je emporblühen möge. Vielleicht bewahrheiten sich dann auch Kinkels ahnungsvolle Worte von dem „Weltensabbath", den er „im Osten gräuen sieht mit heller'n Sonnen" und der uns eine neue, bessere Zeit dauernden Friedens bringt . . .!

Die Ahne

Wenn zur Dämmerstunde die Erinnerung
Trift zur Ahne in das trauliche Gemach,
Wird sie, die am Tage alt war, wieder jung,
Und sie geht dem Glück vergang'ner Zeiten nach:

Auf den hohen Stöckelschuhen huscht sie leis
Durch der Taxushecken schnörkelhaftes Rund.
Zehn Minuten nur; doch sel'ge Dinge weiß,
Als der Geißblattlaube sie enteilt, ihr Mund:

Da, wo tief versteckt die blauen Veilchen blüh'n
Und Frau Nachtigall mit ihren Liedern grüßt
Eine Flora, lugend aus der Büsche Grün,
Hat der Liebste heiß und heimlich sie geküßt. —

In der Dämm'rung, wenn die Ahne leise spricht
Von der alten Tage wunders'l'gem Lauf,
Blüh'n auf ihrem runzelvollen Angesicht
Mit dem Abendrot des Glückes Rosen auf.

Johanna Weiskirch.

Strupp und Schnuppe / Von Marcello Rogge (Schluß.)

Als Else am nächsten Tage vom Bahnhof zurückkam — hatte sie es sich doch nicht nehmen lassen, ihren Gatten, Hamburg und Strupp mit ihrer Schnuppe selbst zum Zuge zu bringen — war ihr das Herz doch schwerer, als sie sich wohl selbst eingestehen wollte. Ruhelos ging sie durch die gemütliche Wohnung, die ihr nun so leer, so still und einsam erschien. Ruhelos schritt sie durch den kleinen Garten, in dem sie so glückliche Stunden mit ihrem Manne verlebt hatte. Schnuppe lag ruhig vor ihrer Hütte und schaute ihre Herrin mit ihren blanken Äuglein wie verstehend an. Unwillkürlich streiften Frau Elses Blicke Strupps danebenstehende kleine „Villa", und ein herzlich befreiendes Lachen ließen da ihre Tränen versiegen. An Strupps Hütte hing nämlich ein Papp-Plakat, und darauf war in großen Buchstaben von Hamburgs ungelenker Hand zu lesen

„Geschlossen wegen Einberufung!"

Aus der Ferne halb verweht klang der Gesang ausmarschierender Soldaten zu ihr herüber: „Lieb Vaterland magst ruhig sein . . . ."

Schon einige Tage später traf der erste Brief aus dem Osten ein. Hauptmann von Wessel war glücklich am Standort des großen Hauptquartiers angekommen und schrieb begeistert von den zahlreichen neuen Eindrücken, die dort auf sein Soldatenherz eingestürmt waren. Noch hatte er den großen Feldmarschall nicht von Auge zu Auge gesehen, weil Hindenburg in dieser Zeit gerade auf einer Inspektionsfahrt begriffen war, aber alles zeugte hier von seinem Geiste, jeder Plan, jede Tat sprach von seiner Persönlichkeit, daß der Hauptmann schon heute seiner Else schreiben mußte, in den Händen dieses Mannes läge das Geschick des geliebten Vaterlandes im Osten sicher und fest.

Eine recht betrübende Mitteilung erhielt aber dieser Brief auch, und Else fühlte, wie ihr Mann in kühlscheinenden und sie und ihn selbst tröstenden Worten seinen Schmerz verbarg: Strupp, sein treuer Kamerad, hatte von ihm Abschied nehmen müssen. Der Oberst, bei dem er sich zuerst gemeldet hatte, war zwar ein hervorragend tüchtiger Offizier, dabei aber ein verstockter Junggeselle, der nur Interesse für militärische Angelegenheiten hatte, zwei Dinge aber vor allem nicht leiden konnte, kleine Kinder und — Hunde. Bei Wessels Meldung hatte sich natürlich Freund Strupp ungebeten stramm neben seinem Herrn gestellt, und nach einigen anerkennenden Worten des Herrn Oberst, die der Tüchtigkeit des Hauptmanns galten, war der scharfe Blick des gestrengen Vorgesetzten auf Strupps wie bekannt recht zweifelhafte Hundeschönheit gefallen. Dazu hatte der Hund, der mit seinem Instinkt einen Feind ahnte, grimmig geknurrt, — kurz und gut, der Oberst war sprachlos und legte v. Wessel nahe, daß

Digitized by Google

Hunde nicht ins große Hauptquartier gehörten. Der Hauptmann schrieb kein Wort von der schmerzlichen Empfindung, die ihm die Trennung von seinem vierbeinigen Freunde bereitete, aber Else fühlte es wohl, und auch Schnuppe begann wehleidig zu heulen, als wüßte sie, wie schlecht man ihren braven Strupp behandelt habe. Weiter schrieb Wessel, daß er Strupp einem ihm bekannten Stabsarzt übergeben habe, der sich gerade an die Front begab und ihn als Sanitätshund behalten wollte. Doktor Wiesener war auch Else gut bekannt, und sie wußte, daß dieser für ihren Liebling gut sorgen würde. Dennoch bildete die Nachricht einen Schatten, der sichtlich über den Insassen des traulichen Heimes am Wagnerplatz lastete.

Eine Feldpostkarte berichtete einige Tage später, daß der Feldmarschall zurückerwartet würde und Hauptmann von Wessel sich voraussichtlich in allernächster Zeit bei ihm melden werde. Es war nur wenig Zeit zum Schreiben, da neue große Pläne bearbeitet würden. Das Hauptquartier befinde sich auch schon in Feindesland und gar nicht allzu weit von der Front, wo Strupp, wie der Hauptmann etwas wehmütig schrieb, nach Mitteilung des Stabsarztes ersten Unterricht im Aufsuchen Verwundeter und anderen Samariterdiensten erhalte, sich leider aber ziemlich störrisch und bissig zeige, so daß die Sanitäter ihn für einen ganz gefährlichen Köter hielten, dem man nicht zu nahe kommen dürfe. — Heimweh nach Herrchen hatte der alte Geselle.

Eines Tages aber gab es eine Überraschung. Else war gerade damit beschäftigt, für ihren Gatten ein inhaltreiches Feldpostpaket mit zahlreichen schönen Sachen zusammenzupacken. Zwei prächtige Würste, die eigentlich für Strupp bestimmt waren, lagen nun unberührt neben dem Paket, und Schnuppe schielte im heiligen Egoismus der Naturgeschöpfe mit sehnsüchtigen Blicken nach diesen ihr angenehm entgegenduftenden Delikatessen. Mitten in dieser Vorbereitung erhielt Frau Else einen neuen Feldpostbrief, und in diesem stand neben der Unterschrift ihres lieben Mannes deutlich und klar das berühmte Monogramm von Strupps dicker Pfote, das Else und unseren Lesern ja schon von Frankreichs Fluren her gut bekannt war. Schnuppe, die natürlich neugierig wieder in den Brief hineinguckte, schien dieses nicht anzuzweifelnde Lebenszeichen ihres Gemahls auch sogleich zu erkennen, wenigstens begann sie laut und freudig aufzubellen, schnupperte an dem Brief und stieß mit ihrer feuchten Schnauze mehrere Male gegen das Papier, als wollte sie in ihrer Freude das krause Pfotenzeichen des treuen Strupp küssen.

Was der Brief aber enthielt war nicht weniger seltsam. Feldmarschall von Hindenburg hatte von Wessel zum Vortrag befohlen über eine von diesem neu ausgearbeitete strategische Besetzung. Es war ein angenehmer warmer Morgen und der Marschall hatte mit anderen Herren seines Stabes unter einer alten, prächtig schattigen Eiche vor dem Gutshause, das ihnen als Quartier diente, Platz genommen. Der erste Teil des Vortrages war auch bereits zur sichtlichen Zufriedenheit des hohen Vorgesetzten vonstatten gegangen, als plötzlich etwas Merkwürdiges passierte.

Aus dem dichten Unterholz hinter den Sitzen der Herren sprang etwas hervor, mit gewaltigem Satz unmittelbar zwischen den Beinen des großen Feldmarschalls hindurch, der sich bei diesem unvermuteten „Überfall" unwillkürlich vom Platze erhoben hatte, und nun mit nicht geringem Erstaunen sah, wie ein ziemlich schmutziger Köter wie toll kläffend vor Freude an dem ihm vortragenden Hauptmann emporsprang. Wessel selbst war sprachlos, wie Strupp, denn dieser war der plötzliche Gast, mitten in die kniffligen, strategischen Ausführungen hineinplatzte, und es ihm noch dazu buchstäblich nicht möglich war, sich der Liebkosungen und Freudenbezeugungen des treuen Tieres zu erwehren.

Endlich gelang es dem überraschten Hauptmann, den Generalfeldmarschall über den „Zwischenfall" aufzuklären. Über Hindenburgs charakteristisches Antlitz flog ein leises, gutmütiges Lächeln und in seinen klugen Augen blitzte es auf, als Wessel von den Taten seines Hundefreudes und seiner gezwungenen Trennung berichtete. Hindenburg, der bekanntlich selbst ein großer Hundeliebhaber ist, erst kürzlich für seine Gemahlin aus Polen eine riesige kohlschwarze Dogge und einen kräftigen, weißen Bulldog nach Hannover gesandt hatte, schüttelte zwar zur Frage der „Rassereinheit" Strupps sehr bedenklich den Kopf. Aber der treue Hund sollte von nun an bei seinem Herrn bleiben, das bestimmte er ohne weiteres, und befreite Strupp, der auf eigene Faust von der Front zu seinem Herrchen geeilt war, ein für alle Male vom Sanitätsdienst, der einem echten Soldatenhunde doch nicht recht zusagen würde.

Der verknöcherte Herr Oberst aber soll nicht wenig geflucht haben, als er das „struppige Vieh" wieder erblickt hat, und er soll, wie glaubwürdig versichert wird, in seinen martialischen Bart so etwas gemurmelt haben, daß es nun wohl auch bald gestattet würde, ins große Hauptquartier — kleine Kinder mitzubringen.

So war Struppchen wieder zu seinem Herrn zurückgekehrt, der nun auch bald im großen Vormarsch in Polen teilnehmen sollte. Sein treuer Bursche Hamburg konnte es schon gar nicht erwarten, endlich den Russen „ans Leder" (er meinte wahrscheinlich Juchtenleder!) zu kommen, und so hatte Hindenburg zu den vielen Tausenden im deutschen Lande wieder drei neue Wesen glücklich und zufrieden gemacht.

Frau Else aber öffnete schnell noch einmal das Feldpostpaket, und vor den sehnsüchtigen Augen Schnuppes versenkte sie die beiden stattlichen Würste hinein. Auf einen Zettel, der an dem einen Wurstende sorglich befestigt war, hatte sie — o fromme Lüge! — geschrieben: „Guten Appetit wünscht deine getreue Schnuppe!"

Digitized by Google

„Hier ist Deutschland!"

Fern im Feindesland ein stilles Plätzchen,
Sorglich rings von einem Zaun umhegt,
Drinnen Gräber tapf'rer, deutscher Kämpfer,
Treu von Kameradenhand gepflegt.
Efeu rankt sich über diese Hügel,
Junge Sträucher grünen frisch empor
Und, dort noch gepflanzt von deutschen Händen,
Sprießen duft'ge Blumen bunt hervor.
Hoch zu Häupten steht ein Kreuz errichtet,
„Hier ist Deutschland!" — schrieb drauf eine Hand,
Und es weht um diese Schlummerstätten
Wie ein Hauch vom deutschen Vaterland.
Wo in Feindesland nach schwerem Ringen,
Still ein deutsches Herz vom Kampf ausruht,
Ist der Boden heilig und geweiht uns,
Dort ist Deutschland — schlaft in Gottes Hut!

Charlotte Marr.

*

* Bücherbesprechungen *

Gerhard Ouckama Knoop. Das A und das O. Roman. Delphinverlag München.

Es ist ein merkwürdiges Buch, das uns der verstorbene Dichter hinterlassen hat. Die Gestalt des Gottsuchers und Lebensreformers Emrich von Butenhusen, der auf der beständigen Flucht vor dem „Eros" lebt, ist schwer zu verstehen und nicht immer deutlich gezeichnet, wozu auch vieles Mystische und Uebernatürliche beiträgt, das der Dichter uns zumutet. Oskar Wilde hat das mit Glück im „Dorian Gray" getan, Knoop scheint nur hier zu versagen und mutlos zu werden. Trotzdem ist das Buch eine Fundgrube tiefer Gedanken, ohne im geringsten etwa lehrhaft zu sein, und der nachdenkliche Leser wird reichlich zu tun haben, um sich mit dem Dichter auseinanderzusetzen. In diesem Sinne ist es sicher ein wertvolles Vermächtnis des begabten Verfassers. Dr. Erich Janke.

Der letzte Mann. Künstlerische Darstellung der Seeschlacht bei den Falklandsinseln. (8. Dezember 1914.)

Der bekannte Marinemaler Professor Hans Bohrdt hat uns in seinem Monumentalgemälde „Der letzte Mann" eins der eindrucksvollsten Kriegsbilder geschenkt, die wir besitzen. Der Vorwurf knüpft an den heldenhaften Untergang unserer Ueberseeflotte bei den Falklandsinseln an. Deutscher Seemannsmut und deutsche Treue, so oft im deutschen Liede gefeiert, sind in der ruhmreichen Seeschlacht bei den Falklandsinseln wieder einmal herrlich zur Tat geworden. Gegen große Uebermacht haben deutsche Schiffe sich dem Gegner zu offener Schlacht gestellt, und Deutschlands Schiffe „Gneisenau", „Scharnhorst", „Nürnberg" und „Leipzig" haben bei ihrem Untergange nach tapferem Kampfe auch den letzten Mann mit in die Tiefe genommen — nur keine Gnade von dem verhaßten Gegner! Ja, selbst im letzten Augenblick, als die versunkene „Leipzig" noch einmal kieloben treibt, erfaßt ein bereits mit den Wellen ringender Matrose noch eine deutsche Bootsflagge und erklimmt mit ihr den aus dem Wasser tauchenden Kiel des Schiffes. Mit nerviger Faust den abziehenden und brennenden englischen Dreadnoughts drohend, schwingt dieser „letzte Mann" noch einmal die schwarzweißrote Flagge fürs Vaterland. Ein letztes Aufbäumen unerschütterlicher Kraft und edlen Mannesmuts treibt den Held zu dieser letzten Tat. Eine todesmutige, zornige Entschlossenheit spricht aus den Zügen des Tapferen, und der trutzige Stolz, mit der Fahne, die nicht zu erobern war, unterzugehen, erhebt ihn zu heroischer Größe. So hat uns Hans Bohrdt hier ein Denkmal deutscher Seemannsgröße geschaffen, wie es unsere Kunst dem Gegenstand nach noch nicht gekannt: Er hat den Abschluß eines Heldendramas auf hoher See mit ergreifender Größe und Lebendigkeit, eindrucksvoll und packend dargestellt: ein Bild von tiefster Wirkung. Der Geist, der unsere Marine so unüberwindlich macht, spricht aus ihm, und zwar in so hehrer, unvergleichlicher Form, daß ein großer Teil des Gehaltes auch auf uns niederströmt und uns mit dem gleichen eisernen Willen beseelt. So hat das Werk seinen künstlerischen, aber noch mehr seinen erzieherischen Wert. Aber selbst darüber hinaus ist es ein Blatt des Stolzes und des Trostes. Ueber alle Opfer des Krieges hinweg haben wir ein Denkmal ewiger Ruhmesgröße, ein liebes Dokument der Erinnerung. Ihm um uns einen Raum zu gönnen, sind wir dem Andenken der Ruhmreichen schuldig. So weiß ein deutscher Seemann für sein Vaterland zu sterben; das macht dem Deutschen kein Gegner nach. Deutsches Heldentum, bewährt bis letzten Mann, triumphiert noch im Tode. Dieses „Gedenkblatt deutscher Seemannstreue" soll daher auch Gemeingut des deutschen Volkes sein und bleiben. Der Verlag von Otto Gustav Zehrfeld in Leipzig hat das Bohrdtsche Gemälde durch Vervielfältigungen dem Kunsthandel zugängig gemacht und dadurch ein würdiges Schmuckstück für das deutsche Heim geschaffen.

Das Bild erschien, abgesehen von Liebhaberdrucken, einfarbigen und farbigen Handkupferdrucken, als farbenprächtiges Kunstblatt, in einer für weiteste Kreise berechneten Ausgabe, in künstlerischem Vierfarbendruck, in Größe von 58:76 cm (M. 4,—). Das Werk verdient, auch schon in seiner Eigenschaft als patriotisches Kunstblatt, einen weiten Kreis werbender Freunde.

Digitized by Google

Vermischtes

Irischer Humor vor Gericht. Vor irischen Gerichtshöfen spielen sich oft humoristische Szenen ab, die treffende Illustrationen des Lebens und Charakters des irischen Volkes geben und zeigen, wie witzig und treffend der Mann aus dem Volke sich auszudrücken versteht und über welche Schlagfertigkeit und welchen Verstand Richter und Anwälte verfügen. So stand vor kurzem in Dublin ein Mann unter der Anklage der Bigamie vor Gericht. Er hatte vier Frauen geheiratet. Als der Richter das Urteil verkündete, gab er darin seiner Verwunderung Ausdruck, wie der Angeklagte so gefühllos sein konnte, so viele Frauen zu hintergehen. „Ja," unterbrach ihn der Angeklagte, „ich wollt' halt so lange probieren, bis ich die Richtige gefunden hätte."

Jeremiah O'Leary sollte sich wegen Diebstahls einer Kuh verantworten. Er war seiner Schuld überführt, und auf die Frage, ob er noch etwas zu seiner Entlastung zu sagen hätte, antwortete er kurz: „Nur ein Wort, Euer Gnaden, ich möchte nur sagen, daß in dieser Sache bereits viel zu viel gegen mich gesagt worden ist."

„Bekennen Sie sich schuldig?" fragte der Richter den Angeklagten. „Wie soll ich hierauf antworten?" erwiderte dieser empört. „Da muß ich doch erst die Zeugen gehört haben." — Ein anderer wies dieselbe Frage voller Entrüstung zurück. „Das auszufinden, sind Sie ja da!" rief er dem Richter zu.

Mike war eines schändlichen Verbrechens überführt. „Ihnen sieht ja der Schurke schon aus dem Gesicht!" fuhr ihn der Richter an. Gelassen antwortete Mike: „Ich bin sechzig Jahre alt geworden und hab' noch nicht gewußt, daß in meinem Gesicht ein Spiegel ist."

Wegen einer geringfügigen Sache wurde ein Arbeiter zu zwanzig Schilling Geldstrafe oder sieben Tagen Haft verurteilt. „Euer Gnaden schmeicheln mir gar sehr," meinte er hierzu, „erst heut erfahre ich, daß meine Zeit so kostbar ist."

In einer Provinzialstadt lag der dortige Richter, Mr. William Hektor, in ständiger Fehde mit Mr. Greene, einem dortigen sehr beliebten Anwalt. In einem Prozesse zwischen zwei Bauern, die wegen eines Schafes klagten, das infolge eines Hundebisses verendet war, trat Greene für den Kläger auf und richtete folgende Fragen an seinen Mandanten: „Was für ein Hund war es, der Ihr Schaf gebissen hat? Ein Bullenbeißer oder ein Terrier?" — „Ein brauner Terrier." — „Wohl recht bissig?" — „Na und ob, bissig und furchtbar reizbar." — „Wohl so ein knurrender Köter, der seine Zähne fletscht, wenn er nicht beißen kann?" — „Ja, das tut er!" — „Nun sagen Sie mir, bitte, Herr O'Brien, wie heißt denn die Bestie?" schloß Greene sein Verhör. Der Zeuge kratzte sich hinterm Ohr und zögerte mit der Antwort. „Halten Sie den Gerichtshof nicht auf und antworten Sie, oder ich weise Ihre Klage ab", brauste der Richter auf. „Ja, Euer Gnaden, dann muß ich's Ihnen wohl sagen," antwortete der Zeuge, „der Hund ist ein Namensvetter von Ihnen, er heißt nämlich auch Hektor."

In der guten, alten Zeit, als es noch keine Eisenbahnen gab, stand ein Landstreicher unter der schweren Anklage des Straßenraubes vor Gericht. Zur großen Überraschung des Richters, für den der Fall ganz klar zu liegen schien, lautete der Wahrspruch auf: „Nicht schuldig!" Der Richter wandte sich zu dem Staatsanwalt und fragte ihn: „Liegt vielleicht gegen diesen unschuldigen Mann noch eine andere Anklage vor?" Der Staatsanwalt verneinte. „Dann veranlassen Sie doch gefälligst, daß der Kerkermeister ihn nicht eher frei läßt, als bis ich eine halbe Stunde Vorsprung vor ihm habe. Ich möchte ihm nicht gern auf der Landstraße begegnen."

Eine Zeugin weigerte sich, eine Frage zu beantworten, die ihr der gegnerische Anwalt vorlegte. „Wenn Ihr mich das noch mal fragt," fuhr sie auf, „werfe ich Euch meine Schuhe an den Kopf!" — „Eure Lordschaft haben dies gehört?" fragte der Anwalt den Richter. „Die Antwort auf meine Frage ist für meine Mandantin von wesentlichstem Interesse. Was raten mir Eure Lordschaft zu tun?" Gelassen erwiderte der Richter: „Wenn Sie die Frage nochmals zu wiederholen wünschen, so möchte ich Ihnen empfehlen, ein paar Schritte beiseite zu treten."

Zum Schluß noch die Resolution einer Stadtverwaltung, die seiner Zeit viel Aufsehen erregte. Sie lautete: „Es soll ein neues Gefängnis gebaut werden, und zwar an derselben Stelle, an der das alte steht, und der Kostenersparnisse wegen auch aus dem Material des alten. Bis aber das neue Gefängnis fertig ist, soll das alte weiterbenutzt werden."

Die „Deutsche Romanzeitung" im Schützengraben. Man schreibt der Schriftleitung: „Die letzten Hefte haben mir wieder eine große Freude bereitet. Wie die Wölfe stürzen wir alle darüber her, ein Kamerad lauert schon immer auf den andern, selbst die Unteroffiziere lesen die Romanzeitung. Besonders gut gefallen hat mir der Roman „Ich kenne keine Parteien mehr."

Reservist St . . . (im Westen).

„Ich hatte in meinem Unterstand auch eine gemütliche Leseecke, in der die Romanzeitung, schon in meinem Elternhause eine alte Freundin, natürlich nicht fehlen durfte, das braune Heft zauberte mir so oft den Nähtisch der Mutter vor Augen . . . ein Stückchen Heimat . . . . . .

Leutnant S . . . (an der Bzura).

„Senden Sie mir bitte sofort Ersatz für das letzte Heft, das den Schluß des Wendenschen Romans enthält. Es wird Sie interessieren, daß es von einem Granatsplitter buchstäblich zerrissen wurde, der meinen Rock streifte. ich steckte es bei einem Alarm in die Tasche, und so komisch es klingt, ich war wütend, den Schluß nicht mehr lesen zu können . . .

Leutnant E. . . . (in den Argonnen).

Kriege werden mit den Beinen gewonnen — Darum sollte keiner Liebesgabe eine Büchse Dr. Reiß' Lenicet-Wund- und Schweiß-Puder fehlen, der sich gegen den Schweiß und seine nachteiligen Folgen vorzüglich bewährt, und der ein langjährig erprobtes Mittel zur Verhütung des Wundlaufens der Füße ist.

Inhalt des Heftes 48: Die Herrin von Hellerbrunn. Roman von E. von Luckwald. — Bayerische Schneid! Von Arthur Achleitner. — **Beiblatt:** Tote Stadt. Gedicht von Herta Rolin. — Gottfried Kinkel als Lyriker. Von Paul Pasig. — Die Ahne. Gedicht von Johanna Weiskirch. — Strupp und Schnuppe. Von Marcello Rogge (Schluß). — „Hier ist Deutschland!" Gedicht von Charlotte Marr. — Bücherbespechungen. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke, Ausgegeben am 28. August 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek
1915 Heft 49
Erscheint wöchentlich * Preis 1½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Die Herrin von Hellerbrunn / Roman von C. von Luckwald

8. Fortsetzung.

Unterwegs bat Beate:

„Erzähl' mir ein bisserl von deiner Kusin' — is sie nett und vergnügt? I weiß gar nix von ihr. Is sie noch jung?"

„Was du darunter verstehst, wohl nicht, ich weiß übrigens nicht, wie alt sie ist, darüber geht Ella mit diskretem Schweigen fort. Aber sie versteht es, sich gut herzurichten, hat Geschmack und wirkt in der Dämmerung noch immer recht stattlich. Sie ist eine lebenslustige, elegante Frau ohne Nerven und liebt es, sich mit möglichst viel Jugend zu umgeben. Man findet immer einen oder den anderen Schützling bei ihr, den sie ‚lanciert' — wie sie es nennt: junge Maler, Musiker Schriftsteller und Bildhauer, kurz alles, was zur Kunst gehört. Ich war früher ständiger Besucher ihrer Jours, wo man stets halb München trifft, und oft waren interessante Menschen darunter. Es ist nun einmal Stil, bei Ella Isenburg zu verkehren. Du wirst ja sehen, wie es bei ihr ist, denn sicher fordert sie uns sogleich auf, bei ihren Jours zu erscheinen. Wahrscheinlich ist sie böse, daß wir sie bis jetzt noch nicht aufgesucht haben."

Das Auto hielt mit kurzem Ruck vor einem großen Eckhaus am Kufsteiner Platz, das Ziel war erreicht. Auf Olafs Frage, ob seine Kusine zu Hause und Besuch annehme, erhielt er eine bejahende Antwort, und Beate betrat erwartungsvoll und ein wenig neugierig das mit modernstem Komfort eingerichtete Vorzimmer.

Ein zierliches Stubenmädchen in weißer Latzschürze und Häubchen führte die Besucher in einen kleinen Empiresalon, wo ihnen die Hausfrau mit ausgestreckten Händen entgegenkam.

„Na, endlich!" rief sie vorwurfsvoll, „ich dachte wirklich, du hättest mich ganz vergessen, Olaf. Seit vier Wochen warte ich täglich auf dich, aber wer nicht erschien, warst du. Und das ist Beate! Laß dich anschaun, Kindl! So sieht also die Frau aus, die Vetter Olafs sprödes Herz gewann! Hm — dein Geschmack ist nicht übel. Komm, gib mir einen Kuß, Kusinchen, und leg' den schweren Mantel ab — muß doch sehen, was darunter steckt."

Lachend schob sie ihren Arm in den der jungen Frau und geleitete sie zu einem winzigen, steifbeinigen Sofa.

„So — nehmt Platz — und nun erzählt, wo ihr solange gesteckt habt. Es tat mir zu leid, daß ich nicht zu eurer Hochzeit kommen konnte, aber ich war damals in Rom, bin selbst erst seit vier Wochen wieder hier. Wie gefällt's dir bei uns in München, Kleine? 's lebt sich ganz nett an der Isar, gelt?"

Hier machte Frau von Isenburg endlich eine Pause, um Atem zu holen, und Beate benützte es, um zu sagen, daß sie noch niemand kennen gelernt, sie erst heute anfingen, Besuche zu machen.

Ella schlug die gepflegten, juwelengeschmückten Hände erstaunt zusammen.

„Aber Olaf — Menschenskind — was denkst du dir denn! Hast eine bildhübsche Frau und versteckst sie mißgünstig vor aller Welt! Ja, glaubst du etwa, sie sei ganz allein für dich da? Das muß anders werden, laß mich nur sorgen,"

Digitized by Google

wandte sie sich lebhaft an Beate, „ich führe dich überall ein."

„Ach, Olaf hat ja nie Zeit," meinte Beate halb schmollend, halb schüchtern, „der muß so viel malen."

„So —" fuhr Ella auf Olaf los, „und an die Kleine denkst du dabei wohl gar nicht — wie? Solch ein junges Ding will auch mal unter Menschen gehen, lachen, tanzen, sich amüsieren — aber so seid ihr Männer!"

Olaf küßte ihr lächelnd die Hand.

„Deshalb bringe ich ja Beate zu dir, nimm du sie unter deine Fittiche, wenn ich unabkömmlich bin."

„Bon — soll geschehen. Nächsten Mittwoch habe ich wieder Jour, da erwarte ich euch bestimmt, das Weitere wird sich dann schon finden."

Während Ella mit Olaf sprach, ließ Beate ihre Augen abwechselnd über Frau von Isenburgs volle, elegant gekleidete Gestalt und die geschmackvolle Zimmereinrichtung gleiten, auch die unbedeutendste Kleinigkeit entging ihr nicht.

Kaum saß sie wieder neben ihrem Mann im Auto, als sie alles hervorsprudelte, was sie im stillen beobachtet hatte.

„Lieb is sie, die neue Kusin'," entschied sie, „aber weißt, jung is die nimmer. Die Haar sein g'färbt, und daß auf ihrem Toilettentisch ein Schminkbüchs'n steht, drauf möcht' i wetten. Aber aufs Anziehn versteht sich die Ella; sie tragt bestimmt Pariser Mieder — was meinst?"

Olaf lachte belustigt.

„So weit bin ich in ihre Toilettengeheimnisse wirklich nicht eingeweiht, Kind; aber trotz ihrer kleinen Eitelkeiten und Absonderlichkeiten ist Ella ein lieber Kerl. Wir haben uns immer gern gehabt, und es freut mich, daß sie auch dir gefällt. — Aber ich meine, für heute haben wir genug, die übrigen Besuche verschieben wir auf ein anderes Mal, wenn's dir recht ist."

Beate nickte.

„Nach Hause, Chauffeur," rief Tannhausen erleichtert, „und zwar so rasch als möglich!"

Befriedigt aufatmend lehnte er sich in die Polster zurück, pfeilschnell sauste das Auto durch die reingefegten Straßen. Niemand sprach, man hörte nur das Surren und leise taktmäßige Schnaufen des Kraftwagens.

Beate lächelte still vor sich hin: sie träumte von kommenden Festen, von Glanz und Licht, von Musik und Bällen.

Olafs Gedanken weilten bei seiner Arbeit, seinem neuen Bilde. Die Menschen, denen er vor kurzem erst gegenübergestanden, verblichen zu wesenlosen Schatten. Was er gesehen, gesprochen, schien seinem Geist entrückt, war versunken, ausgelöscht, als sei es nie gewesen.

* * *

Frau von Isenburgs Salon war bereits gedrängt voll, als das Ehepaar Tannhausen am folgenden Mittwoch bei ihr eintrat.

Ella kam den neuen Gästen mit ihrem strahlendsten Lächeln entgegen, und Beate mußte sich gestehen, daß sie im Licht der rot verschleierten Lampen noch immer eine hübsche, stattliche Erscheinung sei.

Das gewellte, dunkelblonde Haar umgab in kleidsamer Frisur ihr Gesicht, das seine blühende Farbe wohl hauptsächlich der Kunst einer geschickten Kammerjungfer verdankte. Eine kostbare, vielleicht ein wenig auffallende Toilette aus altrosa Seide mit Silberstickerei umschloß Ellas volle Formen und ließ den wohlgebildeten Hals und die Arme frei.

„Herzlich willkommen!" rief sie Olaf und Beate zu. „Ich freue mich, euch endlich einmal hier zu haben. Darf ich euch mit meinen anderen Gästen bekannt machen? Du, Olaf, wirst wohl manchem vertrauten Gesicht begegnen, aber Beate kennt ja noch niemand."

Sie rauschte vor ihnen her, eine Fülle fremder Namen schlug an Beatens Ohr, fast wurde ihr unheimlich unter dem Kreuzfeuer so vieler neugierig forschender Augen.

Jetzt sah sie, wie Olaf auf einen kleinen, dicken Herrn zusteuerte, dessen spiegelnde Glatze weithin leuchtete.

„Da ist ja Onkel Lukas," rief er erfreut, „komm, Beate, den mußt du kennen lernen."

„Der kleine Dicke mit der goldenen Brille — is das auch an Maler?" fragte sie überrascht.

„Aber gewiß — sogar ein sehr tüchtiger. Er ist einer unserer ersten Landschafter; seine Spezialität sind Wasserfälle, darin ist er unerreicht. Wir nennen ihn alle nur Onkel Lukas. Der Große, rechts neben ihm — der mit der

Digitized by Google

Löwenmähne und dem wallenden Bart ist Georg Petzolt — auch ein tüchtiger Maler, aber ein Querkopf und Sonderling, ein etwas verwildertes Genie."

Endlich war es ihnen gelungen, sich durch das Menschengewühl durchzuarbeiten, sie standen vor den beiden Malern, die Olaf mit sichtlicher Freude begrüßten.

Tannhausen stellte vor und bemühte sich, eine Unterhaltung in Gang zu bringen.

Onkel Lukas heftete seine kleinen, durchdringenden Augen neugierig auf die junge Frau.

„Also Sie sind Frau von Tannhausen — ich hatte Sie mir anders vorgestellt."

Beate lachte und sah ihn schelmisch an:

„Mißbilligen's Olafs Wahl? Gefall' i Ihnen nit?"

Ehe der Maler antworten konnte, drehte sich Petzolt zu ihr um und fragte mit laut dröhnender Stimme:

„Gehören Sie auch zur Zunft, gnädige Frau?"

„A — woher denn — i versteh nix von der Malerei, bin nur eine Malersfrau, und die gilt bei Ihnen g'wiß nit viel?"

Die merkwürdig weit auseinanderstehenden Augen Petzolts überflogen prüfend ihre schlanke, zierliche Gestalt. Er schüttelte die gelbe Löwenmähne und brummte:

„Hm — ein gutes Modell wären Sie wohl — für meine Bilder freilich zu zart und dünn."

Beate lachte belustigt:

„Mein Mann hat mich als mehrmals abkonterfeit — malen's denn nur Walküren, Herr Petzolt?"

„Nein — aber Bauern und stämmige Dirnen mit breiten Hüften, die durch kein Mieder verunstaltet sind. Gesundes Volk, wie es auf den Almen haust, keine geschnürten Modepuppen. Sie sollten mal nach Dachau herauskommen, Frau von Tannhausen, dort gibt's noch gesunde, unverdorbene Menschen — da ist Natur — Natur. Ich hause fast das ganze Jahr da draußen, studiere die Männer beim Holzen, die Dirnen beim Heuen und Melken — das sind doch noch Menschen — keine Affen."

Olaf fing die letzten Worte seines Freundes auf und fragte:

„Ist deine Dorfschmiede endlich fertig, Georg?"

„Nee — noch immer nicht, aber hier in der Stadt kann ich nicht arbeiten, ich gehe nächste Woche nach Dachau zurück."

„Unsinn, Georg, du wirst dort ganz einseitig, und im Winter ist es doch gar zu unbehaglich draußen in deiner Holzhütte. Suche dir mal ein anderes Motiv — denke auch ein wenig an die praktische Seite. Kein Mensch kauft dir deine Bauernbilder ab — diese groben Kerle und brutalen Dirnen! Wie mit Keulen zusammengehauen stehen sie auf der Leinwand."

„Tut nichts. Wollen die Kunsthändler meine Sachen nicht nehmen, lassen sie's bleiben — ist mir ganz Wurscht. Ich geh nach Dachau, da hab' ich wenigstens Luft und Licht, hier ersticke ich."

Ein grollender Ton, wie ferner Donner, klang durch seine Worte. Leise vor sich hinschimpfend ergriff der Riese Olafs Arm und zog ihn in eine Fensternische.

Beate blieb allein neben Onkel Lukas stehen, der in sichtlicher Verlegenheit die goldene Brille hin und her schob.

„Also Sie sein der Onkel Lukas," setzte die junge Frau das durch Petzolt unterbrochene Gespräch fort, „haben's nit auch an andern Namen, damit i weiß, wie i Sie anreden soll?"

„Gewiß — natürlich — im bürgerlichen Leben heiße ich Wilhelm Moosbach — aber alle nennen mich Onkel Lukas — warum — weiß ich allerdings nicht."

„'s klingt auch hübscher — darf i Sie nit auch so nennen?"

„Aber — ja — natürlich — warum nicht? Viele von uns haben hier ihre Spitznamen. Sehen Sie da drüben das schmächtige, junge Ding mit dem kurzgeschnittenen Haar?"

Beate folgte der angedeuteten Richtung.

„Die is wohl Studentin? Ausschau'n tut's wie eine russische Nihilistin."

„Der Vergleich ist nicht schlecht. Die junge Dame ist Bildhauerin und heißt Jenny Wild. Etwas emanzipiert, aber talentiert — nebenbei eine glühende Frauenrechtlerin. Sie wird allgemein ‚die Peitsche' genannt, wohl wegen ihrer gertenartigen Schlankheit und ihrem schlagfertigen Mundwerk. Der kleine Dicke

Digitized by Google

neben ihr, der mit dem blonden Haar und der Knopfnase heißt in Künstlerkreisen ‚Frieda'."

„Am End' is er sanft und friedliebend," schaltete Beate hier ein, „er hat a G'sicht wie a Milchsupp'n."

„‚Frieda' möchte die ‚Peitsche' gern heiraten," fuhr Onkel Lukas behaglich plaudernd fort, „ich bin überzeugt, er versucht auch jetzt wieder einen erneuten Sturm auf die Festung."

„Sie mag ihn wohl nit?"

„Nein — die ‚Peitsche' verachtet uns Männer; Frieda sollte mir auch herzlich leid tut, wenn er heute nicht den üblichen Korb bekäme. Die Peitsche zur Frau zu haben — das müßte furchtbar sein!"

Es sprach so viel ehrliches Mitgefühl aus seinen Worten, daß Beate in ein fröhliches Gelächter ausbrach.

„Sagen's, Onkel Lukas, wer war der Große, der mit Ihnen sprach als wir kamen, er steht da drüben mit Olaf in der Nischen —"

„Sie meinen Georg Petzolt?"

„Kann sein, daß er so heißt, i hab den Namen nit verstanden. — Wie a Bär schaut er aus — und mit die Arm fuchtelt er herum, als ob's Mühlradeln wär'n."

„Ja," meinte der Maler entschuldigend, „im Salon spielt der gute Georg eine etwas traurige Figur. Mir scheint, er hat sich nicht einmal umgezogen. Aber deshalb ist er doch ein tüchtiger Kerl; er kann was, wenn er sich nur nicht so ganz in die grobrealistische Richtung verrennen wollte! Haben Sie seine Bilder gesehen?"

„Nein —"

„Ich sage Ihnen, gnädige Frau, seine Gestalten sind nicht nur derb und ungeschlacht wie ihr Schöpfer — nein — sie haben etwas Vorsintflutliches — es sind Zyklopen, wahre Mammutgeschöpfe. Und trotzdem hat er einen künstlerischen Schmiß, eine Lebendigkeit der Bewegung und Farben, um die ihn mancher beneiden könnte —'s ist schade um sein Talent."

Die Unterhaltung fing an, Beate zu langweilen, ihre Augen glitten suchend über die Menge und blieben plötzlich auf einem schlanken, jungen Reiteroffizier haften.

„Wer is denn das, Onkel Lukas?"

„Sie meinen wohl den Rittmeister von Bogenbach? Er steht bei den Chevaulegers und gilt allgemein als einer der gefährlichsten Courmacher und Herzensbrecher. Mit Aufzählung seiner galanten Abenteuer könnte man ein Buch füllen."

„Gehen's — wie interessant — und die Dam', mit der er eben spricht?"

„Die kleine Brünette mit den schmachtenden Augen? Das ist die neue Naive vom Residenz-Theater — ein hübsches Ding — ihre Augen versteht sie zu gebrauchen, und gut gewachsen ist sie auch. Das scheint der schöne Rittmeister ebenfalls zu finden. Laura Wagner — so heißt die Kleine — ist sein neuester Schwarm."

Beate sah unverwandt zu dem jungen Reiteroffizier hinüber, der sich plötzlich umwandte, als habe er ihren Blick gefühlt. Seine großen, dunklen Augen trafen die ihren, umfaßten die zierliche Gestalt, das sprühende Haar, das feine, kraprizióse Gesichtchen mit einem einzigen aufleuchtenden Blick. Wie gebannt ruhten die beiden Augenpaare einen Atemzug lang ineinander.

Der Rittmeister richtete noch einige scherzende Worte an die junge Schauspielerin, dann verneigte er sich kurz vor ihr und steuerte mit langen, weit ausholenden Schritten auf den Maler und Beate zu.

Obgleich sie nicht hinsah, wußte sie, daß er zu ihr kam, sie hörte das leise, metallische Klirren der Sporen, und jetzt traf eine tiefe, wohlklingende Stimme ihr Ohr:

„Darf ich bitten, mich der gnädigen Frau vorzustellen, Herr Moosbach."

Erst jetzt wandte Beate ihm das Gesicht zu. Ein leises Rot huschte über ihre Wangen, als sie ihm mit einigen gleichgültigen, höflichen Worten die Hand reichte.

Onkel Lukas fühlte sich überflüssig und benützte die Gelegenheit, sich unauffällig zurückzuziehen. Mit einem listigen Lächeln auf dem hübschen, dunkel gebräunten Gesicht sah der Rittmeister ihm nach.

„Onkel Lukas wittert das Büfett — aber er zieht es anscheinend vor, nur für sich selbst zu sorgen. Darf ich Gnädigste hinüberführen oder sind Sie bereits versorgt?"

„Nein, i kenn hier keine Seel' — i bin ganz fremd."

Bogenbach bot ihr den Arm.

Digitized by Google

„Wir tun gut, uns für die kommenden Anstrengungen zu stärken, denn nach dem Souper steht uns etwas Furchtbares bevor."

Beate sah etwas ängstlich zu ihm auf.

„Ja," fuhr der Rittmeister fort, „die gute Isenburg wird uns nachher zwei ihrer Schützlinge in Freiheit dressiert vorführen, sie sagte es mir vorhin. Erst ein Dichterjüngling, der irgend etwas vorlesen soll, dann wird ein ebenso dunkles, musikalisches Genie seine neueste Komposition zum besten geben."

In dem geräumigen Eßzimmer war ein reich besetztes Büfett aufgeschlagen, um das sich eine Mauer schwarzer Fräcke und bunter Uniformen drängte.

Bogenbach eroberte mit Mühe einige kalte Delikatessen für seine Dame und stürzte dann wieder zu dem Büfett. Zufrieden lächelnd kehrte er mit einer Flasche Sekt unter dem Arm zurück, die er einem Diener abgenommen.

Beate deutete auf die Flasche und meinte: „Sollen wir beide die ganz allein austrinken?"

„Natürlich, von dem Pommery geben wir den anderen nichts ab."

Er schenkte den perlenden Wein in die Kelche und trank ihr zu.

„Ich höre Sie so gern sprechen, Gnädigste. Bei Ihrem wienerischen Geplauscht wird einem ordentlich warm und behaglich ums Herz."

Er tauchte seine dunklen Augen in die ihren, und beide merkten nicht, daß sie zuletzt fast ganz allein in der Fensterecke saßen, nur einige Herren umstanden noch das fast geleerte Büfett.

In dem anstoßenden Salon herrschte Stille. Nur die Stimme des jungen Dichters war hörbar — bald hohl und pathetisch, bald leise flüsternd.

Der Rittmeister gab Beate lächelnd ein Zeichen. Sie standen leise auf und blickten durch einen Spalt der geschlossenen Türbehänge.

Ein langhaariger, überschlanker Jüngling saß an einem kleinen Tisch — das obligate Glas Wasser stand neben ihm, vor ihm lag ein Manuskript von ansehnlicher Stärke, aus dem er den andächtig lauschenden Damen vorlas.

In erster Reihe thronte Frau von Isenburg, die ihrem Schützling nach jedem Gedicht reichen Beifall spendete. Das Paar hinter dem Vorhang tauschte lächelnde Blicke.

„Es ist wie beim Theater", flüsterte Beate.

„Jetzt steigt eine Ballade," gab Bogenbach ebenso zurück, „ich höre etwas von einem Ritter Kuno und seiner schönen Adelheid — wenn die Ella dem Kerl nicht bald den Mund stopft, tu ich es."

Aber Ritter Kuno und Adelheid fanden unerwartet schnell ein gemeinsames Grab — und ein befreiendes Aufatmen ging durch die Zuhörer.

„Soll'n wir nit hineingehn", schlug Beate vor, aber der junge Offizier hielt sie zurück.

„Warten wir noch einen Augenblick, gnädige Frau, jetzt kommt der andere — er umkreist bereits den Flügel."

Er hatte kaum zu Ende gesprochen, als die ersten Töne erklangen.

„Der scheint ja wirklich was zu können," meinte der Rittmeister überrascht, „das ist kein Stümper."

Er schob die Vorhänge auseinander, behutsam traten die beiden Lauscher näher. Das einfache Motiv der Komposition zog wie eine schwermütige Klage durch den Raum. Variationen umrankten es, wuchsen zu leidenschaftlicher Steigerung, lösten sich auf, bis die ursprüngliche Melodie, einem Volkslied ähnlich, wieder hervortrat und mit einem leisen, wehmütigen Akkord schloß.

Ehrlicher Beifall belohnte den jungen Musiker, der sich lächelnd und ein wenig unbeholfen nach allen Seiten verbeugte.

Bogenbach trat auf die Hausfrau zu und fragte:

„Wo haben Sie den jungen Menschen aufgetrieben, Gnädigste? Er hat entschieden Talent — war das, was er spielte, eigene Komposition?"

„Natürlich," nickte Ella strahlend, „seine letzte — er hat mir das Opus gewidmet. Einer seiner Kollegen führte ihn bei mir ein — aus dem wird etwas — der hat eine große Zukunft vor sich. Ich werde nächstens ein Konzert für ihn veranstalten, Sie nehmen mir doch auch eine Eintrittskarte ab?"

„Gern, und ich werde noch einige Kameraden veranlassen, das gleiche zu tun."

„Wie nett von Ihnen, aber nicht vergessen."

„I komm auch!" rief Beate eifrig, und „wir auch, wir auch!" klang es von allen Seiten.

Digitized by Google

Frau von Isenburg dankte gerührt, sie sonnte sich bereits im aufsteigenden Ruhm ihres Schützlings, von dessen Gloriole dann auch ein Strahl auf sie fallen würde.

Der Kreis der Gäste begann sich zu lichten, auch Olaf und Beate waren im Begriff, sich zu verabschieden, Onkel Lukas und Petzolt schlossen sich ihnen an. Bereits auf der Straße fragte ersterer:

„Kommst du nicht mal wieder in den Simplizissimus, Olaf? Man sieht dich dort gar nicht mehr."

Beate horchte auf.

„Simplizissimus? Was is denn das?"

„Eine Künstlerkneipe, Gnädigste —"

„Kann i da auch hin?"

„Aber natürlich — mit Ihrem Herrn Gemahl — warum nicht — es gehen oft genug Damen der Gesellschaft dorthin, es ist ein lustiges Lokal."

„Bitt schön, Olaf," schmeichelte sie, „da möcht i für mein Leben gern hin."

„Komm doch am Dienstag mit deiner Frau, Olaf; Brückners, Petzolt und Bernhard haben ebenfalls ihr Kommen zugesagt."

Tannhausen stimmte nur widerwillig zu, aber er mochte Beate die Freude nicht verderben. So trennte man sich mit der festen Verabredung, sich Dienstag abends gegen 10 Uhr im Simplizissimus wieder zu treffen.

Zur festgesetzten Stunde hielt auch wirklich das Auto, das Olaf und Beate zur Türkenstraße brachte, auf dem feucht glänzenden Asphalt vor dem hell erleuchteten Lokal.

Die junge Frau fieberte förmlich vor Erwartung, aber Olaf dämpfte ihre Neugier.

„Erwarte nicht gar zu viel, Kind, es ist nicht das, was es früher war — eine echte, unverfälschte Künstlerkneipe — auch das Improvisierte, aus dem Augenblick Geborene der Vorträge existiert nicht mehr. Wie ich als Kunstschüler hier verkehrte, war's anders, aber immerhin wird es dir doch vielleicht gefallen."

Onkel Lukas und Petzolt erwarteten sie bereits und führten sie durch den schmalen Gang nach dem rückwärts gelegenen Zimmer.

Eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft versperrte ihnen den Weg. Nur schrittweise, schiebend und drängend gelangten sie vorwärts. Petzolt öffnet eine Tür, aus der den Eintretenden dicke Tabakswolken entgegendrangen.

„So — da wären wir, aber jetzt kommt das Schwierigste — nämlich Platz finden."

Seine Hünengestalt schob sich rücksichtslos vor, suchend blickte er sich um. Die behäbige Herbergsmutter hatte ihren treuesten Stammgast erspäht und steuerte auf ihn zu. Mit breitem Lächeln schüttelte sie ihm die Hand.

„Grüß Eahna God, Herr Petzolt — wen bringen's mir denn doa?"

„Einen alten Bekannten von früher, Mutter Kati — den Herrn von Tannhausen und seine junge Frau — können wir noch Platz bekommen?"

„Is scho recht — an Platz wern ma a glei habn."

Sie bot Olaf und Beate ihre dicke, rote Hand zum Gruß und schob sich, eine Gasse bildend, durch Tische, Menschen und Stühle.

„Machts an Platz für den Herrn Petzolt und seine Leut", rief sie laut, und bereitwillig wurde ihrer Aufforderung Folge geleistet.

Bald saßen die vier an einem der weiß gescheuerten Tische, und während Petzolt Bier bestellte, ließ Beate ihre Augen neugierig im Kreise herumgehen.

An den Tischen herrschte ein buntes Durcheinander. Männerköpfe mit strähnigen Haaren und flatternden Krawatten, Mädchen mit kühnen Hüten und auffallender Kleidung. Überall Geschrei, Leben, lautes Gelächter.

An einem Nebentisch war ein Streit ausgebrochen; erregte Worte flogen hin und her, erhitzte Gesichter neigten sich gegeneinander.

Beate machte ein etwas ängstliches Gesicht, aber Onkel Lukas lachte:

„Fürchten Sie sich nicht, gnädige Frau, das sind lauter gute Freunde, die einen etwas lebhaften künstlerischen Disput führen."

Erstaunt betrachtete Beate die ringsumher sitzenden Malweibchen in grellfarbigen Blusen, die eng an ihre Beschützer gelehnt tranken, rauchten oder auf der Gitarre klimperten.

„Harmloses Volk," meinte Olaf, „kreuzfidel, und doch haben die wenigsten einen roten Heller in der Tasche."

„Ja," stimmte Georg Petzolt bei, „die genießen ihr Leben auf natürliche Weise — nach dem Trauschein fragt auch niemand bei ihnen."

Digitized by Google

Für Beate war es eine neue Welt. Mit immer größer, runder werdenden Augen sah sie ein Stück unverfälschter Boheme vor sich aufgerollt. Über dem matt erleuchteten Raum lagerten graue Tabakswolken, durch die man die Bilder und Skizzen an den Wänden nur wie im Nebel sah.

Da und dort saßen Fremde, die sich neugierig umblickten — gut gekleidete Herren und Damen, ehrsame Ehepaare, Touristen in Kniehose und Lodenjoppe — dazwischen Mädchen aus dem Volk, Kunstjünger im braunen Samtjakett.

Beate deutete nach einem etwas entfernteren Tische hinüber.

„Schau, Olaf — sitzt da nit die Kusin Ella mit Brückners und dem netten Rittmeister? — geh, hol sie zu uns, wir rück'n a bißl z'samm."

Frau von Isenburg hatte das Ehepaar ebenfalls bemerkt, lebhaft winkte sie Beate zu und ließ sich gern von Olaf bestimmen, den Platz zu wechseln.

Herr von Bogenbach hatte es verstanden, den Stuhl neben der jungen Frau zu erobern und schien entschlossen, ihn für den Rest des Abends nicht mehr aufzugeben.

Sogleich waren die beiden in lebhafter Unterhaltung, immer wieder klang Beatens helles Lachen, sie sprühte förmlich vor Leben und Fröhlichkeit.

Plötzlich ertönte aus einer entfernten Ecke des Zimmers Musik. Eine kleine Blondine hatte sich auf den Tisch geschwungen, mitten zwischen Gläser und Krüge. Sie klimperte auf der Gitarre, begann ein keckes Liedchen, vereinzelte Männerstimmen fielen ein, und bald sang der ganze Chor den lustigen Kehrreim mit.

Olaf, der bereits mehrmals auf die Uhr geblickt, bedeutete Beate, aufzustehen —, er war müde und abgespannt, die schwere, verräucherte Luft beklemmte ihm den Atem. Aber die junge Frau wich seinen Augen aus. Sie wollte die frohe Stunde auskosten bis zur Neige.

Endlich erhob sich Ella, auch die Familie Brückner verabschiedete sich. Nun halfen keine Bitten zu noch längerem Verweilen, Olaf holte die Mäntel und drängte Beate hinaus.

Wohltuend schlug ihnen die kalte Winterluft entgegen, als sie auf die Straße hinaustraten.

„Gott sei Dank!" rief Tannhausen, „so bald bringt mich niemand wieder hierher."

„Aber geh," schmollte Beate, „'s war doch arg interessant, i hab mich göttlich amüsiert."

„Aber ein greuliches Lokal ist's doch," stimmte Frau von Isenburg bei, „das merkt man erst, wenn man wieder draußen ist, da hat Olaf recht. Wißt ihr was, wir wollen nächstens mal eine Winterfahrt in die Berge machen, das ist doch besser und gesünder, als bei Kati Kobus schlechten Wein trinken. Wer schließt sich an?"

„Wir kommen mit, nit wahr, Olaf?" fragte Beate; sie war begeistert von der Aussicht auf ein neues Vergnügen.

Brückners und die beiden Maler sagten ebenfalls zu, auch der Rittmeister versprach, sich wenn irgend möglich anzuschließen. Frau von Isenburg nickte befriedigt, daß ihr Vorschlag allgemeine Billigung fand.

„Also Mittwoch zum Frühzug auf dem Starnberger Bahnhof, in Sportausrüstung. Wer Rodel oder Skis besitzt, wird gebeten, sie mit zubringen, man weiß nicht, wie lange der Schnee noch liegen bleibt."

Beate tanzte vor Vergnügen, sie klatschte in die Hände wie ein Kind.

„Das ist ein feiner Einfall von dir, Kusin' Ella, dafür muß i dir ein Bussi geb'n auf off'ner Straß'!"

Sie umhalste Frau von Isenburg, und mit dem festen Versprechen, pünktlich am Mittwoch zur Stelle zu sein, trennte man sich endlich. —

Auf dem Starnberger Bahnhof herrschte am Garmischer Frühzug lebhaftes Treiben. Es kribbelte durcheinander wie in einem aufgestörten Ameisenhaufen. Herren und Damen der verschiedensten Altersstufen, alle in Wintersportdreß aus derbem Loden, die gestrickte Wollkappe auf dem Kopf, derbe Nagelstiefel an den Füßen, standen vor den geöffneten Wagen, belegten Plätze, verstauten Rodel und Skis.

Aber auch ernste Sportmenschen befanden sich unter der fröhlichen Schar: sie trugen die langen Bretter über der Schulter, balancierten den mit runder Scheibe versehenen Stock in der Hand, sprachen nur mit Kollegen und nur in Fachausdrücken. Die meisten führten eine Rodel mit sich, da und dort klirrten Schlittschuhe;

Digitized by Google

Eispickel und Rucksäcke wurden auf die Sitze geschleudert.

Allen aber lachte frohe Winterlust aus den Augen, alle wollten Muskeln und Sehnen im Kampf mit dem Winter erproben, die Seele baden in dem reinen, körnigen Schnee.

Olaf und Beate waren frühzeitig mit ihrem zweisitzigen Rodel zur Stelle und begrüßten die Bekannten. Die junge Frau sah frisch wie der lachende Wintermorgen aus ihrer weißen, gestrickten Kappe auf das fröhliche Treiben. Auch Olafs blasses Gesicht hatte sich gerötet. Er freute sich auf die Feiertage, die erfrischende Bewegung im Freien. Er war gesprächig und angeregt wie seit langem nicht.

Als eine der letzten erschien Frau von Isenburg, eilig und abgehetzt wie immer. Die vierschrötige Gestalt Petzolts drängte sich durch die Menge, ein Paar überlebensgroße Skis auf dem Rücken. Onkel Lukas hatte sich eingefunden, Herren und Damen aus Ellas Salon stiegen ein, die Abteile füllten sich mit lachenden, schwatzenden Menschen. Nur Rittmeister von Bogenbach fehlte. Einen Augenblick wollte diese Wahrnehmung Beates gute Laune trüben, aber als Ella auf ihre Frage leichthin sagte: „Vielleicht hat er Dienst oder er kommt mit einem späteren Zuge nach", verschwand die leichte Wolke von ihrer Stirn.

Der Zug raste donnernd auf dem Schienenweg dahin, die Stadt versank in Dunst und Nebel.

Das Risserseehotel, in dem die sportlustige Gesellschaft abstieg, lag hoch oben, eingebettet in Schnee und Tannen. Frohes Leben erfüllte die Räume, Lachen und Jodler durchklangen die frostklirrende Winterluft.

Rudelweise tummelten sich kreischende Kinder auf den verschneiten Wiesen. Schneemänner wurden gebaut, um deren Herstellung sich ein junger Bildhauer besondere Verdienste erwarb.

In langen Reihen sausten die Rodel zu Tal — auf der spiegelnden Fläche des Rissersees tummelte sich die Schar der Schlittschuhläufer — Schneeballschlachten waren an der Tagesordnung.

In diesem kindlich fröhlichen Treiben rückten die Fernstehenden einander nahe: man fragte nicht nach Rang und Stand, auch nicht, wie die jungen Paare zueinander gehörten. —

Beate war von all dem Neuen wie berauscht. Wenn sie pfeilschnell auf dem Rodel über die weißglitzernden Hänge sauste, blitzte ihr die Daseinsfreude aus den Augen, und landete sie unvermutet in hohem Schneewall, so stand sie lachend wieder auf, um abermals abzufahren.

Auch Olaf genoß die winterlichen Ferientage wie ein seltenes, köstliches Geschenk. Die ungesunde Bläße der Stubenluft war einer frischeren Farbe gewichen; wie der Jüngsten einer beteiligte er sich an dem harmlos-frohen Treiben.

Fast eine Woche waren sie bereits im Risserseehotel, als Frau von Isenburg ernstlich zum Aufbruch mahnte. Die vielfach in Anspruch genommene Dame der Münchener Gesellschaft hatte mancherlei Verpflichtungen, die sie riefen. Aber einen Tag wollte sie noch zugeben, und dieser sollte zu einer größeren Fußtour benützt werden. Dann wollte sie zusammen mit dem Ehepaar Tannhausen heimkehren.

Georg Petzolt hatte gebeten, sich auf der Wanderung anschließen zu dürfen. Er übernahm sogleich die Führung und trat mit weit ausholenden Schritten Stapfen in den tiefen Schnee. Etwas langsamer folgten Olaf und die beiden Damen.

Der Weg führte durch schweigenden Hochwald steil bergan, höher, immer höher wand sich der Pfad empor.

Beate wurde das Steigen heute ungewöhnlich schwer. Sie blieb immer häufiger stehen und rang nach Atem, eine bleierne Mattigkeit lag ihr in den Gliedern. Ihr war, als neigten sich die hohen Tannen zu ihr nieder, Feuerräder kreisten ihr vor den Augen — mit einem leisen Aufschrei sank sie plötzlich zu Boden.

Erschrocken eilte Olaf herbei. Blaß, leblos, wie ein Wachsbild, lag sie regungslos im tiefen Schnee. Frau von Isenburg und Petzolt traten hinzu, man riet hin und her, was ihr zugestoßen sein könne.

„Vor allen Dingen muß sie ins Hotel und zu Bett", brummte der Hüne. Ohne weitere Worte zu verlieren hob er die junge Frau wie ein Kind auf die Arme und trug sie fort.

Olaf machte Einwendungen, er wollte Beate selbst tragen, aber der blonde Riese schob ihn gutmütig lachend beiseite und knurrte:

„Unsinn — das spür' ich doch nicht, die ist ja leicht wie 'ne Fliege."

Digitized by Google

Das ganze Hotel geriet in Aufregung, als der lange Maler mit seiner Bürde in der Halle erschien. Von allen Seiten wurde er mit Fragen bestürmt, die er jedoch nur mit einem stummen Achselzucken beantwortete. Olaf erklärte:

„Wahrscheinlich hat sich meine Frau den Fuß verletzt — wir wissen es selbst nicht. Ist kein Arzt hier?"

Verhaltene Angst sprang aus den abgerissenen Worten, aufgeregt lief er von einem zum anderen. Frau von Isenburg übernahm es, die Verletzte mit Hilfe des Stubenmädchens zu Bett zu bringen. In ihrer resoluten Art sorgte sie für alles. Erst als Beate entkleidet in den Kissen lag, kehrte ihr das Bewußtsein zurück. Erstaunt sah sie sich um.

„Na, Kleine — ist dir besser?" fragte Ella, „tut der Fuß sehr weh? Welcher ist es, der rechte oder der linke?"

Vorsichtig schlug sie die Decke zurück, aber Beate vermochte beide Füße unbehindert zu bewegen, auch die feinen Gelenke wiesen keine Schwellung auf.

„Nein," meinte Ella kopfschüttelnd, „da ist alles in Ordnung — was war dir nur, Kindchen?"

„I weiß nimmer — mir war so schwindlig — sterbenselend — auch jetzt is mir übel — wie bin i hierher kommen, Ella?"

„Georg Petzolt hat dich wie ein Wickelkind heruntergetragen; wir dachten, du hättest dir den Fuß verstaucht oder gebrochen."

Soeben tauchte Olafs angsterfülltes Gesicht im Türrahmen auf, hinter ihm der Arzt.

Frau von Isenburg betrachtete die Kranke mit prüfenden Blicken. Plötzlich schien ihr eine Erleuchtung zu kommen; sie zog den Arzt beiseite und flüsterte leise mit ihm. Dann zog sie sich mit einem lächelnden Seitenblick auf Beate in ihr eigenes Zimmer zurück.

Doktor Bayer bestätigte nach kurzer Untersuchung, daß keinerlei Verletzung zu finden sei, stellte einige Fragen und nickte.

„Es ist so, wie die gnädige Frau vermutete. Ich gratuliere herzlich zu der frohen Aussicht. Aber Wintersport, Tanzen und dergleichen Vergnügungen müssen Sie von nun an unterlassen, Gnädigste, das taugt für Ihren Zustand nicht. Diesmal ist's noch gut abgelaufen, aber die nächste Rodelfahrt könnte Ihre schönen Hoffnungen vernichten. Bleiben Sie heute still liegen und fahren Sie morgen nach Hause. Etwas anderes kann ich Ihnen nicht verordnen."

Nachdem der Arzt gegangen war, blieb es einen Augenblick still im Zimmer. Bewegt beugte sich Olaf über sein junges Weib. Er küßte Beate zärtlich und flüsterte ihr zu:

„Ich danke dir für das Glück, das du mir schenken willst, mein Liebling — wie reich werden wir sein! Sag', freust du dich nicht auch?"

„Ach, Olaf — i weiß nit — 's ist mir noch so neu, — i hab' mir nie nit ein Kind g'wünscht. Und weißt — die Zeit, die nun kommt — nein, das wird nit schön sein! Grauslich werd i ausschaun, und der Doktor hat g'sagt, nix dürft' i mitmachen, kein Ball, kein Unterhaltung — und verschandelt werd' i sein, daß mich keiner anschaun mag."

„Das geht vorüber, Beate, du tauschst Besseres dafür ein. Ich will dich hegen und pflegen, du sollst nichts entbehren."

„Und grad jetzt," klagte sie, „wo es endlich anfing lustig zu sein und i mich gut unterhielt, muß das kommen."

Tränen standen ihr in den Augen, zitterten in der Stimme. Sie drehte den Kopf zur Wand und gab Olaf keine Antwort mehr.

Seufzend zog er sich ins Nebenzimmer zurück und trat ans Fenster. In der reinen, herben Winterluft, die ihm entgegenschlug, atmete er freier. Je länger er in den verschneiten Wald hinausblickte, um so leichter wurde ihm ums Herz, wich der Druck von seiner Seele. War doch Beate selbst noch ein Kind — sie vermochte die Größe des Glückes, das ihr bevorstand, nicht richtig einzuschätzen — war das Kindchen erst da, würde alles anders sein.

Ein glückliches Lächeln umspielte Olafs ernsten Mund bei diesem Gedanken, sein Herz klopfte voll froher Zuversicht.

Von draußen streckten die dunklen Tannen ihre grünen Äste gegen das Fenster aus, als müßten sie das Kommende beschirmen, das unter ihren sturmzerzausten Wipfeln dem Leben, dem Licht entgegenkeimte. —

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Bayerische Schneid! Von Arthur Achleitner

6. Fortsetzung.

Punkt zwei Uhr brüllten die bayerischen Geschütze auf, mit einem Schlage warfen sie ihre Geschosse in die feindlichen Stellungen. Die Antwort von drüben erfolgte alsbald. Und reichlich wurde der Bahneinschnitt beschossen, wo der Feind wohl Reserven vermutet haben mochte. Das gröbste Feuer hatte just diese Reserve auszuhalten. Toll wurde es an den Schützengräben, ein fürchterliches Feuer von unsichtbaren Schützen, die meist die Beobachter bayerischerseits trafen, so daß der Arzt Doktor B. mitten im Eisenhagel viel Arbeit zu verrichten bekam.

Dem professorlichen Oberleutnant R., dem Führer der Lochhamer-Kompagnie, paßte die heillose Schießerei gar nicht, im tosenden Feuerlärm schrie er: „Rauskitzeln den Feind! Mir nach, Leut!" Mit einem kühnen Satz sprang der Führer in die Tiefe vor der innegehabten Stellung. Und wie die Frösche hüpften die Lochhamer ihm nach, Mann für Mann, die ganze Kompagnie, trotz des heftigen Feuers, dessen Kugeln manchem Reservisten das Lebenslicht ausbliesen.

Die gleiche Absicht zur Herauslockung, besonders der französischen Alpeninfanterie, vollführte Hauptmann D. mit seinem Bataillon durch den Sprung hinunter und durch Feuerangriff.

Katzengleich suchten die Lochhamer Deckung und machten sich empfangsbereit. Und richtig vermochten die Franzmänner der Lockung nicht zu widerstehen, sie ließen sich herauskitzeln, sprangen im heftigen Feuer der bayerischen Geschütze aus ihren Gräben und griffen an. Selbstverständlich war von der Gefechtsleitung das tapfere Ausspringen beobachtet und zweckentsprechend unterstützt worden durch Ansetzung von bayerischen Maschinengewehren, die sehr erfolgreich ratterten und das ergötzliche Schauspiel bewirkten, daß die blauen Frösche der französischen Alpeninfanterie hinauf und in ihre schutzbietenden Gräben hüpften, verfolgt von Feldgrauen, die sich offensichtlich riesig für die Froschgräben interessierten, von dem Granatenhagel aber aufgehalten wurden. Zischen und Sausen der Gewehrkugeln, die blauen Frösche feuerten toll, wahnsinnig.

„Sprung auf, marsch, marsch! Drauf!" rief Oberleutnant R. und stürmte voraus.

„Hurraxdax!" brüllten die Lochhamer und sprangen dem kühnen Führer nach, vom Bleihagel überschüttet. Dem Oberleutnant am nächsten stürmte Stuib vor, keuchend, wild, mit weit geöffneten Augen, kampfgierig; plötzlich drehte sich Stuib halb links und fiel auf den Rücken, ohne einen Laut auszustoßen. Im Nu rief der Offizier: „Gewehr mitnehmen, rasch zurück!"

Tapfer verbiß Stuib die Schmerzen, raffte die letzte Kraft zusammen und vollzog den gutgemeinten Befehl. Doch nach wenigen Schritten fiel Stuib wieder nieder und blieb liegen.

An ihm vorüber stürmten die Landsleute.

„Höitoifi! Zwoa Schuß san z'viel!" brüllte Gatterer, wild wie ein angeschossener Stier.

Oberleutnant R. hörte den Schrei, wollte trösten und rief dem Null zu: „Ist nur oaner!" Und dem Signalisten schrie der Offizier den Befehl zu: „Koppelschloß aufmachen!"

„Drauf, Leut!" Weiter stürmte der Führer.

Der Signalist sprang zum Gatterer, wollte Hilfe leisten. Ein Zischen, mitten in die Brust fuhr die Kugel, lautlos sank der Hornist um. Gatterer starrte entsetzt vor sich hin, wie gelähmt lag er da.

Gräßlich wurde das Pfeifen der Geschosse. Den wahnsinnig machenden Lärm übertönte der Ruf Hans Lermers: „Hinlegen, Herr Oberleitnambt! Feuer ist konzentriert auf Eahna (Sie)!" Mehr als ein Dutzend Kugeln waren dem Offizier vermeint, flogen aber zu hoch. Prall warf sich Oberleutnant R. nieder. Ebenso die Leute seiner Kompagnie.

Hans Lermer lag keuchend neben Sepp Holzer, der immer wieder mit der Hand über den Nacken fuhr. „Was hast denn, Sepp?" rief Hans schallenden Tones.

„Woaß net!"

Oberleutnant R. erkannte die Unmöglichkeit, an dieser ungeschützten Stelle in solchem Feuer liegen zu bleiben, und flinken Blickes

Digitized by Google

gewahrte er, daß die Blaufrösche wieder emporhüpften, offenbar einen neuen Angriff beabsichtigten. Und so wagte der Offizier den unvermeidlich gewordenen Gegenangriff im Angesicht des Todes. „Auf und drauf!"

Im Aufsprung erwischten die Kugeln etliche Reservisten, drei, vier Mann fielen um.

Die Alpenjäger stürmten heran.

Oberleutnant R. gebot „Halt". In die Bajonette sollten die Franzmänner rennen.

Unterdessen hatte eine bayerische Batterie dicht an der Bahnlinie Aufstellung genommen, die der Eile wegen der Regimentsadjutant kommandierte. Just im richtigen Moment feuerten diese Geschütze auf die stürmenden Alpenjäger und machten der eigenen Infanterie Luft.

Dem Gefechtsplan gemäß stürmte um vier Uhr die gesamte Infanterie gegen die französischen Stellungen, während die bayerische Artillerie das Gelände hinter den feindlichen Reihen beschoß, um den Reserven die Luft zum Nachdrängen zu vertreiben.

Die bayerischen Bataillone gingen vor, freudig und schnell, über Rübenäcker zu den feindlichen Gräben. Unvermeidlich ein wütendes Handgemenge. Es fielen nur etliche Schüsse. Und plötzlich verschwanden die Bayern reihenweise, wie verschluckt vom Erdboden. Doch nach wenigen Minuten krabbelten Franzosen und Turkos haufenweise aus den Gräben, hübsch untermischt von Feldgrauen, die den Feind völlig überrascht und überrumpelt hatten. Die vielen Gefangenen sollte ein Trupp Bayern abtransportieren, die Mehrzahl der Feldgrauen aber die so schnell eroberten Schützengräben besetzen. Schon ordneten sich die Scharen, da schlugen französische Granaten in das bunte Durcheinander und beendeten im Nu jede Feindlichkeit. Franzmänner und Bayern sprangen mit jähen Sätzen in die Erdlöcher, schmiegten sich aneinander und suchten Deckung vor den französischen Granaten. Diese schwere Beschießung wurde erst spät eingestellt, so daß die gefangenen Franzosen, viele Alpenjäger darunter, sehr spät fortgeschafft werden konnten.

Unter den vom Gefechtsfeld geholten Verwundeten befanden sich die Lochhamer Stuib, Gatterer und Sepp Holzer. Letzterer hatte einen Streifschuß im Genick erhalten, wurde verbunden und sollte in das nächste Kriegslazarett geschickt werden. Am Morgen war Sepp aber verschwunden, schlankweg zu seiner Kompagnie zurückgekehrt, weil „a Ritzerl am G'nack koa bettlägerige Kranket ist!"

Wie die Lochhamer Kompagnie, hatten auch die übrigen Truppen des braven Regiments todesmutig gestürmt und heldenhaft gekämpft im erbitterten Feuergefecht und schwere Verluste erlitten. Mitten im mörderischen Feuer feindlicher Maschinengewehre übernahm Fähnrich G. die Führung der fünften Kompagnie, und im Moment, da der junge Held an ihrer Spitze vorwärts stürmen wollte, fiel er, von Kugeln durchbohrt, fürs Vaterland. Unaufhaltsam drangen die Bataillone vor, eroberten feindliche Gräben, besetzten sie; dann brach die Dunkelheit herein, die für diesen Tag die blutige Arbeit beendete. Dicht vor dem Feinde mußten die Bayern sich neuerdings eingraben und in Bereitschaft nächtigen.

Mit der Finsternis begann ein Rieselregen, der im andauernden Geschützfeuer nicht zu hören, aber in seiner Stetigkeit zu fühlen war, besonders in den Gräben.

Eine Weile hindurch konzentrierte sich der Granathagel auf die Brücke über dem Eisenbahneinschnitt, unter der sich der Regimentsstab befand in einer eigentümlichen Situation. Verwundet und dennoch regsam im Dienst der Regimentskommandeur, unermüdlich arbeitend der Regimentsarzt Doktor B. Am unaufhörlich bimmelnden Feldtelephon, das drei Telephonisten bedienten, nahm der Regimentsadjutant Meldungen entgegen und gab Befehle weiter. Dieser Arbeit guckte ein schwer verletzter Unterveterinär mit großem Interesse zu und qualmte eine Riesenzigarre, die ihm zur Schmerzlinderung der Oberst geschenkt hatte. Unaufhörlich schlugen Granaten auf die Bahnbrücke, es regnete Ziegelsteine und Erdtrümmer; ein stetig Bersten und Klappern von Fetzen und Splittern auf den Schienen. Tote Soldaten flogen empor und stürzten den Steilhang herunter. Gefangene, ein Trupp von etlich vierzig Mann, wurden gebracht, ihr Sergeant schnell verhört mit dem Ergebnis, daß ihre Abteilungen ohne Führer waren, die Offiziere weilten in Arras beim — Souper. Der französische

Digitized by Google

Sergeant schimpfte über solche Zustände und kommandierte dann: „Formez vos rangs!" Unter bayerischer Bedeckung verschwand der Transport in der Dunkelheit.

Von der Front kamen Mannschaften mit der Meldung, daß das Flankenfeuer immer stärker würde. Am Ton dieser Rapporte war der Grimm zu merken.

Während bayerischerseits all das Unvermeidliche und Schreckliche geduldig hingenommen wurde, jammerte ein leicht verwundeter Franzose den Herren vom Regimentsstab die Ohren voll und winselte erbärmlich. Alle Versuche, den Jämmerling zur Ruhe zu bringen, mißglückten; man trug ihn schließlich gewaltsam weg und legte den Winsler in einen Graben neben der Bahnbrücke. Aber bei jedem Kanonenschuß sprang der nervöse Kerl heulend auf und belästigte die Herren vom Stab aufs neue. Er wurde still, als das Geschützfeuer etwa vor elf Uhr nachts verstummte.

Ein Wortkampf wurde ausgefochten zwischen dem verwundeten Regimentskommandeur und dem Arzt Doktor B., der dringend riet, es solle der Kommandeur den Kampfplatz verlassen und sich in Pflege begeben. Major A. vom dritten Regiment übernahm das Kommando, worauf das Sträuben ein Ende hatte und der verwundete Oberst zurückgeleitet wurde.

Nachts elf Uhr brachte ein Mann die Atzung für den Regimentsstab in Gestalt eines schwer beschädigten Schinkens, der für alle reichen mußte. Für jeden Herrn ein Schluck Kognak, und aus war's. Und die französischen Geschütze brüllten wieder und sandten grobe Grüße, die nicht mehr imponierten und an dieser Stelle nur den nervösen Kerl wieder zappelig machten.

Zum Morgen trat naturgemäß eine Scheidung der bayerischen Kampftruppen ein, indem ein Teil nach Westen, der andere Teil in nordwestlicher Richtung angreifend vorging. Die klaffende Lücke füllte Oberstleutnant H. mit Reserven aus.

Das verstärkte Bataillon mit der Lochhamer Kompagnie hatte auftragsgemäß Maison blanche wegzunehmen. Die Sturmarbeit leiteten eine Batterie schwerer Haubitzen und ein Minenwerfer ein, dann gingen die Kompagnien vor. In den vordersten Schützengräben fanden sie wohl Franzosen, aber alle teils verwundet, teils tot. Ein überaus heftiges Feuer gebot Aufenthalt in Gräben und Sappen. In einem Laufgraben, dem Feind gegenüber bei dem „roten Haus", waren die Revierjäger Sepp und Hans am weitesten vorgedrungen, und an der Sappenspitze veranstalteten sie eine Art Wettschießen auf feindliche Köpfe, das den Franzosen bald zu dumm wurde und sie zum Angriff reizte. Aber hübsch langsam, sträflich dumm kraxelten die Franzmänner aus ihrem Graben. Hans Lermer rief Kameraden herbei, die ihm etliche geladene Gewehre auf den Sappenkopf reichen sollten. Sepp hielt eine Stahlblende hoch zum Schutz für Hans. Und nun eröffnete Hans Lermer ein — Preisschießen auf Franzosen mit Meisterschüssen. Etwa ein Dutzend von Franzmännern, die sich anschickten, in gebückter Haltung vorzugehen, schoß Hans wie Hasen ab. Wer dann aus dem Graben herauskam, erhielt sofort und prompt die tödliche Kugel. Das ging eine Weile so zu, bis ein Franzmann mit Kopfschuß rückwärts und wieder in den Graben zurückfiel. Mit dem — Preisschießen war es nun Schluß. Wütendes Gewehrfeuer folgte, Sepp erhielt einen Schuß in den linken Arm und ließ deshalb die Stahlblende fallen. Hans Lermer blieb unverletzt und wollte sich eben des Kameraden Sepp annehmen, als die Signale nochmals zum Sturm aufforderten. Wieder griffen die Bayern an, drangen vor und warfen den Feind, freilich unter schweren Opfern an Offizieren und Mannschaften. Zu diesen Opfern zählte auch der wackere Leutnant Brandhuber, unter Umständen, die das zusammengeschmolzene Häuflein der Lochhamer völlig rasend machte. Ein Zug Franzosen hatte im Moment, da Leutnant Brandhuber mit seiner Schar anstürmte, das Zeichen der Ergebung gegeben. Die Bayern hielten an, die Franzmänner wurden aufgefordert, die Waffen abzulegen und zum Abtransport anzutreten. Brandhuber rief Leute zur Übernahme der Gefangenen vor. In diesem Augenblick schossen die schuftigen Franzosen den Leutnant nieder. Wutschreie gellten, mit begreiflicher Rachgier stürzten die Lochhamer und sonstigen Gebirgler sich auf die niederträchtigen, tückischen Feinde, und es be-

Digitized by Google

gann mit Bajonett, Messer und Kolben eine blutige Vergeltung, die jeden Pardon ausschloß und fast allen diesen Schuften das Leben kostete. Während dieses Gemetzels wurden die Rächer von feindlicher Seite in der Flanke rasend beschossen, sie erlitten weitere Verluste. Von den Verwundeten, die zurückgeblieben waren und sich selbst notdürftig verbunden hatten, kamen unter Führung Sepp Holzers mehrere Mann zur Unterstützung herangehumpelt; sie feuerten nach Möglichkeit auf die Franzosen. Sepp konnte allerdings den durchschossenen Arm nicht mehr benutzen, mit einem Seitengewehr in der Rechten wollte er vordringen, im Handgemenge kämpfen. Ein Invalide der tapfere Sepp, verbunden das Genick, abgetrennt der linke Rockärmel, blutig der Notverband um den linken Arm; dennoch wollte der Wackere weiterkämpfen, mit seiner geschwächten Kraft die Landsleute im mörderischen Ringen unterstützen. Den Invaliden zu fällen, mochte leicht erscheinen, reizte einen Turko, der auf Sepp zielte. Im Moment des Abdrückens sprang einer der leicht verwundeten Gebirgler vor, um Sepp, der die Gefahr nicht sehen konnte, niederzureißen. Die Kugel pfiff, Sepp und sein Retter stürzten zu Boden. „Was ist denn?" rief Sepp, richtete sich mühsam auf und guckte auf den neben ihm liegenden Landsmann, der leise stöhnend versuchte, sich das träufelnde Blut vom Gesicht zu wischen.

Sepp fragte, was dem Kameraden fehle, wie ihm geholfen werden könne.

„Sehen kann ich neammer!"

„Waar net aus!" rief Sepp und beugte sich über den Landsmann, dem die feindliche Kugel die Augen gestreift haben mußte. Erschüttert versuchte Sepp, der als Jäger den Verlust des Sehvermögens als die schrecklichste Heimsuchung fühlte, die Blutung zu stillen und den Kameraden mit dem Hinweis zu trösten, daß der Arzt vielleicht doch das Augenlicht retten könne. „Ausg'schossen san sie ja gottlob net! Wart a wengl! Ich alloanig kann dich net schleppen, bin ja selm verwundet im Arm; ich hol Hilf, wir tragen dich z'ruck, den Dokter finden wir schon, eh es dunkler wird!"

„Dank schön, Sepp! Mich laß liegen! Ich verdeans net anders!"

Sepp blickte den Kameraden scharf an und konnte sich heftiger Empfindungen nicht erwehren. „Wie ist denn dös? Du kennst mich, ich aber woaß net, wo ich dich hintun soll! Bist du eppa (etwa) von Lochham dahoam?"

„Bring dich in Sicherheit, Sepp, wo du doppelt g'schossen bist! Mich laß liegen! Ich verdean's net anders! Das schlechtest End' ist allweil noch z' guat für mich!"

„Was hast denn auf'm Herzen? Reden tuest seltsam! Helfen will ich nach Möglichkeit! Sag, wer bist denn? Ich moan, ich kenn' dich vom Sehen aus!"

„Gott sei gelobt, daß die Malefizkugel mich, net dich 'troffen hat!"

„Hast eppa d u mich niederg'rissen?"

Der Antwort ausweichend, fragte der Reservist, ob Sepp wirklich nicht von der Turkokugel verletzt worden sei.

„Wie ist mir denn? Von der Kugel hast d u mich erretf' in guter Absicht! I ch bin heil blieben, d i r aber hat selle Kugel die Augen g'stroaft! Vergelt's Gott für die Guattat! Kann ich dir die Guattat vergelten, wenigstens a bißl, so red! Und sag, wer du bist! In der Lochhamer Gegend mußt bekannt sein, weil du ja mich kennst! Jagdg'hilf bist net, aa koa Wilderer net, weil wir dahoam in die Revier solchene Lumpen gottlob neammer haben!"

„Laß's guat sein, Sepp! Frag net lang! Ich hab' mei' Straf, mir g'schieht recht, ich hab's vollauf verdeant! Bitter ist's freilich, blind am Leben z' bleiben! A richtiger Soldatentod waar schöner!"

Erneut drang Sepp, dem das Herz ungestüm klopfte, in seinen Retter, um Auskunft zu erhalten.

Der Landsmann schwieg und verbiß die Schmerzen.

Die Nacht war hereingebrochen und hatte dem blutigen Kampf ein Ziel gesetzt. Sanitätsmannschaften suchten nach Verwundeten. Sepp rief sie heran, verständigte sie von der Art der Verwundung des Landsmannes und folgte dem Transport zurück zum Verbandplatz.

In einem Notzelt bei schlechter Beleuchtung leistete der Regimentsarzt den Verwundeten die erste Hilfe. Anders als sonst war die Stimmung jetzt bei den Helden, die fürs Vaterland ihr Blut vergossen: Freude, Zuversicht, frohe Hoffnung, selbst bei Schwerverwundeten,

Digitized by Google

da ein lieber Priester aus der Heimat unter ihnen weilte, mit jedem sprach, jeden tröstete und mit lang entbehrten Kleinigkeiten beschenkte.

Grenzenlos überrascht starrte Sepp, der hinter der Tragbahre eingetreten war, den Pfarrer Anglberger aus Lochham an wie einen guten Geist aus der anderen Welt.

Anglberger war zuerst in einem Lazarett tätig gewesen und dann zum Divisionspfarrer ernannt worden, hatte lange die bayerische Reservedivision gesucht, erst unten im Elsaß, in Lothringen, dann in Belgien, bis er sie auf nordfranzösischem Boden bei Arras im heftigsten Kampf fand. Und hier war nach der Meldung beim obersten Kommandeur sein erstes, den Verwundeten mit dem Trost der Religion beizustehen, liebreich, mild und herzensgut. Ein Apostel der Liebe Anglberger der Gestrenge, daheim der tiefernste, scharfe Seelsorger; hier der Soldatenfreund, der milde Herzenöffner und Trostspender.

Mit etlichen Schritten trat Divisionspfarrer Anglberger an die Bahre. Ein Blick auf die mit einem Fetzen Linnen und Watte zugedeckten Augen, aus denen Blut sickerte, sagte dem Geistlichen alles. Mit liebreichen Worten, die zu Herzen drangen, sprach Anglberger: „Sicherlich ein Landsmann, ganz gewiß ein tapferer, braver Held! Bist vielleicht eins meiner Pfarrkinder! Daß du es weißt, braver Held: ich bin der Pfarrer von Lochham, jetzo ganz und gar Soldatenpfarrer!"

Von der niedergestellten Tragbahre kamen zitternde Worte bangen Wehs und zugleich verhaltener Freude: „'ß Gott, Hochwürden! Weil S' nur grad da san, Herr Pfarrer!"

Noch versuchte Anglberger den scherzhaften Ton anzuschlagen, aber das Wort erstarb auf den Lippen, als der Sanitäter das Linnen von den Augen des Verwundeten wegnahm und der Pfarrer den Mann, die schwere Verletzung erkannte.

„Net fragen, Hochwürden! Bitt schön, die Hand geben! Sehen tu ich ja nixen mehr auf Erden!"

Anglberger schob seine Rechte in die Hand der armen Reservisten, der ehrerbietig die Priesterhand küßte.

„Wenn der Gstrein Michel seinen Pfarrer braucht, ich bin immer zu haben! Nicht verzagen, Gstrein! Noch ist nicht alles verloren, die Wege Gottes sind wunderbar!"

Bei Nennung des Namen „Gstrein" war Sepp zusammengezuckt. Blitzähnlich kam eine Erinnerung, doch sie reichte nicht aus, um ein dunkles Rätsel aufzuhellen.

Während der des Augenlichtes beraubte Gstrein zum Regimentsarzt getragen wurde, sprach Pfarrer Anglberger den Sepp an: „Doppelt verbunden, der tapfere Holzer! Na ja, so sind die Jaager immer, schier z' viel Schneid! Ist aber besser z' viel, als z' wenig Schneid! Allweil bayerische Schneid! Von den — Süßen ist der Holzer Sepp keiner, also behalt ich die G'schleckigkeit von Schokolad im Sack; aber a Zigarrl nimmt er schon, der Holzer Sepp, was?"

„Mit Vergunst, Hochwürden, ja und g'horsamen Dank! Und wenn ich eppa morgen mit Ihnen reden kunnt, waar's mir liab und recht!"

„Geistlich?"

„Derweil noch weltlich!"

„Wie du willst! Ich bin sicher am Verbandplatz zu finden!"

Am Zelteingang tauchte eine Riesengestalt mit eingebundener Hand auf.

Pfarrer Anglberger guckte und rief: „Je, der Lochhamer — Christophorus! Wo fehlt's?"

Lachend kam Hans Lermer heran, erwies mit der gesunden Rechten Honneur vor dem Divisionspfarrer und sprach fröhlich: „Gottlob, auf der Votz'n faiht mir no(ch) nix, die ist g'sund wie eh'. Der Ritzer an der linken Hand ist sched (nur) a kloaner Deuter! Mit Verlaub freu ich mich, daß Hochwürden bei uns san, vorausg'setzt . . ."

„Was vorausgesetzt?" fragte lächelnd Anglberger, der genau wußte, daß der mundflinke Riese sticheln wollte.

„Vorausg'setzt, daß der Herr Pfarrer die Militari net — lochhamerisch scharpf zwiefelt!" Gutmütig und spitzbübisch zugleich blinzelte Hans dem Geistlichen zu.

Mit trockenem Humor sagte Pfarrer Anglberger: „Grad froh und dankbar bin ich, daß ausgerechnet dem Lermer Hans nix auf dem flinken Züngerl fehlt! Ist ja sein edelster Teil!"

„Stimmt, Hochwürden! Vergelt's Gott für die guate Meinigung!"

Digitized by Google

Auch Lermer wurde mit einer Zigarre beschenkt, dann wandte sich Pfarrer Anglberger anderen Verwundeten zu.

Sepp benutzte diese Gelegenheit, um Hans flüsternd zu fragen, ob er einen Ostrein Michel aus der Lochhamer Gegend genauer kenne.

Die Antwort lautete verneinend.

Somit mußte Sepp trotz schwerer Erregung sich gedulden und warten, bis der Pfarrer um Auskunft gebeten werden konnte. Sepp wurde vom Arzt verbunden und mit anderen Verwundeten ins Feldlazarett gebracht.

Das vom Nachtbeginn unterbrochene Gefecht, der ungleiche Kampf um den französischen Stützpunkt Maison blanche sollte am Morgen wieder aufgenommen werden. Die Führung wartete jedoch die von der Division angeordnete Verstärkung ab und ließ den neuen Angriff einstweilen durch Artillerie kräftig vorbereiten. Bis die Verstärkungen herankamen, wurde es fünf Uhr, späte Zeit für den kurzen Oktobertag wie für den Angriff. Das ganze Regiment stürmte prächtig in klaren Schützenlinien wie auf dem Exerzierplatz gegen den scharf abwehrenden Feind. Plangemäß griff das Bataillon Nummer 2 die gegnerische Front an, das Bataillon Nummer 1 faßte die Franzosen mehr in der Flanke, das Bataillon Nummer 3 ging vor, um befehlsgemäß die Straße Maison blanche—St. Laurent zu nehmen. Der linke Flügel des Bataillons Nummer 2 konnte trotz aller Anstrengung nur wenig Raum gewinnen, dafür drang der rechte Flügel bis in den Norden von Maison blanche, mußte aber nach Westen Stellung gegen einen Feind nehmen, der auf fünfhundert Meter Entfernung aus Gräben feuerte. Dem Bataillon Nummer 1 glückte im ersten Ansturm die völlige Überraschung des Gegners, so daß eine größere Anzahl Feinde gefangen genommen werden konnte; das Gefecht wurde alsbald immer heftiger, die Front dieses Bataillons verschob sich mehr nach Westen, so daß nicht der linke, sondern der rechte Flügel an Maison blanche gelangte. Wegen der Gefahr gegenseitiger Beschießung zu nächtlicher Stunde wurde hier der Angriff abgebrochen. Das Bataillon Nummer 3 hatte unterdessen das gesteckte Ziel in kühnem Angriff rasch erreicht, erhielt aber dann am linken Flügel so überaus heftiges Flankenfeuer, daß in finsterer Nacht dieser Flügel zurückgenommen werden mußte; dieses sehr schwierige Unternehmen wurde langsam und sicher durchgeführt. Die Ablösung der müden Truppen durch ein Bataillon des Infanterie-Regiments Nummer 12 vollzog sich in vollkommener Ordnung.

Auch in diesen Kämpfen wurde die bayerische Schneid in bewundernswerter Weise bewiesen. So vollbrachte der Infanterist Stiglbauer der achten Kompagnie ein Bravourstück prächtigster Art, indem er dem Feinde aus besetztem Schützengraben ein Maschinengewehr wegnehmen wollte. Beim verwegenen Zugreifen merkte Stiglbauer zu seiner großen Enttäuschung, daß das vermeintliche Maschinengewehr ein großes Schutzschild (Blende) war. Gleichwohl nahm der Mann das „Riesentrumm" im Gewicht von mindestens fünfzig Pfund weg und schleifte es zu seiner Truppe. Sprachlos waren die Franzosen über diese beispiellose Frechheit; sie überwanden die Verblüffung, als der Bayer „üppig" wurde, aufrecht ging und spöttisch die Blende über seinen Rücken hielt. Diese Verspottung machte die Franzosen „lebendig", sie feuerten wütend, und eine Kugel fuhr dem wackeren Stiglbauer schräg in den Unterleib. Der Verwundete wurde zum Arzt gebracht, der bei der Untersuchung eine bedenkliche Miene machte. Dies gewahrte Stiglbauer, der den — Arzt tröstete mit den Worten: „Oh, z'wegen meiner brauchen S' koa Angst net haben, ich reiß mich schon durch!" Der Arzt konnte nur sagen: „Gott geb's!"

Bei der Wegnahme eines Schützengrabens vollbrachte der Reservist Knittel als Träger eines Stahlschildes, mit dem er eine besonders gefährdete Stelle deckte, eine große Heldentat. Obwohl bereits angeschossen, hielt er pflichttreu aus, blieb auf seinem Posten, als ihn weitere Kugeln verwundeten. Bis zum letzten Rest seiner Kräfte erfüllte er heroisch seine Pflicht, mit der dreizehnten Kugel im Leibe sank er bewußtlos nieder. Der Held verstarb bald darauf im Lazarett.

Von der Kompagnie der Lochhamer war ein Mann, sehniger Gebirgler mit „Nerven wie Kreuzerstricke", versprengt worden und auf

Digitized by Google

die Arraser Straße geraten, als dort das Gefecht schon vorüber war. Im Straßengraben saß ein bayerischer Sanitäter, der einen Franzosen verband und den Gebirgler um Überlassung eines Schluckes aus der Feldflasche für den schwerverwundeten Feind bat. Der Gebirgler guckte groß und erklärte dann, daß der Sanitäter die mit Tee gefüllte Feldflasche haben könne zu — eigenem Gebrauch. Der Sanitäter nahm dankend die Flasche und ließ den — durstigen Feind trinken. Dann gab der Sanitäter dem überraschten Gebirgler die Flasche zurück, schob dem Franzosen einen von den herumliegenden Tornistern unter den Kopf und stieg aus dem Straßengraben, um den Landsmann zu begleiten. Plötzlich krachte ein Schuß: der mildtätig gelabte Franzose hatte mit dem Revolver auf die beiden Bayern gefeuert. Der Gebirgler drehte sein Gewehr um und wollte mit dem Kolben den Kerl niederschlagen. Dazu kam er nicht, denn der Sanitäter vereitelte die — Revanche, sprang zum schwerverwundeten Franzosen und entriß ihm die Waffe. Dem wütend gewordenen Gebirgler rief der Sanitäter zu: „Laß den Mann in Ruh, er ist ein Schuft, aber bereits dem Tod verfallen! Da schau her!" Der Sanitäter zog den Waffenrock des Franzosen zur Seite und zeigte dem Landsmann die Schußlöcher, aus denen die in die Lunge gezogene Luft hörbar pfiff. Sanft wurde der Franzose wieder zugedeckt. Dann bat der Samariter, es wolle der Landsmann Hilfe leisten. „Es muß mich eben a Kugel g'streift haben, ich spür' Schmerz in der rechten Schulter!" Nun konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß die Kugel aus dem Revolver des heimtückischen Franzosen den Samariter getroffen und verwundet hatte. Wieder wollte der Gebirgler den Schuft mit dem Kolben totschlagen. Doch der Sanitäter wehrte abermals ab mit den Worten: „Laß ihn — von selber sterben, es dauert koa Stünderl mehr!" Dieses Verhalten des edlen Samariters ging dem Gebirgler auf die — Nerven, er rannte davon . . .

Vom gleichen Regiment zeichnete sich ein junger Schlossergehilfe J. St. aus München aus, indem er beim Maschinengewehr verblieb, als er durch einen Schuß am rechten Fußgelenk verwundet wurde und alle seine Kameraden weggeschossen waren. Die wichtige Waffe wollte er retten. Vor den anstürmenden Feinden stellte er sich tot; sie rannten glücklicherweise vorüber, sahen das Maschinengewehr nicht. Dann verband der brave Infanterist seine Wunde und kroch weiter von Deckung zu Deckung, das Maschinengewehr nachziehend, so lange, bis er auf bayerische Truppen stieß, denen er sich in der Nacht durch Pfeifen und Zurufe bemerkbar gemacht hatte. Für dieses sehr wackere Verhalten und für die Rettung des Maschinengewehres wurde der junge Schlossergeselle mit der Goldenen Tapferkeitsmedaille belohnt.

Für die vom schweren Kampf erschöpften Truppen, die nächst der Bahnlinie gegen Arras zu lagerten, war alsbald auf Lowries Proviant, Wasser, Wein und Kaffee herangefahren worden. Sogar ein Faß Schnaps war dabei und für Wein gehalten worden. An der drolligen Wirkung wurde der Irrtum bald bemerkt und gelacht, daß selbst die ernstesten Offiziere des Regimentsstabes Tränen vergossen und sich der erquickenden Befreiung von all dem Schweren dieser Kampftage gegen die Übermacht von Herzen freuten.

Gegen elf Uhr kam, zum zweitenmal im Feldzug verwundet, Hauptmann D. zum Stabe mit der Freudenbotschaft: „Wir sind drin, wir haben Maison blanche!"

Großer Jubel! Hauptmann D. wurde mit Wein gelabt und mit einer der arg selten gewordenen Zigarren beschenkt.

In der Gegend des schwer erkämpften Maison blanche flaute das Infanteriefeuer langsam ab. Blinkende Sterne am rein gewordenen Nachthimmel kündeten den Bayern den Sieg.

Im heißen Streit beim Einzug in Maison blanche erhielt der Führer der Lochhamer Kompagnie einen Schuß in das rechte Armgelenk. Oberleutnant R. ließ sich von Kampf und Einzug nicht abhalten, als echter Professor quittierte er den Kugelschuß mit den Worten: „Macht nichts! Weiter, der nächste!" Als schneidiger Offizier aber feuerte er seine tapferen Leute an: „Jetzt erst extra drauf!"

Den Lochhamern war die Siegesfreude getrübt dadurch, daß mit Oberleutnant R. nun schon der zweite Führer wegen Verwundung

Digitized by Google

ausschied. Den Gefühlen gab der Riese Hans Lermer Ausdruck mit der Bemerkung: „Hamma (haben wir) an liaben guaten Herrn, wird er von der g'scherten Bande ang'schossen und verkrüppelt! Hundshaar sollen wachsen auf Zung und Nas'n den Franzos'n!"

Lächelnd meinte Oberleutnant R.: „Net giften, Lermer! In etlichen Wochen ist mein Arm wieder dienstfähig, dann rück ich wieder ein zur braven Kompagnie, und wir dreschen weiter!"

„Taat uns schon sakrösch freuen!" —

Gewehr im Arm wurde die Nacht in Maison blanche verbracht. Gegen vier Uhr früh wurde Hans Lermer mit dem Wasserfassungskommando betraut, mit zwei Mann sollte er für Mannschaft und Feldküche Wasser beschaffen. Dieser Auftrag überraschte Hans Lermer und veranlaßte eine Bemerkung.

Der „Vize" verstand keinen Spaß und wiederholte den Befehl so scharf, daß sich Lermer wortlos fügte und mit seinen zwei Begleitern abmarschierte. Doch nach etlichen Schritten juckte den Hünen die Ulkluft. Stehenbleibend fragte Lermer seine Begleiter: „Habt's die — Hausschlüssel mit?"

Verblüfft guckten die Soldaten. Worauf der unverbesserliche Schalk sie belehrte: „Der boarische Soldat, wo ordentlich ist, hat allweil seinen — Hausschlüssel mit! Den braucht er im Krieg so nötig wie Essen und Schlafen! Verstanden?" Die Begleiter verstanden nicht und sagten dies offen heraus.

„Ös werdet net vorwärts kemmen bei der Militari im Krieg mit soviel Dummheit! Der boarische Hausschlüssel ist der Gewehrkolben, mit dem man zuag'spirrte Türen einschlagt! Verstanden?"

„Jo!" Vergnügt lachten die zwei Mann über diese Belehrung.

„Endlich haben s' begriffen! Dauert lang bei uns, dann aber hebt's aa lang!"

Zu dritt stapfte das „Kommando" auf Wassersuche weiter, scharf ausblickend in der Dunkelheit. Voran der luchsäugige Lermer, hinterdrein die zwei Mann mit Wassereimern. Alle drei vorsichtshalber mit den Gewehren, den — Hausschlüsseln, bewaffnet.

Ein huschender Lichtschimmer fiel dem Jägerauge Lermers auf und weckte Verdacht, da das Licht plötzlich erlosch. Hans wollte das Haus durchsuchen und rief halblauten Tones den Begleitern zu: „Eimer weg, Gewehr vor!"

Wuchtig stieß Lermer den Kolben an die Haustür, und grob auf „walderisch" forderte er die sofortige Öffnung. Und scharf horchte Hans auf jedes Geräusch. Und als er das Getrappel von vielen Stiefeln vernahm, schrie Lermer: „Seiteng'wehr pflanzt auf!" Und wuchtig erfolgten neue Kolbenstöße auf die Tür. „Aufg'macht!" Gejammer, Beteuerungen. Ein altes Weib öffnete und hielt die brennende Laterne den gefürchteten Bayern entgegen und schwor bei allen Heiligen, daß das Haus ehrlich und unbewohnt sei. Schon hatte Lermers Jägerblick im schwach beleuchteten Hausflur ein französisches Soldatenkäppi erfaßt. „Wo a Kappl liegt, ist's Manndl net weit davon!" rief Hans, nahm der Alten die Laterne weg und stellte seine Begleiter an die Kellertür. „Aufgepaßt! Schießen erst auf Befehlch! G'wehr einihalten ins Loch!" Mit einem Ruck riß Lermer die Kellertür auf und brüllte hinunter: „Heraus, Mann für Mann! Hände hoch! Achtung! Oder es tuscht! Vorwärts!"

Während das alte Weib kreischend entfloh, tauchten Franzosen aus der Kellertiefe auf. In einer Menge, die Lermer nicht wenig überraschte, aber nicht aus der Fassung brachte. „Zeit lassen, Mannder! Net drucken! Schön stad oaner nach dem andern!"

Auf jeder Stufe der Kellerstiege standen zwei Franzosen mit angsterfüllten Mienen und hielten die Hände hoch. Und einer davon quetschte auf deutsch: „Ergeben!"

Das paßte dem Spaßvogel Lermer prachtvoll, er rief: Respekt, Bürschl! Hast seit gestern guat Deutsch g'lernt! Stillg'standen, ös Helden! Nix rühren, wo auf der Stieg'n stehen!" Die Laterne hochhebend, guckte Lermer hinunter. „Wieviel seid ös denn miteinander?"

Aus der Tiefe kamen die Rufe um Pardon.

„Sakrösch viel Leut! Je mehr desto besser!" lachte Hans und beauftragte einen seiner Begleiter mit der Überwachung der Franzosen vor dem Hause. „Alsdann vorwärts, schön stad!"

Langsam und verschüchtert schritten paarweise die Gefangenen an Lermer vorüber, der in der Linken die Laterne hochhielt, in der

Digitized by Google

Rechten den „Hausschlüssel" trug und ob des unerwarteten Fanges belustigt lachte. Das erste Häuflein wollte sich im Flur aufstellen.

„Außi beim Loch! Draußt wartet schon der — Transporteur!" rief Lermer, der nun in der ganzen Situation nichts anderes als eine „Mohrenhetz" erblickte. Als bereits zwanzig Franzosen aus dem Keller gestiegen waren, lachte Hans: „Dös nimmt ja gar koa End'! Ist eppa a kloans Armeekorps drunt?"

Weitere vier Männlein kamen und rutschten demütig an dem Hünen vorüber, wobei sie mit komischer Ehrfurcht grüßten. „Gel, Mannder! Vor an boarischen General, wie ich oaner bin, habts Respekt und 'n Kniaschnackler!"

Zwei Nachzügler kamen noch mit Gewehren in Händen.

„Halt, Bürschln! Büchs weg, Hände hoch!"

Klirrend fielen die Gewehre zu Boden, die Hände stiegen hoch, die Kerls flehten um Gnade.

Der Keller schien entleert zu sein.

Umsichtig bestimmte Lermer den neben ihm stehenden Begleiter zur Bewachung des Hauses, bis Ablösung erfolgen werde. Niemand dürfe heraus, niemand hinein. Verhinderung mit Waffengewalt. Mit dem anderen Soldaten eskortierte Lermer die 26 Gefangenen triumphierend zum Standplatz seiner Kompagnie, wo die Ankunft dieses Transportes großes Aufsehen erregte. Vom Leutnant wurde Lermer belobt. Eine große Enttäuschung erlebte Hans aber beim „Vize", der den Franzosenfang völlig ignorierte und fragte, wo denn das requirierte Wasser sei.

Ein armdicker Waldlerfluch quoll in den Hals, mühsam würgte Lermer ihn wieder hinunter, salutierte und ging — Wasser holen. Am Brunnen schimpfte Hans sich die Waldlerseele leer. Dann trug er die gefüllten Eimer zur bestimmten Stelle, und den „Vize" fragte er stramm dienstlich, ob nun der zur Bewachung des Hauses zurückgelassene Mann abgelöst, die Gewehre der Franzosen abgeholt werden dürfen.

Der Auftrag, mit zwölf Mann die erbeuteten Gewehre zu holen, erfreute Lermer so, daß er wieder fröhlicher Laune wurde und den Kameraden ulkig versicherte: „Wenn s' mich net hätten, gangs bedaitend langsamer mit der Eroberung von Frankreich! Jede Stund' 26 Gefangene, dös haltet koa Feind aus auf Dauer!"

Während der Auflesung der Gewehre leisteten sich auch die quietschvergnügten Soldaten der Lochhamer Kompagnie einen Ulk, indem Lermer gefragt wurde, ob bei der Gefangennahme so vieler Franzosen viel Blut geflossen sei.

Trocken lateinerte Lermer: „Dös sehcht's ja! Schwimmt alles im — Bluat! G'wihrt hat sich die Lumpenbagasch sakrösch, halb derstochen und derschossen bin ich! War jammerschad um mein Leben, wo ich no(ch) ledig bin.

Während diese Beute eingeliefert wurde, kam an den Regimentsstab die Meldung von dem fluchtähnlichen Rückzug der französischen Infanterie auf Arras.

Noch war die befestigte Stadt Arras nicht in bayerischen Händen; einem wohligen, beseligenden Siegesgefühl konnten sich die Offiziere und Mannschaften nach so tapfer geleisteter Arbeit doch mit aller Berechtigung hingeben.

Den Sieg von Maison blanche feierten auch die Mannschaften von der Verpflegungskolonne in einem Dorfe vor Arras, wobei vier Mann vom Train ein drolliges Abenteuer erlebten. Durch das Dorf kam auf Inspizierung ein Generalstabsoffizier, dem das laute Wesen der vier siegesfreudigen und angesäuselten Soldaten vom Train auffiel. Besonders unangenehm berührte der „Gesang", das bei bayerischen Soldaten sonst gar nicht übliche Renommieren mit Heldentaten. Die weintrunkenen „Kolonnisten" aber schrien es in die kalte Luft, daß sie — Helden seien. „Wir san Helden! Solchene müssen s' bei der Infanterie mit der Latern suach'n! Wir san Helden von der — Train! Unser Hauptmann sagt's aa! Und 's Eiserne krieg'n wir aa und an Hunderter dazua! Wir san Helden, wir von der — Train!"

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Morgenritt

Im Morgentau liegt Feld und Rain
Die trüben Nebel scheucht das Licht;
Nur einer schläft noch ganz allein,
Am Bergeshang beim Ackerrain,
Kennst du den stillen Schläfer nicht?

Der Weckruf schlägt an jedes Ohr
„Heut wird's wohl sein!" „Heut heißt's wohl:
drauf!"

Der Himmel glüht im Rosenflor,
Nur einen weckt kein Tag empor,
Kein Hornruf mehr zum Kampfe auf.

Hab' Dank, du, der so oft uns sang,
Hab' Dank, du, voller Glut und Drang,
Dess' Lied so oft uns neu ermannt,
Wir reiten stumm den Weg entlang,
An deinem Grab im fremden Land . . .

Wotan Dietrich. (Worpswede).

Das Gedicht / Von Josef Steidl

Eine Skizze aus den Karpathenkämpfen.

Das war die letzte Nacht unter einem Ziegeldach. Wir lagen in einer Scheune, und die war noch so halbwegs erhalten. Dem kleinen Karpathendörfchen hatten die russischen Granaten schon übel mitgespielt, und an den wenigen Häuschen, die noch ganz geblieben, hing die Rote-Kreuz-Fahne. Wir waren aber mit unserer Unterkunft sehr zufrieden, weil es stark regnete und weil uns der Tagesmarsch im knietiefen Kot auf allen Gliedern lag.

Durch das schadhafte Dach hinein pfiff die kalte Regenluft. Und draußen die Weltkriegsymphonie, die klang uns heute noch herüber als Schlummerlied, durchs Ziegeldach. Und morgen wird sie auch noch klingen, aber manchen von uns zum ewigen Schlummer, und über ein frisches Soldatengrab hinweg. . . .

Schwarze Gedanken!... Hinweg damit!... Ich schloß die Augen. Morgen heißt es bei Kräften sein. Die Batterie, die kaum fünfhundert Schritte von unserer Scheune stand, wurde immer lebhafter. Und das Bellen der Gewehre klang heftiger und näher. Was mag wohl los sein drüben?

Mein Nebenmann drehte sich herum und sagte: „Das ist ein tolles Konzert da drüben. Ich denke, mit dem Schlafen wird es heute nichts sein."

„Wirst es noch gewöhnen."

„Meinst du? Bist du wohl schon das zweitemal hier?"

„Nein, das erstemal."

„Und bist du gern gegangen?"

„Sehr gern. Und du?"

„Ich bin freiwillig ins Marschbataillon eingetreten."

„Na, das ist schön von dir."

Er schwieg eine Zeitlang. Ich wähnte ihn schon eingeschlafen, da begann er wieder:

„Wenn man jetzt zurückdenkt, wie man sich zu Hause über jeden Kleinigkeitskram aufgeregt hat, muß man lachen. Ich zum Beispiel . . . übrigens, verstehst du etwas von Literatur?"

„Etwas schon..."

„Na, siehst du, wie das bei mir war, ich hab' mir seit einigen Jahren in den Kopf gesetzt, Dichter zu werden. Hab' geschrieben und geschrieben, und verschickt und versendet, und... nichts war's. Die Redaktionen wollten nichts wissen von mir. Ich bekam meine Erzeugnisse immer unversehrt zurück. Kein einziges Mal bin ich gedruckt worden, die langen Jahre, und trotz der Mühe, die ich mir gab, kein einziges Mal. Was hab' ich da ausgestanden, mein Lieber! Ich hielt mich schon für den überflüssigsten Menschen auf der Welt. Denn daß es noch andere Berufe auf der Welt gibt, davon wollte ich nichts wissen. Bis dann plötzlich der Krieg kam. Da ging ich eben auch wie alle die vielen anderen, und heute bin ich stolz, Soldat zu sein. Meine dichterischen Mißerfolge kränken mich jetzt nimmer, und ich lache darüber. Aber das eine will ich dir noch anvertrauen: Auf der Bahnfahrt habe ich nochmals den Pegasus geritten, und das soll das letztemal gewesen sein. Ich hab' das Ding hier bei mir, und wenn du willst, geb' ich dir's morgen früh zum Andenken."

Jedoch, am nächsten Morgen dachte keiner mehr an das Gedicht. Um sechs Uhr früh hieß es auf, und dann ging's hinaus.

Digitized by Google

Es regnete noch immer, und wir krochen an einem schlüpfrigen Bahndamm entlang. Am Bahnkörper selbst durfte niemand gehen, um nicht gesehen zu werden, aber es ging so ziemlich rasch vorwärts.

Etwa zwei Kilometer vor uns tauchte ein höherer, bewaldeter Bergrücken auf. Der war in Grau gehüllt, aber trotzdem sah man deutlich, wie über den Baumkronen fortwährend weiße Wölkchen aufzuckten.

„Schönes Schrapnellfeuer dort droben", sagte unser Leutnant. „Auf dem Berge liegt nämlich unsere Schwarmlinie. Wir müssen trachten, daß wir sobald als möglich hinaufkommen."

Doch, der Sensenmann kam uns schon auf halbem Wege entgegen.

In einem Birkenwäldchen wurde haltgemacht. Das weitere Vorrücken an der Bahnlinie war des Terrains wegen unmöglich. So hieß es also, einzeln über eine kleine Wiese in den rechts drüben liegenden Wald laufen.

„Erste Doppelreihe los, hinüber", rief der Leutnant. Und weil er wußte, daß wir „Neue" waren, setzte er hinzu: „Nur nicht ängstlich, die Dinger (damit meinte er die Schrapnelle) haben bloß 25 Meter Streukegel, und die Kerls schießen schlecht."

In der ersten Doppelreihe befand sich der unglückliche Dichter und meine Wenigkeit. Also nahmen wir erst einige Schritte Abstand voneinander, und dann liefen wir.

Liefen aber kaum zwanzig Schritte, als es in der Luft unheimlich zu Surren begann. Ein dumpfer Knall, das Zischen der niederprasselnden Füllung, die leere, purzelnde Hülse sauste knapp neben mir in eine Kotlache, und der neben mir warf die Arme in die Luft und sank zu Boden.

Das hatte sich gedankenschnell abgespielt. Und ich rannte weiter, drehte mich dann nochmals um und sah — daß die erste Doppelreihe nur noch aus mir bestand.

Glücklicherweise war das aber aus uns unbekannten Tatsachen der erste und letzte Schuß auf die Wiese, und die Kompagnie marschierte unbehelligt hinüber.

Und als wir uns drüben im anderen Wäldchen wieder gesammelt hatten, wurden zwei Mann von der Kompagniesanität zu den dreien, die liegen geblieben waren, zurückgeschickt. Zwei waren leicht verwundet, und der dritte, mein Freund seit gestern, der war tot. Die zwei Sanitäter brachten erst die beiden Verwundeten in Sicherheit, dann nahmen sie die Werksachen des Toten in Verwahrung, und einer ging zurück ins Dorf und holte einen Pionier, der den Toten zu bestatten hatte.

Wir marschierten weiter. Dem Bergrücken zu, wo über den Baumkronen noch immer die weißen Wölkchen tanzten. Es war nimmer weit, aber noch manchesmal, wenn die Russen unter Außerachtlassung aller Vorsicht ihre bleiernen Grüße gerade über unseren Köpfen platzen ließen, mußten wir den Rucksack über den Kopf stülpen und einige Minuten hinter einem Baume verweilen. Aber verletzt wurde niemand mehr.

Einige Tage später traf ich einen von den beiden Sanitätssoldaten, die sich meines toten Freundes angenommen hatten. Mir kam wieder das Gedicht ins Gedächtnis. Der Tote hatte es mir damals in der Scheune vermacht. Also war es mein Eigentum.

Der Sanitäter trug das Papier noch bei sich, und auf meine Bitte gab er es mir mit dem Bemerken:

„Is nicht schlecht, das Ding, aber die Schrapnellkugel hat es können auch nicht aufhalten."

Ich zog mich in meine Deckung zurück und faltete dort das Papier auseinander.

Armer Kerl!

In der oberen Ecke war ein fingerstarkes Loch, und quer hinunter zog sich ein roter Streifen. Aber den roten Streifen, den hatte ein Redakteur gezogen, der nichts mehr zurückschickt. Und wenn dieser Redakteur zur Feder greift, dann sind es nicht bloß Illusionen, die er vernichtet. Aber die rote, leuchtende Tinte, mit der er schreibt, die hat Heldenglanz!

*

Der Sieger

Sein Schreiten zögert unterm Baldachine,
Den Gold und Straußenfedern schwer umschwanken,
Die junge Stirn verzieht er, in Gedanken
Vorloren, während nach ihm die Lawine
Von Sammet, Erz und starrenden Brokaten
Sich wälzt und stockt und die verstörten Gassen
Mit ihrem Gleißen füllt, das sie kaum fassen.
Die Bärte der gepanzerten Soldaten
Umglänzt Triumph, und alle sind beglückt.
Nur er ist fremd, allein und wie im Traum.
Der Lärm und Ruhm, der alle rings entzückt,
Beklemmt und ängstet ihn, und weit entrückt
Sieht er sich unterm breiten Schlachtenbaum,
Von dem er neuen blut'gen Lorbeer pflückt.

Charles Etienne.

Digitized by Google

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall . . .“ / Von Paul Pasig

Zum 100. Geburtstag Karl Wilhelms 1815 — 5. September — 1915.

Wie wäre wohl der siebziger Krieg, wie das gewaltige Ringen der Gegenwart für uns denkbar ohne das Geleite, das ein paar unscheinbare Reime auf der Töne Schwingen unseren Braven gaben, hinaus in Feindesland, hinein in Kampf und Tod, von Sieg zu Sieg? . . .

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall. . .“

Hörts ihr's, wie die Sturmesweise erklingt aus rauhen Männerkehlen, von zarter Jünglinge Lippen, und unsere frischen Knaben und Mädchen stimmen hochbegeistert ein und möchten am liebsten selbst mit in Reih' und Glied hinausmarschieren und Seite an Seite mit den Tapferen streiten für das teure Vaterland . . .

„Durch Hunderttausend zuckt es schnell,
Und aller Augen blitzen hell.
Der Deutsche, bieder, fromm und stark,
Beschützt die heil'ge Landesmark . . .“

Bekanntlich hat dies von dem württembergischen, in Burgdorf in der Schweiz später ansässigen Kaufmann Max Schneckenburger verfaßte Lied erst im Jahre 1870 seine eigentliche Auferstehung gefeiert. Gedichtet war es bereits im Jahre 1840, als die französischen Kriegstreibereien unter dem Ministerium Thiers stürmisch nach der Rheingrenze verlangte und ein deutsch-französischer Krieg auf des Messers Schneide stand. Damals sang auch Arndt sein begeistertes „Alldeutschland in Frankreich hinein“, und Becker stimmte sein jetzt freilich leider minder bekanntes „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein, ob sie wie gier'ge Raben sich heiser danach schrei'n“ an. Schon zwei Jahre nach ihrer Entstehung fand die Schneckenburgsche „Wacht am Rhein“ einen Komponisten: es war der Organist Wendel in Bern, der das Lied im Jahre 1842 vertonte. Aber Lied und Melodie blieben unbeachtet. Das mag mit an den Zeitverhältnissen gelegen haben, die für ein Lied von solch ausgeprägt vaterländischem Schwung und Geist noch nicht reif waren. Vielleicht fehlte auch dieser Vertonung jenes unbestimmbare Etwas, was einem Liede, einer Weise erst die Kraft, das Feuer, sagen wir die Seele verleiht. Dies gelang erst dem am 5. September 1815 in Schmalkalden geborenen Karl Wilhelm, einem Sohne des dortigen Organisten und begabten Schüler von Aloys Schmitt und André zu Frankfurt sowie vor allem von Spohr in Kassel. Während seine Wirksamkeit als Direktor der „Liedertafel“ in Krefeld, 1840—65, gelang Wilhelm der große Wurf, die Vertonung der „Wacht am Rhein“ (1854), die dann zum ersten Male bei einer Festveranstaltung erklang, die die Stadtverwaltung von Krefeld zur Feier der silbernen Hochzeit des damaligen Prinzen Wilhelm von Preußen (11. Juni 1854) veranstaltete. Ist das nicht auch eine gar wundersame Schicksalsfügung? Also zum ersten Male entfesselte das Lied seine bezaubernde Allgewalt gerade zu Ehren desjenigen Fürsten, der 16 Jahre später berufen sein sollte, unter dessen Klängen Deutschlands Söhne hinauszuführen zur „Wacht am Rhein“ und der nach einem beispiellos ruhmreichen Kampfe sich die Kaiserkrone des neuerstandenen Deutschen Reiches fern in Feindesland aufs Haupt setzte! Aber das Lied blieb damals, 1854, so gut wie unbeachtet. Woran das lag? Man kann hier wiederum nur sagen: Seine Stunde war noch nicht gekommen. Zudem mag auch das Wort vom „Propheten im Vaterlande“ hier mit gegolten haben, um so mehr, als man über den guten Wilhelm, den Direktor der „Liedertafel“, wohl im stillen die Achseln zucken mochte . . . „Was kann wohl Gutes von dem kommen — der trinkt ja!“ . . . Gleichwohl mag nicht unerwähnt bleiben, daß der hohe Wert der Vertonung schon daraus mit hervorgeht, daß es noch in demselben Jahre der Aufnahme in die bekannte Chorliedersammlung von Erck und Greef für würdig erachtet wurde. Kaiser Wilhelm I. hörte die Klänge unseres Liedes, das ihn im Jahre 1870/71 so unzählige Male siegverkündend umrauschte zum ersten Male, als er nach seiner Thronbesteigung (im Jahre 1861) sich seinen Rheinlanden als nunmehriger gekrönter Herrscher vorstellte. Er hatte damals in Schloß Benrath Quartier genommen, und hier war es, wo der wackere Musiklehrer am Lehrerseminar im benachbarten Mörs, der übrigens als Komponist des oben genannten Beckerschen „Rheinliedes“ u. a. sich einen Namen gemacht hat, J. D. Eickhoff, am 10. September (1861) mit seinen jungen Seminaristen dem neuen Herrscher huldigte. Auf dem Hofe des alten Barockschlößchens hatte sich damals die jugendliche Sängerschar aufgestellt, in ihrer Mitte Eickhoff, unter dessen begeisterter Taktführung nun zum ersten Male das stolze, vaterlandsfrohe Gelöbnis an das Ohr des Mannes erklang, der es zehn Jahre später selbst erfüllen helfen sollte:

„Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“

Weiteren Kreisen wurde das Lied in der Wilhelmschen Vertonung durch seine Aufführung auf dem ersten deutschen Sängerfest in Dresden (Juli 1865) bekannt. Es gefiel, wie der reiche Beifall bekundete, der ihm gespendet wurde, ohne daß es freilich besonderes Aufsehen erregte oder gar einen Sturm der Begeisterung entfesselte. Seine Zeit war eben noch immer nicht gekommen. Das war erst im Jahre 1870 der Fall, als Frankreichs freche Kriegserklärung das deutsche Volk unter die Waffen und zur Rheinwacht rief und die Losung erscholl:

Digitized by Google

„Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein! Wir alle wollen Hüter sein!"

Die beispiellosen Erfolge der deutschen Waffen, an denen unser Lied in seiner Weise so ruhmvollen Anteil hat, waren der schönste Lohn, der seinem Vertoner, der seit 1865 zurückgezogen im Ruhestande in seiner Vaterstadt Schmalkalden lebte, zuteil werden konnte. Der Verfasser des Textes, Max Schneckenburger, durfte sich dieses Erfolges leider nicht mehr erfreuen: er war bereits am 3. Mai 1849 in Burgdorf bei Bern gestorben, aber die eine Genugtuung wurde seinen in fremder Erde ruhenden sterblichen Überresten zuteil, daß sie nach dem ruhmreichen Kriege in seiner Heimat Thalheim (Württemberg) beigesetzt wurden. Karl Wilhelm, der übrigens bereits im Jahre 1860 zum königlich preußischen Musikdirektor ernannt worden war, wurde noch in besonderer Weise geehrt. Er erhielt neben einer goldenen Ehrenmedaille als Anerkennung des dankbaren Vaterlandes eine Jahrespension von 3000 Mark, die der Reichstag ihm im Jahre 1871 bewilligte, die er leider aber zu kurze Zeit genießen konnte, da er bereits zwei Jahre später, am 26. August 1873, in das Reich der ewigen Harmonien einging. Seine Vaterstadt aber ehrte ihn noch in ganz besonderer Weise durch Errichtung eines Denkmals auf dem Marktplatze in Gestalt einer Germania . . . .

Heute feiert unser Sturmlied, wie man die „Wacht am Rhein" recht wohl nennen kann, aufs neue seine einzig dastehenden Triumphe, daheim unter unserem Volke, zumal bei unseren frischen Knaben, die so gern selbst die Rheinwacht hielten und, will's Gott, sollen vor allem aber draußen in Feindesland, und mehr als einmal wußte der amtliche Kriegsbericht zu melden, wie unsere wackeren Feldgrauen, und gerade auch die jüngeren freiwilligen Regimenter, unter dem begeisterten Sange unseres Sturmliedes todes- und siegesfroh auf den Feind eindrangen und dem Liede neuen Ruhm errangen. Darum dürfen wir neben dem leider allzu früh verstorbenen Dichter auch den wackeren Vertoner Karl Wilhelm nimmer vergessen, zumal heute, da sich der Tag seiner Geburt zum 100. Male jährt. Denn er erst war's gewesen, dem dem Liede, das sonst wohl einem toten Schatze geglichen hätte, Leben verlieh und es gewissermaßen zum Herold unserer unsterblichen Ruhmestaten machte.

Zweierlei Wege

Ich gehe einsame Wege,
Die deinen sind es nicht.
Die meinen führen ins Dunkel,
Deine ragen ins Licht.

Einst ging von freudloser Schwelle
Gleichen Weg unser Schritt,
Da kam die blendende Helle,
Da konnte ich nicht mehr mit.

Johanna Weiskirch.

Neues Land / Von Wilh. Lennemann

Der Köttер Heinrich Enders war kein reicher Mann; und das Wenige, das er besaß, war ihm nun auch genommen worden. Hundertmal hatte er trotzig und eigensinnig nein gesagt; er hatte sich gewehrt und geweigert, angstvoll und mit gequälter Seele; aber hundertmal auch hatten die Eisenbahner ihm ein bittendes, ein entschlossenes, ein drohendes Ja entgegengehalten. Und sie waren die Stärkeren geblieben.

Nun sollte das eiserne, schwarze und schnaufende Ungetüm über die Stätte rattern, wo sein Urahn geboren und Feuer gezündet, wo sein Weib in Wehen gelegen und ihm den Erben geboren. Über die Felder sollten die Schienen laufen, wo noch sein Vater mit achtzig Jahren hinter dem Pfluge geschritten, und wo er als Junge die ersten Sensenschnitte hatte tun dürfen.

Freilich, sie hatten ihm ja einen guten Batzen Geld dafür hingeworfen, daß er sich wohl einen mäßigen Hof dafür kaufen konnte. Die anderen Bauern hatten ihn beneidet und ihm auf dieses oder jenes verschuldete Gehöft hingewiesen, das er billig erstehen könnte.

Aber sein Herz konnt's nicht leiden, daß „die Segnungen der Kultur", wie ihm die Herren gesagt, über seine Heimaterde rollten. Das Land war ihm verleidet. Dazu war sein Gewissen bedrückt wie das eines Missetäters, der strafwürdig Heimat und Familie verraten. Er haderte mit sich selbst und wußte sich nicht freizusprechen von den schweren Vorwürfen, die er marternd und quälend gegen sich erhob.

Er ging einher wie in Ketten, irre und zerschlagen wie ein Verfluchter, den seine Heimat ausgestoßen. Aus diesen Bedrängnissen fand er nur einen Ausweg: Er beschloß auszuwandern.

Die nötigen Habseligkeiten, an denen ihm gelegen, und die mit der Lust und dem Leid seines Geschlechts aufs innigste verbunden waren, packte er auf einen Wagen. Das übrige schenkte er einem notdürftigen Nachbar: das Vieh verkaufte er bis auf den Braunen. Den spannte er vor den Wagen,

Digitized by Google

setzte sein Weib und sein Jüngstes darauf — der fünfzehnjährige Junge konnte wohl neben ihm gehen — und machte sich zum Aufbruch bereit.

Schon wartete sein Weib darauf, daß der Bauer abfahren werde, da ging er noch einmal in seine Hütte, sah sich mit schmerzlichen Augen um, als müsse er gewaltsam in sein Gedächtnis schließen, was der Wagen nicht fassen konnte, dann löste er mit der Brechstange einen schwern Stein aus dem Boden und hob ihn mit äußerster Kraft auf den Wagen. Ebenso schleppte er als letztes Eigen einen prallen, schweren Sack herbei und verstaute ihn zwischen Pflug und Stein. Sein Gesicht war hart und eisern, da er das tat.

Seine Frau sah ihn mit unlieben Augen an, wie Vorwurf und Anklage lag es darin. Zu anderer Stunde würde er ein böses Wort auf solchen Blick getan haben; aber was jetzt in ihm stürmte und wehte, riß den Vorwurf zu Boden, ehe er noch ausgesprochen. Was er getan, hatte sein müssen. Und nun war er dessen froh. Ein matter Glanz kam in seine wehen Augen, einen Augenblick huschte es froh über sein Gesicht dahin wie Triumph und Sieg.

Nun glaubte er seine Heimat und sein Geschlecht versöhnt zu haben. Ihn bangte nichts mehr um seine Seligkeit und das Glück seiner zukünftigen Tage. Er nahm die Heimat und das Erinnern an seiner Väter Wirken mit in die Fremde. Sie waren an die Wunderdinge gebunden, die er gläubig mit sich führte.

„Laß dirs gut gehen, Nachbar Enders", sagte er ernst und reichte ihm die Hand. „He, Liese!" Das Pferd zog an; der Bauer verließ das Land seiner Väter.

Keinen Blick warf er zurück. Stumm und schwer schritt er neben dem Tier hin. Stark zu Boden sah er, da er an dem Brachland seiner schmalen Acker vorüberfuhr. Ein heißes Weh drohte in ihm hochzusteigen; er würgte und riß die Hand weg, die seine Kehle umschnürte.

„Jü, Liese!" Wie ein erstickter Schrei klang es.

Das Dorf lag hinter ihm. Sie fuhren durch weite, blache Felder; der würzige Duft der gebrochenen Schollen umfloß sie weich und schmeichelnd. Der Bauer fühlte etwas von der gärenden Kraft, die im Boden aufstieg und der Saat harrte. Da dachte er daran, daß er diese Schöpferkraft seiner Heimat eingefangen und mit sich führe, und er hob sein Auge, und sein Herz wurde stark und froh.

Nach vierzehn Tagen kam der Bauer in das Land, das er sich erdacht, und in ein Dorf, das ihn gut dünkte; und es traf sich auch, daß er von dem Gutsherrn einige Hufen gerodeten Waldes erstehen konnte.

Da er nun mit allen einig geworden, künftiges Eigen abgesteckt und der Maurermeister schon die Schnur zog, da die Hauswände stehen sollten, hielt ihn der Bauer an und fuhr auf seinem Karren den großen, runden und schwärzlichen Stein herbei, der einem Mühlsteine nicht unähnlich sah. Er maß mit bedächtigen, ernsten Schritten den Raum ab, von links nach rechts, von vorn nach hinten. Und dann hielt er an und machte ein Zeichen. Dahin wälzte er den Stein und legte ihn fest.

Nun stand er vor ihm, still wie im Gebete vor einem Hochaltare. Hier, Meister, soll das Feuer sein. Auf diesem Stein soll es brennen, den mein Urahn gelegt. Und nun baut das Haus d'rum herum. Gott gebe seinen Segen!"

Dann schritt er hinaus auf sein Land. Er übersah es, und sein Auge teilte es in Acker und Streifen und sahen Roggen- und Kartoffelfelder. Da wogte die Saat, da blühte das Korn, da blinkte die rasche Sense durch die rauschenden Halme; und Wagen fuhren vor und knarrten schwer beladen auf den Hof . . .

Und wieder schritt der Bauer an den Wagen und holte den Pflug herbei. Er spannte das Pferd ein; er setzte das blanke Eisen in die Erde und zwang es mit tiefem Schnitt durch den Boden, den noch keines Bauern Eisen durchwühlt, über den noch keine Wünsche und Hoffnungen, keine Not und keine Erntefreuden dahingegangen waren. Es war jungfräuliche Erde, die seinem Geschlechte dienstbar werden sollte. Hoch und still ging der Bauer mit steifen Schritten hinter dem Pflug; Furche um Furche zog er bis in Ackers Breite. Sein Herz ward warm, seine Augen lohten auf in heißer Freude.

Aber dann ward es wieder still in ihm, — ganz still. Zum dritten Male schritt er an den Wagen und tat in das umgehängte Saattuch von der braunen Erde, die in dem Sacke war.

Ernster und schwerer ward sein Gang. Feierlich trat er auf die Schollen, er griff eine Handvoll heiliger, heimatlicher Erde und warf sie wie kostbarste Saat im weiten Bogen über den Acker hin, so wie Gott wohl in den Schöpfungstagen im heiligen Wehen mit gereckter Hand die Sterne über den Himmel hingestreut. Und er schritt und warf und säte den Heimatgrund über das Neuland, daß es ihm seine Gnaden und Güten verleihe und der Segen der Heimat ihm wieder in der Fremde erstehe, seiner Saat und seinem Geschlechte, seinem Hofe und seinem Namen. Mit feierlicher Gebärde säte er seine braune Saat, bis an Ackers Ende, und Schauer seligsten Glückes durchrieselten ihn.

Ein heiliges Feuer brannte in ihm und verzehrte, was noch kleinmütig und ängstlich in ihm gewesen, und eine neue Kraft wuchs in ihm, groß und heldig, die Fremde zu bezwingen durch die Kraft der Heimat. Die Frühlingssonne umstrahlte ihn in goldigem Glanze; der Acker dampfte und tausend Schollen riefen ein jubelndes Amen.

So nahm der Bauer Enders seine Acker in Besitz und wandelte sie in Heimatland.

Er breitete seine Arme aus, als müsse er Haus und Hof und Acker in brünstiger Liebe umfassen, er kniete nieder und küßte die Erde, die seine Heimat geworden.

Digitized by Google

Vermischtes

Archangel. Das im Laufe des Krieges so viel genannte Archangel ist eine echt russische Stadt. Überall zeigt sie die merkwürdigen Gegensätze vorgeschrittener Zivilisation und mittelalterlicher Rückständigkeit, die ja das ganze Rußland charakterisieren. Auf dem rechten Ufer eines der Kanäle gelegen, durch den die Dwina in das Weiße Meer fließt, ist Archangel eine Stadt, deren Ausdehnung 5 km in der Länge und fast 1 km in der Breite beträgt; eine hölzerne Brücke verbindet sie mit Solombol, dem früheren Hafen, der auf einer benachbarten Insel liegt. Seit etwa 15 Jahren besteht eine Eisenbahnverbindung zwischen Archangel und St. Petersburg, doch kommt und geht täglich nur ein Zug, und die Reise dauert vier Tage.

Etwas weiter, dafür aber um so schöner ist die Reise vom Kontinent nach Archangel längs der norwegischen Küste. Ist man erst auf dem offenen Meer, dann segelt der Dampfer bald unter dem Schutze der Lofoten und an Lödingen, Tromsö und Hammerfest vorbei, kommt er nach Kap Nordkyn, dem nördlichsten Ausläufer des europäischen Festlandes. Sodann umfährt er die düstere, felsige lappländische Küste, durchschneidet das Weiße Meer und gelangt in den Golf von Archangel, dessen Ufer mit Kiefern und Birken bestanden sind. Endlich ist Solombol erreicht.

Durch die verschlungenen Kanäle, die den Zugang zur Stadt von der Seeseite aus bilden, wird der Dampfer gesteuert, und immer deutlicher kommen die prächtigen Kuppeln der Kirchen der Stadt und die gemalten Dächer ihrer Häuser in Sicht. Der Dom hat fünf Kuppeln, deren Grundton blau ist und die mit goldenen Sternen verziert sind, kleinere glitzerne, goldene Kuppeln, die in goldenen, kreuzförmigen Spitzen enden, überragen sie. Der Dom bildet ein hohes, weißes, rechteckiges Gebäude und besteht aus zwei Kirchen, einer Sommer- und einer Winterkirche, von denen die eine über der anderen liegt. Die letztere hat ein niedriges Dach, ist verhältnismäßig einfach und erinnert an die Krypta einer Kathedrale, erstere ist auffallend hoch und ihre Wände sind vom Boden bis zur Decke mit Freskengemälde in zwar etwas roher, aber doch recht bemerkenswerter Ausführung und von einem glänzenden Kolorit bedeckt. Zwei große Freskengemälde befinden sich auch auf einer der äußeren Mauern; sie stellen dar, wie Abraham die Engel bewirtet, und den Kampf des heiligen Georgs mit dem Drachen. Vier kolossale Säulen, von denen jede gegen acht Fuß im Durchmesser mißt, tragen das Dach. Die üblichen Heiligenbilder fehlen auch nicht; deren Gewänder sind in Relief — Erz, Silber oder Gold — gearbeitet, Gesicht, Hände und Füße jedoch, soweit sie sichtbar sind, nur auf Holz gemalt. Auf diese Weise wird nach der Lehre der griechischen Kirche das zweite Gebot befolgt. Viele dieser „Icons" sind mit Perlen, Diamanten, Amethysten und anderen Juwelen ausgelegt. Vor ihnen stehen große silberne Leuchter mit Kerzen von verschiedener Größe, wie in den katholischen Kirchen, und der Gläubige kauft solche Kerzen, um sie zu Ehren seines Schutzheiligen zu brennen. Ist die Kerze angezündet und hat sich ihr Spender entfernt, so nimmt der sparsame Priester sie von ihrem Platze weg und läßt sie einschmelzen. In neuer Gestalt wird sie dann im Vorraum an die Gläubigen wieder verkauft. In der Sommerkirche befindet sich ein großes Holzkreuz, das Peter der Große während seines Aufenthaltes in Archangel gezimmert haben soll.

Die Russen sind sehr fromm, besonders die Angehörigen der armen und unteren Klassen; so fromm sind sie, daß mitunter die Gerechtigkeit sogar darunter leiden muß, wie folgendes kleines Geschichtchen, das sich in Archangel zugetragen haben soll, beweisen mag.

Ein Mörder war auf frischer Tat ertappt worden und wurde vor Gericht gestellt. Es war kein Zweifel an seiner Schuld, dennoch zog sich die Jury zur Beratung zurück. Einstimmig wollte man ihn schuldig sprechen, als sich von einer benachbarten Kirche her Glockengeläut vernehmen ließ. Da sagte einer der Geschworenen: „Wie können wir, die wir doch jetzt zur Kirche gehen wollen, um dort um Vergebung unserer Sünden zu beten, einen andern verurteilen? Sollen wir für uns Erbarmen verlangen und unsern Mitmenschen keines erweisen." Mit seiner Ansicht drang er durch, und zum Erstaunen des Richters und des Angeklagten lautete der Spruch der Geschworenen auf „Nicht schuldig!"

In der Nähe des Flusses, der gegen 800 m breit ist, liegt „Peters Haus", das der große Zar selber gebaut haben soll. Es besteht aus mehreren Zimmern, eines davon ist eine Werkstatt mit einer Schmiede, Esse und Blasebalg. Das Haus ist aus roh zugehauenen Balken errichtet. Um es vor Verfall zu schützen, hat man jetzt ein anderes Haus darüber gebaut. Es gibt eine ganze Reihe schöner Gebäude in Archangel, aber überall in der Stadt wohnen Elend und Pracht dicht nebeneinander. Wer sich bei uns über schlechtes Straßenpflaster beklagt, sollte einmal einen Besuch in Archangel machen. Seine Klagen würden dann bald verstummen. Auf der Hauptstraße liegt der Schmutz 8 bis 10 cm hoch, und Kanalisation gibt es nicht, dagegen ist vor 10 Jahren eine Wasserleitung gebaut worden. Die Bewohner der Stadt, mit Galoschen und hohen Stiefeln angetan, waten durch dick und dünn. Wer sich einer Droschke bedient, wählt nur eine andere Form des Unbehagens. Dieses Gefährt, das für einen zu groß und für zwei zu klein ist, rasselt und rumpelt durch den Schmutz, fährt jetzt gegen einen Balken an, um bald darauf bis zu den Achsen in einem Wasserpfuhl zu versinken. Der Insasse gelangt bald zu der Überzeugung, daß er auf eigenen Füßen rascher fortkommt.

Archangel besitzt auch ein schönes Krankenhaus, doch lassen ärztliche Behandlung und Pflege viel zu wünschen übrig. Auch eine große staatliche Schiffswerft gibt es hier, doch herrschte bis vor wenigen Jahren nur wenig Leben daselbst. In scharfem Gegensatz zu der Nachlässigkeit der staatlichen und städtischen Verwaltung steht die Tätigkeit und die Energie der Mönche des Solovetsky-Klosters. Dessen Hauptgebäude liegen auf der Insel gleichen Namens, etwa 200 km westlich von Archangel, und lohnen einen Besuch. Die Mönche haben dort alles selber gebaut. Sie haben gute Straßen angelegt, Kirchen und andere Gebäude errichtet und besitzen eine Werft, auf der sie ihre Dampfer und Segelschiffe selber bauen. Zu Geschäftszwecken und zur Beherbergung der Pilger, die sie in großen Scharen auf ihren eigenen Dampfern nach den Inseln befördern, haben sie in Archangel ein eigenes großes Haus. Die Reise zu ihrem Kloster von Archangel aus dauert je nach dem Wetter zwölf bis zwanzig Stunden; die Mönche nehmen Gäste und Pilger frei auf und bewirten sie mit Fischen. Wenn man bei ihnen alles Interessante sehen will, muß man mehrere Tage verweilen.

Merkwürdig genug, in Archangel gibt es kein Hotel. Möblierte Zimmer kann man haben, und auch ein paar ganz gute Restaurants sind vorhanden. Wer echt russisches Leben kennen lernen will und ein bißchen Anstrengung nicht scheut, dem mag man einen Besuch Archangels empfehlen. Die Bauern in ihrer bunten Tracht, die Priester mit ihrem langen Haar, das ihnen um die Schultern flattert, und die selbstbewußten Regierungsbeamten in ihrer militärischen Uniform bieten dem Besucher viel Neues und Interessantes, und er wird rasch erkennen, daß der Russe eine angeborene Höflichkeit besitzt, die sehr wohltuend absticht von jener Gleichgültigkeit und Herablassung, mit der Rußlands Verbündete, die stolzen Engländer, einem Fremden zu begegnen pflegen.

Inhalt des Heftes 49: Die Herrin von Hellerbrunn. Roman von E. von Luckwald. — Bayerische Schneid. Von Arthur Achleitner. — **Beiblatt:** Morgenritt. Gedicht von Wotan Dietrich. — Das Gedicht. Skizze von Josef Steidl. — Der Sieger. Gedicht von Charles Etieme. — „Es braust ein Ruf wie Donnerhall." Von Paul Pasig. — Zweierlei Wege. Gedicht von Johanna Weiskirch. — Neues Land. Skizze von Wilh. Lennemann. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 4. September 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1915 Heft 50

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Die Herrin von Hellerbrunn / Roman von C. von Luckwald

9. Fortsetzung.

Im verdunkelten Zimmer lag die Wöchnerin matt und bleich in den Kissen, neben ihr das Neugeborene. Das runde, mit blondem Flaum bedeckte Köpfchen zur Seite geneigt, die winzigen Fäustchen gegen das Gesicht gedrückt, schlief Beatens Sohn den tiefen, traumlosen Schlaf seiner ersten Erdentage.

Neben seiner Wiege saß Esther, die bereits vor Wochen zu Beate geeilt war, um ihr in ihrer schweren Stunde beizustehen. Mit ruhiger Selbstverständlichkeit waltete sie ihres Amtes: pflegte die junge Mutter, betreute den schreienden Kleinen und leitete den Haushalt.

Olafs Seligkeit kannte keine Grenzen, als ihm Esther zum erstenmal das zappelnde, weiße Spitzenbündel in den Arm legte, aus dem ihm die kräftig schreiende Stimme seines Sohnes entgegentönte.

„Hier hast du deinen Erstgeborenen, Olaf," rief sie ihm strahlend zu, „komm her und küsse deinen Sohn."

Er neigte sich über das winzige, rote Gesichtchen und berührte vorsichtig die kleine Stirn, die feinen, blonden Härchen mit den Lippen. Dann wandte er sich zu Beate, die erschöpft auf ihrem Lager ruhte, und kniete neben ihr nieder. Ebenso behutsam wie vorhin das Kind küßte er ihr stilles, weißes Gesicht.

„Ich danke dir," flüsterte er ihr zu, „du hast mich königlich beschenkt, mein Liebling, ich möchte mit keinem Menschen auf Erden tauschen. Mein Weib — mein Kind — was für ein reicher Mann bin ich doch!"

Beate lächelte schwach, sie duldete apathisch seine zarten Liebkosungen; aber als ihr Esther den Kleinen ans Bett brachte, wehrte sie ungeduldig ab.

„Geh — laß mich, Tant' Esther — i bin müd' — i will schlaf'n."

Sie hatte es auch von Anfang an auf das entschiedenste abgelehnt, das Kind selbst zu nähren, obgleich der Arzt es dringend wünschte.

„I mag nit, und i tu's nit. Lang g'nug hat's dauert dös G'frett, bis der Bub da war — jetzt will i mein Ruh hab'n."

Esther besorgte eine stämmige Amme, eine junge Bäuerin aus der Ungegend, die dem fremden Kinde bot, was ihm die Mutter versagte.

Beate erholte sich nur langsam. Sie war noch immer blaß und müde, die einstige Frische wollte nicht wiederkehren, obgleich Esther und Olaf sie mit zärtlichster Sorgfalt pflegten. Desto besser gedieh das Kind: fast zusehends rundeten sich die kleinen Glieder, er krähte und strampelte und schrie oft, daß er violett wurde. Ursel — die Amme — durfte stolz auf ihren Pflegling sein.

In den ersten Novembertagen fand die Taufe statt.

Das Atelier, wo der feierliche Akt vollzogen werden sollte, war von Olaf mit Hilfe eines geschickten Gärtners in einen Blumenhain verwandelt worden. Esther, Rüdiger, Professor Brückner und Frau von Isenburg sollten Gevatter stehen.

Digitized by Google

Die junge Taufmutter sah in ihrem langen, weißen Seidenkleid zart und lieblich aus; wie eine blasse Blüte lehnte sie in dem tiefen, roten Sessel, der vor den improvisierten, mit Blumen bekränzten Altar gerückt war. Sie hatte trotz ihrer noch immer angegriffenen Gesundheit darauf bestanden, daß der Taufe ein großes Diner folgen sollte, und Olaf, unfähig, ihr einen Wunsch zu versagen, hatte zahlreiche Einladungen ergehen lassen.

So waren die Räume mit Menschen angefüllt, die Lichter spiegelten sich in den Juwelen der Damen, helle Seidenkleider rascheln, auf den Fräcken der Herren schimmerten Ordenssterne.

Einem der ersten Münchener Traiteure war die Sorge für das Diner übertragen worden. In allen Zimmern dufteten frische Blumen, die Tafel strahlte in Kristall und Silberschmuck.

Die Hauptperson des Tages aber lag sanft schlummernd in Ursels Arm, ungerührt von all dem Glanz, der für sie entfaltet wurde. Erst als Esther ihn entgegennahm, um mit ihm vor das Taufbecken zu treten, schlug der Kleine die blauen Augen auf. Als das Wasser seine Stirn netzte, verzog er das Mündchen, ließ sich aber gleich wieder beschwichtigen.

Er erhielt die Namen: Hans-Ungnad, Rüdiger, Olaf.

In tiefer Ergriffenheit ruhten die Blicke des Vaters auf dem hilflosen, kleinen Geschöpf, und als es Beate nach dem Taufakt auf den Schoß gelegt, der priesterliche Segen über Mutter und Kind gesprochen wurde, glaubte Olaf, nie ein reizvolleres Bild gesehen zu haben.

Bei Tische war Beate von ausgelassener Lustigkeit, ließ sich von allen Seiten feiern und verwöhnen. Müdigkeit und Schwäche schienen plötzlich vergangen. Onkel Lukas machte gewagte Komplimente, und sie lachte über Georg Petzolts derbe Späße ebenso herzhaft, wie sie sich die zarteren Huldigungen des schönen Rittmeisters von Bogenbach gern gefallen ließ.

Sie war wie ausgewechselt: Lichterglanz, bewundernde Männeraugen schienen bessere Heilmittel für sie zu sein als alle Arzneien und Esthers sorgsame Pflege.

An anderen Morgen mußte sie freilich dafür büßen: sie fühlte sich angegriffen und elend, klagte über Kopfweh und blieb zu Bette.

Olaf war ernstlich besorgt, aber Esther sagte mit leiser Schärfe im Ton:

„Laß sie nur — ich kenne das von früher — wenn sie sich langweilt, wird sie rasch genug wieder gesund sein. Wer wohl genug ist, Feste zu feiern und sich den Hof machen zu lassen, der ist nicht ernstlich krank."

Am nächsten Tag erschien Beate auch wieder bei Tische, erklärte aber, noch schwach und müde zu sein und quälte Olaf, der zärtlich um sie bemüht war, mit Ausfällen schlechter Laune.

Esther ging schweigend darüber fort, als bemerke sie nichts. In ihrer ruhigen, bestimmten Art, die nur schwer einen Widerspruch aufkommen ließ, sagte sie, als der Nachtisch serviert war:

„Ich werde morgen abreisen, meine Koffer sind bereits gepackt —"

„Ich hatte gehofft, du bliebst noch länger bei uns", fiel Olaf ihr ins Wort. Aber sie schüttelte den Kopf und wich seinen bittenden Augen aus.

„Ich muß endlich wieder heim, Olaf; in Hellerbrunn wartet neue Arbeit auf mich, die Briefe des Inspektors werden immer dringender. Ihr braucht mich jetzt nicht mehr. Der Kleine gedeiht prächtig bei der braven Ursel, und Beate ist ja auch wieder wohl."

„Nun — was meine G'sundheit an'langt," schaltete die junge Frau klagend ein, „die laßt als viel z' wünschen übrig. I bin nit mehr, was i war vor dem Kind. Oft bin i müd' zum Umfall'n, gar kein Schneid' hab' i mehr, und das dank i alles dem kleinen Wurm. Kein Kleid vom vorigen Winter tut mir pass'n, meine Figur is ganz verschandelt."

„Das gibt sich alles wieder, Herzchen," tröstete Esther, „geh nur fleißig an die Luft und pflege dich gut. Du sollst sehen, in einigen Wochen bist du frischer und hübscher denn je."

Beate ließ die Unterlippe schmollend hängen:

„Glaub's nit, Tant' Esther."

„Auf das bißchen Schönheit allein kommt es auch wirklich nicht an", sagte Esther etwas ungeduldig. „Du hast Besseres dafür eingetauscht in deinem herzigen Buben."

Digitized by Google

„Herzig — nennst' den kleinen Balg, der nix anders kann als schlaf'n oder plärr'n? Die halbete Nacht hab' i kein Aug' schließen können vor dem sein Gebrüll — i kann nun mal kleine Kinder nit leiden. Garstig sind's, eine rechte Plag bei Tag und Nacht — fast 's Leben hat mich der Bub kostet — und dann soll i noch Wunder wie erfreut tun, ihn ‚herzig' und ‚süß' finden — na — i dank' schön."

Erschrocken über den plötzlichen Ausbruch leidenschaftlichen Grolls, im Innersten empört, blickte Esther stumm auf die junge Frau, die mit geballten Händen und zornigen Tränen in den Augen vor ihr stand.

„Du weißt nicht, was du sprichst, Beate," sagte Esther streng, „später wirst du anders empfinden und deine heutigen Worte bereuen. Es wäre doch unnatürlich, wollte eine Mutter ihr eigenes Kind nicht lieben." Und milder fügte sie hinzu. „Komm, lege dich ein Stündchen aufs Sofa und versuche zu schlafen, vielleicht bessert sich dann deine Laune. Ich möchte noch ein wenig an die Luft gehen", wandte sie sich an Olaf, der, ohne ein Wort zu äußern, dem stürmischen Auftritt beigewohnt.

Nur seine Augen sprachen: mit tief schmerzlichem Ausdruck ruhten sie lange auf Beatens zornentstelltem Gesicht. Bei Esthers Worten drehte er sich um und strich sich leise seufzend über das volle, graue Haar.

„Wohin willst du gehen?"

„Ich möchte den jetzt so seltenen Sonnenschein zu einem Spaziergang durch den Nymphenburger Park benützen — komm mit — dir wird ein Gang im Freien auch gut tun. Beate bleibt am besten ein wenig allein, Marie kann ja nach ihr sehen, falls sie etwas braucht."

Esthers Stimme klang kälter als sonst, sie vermochte der Erregung, in die Beates Worte sie versetzt, nicht so rasch Herr zu werden.

Olaf bettete seine Frau sorgsam auf dem Diwan und breitete eine leichte, seidene Decke über ihre Füße. Dann rückte er ein Tischchen neben ihr Lager, stellte ein Flakon mit Kölnischem Wasser darauf, legte einige Journale in bequem erreichbare Nähe und küßte sie auf die Stirn, ehe er das Zimmer verließ.

Beate rührte sich nicht, erwiderte auch seinen Abschiedsgruß nur mit einem flüchtigen Nicken.

Schweigend legten Olaf und Esther den Weg nach Nymphenburg im Auto zurück. Erst als sie den Park betraten, brach Esther das lange Schweigen:

„Du weißt, ich mische mich nicht ungefragt in Dinge, die mich nichts angehen — ich habe mich bisher noch nie um eure Angelegenheiten bekümmert — das wirst du mir zugeben, nicht wahr?"

Der Maler neigte zustimmend den Kopf.

„Vielleicht wäre es besser gewesen, du hättest es bisweilen getan, Esther."

„Ich mochte nicht zwischen dir und deiner Frau stehen, Olaf — aber heute muß ich sprechen. Es drückt mir das Herz ab, wenn ich dich so bekümmert und sorgenvoll sehe — denn ich fühle es wohl — du bist nicht glücklich."

Er schwieg und blickte nicht auf. Gedankenlos schob er mit seinem Spazierstock die welken Blätter beiseite, die als dichter, gelbbrauner Teppich den Kiesweg bedeckten.

„Ich glaube, du verwöhnst Beate zu sehr", fuhr Esther fort. „Anscheinend verträgt sie eine zu gute, nachsichtige Behandlung nicht."

„Du weißt, das Wochenbett war schwer — sie ist noch angegriffen und nervös, daher kommt ihre Reizbarkeit."

„Anderen Frauen geht das wohl ebenso, Olaf, aber deshalb freuen sie sich doch über ihr Kind, fragen nichts danach, ob ihr Äußeres ein wenig an Reiz verloren hat. Sie verdient den prächtigen, kleinen Buben gar nicht. Wenn ich denke, mir wäre je ein solches Gnadengeschenk zuteil geworden — wie selig wäre ich gewesen!"

Olaf sah sie mit einem langen Blick an.

„Ja — du —", sagte er leise.

Stumm wanderten sie auf den Parkwegen hin und her, das dürre Laub raschelte und knisterte unter ihren Tritten. Ein herber, kräftiger Duft durchwehte die Luft, ruhig zogen die Schwäne auf dem kleinen Weiher ihre Kreise.

Einige Bäume hatten noch einen Rest ihrer rot und gelb gefärbten Blätter festgehalten, denen die blasse Novembersonne den Anschein warmen Lebens gab; grell beschienen, leuchteten die Mauern des weißen Schlosses.

Der Park war wie ausgestorben. Durch die entlaubten Bäume schimmerte das kokette Luft-

Digitized by Google

schlößchen Amalienburg, der kleine Teich davor lag voll welker Blätter.

Altweibersommer zog durch die Luft und spannte sein glänzendes Gespinst von Baum zu Baum. Ein feines, silbriges Fädchen verfing sich in Esthers Hut, schlang sich um Olafs Schulter, die beiden einsamen Menschen mit zarter Kette verbindend.

Nach längerem Schweigen hob Olaf den gesenkten Kopf, ein voller Blick traf Esther, warm glänzte es in der Tiefe seiner grauen Augen.

„Du brauchst um das Kind nicht Sorge zu tragen, Esther, es wird ihm an Liebe nicht fehlen. Was Beate ihm nicht geben kann, soll es bei mir finden."

„Du wenigstens freust dich über ihn — nicht wahr?"

„Ja — und gerade, weil ich das hilflose, kleine Geschöpf von Herzen lieb habe, kann ich der Mutter, die es mir schenkte, doch nicht zürnen! Auch sie wird ihn lieben lernen," fuhr er hastig fort, „laß ihr nur Zeit."

„Wir wollen es hoffen, Olaf."

Wieder verstummten sie, endlich fragte Esther:

„Was wirst du jetzt malen? Hast du eine neue, dich fesselnde Arbeit in Aussicht?"

„Leider nein — ich beendige dieser Tage das Porträt des Kommerzienrats Behrmann — du hast es ja gesehen —"

„Gewiß, aber den dicken Juden zu malen, kann dir unmöglich Freude machen!"

Olaf verzog den Mund zu einem dünnen Lächeln:

„Nein, es war eine mühselige Arbeit — ohne Freude — eher eine Qual für ein schönheitsfrohes Malerauge."

„So lehne doch derartige unerquickliche Aufträge ab."

„Das kann ich nicht, Esther — sie bringen viel Geld ein; der dicke Kommerzienrat soll tüchtig bluten! Er hat auch bereits ein Bild seiner Ehehälfte bei mir bestellt, in den nächsten Tagen ist die erste Sitzung."

„Ist die Frau wenigstens hübsch?"

„Das möchte ich nicht behaupten — sie paßt zu ihm. Aber die beiden Bilder werden vorzügliche Reklamestücke für mich sein. Ich sehe bereits den dicken Behrmann, wie er seinen Gästen die Bilder zeigt als meine jüngsten Schöpfungen, und neue Aufträge werden die Folge sein."

Esther schüttelte unmutig den Kopf:

„Ich begreife dich nicht, Olaf, für dergleichen ist dein Pinsel doch wahrlich zu schade!"

„Du hast gut reden, Esther — auch die Kunst geht nach Brot — ich kann nicht nur malen, was mir gefällt. Ich brauche Geld, Geld, Geld! Was meinst du wohl, was unser Hausstand kostet! Beate macht große Ansprüche und versteht nicht zu wirtschaften. Unser Leben verschlingt Unsummen. Verzeih, wenn ich heftig wurde", fügte er ruhiger hinzu, als er ihrem befremdeten Blicke begegnete.

„Das tut nichts, Olaf; mir ist es im Gegenteil lieb, wenn du einmal dein Herz ordentlich erleichterst, anstatt alles in dich zu verschließen. Aber du sollst dich nicht länger mit Aufgaben herumquälen, die dir eine Pein sein müssen, nur um Geld zu verdienen. Ich werde Beatens Zulage verdoppeln."

Olaf richtete sich bei ihren Worten zu seiner ganzen schlanken Höhe auf; fast zornig blitzte er sie an:

„Das wirst du nicht tun, Esther — ich will es nicht. Du gibst Beate bereits überreichlich. Ich habe übrigens noch nie einen Pfennig von der Zulage, die du ihr großmütig gewährst, angerührt, sie wird auch ferner zu ihrer freien Verfügung bleiben. — Ein Mehr wäre vom übel. Ich aber will auf eigenen Füßen stehen, ein freier Mann bleiben wie bisher. Sei mir nicht böse, daß ich dein Anerbieten ablehne, ich weiß, du meinst es gut, ich danke dir von Herzen. Und jetzt, wo ich für meinen Sohn zu sorgen habe, werde ich doppelt fleißig sein, weiß ich doch nun, für wen ich schaffe."

Sein blasses Gesicht hatte sich während des Sprechens langsam gerötet, aufrecht, in straffer Haltung stand er vor Esther.

Ihr Blick ruhte mit innigem Wohlgefallen auf ihm: er hatte sie zwar zurückgewiesen, aber gerade seine stolze, eigenwillige Art war es, die sie an ihm liebte.

„Du hast recht, Olaf — selbst ist der Mann. Und nun laß uns heimkehren, es wird kalt, die Sonne ist fort. Aber es war schön hier draußen, und ich glaube, diese Stunde hat uns beiden wohlgetan."

— — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Esther war abgereist, und Olaf, der ihr Fehlen als schmerzliche Lücke empfand, stürzte sich mit doppeltem Eifer in die Arbeit.

Beate war noch immer etwas blaß und litt an nervöser Schlaflosigkeit, trotzdem nahm sie ihr ruheloses Gesellschaftsleben von neuem auf.

Sie fehlte auf keinem Ball, keinem Jour, bei keiner Premiere. Um den kleinen Hans-Ungnad kümmerte sie sich kaum, er blieb Ursels Obhut überlassen, und er gedieh dabei. Sein fröhlich krähendes Stimmchen füllte das ganze Haus, schallte oft bis in die stille Abgeschiedenheit des Ateliers.

Dann legte Olaf Pinsel und Palette beiseite und ging ins Kinderzimmer hinüber, nahm den strampelnden Kleinen auf den Arm und versenkte sich in den Anblick des rosigen Kindergesichts.

Ursel, die Beatens Gleichgültigkeit als persönliche Kränkung empfand, wurde nie müde, den Vater auf alles aufmerksam zu machen, erzählte in ihrem breiten, gemütlichen Münchnerisch, wie das „Goldkind" geschlafen und getrunken, wie klug es bereits sei.

Und als er gar zum erstenmal das Mündchen zum Lächeln verzog, trug sie ihn stolz zu Olaf hinüber, als handle es sich um einen Fall von höchster Wichtigkeit. — —

Die Porträte des Behrmannschen Ehepaares hatten dem Künstler, wie er vermutet, eine Anzahl neuer Bestellungen zugeführt, es wurde förmlich Stil, ein Tannhausensches Bild zu besitzen, sich von ihm malen zu lassen.

Dies führte ihm zwar reiche Geldmittel zu, aber er war bald nicht mehr imstande, die Arbeiten zu bewältigen. Seine Gesundheit begann zu leiden. Er gönnte sich kaum die notwendigen Pausen für die Mahlzeiten und den kurzen, täglichen Spaziergang, um dann abends wie ein gefällter Baum aufs Lager zu sinken. Ein wahres Arbeitsfieber hatte ihn ergriffen.

Beate, die es längst aufgegeben, um seine Begleitung zu bitten, ging ihre eigenen Wege. Man hatte sich daran gewöhnt, die elegante, junge Frau in Gesellschaften, in Theater und Konzerten stets allein zu sehen.

Bisweilen schloß sie sich auch Frau von Isenburg oder einer befreundeten Familie an.

Nach Weihnachten setzte die Hochflut der Geselligkeit ein, so daß Beate nur selten über einen freien Abend verfügte: Theater, Bälle, Konzerte jagten einander, und die Vormittage waren durch Besorgungen, Besprechungen mit Schneider und Modistin, durch notwendige Besuche ausgefüllt. Wenn sie, ehe sie das Haus verließ, einen flüchtigen Blick ins Kinderzimmer warf, für einige Minuten bei Olaf eintrat, glaubte sie damit ihre Pflichten als Frau und Mutter vollauf erfüllt zu haben.

Auch heute kam sie, wie jeden Morgen, ins Atelier, um Olaf zu begrüßen.

„'Tag, Schatzi — als wieder fleißig? Laß dich nit stören, i geb dir nur das gewohnte Morgenbussi, i muß gleich fort."

Olaf blickte nur flüchtig von seiner Arbeit auf.

„Wohin geht's denn wieder?"

„Erst zum Schneider — das neue Pelzkostüm hat er mir verpatzt, der Depp, i muß 's noch mal anprobier'n. Dann zu Landauer, i hab rein nix zum Anziehn, und um ein Uhr soll i bei der Ella zum Lunch sein. Kannst nit mitkommen?"

„Unmöglich, Kind — entschuldige mich bei Ella, und amüsiere dich gut. Bist du heute abend zu Hause?"

„A — woher denn! Heute is doch die Premiere im Residenztheater, die Karten hab i schon, Baron Falkenberg hat mir noch ein Platz in seiner Loge besorgt, und nachher geh i mit den Falkenbergs und Ella bei Schleich soupieren. Vielleicht kommst nach?"

„Ich will sehen — wenn ich dann nicht zu müde bin."

„Is recht — also auf Wiederschaun!"

Dann war sie fort, so rasch wie sie gekommen. Das diskrete Rascheln der seidenen Röcke, ihr leichter Schritt verklangen bereits auf der Treppe, als er aufschaute. Nur der leise Flieder duft, der sie stets umgab, verriet, daß sie im Atelier gewesen.

Olaf fühlte sich heute unlustig zum Schaffen. Die rechte Arbeitsstimmung wollte sich nicht einstellen, unmutig legte er die Pinsel beiseite und betrachtete das Bild auf der Staffelei. Er steckte sich eine Zigarette an und begann in dem hohen Raum auf und ab zu gehen.

Ein leises Klopfen an der Tür ließ ihn innehalten, auf sein unwirsches „Herein" erschien der Diener und meldete Professor Brückner.

Digitized by Google

So ungern sich der Künstler sonst bei der Arbeit stören ließ, heute war ihm der Besuch willkommen.

Er begrüßte den alten Freund. Brückner schüttelte ihm herzlich die Hand.

„Man muß dich schon in deinem Bau aufsuchen, Olaf, wenn man dich mal sehen will — na — wie geht's — viel zu tun — was?"

Ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort:

„Du siehst schlecht aus, mein Alter, an die Luft gehst du wohl gar nicht mehr?"

„Wenig — ich habe keine Zeit, die Arbeit drängte sich gerade in den letzten Wochen sehr zusammen."

„Na ja — bist ja auf dem besten Wege, ein großes Tier zu werden — nun — laß mal sehen, was du gemacht hast."

Breitspurig, die Hände in den Hosentaschen, stellte sich Brückner vor das fast vollendete Bild.

„Hm — das ist also deine neueste Schöpfung?"

In fast ängstlicher Spannung hingen Olafs Augen an dem undurchdringlichen Gesicht des einstigen Studiengenossen.

„Es gefällt dir wohl nicht, Robert?"

Der Professor räusperte sich und wandte sich plötzlich zu ihm um.

„Wenn du mich fragst — nein. Das Bild taugt nichts, hat weder Leben noch Wärme; die Ausführung ist höchst mangelhaft. Es ist eilig hingeschmiert — ohne Liebe gemalt, die künstlerische Vertiefung, die deinen früheren Werken eigen war, fehlt."

Olaf senkte den Kopf. Stumm ließ er die rücksichtslose Kritik über sich ergehen.

Robert Brückner trat von dem Bilde fort auf ihn zu.

„Verzeih meine Ehrlichkeit, Alter, aber auf eine offene Frage gehört eine ebensolche Antwort, oder erwartest du von mir schöne Worte, wie's die Kunsthändler tun? Die Kerls sind natürlich froh, wenn sie einen Tannhausen in den Laden bekommen. Die Ochsen verstehen ja alle miteinander nichts vom Malen — denen genügt's, wenn dein Namenszug unter einer vollgemalten Leinwand steht — selbst wenn's der größte Kitsch ist."

Bei diesen Worten zuckte Olaf schmerzlich zusammen, aber er entgegnete nichts.

Brückner deutete auf verschiedene ganz und halbfertige Gemälde:

„Was du da zusammengeschmiert hast in den letzten Monaten ist Kitsch — Kitsch — Kitsch — Massenproduktion — nicht wert, daß der Name Tannhausen darunter steht. Du deckst allzuviel mit der Flagge deines guten Künstlernamens! Eine Weile mag es noch so hingehen, und Geld bringt's natürlich ein, aber schließlich kommt doch der Tag, wo den Menschen die Augen aufgehen. Dann kannst du getrost Pinsel und Palette in den Ofen stecken und dich als verbitterter, unzufriedener Mensch in die Einsamkeit vergraben. Auch der Goldsegen bleibt dann aus — du bist erledigt — ein toter Mann — die Welt vergißt nichts rascher als eine gestürzte Größe."

Ohne ein Wort der Verteidigung ließ der Künstler die scheltenden, mahnenden Worte des Freundes über sich hinbrausen. Den Kopf in die Hände vergraben, stöhnte er leise, wie in heftigem, körperlichem Schmerz.

Bei diesem Anblick verrauchte Brückners Zorn, er trat auf Olaf zu und legte ihm begütigend die Hand auf die Schulter.

„War ich zu hart, mein Alter? Sage mir ehrlich, habe ich nicht recht? — Zum Weinen ist's, — so ein Kerl wie du —"

Tannhausen schüttelte die Hand des Freundes heftig ab und sprang auf.

„Wenn ich nicht selbst wüßte, wie recht du hast, hätte ich dich längst hinausgeworfen, Robert. Daß ich nichts zu meiner Rechtfertigung zu sagen habe, macht mich ja so unglücklich."

Er ergriff einen langen, spitzigen Spachtel, den er zum Verreiben der Farben gebraucht, und ehe Brückner ihm in den Arm fallen konnte, stieß er den Stahl mit aller Gewalt in das fast vollendete Bild auf der Staffelei. Ein breiter Riß klaffte mitten in der Stirn des Porträts, lief als tiefe Wunde zwischen den Augen hindurch.

„Bist du von Sinnen, das ist Selbstvernichtung!" schrie ihn Brückner heftig an, aber Olaf lachte:

„Nein, Robert — nenn' es lieber Selbsterkenntnis, eine Sühne, ein freiwilliges Opfer, das ich meiner mißhandelten Muse darbringe. Du hast mir die Augen geöffnet — habe Dank — der Kitsch soll nicht länger leben."

Er zitterte an allen Gliedern, fieberhaft brannten die Augen in seinem todblassen Gesicht.

Digitized by Google

Brückner betrachtete ihn besorgt.

„Du bist krank, Olaf — überarbeitet — du solltest mal eine Zeitlang ausspannen. Weißt du was? Schließe das Atelier — gehe fort von hier, rühre für mindestens sechs Wochen keinen Pinsel mehr an."

„Und die Bestellungen? — Wer soll sie ausführen?"

„Wenn du dich und deine Kunst mit Gewalt ruinieren willst — bon — dann bleibe hier und pinsele noch einige Kommerzienräte und dicke Jüdinnen auf die Leinwand. Reif für eine Kaltwasserheilanstalt bist du dann jedenfalls, dafür garantiere ich dir", erwiderte Robert trocken. „Sag' mal, sieht denn deine Frau nicht ebenso gut wie ich, wie es um dich steht?"

Olaf lächelte dünn:

„Beate? Die hat keine Zeit, auf dergleichen Nebensächlichkeiten zu achten, die ist mit anderen Dingen beschäftigt."

Er wußte wohl selbst nicht, wie bitter die Worte klangen.

Brückner sah ihn scharf an und pfiff leise durch die Zähne.

„So — so — Madame s'amuse, während du dich um Gesundheit und Reputation abarbeitest. Na — dann denke mal an deinen Buben! Dem möchtest du dich doch gewiß möglichst lange erhalten — was?"

In seiner nervösen Überreizung konnte Olaf es nicht hindern, daß ihm das Wasser in die Augen schoß. Er wandte sich hastig ab, als schäme er sich der aufsteigenden Weichheit.

Robert tat, als bemerke er nichts, er sagte leichteren Tones:

„Ich muß jetzt gehen, Olaf — ich darf meine gute Liese nicht mit dem Essen warten lassen — das verträgt sie nicht. Leb also wohl für heute, in einigen Tagen spreche ich wieder vor. Dann klopfe ich hoffentlich an eine verschlossene Tür und höre, daß du über alle Berge bist."

Bereits im Begriff zu gehen, wandte er sich noch einmal um.

„Sag' mal, wie geht's denn der Baronin Gomisch, die ich auf der Taufe deines Jungen kennen lernte?"

„Danke — gut."

„Weißt du, die hat mir ausnehmend gut gefallen! Das ist ein famoses, vernünftiges Frauenzimmer. Ist sie wieder in Hellerbrunn?"

„Soviel ich weiß — ja."

„In dem alten Schloß in den Tiroler Bergen müßte es gut sein für einen, der Stille und Frieden braucht — meinst du nicht? Schön muß es jetzt dort sein, in den verschneiten Wäldern in ländlicher Einsamkeit neben einer gütigen, verständnisvollen Frau wie Esther Gomisch."

Olaf antwortete nicht, er erwiderte auch den herzlichen Abschiedsgruß des Freundes nur mit einem müden Nicken.

Er stand schweigend vor dem vernichteten Bild, und als er endlich aufblickte, war er allein. Die Tür hatte sich hinter der gedrungenen Gestalt Robert Brückners geschlossen; seine kurzen, eiligen Schritte verklangen bereits auf der Straße.

* * *

Ein düsterer Märzabend sank auf Schloß Hellerbrunn nieder. Der Wind ächzte in den Kronen der alten Bäume, Regenschauer mit Schnee vermischt schlugen prasselnd gegen die Scheiben.

Wenn ein besonders heftiger Windstoß in den Kamin fuhr, lohten die Flammen heller und leckten mit gierigen Zungen an den eisernen Stäben.

Esther saß im Tafelzimmer an ihrem Schreibtisch und lauschte den wilden Liedern, die draußen der Sturm sang. Längst war die Feder den fleißigen Fingern entglitten! — Sie erhob sich, trat zum Kaminfeuer und starrte in die lodernde Glut.

Wie die Flammen züngelten und sprühten — sich duckten und wieder aufbäumten, als wollten sie gleich einem gefangenen Raubtier dem engen Käfig entfliehen!

„Nicht anders als ein ungebärdig Menschenherz", dachte die einsame Frau. „Das brennt und glüht ebenso — kämpft und ringt mit dem Schicksal — stößt sich blutig am Leben, um schließlich als Asche zusammenzusinken."

Die Einsamkeit lastete heute schwer auf ihr, sie sehnte sich nach einem Menschen, dem sie sich hätte mitteilen können.

Sonst pflegte sie gegen derartig trübe Stimmungen tapfer anzukämpfen, hatte ihr die Arbeit noch stets das innere Gleichgewicht wiedergegeben.

Aber heute schweiften die Gedanken immer

Digitized by Google

von neuem ab, schal und leer erschien ihr das Leben. Für wen schaffte und sorgte sie? Wem kamen dereinst die Früchte ihrer Mühe zugute? Welchen Zweck hatte ihr ganzes Dasein? — Sie war und blieb ja doch allein. —

Sie ergriff das Schüreisen und stocherte in den Flammen, bis sie erstarben und nur noch eine gleichmäßig rote Masse zurückblieb.

Ein bitteres Lächeln umspielte Esthers schmalen Mund.

„So schlägt auch uns das Leben mit seinem Hammer langsam tot", murmelte sie.

Plötzlich hob sie lauschend den Kopf, sich gewaltsam aus ihrem Hinbrüten reißend.

War das nicht Wagenrollen — oder narrte sie der Sturm? Ging draußen nicht eben das Haustor, klangen nicht Schritte in der Halle?

Eine atemraubende Spannung ließ sie schärfer aufhorchen. Sie preßte die Hände auf das stürmisch klopfende Herz, eine sinnlose Angst erfüllte sie.

Mit weit aufgerissenen Augen blickte sie nach der Tür, als müsse im nächsten Augenblick ihr Schicksal über die Schwelle treten.

Ein leises, fast zaghaftes Pochen erklang, aber unfähig, nur einen Laut hervorzubringen, verharrte Esther in ihrer Stellung.

Langsam ging die Tür auf — und mit dem Ruf: „Olaf — du?" sprang sie auf und eilte dem späten Gast entgegen.

„Ja — ich bin's, Esther — verzeih den Überfall — und wie du siehst, komme ich nicht allein."

Erst jetzt gewahrte sie, daß er einen ganz in Tücher vermummten Gegenstand auf dem Arm trug. Mit einem leisen Freudenruf stürzte sie darauf zu und schälte das fest schlafende Kind aus seinen Hüllen.

„O — du bringst mir den Kleinen! Wie lieb von dir! Aber warum so spät am Abend? Hans-Ungnad wird sich erkälten!"

„Wir mußten kommen, Esther."

Jetzt schob sich auch Ursels breite Gestalt unbeholfen knicksend durch die Tür:

„Er hat nit kalt g'habt, Frau Baronin — er war als warm eing'muschelt. Darf i ihn als jetzt zu Bett bringen?"

Bei diesen Worten kam neues Leben in Esther.

Olaf wollte erklären, etwas sagen, aber sie schob ihn beiseite.

„Später, Olaf — später — zuerst muß der Bub' zur Ruhe kommen."

Geschäftig eilte sie Ursel voran, rief den Diener, die Mädchen, beschied die Wirtschafterin zu sich. Treppauf, treppab tönte ihre Stimme, Befehle erteilend, Anordnungen treffend.

Nach Verlauf einer halben Stunde trat sie wieder bei Olaf ein, der am Kamin stand und sich die kalten Hände an der Glut wärmte.

„So, jetzt ist alles in Ordnung," rief sie ihm fröhlich zu, „der Junge ist kaum wach geworden, als wir ihn zu Bett brachten. Ich habe ihn mit Ursel im blauen Eckzimmer untergebracht, neben meinem Schlafzimmer, da habe ich den kleinen Kerl in nächster Nähe. Für dich ließ ich das Zimmer gegenüber herrichten, ist dir's so recht? Aber jetzt mußt du vor allen Dingen erst etwas essen," unterbrach sie sich, „komm', laß uns hinübergehen. Du siehst ganz verfroren und erschöpft aus."

Ohne ihn mit Fragen zu belästigen, war sie hausmütterlich um ihn bemüht, legte ihm die besten Bissen vor, füllte sein Glas und nickte ihm nur bisweilen glücklich lächelnd zu.

Die trüben Gedanken, die sie noch vor kurzem gequält, waren verflogen.

Sie sah und fühlte nur eines: er war da — war zu ihr gekommen, als ein vom Leben Zerschlagener, der bei ihr Trost und Hilfe suchte, und sie fühlte sich stark genug, ihm zu helfen.

Nach beendigter Mahlzeit gingen sie wieder ins Tafelzimmer.

Esther rückte einen bequemen, tiefen Lehnsessel vor den Kamin, holte Zigaretten herbei und legte einige frische Holzscheite auf die fast erloschene Glut.

„Nimm Platz, Olaf. Dies war früher immer dein Lieblingsstuhl; du siehst, ich habe nichts vergessen."

„Wie gut du bist, Esther!" sagte Olaf dankbar und küßte ihre Hand. „Mir ist, als hätte ich endlich heimgefunden nach langem Umherirren in der Fremde. Dürfen wir wirklich ein Weilchen bei dir bleiben?"

„Aber natürlich — solange du willst. Ich freue mich ja so, daß du gekommen bist."

Ein warmes Rot lag auf ihrem lächelnden Gesicht, die Freude über seinen Besuch strahlte ihr aus den Augen, und den müden Mann neben

Digitized by Google

ihr überrieselte ein wohliges Gefühl des Ausruhens, des Geborgenseins. —

Lange sah er sie schweigend an. Endlich sagte er:

„Du fragst nicht nach Beate — wunderst du dich gar nicht, daß sie mich nicht begleitet hat?"

Esther schüttelte den Kopf.

„Nein — Beate ist es hier zu einsam, zu langweilig; sie wird sich in München besser unterhalten."

Olaf nickte.

„Du kennst sie gut — besser als ich. Sie ist aber gar nicht in München."

„Nicht? Wo ist sie denn?"

„Mit Ella an die Riviera gefahren."

„Und das Kind ließ sie allein?"

Olaf lachte bitter.

„In Nizza und Monte Carlo wäre es doch nur störend —, was fragt sie nach dem Kleinen! Er würde ihr Vergnügen beeinträchtigen, folglich ließ sie ihn zurück."

Esther fuhr auf, wollte sprechen, aber Olaf hob abwehrend die Hand.

„Still — sage nichts — laß mich erst ausreden. Einmal muß ich mir die Last von der Seele wälzen — oder ich ersticke daran — deshalb bin ich ja hier."

In abgerissenen Worten brach hervor, was in ihm gewühlt seit Monaten — das ganze Elend seiner freudlosen Ehe deckte er auf — alle Qualen und bitteren Enttäuschungen, die lange aufgehäuft in ihm geruht, machten sich Luft.

Esther hörte die lange Beichte an, ohne ihn mit einem einzigen Wort zu unterbrechen. Sie fühlte, daß die rückhaltlose Aussprache ihm gut tat. Auch von dem Besuch Brückners erzählte Olaf, selbst die vernichtende Kritik des einstigen Studiengenossen verschwieg er nicht. In tiefer Mutlosigkeit bestätigte er den Rückgang seiner Kunst, einen elenden Stümper nannte er sich, nicht wert, den Pinsel zu führen.

„Ein Schiffbrüchiger steht vor dir, Esther," schloß er, „fertig mit dem Leben, tot für die Kunst."

Er ließ den Kopf in die Hände sinken und brütete dumpf vor sich hin.

Tief ergriffen von seinem Jammer blickte Esther auf sein gebeugtes Haupt, das seit dem letzten Jahr noch grauer geworden, in das Antlitz, in dem die Furchen soviel tiefer eingegraben waren. Am liebsten hätte sie ihn an sich gezogen, das geliebte Antlitz an ihrer Brust gebettet, sein gebleichtes Haar sanft gestreichelt.

Aber sie durfte nicht weich werden. Sie wollte ihn wachrütteln aus der schlaffen Mutlosigkeit. Ihre eigene starke Willenskraft richtete sich an seiner Verzagtheit auf, gab ihr die Spannkraft zurück.

„Schäme dich, Olaf," sagte sie, sich gewaltsam zu einem strengen Ton zwingend, „denkst du denn gar nicht an deinen Sohn?"

„Gerade weil ich an ihn denke, brachte ich ihn zu dir. Du sollst ihn behalten, ihn zu einem tüchtigen Menschen erziehen, wenn — wenn ich — nicht mehr bin."

„Was soll das heißen, Olaf, was hast du vor?"

„Ach — ich weiß selbst noch nicht, Esther — die Zukunft liegt dunkel vor mir — ich möchte fort — weit fort — am liebsten fort aus diesem Leben, das mir nur noch eine Last ist."

Ein heißer Schreck durchrieselte Esther. — Stand es so um ihn — das war ja schlimmer, als sie gefürchtet hatte!

Sie richtete sich zu ihrer ganzen Höhe auf und sah ihm fest in die Augen.

„Bisher habe ich nicht gewußt, daß Olaf Tannhausen ein Feigling ist."

Er zuckte unter ihren Worten zusammen und sah sie drohend an. Aber Esther ließ sich nicht einschüchtern.

„Ja — ich wiederhole es — Feigheit, erbärmliche Feigheit wäre es, wolltest du die Flinte ins Korn werfen oder dich gar schwachmutig aus dem Leben schleichen. Eine bequeme Lösung vielleicht — aber deiner unwürdig. Sei ein Mann — packe das Leben von neuem an, zeige den anderen, was du kannst."

„Ich kann eben nichts mehr, Esther — mein Hirn ist leer — alle Schaffenskraft erschöpft — meine Bilder taugen nichts mehr — sind Kitsch — Robert Brückner hat es mir ja deutlich genug gesagt."

„Ob er mit seiner schonungslosen Kritik recht hatte, weiß ich nicht, Olaf, ich maße mir da kein Urteil an, aber in einem Punkte stimme ich ihm bei: laß Pinsel und Palette vorläufig einmal ruhen, erhole dich zunächst gründlich — geistig wie körperlich. Arbeit gibt es für dich auch in Hellerbrunn. Du sollst nicht etwa faulenzen,"

Digitized by Google

fuhr sie überredend fort, als sie seine ablehnende Haltung sah. „Gerade um diese Zeit habe ich alle Hände voll zu tun — ich wäre dir sehr dankbar, wenn du mir ein wenig helfen möchtest. Ich fürchte, wir bekommen wieder Hochwasser, wenn der Regen nicht bald nachläßt — wie so oft im Vorfrühling — und dann ist ein großer Teil meiner Besitzungen gefährdet. — Morgen früh will ich mit dem Inspektor nach den unteren Wiesen fahren, die an der Lurch liegen, die leiden stets am meisten. Vielleicht begleitest du mich?"

„Gern — aber ich bin in diesen Dingen absoluter Laie."

„Das schadet nichts. Unbefangene Augen sehen doppelt scharf. Aber es ist spät geworden, du wirst müde sein und nach Ruhe verlangen. Wir wollen nur noch nach Hans-Ungnad sehen."

Sie schritt ihm voran und öffnete vorsichtig die Türe zu des Kleinen Zimmer.

Auf den Fußspitzen schleichend, näherten sie sich dem Bett, in dem das Kind sanft schlummernd lag.

„Sieh nur," flüsterte sie ihm zu, „ganz heiße, rote Bäckchen hat er sich geschlafen. Morgen besorge ich eine andere Bettstelle, in der großen verliert sich der kleine Mann ganz. Ist er nicht süß?"

Sie hob den Leuchter, so daß voller Lichtschein auf das rosige Kindergesicht fiel.

„Er gleicht dir jetzt bereits, Olaf — das ist ganz deine Stirn — auch den Mund hat er von dir."

In tiefer Bewegung beugte sich der Vater über seinen schlummernden Sohn und berührte vorsichtig die zarte Wange mit den Lippen. Dann gingen beide wieder hinaus, und Esther drückte leise die Tür ins Schloß. Sie bot Olaf die Hand zum Gute-Nacht-Gruß:

„Schlafe wohl und vergiß nicht unsere Verabredung. Morgen früh um neun Uhr steht der Wagen bereit."

Er drückte einen Kuß auf ihre Hand, die warm und fest in der seinen lag.

„Gute Nacht, Esther, du Liebe, Gute. Womit soll ich dir je deine Güte und Freundschaft lohnen?"

„Indem du wieder der wirst, der du warst, Olaf", sagte sie ernst, nickte ihm noch einmal herzlich zu und trat in ihr Zimmer.

Lange stand sie noch am Fenster und blickte in die finstere, stürmische Nacht hinaus.

Ein Zug eiserner Entschlossenheit lag um ihren Mund. Sie wollte kämpfen — unermüdlich, mit zäher Ausdauer um dies geliebte Leben ringen — und sie fühlte, sie würde Siegerin im Kampf mit den dunklen Mächten bleiben.

Sie faltete die Hände wie zum Gebet. Leise bewegten sich ihre Lippen:

„Herr Gott, ich danke dir, daß du ihn zu mir schicktest — hilf mir — gib mir Kraft — laß ihn nicht untergehen."

Dann entkleidete sie sich rasch, und bald hielt tiefer, traumloser Schlaf sie umfangen. —

Die Tage gingen hin, einer reihte sich an den anderen, und oft wollte Esther verzagen, wenn sie Olaf in der stets gleichen, freudlosen Teilnahmlosigkeit verharren sah.

Er begleitete sie zwar stets bereitwillig auf ihren Ausfahrten und Gängen über Land, ohne das Unwetter zu scheuen, hörte geduldig ihre Berichte über landwirtschaftliche Dinge an, aber die müde Gleichgültigkeit seines Wesens blieb unverändert.

Selbst Hans-Ungnads fröhlich krähendes Stimmchen vermochte ihn nur vorübergehend aus seinem dumpfen Hinbrüten zu reißen.

Von Beate war ein Brief eingetroffen, der von München aus nachgeschickt worden. Sie schrieb entzückt über das Leben an der Riviera, erzählte von Autofahrten, köstlichen Frühlingstagen, von geselligen Vergnügungen aller Art.

Am Schluß des Briefes bat sie — wie gewöhnlich — um Zusendung einer größeren Geldsumme.

Bitter lächelnd legte Olaf den stark parfümierten, blaßlila Briefbogen beiseite und fuhr in die Stadt zur Bank, um ihr das Gewünschte zu übersenden.

Auch Frau von Isenburg hatte geschrieben, länger, ausführlicher als Beate. Da stand unter anderem:

„Du solltest auch zu uns kommen, lieber Veiter, es würde dir gewiß guttun. Hier ist es himmlisch! Nizza und Monte stehen jetzt gerade im Höhepunkt der Saison. Beate plätschert munter in dem eleganten Treiben wie der Fisch im frischen Wasser. Sie ist in ihrem eigensten Element und eine der gefeiertsten Damen unseres ganz scharmanten Kreises. Du kannst stolz auf

Digitized by Google

Deine reizende Frau sein, lieber Olaf. Jedermann ist von ihr entzückt, sie hält förmlich Hof, wird von allen Seiten verwöhnt. Ihrer Lustigkeit und Drolerie, verbunden mit ihrem allerliebsten österreichischen Deutsch, widersteht so leicht niemand. Täglich kommen mir die schmeichelhaftesten Äußerungen über sie zu Ohren. Ich bin selbst ganz vernarrt in das süße, kleine Ding. Dabei versteht sie es vorzüglich, ihre Anbeter in Schach zu halten. Trotz aller Koketterie vergibt sie sich nie etwas.

Wir wohnen in einer bildhübschen, kleinen Villa, etwas außerhalb Nizzas, fahren aber natürlich täglich nach Monte, diesem sündhaft schönen Fleckchen Erde. Unter uns gesagt — im Spiel hat die Kleine wenig Glück (das alte Sprichwort vom Glück in der Liebe bewahrheitet sich mal wieder bei ihr) — ich glaube, sie hat kürzlich sogar nicht unerheblich verloren. Aber Du bist ja kein Philister, cher cousin — Du malst rasch ein neues Bild, und die Scharte ist ausgewetzt. — Ich habe eine Menge alter Bekannter hier vorgefunden und interessante, neue Bekanntschaften angeknüpft. Zu unseren steten Begleitern gehört auch Bogenbach — Du weißt, der schöne Rittmeister von den Cheveaulegers aus München. Er gehört zu Beates treuesten Verehrern; in allen Ehren natürlich — Du brauchst deshelb nicht eifersüchtig zu sein. —

Wie geht es Dir, und was macht das süße Bübchen? In München wird's jetzt abscheulich sein, wie immer um diese Jahreszeit. Mich überläuft eine Gänsehaut, wenn ich an den ewigen Regen, Sturm und grauen Himmel nur denke! Brr! Da ist's hier doch schöner! Kann Dich der Süden, die warme Sonne, das köstliche, tiefblaue Meer nicht locken? Packe schnell Deine Koffer und komme zu uns, es wäre reizend!

Beate sendet Dir und dem Kleinen tausend zärtliche Grüße und Küsse; sie hätte selbst geschrieben, aber sie hatte keine Zeit — sie ist ja so in Anspruch genommen." —

Ohne ein Wort zu äußern, gab Olaf den Brief an Esther. Sie nahm ihn zögernd aus seiner Hand.

„Soll ich ihn lesen? Steht etwas Besonderes darin?

„Bitte, lies — und dann sage mir deine Ansicht."

Esther überflog die Seiten, ihr Gesicht verfinsterte sich beim Lesen immer mehr; nachdenklich faltete sie den Brief zusammen und sagte kurz:

„Laß Beate zurückkommen, oder wenn du das nicht willst, verbiete ihr wenigstens, zu spielen. Frau von Isenburg ist nicht die geeignete Begleiterin für sie, denn anscheinend unterstützt sie noch Beates Leichtsinn, anstatt ihm zu steuern. Auch die Courmacherei dieses Rittmeisters solltest du nicht gestatten. Es fiel mir bereits im Winter unangenehm auf, als ich bei euch war."

„Ach — ich glaube nicht, daß der eine ernste Gefahr für Beate ist."

„Frauen ihrer Art sind unberechenbar, Olaf."

„Nein, Esther, in diesem Punkt beurteilst du sie falsch. Bei Beate ist alles nur Spiel — zu einer ehrlichen Leidenschaft fehlt es ihr an Tiefe — und auch an Mut. Sie tändelt nur, läßt sich gern hofieren, und ihr eitles, kleines Herz ist befriedigt, wenn sie möglichst viele vor ihren Triumphwagen spannen kann. Deshalb mache ich mir keine Sorgen. Auch ist Ella, trotzdem sie ein rechtes Weltkind ist, doch durch und durch anständig denkend! — Sie würde es nie zulassen, daß meine Frau sich nach dieser Richtung hin auch nur das geringste zuschulden kommen ließe. Was mich beruhigt, ja mit ernster Sorge erfüllt, ist Beates immer mehr zunehmende Verschwendungssucht."

„Ein väterliches Erbteil," warf Esther ein, „sie ist Rüdigers echte Tochter. Auch aus diesem Grunde wäre es wünschenswert, wenn sie Nizza möglichst bald verließe. Vielleicht könntest du Ella bestimmen, einen anderen Ort aufzusuchen, wo Versuchungen, denen Beate nun einmal nicht widerstehen kann, geringer wären?"

Olaf nickte.

„Du hast recht, ich werde in diesem Sinne an meine Kusine schreiben und ihr meine Gründe auseinandersetzen, ihr einen Ortswechsel vorschlagen. Schon im Interesse des Kindes darf es so nicht weitergehen."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Bayerische Schneid! Von Arthur Achleitner

(Schluß.)

Das angesäuselte Quartett wurde kurzerhand in Arrest gesteckt. Auf Befehl des Generalstabsoffiziers erfolgte die telephonische Anfrage bei der Trainkolonne, was denn bezüglich der eingelochten vier Trainsoldaten los sei. Die Auskunft lautete dahin, daß ein französischer Schützengraben mit einer Sappe von der Seite aufgerollt werden mußte. Die Stürmung erschien schwer, todessicher für die ersten, da Tretminen zu befürchten waren. Der Hauptmann rief Freiwillige auf und versprach dem ersten Mann, der in den Graben eindringe, das Eiserne Kreuz und hundert Mark, den nächsten drei Mann das Eiserne. Flink, allen anderen Mannschaften voran, meldeten sich die vier Mann vom Train, die die Erstürmung wagten. Gottlob waren Tretminen nicht gelegt. Der Mut des Quartetts verdiene alle Anerkennung. — So die Auskunft, die natürlich die sofortige Freilassung der verhafteten vier Mann bewirkte. Damit waren aber die vier Helden nicht einverstanden, von denen der verhältnismäßig Nüchternste erklärte: „Helden san wir schon, wir von der Train! Aber bitten möchten wir ... Wenn wir bleiben därfeten im Arrest bis morgen in der Fruah! Weil's so bacherlwarm ist herin!"

— — — — — — — — —

Im Lazarett waren Michel Gstrein und Sepp Holzer Bettnachbarn geworden. Seiner Verwundung achtete Sepp gar nicht, seine Aufmerksamkeit war auf den Gstrein gerichtet, der mit den ausgeschossenen Augen ein Bild des Jammers bot, doch schweigsam des Schicksals harrte. Zeitweilig verzogen sich die Gesichtszüge, es mochten seelische Leiden den Soldaten martern. Einer der hingebungsvoll arbeitenden Ärzte untersuchte Gstreins Augenverletzung und zögerte, sich darüber zu äußern, da das Ergebnis trostlos, Rettung des Augenlichtes unmöglich war. Teilnehmend fragte der Arzt, wie der Mann zu dieser Verletzung gekommen sei, vermutlich durch einen Schrägschuß.

Gstrein antwortete lakonisch: „Ist schon möglich." Über den Vorgang selbst schwieg er sich aus.

Als der Arzt eine weitere Untersuchung vornehmen wollte und fragte, ob vielleicht Schußwunden im Körper vorhanden seien, wehrte der Blinde mit heftig gesprochener Verneinung ab, fügte sich aber der Notwendigkeit. Die Untersuchung ergab eine leichte Schußverletzung aus jüngster Zeit; Narben von schweren Schürfungen am Leibe mußten alten Datums sein, von Sturz, Aufprall an scharfem Gestein oder besonderem Anlaß herrühren. Der Verband war bald angelegt. Mit freundlichen Worten erkundigte sich der Arzt nach etwaigen Wünschen, besonders auch wegen der Nachrichtsendung in die Heimat, wozu sich der Arzt in liebreich-zarter Weise erbot.

Höflich, doch sehr kurz, dankte Gstrein, ohne das Anerbieten zu beachten.

„In etwa drei Wochen wird die Heimkehr sich ermöglichen lassen!" sprach der Arzt und ging zum nächsten Verwundeten.

Das Wörtchen „Heimkehr" hatte Gstrein zucken gemacht. Doch kein Laut kam über die bebenden Lippen.

In der Beobachtung Gstreins mühte Sepp sich ab, Klarheit zu bekommen. Und sehr mißlich empfand er die Unmöglichkeit, mit dem Pfarrer Anglberger sprechen zu können. In einer privaten, nicht geistlichen Angelegenheit um den Besuch des Divisionspfarrers zu bitten, wagte Sepp nicht; auch empfand er Scheu, vor Zeugen darüber zu sprechen. In Gegenwart Gstreins schon gar nicht, um keinen Preis der Welt.

Mählich wurde es Nacht und völlig still im Raum. Sepp hing noch immer seinen Gedanken nach. Eine leise Frage aus dem benachbarten Krankenlager ließ ihn aufhorchen.

Gstrein fragte, wer sein Nachbar sei.

Sepp gab Antwort unter Nennung von Namen, Beruf und Heimat, und den Dank für die Rettung vom Tode fügte er bei.

„Ist meine heilige Pflicht g'wen dir gegenüber, Sepp!" flüsterte der Blinde.

„Mir hast g'holfen, du aber hast's Augenlicht verloren! Ich woaß net, wie ich dir die Guattat vergelten kunnt!"

Digitized by Google

„Nix von Vergeltung! Weil ich nur a bißl hab guatmachen können, was ich ehnder Schlechtes 'tan hab, dafür bin ich 'm Herrgott dankbar! Meine Straf kann net schwar gnuag sein!"

„Wenn's dir leichter wurd, kannst mir alles sagen! Wissen tua ich so viel wie nix von meinem Lebensretter, als daß du aa in der Lochhamer Gegend dahoam bist . . ."

Im schwachen Licht der Hängelampe blickte Sepp forschend auf den Bettnachbar, der nun bat, es wolle Sepp, so es ihm möglich sei, zu einer leisen Aussprache an das Lager kommen.

Der Krankenwärter wurde abberufen. Diese Gelegenheit benutzte Sepp, um die wenigen Schritte an das Bett Gstreins zu machen und dem Kameraden zuzuflüstern, daß der Wärter den Raum verlassen habe, die Patienten wohl schon schlafen. „Magst also reden, aber stad und g'schwind!"

„Grad sell ist schwar, wo so viel Hartes z' sagen ist!" Ein Seufzer stieg aus der Brust. Dann flüsterte Gstrein das bittere Geständnis, daß sein Gewissen fürchterlich belastet sei von einer Bluttat aus Versehen. Aus schwerer Eifersucht habe er einen Mann hinaufschießen, nicht töten wollen. Für den Schuß, der dem Gesäß vermeint war, erwies sich der Ort sehr schlecht; der Angeschossene fiel und rollte dem Abgrund zu. „Ich bin zu ihm gesprungen, hab ihn an der Jopp'n noch erwischt, hart am Rand von der Schlucht und g'halten, z'ruckziehen hab ich ihn wollen, so wahr Gott im Himmel ist! Aber die Kraft hat net g'reicht, der Mann ist mir z' schwar worden, die Händ haben auslassen müssen, der Ang'schossene ist in die Tief' g'fallen! Gegen meinen Willen! Und mein Aufischießen hat den — Unrechten erwischt! Gott ist mein Zeuge, daß ich bitter bereut hab! Und weil ich hab guatmachen wollen nach Menschenmöglichkeit, Buß und Sühne leisten, bin ich — dem Sepp im G'fecht beig'sprungen! Der Schuß, wo mir die Augen hat g'nommen, ist die Straf Gottes! Mir ist recht g'schechen!"

Mit verhaltenem Atem, in Spannung und Aufregung hatte Sepp diesem Geständnis gelauscht, das den rätselhaften Tod des Hupfauf Wastl im Farchentobel aufklärte, ebenso das Motiv für die Lebensrettung Sepps durch Gstrein. Zitternden Tones flüsterte in schwerer Erregung Sepp: „Also ist das Aufischießen — mir vermoant g'wen! Du sagst aber, du hast wegen schwerer Eifersucht g'schossen! Ich woaß aber nix davon, daß ich — dir a Madel hab abspenstig g'macht! Ich hab ja gar koa Gspusi, jetzt net und ehnder aa net g'habt!"

„Sell hab ich erst später erfahren, von dir! Wie du zum Oberleitnambt Aumer g'sagt hast, daß . . ."

„So ist die — Greti dein Schatz g'wen?"

Gstrein nickte. „G'wen! Freilich g'wen! Vom Blinden will 's Madel nixen wissen! Und erst recht nixen vom — Zuchthäusler! Straf' muß ja sein! D' Augen ausg'schossen und aftn (hernach) Gericht und Zuchthaus!" Ein schwerer Seufzer folgte.

Erschüttert rief Sepp lauter, als er wollte: „Um Gottes willen, na, sell waar z' viel und z' hart g'straft! Ich werd unsern gnä' Herrn, wo verwundet dahoam ist, bitten, daß er a Gnaden-g'such beim König einreicht! Der Verlust vom Augenlicht ist hart g'nuag, das ander waar z'viel und grausam! Wo du so viel hast guat-g'macht, mir das Leben g'rett!"

Vom lauten Sprechen waren Patienten aus dem Schlafe geweckt worden, sie forderten Ruhe.

Sepp schlich zu seinem Bette, und kaum lag er unter der Decke, kehrte der Krankenwärter zurück.

In dieser Nacht hatte Sepp reichlich Gelegenheit, über Verkettung von Schicksalen, über Möglichkeit eines Eingriffes in das Schicksal des Blinden nachzudenken. Es reifte der Entschluß, für den Blinden unter allen Umständen einzutreten. Und in dieser Nacht dankte Sepp dem Herrgott dafür, daß jenes Mädel so spröd geblieben war. Und den blamablen Handkuß, den Sepp jetzt ganz anders beurteilte, verzieh er der „dummen Gans" völlig.

— — — — — — — — — — —

Dem Bataillon mit den Lochhamern war eine neue Tätigkeit zugewiesen worden: Ablösung eines in der vordersten Linie befindlichen Bataillons, das ein großes Stück eines feindlichen Schützengrabens bei Arras mittels eines Sappenangriffes genommen hatte und nun ruhen sollte.

Digitized by Google

Der Ablösenden harrte demgemäß eine schwere Nachtarbeit, die auch alsbald in Angriff genommen wurde, zunächst mit Säuberung und Vertiefung des Grabens, Verbesserung der Deckungen, die einigermaßen Schutz vor dem sicher zu erwartenden Artilleriefeuer gewähren sollten. Schon der Anmarsch auf fürchterlichen Wegen hatte sich mühsam und sehr zeitraubend gestaltet; etliche Leute hatten Stiefel verloren, die im kniehohen Lehmbrei steckenblieben, auch waren die Mannschaften schwer beladen mit ausgehobenen Türstöcken, Bettladen und anderem Holzwerk, das zur Eindeckung der Erdlöcher verwendet werden sollte. Mit solchen Lasten auf den Schultern kamen die Leute naturgemäß in diesem Lehmbrei sehr langsam vorwärts, das nur eine Stunde entfernte Ziel wurde erst nach Umfluß von fast vier Marschstunden erreicht. Dazu herrschten Sturm und Regen. Und das Mißlichste war, daß die Holzlasten unterwegs zurückgelassen werden mußten; die Schlepperei war unmöglich geworden.

Dem statt um sieben Uhr erst um vier Stunden später abgelösten Bataillon war der Verdruß über diese Verzögerung anzumerken, doch die Ablösung vollzog sich in lautloser Stille. Sogar Hans Lermer schwieg und schanzte unverdrossen an der großen Staatsstraße Lille—Arras, die auch als Schützengraben ausgebaut war und mit 70 Mann belegt wurde. Andere Gruppen erhielten Stellungen seitlich der Straße und in alten bayerischen Gräben.

Den neu eroberten französischen Schützengraben hatte die erste Kompagnie mit den Lochhamern bezogen und bis gegen Mitternacht von Toten gesäubert, als plötzlich vom rechten Flügel her in unheimlicher Weise vielhundertstimmig das Schlachtgeschrei der Zuaven erscholl: „Allah, Allah, Allah!"

„Singen net übi!" spottete Hans Lermer, aber sofort verstummte er, da ein Mann seines Zuges mit der Schreckensmeldung gesprungen kam, daß die Schwarzen sich in den Schützengraben eingeschlichen haben. Auch wies der Reservist einen Bajonettstich auf.

Der sofort verständigte Leutnant X. beruhigte seine Leute und verteilte das Feuer. Kaum war das geschehen, ertönte der Schlachtruf der Zuaven auch von links und von vorn. Unwillkürlich drängten sich die Leute zusammen. Lermer rief laut: „Nur net auslassen! Wir Boarn, wir fürchten uns net!" Mit wenigen Worten erzielte der Offizier das Vertrauen der gut disziplinierten und willigen Leute, deren Schneid aufloderte, da der Offizier im Dialekt rief: „Laßt koan durchi!"

Die Schwarzen griffen brüllend an, wurden abgewiesen; worauf die Bayern nachdrängten, mit Bajonett und Kolben arbeitend. Aus dem Gefecht wurde ein Abschlachten und Totschlagen von großem Erfolg, da die Führung rechtzeitig frische Kompagnien vorschob, die scharf eingriffen und den Zuaven bös aufspielten. Vergeblich versuchten die Offiziere, die Schwarzen mit Degenstichen und Revolverschüssen vorwärts zu treiben, als sich die Zuaven weigerten, den mißlungenen Angriff zu wiederholen. Die störrischen Kerls wurden von den Bayern niedergestochen und totgeschlagen, bis es auf dem Terrain kämpfende Feinde nicht mehr gab.

In die Gräben zurückgekehrt, hatten die tapferen Bayern just soviel Zeit, um auszuschnaufen, da trieben feindliche Offiziere neue Zuavengruppen mit Gewalt zum Angriff vor.

So auch gegen zwei Uhr früh gegen die Lochhamer Kompagnie, und zwar auf einer neuen Seite. Lermer stand neben dem Leutnant und rief: „Hiazt kimbt die Bande gar aus'm Boden außa!" Die Zuaven hatten unter der Straße einen Gang durchgetrieben und tauchten inmitten der Lochhamer auf, bewarfen die erste Kompagnie (etwa 80 Mann stark) mit Handgranaten, wovon gleich die erste, von einem schwarzen Mordskerl geschleudert, dem Hünen Hans ein Stück Kopfhaut wegriß. „Höisakrösch!" brüllte Lermer, drehte das Gewehr um, mit einem Satz sprang er los, und mit einem Kolbenhieb streckte er den Mordskerl nieder. Und flink zog er die Leiche empor, legte sie quer über das Grabenloch, warf Sandsäcke darüber und postierte sich mit schußbereitem Gewehr an diesem kleinen Wall. „So, Bürschln, hiazt kinnt's kemma!" meinte in aller Seelenruhe der wackere Hans. Und er schoß „Fleck", obwohl ihm das Blut über das Gesicht rann, mit größtem Eifer. Die Mahnung des Offiziers X., zum Verbandplatz zu eilen, beantwortete Lermer inmitten des heißen Kampfes mit der scherzhaften Bemerkung, daß ja sein Schädel kein — edler Teil sei. Kaum waren

Digitized by Google

diese Worte gesprochen, flog dem Hans eine Kugel in den Kopf. Ein Plumps, der Hüne Hans Lermer lag bewußtlos auf dem Boden des Schützengrabens.

Leutnant X. sah den Sturz Lermers, konnte aber nicht helfen, da ein Knacken im Rücken Verdacht und die Befürchtung erweckte, daß ein Angriff hinterrücks erfolgen könnte. Hurtig kletterte der Offizier auf den Wall, und wirklich hatte er nun eine Schleichpatrouille vor sich, einen französischen Offizier und einen Zuaven. Sofort sprach der Browning, im Feuer fiel lautlos der feindliche Offizier. Doch sofort sprang der Zuave vor, wollte dem Leutnant X. das Bajonett in die Brust stoßen und drückte gleichzeitig. Mit jähem Griff ward die Gefahr abgewendet, im nächsten Moment war der Zuave ein toter Mann. Die tapfere Abwehr kostete dem Leutnant X. die Zerreißung der linken Hand.

Insgesamt sechsmal in dieser Schreckensnacht erfolgten die Angriffe auf die Bayern, die heldenhaft abwehrten, dem Feind schwere Verluste beibrachten, aber selbst große Opfer bringen mußten.

Im Zustande der Erschöpfung wurde das Warten auf Unterstützung bitter. Der schlechten, grundlos gewordenen Wege halber konnte die Hilfskompagnie erst gegen Morgen eintreffen und dem arg zusammengeschmolzenen Bataillon Luft machen. Mit wütendem Hurra wurden dann die feindlichen Gräben gestürmt und alle Insassen teils niedergemacht, teils gefangen genommen. „Oktoberfestleut" nannten die Bayern die bunten Scharen der Gefangenen, die aus Zuaven, Marokkanern, Arabern und Angehörigen der Fremdenlegion bestanden.

In das Triumphgefühl der Sieger mischte sich der bittere Jammer um den schmerzlichen Verlust des allverehrten Bataillonskommandeurs, des sogannten Majors „Vetschina". Schwer verwundet war er zum Verbandplatz getragen worden; der todgeweihte Kommandeur, der vergötterte Liebling seiner Soldaten, stammelte, als er den Oberst erblickte, mühsam sich aufrichtend: „Die Stellung wird gehalten! Sind ja brave Bayern! Schneidige Leut! Schwere Verluste! Schonung für meine Leut, sind so brav!" Und als die Hand des Todes nach dem Helden griff, hauchte der Major die letzten Worte: „Schont meine Leut! Ich komm schon wieder! Bald komm ich wieder!" Dann sank das Haupt zurück, die Heldenseele verließ den zerschossenen Leib . . .

— — — — — — — — — — —

Mit dem Schein: „Zur Genesung in die Heimat beurlaubt" versehen, trat Sepp die Reise vom nördlichen Frankreich nach München an. Er hatte zum Begleiter den blinden Gstrein, den er zu einem Augenspezialisten bringen wollte. Sepp hoffte auf Rettung wenigstens des einen Auges, und zufolge des Zuredens glaubte Gstrein an die Möglichkeit der Wiedererlangung des Sehvermögens im weniger verletzten Auge.

Geflickt der Sepp Holzer und mehrfach verbunden; der Michel Gstrein trug eine Binde um die Augen, mußte auf Schritt und Tritt geführt werden, betreut und gepflegt wie ein hilfloses Kind im zartesten Alter. Für jeden freundlichen Griff dankte er dem Begleiter, bedauerte, daß so viel Mühe verursacht werde. Lange währte die Fahrt in langsam fahrenden Zügen. In Aufenthaltsstationen gab es immer Speise und Trank und — Blumen für die heimkehrenden Urlauber-Helden. Blumen massenhaft für den des Augenlichts beraubten Gstrein; auch Geschenke wurden gegeben, wo der blinde Reservist am Wagenfenster sich zeigte und der Aufenthalt länger währte. Doch Gstrein lehnte dankend ab, verbot dem Begleiter die Entgegennahme.

In München suchte Sepp den „gnä' Herrn", Oberleutnant-Landgerichtsrat a. D. Aumer auf, der nach erlangter Wiederherstellung zur Rückkehr ins Feld rüstete und ob des Wiedersehens sehr überrascht war. Sepps Rapport über die Ereignisse und den Verlust des Augenlichts bei Gstrein steigerte die Überraschung und bewirkte, daß Aumer sich sofort bereit erklärte, das Mögliche für Gstrein zu tun. Es verfügte Aumer die Unterbringung des Blinden bei dem hervorragendsten Augenspezialisten mit dem Beifügen, daß Aumer alle Kosten übernehmen werde. Von der Einbringung eines Gnadengesuches riet er ab, da die Angelegenheit nicht erledigt sei. Dann fand eine letzte, „alkoholfreie" Besprechung Aumers mit Sepp statt. „Was du im Genesungsurlaub brauchst, geht selbstverständlich alles auf meine

Digitized by Google

Kosten, wie ja auch dein Lohn unvermindert weiterläuft! Wo willst den Urlaub verbringen?"

„Im Revier!"

„Jetzt im Winter? Als Mensch, der ausgeheilt werden muß?!"

„Wird bald g'schehen sein! Soweit saiht's net, drum will ich tun, was ich muß: nachschauen im Revier! Wird schlimm sein, wo es koa Aufsicht 'geben hat!"

Aumer sprach ob solchen Pflichteifers wohl seine Freude und Anerkennung aus, lehnte aber die Ausübung des durch winterliche Verhältnisse doppelt erschwerten Revierdienstes ab.

„Sell können S' mir ja gar net verbieten! Im Urlaub bin ich, dahoam in Lochham bin ich aa, Arbeit hab ich sonst net, koane Verwandten, Zeit g'nug, Liab zum Beruf und Dienst, also werd ich nachschauen! Der richtige Jaager kennt aa im irgsten Winter koa Abhaltung! Sagen der gnä' Herr, was Sie mögen, ich mach mein Dienst, so viel ich machen kann! Und ist der Urlaub um, so ruck ich wieder zum Regiment ein! Haben S' die Gnad' und bleiben S' mir gewogen, gnä' Herr!"

Gerührt reichte Aumer dem pflichttreuen, opferwilligen Jäger die Hand. Und reichlich beschenkte er den braven Sepp. „Den Blinden mußt halt, wenn es Zeit ist, nach Lochham bringen!"

„Saiht sich nixen!"

„Schön! Was wird sein mit dem Madl, wo . . ."

„Mit Verlaub! Ich werd mich in selle Sach liaber net weiter einmischen! Kimbt nix G'scheit's raus bei Madlg'schichten und Weiberleut!"

„Das hättest du besser früher betätigen sollen und können!"

„Wenn die Kuah aus'm Stall ist, macht man die Tür zua!"

„Na, Gott befohlen! Auf Wiedersehen! Weidmannsheil!"

„Weidmannsheil und Dank für alles!"

Sepp ging. Und in der Herberge schrieb er echt gebirglerisch naiv-treuherzig und schneidig dem — König von Bayern einen Brief mit der „freundlichen" Bitte um Begnadigung des Michel Gstrein unter Darlegung der Gründe.

Tags darauf war Sepp in Lochham, wo er die Kameraden Gatterer und Stuib und noch etliche Urlauber besuchte, die alle zur Genesung in die Bergheimat auf etliche Wochen entlassen worden waren. Wiedersehensfreude ohne Spottbeimischung am ersten Tage. Dann freilich, und weil Gatterer zum Null auch in feldgrauer Uniform den „Beigeordneten" betonte, setzten Anzüglichkeiten ein, die Null veranlaßten, die Wirtshäuser zu meiden. Sepp zog schon am dritten Tage hinauf zur Dienstbütte im Revier. Weniger Schnee, als erwartet, fand er oben. Dafür manche Anzeichen, daß das unbeaufsichtigte Revier von — „Schwarzgehern" besucht worden sein mußte. Die Tätigkeit Sepps mußte sich auf Futterstreuung beschränken. Nach Umfluß von drei Wochen trieben scharfe Kälte und Gelenkschmerzen den Jäger zurück nach Lochham. Zwei Schreiben fand er dort vor: Die Aufforderung, den unheilbar blinden Gstrein abzuholen, und die Mitteilung, sich im Bezirksamte einzufinden.

Sepp setzte jetzt den Beigeordneten Gatterer von allen Ereignissen in Kenntnis und verließ das Haus, bevor Null sich von der großen Überraschung erholen konnte.

Sepp rannte zur Bahnstation und fuhr an den Sitz der Bezirksbehörde. In diesem Gebäude fand er nach langem Suchen die „richtige Tür"; er erlebte alsbald die Enttäuschung, daß man ihm sagte, ein allerhöchster Gnadenakt könne erst nach völliger Klarlegung des Sachverhalts, also nach gründlicher Untersuchung der Angelegenheit erfolgen. Einen Verweis holte sich der Bergmensch und Jäger wegen der Bemerkung, daß „man" ihm „diese Mitteilung" viel einfacher mit Brief nach Lochham hätte senden und die Rennerei und Sucherei im „Taubenschlag" ersparen können.

Beim Verlassen des Bezirksamts maulte der vergrämte Jäger: „Allmal geht's schief, bald man mit die Amter z' tun hat! Wo d' a Wappl siahgst, ist's schon g'faiht aa für unseroan!"

Was der Sepp mehr als die Beamten scheute, war die Übernahme des blinden Gstrein, falls dem Michel die fürchterliche Nachricht vom dauernden Verlust von seinem Begleiter mitgeteilt werden müßte.

Zaghaft und kleinlaut erschien Sepp in der Klinik, und nach zwar freundlicher, aber wortkarger Begrüßung geleitete er den Blinden

Digitized by Google

zur Bahn. Unterwegs fragte Gstrein, was — den Sepp bedrücke, über die Leber gelaufen sei, weil der Begleiter so schweigsam sei.

„Mich friert's in der Zung!" meinte Sepp scherzhaft, doch klangen die Worte gepreßt. Und wie der sonst so rauhe, derbe Jäger den Blinden anblickte, stieg ein Seufzer ehrlichen, weichen Mitleids aus der Brust.

„Friert's dich eppa inwendig aa?"

Dem Heulen nahe fühlte sich Sepp.

Das schien der Blinde zu ahnen. Tröstend sprach Gstrein: „Mußt es net z' scharpf nehmen, daß ich aufs Augenlicht verzichten muß! Mir g'schiecht recht, die schware Straf hab ich verdeant! Schwar, aber g'recht! Und wenn ich's recht bedenk, ist's mir allweil no(ch) liaber so, als wenn ich ohne Haxen oder sonstwie als öllendiger Krüppel weiterleben müßt!"

Die stoische Ruhe wie die ergebungsvolle Auffassung des unvermeidlichen Schicksals richtete Sepp wieder auf. „So haben sie dir g'sagt, daß nix z' hoff'n ist?!"

„Freilich! Hab oft g'nuag bittet und bettelt um die Wahrheit. Und aftn haben sie schreiben müssen in meinem Namen, indem daß ich auch die Wahrheit von wegen dem Madel erfahr.."

„Wieviel?" fragte Sepp, und erregt rutschte er auf der Bank näher zum Blinden hin. „Hast Botschaft kriegt?"

„Wohl wohl! Guat aa no(ch)!"

Sepps Blicke hingen an den Lippen Gstreins. In gespanntester Erwartung bebte der Jäger. „Red weiter, Michel!"

„Ist net nötig, alles in Ordnung!"

„Wieso? Warum?" rief Sepp in Unruhe.

„Bist du aber zapplig und — neugierig! Wundert mich, wo du do(ch) selm zu deinem Herrn g'sagt hast, daß nixen g'wen ist mit dir und dem Madel, wo a dumme Gans ist!"

„Gott sei Dank, daß es aso ist und net anders! Was ist dir g'schrieben worden?"

„Net viel, aber richtig!"

„Herrgott im Himmi, so red do(ch) g'scheit und richtig!"

Gelassen erwiderte der Blinde: „Dich geht ja 's Madel nixen an, g'habt hast es net mit der Gretl, willst aa nixen von ihr, also geht dich die ganz' Sach' nixen an!"

„So ist die Sach' dengerst net! Wo ich dich hoambringen muß und net woaß zu wem! Als Begleiter muß ich wissen, wie es ist!"

„So, so! Du ‚mußt' es wissen!"

„Red, oder — ich steig auf der nächsten Station aus!"

„Tue's, wenn d' kannst!"

„Wer sollt mich abhalten?"

„Die Neugier! Du möchtest do(ch) wissen, was das Madel g'schrieben hat! Ehvor du sell net woaßt, steigst aa net aus!"

Betroffen guckte Sepp den stoischen, klugen Gstrein an.

„Friert's dich wieder in der Zung?"

„Viel g'scheiter bist, als du ausschaugst! Nix für unguat, ist net bös g'moant g'wen! Ich laß dich net im Stich und werd dich schon richtig abliefern . . ."

„Dank schön! In der Station für unsere Gegend wird's Madel schon warten! Aftn bist erlöst!"

„Die Gretl wird dich erwarten?"

„Ja! 's Madel hat g'schrieben, kurz und guat: Den Blinden will die Gretl net verlassen, will ihn pflegen lebenslang im Ehestand! An Krüppel hätt's Madel net g'nommen! Also bin ich net bös, daß die Kugel meine — Augen erwischt hat! Und wenn ich die ander Straf', die aa sein muß, verbüßt hab, wird g'heiert!"

„Gott sei Lob und Dank! Also kunnt's no(ch) recht und guat werden!"

„Ich hoff's!"

Von schwerer Bedrückung befreit, wurde Sepp vergnügt. Die Begegnung mit der „dummen Gans" brauchte er nicht mehr zu fürchten.

Die Ablieferung des Blinden vollzog sich glatt. In nichts ließ Greti merken, daß sie den Jäger jemals gesehen habe. Kurz und höflich dankte sie für das treue Geleit ihres — Zukünftigen. Und so rasch zog das Mädel mit dem Blinden ab, daß Sepp sich von Gstrein nicht mehr verabschieden konnte.

Dem Paare nachblickend, murmelte Sepp Holzer: „Der g'scheitest Mensch auf Erden ist unser Jagdherr, wo die Weiber kennt und ledig bleibt aus — Überzeugung!" — —

Die Erledigung der Gstreinschen Angelegenheit konnte Sepp nicht erwarten; wiederhergestellt, zog er willig und freudig ins Feld zu seinem Regiment. — — — — —

Digitized by Google

Hans Lermer mit dem Steckschuß im Kopfe war im Lazarett seiner Verwundung wegen ein Patient, dem größtes Interesse und sorgfältigste Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Der Befund lautete auf Streifschuß, Zersplitterung der Schädelknochen, völlige Körperlähmung und Verlust der Sprache. Der Chefarzt, ein Universitätsprofessor von großem Ruf, übernahm sofort die Behandlung und schritt nach durchgeführter Röntgenaufnahme zur Operation. Die Schädeldecke wurde geöffnet, die ärztliche Hand entfernte mit größter Sorgfalt, Vorsicht und Ruhe die Knochensplitter aus dem Gehirn, wodurch der Anlaß zur Lähmung und zum Verlust des Sprachvermögens beseitigt wurde. Nach Beendigung der Trepanation verkündete der Professor seinen Assistenten, daß binnen längstens sechs Tagen der Patient zum mindesten einzelne Worte werde sprechen können. Bei derlei Kopfschüssen sei das Wichtigste die möglichst frühzeitige Entfernung der in das Gehirn eingebohrten Knochensplitter, worauf sich das Gehirn in erstaunlich kurzer Zeit erholt und die Störungen rasch zurückgehen. Dieser Erfolge wegen könne das Gehirn nicht mehr als edelster Körperteil angesehen und respektiert werden.

Hans Lermer vermochte schon am fünften Tage etliche Worte zu sprechen, wobei sein sorgfältig verbundener Kopf vor Freude strahlte. Nach Umfluß etlicher Wochen erfuhr er von einem der Assistenten, daß der Professor durch sofort vorgenommene Operation den Reservisten trotz des Kopfschusses gerettet habe.

„Wie dös?"

Mit kurzen Worten wurde die Trepanation erklärt und beigefügt, daß der Kopf jetzt nicht mehr der edelste Körperteil sei.

Lermer nickte. „Dös Wichtigst' ist bei mir net der Schädel, wohl aber die — Zung. Dann sinnierte Hans eine Weile. Und dankbar zum Assistenzarzt aufblickend, sprach er: „San woltern g'scheite Luadern, die Dökter von heunt!"

Der Assistent verließ in größter Eile den Krankensaal, der Lachkitzel war übermächtig. Am homerischen Gelächter über solche „volkstümliche" Anerkennung ärztlicher Tätigkeit beteiligte sich mit allem Eifer auch der Professor, der heulend unter Lachtränen versicherte, daß ihm dieser altbayerische Kraftspruch lieber sei als der größte Orden . . .

Acht Wochen nach Empfang der feindlichen Kugel in den Bajuvarenschädel stand Hans Lermer in der Wohnstube des Lochhamer Bürgermeisters und hielt die Susi in den Armen. Und an den säuerlich guckenden Dirndlvater richtete der Hüne die feierliche, waldlerisch gewürzte Ansprache: „Der Vadder kan dös net verweigern! Schimpf der Herr Vadder, soviel er will, die größt Grobheit verdean ich! Aber ich bleib dabei, daß der Buddarengl hiazt mir g'hearn muß! Und g'heiert wird so bald als möglich! Meinetwegen heunt no(ch)! Und als Eh'mann ruck ich aftn wieder ins Feld, was die heiligere Pflicht ist! Ich bitt also den Herrn Vadder um Einwilligung und Segen!"

„Werd mir nixen anders übrigbleiben! Wo der Lump den Rahm wegg'schleckt hat!"

„J'ruckhalten, Herr Vadder! Den Tochtermann hoaßt ma(n) koan Lumpen, ansunsten ist der Schwiegervadder aa net viel besser!"

Susi weinte und suchte den hünenhaften Bräutigam zu beschwichtigen. Lermer drückte das Mädel an sich und sprach: „Harm dich net, Buddarengl! Der Vadder siecht net, was er redet, und drum muß eahm sein G'schwatz verziehen werden! Amen!" . . . .

Etliche Wochen später standen Gatterer, Stuib, Sepp Holzer und Hans Lermer, dieser als Ehemann, wieder beim Regiment vor Arras in unverminderter bayerischer Schneid!

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Mein ist die Ernte!

In vollen Garben steht das Korn,
Das Brot, die Kraft, des Lebens Born.
Der Bauer sieht dem Segen zu
Und spricht für sich in guter Ruh:
Mein ist die Ernte.

Der Feind, mit Tücke und Verrat,
Hat auch bestellt — die Drachensaat!
Da wuchsen grimme Heeresreih'n.
Er denkt: Ich werf' der Zwietracht Stein —
Mein ist die Ernte.

Das deutsche Volk, in heil'gem Zorn,
Blieb einig doch — und drosch sein Korn;
So weit das Feld, so groß die Kraft!
Die Sieger jauchzen, unerschlafft:
Mein ist die Ernte.

Doch hinterdrein, im Abendrot,
Vom Schlachtfeld schreitet Schnitter Tod.
Er knirscht: Wer nimmt den Mund so voll?
Besiegte Sieger — her den Zoll!
Mein ist die Ernte.

Tod — wäre dies der letzte Sinn?
Des Lebenden sei der Gewinn!
Wir schaffen für den Herrn der Welt,
Der uns den Lohn nicht vorenthält;
Sein ist die Ernte.

Bernhard Schäfer.

Der Apfel im Glauben der Völker / Von A. M. Witte

In keinem Kapitel der Bibel findet sich der geringste Anhalt für die allgemein verbreitete Ansicht, daß der „Baum der Erkenntnis", von dessen Früchten, trotz göttlichen Verbotes, das erste Menschenpaar gegessen, ein Apfelbaum gewesen ist, und doch heißt es, seit uralten Zeiten, daß Eva dem Adam einen „Apfel" gereicht habe. — Augenscheinlich entsprang die Ideenverbindung der bedeutsamen Rolle, der von jeher der Apfel in der Symbolik der Völker spielt; wie denn noch heute der „Reichsapfel" auf dem Kreuze als Sinnbild der Weltherrschaft gilt.

Der Sage nach schenkte Dionysos, der „Schöpfer des Apfelbaumes" — wie es in alten Mythen heißt, — ihn der Aphrodite. Diese spendete drei der schönsten Früchte Hippomenes, der durch sie die schnellfüßige Atalanta zur Gattin gewann. Seit jenen fernen Tagen galt bei den Griechen wie Römern der Apfel als Sinnbild der Liebe, als das Attribut der Liebesgöttin, neben der Myrte. — Durch den Zeitlauf klingen die verschiedenen Erzählungen von Äpfeln, durch die man die Gunst der oder des Geliebten gewann. Aristophanes warnt: „Laufe nicht Tänzerinnen nach, daß dich keine mit dem Apfel trifft," und Menalkos berichtet, er habe zehn goldigglänzende Äpfel dem „geliebten Knaben" geschenkt. Dann wieder gibt es eine Erzählung von einem Jüngling, der bei dem Feste der Artemis einen Apfel der die Opferweihe vollziehenden Kydippe zugeworfen, in den er zuvor die Worte geritzt: „Ich schwöre bei der Artemis, mich dem Akonios zu vermählen". Die Jungfrau habe, ohne über den wahren Inhalt der Worte nachzudenken, den Apfel gegessen, um später, im Begriff, einen anderen zu heiraten, schwer zu erkranken. Das war die von Artemis gesandte Strafe für den gebrochenen Eid. Erst als die Hochzeit mit Akonios festgesetzt ward, genas sie wieder. — Auch in der nordischen Sage, in der man den Apfel als die Speise der Affen kannte, und ihm verjüngende Kraft zuschrieb, findet sich außerdem das Liebesmotiv. Hier war der Apfel der Iduna geweiht, der Gattin Bragas. Dieser Apfelbaum wurzelte im nie versiegenden Jungbrunnen. Seine Früchte genossen mit Vorliebe die Einherier, diese nach Walhall ziehenden Hel-

Digitized by Google

den, um sich unvergängliche Jugendkraft zu verschaffen, für den letzten, schweren Kampf bei der Götterdämmerung. Äpfel hingen die Altvordern darum auch an den „Malbaum", der bei keinem Feste einst fehlen durfte, und der im Pfingstbaum, wie besonders in dem äpfelgeschmückten Weihnachtsbaum der heutigen Generation noch lebt. Vergoldete Äpfel galten als die „vom Goldlichte der Sonne verklärte Erde." Auch sie sind der jetzigen Welt noch bekannt, freilich, daß dieses ohne bei ihrem Anblick des alten Sinnbildes gedenkt.

Im germanischen Norden kennt man die Geschichte von dem Joel Apollonius, der um die Königstochter Herburg wirbt und den Brief, der ihn ihrer Gegenliebe versichert, in einem Apfel findet. Ebenso jene andere von der schönen Jungfrau auf dem Glasberge, die sich nur Jenem vermählen will, der aus ihrer Schürze die drei Äpfel holt. Vergebens versuchen zahlreiche Ritter, des Berges Gipfel zu erreichen. Da wirft sie endlich dem, den ihr Herz erwählte, die Äpfel entgegen.

Das alte Märchen vom Eisenhans erzählt von dem als Gärtner verkleideten Königssohn, der dreimal den goldenen Apfel fängt, den die Prinzessin in die Höhe schleudert, den unbekannten Retter des Landes dadurch zu erkunden.

In der Mythe Skionisför, in der Freyr um die Erde wirbt, spricht der als Freiwerber entsandte Skirner:

Der Äpfel elf
Hab' ich allgolden,
Dir will ich sie geben,
Deine Liebe zu kaufen,
Daß du Freyrn bekennst,
Es lebe kein Lieberer dir.

Nach alledem ist es erstaunlich, daß auch die deutsche Liebesgöttin als Attribut den Apfel aufweist, wie auch die Wenden ihre Liebesgöttin darstellen: in einer Hand eine Traube, in der anderen einen Apfel haltend. Auch in der Wendei galt seit uralten Zeiten das Darbieten eines Apfels als Werbung, die Annahme als Erhörung.

Vereinzelt herrscht in dieser oder jener Gegend unseres deutschen Vaterlandes auch jetzt die Sitte, daß der Jüngling dem Mädchen seiner Wahl einen angeschnittenen Apfel als Liebespfand überreicht. Ebenso spielt der Apfel in den sogenannten „Schicksalsnächten" naturgemäß eine bedeutende Rolle. Während in der Lausitz die Mägde in der Neujahrsnacht einen Apfel essen, dabei zum Fenster hinausschauen, um aus dem Stand des ersten Vorübergehenden den Stand des künftigen Gatten zu erforschen, legen in anderen Provinzen die jungen Mädchen einen Apfel unter ihr Kopfkissen, da sich dann der Freier im Traume zeigen soll. Allgemein verbreitet ist auch der Glaube, daß sich aus den beim Niederwerfen einer Apfelschale bildenden Runen auf den Namen des betreffenden Verehrers schließen lasse. Einzelne werfen in der Andreas- oder Silvesternacht einen Apfel über die Schulter zum Fenster oder zur Haustür hinaus, um zu erforschen, nach welcher Himmelsgegend er rollt, da dort die künftige Heimat sein wird.

Auch aus den Kernen wollen manche die Zukunft ergründen. Zerteilt man mit recht scharfem Messer den Apfel, und die Kerne bleiben unversehrt, dann hat man Glück zu erwarten; ist ein Kern verletzt, so deutet dies auf Zank und Streit, sind mehrere durchschnitten, auf Krankheit oder gar Tod.

Hier klingt augenscheinlich der Glaube an die „verjüngende Lebenskraft" des Apfels an, die im Kerne vernichtet wird. Eine uralte Sitte läßt einen Apfel an der Hochzeitstafel zerschneiden, aus den einzelnen Stücken eine Pyramide bauen, und diese umwerfen. Aus der sich bildenden Figur soll man Glück oder Unglück, Kindersegen oder Kinderlosigkeit prophezeien können. Ebenfalls ein Niederschlag des altgermanischen Glaubens, der in dem Apfel, besonders in dem so körnerreichen Granatapfel, das Sinnbild der Fruchtbarkeit sah, welcher Glaube sich übrigens auch in der griechischen Mythenwelt findet. Eine Sage erzählt, daß als Närir, der Beherrscher der Lande zwischen Schelde und Waal, Odin um einen Sohn gebeten, dieser ihm einen Apfel zugeworfen habe. Es heißt dann im Liede weiter:

Er ging und trug den Apfel zur frommen Königin,
Sie aß davon und fühlte bald mit beglücktem Sinn,
Daß sich ihr Wunsch erfülle . . . . . .

Äpfel werden auch gelegentlich der Hochzeitsfeier des Zeus mit der Thetis erwähnt. Eris erregte durch einen Apfel, den sie bei diesem Feste unter die anwesenden Gäste warf, die Eifersucht der Göttinnen. Durch das Urteil des Paris, der diesen Apfel als Preis der Schönheit Aphrodite zuerkannte, wurde der trojanische Krieg entfacht. (Allerdings ist es nicht genau erwiesen, ob dieser sogenante „Erisapfel" nicht mit der Quitte identisch war, die ebenfalls als der Göttin Venus geheiligt galt.)

Die verschiedenen Mythen vom Apfel finden sich in etwas veränderter Gestalt in einzelnen Kinder- und Volksmärchen wieder. Goldene Äpfel, die ewige Jugend verleihen, Äpfel, die Krankheit und Seelenschmerz lindern, und dergleichen mehr.

Aber nicht nur dieses oder jenes Märchen, auch der Volksglaube läßt Äpfel, die man nüchtern am Pfingstmorgen ißt, vor kaltem Fieber behüten, und erhofft Genesung von dem Schlaf unter dem Apfelbaum. Ein altes Volkslied, das einen jungen Burschen zur kranken Braut kommen läßt, erzählt:

Was zog er wohl aus der Tasche mit Fleiß?
Ein Äpfelchen, das war schön rot und weiß.
Er legte es auf ihren weißroten Mund,
„Mein Schätzel bist krank, — werde wieder gesund."

Digitized by Google

Eine eigenartige Anwendung fand der Apfel bei den Goten. Sollte ein Knabe geprüft werden, ob er schon unter männliche Erziehung gehöre, so ward ihm ein Apfel und eine Münze dargeboten. Griff er nach dem Apfel, so glaubte man daraus entnehmen zu müssen, daß er noch weiblicher Pflege bedürfe, er also ein „Apfelkind" sei, wie es noch heute in Dänemark genannt wird. Sogar auf die Rechtspflege wurde solche Prüfung ausgedehnt. Als unter der Regierung des Grafen Nikolaus I. von Zollern ein kleiner Knabe einen anderen erstochen hatte, ließ man ihm die Wahl zwischen einem Gulden und einem Apfel. Da er letzteren wählte, glaubte man seine Kindlichkeit dadurch bewiesen zu haben und sprach ihn frei.

Jedenfalls reicht die Kultur des Apfels, wie auch die der Birne, in das graue Altertum, wie die Worte beweisen, die Odysseus seinem Vater Laërtes sagt, um sich ihm zu erkennen zu geben.

„Unter den Bäumen gingen wir um,
Du zeigtest mir jegliche Gattung,
Dreizehn schenktest du mir Birnbäume und zehn [mit Äpfeln.

Verbürgt der Zug, daß sich Odysseus aller Bäume entsinnt, die in der Kinderzeit der Vater ihm schenkt, und dieser es auch als ausschlaggebendes Erkennungszeichen aufnimmt, doch genügend den Anteil, den selbst die kühnen, kampferprobten Helden jener Tage an der friedlichen Beschäftigung des Obstbaues nahmen.

Wie aber die alten Griechen und Römer die Äpfel schätzten und frühzeitig pflegen lernten, so wurden diese auch schon in ferneren Tagen nach Mitteleuropa verpflanzt, bald das charakteristische Obst dieser Zone werdend. Am schnellsten heimisch wurde der Apfelbaum in Europa. Hier gedeihen die edelsten Sorten. Schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts waren die Äpfel aus „Borsdorf bei Meißen", die auch Luther lobend erwähnt, hochberühmt.

In Bildern und Vergleichen wird der Apfel häufig erwähnt. Der Vergleich „süß wie ein Apfel" oder „apfelrote Bäckchen" findet man reichlich so oft, wie die Redensart: „In den sauern Apfel beißen müssen!" oder jene: „Ein fauler Apfel steckt andere an." — Auch das Volkswort: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm", oder „Es konnte kein Apfel zur Erde," ist allgemein verbreitet. „Zankäpfel" gibt es noch heute, wie man auch noch immer von „goldenen Äpfeln in silbernen Schalen" hört. Pädagogische Weisheit lehrt: „Neben der Rute muß der Apfel liegen!" und was dergl. Redensarten mehr sind. Ganz untrennbar ist der Apfel vom deutschen Weihnachtsfest. Wie schon zuvor erwähnt, schmückt er den Tannenbaum. Mit Pfefferkuchen und Nüssen vereint, begleitet er die dargebrachten Gaben. In jenen Gegenden, wo die Tannen selten sind, kennt man als Ersatz den „Putzapfel", d. h. ein besonders schönes Exemplar dieser köstlichen Frucht, der, mit Schaumgold verziert, auf vergoldete Nüsse gestellt und mit Lichtern umgeben wird. Die modernen Öfen tragen die Schuld, daß dem jetzigen Geschlecht die Poesie des „Bratapfels" unbekannt blieb. Freilich könnte man sie auch auf der Maschine braten, aber das ist keineswegs dasselbe. Welch eigener Zauber lag auf einem Winterabend, an dem die Mutter der andächtig lauschenden Kinderschar Sagen und Märchen erzählte, während der würzige Duft des im Ofen schmorenden Bratapfels das Zimmer durchdrang, — wenn der leise summende Ton aus der Ofenröhre Kunde brachte, daß der Apfel nun gut war! — Die Jetztzeit hat für solche schlichte Poesie kein Verständnis mehr. Welche Mutter erzählt ihren Kindern noch Märchen!!!

★

Fliegergöttlichkeit

Ich bin der güldenste der Vögel!
Meinem Mut gehören die Lüfte.
Im Blau ist nur noch wenig zwischen Tod und Leben.
Die ewige Gleichheit macht froh.
Und so empfinde ich fast in kalter Allmacht,
Daß ich der Freunde Freude, der Feinde Tod bin.
Vor meinem Blick schweigen tausend Geschütze,
Und die Flucht der Überraschten ist kribbelnden Ameisenhaufen gleich.
Aus ängstlichen Verstecken werfen sie nach mir mit Schrapnellen,
Die aber zerspringen unter mir und verwehen als weiße Spielbälle.
Denn ich bin der Freund des Todes.
Wenn ich wüßte, daß der Tod treu ist,
Würde ich noch mehr mit ihm spielen!
Ich sehe mehr in einer Sekunde
Als mancher in seinem ganzen Leben!
Der Anblick der kleinen Erde ist reizlos geworden.
Ich habe ein Gefühl der Schönheit
Für die Verschiedenheit der Lüfte und Wolken,
Denen ich seltsame Namen gebe.
Oft muß ich mich zwingen, Mensch zu sein.
Unter diesem Zwange leiste ich dem Vaterland die Dienste.
Viel lieber aber wäre ich nur der güldenste der Vögel!

Fred Hein, freiw. Luftschiffer.

Digitized by Google

Die Armen / Novelle von Rose Raunau

Gelangweilt und mißmutig geht er vom Klub aus durch die herbstlichen Straßen. Wie unsagbar öde ihm wieder alles ist, wie freudlos jede Freude, wie sinnlos jedes Erleben. Er hatte alles, einfach alles, und er konnte sich auf keinen unerfüllten Wunsch besinnen, von dem ersten Pony, den sie ihm zum Geburtstag im Gartenzimmer, wie er verlangt, an seinem Tisch aufgebaut, mit Glöckchen und bunten Bändern behangen, bis bis —

Ja, das Traurige war, daß ihm von erfüllten Wünschen nie die volle Freude der Erfüllung kommen wollte, daß alle Farben der Gewährung ihm so bald in dem müden Grau der Gewohnheit verblaßten. Woran es nur gelegen, daß er niemals Entzücken und Dankbarkeit vor der Gunst des Schicksals gekannt, die seinen Lebensweg so eben und so dornenlos gemacht?

Ein Gesicht, das ihn forschend ansah, ließ ihn aufblicken. Dieses Gesicht mußte er kennen! Und wie er nachsinnend den Kopf zur Seite wandte, sah er noch eine andere Gestalt, die ihm früher vertraut gewesen, näher kommen, zufällig, unwahrscheinlich zufällig, alle beide zu gleicher Zeit. Wie verabredet stießen sie aufeinander. Ein Anschauen, ein Besinnen und Finden, und mit erwachendem Leben hatten sich die drei die Hände gereicht und geschüttelt. War das ein seltsames Wiedersehen! Das mußte ausgedehnt und gefeiert werden.

Sie konstatierten, daß sie ebenso zufällig alle drei frei wären, daß nirgendwo nirgendwer auf sie wartete, den sie nicht ruhig hätten warten lassen können. Und in schnell belebtem Gespräch, das Fazit der letzten Jahre gebend, gingen sie die Friedrichstraße hinunter, dem Kaiserkeller zu.

Beim Scheine der roten Lampen, die den Tisch erhellten, musterten sie noch einmal schweigend einander, jeder im stillen mit dem Resultat, daß die Jahre die anderen beiden doch schon sichtbar gezeichnet. Sie vergaßen, daß es der Maßstab für einen selber ist, wie alt einem seine Jugendgenossen erscheinen. Oder sie ahnten es, denn jeder seufzte ein weniges, der guten, goldenen Zeit gedenkend, in der sie zusammen jung gewesen und voll jauchzender Ideale.

„Wer uns damals als Studenten prophezeit hätte, daß wir noch einmal solchen Rotwein zusammen trinken — und bezahlen würden, Werner," begann der Rechtsanwalt lachend, „und in solcher Umgebung."

Ihm, der aus seiner kleinen Stadt wieder nur auf Tage hier war, eines Prozesses wegen, imponierte die Pracht um ihn her, die die anderen gar nicht sahen, immer von neuem.

„Mich hätte der Prophet nicht weiter überrascht; ich habe unsere Misere eigentlich nie für was anderes gehalten, als für eine Durchgangsstation, und ich will gar nicht vergessen, wie köstlich die auch zuzeiten gewesen ist."

„Köstlich? Dazu gehört Phantasie, muß ich sagen. Du bist also auch noch den Erinnerungen gegenüber der alte liebenswürdige Optimist von ehedem geblieben. Verdammt viel Schweres war doch dabei. Du hast es, glaub' ich, nie so recht gemerkt, Nortmann, du, trotzdem Dritter im Bunde, wie kunstvoll wir das Brot unserer Tage und das Licht unserer Nächte uns einteilen mußten."

„Nein. Nur, daß ihr nicht reich waret, wußte ich. Wir blieben ja auch nur noch die zwei Semester hier in Berlin zusammen, dann war ich in einem Neste Referendar, und nachdem ich den Dr. juris erreicht hatte, dieses Ziel aufs innigste zu wünschen, das mein Alter kaum erwarten konnte, bin ich zu ihm in die Fabrik getreten. Es hat mich auch nie gereut, es ist ein wundervoll weites Feld, das wir bebauen und beherrschen, und man ist eine Art König, ein glücklicher König in seinem Bereich."

Er lächelte stolz und zufrieden und glaubte eine Weile selber, daß er es sei.

„Einem denkenden Arzt soll's schwer werden, sich Zufriedenheit mit seinem Berufe einzureden, da seid ihr anderen uns alle über. Von dem wenigen abgesehen, was man zum Glücke doch tun kann, manchmal, und was einem im stillen die Seele weit macht. Aber ich freue mich wie ein Kind daran, und gestehe es fröhlich ein, freue mich, nach dem langen Winter des Mißvergnügens einen frühlingsicheren Erwerb zu haben. Er läßt mich nicht gerade schwelgen, dieser Erwerb, aber mich doch meines leiblichen Lebens genießen.

Ich hab' als Arzt, noch dazu als einer weit draußen aus einem armseligen Vororte, die Pflicht, auf die Kassen zu schimpfen, aber ich tu's selten. Ich bin dankbar, daß mir durch sie erspart wird, an die Bezahlung meiner Arbeit denken zu müssen. Ich habe Geld nur von dem Herrn Vorstand zu nehmen, der sich dafür, das sei ihm zugestanden, als eine der wichtigsten Personen im Staatswesen vorkommt, brauche es nicht groschenweise zu nehmen, und nicht von einer schwieligen Arbeiterhand.

Ihr Anwälte, Schröder, die ihr eure Bureauvorsteher habt, könnt das gar nicht beurteilen, wie das ist. Ich bin im Anfang und noch lange immer rot wie ein Schuljunge geworden beim Geldnehmen."

„Als ausgewachsener Mensch läßt sich das überwinden, das Rotwerden," sagte der Anwalt, „aber was hat man als Kind gelitten von Scham, von rechter und falscher! Mir wird das heute alles so lebendig. Wie mein Vater sein Vermögen verloren hatte, sind wir öfter umgezogen. Immer ein wenig kleiner und finsterer wurde es dabei, was wir Kinder aber unter dem Reize des Neuen ganz unerheblich fanden, und einmal, ich habe lange

Digitized by Google

nicht mehr daran gedacht, trug ich beim Umzuge einen Tisch, die Platte auf dem Kopfe, die vier Tischbeine ins Blaue ragend.

So sah mich ein Junge aus meiner Klasse. Ich erschrak und habe mich geschämt wie nie wieder seitdem über was. Er hatte soviel gutes Herz, schnell wegzusehen, ich glaube auch nicht, daß er von seinem Einblick in mein Leben den anderen erzählt hat, aber ich erinnere mich, daß ich ihn haßte seitdem, und daß ich mich erleichtert fühlte, jämmerlich erleichtert, wie er bald darauf an einer Blinddarmentzündung gestorben ist."

„Ich hatte jetzt einen Fall von Blinddarmentzündung —"

„Ach nee du, nich fachsimpeln, ich hab' das bloß erzählt, um zu sagen, wie gemein, wie erbärmlich gemein einen die Armut machen kann, die Armut, die nicht schänden soll.

Aber Gutes hat sie in der Folge auch gewirkt. Ich werde mein Lebenlang verhindern, wo ich kann, daß einem armen Teufel von Familienvater etwa die Uhr gepfändet wird. Wir schämten uns schon, ewig bei unseren Nachbarn nach der Zeit zu fragen, bei denen auch die Erzählung von dem stehengebliebenen Regulator allmählich an Glaubwürdigkeit verlor. Und so kam's, daß unsere arme, von Sorgen hart gewordene Mutter, die nicht immer wissen konnte, wie spät oder wie früh es war, uns im Winter vor Morgengrauen schon auf die Straße und zur Schule trieb.

Dort erst hörten wir von Arbeitern, die wir ansprachen, es sei fünf Uhr morgens statt sieben — wir hatten eine Stunde weit zu gehen —, und wir schlichen, scheu, gesehen zu werden, wieder die Treppe hinauf, um fröstelnd auf einem Stuhle, die Bücher auf dem Rücken, noch einmal einzuschlafen. Ich bin imstande, über alles, was einmal war, in der rechten Stunde zu lachen, aber darüber, über dieses Kinderelend werde ich, glaube ich, niemals lachen lernen im Leben."

„Armer Kerl! Ganz so toll ist es mir nie gegangen. Nur daß ich Kartoffeln nicht mehr essen kann, weiß ich, weil ich sie für ein langes Dasein ausreichend schon pränumerando als Jüngling habe essen müssen; auch daß ich meinen Homer meistens auf der Treppe bei der Flurlampe präpariert habe, ist historisch nicht wegzuleugnen. Aber alles das hatte seinen Reiz zuzeiten. Empfinden lernte ich eigentlich die Not erst als Student. Wenn man sich abends seine Strümpfe selber gewaschen, um sie morgens „wechseln" zu können, oder wenn einen ein süßes Mädel um ein Bild gebeten, und man sie abweisen mußte und schroff als Philosoph dazu bemerken: „Photographieren, daß ist eine Sache für Gecken!" Weil man nicht an Geld für den Photographen denken konnte. Dafür lege ich heute viel Wert auf ein Strumpflager und auf Beleuchtungskörper, auch außerhalb der Treppe."

„Und ich auf exakte Uhren, wirklich." Und sie lachten, in aller Wehmut ihrer Erinnerungen wie glückliche Kinder.

„Du, Nortmann," es störte Werner, daß der plötzlich wie ausgeschlossen von ihrer Heiterkeit erschien, „ein drolliges Erlebnis mußt du hören, das uns gleich nach deinem Abschiede begegnet ist. Schröter und ich gingen, in tiefe Gespräche versunken, in einem Vorort spazieren, ich glaube, es war in Hirschgarten. Hinter einer herrlichen Villa, auf der Wiese am Wasser, sahen wir schon von weitem einen wahren Berg geleerter grüner Flaschen liegen. Wir schimpften weidlich auf den Schlemmer, der dort hauste, und der diese Spuren üppigen Lebenswandels schamlos einer neidvollen, durstenden Mitwelt zur Schau gestellt. Wir kamen näher, bereit, mit unseren Stöcken in gerechtem Proletarierzorn die grünen Flaschen zu Scherben zu hauen. Wir bückten uns herunter — und lachten, und lachten. Auf jeder dieser grünen Flaschen stand das Etikett: Hunyadi Janos! Und Hunyadi Janos wurde uns zum Stichwort. Es ist am Ende wirklich oft nichts weiter als Hunyadi Janos, Bitterwasser, was sie trinken, wenn man nah genug kommt."

„Aber das hier ist süßer Wein, auch in allernächster Nähe." Ihre Gläser klangen aneinander.

„So freut ihr Glücklichen euch wahrhaftig alle Tage an den kleinen Schönheiten des Lebens, die euch früher verdunkelt gewesen sind?"

„Alle Tage," sagte lachend der Arzt „das wäre viel gesagt. An das meiste, an das wundervolle sich Sattessen zum Beispiel, gewöhnt man sich ja. Aber bei allem anderen, bei jeder Fahrt in die Berge, die man sich gönnen darf, bei jeder Luxusausgabe, einem Klubsessel oder einem neuen Bild, durchrinnt einen wirklich immer wieder das Glücksgefühl, wie herrlich weit man es gebracht. Und man darf doch nun auch endlich einmal anderen eine Freude machen," setzte er leiser hinzu. In seinen Augen war eine Welt von guten Gedanken.

Es war eine Weile still zwischen ihnen. Sie brachen auf. Der Rechtsanwalt mußte morgen mit dem Frühzug heim, und der Arzt, der sich noch an einen, nun aber allerletzten Zug erinnerte, der in seinen Vorort ging, wollte ihn bis zum Hotel begleiten.

Nortmann bat, die Zeche übernehmen zu dürfen. „Ich wünschte, ich wäre früher öfter so klug gewesen. Ich schäme mich und mit mehr Recht als ihr, wie gedankenlos ich eurem Leben gegenüber gewesen bin. Ich bin damals gar nicht so recht auf die Idee gekommen, daß ihr, daß man überhaupt so arm sein kann."

„So freue dich doch," fiel ihm der Anwalt ins Wort. Es ist dir manche bittere Erfahrung dadurch erspart geblieben, die einen nicht weiser, nicht besser und wohl auch nicht gesünder gemacht hat."

Digitized by Google

Aber er freute sich nicht. Wie er eindrucksvoll zu Hause ansah, was jenen dort einen Rausch und Entzücken gegeben hätte, das marmorne, blumengeschmückte Treppenhaus, die erlesene Schönheit seiner Räume, wie er alles mit dem Wunsche musterte, die Leichtigkeit seines Lebens als Freude zu fühlen, und doch so müde und kalt und gleichgültig blieb wie immer, da wußte er zum erstenmal, wie arm, wie hoffnungslos arm er im Grunde immer gewesen. Sie nur, die dort gingen, die die Vergleichung zu der Not vergangener Tage hatten, das waren die Reichen.

Aber was sollte ihm das? Mit ihnen tauschen hätte er ja doch nicht mögen. Jetzt, wo er allein war, nicht mehr unter dem Bann dieses seltsamen Wiedersehens, schüttelte er sich in Gedanken an das, was ihn vorhin gerührt: Sie hatten sich ihre Strümpfe selber gewaschen! Und noch im Einschlafen, auf den kühlen Kissen, dachte er: Das sagt man doch nicht!

*

Im Heiderot

Das Heiderot wird blaß und blasser,
Der Sichelmond träumt überm Moor . . .
Die Erlen küssen sich im Wasser,
Umspielt von dämmerblauem Flor . . .
Hier heilen dich die stillen Pfade,
Die nur die Seele einsam geht,
Die birkenhelle Heidegnade
Weht durch dein Herz wie ein Gebet . . .
An abendheil'gen Tempelstufen
Siehst hier du deine Träume stehn . . .
Leis übern Ginster Glocken rufen,
Die deine Toten suchen gehn . . .

Bruno Pompecki.

* **Bücherbesprechungen** *

Walther Reinhardt. **Sechs Monate Westfront.** Feldzugserlebnisse eines Artillerie-Offiziers in Belgien, Flandern und der Champagne. 1915. Preis 1 Mk.

Den im Verlage der Königlichen Hofbuchhandlung E. S. Mittler & Sohn in Berlin erscheinenden Kriegstagebüchern von Truppenführern reiht sich soeben ein Bändchen an „Sechs Monate Westfront. Feldzugserlebnisse eines Artillerie-Offiziers in Belgien, Flandern und der Champagne" (Preis 1 Mk.). Die Kriegserinnerungen der wirklichen Feldzugsteilnehmer, die in Führerstellungen den vollen Ernst des Kampfes selbst durchlebt und durchkostet haben, werden wegen ihrer Wahrhaftigkeit und ihres militärischen Wertes stets den ersten Platz in der Fülle der persönlichen Kriegsberichte und Kriegszeugnisse beanspruchen dürfen. So hat auch dieses Buch eines Mitkämpfers kaum eine besondere Empfehlung nötig. Die darin enthaltenen, besonders fesselnd geschriebenen Feldzugsaufzeichnungen eines Feldartillerie-Offiziers sind zum überwiegenden Teil draußen an der Front entstanden. Infolgedessen zeichnen sie sich durch völlige Ursprünglichkeit der Darstellung aus. Außerdem empfängt der Leser aus ihnen nun auch einmal Schilderungen und Eindrücke von den Aufgaben, Ereignissen und Leistungen auf seiten unserer Feldartillerie im jetzigen Kriege, während bisher zumeist infanteristische Federn die Berichte lieferten. Der Verfasser gehörte anfangs zur Besatzung in Belgien, kämpfte dann in Flandern und Nordfrankreich, später in der Champagne. Seine Aufzeichnungen bestehen aus 25 Abschnitten: Auftakt — Unterwegs — Durchs okkupierte Land — Namur — Die Streife — Feuertaufe — Vor und in Lille — Die Engländerschlacht — So leben wir — Bombenschmeißer — Bas Trou — Reise ins Unbekannte — Friedensepisode — Harte Tage — Das Indianerdorf — „Fliegerschreck" — Kameraden — Champagneschlachten — Verwundet — Nach Deutschland — Nachklänge — Der Heimgekehrte. Zahlreiche Leser in der Heimat werden mit Freuden begrüßen, daß in diesem Buche einer von draußen zu Worte kommt und von der Zuversicht der im Felde Stehenden, ihren großen und kleinen Schmerzen berichtet, einer, der ehrlich und wahrhaft, ohne Fälschungen und Übertreibungen schildert. Aus diesem Grunde eignen sich diese Feldzugsaufzeichnungen auch in besonderer Weise als Liebesgabe für die Kriegsteilnehmer selbst, als Lesestoff im Schützengraben, Quartier oder Lazarett.

Francesco Chiesa. **Blätter unter der Asche** in Tagen lodernder Flammen. Deutsch von E. Mewes-Böha. Zürich 1915. Art. Institut Orell Füßli. Preis 1 Mk.

Der rasch bekannt gewordene Dichter des Tessin, der italienischen Schweiz, gibt in dem schmalen Bande feine, poetische Glossen zum Weltkriege, er schaut weniger durch die Brille des „Neutralen" als durch die scharfen Gläser des Philosophen und Künstlers, der wehmütig wieder einmal auf das wilde Treiben der sogenannten „Kulturmenschheit" blickt und resigniert. Es lohnt, diese „Blätter unter der Asche" zu durchstöbern und manchen klugen Gedanken nachzudenken. Dr. Erich Janke.

Kriege werden mit den Beinen gewonnen — Darum sollte keiner Liebesgabe eine Büchse Dr. Reiß' Lenicet-Wund- und Schweiß-Puder fehlen, der sich gegen den Schweiß und seine nachteiligen Folgen vorzüglich bewährt, und der ein langjährig erprobtes Mittel zur Verhütung des Wundlaufens der Füße ist.

Inhalt des Heftes 50: Die Herrin von Hellerbrunn. Roman von E. von Luckwald. — Bayerische Schneid! Von Arthur Achleitner (Schluß). — **Beiblatt:** Mein ist die Ernte! Gedicht von Bernhard Schäfer. — Der Apfel im Glauben der Völker. Von A. M. Witte. — Fliegergöttlichkeit. Gedicht von Fred Hein. — Die Armen. Novelle von Rose Raunau. — Im Heiderot. Gedicht von Bruno Pompecki. — Bücherbesprechungen.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 11. September 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1915 Heft 51

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Die Herrin von Hellerbrunn / Roman von C. von Luckwald

10. Fortsetzung.

Es war das erstemal seit seiner Anwesenheit in Hellerbrunn, daß Olaf seinen Willen entschieden äußerte.

Esther freute sich darüber, wenn auch der Anlaß dazu sie bekümmerte. Aber es schien ihr dennoch ein Fortschritt zu sein, war besser als die stumpfe Gleichgültigkeit, die er bisher allem entgegenbrachte.

Sie stimmte ihm deshalb lebhaft bei und nötigte ihn an ihren Arbeitstisch, damit er den Brief sogleich schreibe.

Leise, um ihn nicht zu stören, zog sie sich ans Fenster zurück.

Der Regen hatte wieder mit voller Kraft eingesetzt, nachdem das Wetter ein paar Tage eine Neigung zum Besserwerden gezeigt. Sorgenvoll sah die Gutsherrin in die grau verschleierte Landschaft hinaus: sie dachte an ihr gefährdetes Land, die Flußwiesen, die bereits teilweise unter Wasser standen. Heute morgen hatte ihr Inspektor Möller gemeldet, daß die Lurch noch immer im Steigen sei, höre der Regen nicht bald auf, sei eine Katastrophe unvermeidlich.

Mehr als einmal war Esther bereits Zeuge der Verheerungen gewesen, die der entfesselte Strom angerichtet — ihr bangte vor einer Wiederholung.

Die Schneeschmelze setzte dieses Jahr frühzeitig ein, und der seit Tagen wehende Schirokko hatte die Eisdecke der Lurch gesprengt, dazu der strömende Regen, der selbst kleine Bäche zu Flüssen anschwellen ließ.

Ein Klopfen an der Tür riß Esther aus ihren Gedanken. Auf ihr „Herein" trat der Inspektor ein, triefend vor Nässe, die hohen Stiefel mit Kot bespritzt.

Er blieb neben der Tür stehen, wo sich alsbald eine Wasserlache bildete, und erstattete seine Meldung:

„'s Hochwasser is da, Frau Baronin — die Lurchwiesen san nix als a blanker See — bis auser zur Hütten vom Ennemoser reicht 's Wasser."

Esther sprang erschrocken auf.

„Um Gottes willen, Möller, das ist ja schlimmer, als ich gefürchtet hatte! Haben die Leute das Haus geräumt? Baufällig ist es sowieso."

„Naa, Frau Baronin — sie wöll'n nit außer gehn; — g'sagt hab i's eh — aber sie san störrischer und dümmer als 's Viech — sie wöll'n d' Hütten nit räumen. Wenn Frau Baronin vielleicht selbst einischaun möchten? 's is freili a Hundswetter draußen."

„Ich komme sofort, Möller, will mich nur rasch umkleiden."

Bereits an der Tür, rief sie Olaf zu:

„Willst du mich begleiten, oder ist es dir zu schlecht?"

„Ich komme mit, Esther, ich hole schnell meinen Gummimantel."

Wenige Minuten später schritten sie zu dritt der gefährdeten Hütte zu, in der die Tagelöhnerfamilie Ennemoser hauste.

Solange der Wald einigen Schutz gewährte, spürte man Sturm und Regen nicht so sehr, aber als sie den Weg zu den Wiesen einschlugen, fiel das Unwetter sie an wie ein wildes Tier.

Der Regen peitschte ihnen die Gesichter, der Sturm riß an Kleidern und Mänteln. Es heulte in den Lüften, als zöge der wilde Jäger mit Hussaruf vorüber; dumpf, unheilverkündend dröhnte das Brausen des Stromes, düster, von

Digitized by Google

schwarzen Wolken umhangen, drohten die Berge. —

Endlich hatten sie sich zu dem kleinen Haus durchgekämpft, um dessen Mauern die Wasser glucksten und plätscherten. Rasch entschlossen trat Esther ein. Die Frau kam ihr jammernd entgegen, ein kleines Kind auf dem Arm, zwei etwas ältere hingen ihr an den Rockfalten.

„Ihr müßt fort, Ennemoserin," sagte Esther nach kurzer Begrüßung, „wo ist der Mann?"

„Drunt beim Wasser — o du mein liabs Herrgöttle, so a Unglück! Die Wiesen san hin un's Feld aa. Un erscht gestern bin i wallfahrt'n gang'n zur Mutter Gottes nach Heilig Kreuz — aber nix g'nutzt hat's — o wir arme Leut!"

Ohne auf die Klagen der Frau zu antworten, traf Esther mit ruhiger Umsicht ihre Anordnungen, wies die Weinende an, das Nötigste für sich und die Kinder einzupacken.

„Ihr geht alle aufs Schloß, Ennemoserin, hier dürft ihr keine Stunde länger bleiben. — Möller," wandte sie sich an den Inspektor, „führen Sie die Leute hinauf, wir wollen die Hütte räumen, solange noch Zeit ist."

Als sich der Inspektor anschickte, ihrem Befehl zu folgen, trat Olaf vor.

„Laß mich das besorgen, Esther; wo sollen die Leute untergebracht werden?"

„Bitte, wende dich an Frau Kofler, die Wirtschafterin. Sie soll ein Zimmer im Gesindehaus herrichten und den armen Würmern ein ordentliches Mittagessen kochen."

Olaf nickte, nahm eins der Kinder auf den Arm, das andere bei der Hand, während die laut weinende Frau ihm mit dem dritten und einem vollgepackten Rucksack folgte.

Esther rief ihm nach:

„Bitte, schicke alle irgend entbehrlichen Dienstboten herunter, ich brauche Hilfe zum Räumen der Hütte. Wir werden den ganzen Hausrat nach dem höher gelegenen Heustadel schaffen, bis dorthin wird das Wasser kaum steigen."

Mittlerweile war auch der Tagelöhner herbeigekommen, der mit Esthers Anordnungen nicht ganz einverstanden zu sein schien. Er meinte:

„Hochwasser is als oft, und in derer Hütt'n hot scho der Ahnl selig g'haust und is nie nix g'schechn." — — —

Noch ehe er ausgeredet, ertönte ein lauter Krach, ein Splittern von Balken und nachrollendem Gestein.

Erschrocken starrten alle nach der Stelle, von der das Geräusch erklang.

Im aufspritzenden Gischt der braunen Wellen sah man ein Schindeldach treiben, Bretter, Balken und Heubündel — bis ein brodelnder Wirbel alles in die Tiefe riß.

„Jessas — Maria — Josef!" schrie Ennemoser, „dös war dem Gantner Seppl sei Heustadl!"

Immer neue Trümmermassen trieben vorüber: allerlei Hausrat, Bretter, Stroh, Betten, zerfetzte Dächer — ein wogendes, quirlendes Durcheinander.

Dort kämpfte ein Kalb, kläglich brüllend, mit der Flut; einige Augenblicke, und das gierige Wasser hatte es verschlungen.

Blaß, aber hoch aufgerichtet, mit klarem Blick um sich sehend, stand die Gutsherrin inmitten der Leute, die um ihr Hab und Gut klagten und jammernd die Hände rangen.

Ihre ruhige Entschlossenheit gab den Kopflosen die Fassung zurück, willig folgten alle ihren Anordnungen. Sie legte selbst mit Hand an, trug Betten, Hausgerät, Kleider, was sie fassen konnte, in den höher gelegenen Stadel.

Als sie eben mit einem schweren Packen beladen den Wiesenabhang hinaufkeuchte, kehrte Olaf zurück, gefolgt von den Hellerbrunner Dienern, Knechten und Mägden.

Er nahm ihr das Bündel ab und sah besorgt in ihr erhitztes Gesicht, das deutliche Spuren von Ermüdung zeigte.

„Du mutest dir zu viel zu, Esther, du wirst dich krank machen!"

Aber sie lachte ihn aus:

„Von Arbeit wird man nicht krank, Olaf, und die Leute brauchen ein Beispiel. Jetzt schaffen sie mit Anspannung aller Kräfte, ehe ich kam, standen sie nur jammernd und untätig herum."

„Ich hörte übrigens, als ich ins Schloß kam, daß die Garnison aufgeboten sei, Soldaten rücken an und sollen an die am meisten gefährdeten Stellen verteilt werden", erzählte Olaf.

„Gott sei Dank — es ist die höchste Zeit — so furchtbar wie dieses Frühjahr war das Hochwasser lange nicht."

Digitized by Google

Sie eilte mit Olaf wieder nach der Hütte zurück, an deren Mauern die Wellen immer gieriger emporleckten.

Ein leises Meckern klang aus dem angrenzenden, halbverfallenen Stall, der bereits unter Wasser stand.

„Die Ziegen!" rief Esther, „an die armen Tiere hat niemand gedacht, sie sind noch im Stall. Hier liegt ein Strick, binde sie zusammen und bringe sie in Sicherheit — willst du?"

Etwas ungeschickt, aber bereitwillig kam Olaf ihrem Wunsch nach und führte die beiden sich heftig sträubenden Ziegen dem Stadel zu.

Lächelnd sah sie ihm nach. Bald darauf stand er wieder neben ihr.

„Ich habe ihnen Heu gegeben", berichtete er eifrig. „Deine Schützlinge fühlen sich ganz wohl inmitten der Betten, Stühle und Kisten."

Sein Gesicht glühte vor Arbeitseifer, er schien Nässe und Kälte nicht zu spüren.

Barhaupt stand er im Frühlingssturm, denn seinen Hut hatte ein Windstoß entführt, der trieb auf den Wellen der Lurch. Die Ufer waren belebt von hin und her eilenden Menschen: Männer, mit langen Stangen bewaffnet, suchten umhertreibende Gegenstände an Land zu ziehen, ein Chaos von Brettern Hausgerät, Balken, Stroh- und Heubündeln häufte sich am Ufer auf.

Soldaten eilten vorüber, aufgeregtes Geschrei, Rufen, Jammern ertönte, dazwischen schallten die kurzen, knappen Kommandos der Offiziere.

Mitten unter ihren Leuten stand Esther, alles, was nach Hellerbrunn gehörte, scharte sich um sie, auch der alte Loisl war gekommen, noch immer aufrecht trotz seiner siebzig Jahre, und half wie der Jüngsten einer. Fluchend und leise vor sich hinbrummend beteiligte er sich eifrig beim Rettungswerk, ohne dabei die Pfeife ausgehen zu lassen, die ihm, wie immer, im linken Mundwinkel hing.

Esther bot ihm im Vorübergehen die Hand und fragte:

„Wie steht's im Forst, Alter — hat der Sturm viel Schaden angerichtet?"

Loisl spuckte aus und brummte einen besonders kräftigen Fluch in den grauen Bart.

„Wüscht schaut's drob'n aus, Gnäd'ge. In 'n rauch'n Grund is der Teifl einig'fahrn — an Windbruch hot's geb'n, wia seit Jahr'n nie keiner g'west is. Sakra, sakra, is dös a Wetter!"

Als der Abend dämmerte, hörte der Regen endlich auf. Die Luft wurde dünner, einzelne Bergspitzen, weiß leuchtend in Neuschnee, tauchten aus dem grauen Dunst auf, hie und da zeigte sich bereits ein Stückchen blauer Himmel.

Von den Kirchtürmen erklang das Aveläuten, Feierabend verkündend.

Olaf, der harten, körperlichen Arbeit ungewohnt, ließ sich erschöpft auf ein leeres Faß nieder und blickte in das wogende Nebelmeer und den brausenden Strom zu seinen Füßen.

Esther trat zu ihm und berührte leicht seine Schulter:

„Laß uns jetzt heimgehen, Olaf, unsere Arbeit hier ist getan, das Schlimmste ist vorüber, und gottlob kein Menschenleben zu beklagen, obwohl der sonstige Schaden groß genug ist. Du Armer, bist gewiß todmüde?"

„Das sind wir wohl alle — selbst du, Esther — ich seh' dir's an. Aber die harte Arbeit hat mir gut getan, sie wirkt wie ein erfrischendes Bad."

Sie gingen schweigend dem Walde zu mit dem schweren Schritt ermüdeter Menschen.

Plötzlich blieb Olaf stehen und sah Esther mit einem aufleuchtenden Blick an.

„Weißt du, an was ich dachte, als ich dich heute so stark und aufrecht, so unermüdlich inmitten all der verzagten Menschen sah?"

Sie blickte erstaunt auf und schüttelte den Kopf.

„Mir fiel der Spruch ein, der ein Grabkreuz auf dem kleinen Friedhof von St. Leonhard geschmückt. Dort liegt Anna Ladurner, Andreas Hofers Weib, begraben; die mag dir ähnlich gewesen sein, Esther, ebenso tapfer, treu und fest."

Sie errötete leicht unter seinem Blick, und um ihre Befangenheit zu verbergen, fragte sie rasch: „Wie lautet der Spruch?"

„Ein starkmütig Weib — wer findet es? Ihr Wert ist Dingen gleich, die weither aus fernsten Fernen stammen."

Esther sagte nichts, aber ihr Herz schlug höher in stillem Glück.

Auch Olaf verstummte; er verglich im stillen Beate mit Esther, und seinen Gedanken Worte gebend, sagte er leise und bitter:

Digitized by Google

„Welch blinder Tor war ich doch! Gold tauschte ich für glitzernden Flitter ein — Narr — der ich war!"

„Still, Olaf — still, — du hast gewählt — glaubtest, das Rechte zu treffen. Nun mußt du zusehen, mit deinem Leben fertig zu werden — wie es ein jeder von uns muß."

Sie hatten den Schloßhof erreicht, sie blieb stehen und bot ihm die Hand.

„Entschuldige mich für den Rest des Abends. Wir sind wohl beide müde — es war ein harter Tag."

Er neigte sich über ihre Hand und drückte einen langen Kuß auf die kalten, bebenden Finger.

„Aber er war schön, Esther — trotz Mühe und Plage — und ich danke dir."

„Dank? Ich wüßte nicht wofür."

Ein leises Lächeln glitt über sein Gesicht, das, blaß und erschöpft, doch von innerer Freudigkeit verklärt war.

„Aber ich weiß es — und das ist mir genug."

Mit einem Ruck befreite sie ihre Hand und wandte sich zum Gehen. Sie sah nicht mehr den langen Blick, den Olaf ihr nachsandte, der schmeichelnd, wie eine zarte Liebkosung, über sie hinglitt. Sie hörte auch nicht mehr, daß er leise ihren Namen rief:

„Esther — — Esther — —"

Das schwere Tor fiel hinter ihr zu, ihre Schritte verhallten.

* * *

Nach den stürmischen Regentagen setzte unvermittelt mildes Frühlingswetter ein. Hell lachte die Sonne vom blauen Himmel, als wolle sie mit ihren Strahlen alle Schäden heilen, die Sturm und Überschwemmung verursacht.

Die Wiesen standen zwar teilweise noch unter Wasser, aber die Aufräumungsarbeiten konnten doch beginnen.

Erst jetzt sah man, wieviel Unheil der Fluß angerichtet, der sich allmählich wieder in sein altes Bett zurückzog.

Die Ufer lagen voll Schlamm und Trümmer, und Esther kehrte oft bekümmert und sorgenvoll von ihren Gängen über Feld und Wiesen heim. Auch im Wald war viel verwüstet; der Sturm hatte dickstämmige Bäume entwurzelt, der Boden war besät mit abgebrochenen Zweigen, und manch junge Tanne hatte ihr Leben lassen müssen.

Aber obgleich der Verlust, den sie erlitten, groß war, trauerte sie doch nicht ernstlich darüber; ihr Gesicht zeigte im Gegenteil einen heiter-ruhigen, fast fröhlichen Ausdruck, denn sie hatte Besseres eingetauscht: Olafs Anwesenheit.

Nicht nur, daß er ihr in dieser Zeit helfend und ratend zur Seite stand, stimmte sie von Herzen froh — mehr noch sein verändertes Aussehen und Wesen.

Die stumpfe Gleichgültigkeit war von ihm gewichen, er zeigte wieder Anteilnahme an allem. Die Sturmtage hatten ihn wachgerüttelt, daß sein eigenes Leid von ihm abfiel wie ein abgetragenes Kleid.

Die krankhafte Blässe war einer frischeren Farbe gewichen, sein Blick hatte nicht mehr den müden, gequälten Ausdruck, der Esther bei seinem Kommen mit Sorge erfüllt.

Er bewies stets wachsendes Interesse für den weitverzweigten Wirtschaftsbetrieb und hörte den oft langen, trockenen Berichten der Beamten aufmerksam zu.

Stundenlang streifte er mit Loisl im Walde umher, ließ sich das Forstwesen erklären, Schonungen zeigen, oder er sah den Holzfällern bei ihrer Arbeit zu.

Wenn Esther des Abends über ihren Wirtschaftsbüchern saß, gesellte er sich zu ihr, suchte sich mit ihrer Tätigkeit vertraut zu machen, schrieb auch hier und da Geschäftsbriefe für sie! Sie bestaunte oft seine rasche Fassungsgabe, die Schnelligkeit, mit der er sich einarbeitete, das große Interesse, das er Sachen entgegenbrachte, die doch weitab von seinem Künstlerberuf lagen.

„Langweilen dich diese nüchternen Alltagsdinge denn nicht, Olaf?" fragte sie dann wohl.

„Nein, Esther, früher hätten sie es vielleicht getan; jetzt sind mir diese nüchternen Alltagsdinge, wie du es nennst, ein heilsames Gegengewicht; sie führen mich in eine Welt, die der meinen neu und fremd ist. Viel verwunderlicher ist mir deine Sicherheit und Umsicht. — Für eine Frau muß es doch schwer sein, sich mit dergleichen zu befassen!"

„Übungssache, Olaf. Ich habe in verhältnismäßig jungen Jahren die Zügel der Regierung ergriffen — hatte Zeit, mich einzuarbeiten —

Digitized by Google

und tüchtig erprobte Beamte, die mir halfen. Ich bin auch keine Künstlernatur wie du; ich stand im Gegenteil immer fest mit beiden Füßen im Realen — das macht einen großen Unterschied. Aber daß dich, den phantasievollen Künstler, der praktische Alltag nicht langweilt und ermüdet, ist mir immer von neuem ein Rätsel."

„Im Gegenteil," fiel er lebhaft ein, „selbst der graue Werktag hat Poesie, Stimmung, Farbe. Man muß nur die Augen aufmachen, dann sieht man vieles, was Phantasie und Schaffenslust anregt. Unter den Menschen, mit denen ich jetzt täglich verkehre, sind einzelne Typen, die förmlich danach schreien, sie mit dem Pinsel festzuhalten. Der stämmige, urwüchsige Inspektor Möller zum Beispiel ist eine prachtvolle Erscheinung — echter Tiroler Schlag — und nun gar der alte Loisl! Ich möchte dir etwas zeigen, Esther — hast du einen Augenblick Zeit?"

Bereitwillig schob sie die Löhnungsbücher beiseite, die vor ihr aufgestapelt lagen.

„Natürlich habe ich Zeit; die Bücher kann ich später nachsehen. Was hast du denn, du tust so geheimnisvoll?"

Eine leichte Verlegenheit bekämpfend, zog er ein Skizzenbuch hervor, das er bisher verborgen gehalten, und schlug es auf.

„Ich weiß nicht, ob die kleinen Bildchen etwas taugen, Esther, aber ich mußte sie malen — es war stärker als ich."

Erwartungsvoll hingen seine Augen an Esther, als sie nach dem Buch griff.

„Da ist ja Loisl, wie er leibt und lebt — prachtvoll ist der Alte getroffen", rief sie. „Der verschmitzte Ausdruck seines gutmütigen, alten Gesichts ist dir wunderbar gelungen! Ah — und hier steht Möller breitbeinig in seinen riesigen Wasserstiefeln — gut — sehr gut. Und da die Ennemoserin — die blonden Haare fest an den Kopf geklebt, man sieht förmlich, wie sie mit Wasser und Pomade nachgeholfen hat. Der Kleine mit dem Schmutznäschen ist auch nicht übel — ach — und hier erscheint gar die dicke Ursel, Hans-Ungnad im Arm."

Blatt um Blatt wendete sie um, bei jedem Bild das Modell mit Namen nennend.

Aber als sie die letzte Seite aufschlagen wollte, nahm ihr Olaf das Buch rasch aus der Hand. Erstaunt sah sie zu ihm auf:

„Darf ich das nicht sehen — warum nicht?"

„Weil es nichts taugt — es war nur ein Versuch, eine Idee — es ist nichts — wirklich nichts —"

Sie wollte ihm das Buch entwinden, er verteidigte es — lachend rangen sie miteinander.

Schließlich gab er nach und legte es freiwillig vor sie hin:

„Jetzt bin ich aber wirklich neugierig, Olaf; wenn das letzte Bild ebenso gut ist wie die anderen — — —"

Aber sie verstummte jäh, als ihr Blick darauf fiel. Helle Röte schlug wie eine plötzlich auflohende Flamme über ihr gesenktes Gesicht.

„Oh —," sagte sie leise, „das bin ich ja! Wann hast du das gemacht?"

„Ich malte es aus der Erinnerung — und das ist immer nur halbe Arbeit. So standest du vor mir in dieser ganzen letzten Zeit; Tag und Nacht ließ es mir keine Ruhe, ich mußte es zu Papier bringen."

Schweigend betrachteten beide die kleine in Wasserfarben keck hingeworfene Skizze. Sie stellte Esther dar, wie Olaf sie am Tag der großen Überschwemmung gesehen:

Der Sturm hatte ihr die Kapuze des Lodenmantels vom Kopf gerissen; er wühlte in ihrem dichten, welligen Haar, preßte ihr die Kleider eng an den Leib, daß jede Linie der hohen, ebenmäßigen Gestalt plastisch hervortrat.

Sie stand etwas erhöht auf grasigem Hügel, um sie her schäumte und gurgelte das Wasser, bis zu ihren Füßen spritzte der weiße Gischt.

Leicht vornübergeneigt, schien sie hinauszuspähen mit sehnsüchtig tastendem Blick. Ein erwartungsvoller Ausdruck lag in den edlen, rein geschnittenen Zügen, die sich hell von dem düstern Horizont abhoben.

Lange ruhten Esthers Augen auf dem kleinen Bild; zögernd reichte sie es Olaf endlich zurück und drückte ihm die Hand.

„Ist es gut, Esther — gefällt es dir — oder — oder ist auch das Kitsch?"

Er hing an ihren Lippen, als gälte es einen Richterspruch über Tod und Leben.

„Nein, Olaf — oder die Natur selbst taugt nichts. All diese Bilder hier leben und atmen, und das letzte ist wohl das beste von allen — vielleicht das beste, was du je geschaffen hast."

Digitized by Google

Ein tiefer, befreiender Atemzug hob seine Brust, mit einem glücklichen, fast übermütigen Lachen haschte er nach ihrer Hand und hielt sie fest.

„Alles Gute kommt mir von dir, Esther — also mußte auch dies Bild gelingen. Du weißt ja nicht, wie stolz mich deine Worte machen — so im innersten Herzen froh — mir ist, als sei ich von langer, schwerer Krankheit genesen."

„Das bist du auch, Olaf, aber nicht durch mich; dir selbst hast du es zu danken, und ich freue mich mit dir."

Er reckte und dehnte die Arme.

„Mir ist's ergangen wie jenem Knappen, dem eiserne Reifen die Brust einengten und plötzlich sprangen — so frei — so leicht ist mir jetzt zumute! Ich möchte die Skizze ausführen," fuhr er eifrig, von neuer Schaffenslust beseelt, fort, „ein großes Bild daraus machen. Würdest du mir einige Sitzungen gewähren?"

„Gern — wenn dir damit gedient ist. Wie denkst du dir die Ausführung?"

Nun entwarf er ihr seine Pläne, erklärte, half mit dem Stift nach, deutete die Größenverhältnisse an.

„Ganz allein soll die Frauengestalt auf dem Hügel stehen, umtost von den entfesselten Elementen. Die Grasnarbe zu ihren Füßen ist noch bräunlich, nur hier und da ein wenig Grün dazwischen — man ahnt den Vorfrühling. Der Hintergrund ist düster, wolkenverhangen, schmutziggrau der Strom, von kleinen weißköpfigen Wellen bewegt. In der Luft tobt Schirokko — der Lenzverkünder; er läßt alle Konturen deutlich, fast hart hervortreten. Ich werde das Bild ‚Frühlingssturm' nennen, vielleicht auch ‚Sehnsucht' — ich weiß noch nicht."

Aufmerksam folgte Esther seinen Auseinandersetzungen, hier und da eine Frage, eine Bemerkung dazwischenwerfend. Äußerlich ruhig und gesammelt wie stets, tobte doch ein Sturm in ihrer Seele, ähnlich dem, den er darstellen wollte.

In ihr klang und jubelte es: „Er gehört dem Leben wieder, nicht nur der Mensch, auch der Künstler — und ich soll Anteil haben an seiner Wiederauferstehung!"

Ihr Antlitz, ihre Gestalt waren es, die ihn zu neuem Schaffen begeistert. Eine heiße Welle von Glückseligkeit flutete über sie hin.

Bereits am folgenden Tage traf Olaf seine Vorbereitungen. Er ging selbst zum Telegraphenamt, setzte eine lange Depesche an seinen Diener in München auf, ihm alles Erforderliche zu senden.

Er bestellte in Lurchstadt Blendrahmen und Leinwand und konnte es kaum erwarten, das Werk zu beginnen.

Das Tafelzimmer wurde abermals zum Atelier hergerichtet. Stundenlang probierte er mit Esther Stellungen aus, Kostümproben wurden abgehalten, neue Skizzen entworfen.

Fröhlich pfeifend ging er geschäftig hin und her, und als endlich — viel zu lange für seine Ungeduld — Malkasten und Pinsel zur Stelle waren, stürzte er sich in die Arbeit wie der Schwimmer in die Wogen.

Esther war ein geduldiges Modell. Stundenlang verharrte sie bewegungslos in der angegebenen Stellung, und wenn er sie fragte:

„Strengt dich das Stehen auch nicht zu sehr an?" schüttelte sie stets lächelnd den Kopf, wenn sie auch noch so müde war.

„Ich halte schon aus, Olaf, wenn nur das Bild gut wird — und es soll gut werden — es muß gelingen."

Ihr schien bisweilen, als seien die letzten drei Jahre ausgelöscht — es war alles wie einst — nur das Modell hatte gewechselt.

Damals leuchtete Beatens rotes Kleid gleich einer schmalen Feuersäule im Rahmen des Bogenfensters, vor dem sie selbst jetzt stand in einem lang fließenden, dunklen Gewand.

Zuzeiten war Olaf nicht zum Sprechen aufgelegt, dann arbeitete er schweigend, ganz in sein Werk versunken, und Esther störte ihn nicht.

Bisweilen aber brauchte er die Anregung des lebendigen Wortes und forderte sie selbst zum Sprechen auf.

Dann tauschten sie ihre Gedanken aus, die sich oft auf halbem Wege begegneten, zogen Begriffe, abstrakte Dinge ins Gespräch, wie sie das Leben jedes denkenden Menschen bewegen, im Guten wie im Bösen.

Heute hatten sie vom Glück gesprochen und wie verschieden die Auffassung davon sei. Esther meinte, jedem erscheine es in einer anderen Gestalt.

Olaf ließ nachdenklich den Pinsel sinken und meinte:

Digitized by Google

„Schließlich — was ist Glück? Der Erfolg ist es nicht, selbst nicht für den Künstler. Die Arbeit? Vielleicht — aber auch die nur zum Teil. Ich glaube doch, es liegt in den ureigensten, einfachsten Lebensbedingungen. Auch für den Mann ist das größte Lebensglück die Frau, die für ihn geschaffen wurde. Sie zu finden — ist Glück. Und dann die Kinder, die jene geliebte Frau ihm schenkt, für die er schafft und wacht und lebt — das ist Glück, — alles andere ist und bleibt Notbehelf."

Sie nickte und wiederholte leise seine letzten Worte:

„Alles andere ist Notbehelf — und doch ist selbst der besser als nichts."

Olaf lächelte ein wenig sarkastisch.

„Darüber ließe sich streiten. Kann ein Surrogat das Echte ersetzen? Wenn dich beispielsweise nach einer Tasse starken, duftenden Mokkas gelüstet, und du erhältst Feigenkaffee, so mundet er dir auch nicht."

Esther schien zwar nicht ganz überzeugt durch das angeführte Beispiel, aber nach kurzem Wortstreit ließ sie das Thema fallen und kam nicht wieder darauf zurück.

So konnten sie bisweilen stundenlang miteinander sprechen. Nur von einer war nie die Rede — von Beate. — Da Esther bemerkt hatte, daß Olaf dann stets in düsteres Sinnen verfiel, hütete sie sich ängstlich, den Namen der jungen Frau zu erwähnen.

Kam einer der kurzen, flüchtig hingekritzelten Briefe aus Florenz, wo Beate jetzt in Ellas Begleitung weilte, war es vorbei mit Olafs guter Laune. Seine Schaffenslust war für Tage hinaus lahmgelegt, wenn solch stark parfümierter Zettel nach Hellerbrunn flatterte.

Unstet schweifte er durch Wald und Feld, seine Stirn war umwölkt, und es dauerte oft lange, bis er sein inneres Gleichgewicht und die nötige Sammlung zur Arbeit wiederfand.

Oft bangte Esther vor der Zukunft, sie sah mit Sorge den Zeitpunkt näher rücken, der Beate nach München zurückführen mußte. Immer konnte sie doch nicht in Florenz bleiben! Ella hatte nur ihr zuliebe immer wieder einige Wochen zugegeben, und eines Tages mußte ja doch die Nachricht kommen, die beider Rückkehr ankündigte.

Würde Olaf stark genug sein, das drückende Joch von neuem auf die Schultern zu nehmen, ohne abermals darunter zusammenzubrechen — war er völlig genesen?

Auch selbstsüchtige Gedanken liefen mit unter: Olafs Gegenwart war ihr allmählich zu einer lieben Gewohnheit geworden — wie sollte sie fernerhin ohne ihn leben!

Auch wenn sie an das Kind dachte, das unter ihrer Obhut täglich kräftiger und lieblicher erblühte, zog sich ihr Herz schmerzhaft zusammen; wie würde sie sein frohes Lachen, seinen Anblick entbehren!

Für wen galt es dann noch zu sorgen, wenn die beiden von ihr gingen? Sie wußte, daß, wenn Beate nach München zurückkam, sie mit dem Vater auch das Kind verlieren würde. Olaf hing mit allen Fasern seines vereinsamten Herzens an dem kleinen Wesen, und wenn sich Esther auch sagte, daß Hans-Ungnad in Hellerbrunn besser aufgehoben sei als in München, so brachte sie es doch nicht über sich, Olaf zu bitten, ihn bei ihr zu lassen.

Dann würden Einsamkeit und Leere wieder ihre Schatten um sie breiten, sich doppelt fühlbar machen.

„Du bist so still, Esther, quält dich etwas?" fragte Olaf und sah prüfend über seine Arbeit fort in ihr ernstes, nachdenkliches Gesicht.

Da schüttelte sie alle trüben Gedanken ab und lächelte ihm zu. Noch gehörte ihr ja die frohe Gegenwart, und die wollte sie genießen — auskosten bis zum letzten Augenblick.

Das Bild machte gute Fortschritte, ging seiner Vollendung entgegen, nur noch einige Sitzungen, und es war fertig.

Olaf war sich bewußt, sein ganzes Können eingesetzt zu haben; er fühlte selbst, daß er mit diesem Werk wieder auf der Höhe seines künstlerischen Schaffens stand. — — — —

Die Dämmerung eines lauen Aprilabends begann bereits das Tafelzimmer mit weichen, grauen Schatten zu füllen, als Olaf Pinsel und Palette beiseite legte und sich aufatmend über die ermüdeten Augen strich.

Fröhlich rief er Esther ein lautes „Fertig!" zu.

„Für heute?"

„Nein — ganz fertig — besser kann ich's nicht machen — ich höre auf. Komm her und sieh selbst."

Digitized by Google

Esther stieg von dem erhöhten Fenstertritt herab und stellte sich der Staffelei gegenüber. Lange und eingehend musterte sie das Gemälde, dann streckte sie Olaf in einer Aufwallung ehrlicher Bewunderung beide Hände entgegen.

„Ich gratuliere dir von ganzem Herzen, Olaf — dies ist wohl eines deiner reifsten und besten Bilder."

„Dafür ist es auch unser Bild, Esther."

„Unser?" meinte sie zweifelnd, „du allein bist doch sein Schöpfer."

„Ohne dich wäre es nie entstanden, Esther — du gabst mir den Gedanken — nicht nur Antlitz und Gestalt — deshalb gehört es dir so gut wie mir. Vielleicht hast du sogar den größeren Anteil daran, denn nur bei dir, durch dich lernte ich wieder schaffen. Deine liebe, beruhigende Nähe war für mich, was eine kühle, milde Hand für fieberheiße Stirnen ist. Dein klarer Blick mein strengster Kritiker — dein Beispiel der schärfste Sporn. Laß mich dir in dieser Stunde noch einmal danken."

Sie wollte widersprechen, seinen Dank ablehnen, aber ehe sie es hindern konnte, hielt er sie umfaßt und drückte die hohe, schlanke Gestalt in stummer, tiefer Zärtlichkeit an sich.

„O — du — du liebste Frau", flüsterte er bewegt.

Sie entwand sich ihm und schob ihn sanft von sich.

In ihr zitterte alles vor mühsam unterdrückter Erregung. Am liebsten hätte sie ihm die Arme um den Hals geschlungen, ihren Kopf an seiner Brust geborgen.

Aber gewohnt, sich zu beherrschen, faßte sie sich schnell und sagte mit gemachter Lustigkeit:

„Heute abend wollen wir einmal leichtsinnig sein, Olaf, und ein Glas Pommery auf das glückliche Gelingen deines — oder wenn du es so willst — unseres Bildes — trinken. Ich werde gleich Franz Bescheid sagen, daß er eine Flasche kalt stellt."

Damit eilte sie hinaus und kam nicht eher wieder zum Vorschein, als bis Franz meldete, daß das Abendessen aufgetragen sei.

Eine leichte Befangenheit lag über beiden, als sie sich dann gegenübersaßen. Sie suchten ihrer Herr zu werden, aber der schwüle Druck blieb über ihnen, ließ den Atem rascher gehen und die Worte stocken, die ihnen sonst so leicht von den Lippen flossen.

Selbst als der Wein in den Gläsern perlte, wollte er nicht weichen.

Olafs Augen ruhten unverwandt auf Esther. Sie fühlte den Blick, dem sie geflissentlich auswich, er brannte auf ihrem Gesicht, lähmte ihr die Zunge.

Sie war froh, als Franz wieder eintrat, um den Nachtisch zu servieren.

Auf dem silbernen Rand der Schüssel lag ein weißer, länglicher Umschlag.

„Der Bote hat die Depesche eben abgegeben", meldete der Diener.

„Für mich?" fragte Esther.

„Nein — ich glaube, sie ist an Herrn von Tannhausen adressiert."

Olaf nahm das Formular und riß es heftig auf.

„Du erlaubst, Esther?"

Sie nickte und sah ihn gespannt an.

Er überflog die wenigen Worte, die auf dem Blatt standen, und reichte es ihr schweigend hinüber. Da stand:

„Eintreffen München Montag abend. Gruß. Ella, Beate."

Esther legte das Telegramm ohne ein Wort zu äußern neben ihren Teller. Jähe Blässe überflog ihr Gesicht, ein tiefer Atemzug hob die Brust, als sei eine schwere Last plötzlich von ihren Schultern genommen.

Als der Diener das Zimmer verlassen hatte, fragte sie:

„Wann willst du reisen, Olaf?"

Er antwortete nicht. Sie wiederholte ihre Frage in bestimmterer Form.

„Wohl Montag vormittag — du wirst noch allerlei Vorbereitungen zu Beatens Empfang zu treffen haben?"

Gereizt sprang er auf, warf die Serviette hin und schob den Stuhl heftig zurück.

„Nein — ich reise bereits morgen — mit dem Neunuhrzug — du scheinst es nicht erwarten zu können, mich endlich los zu werden."

Als er ihrem ernsten, ein wenig befremdeten Blick begegnete, schlug seine Stimmung plötzlich um. Er trat neben sie, und ihre Hand ergreifend, bat er:

„Verzeih meine törichte Heftigkeit — es wird mir ja so bitter schwer — zu gehen."

Digitized by Google

Sie sah ihn traurig an:

„Einmal muß es sein, Olaf —, und ich glaube, es ist besser so."

Nach kurzer Pause fuhr sie in ruhigem, fast geschäftsmäßigem Tone fort:

„Wenn du bereits morgen früh fahren willst — und der Neunuhrzug ist entschieden der angenehmste — möchte ich mich gleich jetzt mit Ursel ans Packen begeben. Du wirst wohl auch noch allerlei zu tun haben. Ich bestelle also den Wagen, der euch zur Bahn bringt, um halb neun."

„Ist das nicht etwas spät?"

„Zeit genug — die Wege sind gut, und das lange Umherstehen auf dem Bahnhof ist schrecklich! Jede Minute müßigen Wartens verlängert den Abschied — und der wird uns beiden schwer."

Sie reichte ihm mit kurzem, festem Druck die Hand, und er hielt sie, als wollte er sie nie wieder aus der seinen lassen.

„Gute Nacht, Olaf — schlafe wohl — die letzte Nacht in Hellerbrunn." — — — —

Heller Sonnenschein füllte den Schloßhof mit blendendem Glanz. Der laue Frühlingswind spielte in den noch kahlen Bäumen, an denen dicke, braune Knospen schwollen, kräftiger Duft stieg herb und süß zugleich von den Gartenbeeten auf.

Vorsichtig streckten Tulpen und Hyazinthen die ersten grünen Blattspitzen aus dem fetten, schwarzen Erdreich, gelb und lila gefärbte Krokus durchwirkten die Rasenplätze. Schneeglöckchen schwankten auf ihren zierlichen Stengeln am Rande der Büsche.

Vor der Einfahrt hielt der Landauer. Unruhig tänzelten die beiden Rappen, die das Stehen schlecht vertrugen, besonders wenn ihnen die Sonne auf dem schwarzglänzenden Fell brannte, der Frühlingswind die langen Mähnen zauste.

Franz und Anna hatten bereits das Gepäck verstaut, als das Tor aufging und Esther und Olaf erschienen, gefolgt von Ursel mit dem Kinde auf dem Arm.

Sie nahmen Platz, und wie der Blitz stoben die ungeduldigen Rappen den Schloßberg hinab, dem Bahnhof zu.

Kaum ein Wort fiel während der Fahrt, nur die fröhlich lallende Stimme des Kleinen unterbrach bisweilen die morgendliche Stille.

Olaf sah blaß und ernst aus, auch Esthers Gesicht war müde und übernächtig, unter den Augen lagen tiefe, bläuliche Schatten.

Auf dem Bahnhof blieb nur gerade so viel Zeit, die Karten zu lösen, das Gepäck aufzugeben, dann fuhr der Schnellzug donnernd in die Halle.

Esther stand wie im Traum vor der offenen Tür des Abteils. Noch einmal drückte sie die Lippen auf die rosige Wange des Kindes — ein letzter Händedruck von Olaf — noch ein flüchtiges Abschiedswort — ein Grüßen und Winken — und sie war allein.

Die langgestreckte Rauchwolke zerflatterte, das Rasseln der Räder erstarb — ein leiser Pfiff ertönte halb verweht aus der Ferne.

Verlassen, menschenleer lag das häßliche, graue Bahnhofsgebäude; nur einige Kofferträger schlenderten rauchend und schwatzend durch die Halle.

Langsam ging Esther dem Ausgang zu. Sie hatte keine Eile, heimzukommen, es wartete ja niemand auf sie. Heute hatte sie Zeit, mehr als ihr lieb war.

Sie schickte den Wagen nach Hellerbrunn zurück, sie wollte zu Fuß gehen, das verzögerte die Heimkehr. Ihr bangte vor dem großen, leeren Haus.

Sie schlug den Waldpfad ein — es war zwar ein großer Umweg, aber das war ihr gerade recht. Draußen in Gottes freier Natur würde sie freier atmen.

Nachdem sie fast eine Stunde langsam bergan gestiegen, ließ sie sich ermüdet auf einem grün bemoosten Felsstück nieder, das zu Füßen einer graustämmigen Buche lag.

In Sinnen verloren blickte sie vor sich hin und verfolgte in Gedanken die Reisenden von einer Station zur anderen. Jetzt würde der Kleine zu trinken verlangen — es war seine Zeit. Ob er auch keinen Zug bekam — denn Olaf hatte das Fenster herabgelassen. Sicher würde er nicht daran denken, es zu schließen — Männer waren in solchen Dingen so unachtsam.

Ein leises Geräusch ließ sie aufblicken: Schritte erklangen, zwischen den Baumstämmen tauchte eine hohe, schlanke Männergestalt auf. Uniformknöpfe blitzten in der Sonne, leise klapperte ein Säbel.

Schärfer hinblickend, erkannte sie den langsam Näherkommenden.

Digitized by Google

„Rudi — Sie sind's — was treiben Sie denn hier?"

„Ah — die gnädigste Kusin' — küss' die Hand, — lange nicht gesehen."

Graf Dlavisch setzte sich neben Esther und beantwortete ihre Frage.

„Ich bummle ein bißl umher — hab' heut' keinen Dienst. Also Sie leben wirklich noch, Esther? — Wann ich's nicht mit eignen Aug'n seh — tät ich's nicht glauben. Gar nimmer sieht man sich mehr."

„Ich hatte viel zu tun, Rudi — erst das Hochwasser, und nachher gab's auch viel Arbeit."

„Hm — und Ihr Besuch? Ist Herr von Tannhausen noch immer bei Ihnen?"

„Nein — er ist abgereist, ich brachte ihn und den Kleinen eben zur Bahn."

„So, so. Übrigens — der gute Mann ist recht alt geworden — ich sah ihn neulich, er schaute übel aus."

„Keiner von uns wird jünger, lieber Rudi", erwiderte Esther etwas scharf und streifte das gelichtete, blonde Haar des Vetters mit einem anzüglichen Blick.

Graf Dlavisch lachte ohne Empfindlichkeit.

„Na ja — nur bei Ihrem alten Verehrer, dem Mario Confratelli, wird der Schnurrbart jedes Jahr schwärzer."

„Sie sind und bleiben ein boshafter Spötter, Rudi. Lassen wir den braven Mario — erzählen Sie mir lieber, wie's in Lurchstadt aussieht. Ich sah und hörte lange nichts von der Außenwelt."

„Ihre eigene Schuld, Kusin' Esther — warum vergraben Sie sich in Ihrem Chateau wie die Schneck' im Haus?"

„Sie haben ganz recht, Vetter, ich gelobe Besserung und werde mich nächstens mal wieder unten zeigen. Wie geht's Tant' Lola — ist sie noch in der Stadt?"

„Der Winter hat ihr gut ang'schlagen; sie wird wohl bald nach Hochsteg rollen, die liebe Kugel. Sie wittert Lenzluft, da hält sie nichts in der Stadt zurück."

Plaudernd waren sie weitergeschlendert und standen vor dem Schloßhof, ehe es sich Esther versah.

Einer raschen Eingebung folgend, bat sie:

„Wollen Sie nicht hereinkommen, Rudi, und einen Bissen frühstücken, ehe Sie zurückwandern?"

Graf Dlavisch zögerte, die Einladung anzunehmen; er war doch etwas pikiert, daß Esther sich in letzter Zeit so wenig um ihn gekümmert hatte, er war schlechte Behandlung nicht gewöhnt.

Aber wie sie überredend mit einem bittenden Blick ihrer schönen Augen fortfuhr: „Ich habe noch eine Terrine echter ‚Straßburger' in der Vorratskammer stehen", — schmolzen seine Bedenken. Kulinarischen Lockungen widerstand Rudi Dlavisch nie.

Als er eine Stunde später Hellerbrunn verließ, nahm er Esthers Versprechen mit, von jetzt an die alten Bekannten wieder häufiger aufzusuchen, ihnen ihr Haus wie früher gastlich zu öffnen.

Sie sah ihm nach, wie er elastischen Schrittes den Schloßberg hinabging, sich leicht in den Hüften wiegend.

Er war doch ein lieber Bursch, trotz seiner spitzen Zunge und der scharfen Augen, die alles sahen. — Sie mochte ihn eigentlich gern. — Und ihr Versprechen würde sie halten, mehr unter Menschen gehen — es tat nicht gut, alle anderen über dem „einen" zu vernachlässigen.

Auch auf die geliebten Berge wollte sie wieder steigen, mit Emmerich und Loisl Touren machen. Wie lange war sie nicht mehr dort oben gewesen!

Rudi hatte recht — warum sich einkapseln und versauern — wem nützte sie damit? — Sie war doch noch nicht alt genug, um auf alle Lebensfreude zu verzichten. — Wie lauteten doch die Worte, die er ihr beim Abschied gesagt, der kluge Rudi — — —

„Was wir am heißesten wünschen, erfüllt sich nie, Kusin' Esther; man stößt sich nur 's Herz wund. — Ein jeder muß Wasser in seinen Wein schütt'n, das is nun mal nicht anders."

Als ihr dieser Ausspruch einfiel, hob Esther mit ihrer alten Entschlossenheit den Kopf. Nur nicht verzagen — nicht schwach und mutlos dem Leben gegenüberstehen, sondern ihm mutig die Stirn bieten wie bisher.

Ihr Blick schweifte durch die Halle, glitt über die Wappenschilder und Sprüche, die in verblaßten Farben die Wände schmückten. Auf dem einen blieb er haften — halblaut las sie:

„An Gott nit verzag',
Glück kombt all' Tag."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die kleinen Franzosen / Von Robert Misch

Eine Kriegs- und Kindergeschichte.

Er hieß Jean und sie Jeanne-Marie. In einer kleinen französischen Stadt waren sie aufgewachsen, im Norden Frankreichs — etwa zwanzig Meilen von der belgischen Grenze.

Jeans und Jeannes Vater kannte Deutschland gut, und sein Großvater stammte sogar aus dem Elsaß. Es gab dort auch noch entfernte Verwandte von den Huberts. Nur sprachen sie sich ehrlich aus, wie sie geschrieben wurden, während die französische Linie den Namen gallisiert hatte.

Ein Hubert war nach Amerika ausgewandert. Und dadurch kamen der französische und deutsche Hubert wieder in Verbindung. Die Erbschaftsangelegenheit — es handelte sich um ein schönes Stück Geld — mit ihren konsularischen und Advokatenschreibereien machte erst den schriftlichen Verkehr, dann eine gerichtliche Zusammenkunft nötig. Dabei lernten sich der Oberlehrer Doktor Hubert aus S. im Elsaß und der französische Fabrikant Marcel Hubert aus Ch. erst kennen, dann schätzen und achten.

„C'est un noble garçon — un vrai Hubert!" sagte der Franzose zu seiner Frau.

„Wirklich ein anständiger Mensch. Eben ein Hubert!" sagte es der Deutsche zu der seinen.

Bücher, Bilder und altes, kostbares Silber waren zu teilen, die man nicht verkaufen wollte und lieber über den Ozean kommen ließ. Denn beide Parteien waren wohlhabend von Haus aus und durch ihre Frauen. Jeder bewohnte an seinem Ort ein hübsches Landhaus, das jeder auszuschmücken beflissen war. Bei der Gelegenheit besuchten sich auch die Frauen.

Zuletzt wurde eine ganz behagliche Freundschaft daraus. Abwechselnd gingen die französischen „Hüberts" nach Deutschland, die deutschen Huberts nach Frankreich zu den Vettern, wie sie sich jetzt nannten.

Auch die Kinder nahmen an dieser Freundschaft teil — Jean, Jeanne-Marie und Rolf. Sie waren ziemlich im gleichen Alter: der kleine Franzose zwölf, der deutsche Junge elf und das Mädchen zehn Jahre, als diese Geschichte beginnt. Als sie sich kennen lernten, waren sie aber noch sehr klein und konnten sich nur in einem seltsamen Kauderwelsch miteinander verständigen.

Schon der Sprache und der Kinder wegen pflegte man diese Besuche und Zusammenkünfte. Schließlich kam Rolf auf ein Jahr nach Ch. und als perfekter „Franzose" wieder heim. Und jetzt waren die kleinen Gallier an der Reihe. Im Mai 1914 erschienen sie und erfüllten Haus, Garten und den daranstoßenden Wald mit munterem Leben. Im August brach der Krieg herein und warf mit seiner eisernen Faust plötzlich alles durcheinander.

Von den deutschen Huberts gingen noch kurz vor der Kriegserklärung ein Brief und ein Telegramm nach Frankreich, ob man nicht besser die Kinder heimschicken solle. Aber es war schon zu spät. Es kam auch keine Antwort mehr. Die Grenzen waren plötzlich gesperrt; der Brief kam als unbestellbar erst viel später zurück.

„Die Kinder sind ja auch hier sehr gut aufgehoben", meinte der Doktor, ehe er zu seinem Regiment zog.

Der Doktor war noch nicht einmal abgereist, da brach auch schon zwischen den Knaben der erste Zwist aus. Rolf machte allerlei Bemerkungen über Frankreich; Jean zahlte ihm mit gleicher Münze heim.

„Ihr habt uns überfallen, weil euch die Russen und Engländer helfen. Aber wartet nur — wir werden's euch schon besorgen", rief der kleine Deutsche wütend.

„Hé — quoi — vous avez commencés", antwortete der kleine Franzose zornig und wollte plötzlich nicht mehr Deutsch reden.

Am Abend — es war kurz vor seiner Abreise — lud der Doktor die Kinder vor seinen Richterstuhl.

„Ihr habt euch bisher so gut vertragen — warum soll das nun plötzlich anders werden?! Weil eure Nationen Krieg gegeneinander führen?! Deshalb bleibt ihr doch Verwandte und Freunde. Also schweigt über diesen Punkt und vertragt euch! Und besonders du, mein Sohn Rolf, mußt der Verträglichere sein. Denn du bist dank einem gütigen Geschick zu Haus

Digitized by Google

und in der Heimat, während sie in der Fremde sind."

Er küßte und umarmte die beiden Kinder gerührt.

„Aber ihr sollt die nicht vermissen, das verspreche ich euch. Meine Frau wird euch Vater und Mutter ersetzen, wenn ich jetzt fortgehe."

Rolf mußte seine Freunde um Verzeihung bitten; und alle drei schworen Urfehde, versprachen Friede, Versöhnung, Schonung und Duldsamkeit. Aber die zuckenden, widerstrebenden Kinderhände, die sich gewaltsam ineinanderlegten, waren kalt und ohne Druck der Liebe.

Am Abend zog der Doktor mit seinem Bataillon zum Bahnhof. Frau und Sohn begleiteten ihn. Die Augen der kleinen Franzosen blickten ihm kalt, beinahe gehässig nach.

Dann, als alle fort waren, flüsterten die Kinder eifrig miteinander. Jeanne wollte durchaus einen Brief nach Hause schreiben. Doch Jean machte ihr klar, daß man ihn nicht befördern würde.

„Aber sei nur ruhig", tröstete er sie; „ehe zwei Wochen vergehen, sind die Franzosen hier im Elsaß, das uns gehört und immer gehört hat und wieder gehören wird — und dann werden wir befreit und heim zu Mama geschickt. Vielleicht führt der Papa seine Kompagnie gerade hierher und befreit uns."

Jeannes gutes Herz regte sich plötzlich.

„Die armen Deutschen!"

„Ach was — geschieht ihnen schon recht! Warum haben sie uns damals Elsaß-Lothringen fortgenommen?!" — Er lachte vor sich hin: „Haha — Rolf wird Augen machen, wenn unsere Soldaten hierherkommen."

„Unser armer Papa muß auch mit", rief die Kleine klagend.

„Er wird eine Fahne erobern und viele Gefangene machen. Und dann bekommt er das Kreuz mit dem roten Bändchen."

Die kleinen Franzosen waren bisher im Hause unterrichtet worden, bis sie des Deutschen ganz mächtig waren. Zum Herbst hatte Jean dann in eine öffentliche Schule kommen sollen. Nun mußte man das natürlich anders einrichten. Der Doktor meinte, es könnten Reibungen entstehen, denen man besser aus dem Weg ginge. Vorläufig solle alles beim alten bleiben. Der Direktor selbst wollte die kleinen Franzosen an seiner Stelle unterrichten.

Zu dem gingen sie denn auch alle Tage; und der alte Herr war liebevoll und gütig gegen die kleinen Gallier. Die Mutter paßte streng auf, daß ihr Rolf nicht taktlos gegen seine Verwandten würde und schärfte ihm das immer und immer wieder ein.

Eine Zeitlang war auch alles gut. Die Kinder selbst nahmen sich in acht, waren auch nicht mehr so viel zusammen wie vorher in den großen Ferien. Die Schule machte ihre Ansprüche an Rolf geltend und wurde doppelt streng genommen, um die Kinder von all den Aufregungen abzulenken. Rolf lief auch täglich zum Bahnhof, der draußen vor der Stadt lag, und sah die Feldgrauen ankommen. Zug auf Zug lief in der ersten Zeit durch. Eine Verpflegungsstation entstand hier, wie aus dem Boden gezaubert. Auch die Mutter half dort mit, und ihr Kleiner machte sich nach und nach nützlich. Verwundete kamen — ein großes Lazarett wurde in der Stadt eingerichtet. Das gab Abwechslung und viel Arbeit, die Rolfs Freistunden ausfüllte.

Auf sein Bitten und Betteln ließ ihn die Mutter in eine Jugendkompagnie eintreten, mit der er exerzierte und Übungen machte, und die Jungen taten Radfahrerdienste fürs Vaterland. Kaum, daß er Zeit fand, seine Schularbeiten zu machen. Er aß nicht einmal immer zu Hause.

Nach dem Bahnhof waren Jean und Jeanne auch einige Male gegangen und hatten voll Scheu von weitem die Züge einfahren sehen.

„So viel Soldaten! Quelle foule énorme!" rief das kleine Mädchen bestürzt und verwundert.

An solchen Tagen waren sie sehr ernst und flüsterten aufgeregt miteinander. Jean setzte der Schwester auseinander, daß Frankreich sicher noch mehr Soldaten hätte; denn die Deutschen müßten sie ja auch nach Rußland schicken. Und er las heimlich die Zeitung, ob die Franzosen nicht schon nach Deutschland eingebrochen wären.

Da endlich erscholl die Kunde von den ersten deutschen Siegen in Frankreich. Die großen

Digitized by Google

Schlachten bei Metz und Lagarde waren geschlagen. In der Stadt steckten sie die Fahnen aus, und jubelnd zogen Burschen und Kinder durch die Straßen. Sie schrien Hurra, sangen „Heil dir im Siegerkranz" und „Die Wacht am Rhein". In der Schule bekamen die Kinder frei; und Rolf tobte wie ein Besessener mit seinen Kameraden in der Stadt umher. Dann mußte er seiner Mutter helfen — ein großer Zug mit Verwundeten sollte durchkommen und zum Teil in der Stadt bleiben.

„Daß du mir heute abend kein unfreundliches Wort, überhaupt nichts von unseren Siegen zu Jean und Jeanne sprichst!" mahnte ihn die Mutter. „Deinem Herzen hast du den ganzen Tag Luft machen können."

Rolf zog ein saures Gesicht. Gar zu gern hätte er es den beiden unter die Nase gerieben, wie stolz er auf sein Vaterland sei — aber er gehorchte. Die kleinen Franzosen saßen beim Essen still und stocksteif, und die Mutter hatte Mühe, ein Gespräch aufrechtzuerhalten. Das drehte sich hauptsächlich um das Schreiben von Madame Marcel Hubert, Jean und Jeannes Mama, das am Tage vorher endlich, durch die Vermittlung eines Schweizer Geschäftsfreundes der Huberts, als Einlagebrief aus der Schweiz angekommen war. Etwas kühler als sonst dankte sie der „verehrten Freundin und Verwandten" für alle Mühe, die sie mit den Kindern gehabt und in Anbetracht der Verhältnisse noch weiter werde übernehmen müssen, bis sich alles so weit geklärt hätte, daß eine Heimreise und Abholung möglich sei. Als Einlage ein Briefchen an die Kinder selbst, mit vielen Ermahnungen und Wünschen im gleichen Stil. Und es würde schon alles gut werden; sie sollten nur Geduld haben. Und außerdem würde ihnen aus der Schweiz Geld zugehen für ihre notwendigsten Bedürfnisse.

Die Kinder hatten einige Tränen vergossen, als sie dies Lebenszeichen aus der Heimat bekamen, und den Brief immer wieder und wieder geküßt. Nach Tisch zogen sich die beiden Geschwister in den Garten zurück — und da spielte sich der Kampf von Lagarde noch einmal im kleinen ab.

Die Doktorin war müde von der Arbeit des Tages, las und schrieb noch etwas. Rolf bastelte auf seinem Zimmer herum. Draußen dunkelte es. Da ging der kleine Deutsche ihnen nach. Die „Franzosen" saßen auf einer Rundbank unter einem großen Baum, hatten den Brief der Mutter in der Hand und flüsterten leise und aufgeregt miteinander.

Rolf ging schweigend, die Hände in den Hosentaschen, an ihnen vorüber. Sein Herz war voll, und er mußte ihm Luft machen. Freilich, er hatte der Mutter versprochen, nichts zu sagen. Aber das Pfeifen hatte sie ihm nicht verboten. So pfiff er „Die Wacht am Rhein" halblaut vor sich hin. Er wußte genau, wie sehr das „die Franzosen" ärgern würde; denn so nannte er sie jetzt immer. Und dann pfiff er schon etwas lauter: „Heil dir im Siegerkranz". Und als Jean auch darauf nicht reagierte, stellte er sich dicht vor ihn hin, die Hände noch immer in den Taschen, und sang laut und herausfordernd: „Deutschland, Deutschland über alles". Auch das Singen fiel ja nicht unter das Verbot.

Da stürzte Jean wütend auf ihn los; und nun gab es im Dunkel des Gartens einen erbitterten, aber schweigend, mit zusammengebissenen Zähnen geführten Kampf, bei dem nur der eine oder andere zuweilen aufstöhnte. Aber auch hier blieb Deutschland Sieger und ging stolz, mit Hohnlachen, wenn auch etwas schmerzenden Gliedern ins Haus zurück. Als die Doktorin später ihren kleinen, fremden Schützlingen gute Nacht sagen wollte, lagen beide schon schlafend in ihren Bettchen, so daß sie sich auf den Zehen aus den nebeneinandergelegenen Zimmern zurückzog. Jean hatte aber am anderen Morgen, als er zum Frühstück erschien, eine geschwollene Nase und ein blaues Auge.

Er wäre gefallen und hätte sich an einem spitzen Stein verletzt, gab er der Pflegemutter Bescheid. Aber mit wütenden Augen maßen sich die beiden kleinen Patrioten, so daß es auch der Doktorin auffiel. Ihre Ermahnungen wurden mit stummem, verbissenem Schweigen aufgenommen. Sorgenvoll schüttelte sie den Kopf. Das Schicksal hatte ihr da eine schwere Aufgabe auferlegt.

Die Blätter brachten ausführliche Berichte über die großen Siege, die schweren Verluste der Franzosen. Jean und Jeanne wurden noch stiller und ernster; denn sie verschlangen das alles gierig.

Digitized by Google

Bald kamen auch die ersten verwundeten Franzosen und später große Gefangenentransporte durch die Stadt. Jean bat die Pflegemutter, sie begleiten zu dürfen. Er wolle seine Landsleute sprechen und sie laben und pflegen helfen.

Der Bahnhofskommandant, ein älterer Landwehrmajor, dem die Doktorin die Kinder vorstellte, strich Jean liebkosend über den lockigen, dunkelbraunen Schopf und sagte lächelnd:

„Sehr brav, mein Junge, sehr brav, daß du deinen Landsleuten helfen willst!"

Die französischen Verwundeten waren ganz erstaunt über die kleinen Franzosen, die alles herbeischleppten, was sie nur erreichen konnten. Und jeden Verwundeten fragte der kleine Jean: „Wie hat man euch behandelt?"

Und jeder antwortete: „Sehr gut, mein kleiner Freund — sehr gut! Wir sind zufrieden!"

„Die Deutschen sind doch eigentlich gute Leute", sagte Jeanne leise und nachdenklich, als sie des Abends heimkehrten.

„Bah, bah — es ist doch selbstverständlich, daß sie die Verwundeten pflegen. Denn man soll ja auch ihre Verwundeten und Gefangenen bei uns gut behandeln. Aber sie sind unsere Feinde — hörst du, unsere Feinde! Und jeder deutsche Soldat, der nach dem schönen Frankreich hinausfährt, kann uns unseren lieben Papa totschießen und die Onkels und alle unsere Freunde. Und sie wollen uns unser Land nehmen; denn sie hassen und verachten uns. Und darum hasse ich sie — hörst du: ich h a s s e sie."

Da senkte die kleine Jeanne ihr Köpfchen und erwiderte nichts mehr.

Immer ernster und wortkarger wurde der Knabe und entzog sich nach Möglichkeit der freundlichen Fürsorge der Pflegemutter, lernte auch nur widerwillig. Die Feindschaft zwischen ihm und Rolf brach nun ganz offen aus. Nur die äußerste Strenge der Mutter konnte sie von Wortplänkeleien und Tätlichkeiten abhalten. Der kleine Franzose behauptete, daß ihn Rolf verhöhne und sein Vaterland beschimpfe. Der kleine Deutsche behauptete dasselbe von seinem ehemaligen Freunde. Kein Zureden half. Auf den Rat des alten Schuldirektors schrieb die Doktorin an den Schweizer Geschäftsfreund, wie es um die Kinder bestellt sei, und ob er sie nicht durch eine vertrauenswürdige Person abholen könne. Aber zunächst blieb jede Antwort aus.

Neue Verwundetenzüge kamen; neue Truppentransporte und Munitionszüge rollten Tag und Nacht von Ost nach West, von West nach Ost. Die Kinder halfen mit, den immer größer werdenden Ansprüchen an Pflege und Labe Genüge zu leisten. Und zu den verwundeten Franzosen schickte man gern ihre kleinen Landsleute. Der Major, der den Bahnhof kommandierte, hatte seine besondere Freude an den beiden kleinen Galliern, die so ernst und gemessen waren und so wacker ihre Leute bedienten.

Ein hoher Offizier, ein verwundeter französischer Divisionsgeneral, wurde gemeldet. Gleich nachdem der Zug eingelaufen war, schickte man die Kinder mit Wein und Bouillon zu ihm hin. Er lag mit zerschmettertem Arm in einem besonderen kleinen Coupé, in das man die Kinder führte.

Das bleiche Gesicht des verwundeten Offiziers rötete sich vor Freude, als ihm das kleine Mädchen den Wein präsentierte. Und dann richtete er sich in seinem Bett auf, legte die unverletzte Hand dem Knaben aufs Haupt und sagte feierlich, mit gedämpfter Stimme:

„Mon cher petit ami, vergiß nie, daß du ein Sohn Frankreichs bist, unserer teuren Mutter! Räche uns einst gegen diese Deutschen, die widerrechtlich in unser heiliges Land eingedrungen sind und Frankreich zugrunde richten wollen!"

Mit weit aufgerissenen, glühenden Augen schaute der Knabe in das bleiche Antlitz des hohen Offiziers, der ihm in diesem Augenblick wie die leibhaftige Verkörperung seines Vaterlandes erschien. Die blasse Hand auf seiner Stirn strahlte Flammen des Hasses und der Begeisterung in sein kleines Herz; und Tränen liefen ihm über die Wangen, als ihn der General leicht auf die Stirn küßte.

Dann sank er bleich, erschöpft in seine Kissen zurück und winkte den Kindern schwach mit der Hand einen Abschiedsgruß zu. Erschüttert verließen sie den Wagen.

Draußen faßten sie sich an den Händen.

Digitized by Google

„Komm!" sagte Jean leise zu seiner Schwester.

„Wohin willst du?"

„Fort — ich kann all diese Menschen nicht mehr sehen."

Sie schlichen sich zum Ausgang des Bahnhofes und liefen gerade dem Kommandanten in die Arme, der dem Jean besonders wohlgesinnt war; denn er war kinderlieb und hatte daheim einen Buben in gleichem Alter.

„Wohin denn, mein Kleiner? Mußt du schon nach Hause?"

Der Knabe nickte stumm.

„Nun — was hat der General gesagt? — Armer, tapferer Mann!"

Und ohne eine Antwort abzuwarten — denn eben trat eine Ordonnanz mit einer Meldung an ihn heran — fuhr er dem Kleinen noch einmal über das lockige Haar, tätschelte die kleine Jeanne auf die Wangen und verschwand kopfnickend.

Die beiden Kinder gingen langsam, stumm nebeneinander her, die Straße hinunter, die von dem etwas außerhalb der Stadt liegenden Bahnhof nach einem nahen, schluchtendurchzogenen Wäldchen führte. Es dämmerte stark. Niemand begegnete ihnen hier. Jean hatte die Schwester noch immer an der Hand und zog sie immer weiter mit sich fort.

„Wohin führst du mich, Jean?" fragte die Kleine ängstlich.

„Komm nur mit!"

Seine Hand zuckte unruhig in der ihren; seine Augen funkelten über den zusammengepreßten Lippen, durch die er keuchend atmete.

Jeanne blieb plötzlich stehen:

„Ich fürchte mich, Jean. Was willst du tun?"

„Kleine Törichte! Du wirst schon sehen!"

Sie gingen schweigend weiter, immer den Bahndamm entlang. Am Rande des Wäldchens stieg die Straße aufwärts. Der Damm verebbte hier in einen kleinen Hügel, den ein Flüßchen in einer tief eingeschnittenen Schlucht durchzog. Mit einer eisernen Brücke überspannte sie die Bahn, kurz vorher in einer starken Kurve nach rechts abschwenkend.

Hier blieb der kleine Franzose stehen. Er wies mit dem Finger hinüber.

„Da! Hier kann man's machen."

„Was willst du tun?" fragte Jeanne ängstlich.

„Frankreich helfen — Frankreich rächen! Es dürfen nicht mehr so viel Soldaten nach Frankreich hinein . . . man muß es verhindern, soweit es möglich ist.

Jetzt endlich schien sie zu begreifen.

„Jean — um Gottes willen — du willst doch nicht —?"

„Doch — doch! — Sei vernünftig, ma chérie — höre mich an! Ich bin nur ein kleiner Junge, kann sonst nichts tun für unser armes Vaterland, nicht einmal mit in den Krieg ziehen. Aber das — das kann ich tun, das muß ich tun. Da drüben liegen hölzerne Schwellen. Wenn ich zwei oder drei dieser Klötze auf die Schienen lege, entgleist der Zug mit den Soldaten."

„Jean, Jean . . . im Namen der Madonna . . ."

„Aber bedenke doch — jeder preußische Soldat schießt vielleicht zwanzig, dreißig französische tot, unseren teueren Papa vielleicht auch . . ."

Das kleine Mädchen stand bleich, betroffen da. Wie ein Frösteln lief es durch ihren schlanken, kleinen Körper.

„Aber es ist doch ein großes, großes Verbrechen. Man wird dich umbringen, Jean — ins Gefängnis stecken." . . .

„Bah — man wird mich nicht erwischen . . . . niemand sieht uns hier."

Sie klammerte sich an ihn, flüsterte heiße, bittende, beschwörende Worte. Er schien nachzudenken, starrte vor sich hin . . . Dann zog er sich und die Schwester schnell in den Schutz eines großen Baumes zurück. Unterdes war es ganz dunkel geworden, der Himmel mit schwarzen, finsteren Wolken verhangen. Die langgedehnte, schillernde Schlange eines Zuges, angefüllt mit singenden, schwatzenden, rauchenden Soldaten, zog wie eine Vision an ihnen vorüber und zerstob funkensprühend, donnernd und rasselnd in Nacht und Nebel. Nur eine Rauchwolke blieb eine Weile stehen, schwebte in der Dunkelheit gleich einer großen, grauen Fahne zum Himmel empor und zerflatterte dann ins Nichts. Schweigend horchten die Kinder auf das ferne Rollen, das allmählich immer schwächer wurde, bis es ganz verebbte.

Der Knabe biß die Zähne zusammen:

Digitized by Google

„So viel Soldaten — so viele, viele! Lauter Feinde, die auf die unseren schießen und unsere Städte zerstören!"

Mit einem plötzlichen Entschluß riß er sich los und verschwand den suchenden Augen der kleinen Schwester, die ihr Herz angstvoll bis zum Hals pochen hörte. Leise rief sie seinen Namen; aber es kam keine Antwort. — —

Als am späten Abend die Doktorin vom schweren Bahnhofsdienst in ihr Haus zurückkam, lag der kleine Jean schon im Bett. Leise ging sie noch einmal, wie es ihre Gewohnheit war, in das Zimmer des Schlafenden. Aber er schlief nicht. Beim Scheine des Nachtlämpchens blickte sie in weit aufgerissene, glühende Augen, die sie ängstlich anstarrten.

Sie legte ihre weiche, kühle Hand auf seine fieberheiße Stirn:

„Du mußt schlafen, Jean! Weshalb schläfst du nicht?"

„Ich . . . ich weiß nicht . . ."

„Du darfst nicht mehr auf den Bahnhof kommen. Das hat dich aufgeregt — das ist nichts für dich, mein Kind — ich kann es dir nicht mehr erlauben."

Und mit einem mütterlichen Kuß verließ sie das Zimmer.

Am anderen Tag gab es eine ungeheuere Aufregung in der Stadt. Ein Bahnwärter, der ein verdächtiges Geräusch gehört, hatte eine dicke Schwelle quer auf den Schienen gefunden. Offenbar lag hier ein schweres Verbrechen vor, das durch feindliche Spione ausgeführt war. Die Gendarmerie hatte bereits in einem benachbarten Dorf eine Verhaftung vorgenommen. Die betreffende Persönlichkeit bestritt jedoch energisch jede Schuld. Eine Belohnung von tausend Mark wurde dem zugesichert, der den oder die Täter zur Anzeige brachte.

Beim Mittagessen sprachen sie davon. Jean saß schweigend und auffallend bleich da — aber er zuckte mit keiner Miene, trotzdem ihn Rolf so seltsam anblickte. Jeanne starrte in ihren Teller, ohne ein Wort zu reden. Aber so waren die Kinder gewöhnlich seit dem Krieg, der ihnen ihre frühere Munterkeit und Lebhaftigkeit geraubt hatte.

Am Abend brachte das Blatt die Mitteilung, ein Posten in der Nähe der Eisenbahnbrücke über den A.-Bach hätte zwei Kinder gegen neun Uhr des Abends eiligst am Bahndamm davonlaufen sehen. Man vermute, daß sie vielleicht in Zusammenhang mit dem Verbrechen der geplanten Zugentgleisung stünden. Näheres würde die Untersuchung ergeben. Leider habe der Posten wegen der Dunkelheit nicht einmal unterscheiden können, welchen Geschlechtes und ungefähren Alters die Kinder gewesen.

Der Doktorin lief es siedendheiß und dann wieder kalt über den Rücken . . . Sie blickte zu den Kindern hinüber. Die beiden Geschwister waren in ihre Bücher vertieft, Rolf bastelte an seinem Gewehr. Mit lauter Stimme las sie den Bericht vor. Nur Rolf blickte sie aufmerksam an; die Geschwister beugten sich tief über ihre Bücher.

„Was sagt ihr dazu, Kinder?"

Jean zuckte trotzig mit der Schulter.

Rolf rief wütend:

„Nicht wahr, Mama — wenn man die Täter entdeckt, die schießt man doch tot?!"

„Nun — jedenfalls werden sie streng bestraft."

„So eine Gemeinheit — pfui Teufel! Na, man wird sie schon entdecken."

Er warf das Gewehr fort und lief schnell, als beenge ihn die Zimmerluft, zur Tür hinaus.

Die Mutter ging ihm nach, zog seinen Arm unter den ihren und ihn selbst in den dunkelnden Garten hinaus. So wandelten sie oft wortlos nebeneinander und verstanden sich trotzdem; denn Mutter und Sohn liebten sich abgöttisch. Und Rolf, so wild und trotzig er war, gehorchte seiner Mutter auch aufs Wort.

„Mutter!"

„Ja, mein Junge —?"

„Der Jean ist's gewesen — und die Jeanne weiß darum oder hat ihm gar geholfen."

Wenn sie auch seit einer Viertelstunde an nichts anderes dachte, die kluge Frau war doch erschrocken, als es ihr Junge so glatt und rund aussprach, was ihre Gedanken bewegte und mit dumpflastender Angst bedrückte.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Das leise Lachen

Ein leises Lachen ist der Rest
Von allem Groll vergangner Zeit.
Ein Lachen, das nach Zwist und Streit,
Mir meinen Frieden läßt.

Schmähwort und Faust, ich sparte nie
Mit ihnen, Feinde abzuwehren.
Schmähwort und Faust, heut rasten sie.
Mein leises Lachen kommt zu Ehren.

Das leise Lachen über mich
Und über alles dieser Erde —
Daß ich mit ihm begraben werde,
Das wünschte ich!

Leo Heller.

Juden-Rosa / Skizze von Ferdinand Künzelmann

In meiner Kindheit kam alljährlich im Frühling und im Herbst eine Kiepenfrau durch unsere Gegend, eine Händlerin, die auf dem Rücken, in ihrer großen, geflochtenen Kiepe, allerlei Waren durchs Land trug —: Garn und Bänder, Stricknadeln und Nähnadeln, Knöpfe und Haken, kurz, all den Kleinkram, den Hausfrauen immer gebrauchen. Mit dem regelmäßigen Erscheinen dieser Kiepenfrau wurde in vielen ländlichen Häusern fest gerechnet, denn ihre Ware war gut und dauerhaft.

„Mit Juden-Rosa ihrem Zwirn könnte man ja wohl Glocken aufhängen — so stark ist er", sagte die alte Babette, unsere Mamsell, und meine Mutter meinte, die feinen, weißen Bandlitzen für Hemden und Kissenbezüge bekäme man überhaupt nur bei Juden-Rosa, und mein Vater, der Schmetterlinge und Käfer sammelte, und zum Aufspießen der Tiere Nadeln der verschiedensten Größe gebrauchte, war immer ganz unruhig und unzufrieden, wenn Juden-Rosa sich im Frühling um einige Tage verspätete.

Übrigens war dieser Name durchaus kein Spott, oder gar ein verächtliches Mal —: er war nichts anderes, als eine Bezeichnung nach der besonderen Wesensart, wie Landleute sie gern den Menschen und Dingen geben, mit denen sie zu tun haben. Und wie das oft geschieht, so hatte auch hier der Beiname den wahren Namen ganz verdrängt —: niemand wußte mehr, wie Juden-Rosa eigentlich hieß. Nur daß sie irgendwo aus dem Hessischen kam, das war bekannt.

Diese Kiepenfrau war überall geachtet und willkommen, — was wirklich nicht bei allen wandernden Händlerinnen der Fall war — und ich habe meine Eltern oft sagen hören, Juden-Rosa wäre eine kluge und „gerade" Frau, was ich als Kind nicht ganz begriff, denn sie ging unter der Last ihrer schweren Kiepe recht gebückt. Für uns Kinder war übrigens das Kommen dieser munteren Frau im grauen Sergekleide, mit den glänzend schwarzen Haaren unter dem rotbraunen Kopftuche und großen, halbmondförmigen, goldenen Ohrringen, immer ein ganz besonderes Fest. In ihrer Kiepe gab es nicht nur nützliche Dinge, die, mögen sie noch so vortrefflich sein, einem Kinde doch nichts bedeuten, sondern dieser unergründliche Tragkorb barg auch herrliche Schätze an Abziehbildern, an Liebesmarken, an Schlangen aus Gummizucker und ähnlichen Herrlichkeiten. Schokoladenkäfer aus dieser Kiepe haben heute noch in meinen Kindheitserinnerungen einen besonderen Platz . . . . .

Aber es gab noch etwas anderes an Juden-Rosa, was uns Kinder mehr beschäftigte, was sie uns geradezu geheimnisvoll machte.

Und das war dieses —: unser einsamer Gutshof war ihre Frühstücksstation, aber sie aß nicht wie wir, sie aß nicht dasselbe wie wir. Sie bekam jedesmal gekochte Eier, weißes Brot und Kaffee, den sie schwarz, nur mit Zucker und ohne Milch trank. Aber vor allen Dingen wurde für sie stets eine Büchse der „ganz guten" kleinen Fische in Öl

Digitized by Google

aus der Vorratskammer geholt, mit denen die Mutter sonst sehr sparsam war.

Es war für uns Kinder stets ein Ereignis, ihr bei dieser Mahlzeit zuzusehen, und wenn sie fort war, ließen wir uns von unserem Vater immer wieder erzählen, daß sie bei uns nichts anderes essen dürfte, weil wir Christen wären, denn alles, was die Juden äßen, müßte „koscher" sein. Was das nun eigentlich war, dieses geheimnisvolle „Koscher", das konnte er uns, glaube ich, selbst nicht recht erklären, jedenfalls sagte er stets, das verständen wir doch noch nicht. Wir legten uns also die Sache selbst zurecht und meinten, es müßte wohl mit diesem „Koscher" eine ähnliche Bewandtnis haben, wie mit unseren Sitten und Gebräuchen, die für die Fasten-, für die Quatember- und die Freitage das Fleisch verboten. Da sich aber Kinder gern mit dem Geheimnisvollen und ihnen Verschlossenem beschäftigen, beneideten wir in aller Unschuld die gute Juden-Rosa um diesen Vorzug, daß sie nur etwas essen dürfte, was koscher war, und mein kleines Bäslein und ich — wir waren damals zehn Jahre alt — liebten uns sehr, und hatten fest vor, uns zu heiraten — sprachen sehr wichtig davon, daß später, in unserem Haushalt, alles „koscher" sein müßte. Und dann aßen wir ganz andächtig die kleinen Fischlein auf, die Juden-Rosa übriggelassen hatte, und sie schmeckten uns, in dem lebendigen Bewußtsein, daß sie „koscher" waren, noch viel besser als sonst . . . . .

Darüber sind nun mehr als zwanzig Jahre vergangen, die Kinder von damals sind große Leute geworden, haben sich nicht geheiratet, und haben allerlei erfahren, Schönes und Häßliches, wissen jetzt auch, so ziemlich wenigstens, was es mit dem Worte „koscher" eigentlich auf sich hat, und haben zu ihrer Verwunderung sehen müssen, daß die zwei Silben in dem Worte Jude gar viel einschließen . . .

Im letzten Herbste trafen wir uns, vom Kriege aus fremden Ländern nach Deutschland und der Heimat zurückgetrieben, fast alle auf unserem einsamen Hofe wieder, wir alle, die wir als Kinder zusammen so glücklich gewesen sind.

Und als wir Erinnerungen austauschten und heiter und zufrieden von dem sprachen, was einst gewesen war, fragte ich plötzlich: „Was macht denn Juden-Rosa? Kommt sie noch immer?"

Nein — sie kam nicht mehr. Leider nicht mehr. Schon seit zwei Jahren nicht. Richard Storch, der Althändler, der immer noch mit seinem Zigeunerpferdchen und seinem Planwagen über Land fährt, um altes Eisen und alte Kleider und Lumpen aufzukaufen, hatte erzählt, daß sie Feierabend gemacht hätte, und daß sie bei einem ihrer Söhne lebte, irgendwo im Hessischen, aber niemand wußte recht, wo.

„Schade", sagte ich, „denn ich hätte sie so gern noch einmal wieder gesehen. Ich kann mich ihrer noch ganz genau erinnern."

Und dann sprachen wir lange von ihr, und jedem fehlten ihre Waren, und die Eltern lobten sie wieder als eine „kluge und gerade" Frau. Und wir verstanden jetzt auch, was das heißen wollte . . . Außerdem stritten wir uns ein wenig, wie alt sie denn nun wohl schon sein müßte. Schließlich einigten wir uns, daß ihr an sechzig Jahren gewiß nicht mehr viel fehlen könnte.

„Dann ist sie auch zu alt zum Wandern", sagten wir. „Natürlich, dann kann sie doch die schwere Kiepe nicht mehr tragen."

Seit diesem Gespräch ist nun fast schon wieder ein ganzes Jahr, ein Kriegsjahr hingegangen, und gestern morgen, so gegen zehn, als ich gerade über Land reiten will, um zu sehen, was unsere Polinnen machen, schallt plötzlich hell und laut eine wohlbekannte Stimme durch das Haus: „Band und Zwirn, Nadelbrief und Garn!"

Die Stimme unserer alten Juden-Rosa!

„Hurra! Da ist ja Juden-Rosa!", sage ich ganz vergnügt, und laufe schnell mit einem Stiefel die Treppe herunter.

Unten auf dem großen Flur steht sie neben ihrer Kiepe, wie immer im Kleide von grauer Serge, die Haare von einem rotbraunen Tuche umwunden. Nur die Haare selbst hatten einen grauen Schein, und das ganze Figürchen, von dem man nie begriff, wie es die schwere Kiepe schleppen konnte, war kleiner und zierlicher geworden . . .

„Guten Tag, Juden-Rosa!", will ich rufen, wie wir's einst als Kinder getan haben, wenn sie auf den Hof kam, aber die Erfahrung von all dem, was dieses Wort „Jude" da in seinen beiden Silben umschließt, erstickt mir den Kindheitsgruß in der Kehle, und weil mir bei blitzschneller Überlegung einfällt, daß ich ja gar keinen anderen Namen für sie weiß, sage ich: „Guten Tag, Großmutter!", und gebe ihr so den heiligsten Namen, den eine alte Frau haben kann.

Sie lacht mit blanken Augen und freut sich: „Nein, daß man Sie auch mal wieder sieht! Wie groß Sie geworden sind! Aber das sind ja auch wohl zwanzig Jahre her, daß wir uns nicht gesehen haben. Wo ist denn Ihre Mutter?"

„Das haben Sie schlecht getroffen," sagte ich, „denn sie sind alle ausgeflogen, oder vielmehr vor den Handwerkern ausgerissen, die das ganze Haus in Ordnung machen sollen. Ich bin ganz allein . . . Aber was wir brauchen, das wissen Sie ja selbst . . . Ich muß jedenfalls eine Gummischlange haben, und Maikäfer aus Schokolade . . . Sie haben hoffentlich welche."

„Selbstverständlich", sagt sie, „die gehören doch zum Frühling dazu."

„Das ist ja schön", sage ich. „Und nun kommen Sie zum Frühstück mit zu mir hinauf, leider zwei Treppen hoch, aber das ist die einzige Stube im Hause, die in Ordnung ist. Fräulein — jetzt haben wir ein Fräulein, denn Mamsellen gibt's

Digitized by Google

nicht mehr — „Fräulein soll schnell Kaffee und Eier kochen, und die Fische nehme ich gleich selbst mit."

„Daß Sie das aber noch alles wissen", sagt sie und macht sich an der Kiepe zu schaffen, um mir die Schlange — grasgrün ist sie — und die Maikäfer herauszusuchen.

Eine kleine Weile später sind wir oben auf meiner Stube, und während ich mir nebenan in der Kammer schnell den anderen Stiefel anziehe, steht die alte Frau, vom Treppensteigen doch ein wenig schwer atmend, am Fenster und sieht in die Frühlingswelt über die Bäume des Gartens hinweg, auf die jungen Kornfelder und Wiesen. Auf einem kleinen Buckel Heideland weiden Schafe, und stattliche, behäbige Ochsen ziehen den Pflug über das einzige noch unbestellte Feld, auf dem Gurken gelegt werden sollen.

„Ein schönes Frühjahr", sagt Juden-Rosa plötzlich. „Alles so schön, und still und friedlich. Kann man sich nun wohl denken, daß draußen Krieg und Mord und Totschlag ist? Sie haben doch auch gewiß Verwandte im Feld?"

„Ja, eine ganze Zahl. Drei sind schon gefallen. Und jetzt ist wieder einer schwer verwundet . . ."

„Schlimme Zeiten", sagt sie und senkt den Kopf. „Schwere Zeiten."

„Von Ihnen sind doch gewiß auch Söhne und Enkel dabei", frage ich.

Sie nickt: „Zwei Söhne, die beiden jüngsten, und sechs Enkel . . . Das heißt, die Söhne sind nicht im Felde, noch nicht wenigstens, und sie haben noch im Lande Dienst. Aber was hilft das? Sie sind aus dem Hause, und ihre Arbeit liegt still. Einer von den Enkeln ist in Amerika — er fährt auf einem Schiff — und kann nicht zurück, und ein anderer ist in Gefangenschaft . . . ."

„Wo?"

„In Frankreich. Gott sei Dank, in Frankreich, und nicht in Rußland, denn sonst hätte ich ja keinen ruhigen Augenblick um ihn. Sie wissen doch, wie man in Rußland mit den armen Juden umspringt."

„Ja, das weiß ich", sage ich. „Und die anderen vier? Wo sind die?"

„Drei liegen im Schützengraben, und Oskar, den kennen Sie ja auch, denn ich hatte ihn einmal in den Ferien mitgenommen, und Sie haben ihm einen Ball geschenkt . . . Ja . . . Oskar ist schon vor sechs Wochen gefallen . . . Der war eigentlich mein Liebling . . . Und der ist nun schon nicht mehr . . . Ja . . . Sein Leutnant hat einen Brief geschrieben, einen schönen und guten Brief, und hat uns auch das Eiserne Kreuz geschickt, das der Oskar hat haben sollen, denn er ist drüber weggestorben . . . Wie ein Held, schreibt der Leutnant, hätte er sich benommen, beim Sprengen einer Brücke. Und ein Pater hat uns aufgeschrieben, daß der Oskar als ein frommer, guter Mensch, im Glauben an Gott gestorben wäre, und daß sie ihn begraben haben mit zwanzig Kameraden, in einem Grabe . . . Und da liegen sie nun alle, Christen und Juden nebeneinander, Katholische und Protestanten . . . ‚Sie sind alle für Deutschland gestorben', schreibt der Pater . . . Und das müßte uns trösten in unserem Schmerz . . . Alle für Deutschland."

Dann sinnt sie lange vor sich hin und fährt mit der Hand über die feuchten Augen.

Und ich sitze da und suche nach einem Worte, das ihr helfen kann, und in dem bitteren Tone, den sie auf das „Alle" gelegt hat, höre ich viel von all dem Schlimmen, das in den zwei Silben des kleinen Wortes „Jude" liegt . . .

Ich sage etwas, daß wir nicht nur auf einen Sieg hoffen wollen, sondern auch auf eine neue, hellere und freiere Zeit hier drinnen bei uns.

Sie hört zu, nickt ein wenig und sieht mich plötzlich warm und herzlich an und sagt: „Ja, das wollen wir hoffen."

Und dann geben wir uns die Hand im Verstehen ohne Worte . . .

Sehr zur rechten Zeit wird dann das Frühstück gebracht, und während wir nun am Tische sitzen, berichtet mir die Großmutter ganz sachlich und ruhig, ohne Klagen und große Worte, wie die Zeit so hart und hemmend in das Leben der Enkel eingegriffen hat.

„Wir sind alle nicht reich," sagte sie, „und das Leben ist so teuer, und die kleinen Kinder haben Hunger und wollen was essen . . . Da habe ich gedacht, was soll ich im Hause sitzen und die Hände in den Schoß legen? Es ist besser, wenn ich sehe, daß ich doch noch wieder was verdiene . . . Und da habe ich denn die Kiepe wieder hergenommen, und bin noch einmal auf den Handel gegangen . . . Und es ist ganz gut . . . Ein wenig langsamer freilich und leichter geladen habe ich mich als früher, aber es geht ganz gut."

Und wie um sich selbst Mut zu machen vor dem Weg durch den sonnigen Tag, wiederholt sie noch einmal: „Ganz gut."

Die gute, tapfere, alte Frau!

Und so sitzen wir eine kleine Stunde und haben viel zu erzählen, und dann geht's an die Kiepe und wir fangen zu kaufen an, das Fräulein, die Mägde, und ich. Um ein paar Pfund wenigstens ist die Last leichter geworden. . . .

„Im Herbst komme ich wieder", sagte die Großmutter vergnügt. „Grüßen Sie die Eltern und halten Sie die Ohren steif. Auf Wiedersehen!"

Und dann geht sie davon, mit langsamen, ruhigen Schritten, auf ihren derben Stock gestützt.

Wir anderen stehen an der Tür und sehen ihr schweigend und mit Ehrfurcht und Bewunderung, auch mit ein wenig Mitleid nach, wie sie den Hof durchmißt, und die Landstraße gewinnt.

„Das war also Juden-Rosa", sagt Fräulein schließlich. „Fein! Nun habe ich sie doch auch noch mal gesehen."

Digitized by Google

„Da haben Sie eine gute, tapfere, deutsche Frau gesehen!“ sage ich. „Eine Frau, wie wir sie jetzt nötig haben. Sie tut die Arbeit für ihre Enkel, die im Kriege sind. Sie kämpft auch für Deutschland.“

Und von heute an ist Juden-Rosa mir mehr, viel mehr als die Bringerin köstlicher Gummizuckerschlangen, Schokoladenmaikäfer und anderer Kindheitsherrlichkeiten —: als Teil von unserem Schicksal steht sie jetzt vor mir, und als ein Beispiel, wie wir das Schwere tragen können, das uns alle getroffen hat, das auf uns alle wartet.

*

Einsam will ich sein . . .

Einsam will ich sein, — o laßt
Endlich meinen Schmerz mich tragen!
Im Verzichten, im Entsagen
Liegt so wundersame Rast. —

Warum immer wieder ringen
Nach den tausend Wunderdingen,
Die die Welt uns doch nicht gibt? —
Frei und einsam will ich schauen,
Wie sie welken, meine Auen. —
Schaun, wie sich mein Himmel trübt; —
Schauen, — schauen und verstehen! —

Steigen auf die hellen Höhen,
Wo der Sturm mich hart umkreist,
Wo er mir mit zorn'gem Wüten
Meine letzten Hoffnungsblüten
Aus den starren Händen reißt! —

Wenn sie fliehn in diesen Stürmen
Ohne Halt und ohne Schirmen
Sei mein Traum vom Glück verblaßt.
Lächelnd will mit offnen Händen
Ich dem Sturm das Letzte spenden
Meiner welken Blütenlast. —

Einsam will ich sein, — o laßt
Endlich meinen Schmerz mich tragen:
Im Verzichten, im Entsagen
Liegt so wundersame Rast.

J. M. Schulze.

*

Die Sühne / Skizze von Dala Frieser

Die verwitwete Frau Justizrat Weise sank tief aufseufzend in ihren Arbeitssessel am Fensterplatz des geräumigen Wohnzimmers, und rang verzweifelt die Hände.

Wollte denn dieser entsetzliche Krieg sie ganz zugrunde richten? Was hatte sie nicht alles ertragen müssen, in diesen neun Monaten des gewaltigen Völkerringens? Vom ersten Mobilmachungstage ab waren ihre beiden Söhne im Feld, und das gequälte Mutterherz zitterte täglich, ja stündlich, wenn es der Gefahren gedachte, welche die jungen Krieger umgaben. Wilhelm, der Ältere, lag nun auch seit einigen Wochen schwer verletzt in einem Lazarett Polens, und von dem jüngeren Kurt fehlte seit vierzehn Tagen jede Nachricht. Statt an dem ältesten Kind, ihrer Tochter Hedwig, in dieser traurigen Zeit eine Stütze zu haben, verschaffte diese der Mutter neues Herzeleid.

Frau Weise zitterte noch heute am ganzen Körper, wenn sie an den Septembertag dachte, als sie durch den telephonischen Anruf der Unfallstation erfuhr, daß ihre Tochter am Potsdamer Bahnhof von einem Auto überfahren worden war. Noch entsetzlicher aber erschien es ihr, daß Augenzeugen aussagten, die gottlob nicht lebensgefährlich Verletzte hätte sich „absichtlich“ vor das Auto geworfen. Frau Weise, die ihre Tochter genügend zu kennen glaubte, fand dafür keine Erklärung, und so sehr sie auch in Hedwig drang, blieb diese verschlossen und äußerte sich mit keiner Silbe über den Unglücksfall. So mußte denn die betrübte Mutter annehmen, daß die aufregenden Kriegsereignisse den Verstand der Tochter momentan ungünstig beeinflußt hatten, und daß daher an jenem Tage wohl ein Fall plötzlicher Geistesumnachtung eingetreten war.

Wie so etwas überhaupt bei ihrer Hedwig, dieser kühlen, ruhigen Natur möglich war, konnte sich die Frau Justizrat gar nicht erklären. Die Sorge um die Brüder konnte doch eigentlich da nicht mitwirken, denn die ältere Schwester hatte den beiden Jungen immer etwas ablehnend gegenübergestanden. Und daran zu denken, daß die drückenden Allgemeinsorgen ihrer Mitmenschen dem Mädchen den Kopf verwirrt hatten, dünkte Frau Weise direkt lächerlich, denn Hedwig zählte nicht zu den

Digitized by Google

sensitiven Frauen, die ihr Herz einer ganzen Nation entgegenbringen. Hatte sie doch vor vier Jahren mit keiner Wimper gezuckt, als sie dem erst bei den Eltern erkämpften Verlobten den Ring zurückgab. Und dieses Mädchen sollte nun auf einmal so gefühlvoll werden? Aber sie hätte den späteren Heiratsplänen der Mutter nicht so abgeneigt sein sollen, dann würde sie heute wohl wärmer empfinden. Immer wieder fand sie nur die eine Entgegnung:

„Die Männer sind nichts wert, ich verachte sie!"

Doch auch mit der Ehelosigkeit der Tochter hätte sich Frau Justizrat Weise schon abgefunden, wie sie auch allmählich über den Selbstmordversuch hinweggekommen war, wenn Hedwig nicht heute früh mit einem so entsetzlichen Entschluß an sie herangetreten wäre, daß die alte Dame sich völlig vernichtet fühlte. Mußte sie nun nicht glauben, daß jener Autounfall bei Hedwig eine Beschädigung des Gehirns hervorgerufen hatte? Die korrekte Hedwig würde sich im normalen Zustand niemals so unmöglich machen.

Ein Glück noch, daß man nach dem Tode des Justizrats nicht mehr in Halle geblieben, sondern nach Berlin übergesiedelt war, sonst hätte Frau Weise geglaubt, den heutigen Tag nicht mehr überleben zu können. Hier in der Millionenstadt würde Hedwigs Marotte nicht soviel Aufsehen erregen, wie in der Provinzstadt, wo jeder Mensch die Familie Weise gekannt hatte. Trotzdem mußte man sich auf ein erklärliches Befremden der hiesigen Bekannten gefaßt machen. Und in dieser verzwickten Situation stand nun die alte Dame schutzlos da. —

Während die Frau Justizrat in ihrer Berliner Wohnung fassungslos ihre Lage überdachte, befand sich ihre Tochter in einem Abteil des Frankfurter Schnellzuges.

Hedwig Weise war schlank und von mittelgroßer Gestalt. Der günstigste Kritiker hätte gestehen müssen, daß die Achtundzwanzigjährige einen stark verblühten Eindruck machte. Das ehemals wohl recht hübsche Gesicht, wurde überdies noch durch eine breite Narbe entstellt, die sich über die linke Wange hinzog, ein Erinnerungszeichen an jenen Autounfall.

Hedwig wußte, daß sie kein fesselndes Äußeres besaß, daß sie überhaupt nie schön gewesen war. Aber doch hatte es einst eine Zeit gegeben, wo auch ihre Erscheinung von dem Liebreiz der Jugend überstrahlt war und das sympathische, junge Gesicht ihr Verehrer gewann. Ihr liebenswürdiges, warmherziges Wesen trug das seine dazu bei.

Ein Tag aber in ihrem Leben veränderte Hedwig Weise vom Grund ihrer Seele auf.

Das war damals, als sie ihre Verlobung rückgängig machte. Ihre Eltern und ihr ganzer Bekanntenkreis war darüber maßlos überrascht. Vier Wochen vor der Hochzeit ging ein Paar auseinander, das erst zu seiner Verlobung den Widerstand der Eltern besiegen mußte — und dazu noch, weil es angeblich nicht zueinander paßte. Es war ja allen aufgefallen, daß Justizrat Weise den unbemittelten Schriftsteller Horst Relling, der wohl in seinem Beruf recht tüchtig, aber immerhin noch nicht bedeutend war, nicht gern als Schwiegersohn sah, und die Frau Mama protegierte vor der Verlobung recht nachdrücklich einen sehr vermögenden Hauptmann. Aber man setzte doch den Ruf einer jungen Dame nicht so leichtsinnig aufs Spiel. Da Horst Relling wenige Tage nach seiner Entlobung auf längere Zeit verreiste, und die Justizratsfamilie sich beharrlich ausschwieg, erfuhren auch die neugierigsten Freunde nicht den wahren Sachverhalt, und niemand konnte daher begreifen, daß Hedwig immer kühler und zurückhaltender wurde.

Das junge Mädchen hatte eine schwere Enttäuschung erlitten. Mit dreiundzwanzig Jahren für den um zehn Jahre älteren Schriftsteller in starker Liebe entbrannt, setzte sie, nachdem sie die Gewißheit seiner Gegenliebe erlangt, alles daran, um den Segen ihrer Eltern zu einer Verbindung mit ihm zu erreichen. Da, vier Wochen vor der von beiden Seiten so heiß ersehnten Vereinigung, machte der Geliebte, den ihr bisher unberührtes, leidenschaftliches Herz fast abgöttisch verehrte, das Geständnis, daß der dreijährige Knabe, den seine Wirtsleute erzogen, sein Sohn sei, dessen Geburt der jungen Mutter, einer Schauspielerin, das Leben gekostet.

Hedwig war vernichtet, denn das Götterbild war von seinem Piedestal gestürzt. In ihrer Unerfahrenheit erschien ihr die Vergangenheit des Geliebten als etwas Entsetzliches. Woher sollte das wohlbehütete junge Mädchen auch zu wahren Verständnis einer menschlichen Schwäche kommen? Hedwig konnte dem Verlobten nicht verzeihen, trotzdem er ihr erklärte, daß jene Schauspielerin schon damals seine Frau geworden wäre, wenn seine Erwerbsmöglichkeiten günstiger gelegen hätten, daß er für die Heimgegangene aufrichtige Liebe empfunden, und daß nur eine tiefe Zuneigung zu Hedwig ihn aus der dumpfen Melancholie gerissen, in die das frühe Verscheiden der Mutter seines Kindes ihn gestürzt. Das sich betrogen fühlende Mädchen blieb hart, und gab dem Verlobten den Ring zurück. Vergeblich bemühte sich der Justizrat, welcher als erfahrener Mann seinen Schwiegersohn weniger verurteilte, bei seiner Tochter eine günstigere Auffassung der Dinge zu erzielen. Seine Frau unterstützte ihn dabei jedoch gar nicht. Sie hegte gegen Horst Relling ein Antipathie, und fand es ganz in Ordnung, daß ihre Tochter diesen verdorbenen Menschen nicht heiraten wollte, so unangenehm ihr auch die Entlobung war. Die gute Mama dachte nicht daran, daß auch ihre beiden Söhne dereinst auf dem Pfad der Tugend straucheln

Digitized by Google

könnten, ihr erschien es jetzt als Hauptsache, für die Tochter neue Ehepläne zu schmieden. Gefiel der Hauptmann — den übrigens Hedwigs Verlobungsaffäre absolut nicht abzuschrecken schien — dieser wirklich nicht, so kamen immer noch genügend andere Herren in Frage, denn eine Hedwig Weise durfte bei dem Reichtum ihrer Eltern immer auf genügend Bewerber zählen.

Doch Frau Weise und ihre Ehekandidaten sollten sich täuschen, denn Hedwig lehnte jeden weiteren Annäherungsversuch eines Mannes entschieden ab, mit der Begründung, daß sie keinem Manne mehr vertrauen könne, weil sie das Schlimmste von seiner Vergangenheit befürchten müsse. In Wirklichkeit aber war es einzig und allein die Liebe zu Horst, die es ihr unmöglich machte, an eine Heirat zu denken. So sehr sie auch jede seine Regung für den verflossenen Verlobten heftig bekämpfte, konnte sie ihrer Gefühle für ihn, doch nicht Herr werden. Sie verdammte seinen Fehltritt, aber vermochte es nicht, sein Bild aus ihrem Herzen zu reißen. Durchdrungen von dem Bewußtsein, daß ihre dauernde Liebe zu dem Verstoßenen bei ihren Angehörigen nur Befremden hervorrufen würde, verschloß sie ihre Empfindungen der Außenwelt und wurde im persönlichen Verkehr steif und förmlich. Der herb zusammengepreßte Mund, der einst so fröhlich geplaudert hatte, öffnete sich fast nur noch, um abfällige Bemerkungen zu machen, und über das Gesicht, dessen größter Liebreiz früher das herzliche, bezwingende Lächeln gebildet, huschte jetzt nur graue Ironie. Da sie von dem ihr verachtenswert erscheinenden Manne innerlich nicht loskam, wurde sie immer verbitterter.

So war Hedwig Weise schon mit fünfundzwanzig Jahren eine richtige alte Jungfer, ihres abstoßenden Benehmens wegen unbeliebt, und um ihrer spitzen Bemerkungen willen gefürchtet. Eines aber erfüllte sie anfangs mit Genugtuung, machte sie später jedoch recht beklommen, daß auch *sein* Leben zerstört zu sein schien. Aus allen seinen Arbeiten, die sie heimlich las, ersah sie, daß auch er nicht über ihre Entfernung hinwegkam. Fast in jedem seiner Werke fand sie ihr Bild gezeichnet: die nieverzeihende, unerbittliche Jungfrau, der jedes Verständnis für menschliche Schwäche abgeht. Es war möglich, daß seine halb resignierende, halb anklagende Art ihn in seinem Werden behinderte, jedenfalls verging Jahr um Jahr, ohne daß Horst Nelling die Hoffnungen, die mancher auf den begabten Schriftsteller gesetzt, erfüllte.

Zwei Jahre nach Hedwigs Entlobung erlag der Justizrat einem Schlaganfall. Nun hielt diese den Zeitpunkt für gekommen, Halle zu verlassen, um nicht an tausend Orten an den verschmähten Geliebten erinnert zu werden. Trotz anfänglichem Protest der Mutter, zog man nach Berlin, und bald darauf konnte die verwitwete Frau Justizrat ihrer Tochter empört mitteilen, daß deren ehemaliger Verlobter seine alte Wohnung in Halle wieder bezogen hätte, wie sie von Bekannten erfahren. Von den braven Hallensern ahnte allerdings niemand, daß nur die Sehnsucht nach seinem Sohne den Schriftsteller wieder in die Stadt seiner trübsten Erfahrungen gezogen. —

Wie bei allen Begebenheiten der letzten Jahre, wurde die verschlossene Hedwig auch vom Ausbruch des Weltkrieges nicht sonderlich berührt.

Gewiß, ihre beiden Brüder zogen sofort mit ins Feld, aber daran nahm sie keinen großen Anteil. Von den ersten Lebensjahren an hatten die Eltern die beiden Knaben so maßlos verwöhnt, daß eine herzliche Geschwisterliebe nicht aufkommen konnte, weil Hedwig sich durch ihre Brüder stets benachteiligt fühlen mußte. Außerdem hatten die beiden halbwüchsigen Burschen vor ihrer Verlobung es gewagt, die Eltern durch vorlaute, abfällige Urteile gegen den Geliebten einzunehmen. Waren jene Zeiten nun auch vorüber, so konnte die Schwester sich doch nicht für wärmere Gefühle entschließen, um so weniger, da auch die heranwachsenden jungen Leute sie wenig rücksichtsvoll behandelten.

Ohne große Rührung sah Hedwig daher die Brüder in den Krieg ziehen, und ihre Tage gingen weiter dahin, als starre nicht die Erde voller Waffen.

Doch ein Septembermorgen sollte auch ihr die kühle Ruhe und Selbstsicherheit rauben. Ihr Weg führte sie, als sie Besorgungen machte, am Potsdamer Bahnhof vorüber. Teilnahmslos glitt ihr Blick über den langen Zug noch nicht eingekleideter Reservisten, die, von einem der anderen Bahnhöfe kommend, sich zum Weitertransport zum Potsdamer Bahnhof begaben und hier von einer begeisterten Menschenmenge empfangen wurden. Für Hedwig, die an jenem Tage schon ohnehin sehr nervös war, bedeuteten diese todesmutigen Krieger nur ein Verkehrshindernis, und unmutig sah sie dem Ende des Zuges entgegen.

Da durchzuckte es sie plötzlich heiß, so daß sie taumelte, denn unter den Letzten hatte sie ihn erkannt, Horst Nelling. Auch an ihm waren die Jahre nicht spurlos vorübergegangen, das volle Haar war reichlich ergraut, und die ansprechenden Gesichtszüge gealtert.

Was dann auf dieses Erkennen folgte, wußte Hedwig kaum noch, so sehr hatte es ihr Denken verwirrt. Nur dessen erinnerte sie sich, daß kein Blick des Dahinschreitenden die zitternde Frauengestalt am Straßenrand gestreift, und doch fühlte sich diese von riesengroßen Vorwürfen bestürmt: Wo war ihre Liebe geblieben, als sie den Verlobten von sich wies, die Liebe, die alles verzeiht und welche sie ihm unzählige Male gestanden? Hatte sie ein Recht gehabt, ihn fortzustoßen und seine Lebenskraft zu brechen — nur, weil er ihr eine

Digitized by Google

Jugendsünde beichtete, um vor der zukünftigen Frau kein Geheimnis zu haben? — Er hatte doch nicht einmal das Verlangen geäußert, den Knaben in seiner Ehe selbst zu erziehen, nur wissen sollte sie, daß er einen Sohn besaß.

Die sittenstrenge Hedwig kam sich in ihrer Härte plötzlich erbärmlich und verächtlich vor.

Und gepeinigt von Scham über ihre Engherzigkeit, die zerstörte Jugend bereuend, vermochte sie nicht, den aufsteigenden Lebensüberdruß zu bekämpfen, und warf sich dem ersten besten Auto entgegen.

Von einem Armbruch und einigen größeren Fleischwunden genesen, wurde Hedwig eine andere. Äußerlich freilich blieb sie die unausstehliche alte Jungfer, so daß selbst ihrer Mutter keine Veränderung auffiel, aber heimlich regte sich in ihrem Herzen der Wunsch, nach Möglichkeit ihren Fehler wieder gutzumachen. Folglich wandte sich ihr Interesse Horst Rellings Sohn zu. Eine heimliche Reise nach Halle belehrte sie, daß dessen Pflegemutter vor einigen Monaten gestorben war, und nach einigen Unterhandlungen erklärte sich der Pflegevater, welcher die ehemalige Braut des Schriftstellers kannte, damit einverstanden, ihr den Jungen zur weiteren Erziehung zu überlassen, ohne einstweilen seinem Vater davon zu berichten.

Eines hatte Hedwig in den letzten Jahren, die einer inneren Eiszeit glichen, gelernt: ein zielbewußtes Handeln. Kurz und bündig hatte sie ihrer entsetzten Mutter heute ihren Entschluß mitgeteilt, und sich dann auf den Weg gemacht, ihr Pflegekind zu holen. Viel Gezeter würde sie ja wohl noch hören müssen, da der alten Dame die Absicht der Tochter, den Jungen ganz zu behalten — das Einverständnis des Vaters hoffte sie zu erhalten — zu ungeheuerlich erschien. Aber Mama würde sich der großen, energischen Tochter fügen.

Nun galt es noch, sich die Liebe des kleinen Oskar, der naturgemäß etwas eingeschüchtert war, zu erobern. Denn er sollte selbst, nachdem er sich eingewöhnt, seinem Vater die veränderten Lebensverhältnisse mitteilen. Eine nie gekannte Freude durchflutete Hedwigs Brust, wenn sie dieser arbeitsreichen Zukunft gedachte, denn schon jetzt fühlte sie ihr Herz für den Achtjährigen schlagen. Das Kind, welches sich einst trennend zwischen den Geliebten geschoben, sollte ihrem Leben jetzt Ziel und Zweck sein. Was sie nur als Pflicht auf sich genommen hätte, um für ihre einstige Härte zu sühnen, durfte sie nun aus innerster Anteilnahme tun, da der Junge selbst es ihr angetan hatte.

Verirrten sich ihre Gedanken zum Vater, dann beschlich sie allerdings ein banges Gefühl. Vielleicht war es ihr nur vergönnt, den Sohn eines Toten zum tüchtigen Manne zu erziehen.

Kehrte er aber — worum sie inbrünstig betete — doch zurück, ob er sie dann wohl noch einmal lieben würde? — — — —

Das alternde Mädchen lächelte wehmütig:

Das bißchen, was es an äußeren Vorzügen besessen, war dahin, aller Jugendglanz verflogen...

Wie sollte Horst Relling sie noch begehrenswert finden? . . .

Aber er war gut, und würde vergessen, wie sie ihm wehe getan. Und das sollte ihr genügen. Sie würde nicht vergebens bitten:

„Verzeihe"!

*

Dem Freunde

In Flandern, ja, in Flandern
Fand mancher wohl für immer Ruh.
Da liegst bei allen andern,
Mein Freund, auch du.

Ach wie die Jahre gingen.
Die Jugendzeit, wo ist sie hin?
Nach Ruhm und hohen Dingen
Stand unser Sinn.

Ach, wie die Jahre schwanden.
Wir bauten hoch aus Licht und Glanz
Ein Wolkenschloß und wanden
Uns manchen Traumeskranz.

Die Träume sind zerstoben.
Dir hat, als rings die Kampfnot schrie,
Der Tod den Kranz gewoben,
Der modert nie.

In Flandern, ach, in Flandern . . .
Und hält mich auch das Leben hier,
All meine Träume wandern,
Mein Freund, zu dir!

Hans Anton Schütt.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen

Quo vadis, Romania? Zur Frage über die Stellung Rumäniens im Weltkriege. Von Marcello Rogge, Ritter des Sterns von Rumänien. Berlin 1915. Boll & Pickardt.

Die interessante Schrift liegt bereits in zweiter Auflage vor. Der Verfasser ist ein genauer Kenner der rumänischen Verhältnisse und gibt ein klares Bild der politischen Lage Rumäniens, namentlich Rußland gegenüber, das dem aufstrebenden Balkanstaat seine im Türkenkriege bei Plewna geleisteten Dienste so schlecht lohnte. König Karol war immer ein aufrichtiger Freund der Deutschen, sein plötzlicher Tod ein schwerer Verlust für uns. Trotz der rußland- und franzosenfreundlichen Strömungen, deren Gründe Rogge darlegt, glaubt er an eine fortdauernde Neutralität Rumäniens, das über einsichtige Politiker verfügt, die allen Abenteuern an der Seite des Vierverbandes abgeneigt sind. Wir können nur wünschen, daß der Verfasser recht behält. Die Schrift ist allen Lesern zu empfehlen, die eine wirklich sachverständige Darstellung der rumänischen Lage verlangen.

Die Zerstückelung Deutschlands. Drakonische Friedensbedingungen von Onésime Reclus, Paris. Deutsch von Dr. Paul Brömme, mit Geleit- und Schlußwort von Dr. Paul Liman. Verlag Krüger & Co. in Leipzig. Preis broschiert 1 Mk.

Dieses Buch sollte wirklich jeder lesen — es dürfte den Angehörigen aller Parteien die Augen öffnen über das, was wir zu erwarten hätten im Fall einer Niederlage durch unsere Feinde, es wird auch alle die belehren, die noch immer die Gefühlsduselei des deutschen Michels nicht ablegen können, indem sie sich gegen „Annexionen volksfremder Gebiete" aussprechen und auf diese Weise den Standpunkt vertreten, daß alle Opfer umsonst gebracht worden sind und noch gebracht werden sollen! Was verlangt dagegen Herr Reclus aus Paris, der Bruder des berühmten französischen Geographen und selbst ein bekannter Mann der Wissenschaft im Falle eines französisch-englisch-russischen Sieges? Nichts mehr und nichts weniger als die vollständige Zertrümmerung des Deutschen Reiches und sämtlicher Kolonien, selbst Brandenburg, zu dessen „marquis" einst die Feinde Friedrichs des Großen ihn vor dem Siebenjährigen Kriege machen wollten, soll an die Großherzogin von Luxemburg zur Entschädigung fallen, denn Luxemburg steckt Frankreich ein! Die Deutschen müßten in Ketten und Halseisen zu Haufen getrieben werden, 101 Milliarde Kriegskosten, auf 101 Jahre verteilt, zahlen usw. Man glaubt einen Wahnsinnigen vor sich zu haben, es ist ein Wutgekreisch der Ohnmacht, ein Angeifern alles dessen, was Deutschland in der Welt durch eigene Tüchtigkeit erreicht hat. Nicht besser kommen natürlich Oesterreich und die Türkei weg, die von der Landkarte gestrichen werden! Das Buch müßte in Tausenden von Exemplaren überall verteilt werden, und wer dann „die Sentimentalität noch nicht verlernt" hat, soll — Franzose werden!

Verdeutschungen. Wörterbuch fürs tägliche Leben von Dr. Friedrich Düsel. Verlag von George Westermann, Braunschweig, Berlin, Hamburg.

Für die meisten Fremdwörter gibt es deutschen Ersatz, das steht seit langem fest, und gerade in diesen Tagen hat das Bestreben nach Reinigung unserer deutschen Sprache von fremden Bestandteilen erfreuliche Fortschritte gemacht. Das vorliegende Buch ist übersichtlich und vor allem kein Wulzer mit wissenschaftlichem Beiwerk, sondern in handlicher Größe. Es sollte auf keinem Schreibtisch fehlen und eifrigst benutzt werden.

Das Volk in Eisen. Gesänge eines Kriegsfreiwilligen von Dr. Walter Flex. 4. Auflage. Mit dem Bildnis des Verfassers. Preis 20 Pfg. Oskar Eulitz Verlag, Lissa in Posen.

Der auch unseren Lesern wohlbekannte Verfasser vereinigt hier eine Reihe von Kriegsgedichten, die mehr als landläufigen Wert besitzen und für unsere Tage der Begeisterung vollgültiges Zeugnis ablegen. Der starke orthodox-religiöse Einschlag tritt vielleicht hier und da etwas zu sehr hervor, aber das muß jeder mit sich selbst abmachen, es gibt ja auch Stimmen, die gerade infolge von Feldzugserfahrungen anders klingen! Sehr schön ist das Gedicht auf den Heldentod seines Bruders, es dürfte zu den besten Kriegsgedichten überhaupt gehören und zeichnet sich durch große Klangfülle bei schlichter Darstellung aus.

Dr. Erich Janke.

Anekdoten

Der General von "" hatte, obgleich er immer geschlagen worden war, sich doch in seinem Posten behauptet und nach und nach ansehnliche Auszeichnungen erhalten.

An einem Neujahrstage bekam er mit der Post eine Kiste. Als sie geöffnet wurde, um zu sehen, was darin sei, fand man in solcher eine Trommel, und auf dem oberen Felle stand: Zu nichts nützlich, als geschlagen zu „werden".

*

Eine Sammlung von Albernheiten aus Zeitungen würde einen reichhaltigen Stoff zur Erschütterung des Zwerchfelles liefern. Hier mögen einige wenige zum Beweise dieser Behauptung stehen:

Boulogne. Die Franzosen sind an den Küsten so wachsam, daß sie Tag und Nacht auf den Kanonen schlafen.
(Wiener Zeitung.)

Im Dorfe R., unweit Brünn, ist eine Mannsperson tot gefunden worden. Er war dem Ansehen nach ungefähr 40 Jahre alt, trug einen braunen, tuchenen Rock, er sprach nichts als Deutsch und war, seinem Vorgeben nach, aus dem Lande ob der Ems gebürtig.
(Wiener Intelligenzblatt.)

Der Unterzeichnete hat auf der Straße von Komorn nach . . . ein Einkehrwirtshaus errichtet. Für Rind-, Schweine- und Schafvieh sind bequeme Stallungen vorhanden, für Gäste minderer Qualität sind auch Zimmer zu haben.
(Wiener Intelligenzblatt.)

Es hat dem Ewigen gefallen, meine seit 23 Jahren besessene Frau in ein besseres Leben abzurufen.
(Karlsruher Intelligenzblatt.)

In den Berliner Zeitungen hat jemand, dem sein Hund entlaufen war, um dessen Zurücklieferung mit der Überschrift: Gesuch eines Hundes.

In den nämlichen Zeitungen las man: Ein Bierkeller ist wegen Altersschwäche zu vermieten.

Ferner: Ein Regenschirm ist in Gedanken stehengeblieben.

Inhalt des Heftes 51: Die Herrin von Hellerbrunn. Roman von C. von Luckwald. — Die kleinen Franzosen. Von Robert Misch. — **Beiblatt:** Das leise Lachen. Gedicht von Leo Heller. — Juden-Rosa. Skizze von Ferdinand Künzelmann. — Einsam will ich sein. Gedicht von J. M. Schulze. — Die Sühne. Skizze von Dala Frieser. — Dem Freunde. Gedicht von Hans Anton Schütt. — Bücherbesprechungen.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke.
Ausgegeben am 18. September 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1915 Heft 52

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Die Herrin von Hellerbrunn / Roman von E. von Luckwald

(Schluß.)

In der Tannhausenschen Villa standen die Fenster weit geöffnet. Der Frühlingswind blähte die gelblichen Spitzenvorhänge, strich kosend über die stark duftenden Hyazinthen, die farbenprächtig in ihren bunt glasierten Töpfen auf den Fensterbrettern prangten.

Die Flügel des Einfahrtstores waren zurückgeschlagen, im Souterrain schwatzten die Mädchen, Tellerklappern einte sich mit dem monotonen Gesang einer hellen Stimme.

Auf den kiesbestreuten Gartenwegen schritt Ursel langsam im Sonnenschein auf und ab, das leichte Wägelchen des Kleinen vor sich herschiebend.

Alles war wie einst, ehe Beate abgereist. Sie war heimgekehrt und füllte das stille Haus wieder mit Leben und Unruhe.

Jetzt eben trat sie, bereits in Hut und Mantel, zur Ausfahrt gerüstet, vor die Türe und winkte Ursel und Hans-Ungnad fröhlich zu.

Er streckte verlangend die Händchen nach ihr aus und begehrte energisch, auf den Arm genommen zu werden. Beate hob ihn aus dem Wagen, tänzelte lachend und schäkernd eine Weile um das runde Mittelbeet, gab ihn aber gleich darauf der Amme zurück.

„Der Bub ist mir zu schwer, Ursel, da hast ihn wieder — i muß fort — der Wagen wird gleich kommen. Adio, Schatzi — adio — Mami hat keine Zeit."

Sie warf ihm noch kosend eine Kußhand zu und sprang in den Wagen.

Ursel blickte der zarten, hell gekleideten Gestalt mißmutig nach.

„Kaum recht ang'schaut hat's dich, du mein Goldbub, mei liaber. Nix als Ausfahr'n und B'such mach'n und so'n Kram hat's im Kopf, unsere Gnädige", murmelte sie grimmig. — — —

Die junge Frau war unverändert heimgekehrt, im Äußeren wie im Wesen. Vielleicht noch ein wenig zarter und eleganter als vorher.

Die lange Trennung von Mann und Kind hatte keine Sehnsucht in ihr zu wecken vermocht, nur gezwungen war sie, Ellas Drängen nachgebend, zurückgekommen, sie hatte sich nicht auf die Heimkehr gefreut.

Als Olaf sie auf dem Bahnhofe abgeholt, hatte sie ihn zwar herzlich begrüßt und Hans-Ungnad mit Liebkosungen überschüttet, aber er fühlte dabei doch deutlich, daß ihre Gedanken weitab von ihnen beiden weilten.

Als sie nach dem ersten gemeinsamen Abendessen in Beatens Salon beisammen saßen, sprach sie von nichts anderem als ihren Reiseerlebnissen, den Eroberungen und neuen Bekanntschaften, die sie gemacht; nach Olafs Ergehen, nach seinem Leben fragte sie nicht.

Aber Marie mußte die neuen Nizzaer Toiletten hereinbringen; allerlei Tand und zierliche Nichtigkeiten, die Beate unterwegs gekauft, wurden vor Olaf ausgebreitet.

Er bewunderte alles, hörte auch ihrem Geplauder nachsichtig lächelnd zu, und als sie immer wieder die Schönheiten, das mondaine Treiben der Riviera pries, fragte er:

„Hat es dir in Florenz nicht noch besser gefallen? Die dortigen Kunstschätze bieten doch

Digitized by Google

schließlich mehr Genuß und Anregung als Monte und Nizza, sollte ich meinen."

„Ach — weißt, Schatzi — die Galerien und Kirchen — das ist nix für mich. Das lange Herumstehn macht nur müd'. In den Caschinen und auf den Arno-Promenaden is ja ganz nett — aber doch längst nit das elegante Leben und Treiben wie an der Riviera. Ach, mein schönes Monte! I hab' förmlich Heimweh danach, 's is doch die Perle von allem! Und grad dort durft' i nit bleiben", fügte sie schmollend mit einem vorwurfsvollen Blick hinzu.

„Nein, Beate, es war nicht der geeignete Platz für dich."

„Ach geh — warum nit — möcht' i wohl wissen. Am End' gar wegen der paar Goldstück', die i verspielt hab'?"

„Nicht nur deshalb, mein Kind, obgleich deine Verluste nicht unbedeutend waren. Ich hab's gemerkt, da ich sie decken mußte."

„Gönnst mir nit a mal so a harmloses Vergnügen? Bist wohl geizig g'worden, Olaf?"

„Das nicht — aber vernünftig. Wir müssen doch an das Kind denken, Beate; ich möchte unserm Jungen dereinst ein Vermögen hinterlassen können."

„Ein rechter Philister bist word'n, Olaf," meinte sie verächtlich, „man merkt's, daß du aus Hellerbrunn kommst! Den Ton kenn i; 's is, als ob man Tant' Esther predigen hört'."

Olaf antwortete nicht, mit einem stummen Achselzucken verließ er sie, um sein eigenes Zimmer aufzusuchen.

So setzte das Leben gleich am ersten Abend wieder da ein, wo es durch Beatens Abreise vor Monaten abgebrochen worden war.

Olaf mußte sich seufzend bekennen: sie war ihrer Wesensart treu geblieben — in nichts hatte sich ihr Sinn geändert — nur er selbst war ein anderer geworden.

Esthers Einfluß wirkte in ihm fort. Je häufiger er die beiden Frauen miteinander verglich, um so schmerzlicher empfand er die spielerische Nichtigkeit der einen — den tiefen, inneren Gehalt der andern. So sehr er sich auch sträubte, solchen Gedanken und Vergleichen Raum zu geben, sie drängten sich ihm immer wieder auf, nur ernste, unermüdliche Arbeit vermochte sie zu bannen. — —

Sein neuestes Bild „Frühlingssturm" hatte einen großen, durchschlagenden Erfolg erzielt: die Zeitungen brachten lange Artikel darüber, auch Käufer meldeten sich, trotz des hohen Preises, den der Künstler dafür forderte.

Lange konnte sich Olaf nicht entschließen, gerade dieses Werk, an dem so viel liebe Erinnerungen hingen, fortzugeben, aber schließlich überließ er es doch einem reichen Münchner Kunstfreund für dessen Privatgalerie.

Bei ihm kam es wenigstens in gute, verständnisvolle Hände.

Als Beate von dem Verkauf des Bildes hörte, gab sie ihrer Freude rückhaltlos Ausdruck.

„Den ‚Frühlingssturm' hast losg'schlagen — das is g'scheit! Der Bergfeld soll ja gut zahlen, heißt's, — mich wundert nur, daß der's g'nommen hat! Weißt, i bin froh, daß es nimmer im Atelier hängt — i hab das Bild nie leiden mög'n. Hast denn ein guten Preis kriegt, Schatzi?"

„Genau das, was ich gefordert habe, der Bergfeld feilscht und handelt nicht — ich bin zufrieden."

„Geh — das freut mich für dich — und ein bissl auch für mich."

„Hast du mal wieder einen Extrawunsch, Kleine?" lachte Olaf gut gelaunt, „sag's nur — wenn er nicht gar zu unvernünftig ist, soll er erfüllt werden."

Beate schmiegte sich an ihn und strich liebkosend über sein dichtes, graues Haar.

„Ja, weißt — ein Wunsch hätt' i schon — sehr ein großen — —"

„Na, nur heraus damit, was soll es sein? Ein neues Kleid oder die Perlohrringe, die dir neulich im Schaufenster bei Berger so gut gefielen?"

„Das wär auch nit übel — die möcht' i lebensgern haben — aber 's is noch was anderes."

„Was denn?"

„Schau — i hab' gestern ein Brief von der Kusin Neukirchen aus Wien bekommen, und die ladet mich so lieb ein, i soll zu ihr auf Besuch kommen. Da möcht' i gar zu gern hin. Sag' schon ja, Schatzi — i darf reisen, gelt?"

Olaf schob die streichelnden Hände ziemlich unsanft von sich und sah die junge Frau ernst an.

„Nein — diesen Wunsch kann ich dir nicht erfüllen, Beate."

Digitized by Google

„So — und warum nit, wenn man frag'n darf?"

„Du bist eben erst nach monatelanger Abwesenheit heimgekehrt — ist das nicht Grund genug?"

„Eben erst?" wiederholte sie schnippisch. „Schon vier Wochen bin i wieder in deinem langweil'gen München —"

„Schlimm genug, daß du dich zu Hause langweilst, Beate — aber nach Wien und zu dieser Gräfin Neukirchen, die ich nicht einmal kenne, lasse ich dich nicht. Es tut mir leid, aber es geht nicht anders."

Beate verlegte sich erst aufs Bitten, dann trotzte und schalt sie, aber weder das eine noch das andere vermochte Olaf umzustimmen; selbst ihren heißen Tränen setzte er ein kühles, entschiedenes „Nein" entgegen.

Es war die erste Niederlage, die Beate in dreijähriger Ehe erlitt, und ihr Erstaunen darüber war fast noch größer als ihre Enttäuschung.

Sie schmollte noch einige Tage, aber als sie sah, daß Olaf unerschütterlich blieb, gab sie sich achselzuckend mit der Tatsache zufrieden.

Sie hatte etwas anderes gefunden, was ihre Zeit ausfüllte und die Gedanken beschäftigte: die fast täglichen Spazierritte mit Herrn von Bogenbach, und dagegen hatte Olaf nichts einzuwenden gewußt.

Meistens erschien der schöne Rittmeister des Vormittags, und wenn der Dienst ihn am Morgen fernhielt, fand er sich in den Nachmittagsstunden ein.

Bisweilen schloß sich noch dieser oder jener Bekannte an, oft ritt das junge Paar auch allein.

Beate war Feuer und Flamme für die neue Abwechslung; sie kannte keine Ermüdung, scheute weder Sonnenbrand noch gelegentliche Regengüsse.

Die Reise nach Wien schien vergessen zu sein. Sie sprach auch zu Hause nur noch von Pferden, Sätteln, Zaumzeug und Zügelführung, redete in Fachausdrücken wie ein gewiegter Kavallerist.

Sie hatte sich vom ersten Schneider ein Reitkleid „bauen" lassen und versicherte, es gebe in ganz München kein zweites, das es an Sitz und Schick mit dem ihren aufnehmen könne.

Olaf hörte ihr mit dem gelassenen Lächeln zu, das er jetzt immer für sie hatte — war sie nicht jung und daseinsfroh? Mochte sie doch ihr Leben genießen auf ihre Art, wenn es nur in vernünftigen Grenzen blieb — er gönnte es ihr von Herzen. — —

Heute hatte Bogenbach Beate bereits zu früher Morgenstunde zum Reiten abgeholt. Das alte, verträumte Schleißheimer Schloß sollte diesmal das Ziel sein.

Auf abkürzenden Wegen erreichten die Reiter bald die Schleißheimer Straße, wo die Pferde rascher ausgreifen konnten. Seite an Seite auf dem weichen Sommerweg dahintrabend, versank die Stadt im grauen Morgendunst, vor ihnen breitete sich das flache, grüne Land aus; an Wäldern, Wiesen, Feldern ging es vorüber.

Obgleich die neunte Stunde kaum angebrochen, war es doch bereits warm, fast schwül. Ein lauer Wind wehte aus Süden und wirbelte dünne, graue Staubsäulen von der Straße auf.

Der Rittmeister ließ sein Pferd in Schritt fallen und lüftete die Mütze.

„Es sollte mich nicht wundern, wenn wir heute noch naß würden, Gnädigste, das Wetter gefällt mir gar nicht. Eine unnatürliche Hitze für Ende Mai."

„Ah — gehen's — i glaub's nit; und wenn schon — ein Gewitterschauer geht rasch wieder vorüber. Oder fürchten's sich am End' gar, ein bißl abg'waschen zu werden?"

„Für mich gewiß nicht. Ich bin als Soldat Wind und Wetter gewohnt — ich dachte dabei nur an Sie."

„Mir verschlagt's nix."

„Trotzdem — wäre es nicht besser, umzukehren, gnädige Frau? Sehen Sie sich einmal den Himmel an — es schaut bös aus."

Er deutete mit dem Reitstock nach rückwärts, wo sich drohende, dunkle Wolken zusammenballten, sich rasch immer mehr ausbreiteten und bald das letzte Stückchen Blau verschlungen hatten.

„Ich trage doch die Verantwortung für Sie, Frau von Tannhausen — was würde wohl Ihr Herr Gemahl sagen, wenn ich Sie naß wie eine gebadete Katze zurückbrächte? Er möchte mir mit Recht Vorwürfe machen", setze er halb ernst, halb scherzend hinzu.

Beate lachte spöttisch.

„Unnöt'ge Sorg'; mein Mann sitzt daheim in seinem Atelier und malt — der hat keine Zeit,

Digitized by Google

nach dem Wetter zu schauen, er wird's auch kaum merken, ob i naß oder trock'n zurückkomm! Aber wenn's nit weiter wollen — so kehren wir halt um."

Etwas verstimmt, den Ritt, auf den sie sich gefreut, vor erreichtem Ziel abbrechen zu sollen, riß sie ihre Schimmelstute herum.

Der Wind, der von Minute zu Minute heftiger wurde, stemmte sich den Reitern entgegen und warf ihnen ganze Wolken von Staub ins Gesicht.

Die Köpfe tief auf die Hälse der Pferde geduckt, unfähig, ein Wort zu sprechen, ritten sie den gleichen Weg zurück, den sie vor wenigen Stunden erst gekommen.

Der Sturm jagte in wildem Wettlauf hinter ihnen drein, von allen Seiten zugleich fiel er sie an. Bald warf er sich ihnen entgegen, dann wieder peitschte er den Pferden die Flanken, drängte sie ungestüm vorwärts.

Plötzlich zerriß ein greller Blitz die schwarze Wolkenwand, ein heftiger Donnerschlag erschütterte die Luft, so daß die Pferde erschrocken zur Seite sprangen und Beate fast aus dem Sattel geglitten wäre.

Im nächsten Augenblick prasselte ein Regenguß nieder, die beiden Reiter binnen weniger Minuten bis auf die Haut durchnässend.

„Verfl — —" rief Bogenbach ärgerlich, „da haben wir die Bescherung!"

Beate antwortete nicht, sie war vollauf mit ihre Stute beschäftigt, die schnaubend und ängstlich wiehernd, kaum von der Stelle zu bringen war. Das Tier tänzelte unruhig hin und her, drehte sich im Kreise und zitterte nervös bei jedem neuen Donnerschlag.

Schließlich griff der Rittmeister in die Zügel und zwang den Schimmel mit eiserner Faust dicht an die Seite seines Braunen.

Kein Wort fiel, nur das Rauschen des Regens war hörbar und das Aufklatschen des Wassers, wenn die Pferde in die braunen, schlammigen Pfützen traten, die den Feldweg füllten.

Aus Beatens Reitkleid tropfte es, dünne Bäche rieselten von der schmalen Krempe ihres Hutes. Naß und zerzaust hing das halb gelöste Haar ihr um den Kopf.

Endlich war die Königinstraße erreicht, sie hielten vor der Villa, Bogenbach schwang sich rasch aus dem Sattel und hob Beate vom Pferd.

Er fühlte das leise Beben der schlanken Gestalt, als sie für einen Augenblick in seinem Arm lag, und sagte:

„Nun rasch ins Haus, Gnädigste, und das nasse Zeug herunter. Am besten wäre es, Sie kröchen ein Stündchen in die Federn und ließen sich einen heißen Tee brauen, sonst büßen Sie den heutigen Ritt mit einer tüchtigen Erkältung. Sie zittern ja wie Espenlaub!"

Er schien aufrichtig besorgt, aber sie lachte ihn aus.

„I bin doch nit von Zucker, das bißl Regen verschlagt mir nix. Auf Wiedersehen heute abend bei Ella Isenburg — Sie kommen doch auch?"

„Wenn ich irgend kann, selbstverständlich. Der getreue Knappe fehlt doch nie, wo seine kleine Königin erscheint."

Er führte ihre Hand mit einem aufleuchtenden Blick an die Lippen.

„Wie kalt ist dieses Händchen", stimmte er halblaut die Arie aus der „Boheme" an, die sie gestern gemeinsam im Hoftheater gehört.

Sie entzog ihm rasch die Finger, von denen sie den durchweichten Handschuh gezogen, und ihm einen leichten Schlag damit über den Arm gebend, meinte sie:

„Zum Courschneiden is aber wirklich z' kalt, Herr von Bogenbach — i schepper nur so vor Frost. Auf Wiederschaun also und schön Dank für die Begleitung." — — — —

Als Beate am Abend bei Frau von Isenburg eintrat, glänzten ihre Augen fieberhaft. Sie fühlte sich nicht wohl, bestritt aber eigensinnig, daß ihr der nasse Ritt geschadet habe.

Sie verlachte Bogenbachs Besorgnis und war von ausgelassener Lustigkeit, gab nur zu, ein wenig Halsschmerzen zu haben, aber die würde eine Tablette Aspirin rasch beseitigen.

Ihre Hände fühlten sich heiß und trocken an; sie fröstelte trotz der behaglich durchwärmten Zimmer.

Auf Ellas und des Rittmeisters Zureden entschloß sie sich jedoch zum zeitigen Aufbruch und versprach, sich sogleich zu Bett zu legen.

Während der Nacht stellte sich Fieber ein, und als Marie mit dem Morgentee bei ihr eintrat, klagte sie über starke Kopf- und Halsschmerzen.

Digitized by Google

Erschrocken betrachtete das Mädchen das glühende Gesicht der Herrin und rief Olaf herbei, der noch beim Frühstück saß. Er hatte Beate gestern abend nicht mehr gesehen, als sie heimkehrte, da er sich frühzeitig zur Ruhe begeben hatte.

Besorgt trat er näher und fühlte ihr den Puls. Als er ihr die Hand auf die in trockener Hitze brennende Stirn legte, fuhr er erschrocken zurück.

„Du hast hohes Fieber, Kind. Gewiß hast du dich bei dem gestrigen Ritt erkältet."

„Ach geh — ein bißl Schnupfen — nix von Bedeutung", meinte Beate, aber sie litt es doch gern, daß er sich neben sie setzte und ihr kalte Kompressen auf den Kopf legte.

„Franz soll sofort zu Doktor Schneider laufen," wandte er sich an die Jungfer, „und Frau Müller muß für Eis sorgen."

Eine halbe Stunde später hielt das Coupé des Arztes vor der Villa, Olaf eilte Doktor Schneider entgegen und berichtete kurz, um was es sich handle.

Zusammen betraten sie Beatens Schlafzimmer, wo Marie neben der sich unruhig hin und her werfenden Kranken Wache hielt.

Das Thermometer wurde eingelegt, und der Arzt zählte, die Uhr in der Hand, die raschen Pulsschläge. Als er das Glasröhrchen wieder hervorzog, wurde sein rotes, joviales Gesicht sehr ernst. Das Quecksilber zeigte 40 Grad.

„Die Temperatur ist ziemlich hoch," sagte er zu Olaf, „wir wollen feuchte Packungen machen und einen Eisbeutel auflegen, auch werde ich etwas Beruhigendes verschreiben. — Haben Sie Schmerzen beim Atmen, gnädige Frau?"

„Ja — 's sticht wie mit Messern in der Brust — aber 's wird vorübergehn — 's is ja nix als ein Schnupfen. I bin doch nie nit krank g'wesen — außer damals — als der Bub kam."

Ein heftiger Hustenanfall unterbrach sie, und als er endlich nachließ, sank sie erschöpft in die Kissen zurück.

„Sie dürfen nicht viel sprechen, Gnädigste," mahnte der Doktor, „hübsch ruhig und still liegen und nachher einnehmen, was ich verschreibe. Gegen Abend komme ich noch einmal nach Ihnen sehen."

Olaf begleitete ihn hinaus und sah ihn fragend an. Aber der Arzt vermied seinen Blick und zuckte die Achseln.

„Vorläufig kann ich noch keine Diagnose stellen — es heißt abwarten, was sich daraus entwickelt. Möglicherweise handelt es sich wirklich nur um eine starke Erkältung, aber — hm — ja — Ihre Frau Gemahlin ist zart — die Lungen — hm — nicht eben kräftig — aber — wie gesagt, man muß in Geduld den weiteren Verlauf abwarten. Große Schonung und äußerste Vorsicht scheinen jedenfalls geboten. Auf Wiedersehen heute abend, Herr von Tannhausen, empfehle mich."

Ehe Olaf Zeit zu weiteren Fragen fand, war der stets eilige, viel beschäftigte Arzt bereits in den vor der Einfahrt haltenden Wagen gestiegen, und Olaf begab sich wieder ins Krankenzimmer zurück.

Beate betrachtete ihn mißtrauisch und fragte:

„Was hat er g'sagt, der Doktor — du machst ja solch ernstes G'sicht."

Da nahm er sich zusammen und lächelte sie an.

„Nichts von Bedeutung, Kleine. Du sollst hübsch folgsam sein und nicht viel sprechen, dasselbe, was er dir bereits selbst sagte."

Er schob einen Sessel neben ihr Lager, zog die Decke höher hinauf und legte den frisch gefüllten Eisbeutel auf ihre glühende Stirn.

Der Tag verging, ohne Besserung zu bringen; das Fieber stieg im Gegenteil noch, und Beate wies jede Nahrung zurück.

Doktor Schneider fand ihren Zustand verschlimmert, als er am Abend wiederkam, obgleich seine Anordnungen gewissenhaft erfüllt waren.

„Ich werde morgen noch einen Kollegen mitbringen, Herr von Tannhausen," sagte er beim Fortgehen, „ich darf es Ihnen nicht verhehlen, daß der Zustand der Patientin ernst ist. Allem Anschein nach kommt eine Lungenentzündung zum Ausbruch. Auch möchte ich raten, eine Pflegerin zu nehmen. Soll ich Ihnen eine barmherzige Schwester besorgen?"

„Wie ich meine Frau kenne, würde sie eine Fremde nur ungern um sich sehn. Aber ich habe bereits an Baronin Gomisch telegraphiert und ihr Kommen erbeten."

Digitized by Google

„Die Tante der gnädigen Frau? Die sie auch im Wochenbett pflegte — nicht wahr?"

„Ja."

„Gut — sehr gut — da ist Ihre Frau Gemahlin in den besten Händen."

Bereits am Abend desselben Tages kam Esther in München an und nahm sogleich mit ruhiger Selbstverständlichkeit ihren Platz am Krankenbett ein.

Sie hatte Olaf überredet, zur Ruhe zu gehen, es sei genug, wenn einer aufbleibe, sie würde die Nacht bei Beate zubringen und ihn rufen, falls es nötig sei.

Im Hause schlief bereits alles, nur Esther saß wachend in dem tiefen Lehnsessel, den sie zu Häupten des Bettes geschoben, erneuerte von Zeit zu Zeit die Eisumschläge und lauschte den gequälten, kurzen Atemzügen der Kranken.

Plötzlich fuhr die junge Frau aus unruhigem Halbschlaf auf und stieß die Decke heftig von sich.

„Schnell 's Reitkleid, Marie — Bogenbach wartet unten auf mich — hörst nit die Pferde im Hof stampfen?"

Esther breitete die Decke sorgsam wieder über sie und legte ihre kühle Hand beruhigend auf Beatens Stirn.

In dem fieberglühenden Hirn der Kranken schien ein schwacher Strahl des Erkennens aufzublitzen.

„Tant' Esther, du?" —

„Ja, ich bin's, mein Herzchen, ich will dich gesund pflegen wie damals. Komm, nimm jetzt einen Löffel Medizin."

Aber Beate wies den Trank unwillig von sich: „I mag nit — 's hilft eh nix — das bittre Zeug."

Unruhig warf sie sich hin und her, stöhnte bisweilen leise und murmelte wirre, abgerissene Worte, bis ein abermaliger, heftiger Hustenanfall sich einstellte.

Als er nachließ und Esther auf das Tuch blickte, das sie ihr vor den Mund gehalten, erschrak sie heftig: große, hellrote Flecken färbten den weißen Batist. Ersten gegen Morgen sank Beate in kurzen, unruhigen Schlummer. —

Kaum graute der Tag, als Olaf wieder eintrat, um Esther abzulösen. Er tauschte einen angstvollen Blick mit ihr, aber keiner von beiden wagte den Gedanken Worte zu geben, die sie erfüllten.

Ehe Esther das Zimmer verließ, fragte sie:

„Weißt du nicht, wo Rüdiger sich aufhält? Man sollte ihn benachrichtigen."

Olaf zuckte die Achseln.

„Ich habe keine Ahnung, wo er augenblicklich ist. Das letzte Lebenszeichen, das wir vor etwa vier Wochen von ihm erhielten, kam aus Rom — wahrscheinlich ist er aber längst wieder abgereist — er hatte weitgehende Pläne."

„Vielleicht kennt sein Wiener Bankier die Adresse?"

„Ich werde sofort an Seligmann Söhne telegraphieren — es wäre immerhin möglich, daß sie Rüdigers Aufenthalt wissen."

„Ja, Olaf, — tue das — tue es gleich — es wäre doch besser — —"

Am nächsten Vormittag erschien Doktor Schneider mit dem Kollegen zur Untersuchung.

Olaf hielt Beatens glühende Hände und flüsterte leise tröstende Worte, die ungehört verhallten; die Kranke erkannte niemand mehr.

Von dem Wiener Bankhaus war die Nachricht eingetroffen, daß Baron Gomisch eine längere Mittelmeerreise angetreten habe. Seine Rückkehr sei vor Mitte Juni nicht zu erwarten.

Stumm reichte Olaf Esther die Depesche zu.

„So kommt er zu spät," rief sie verzweifelt, „und wir können ihm nicht einmal Nachricht geben, wie es hier steht, denn bis dahin — —"

„Es hätte ja auch keinen Zweck, Esther," erwiderte Olaf, „er käme in jedem Fall zu spät."

Auch dieser Tag verging in dumpfem, trostlosem Warten. Wilde Fieberphantasien wechselten mit halber Bewußtlosigkeit.

Esther kauerte am Kopfende des Bettes, ungehindert ließ sie ihren Tränen freien Lauf. Sie ahnte, daß ärztliche Kunst hier vergebens walte, daß dieses junge Herz bald seinen letzten Schlag tun würde.

Doktor Schneider bemühte sich um die Sterbende, suchte zu lindern, soviel in seiner Macht stand.

Auf dem Gang drängten sich die verstörten Dienstboten zusammen, leises Flüstern, unterdrücktes Schluchzen drang in das Sterbezimmer.

Plötzlich richtete sich Beate auf, strich das verwirrte, feuchte Haar zurück und sah sich suchend mit klarem Blick um.

„Wo is' Bubi, Tant' Esther? Bitt schön — bring — ihn her."

Digitized by Google

Mit dem Kind auf dem Arm trat Esther zu ihr und setzte den Kleinen behutsam auf das Bett.

Mühsam zog ihn Beate näher zu sich heran.

„Mein Bub' — klein's, lieb's Hascherl du," flüsterte sie heiser, „Mami geht jetzt fort — weit — weit fort."

Mit einer matten Bewegung streckte sie Olaf die Hand entgegen.

„Leb wohl, Schatzi — i muß sterben — i weiß — red' nix dagegen — 's is so. Verzeih mir, Olaf — i wollt', i könnt' noch bleib'n — hätt' viel gut z' machen — an dir — und dem — da. — Wann i nimmer bin — gib's Bubi an Esther — sie wird ihm — eine bessere Mutter sein — als i — g'wesen bin."

Sie winkte Esther, näherzukommen, faßte ihre Hand und legte sie auf Olafs Rechte.

„So is gut — — i — möcht' — — —" ein würgender Husten ließ sie verstummen — leise röchelnd sank sie zurück, blutigen Schaum auf den Lippen.

Doktor Schneider neigte sich über sie, hob die Lider der verglasten Augen und ließ sanft ihren kraftlosen Kopf zurückgleiten. Er drehte sich nach Olaf um, der noch immer Hand in Hand mit Esther vor dem Bett kniete.

„Fassen Sie sich, Herr von Tannhausen; es ist vorüber — sie hat überwunden. Meine aufrichtige Teilnahme — auch Ihnen, Frau Baronin."

Dann drückte er beiden herzlich die Hand und ging. —

— — — — — — — — — — —

Auf dem Münchener Waldfriedhofe, der gleich einer Insel des Friedens im Forstenrieder Wald liegt, hatte Olaf in einem schattigen Seitengang die Stelle gefunden, wo Beate schlummern sollte, eingewiegt von Vogelsang und Waldesrauschen.

Strahlend in wolkenloser Klarheit ging der letzte Tag im Mai über München auf, an dem Beatens sterbliche Hülle der Erde übergeben werden sollte.

Vor der Kirchhofspforte hielten die Wagen in langer Reihe, langsam näherte sich der Zug der Träger mit dem blumenüberschütteten Sarg.

Die Bäume rauschten der stillen Schläferin den Willkommensgruß entgegen, helles Vogelgezwitscher füllte den grünen Dom, ein zitternder Sonnenstrahl huschte über den weichen, grünen Moosboden. Gleich Säulen und Pfeilern strebten hohe, schlanke Fichten und Tannen empor, durchflochten von Erlen und Buchengrün, dazwischen Gruppen von Lebensbäumen.

Weißstämmige Birken fingen den lauen Frühlingswind in ihren grünen Armen auf und schimmerten hell im Sonnenlicht.

Nirgends ein Hügel, nur Monumente und Kreuze aus Holz und Eisen, die das Geviert aus Rasen zierten, unter dem die Toten im Walde schlummerten. Efeu und Immergrün deckten mit ernstem Grün ihr letztes Bett.

Lautlos bewegte sich der Trauerzug über den braunen Teppich aus dürren Tannennadeln, nur ab und zu ertönte ein Amselruf — ein Eichhörnchen sprang über den Weg — in der Ferne verhallten Glockenklänge.

Grabdenkmale und Kreuze glitten langsam vorüber: hier neigte ein Todesengel das weiße Marmorantlitz trauernd nieder, dort ragte ein Felsblock, von feingefiedertem Farnkraut umwuchert — das milde Antlitz des Gekreuzigten blickte versöhnend herab.

Am Gräbergarten der Armen, an der Ruhestätte der Kinder schwankte der Sarg vorbei, dann bogen die Träger in einen schattigen, versteckten Seitengang ein. Zwischen dunklen Lebensbäumen sollte Beate ruhen.

Eine junge Trauerbirke breitete schützend ihre Äste über die offene Gruft. In der hellen Maisonne schimmerte ihr Stamm wie weiße Seide.

Olaf stand gesenkten Hauptes, den Blick starr auf den Sarg gerichtet, der langsam in der schwarz gähnenden Öffnung versank.

Er achtete nicht der Worte des Priesters, Gesang und Glockenklang verhallten ungehört an seinem Ohr — er stand wie von einem bangen, schweren Traum befangen.

Erst als die Erdschollen polternd niederfielen, als dieser und jener auf ihn zutrat, ihm teilnahmsvoll die Hand zu drücken, schrak er aus seinem dumpfen Brüten auf.

Mechanisch dankte er, sprach Worte, die ihm wie mühsam eingelernt schwer von den Lippen gingen.

Die Menge verlief sich, er blieb allein mit Esther am offenen Grab zurück. So standen sie lange schweigend.

Endlich berührte sie leicht seinen Arm.

Digitized by Google

„Komm, Olaf, wir wollen jetzt auch gehen. Daheim wartet dein Kind auf dich."

Er nickte stumm und schritt an ihrer Seite dem Ausgang zu. Schwerer, süßer Weihrauchduft hing noch in der Luft, tiefe Mittagsstille umfing sie, auf leisen Füßen schwebte der Todesengel durch den träumenden, schweigenden Wald.

Mit hartem, metallischem Laut fiel die Kirchhofspforte ins Schloß: Olaf klang es, als habe soeben eine schicksalsschwere Hand den abschließenden Punkt hinter das inhaltreichste Kapitel seines Lebens gesetzt.

Zu Ende auch dieses — vorbei — vorbei. —

Vor ihm öffnete sich die blaue Weite, drang das Brausen der Großstadt wie ferne Meeresbrandung an sein Ohr. Er richtete sich höher auf und bot Esther den Arm:

„Ja, laß uns heimgehen — zu unserem Kinde."

* * *

Mehr als ein Jahr war nach Beates Tod vergangen. Der Sommer neigte sich bereits seinem Ende entgegen, und im Hellerbrunner Garten brannten Baum und Busch in herbstlicher Fieberglut. Die Welt stand in Gold. Es troff von den weiß bestäubten Spitzen der Berge, lockte funkelnde Lichter aus dem Wasser der Lurch, schimmerte in dem bunten Laub der Bäume, rieselte an den Stämmen herab, lag blitzend auf den alten Türmen Lurchstadts tief unten im Grund.

Und durch diese Welt voll Gold schritten Esther und Olaf langsam dem Walde zu. Die Spanne Zeit, die zwischen heute und jenem letzten Maitag lag, war nicht spurlos an Olaf vorübergegangen: sein Haar war weiß geworden, die Furchen und Fältchen auf seiner hohen Stirn noch tiefer, schärfer gezeichnet.

Dennoch erschien er frischer, jünger als damals. Die Augen blickten klar aus dem dunkelgebräunten Gesicht, seine Haltung war straff, sein Schritt leicht und elastisch.

Esther sah strahlend zu ihm auf.

„Die lange Seereise hat dir gut getan, Olaf — förmlich verjüngt bist du heimgekehrt. Mein Rat war gut, nicht wahr?"

„Du hast mir noch nie einen schlechten gegeben, Esther; auch in diesem Falle hattest du recht. Zu viel war nach Beatens Tod auf mich eingestürmt! Ich mußte mich eine Zeitlang völlig aus der alten Umgebung lösen, frische Eindrücke sammeln — mich auf mich selbst besinnen, um das innere Gleichgewicht zurückzuerlangen, und dafür war diese Reise nach Ostasien das beste Mittel. Ich konnte ja auch ruhigen Herzens so lange fortbleiben, wußte ich doch den Kleinen in deiner treuen Obhut wohlgeborgen."

„Ja — gottlob, er gedeiht, der liebe, kleine Kerl; fandest du ihn nicht sehr verändert?"

„Kaum wiedererkannt hätte ich ihn, so groß und stark ist er geworden!"

„Ein Jahr ist eine lange Zeit, Olaf — besonders für solch kleines Wesen."

„Ich traute meinen Augen nicht, als er mir gestern bei meiner Ankunft ganz allein entgegenlief und laut und deutlich Papa sagte."

Esther lachte.

„Ein Wunderkind ist Hans-Ungnad deshalb nicht; vergiß nicht, daß er bereits ein Jahr und acht Monate alt ist."

„Ja, die Zeit vergeht — mir ist das letzte Jahr dahingegangen wie ein Traum. Fast zu viel neue Eindrücke waren es, die ich während dieser Reise in mich aufgenommen habe."

„Das glaube ich, du großer Weltumsegler."

„Aber ich habe die Zeit ausgenützt, Esther, ich war nicht faul, das darfst du mir glauben."

„Das beweisen deine gefüllten Skizzenbücher und Mappen, die du mir gestern abend zeigtest, am besten. Es sind schöne, interessante Bilder darunter, und deine Erläuterungen muteten mich an wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht."

„Ich kann es kaum erwarten, jetzt an die Arbeit zu gehen", fiel Olaf lebhaft ein, „ich brenne darauf, einige der Skizzen im Großen auszuführen."

Über Esthers Gesicht flog ein leichter Schatten.

„So wird deines Bleibens hier wohl nicht lange sein? Oder möchtest du dein Atelier wieder in Hellerbrunn aufschlagen?"

„Nein, Esther — ich denke in den nächsten Tagen nach München zurückzukehren; ich wollte nur dich und den Kleinen zuerst begrüßen."

Sie senkte den Kopf und schwieg — auch Olaf verstummte.

Nach längerer Pause sagte er, und seine Stimme klang gepreßt:

Digitized by Google

„Ja — ich freue mich auf die Arbeit — aber dennoch — gehe ich ungerne — mir graut vor der Heimkehr — vor dem öden, einsamen Haus."

„Willst du das Kind mitnehmen? Sein fröhliches Stimmchen würde die Schatten der Vergangenheit vielleicht bannen."

„Nein, Esther — behalte ihn — ein Mann ist kein passender Gefährte für solch kleines Geschöpfchen — am wenigsten ein alter Mann, wie ich es bin."

„Ich bin auch nicht mehr jung, Olaf."

„Jünger als ich — und — es ist wohl etwas anderes."

„Vielleicht — es wäre doch möglich — du gründest noch einmal von neuem deinen Herd. Es gibt genug Mädchen in München, die dir gern folgen, deinem verwaisten Kind die Mutter ersetzen würden."

Olaf sah sie ernst an.

„Ich wüßte nur eine, die das könnte — aber ob sie mich nehmen würde, weiß ich nicht."

Ein leises Beben ging über Esthers Gestalt. Sie wich seinem Blick aus, und sich zu einem scherzenden Ton zwingend, sagte sie:

„Seit wann ist Olaf Tannhausen so zaghaft?"

„Seitdem sein Haar weiß geworden ist und er die Schatten des Alters fühlt."

„Und doch sind wenig mehr als vier Jahre vergangen, und er fühlte sich jung genug, ein halbes Kind zu freien."

„Die Ehe ist eine harte Schule, Esther, ich habe viel darin gelernt. Glaube mir, die Torheiten, die ein Mann in reifen Jahren begeht, rächen sich noch bitterer als in der Jugend, wo man alles Schwere leichter abschüttelt. Ich habe meinen Irrtum schwer büßen müssen, denn das Glück, das ich ausging zu suchen, wandte mir schnell genug den Rücken! Du weißt, daß ich an Beates Seite tief unglücklich war. Aber ich nahm mein Schicksal an als gerechte Strafe."

„Strafe! Wofür?"

„Mir ist oft der Gedanke gekommen, daß ich dafür büßen müsse, ein gutes, ehrliches, treues Herz von mir gestoßen und gekränkt zu haben. Das ist mir alles viel später klar geworden — erst, als ich die scharfen Gegensätze erkannte. Ich war blind, Esther. Ich sagte es dir bereits einmal — weißt du noch? Und heute wiederhole ich es: ich war ein Narr — ein blöder, kurzsichtiger Tor! Dennoch würde ich die selbstgeschmiedete Kette weitergeschleppt haben bis ans Ende, wenn nicht eine höhere Macht sie mir abgenommen hätte."

„Weißt du, Olaf, bisweilen habe ich mich gewundert, daß du sie so geduldig trugst, ein anderer hätte sie gesprengt."

„Wie konnte ich das? Ich hätte kein Recht dazu gehabt. Ich hatte dies junge Kind in einer leidenschaftlichen Aufwallung meines leicht erregbaren Künstlerherzens an mich gerissen, nun mußte ich die Folgen tragen. Durfte ich Beate gehen heißen, weil ich mich enttäuscht sah? Sie konnte nichts dafür, sie ist ihrer Wesensart treu geblieben bis zuletzt. War sie strafbar, weil ich mich geirrt hatte? Sollte ich sie verstoßen, weil meine Liebe für sie ebenso rasch verblich, wie sie über mich gekommen war? Dazu hätte mehr Roheit gehört, als mir eigen ist."

„Nein, Olaf — roh bist du gewiß nicht — eher zu weich. Beate war trotz oder vielleicht gerade wegen des großen Altersunterschiedes die Stärkere von euch beiden in dem naiven Egoismus ihrer Jugend."

Olaf lächelte trübe.

„Du hast recht — ich war in dieser Ehe der Besiegte, und mein Haar ist darüber weiß geworden, Lebensmut und Kraft zerbrachen an ihr. Aber jetzt liegt dies alles hinter mir," fuhr er mit einem tiefen, befreiten Aufatmen fort, „und ich fühle mich trotz allem Erlebten noch nicht zu alt, um abermals beim Glück anzuklopfen. Nur hat dies Glück ein anderes Gesicht als das, was ich damals dafür hielt. Blinde Leidenschaft hetzte mich in Unglück, Leid und Ungemach — jetzt suche ich nach einer trostlos leeren Ehe etwas anderes, Besseres."

„Und was wäre das?"

„Verständnis — Aussprache — Ruhe — mit einem Wort: inneren Frieden. Und in deiner Hand liegt es, mir dies alles zu geben. Spricht nichts mehr in dir für mich? Ich weiß, daß ich deinem Herzen einmal nahe stand, Esther, daß du mehr für mich fühltest als nur Freundschaft."

Ehe sie antworten konnte, fuhr er hastig fort:

„Ich rede ja nicht von heißer Liebe — das wäre zwischen uns nicht angebracht. Sinnenglut habe ich genug im Leben genossen — da-

Digitized by Google

nach verlangt mich nicht mehr. Ich suche eine Gefährtin, einen treuen Kameraden, der gute wie böse Stunden mit mir teilt — eine Mutter für mein verwaistes Kind — eine Herrin für mein einsames Haus. Ich will von einer Frau nicht Sinnlichkeit, sondern das, was zwischen reifen Menschen das Höchste ist: Seelengemeinschaft, Übereinstimmung der Gedanken und Gefühle. Und das alles fände ich nur bei einer einzigen Frau — bei dir, Esther. Komm zu mir — — nimm mich, wie ich bin — — — sei mein."

„Ach, Olaf, ich fürchte, ich bin nicht mehr jung genug, um noch einmal ein neues Leben anzufangen. Ich ging zu lange meine eigenen Wege, bin nicht mehr schmiegsam und anpassungsfähig. Wäre es nicht besser, du wähltest eine Frau, die jünger ist, die dir mehr geben könnte als ich?"

Olaf machte eine entschieden ablehnende Handbewegung:

„Nein, Esther — nein — du oder keine. Als ich um Beate warb, glaubte ich, was ich für sie empfunden, sei das höchste, tiefste Gefühl, dessen ich fähig wäre — und wohin hat mich diese Leidenschaft geführt? Sie wurde mir zum Fluch. Was ich dir entgegenbringe, ist das Bewußtsein: hier steht der beste, treueste, edelste Mensch, dem ich je im Leben begegnet bin. An deiner Seite würde ich Ruhe, stilles Glück — Frieden finden und mein Kind die zärtlichste Mutter. Möchtest du nicht bei uns bleiben — Esther?"

Als sie mit der Antwort zögerte, richtete er ihren gesenkten Kopf sanft in die Höhe und sah ihr forschend in die Augen.

„Willst du mir jetzt einmal eine Frage offen und ehrlich beantworten?"

„Gewiß."

„Wirst du mir die volle Wahrheit sagen?"

„Das tue ich doch stets."

„Liebst du mich noch?"

Esther wich seinem Blick nicht aus, obgleich helles Rot ihr Gesicht übergoß bis unter das wellige Stirnhaar. Sie sagte leise, aber fest:

„Ja — Olaf."

Ein tiefer Atemzug, der fast wie ein Seufzer klang, hob seine breite Brust.

„O Esther — Liebste — dann ist ja alles, alles gut."

Sie wehrte ihm nicht, als er sie in die Arme zog, ihr Kopf sank willenlos auf seine Schulter. Ganz leise und sanft berührte er ihre Lippen in einem fast ehrfürchtigen Kuß.

„Mein Liebling — mein Glück — mein alles", flüsterte er bewegt.

Hand in Hand ließen sie sich am Waldrand nieder und blickten in seligem Schweigen in die lichtumflossene Landschaft hinaus. Nur ab und zu fiel ein leises Wort.

„Was wird Hans-Ungnad sagen?" meinte Esther.

Olaf lachte; wie jung, wie sorglos fröhlich sein Lachen klang!

„Närrchen du — er wird keinen Unterschied spüren — gibt er dir doch jetzt schon den Muttern amen."

Esther lehnte sich an ihn und deutete zur Tiefe, wo das goldene Kreuz der Hellerbrunner Schloßkapelle durch das bunte Herbstlaub blitzte.

„Dort unten liegt mein liebes Hellerbrunn."

Olaf erriet ihren Gedankengang.

„Es soll die Herrin nicht verlieren, Esther — wir wollen nur im Winter in München wohnen, sonst aber hier. Ist dir's recht so?"

Sie nickte und drückte ihm stumm die Hand.

Er beugte sich vor und sah ihr mit leichter Besorgnis in die Augen.

„Sag', Esther — wird es dir schwer, dich für eine kurze Zeit im Jahr von hier zu lösen? Gehst du auch gern mit mir?"

Da schlang sie die Arme um seinen Hals und lachte ihn glücklich an.

„O — du — ich bin doch all die Jahre im Geist mit dir gewandert, sollte ich da nicht auch jetzt mit dir gehen wollen, wo du mich brauchst?"

Sie standen auf, um Arm in Arm den Rückweg anzutreten.

Sie wanderten durch den hellen, morgenfrischen Tag, durch den schweigenden, funkelnden Wald — durch eine Welt voll Gold. — — —

Digitized by Google

Die kleinen Franzosen / Von Robert Misch

Eine Kriegs- und Kindergeschichte. (Schluß.)

„Um Gottes willen, Rolf, woher willst du das wissen?"

„Ich hab's ihm angesehen, schon heute morgen — und jetzt wieder. Genau so bin ich selbst, wenn ich was ausgefressen habe."

„Unsinn — das sind Vermutungen, Rolf. Und du darfst nicht —"

„Mutter, ich weiß es. Ich habe die Grete gefragt, wann die beiden gestern abend nach Hause gekommen sind. Kurz vor zehn. Und ich habe sie doch sebst nach acht vom Bahnhof weggehen sehen. Der Kommandant hat noch mit ihnen gesprochen — und ich hab' mich gewundert, daß sie so plötzlich davonliefen, wo doch der Zug mit den Verwundeten noch nicht mal fort war."

„Rolf — hast du mich lieb?"

„Oh — Mama . . ."

„Dann verrate mit keinem Wort, mit keiner Miene, was du mir da eben gesagt hast! Hörst du, mein Junge?!"

„Aber Mutter, wir haben doch die Pflicht . . ."

„Rolf, wir wissen nichts; und wir w o l l e n auch nichts wissen. Wir sind nicht dazu berufen, zu richten oder zu untersuchen. — Wenn er es getan hat, so soll er es mit seinem Gewissen ausmachen. Folgen hat es ja zum Glück nicht gehabt — das ist die Hauptsache. Wir wollen denken, es war ein Dummerjungenstreich. — Wer weiß, wenn du in seiner Lage, in Frankreich lebtest —"

Rolf riß jäh den Arm aus dem seiner Mutter und rief blitzenden Auges:

„O nein, Mutter — das hätte ich n i e m a l s getan. Denn es ist gemein — pfui . . . ein Verbrechen!"

„Mein Junge, richte nicht, auf daß man dich nicht richte! Die Franzosen sind fanatischer und heißblütiger als wir; und Frankreich ist bisher besiegt . . . Seitdem haßt uns Jean, das sehe ich wohl. Und wenn ich an seine Mutter denke . . . Nein, nein, wir wissen nichts und müssen schweigen — hörst du, Rolf!"

„Wenn er es aber noch e i n m a l —?"

„Dafür werde ich sorgen. Zufällig habe ich das, was ich brauche — einen jungen Lehrer in unserem Lazarett, schon in voller Genesung, der sich langweilt. Er wird auf einige Wochen zu uns ziehen und euch alle beaufsichtigen, mehr als i c h es jetzt kann."

Sie küßte ihren Jungen, und er mußte ihr mit Wort und Handschlag tiefstes Stillschweigen geloben — auch gegen Jean und Jeanne selbst.

„Denn wir müssen ihnen jetzt mit doppelter Liebe und zartester Schonung begegnen. Denke daran, was du deinem Vater vor seiner Abreise versprochen hast!"

„Nun ja, Mutter — ja! Aber es ist doch schuftig von dem Jean. Pfui Teufel!"

Am anderen Tage schon zog der junge, verwundete Lehrer ins Haus. Er war noch etwas blaß, humpelte noch am Stock und hatte einige tiefe Leidensfalten um den Mund, war aber sonst schon wohlauf. Aus seinen blauen Kinderaugen strahlte eine so engelhafte Güte, ein so mildes Licht von Wohlwollen und Menschenliebe, daß sogar das erzgepanzerte, mit Trotzstacheln verwahrte Herz des kleinen Franzosen auftaute.

Jedenfalls plauderten sie beim Dominospiel schon nach wenigen Stunden lebhaft Französisch und Deutsch durcheinander. Die Doktorin konnte beruhigt ihren Samariterpflichten nachgehen.

Auf dem Bahnhof traf sie den Kommandanten. Er sprach sie an, ging plaudernd mit ihr auf und ab und fragte dann wie nebensächlich:

„Wo haben Sie denn Ihre kleinen Franzosen?"

„Die wollen doch nur ihre verwundeten Landsleute bedienen. — Überhaupt, es ist besser, man hält sie mehr zu Hause . . . es regt die Kinder so auf."

Der Major strich sich über den buschigen, graugesprenkelten Schnurrbart und blickte sie mit seinen listig-gutmütigen Augen forschend von der Seite an.

„Hm . . . Wissen Sie, wann die Kinder gestern abend nach Hause gekommen sind, gnädige Frau?"

Nun wurde sie dunkelrot, trotzdem sie so wacker Komödie spielte. Sie fühlte, wie ihr

Digitized by Google

die Welle des Blutes bis zur Stirn schoß. Da half nur Keckheit.

„Herr Major, Sie denken doch nicht etwa —? Was fällt Ihnen ein! Übrigens waren die Kinder bereits zum Abendbrot zu Hause, wie ich es ihnen befohlen hatte."

Nicht ums Leben hätte sie jetzt die Wahrheit sagen können. Das Bild der liebenswürdigen Mutter, die um ihren abgöttisch geliebten Jungen im feindlichen Lager bangte, stieg plötzlich vor ihr auf.

„So, so — die Kinder waren zu Hause, wirklich zu Hause?!" — Noch einmal der prüfende Blick: „Na, dann freilich . . . Ich habe wirklich einen Moment gedacht . . . Aber das ist ja Unsinn . . . natürlich! Gesittete Kinder aus so guter Familie . . . und der Bursch macht einen so netten, feinen Eindruck . . . Unsinn! — Aber Sie haben da eine große Verantwortung, Frau Doktor . . . Die Kinder müssen Sie gut behüten und — beaufsichtigen."

Als er gegangen war, mußte sie sich wahrhaftig setzen, so schwach fühlte sie sich. Auch andere Leute würden auf den Verdacht kommen. Und sie hatte die Unwahrheit gesagt — eine so große, verhängnisvolle — zum erstenmal in ihrem Leben.

Der junge Doktor Heberle fühlte sich ganz außerordentlich behaglich im Hause seines Kameraden, der zugleich sein Berufskollege war. Nun hatte er doch wieder etwas zu tun, woran sein Herz hing, wenn ihn die Ärzte denn absolut noch nicht wieder an die Front lassen wollten. Trotzdem er sich doch eigentlich schon ziemlich gesund fühlte.

Die Kinder, die seiner Obhut anvertraut waren, hatte er gleich liebgewonnen, und sie ihn nach einigem Widerstreben auch.

Jeanne hatte zuerst herausgefunden, daß er mit seinem blonden Vollbart und dem lockigen Haar, das im Lazarett ziemlich lang geworden, mit seinen gütigen, blauen Kinder- und Heilandsaugen ganz dem Erlöser gliche — „und er sei auch ebenso gut."

Vom Krieg hatte er mit den kleinen Galliern in den ersten Tagen gar nicht gesprochen. Aber nachdem er erst Jeans Vertrauen gewonnen, fing der von selber an. Und nun gab es ein ewiges Hin und Her, bei dem der blonde, sanfte Lehrer den kleinen, fremden Schüler sachte auf seine Seite zu ziehen suchte.

„Deutschland hätte Frankreich 1870 das Land genommen, das ihm gehörte", begründete der Knabe hartnäckig seine Feindschaft.

„Aber so blicke doch um dich! Sieh die blonden Germanen dieses Landes und höre ihre deutsche Sprache! — Dies allemannische Land hat man einst u n s genommen. Es war deutsch, seitdem aus Galliern, Römern und Franken die französische Nation entstanden ist."

An der Hand der Geschichte, die er mit ihnen durchging, wies er das den Kindern nach.

„Aber die Deutschen haben doch diesen Krieg begonnen, um uns noch mehr Land fortzunehmen und Frankreich ganz zu vernichten", rief der Kleine wütend, in die Enge getrieben.

„Woher weißt du denn das, mein Sohn?"

Erst wollte Jean nicht mit der Sprache heraus — schließlich holte er einen Umschlag mit französischen Zeitungsausschnitten aus der Brusttasche, wo er sie wie ein Heiligtum mit dem letzten Briefe der Mutter verwahrte. Die Mutter hatte sie diesem Schreiben beigelegt, wohl um die Kinder inmitten des Feindes über ihr Vaterland und die Vorgänge nach ihrer Ansicht „aufzuklären".

Mit der gutmütigen Zähigkeit des Schwaben bemühte sich der junge Lehrer, die Kinder über die wahren Ursachen dieses Weltkampfes zu belehren. Aber es gelang ihm nur schlecht. Auch die ehemaligen Freunde einander näherzubringen, wollte ihm nicht glücken. Beide Knaben zuckten nur trotzig die Achseln.

Dann kam der Rückzug des zu schnell und zu weit vorgegangenen rechten Flügels der deutschen Armee, die bei der Marne den weit überlegenen Kräften ausweichen mußte. Die Depeschen verkündeten es; und auch im Hause der Doktorin wurde es eifrig besprochen.

Jeans Mienen verklärten sich. Dann ging er hinaus in den Garten, als sei ihm das Zimmer zu eng. Durch das geöffnete Fenster hörte man ihn pfeifen, seit langer Zeit zum erstenmal — die Marseillaise.

Rolf zitterte vor Wut.

„Hören Sie, Herr Doktor — wie er sich freut!"

„Rolf — er ist ein Franzose! Man muß gerecht sein — er liebt sein Vaterland."

„Trotzdem! Die Marseillaise in einem deutschen Haus! . . ."

Kurz darauf — der Doktor schrieb gerade

Digitized by Google

einige Briefe — ging Rolf dem Jean in den Garten nach. Er wollte ihm seine Meinung einmal gründlich sagen, jedenfalls Jeans Übermut dämpfen. Der hatte gerade Ursache dazu! Rolfs unbesonnenes Knabenblut kochte vor Zorn.

Von Jeans Herzen war plötzlich ein schwerer Druck genommen. Die Seinen siegten, würden weiter siegen. Mit dem phantastischen Temperament seiner Rasse sah er Frankreichs Fahnen schon bis ins Herz Deutschlands dringen.

Mit feindseligen Augen maßen sich die beiden Knaben, die sich so lange aus dem Wege gegangen. Und Jean lachte plötzlich — lachte grell und höhnisch. Sein langverhaltener Groll brach hervor.

„Warum lachst du — he, du?!"

Rolf trat drohend auf Jean zu. Der zuckte höhnisch die Achseln.

„Bah — was geht's dich an!"

„Du freust dich, daß auch die Deutschen einmal zurückgegangen sind?! Aber sie haben keine Schlacht verloren."

„Ohne verlorene Schlacht geht man nicht zurück."

„Du bist frech — hörst du! Du bist hier in Deutschland, bei Deutschen . . ."

„Ich bin ein Franzose."

Und wieder standen sie sich drohend gegenüber mit wutverzerrten Zügen, die Fäuste geballt.

„Du bist kein Franzose — du bist ein Verbrecher."

„Was — willst du damit sagen?" — Bis an die Haarwurzeln erbleichte der kleine Gallier.

„Das weißt du ganz genau. Und wenn ich dich anzeige . . ."

„Ach — du! Du bist gemein!"

„Nein, das bist du!" rief der Deutsche erbost. „Du weißt sehr gut, was du getan hast. Aber freilich, jetzt möchtest du's ableugnen. Das ist so eure Art — pfui!" — Und er spuckte in ehrlicher Entrüstung vor Jean aus. — „Aber ich werde dich anzeigen. Wo bist du an jenem Abend gewesen? Die Mama weiß es auch . . . Du gehörst ins Zuchthaus — und da kommst du auch sicher noch hin, wenn sie dich nicht totschießen."

Triumphierend — denn er sah den Gegner sich in Angst und Wut unter der Wucht seiner Beschuldigung krümmen — drehte er dem ehemaligen Freunde den Rücken und ging langsam, die Hände in den Hosentaschen, ins Haus zurück. Der Jean hatte das wohl verdient! Der verging jetzt in Furcht und bösem Gewissen. Nun wußte er wenigstens, daß es noch andere wußten. Am Hauseingang blickte er sich noch einmal um. Der Kleine stand am Springbrunnen, ganz in sich zusammengesunken — bleich — vernichtet. Diesmal hatte er's ihm ordentlich gegeben, dem Frechling!

An Jean kroch die Furcht wie eine eisige Schlange empor und umklammerte, erdrückte sein Herz, das ängstlich an seine Rippen pochte.

Jetzt würde es aufkommen. Von Rolf, seinem Todfeind, hatte er kein Mitleid zu erwarten. Jede Minute könnten sie kommen, ihn mit Gendarmen abholen, ins Gefängnis werfen. Wer weiß, ob sie ihn dann je wieder hinausließen!

Oder noch Schlimmeres . . . sein Herzschlag stockte jäh. Die Militärgesetze waren so streng. Sein Vater, der Offizier war, hatte ihm das erzählt. Und gar hier in Deutschland! Las er nicht alle Tage, daß sie Spione gleich erschossen?! Und er hatte Soldaten und Kriegsgeschütze vernichten wollen. Freilich — es war nicht geglückt. Mit heißer Inbrunst dankte er jetzt dem lieben Gott dafür. Aber schon der Versuch . . .

Fort — nur so schnell als möglich fort! Auch wollte er wieder in seinem schönen Frankreich leben, wollte den ausziehenden Soldaten zujubeln, ihnen Gutes tun, seinen eigenen Landsleuten, ihre Verluste mit betrauern, ihre Siege mitfeiern. Und die würden, die müßten jetzt kommen.

Er schlich leise, ungesehen ins Haus zurück, in sein Zimmer, um ungestört nachzudenken. Gerade jetzt war die Doktorin am Bahnhof beschäftigt. Wenn sie ihn dort träfe, würde sie ihn nicht fortlassen. Also mußte er warten, bis es dunkel war.

Ob er Jeanne mitnähme? Nein, nein — das ging nicht. Zu zweien wäre die Flucht erschwert, behindert. Ein Knabe wie er schlüpfte überall durch, konnte alle Entbehrungen ertragen, alle Hindernisse überwinden. Einem Mädchen taten sie nichts zuleide, und sie hatte ja auch nichts getan. Jeanne leugnete einfach

Digitized by Google

alles ab; an jenem Abend seien sie spazierengegangen. So war es längst zwischen ihnen verabredet.

Er würde einen Brief zurücklassen, daß ihn die Sehnsucht nach seiner Mutter, das Heimweh nach Frankreich fortgetrieben hätten.

Gegen halb acht kam die Doktorin zum Abendtisch zurück — müde, abgehetzt. Sie sprach wenig — auch Rolf ließ sich nichts merken, saß zerstreut und schweigsam da, machte Brotkügelchen, als denke er angestrengt über etwas nach. Nur Doktor Heberle plauderte und las einen Feldpostbrief vor, den er empfangen, war heiter und unbefangen wie stets.

Jean blickte sie alle mißtrauisch und in stiller Beobachtung an. Die „Tante" war so freundlich und gütig, wie sie stets war. Und Rolf hatte ihm doch gesagt, daß auch sie wüßte —?

Sie waren alle falsch und hinterlistig gegen ihn. Die Freundlichkeit, die Güte: alles Lug und Trug! Irgend etwas war gegen ihn im Gange, und sie wollten ihn nur sicher machen. Er durchschaute sie. Der einzig Ehrliche war vielleicht der junge Doktor; aber auch dessen konnte man nicht gewiß sein. Auch er war ein Deutscher, ein Feind.

Jean schützte Müdigkeit und Kopfschmerzen vor — er wolle sich sofort niederlegen. Jeanne ging auch mit. Gegen neun erschien die Doktorin noch einmal und schaute nach ihrer Gewohnheit in beide Kinderzimmer. Jean schloß die Augen, als ob er fest schliefe.

Gegen zehn Uhr war endlich alles still im Haus. Vor elf mußte er auf dem Bahnhof sein. Um diese Stunde ging seit einiger Zeit an jedem Abend ein Militärzug durch, der hier eine halbe Stunde zur Speisung der Soldaten hielt. Der brachte ihn an die Grenze; und dann würde er sich schon durchschleichen. Geld hatte er genug. Achtzig Franken ungefähr, die ihm die Mutter mitgegeben. Ein wahres Vermögen!

Ein bißchen Wäsche, einen Mantel und das Allernotwendigste packte er in eine kleine Handtasche. Dann öffnete er das Fenster und spähte in den dunklen Garten hinaus. — Die Haustür war zugeschlossen. Die Köchin und die Doktorin hatten jede einen Schlüssel. Aber Jeans und Jeannes Zimmer lagen in einem niedrigen ersten Stock, nach der hinteren Gartenseite. Alle anderen Schlafstuben eine Treppe höher, nach vorn. Diese niedere Wand hinunterzuklettern, an dem festen Holzgestell des alten, dicken Weinstocks und an diesem selbst, das war für den leichten, gewandten Knaben nur ein Kinderspiel.

Er horchte in den Garten hinaus — alles still! An einem dicken Bindfaden ließ er die Tasche hinunter. Noch einmal lauschte er an Jeannes Türe — sie schlief fest. Ein Brief für sie und einer für die Doktorin lagen bereits auf dem kleinen Schreibtisch.

Dann ließ er sich gewandt hinunter. Die Nacht war dunkel, wolkig — kein Mond am Himmel. Er schlich leise zur hinteren Gartenpforte, in der immer der Schlüssel steckte. Leise drehte er ihn herum — leise öffnete er, spähte die stille, menschenleere Straße hinunter, deren Hintergärten in schweigendem Dunkel lagen. Nichts regte sich — kein Mensch weit und breit! Langsam, ängstlich spähend, ging er dicht an Mauern und Bäumen dem Bahnhof zu, der weit draußen vor der Stadt lag.

Niemand begegnete ihm. Doch da — da stand ein Polizist. Wenn der ihn erblickte, ausfragte! Bis zum Hals hinauf pochte ihm das Herz. Er blieb einige Minuten stehen. Endlich entfernte sich der Mann in eine Seitenstraße. Jean wartete noch einige Zeit, ehe er weiterging. — — — — — — — —

Der Zug mit den Reservisten und Landwehrleuten rollte durch das Elsässer Land, nordwestwärts, nach Frankreich zu. Lärm und heiteres Gelächter schallten aus allen Wagen. Als ob es zu einem Feste ginge, nicht dem Tode und Feinde entgegen, so fuhren diese bärtigen Familienväter durch die stille, dunkle Nacht des Grenzlandes.

Alles Rheinländer und Westfalen — lustige Kerle, die wie Schornsteine rauchten, lärmend schwatzten und Witze rissen! An die Wagen hatten sie ulkige Inschriften geschrieben: „Zum Schützenfest nach Paris!" — „Baldige Geschäftseröffnung in gefangenen Franzosen, Fahnen und Kanonen!" — „Hier werden französische Rothosen gebügelt." — „Nächste Woche große Wäsche vor Paris." — Und einer hatte sich gar zu Versen aufgeschwungen:

„Ha, beim Blitzen unsrer Lanzen
Sollen die Franzosen tanzen;
Doch den kleinen Nikolas
Stecken wir ins Tintenfaß."

Digitized by Google

Gegen Morgen wurden sie etwas ruhiger; die meisten schnarchten jetzt. Auch der kleine Jean war eingeschlummert. Er saß eingeklemmt zwischen zwei Tornistern und einem großen Sack hoch oben in dem kleinen Türmchen des letzten Güterwagens, von dem sonst der Bremser die Strecke übersehen konnte.

Der Portier am Bahnhof in S., der ihn kannte, hatte ihn natürlich hineingelassen. Er bringe im Auftrage der Doktorin etwas ganz Notwendiges her, was sie vergessen hätte, hatte er dem Mann erzählt.

Im Halbdunkel des Bahnhofes stand der riesige Militärzug bis über die Halle hinaus. Die Soldaten am anderen Ende, dicht um die Tische und Büfette geschart, an denen man sie mit Trank und Speise bewirtete.

Dem suchenden Blick bot sich das Türmchen da oben als sichere Zufluchtsstätte. Da würde ihn niemand stören und bemerken. Und wenn auch — er hatte sich eine Geschichte ausstudiert, die er dann den Soldaten erzählen wollte.

Seine Berechnung täuschte ihn auch nicht. Niemand betrat das Türmchen, zu dem eine kleine, gewundene Treppe hinaufführte. Kein Mensch störte ihn da in seinen Gedanken. Aber die waren nicht heiter und frohgemut, trotzdem er ja jetzt Frankreich und der Mutter, die er beide so sehr liebte, entgegenfuhr.

Furcht und Scham packten seine Seele und rieben sie zwischen ihren harten Fingern, bis sie zermürbt, müde und schwach war. Das Gewissen, dem er so lange seinen Haß und wilden Trotz entgegengestellt, nun rührte es sich, sprach laut und vernehmlich zu ihm: „Du sollst nicht töten und vernichten! — Liebe deine Feinde und tue ihnen Gutes!"

Und es war ein harter Mahner, dies Gewissen. Auch das eintönige Rollen des Wagens konnte es nicht einschläfern, die Nacht da draußen es nicht verschleiern.

Und wenn er einschlafen wollte, weckte ihn die Furcht auf, die mit ihm fuhr. Wenn sie ihn entdeckten und doch zurückschickten?! In S. warteten dann schon die Gendarmen auf ihn, sobald er ankam. Und dann —? Welche Schande, welche Schande für seine Eltern!

Langsam rollten die Tränen über das bleiche, kleine Gesicht, das in den letzten Wochen so viel schmäler geworden. Von unten tönte der lustige Gesang der Soldaten, ihr Lachen und Schwatzen zu ihm herauf. Die hatten doch zumeist Frauen und Kinder daheim — aber sie fürchteten sich nicht wie er — sie taten ihre Pflicht gegen ihren Feind, wie man sie ihnen befohlen. Er war feige — feige . . . ein kleiner, unglücklicher, verlassener Knabe. Am besten war es, wenn er dort hinaufkletterte und sich zwischen den Zug auf die Schienen warf. Dann war alles aus — Angst und Scham und Gewissensnot. Dann konnte er seinen Eltern auch keine Schande mehr machen. Dann würde man natürlich alles vertuschen.

Er legte den Kopf in seine Arme und weinte bitterlich. Und darüber schlief er ein. —

Als er erwachte, war der Himmel im Osten gerötet. Eine große Helle stieg von jener Seite langsam empor. Er mußte sich erst zurückrufen, wo er denn war. Ach ja — — —

Und da hielt auch schon der Zug. Ein großer Bahnhof — Wagen neben Wagen! Eine ungeheure Masse von Soldaten, Rote-Kreuz-Schwestern, Zivilisten drängte sich dort — eine Etappenstation! Alles stieg aus — die Soldaten nahmen ihre Tornister auf die Schultern . . . und da hörte er es auch schon die Treppe hinaufklappen.

Ein verwunderter Ausruf des bärtigen Landwehrmannes — er war entdeckt.

„Jung', wie kommst du hierher?"

Und dann kamen andere und staunten ihn an und fragten den schweigsamen, verstörten Knaben aus, der sie nur scheu ansah, ohne zu antworten. Sie strichen ihm mitleidig übers Haar. Wohl irgendein von Haus und Hof Vertriebener, Versprengter — und daheim hatte der und jener auch solch einen Knaben.

Dann führten sie ihn zum Etappenkommandanten. Eine Wolke von mitleidigen Schwestern ringsumher, als der ihn ausfragte — dahinter die neugierigen Soldaten mit ihren Kaffeetassen.

Zuletzt mußte er doch sprechen, von seiner Abreise aus S. erzählen. Der Kommandant lächelte gütig:

„Hat man dich denn da so allein fortgeschickt — und in einem Soldatenzug?! Das glaube ich dir nicht, mein Sohn. Wenn du uns nicht die Wahrheit sagst, müssen wir dich der Polizei übergeben."

Digitized by Google

Nein — er sei heimlich fort, um seine kranke Mutter wiederzusehen, und weil er so Heimweh hätte. Sie sollten ihn doch nach Frankreich hineinlassen.

Wieder lächelte der Offizier belustigt. Welch ein mutiger, kleiner Bursch! — Die Schwestern schlugen die Hände über dem Kopf zusammen und tuschelten aufgeregt miteinander. Die Soldaten lachten leise.

„Solch eine Krôt'!" sagte einer laut.

Der Kommandant schüttelte den Kopf:

„Von hier aus kannst du nicht durch, mein Kleiner. Hier ist Krieg und Gefahr. Wir sind nur wenige Meilen von der Front entfernt. — Schwester Franziska, nehmen Sie ihn mit, geben Sie ihm zu essen und warmen Kaffee, und setzen Sie sich telephonisch mit S. in Verbindung! Dort werden sie sich schon um ihn ängstigen. — Was blickst du mich denn so furchtsam an, kleiner Mann?! Es will dir keiner was zuleide tun."

Alle waren sie gütig zu ihm — auch die Schwester Franziska. Oh, sie erdrückte ihn fast, diese Güte der Feinde. Nachdem er sich erholt, druselte er ein wenig auf dem Sofa der behaglichen Arbeitsstube ein, auf dem es sich so bequem ruhen ließ. Nebenan hörte er die kleine, rundliche Schwester telephonieren. Nach einiger Zeit — war es eine Stunde oder länger? — fuhr er aus dem Halbschlummer auf. War nicht seine Mutter bei ihm gewesen, die richtige, die mit ihm spielte wie eine ältere Schwester?! Ach nein — sie holten ihn ins Nebenzimmer, gaben ihm den Hörer des Apparates in die Hand.

Leise, gütige Worte tönten aus dem heraus. Die Stimme der Pflegemutter . . . Er sei ein kleiner, törichter Junge . . . niemand würde ihm etwas tun . . . es sei ja wohl auch nichts geschehen . . . Ja, ja, — es sei häßlich von Rolf gewesen, und sie hätte ihn auch darum gescholten. Und sie hätten ihn alle lieb, und er hätte ihnen solche Angst eingejagt — auch seinem Schwesterchen. Aber etwas anderes — eine freudige Nachricht. Ein Brief von seiner lieben Mama — wieder aus der Schweiz — und in wenigen Tagen würde er abgeholt. Eine Schweizer Dame würde ihn und Jeanne holen und nach Hause bringen. — Ja, es sei wahr, sie gäbe ihm ihr Wort; und er würde ihr doch wohl glauben! Sie sei doch immer gut zu ihm und Jeanne gewesen. Und mit der Schwester Franziska, die doch noch einmal ans Telephon kommen möchte, hätte sie schon alles Weitere verabredet. Ein Verwundetenzug sollte ihn wieder nach S. zurückbringen. Die Oberschwester und der Arzt würden ihn unter ihre Obhut nehmen. — Nein, nein — es ließe sich nicht anders machen — er müßte noch einmal nach S. zurück . . .

Es war ein ganz anderes Antlitz, das Schwester Franziska jetzt anstrahlte, mit lachenden Augen und plapperndem Munde.

Den ganzen Tag trieb er sich auf dem Bahnhof umher und machte sich nützlich, so daß bald alle Ärzte, Schwestern, Soldaten, alle Damen und Helfer den kleinen „ausgerissenen Franzosen" kannten und verhätschelten.

Am Nachmittag fuhr er fort — reich beladen; denn alle Schwestern hatten ihm noch irgend etwas zum Naschen zugesteckt. In S. holte ihn die Doktorin vom Bahnhof ab. Für morgen schon sei die Dame, die Frau jenes Schweizer Geschäftsfreundes, angemeldet. Zu Hause stand Rolf da und streckte ihm scheu die Hand entgegen. Wie das seine Mutter zustande gebracht, war ihr Geheimnis — aber er meinte es ganz ehrlich, wie er alles ehrlich tat. Beide waren zwar noch etwas zurückhaltend; aber an diesem letzten Tage spielten die Knaben wieder zusammen.

Die Schweizerin kam am anderen Tage, sehr resolut und energisch. Am Abend fuhren sie schon ab. Das ganze Haus gab ihnen das Geleite zum Bahnhof, wo alles von den „kleinen Franzosen" Abschied nahm — die Schwestern und helfenden Damen, sogar der Kommandant, der seinem kleinen Freunde noch zuletzt eine große Schachtel „mit was Süßem" in den Wagen reichte, „damit er die Deutschen in gutem Angedenken behielte".

Als sich der Zug in Bewegung setzte, beugte sich Jean weit hinaus, warf allen eine Kußhand zu und rief mit lauter, begeisterter Stimme: „Vive la France — es lebe Frankreich!"

Da lachten sie alle; und der Kommandant sagte, noch immer lachend: „Ein forscher Junge! Aber, nicht wahr, Frau Doktor — Ihnen fällt gewiß ein Stein vom Herzen, daß sie fort sind?!"

Da nickte die Doktorin und sagte, ebenfalls lachend: „Sie haben recht — aber es sind zwei Steine!"

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Herbst ....

Müde Sonne auf nebligen Hügeln,
Am Himmel starb der Lerchen Schlag,
Unsre Träume segeln auf schweren Flügeln
In den leise verblutenden Herbstestag ...

Herber Ruch aus Ackerkrumen
Steigt vom Felde feucht herauf,
Und wie duft'ge Frühlingsblumen
Blüht uns die Erinn'rung auf ...

Wie Heimwehgedanken Marienseide
Wandert verstohlen über das Land ...
Der Friede in zerschlissenem Kleide
Hockt verhärmt am Grabenrand ...

Bruno Pompecki.

Zu spät! Von Fritz Müller

„Geehrter Herr, Ihr Freund, Herr Walter Schoch, kann jetzt als geheilt entlassen werden. Vielleicht lassen Sie oder seine anderen Freunde sich seine schonende Überführung in seine Privatwohnung angelegen sein lassen. In diesem Falle würde ich Sie bitten, am nächsten Montag ..."

Unterzeichnet war der Brief von der Leitung der Heil- und Pflegeanstalt. Das Wort Irrenanstalt über der großen Pforte war seit Jahren ausgelöscht. Der Humanitätsschwamm war darüber gefahren.

Der arme Walter Schoch. Zwei Monate vor Kriegsausbruch — die Welt lag in tiefstem Frieden damals — hatte es ihn gerissen. „Überstudiert", sagte seine Zimmerwirtin. „Temporärer Wahnsinn", sagten sie in der Heil- und Pflegeanstalt.

„Hoffentlich behalten sie ihn nicht auf immer draußen", setzte seine Zimmerwirtin zu, und sah bekümmert dem Wagen nach, in dem wir ihn mit gütigem Zureden hinausbrachten.

„Ich kann Ihnen bestimmt versichern," sagte dagegen der Anstaltsarzt bei unserem zweiten Besuche, „daß Sie ihren Freund in absehbarer Zeit wieder als geheilt mitnehmen können — nervöse Überreizung der Großhirnrinde mit zuviel Studium und Gedächtnisballast, weiter nichts — eine Organzerstörung liegt nicht vor — ich freue mich, Ihnen dies sagen zu können — bitte, bitte, meine Pflicht — ich würde Ihnen auch das Gegenteil sagen müssen — hat er Angehörige?"

„Nein, er steht allein — war früher Kaufmann — war's nicht gern — hat es werden müssen, der Verhältnisse wegen — kam spät zu einer Erbschaft und damit zu der zwanzig Jahre aufgeschobenen Möglichkeit zu studieren — stürzte sich mit Feuereifer drauf und —"

„Aha, der Fall der späten Studenten — dachte mir's. Also, wie gesagt, meine Herren, Sie können sicher sein — guten Morgen — guten Morgen!" Wir waren entlassen und gingen beruhigt. Walter Schoch blieb. Auch beruhigt. Seine flackernde Erregtheit war einer völligen Gleichgültigkeit gewichen. Tagelang starre er vor sich hin, rede kein Wort, sagte der Wärter. Auch mit uns nicht, wenn wir ihn besuchten. Wir saßen dann still bei ihm, legten ihm die Hand auf die Schulter, oder fuhren ihm beim Abschied leicht über dem grau gewordenen Freundesscheitel. Er sah uns dann verträumt an, wie aus einer anderen Welt, aus der er nur dann und wann ein fernes Lächeln zu uns herüberschicken konnte.

„Er schläft", pflegte der Arzt uns zu sagen, „seit sechs Wochen schläft er nun so — es ist gut so, meine Herren — es ist der Aufbau der abgebauten Großhirnzellen während des geistigen Schlafes — es ist die Genesung unter der Oberfläche — wenn Sie wiederkommen, werden Sie noch eine Vertiefung dieses Zustandes beobachten können — auf Wiedersehen also — guten Morgen, meine Herren."

Knapp vor dieses Wiedersehen schoben sich die ausziehenden Regimenter. Es war Krieg. Einen tüchtigen Griff tat der in unseren Freundeskreis und teilte fast alle von uns den marschierenden Regimentern zu. Nur an mir und noch einem streifte er achselzuckend vorbei: Untauglich.

Digitized by Google

Wie wir unter diesem Streifschuß litten, brauche ich nicht zu schildern. Tausende haben es erlebt und mitgeteilt. Ich will nicht der tausenderste sein. Natürlich suchten wir Betäubung. Die Lohe, die aus den täglichen Telegrammen an jeder Straßenecke schlug, trieb uns harter Hilfsarbeit in die Arme, soweit der alte Broterwerb uns irgendeine Stunde Zeit ließ, oder der Schlaf nicht gar zu arg über die gemachten Abzüge murrte.

Bei all dem Hasten und Erleben machten wir uns einer Sünde schuldig. Wir vergaßen auf Walter Schoch. Mag sein, daß uns einmal oder zweimal sein Schicksal fragend ins Gesichtsfeld rückte. Aber es war so abgeblaßt, so fern. Wir taten unbewußt dasselbe, was der Krieg mit uns getan hatte, wir streiften sein Gedächtnis verloren mit dem Ärmel: Untauglich!

Daß da draußen, irgendwo am Rand der Stadt, in ihren langen, langen, grauen Umfassungsmauern ein Torbogen eingespannt war, ein Torbogen mit der Inschrift „Heil- und Pflegeanstalt", kam uns jetzt, wo die ganze Welt in Brand stand, so unwirklich, so bedeutungslos vor. Einen unterirdischen Zwiespalt empfanden wir zwischen der besorgten Pflege, die man jenen Hunderten hinter der grauen Mauer angedeihen ließ, und jenen Hunderttausenden, die auf brüllende Kanonen und knatternde Flintenläufe losstürmten. Es tat fast weh, wenn man daran dachte. Also unterließen wir's. Nur kurz vor dem Einschlafen geschah es dann und wann, daß jeder von uns beiden dachte: „Nun, der andere wird schon gelegentlich mal hinausgegangen sein . . ."

Am nächsten Morgen auf einen solchen Abend brachte die Post jenen Brief von der Anstalt. Ich rannte zu Martin Krell damit. Er las ihn. „Gleich wird er aufsehen," dachte ich, „und sagen, daß er es schon wisse, daß er es erfahren habe, als er neulich draußen gewesen sei, und daß —" Aber er sah nicht auf und sagte nur mechanisch:

„Also gehen wir nächsten Montag zusammen."

„Also nächsten Montag zusammen", wiederholte ich.

„Zu Walter Schoch."

„Ja, ja, zu Walter Schoch."

„Es ist also alles so gekommen, wie es der Doktor sagte — es ist ein Glück."

„Ja, ja, ein Glück — das heißt, hm, ein Glück — meinst du wirklich?"

„Du hast recht, man weiß es nicht — man muß halt sehen — ich denke, wir gehen mal zunächst zu seiner Wirtin, ob seine beiden Zimmer noch in Ordnung sind."

„Hm, oder schon in Ordnung", sagte ich. Er verstand nicht gleich. Aber als die Wirtin dann sagte:

„Ja, ja, ich weiß schon, von der Anstalt hat man mir geschrieben", da verstand er. Und wir gingen ein wenig bedrückt auseinander.

Am Montag versuchten wir's, mit einem recht wohlgemuten Gesicht durchs graue Tor zu gehen. Einen Vorwurf des Arztes wollten wir mit Fassung über uns ergehen lassen. Aber der empfing uns zerstreut und eilig:

„Sie entschuldigen, ich habe nicht viel Zeit — soeben Einberufungsbefehl erhalten — heute noch soll marschiert werden, glaube ich — ja, ja, richtig, Herr Schoch ist also entlassungsfähig — ein wenig schweigsam ist er ja noch — Sie müssen ihn gewähren lassen — es wird sich draußen von selber finden, wenn Sie ihm an die Hand gehen — und was Verhaltungsmaßregeln anbetrifft — ich wüßte keine — halt doch, vor gewaltsamen Aufregungen müssen Sie ihn natürlich schützen, auch vor freudigen — aber das wissen Sie ja selbst, nicht wahr, meine Herren — und nun folgen Sie ruhig dem Wärter — mich entschuldigen Sie, nicht wahr — Sie verstehen, ich habe auf dem Ausmarsch noch dies und das."

„Gewiß, Herr Doktor, wir danken, Ihnen, daß Sie unseren Freund wieder geheilt —"

„Ja, ja, man tut natürlich, was man kann, im Frieden wie im Krieg — Sie entschuldigen also, wenn ich nicht selbst — adieu, meine Herren." Er schritt schon der Tür zu.

„Ein Wort noch, Herr Doktor, noch ein Wort", rief ich ihm nach. Er drehte sich um.

„Bitte?" sagte er verbindlich, ohne nochmals herzukommen.

„Weiß er — weiß unser Freund etwas — etwas von den Ereignissen, Herr Doktor?"

„Von welchen Ereignissen? Ach so, vom Krieg, meinen Sie? — hm, er war eigentlich bis in die letzte Zeit noch ein wenig apathisch — glaube ich, daß er — es müßte denn sein, daß die Wärter —"

Die Tür wurde von außen geöffnet. Eine Frau stand in der Füllung.

„Sie entschuldigen — Sie sehen, meine Frau wartet schon — also, wie gesagt, wenn Sie den Oberwärter auf Nummer fünfzehn in ersten Stock befragen — der kann über alles Auskunft geben — adieu, meine Herren — gut Glück für Ihren Freund."

Draußen war er. Es fiel mir ein, daß wir ihm auch Glück für den Kampf da draußen hätten wünschen müssen, daß das sogar noch wichtiger war, als — als . . . Aber bevor ich den Nachsatz ruhig ausdenken hätte können, hatte uns ein Diener eilfertig zum Oberwärter hinaufgeführt.

„Herr Walter Schoch? Gewiß, meine Herren, er wartet schon — seine Sachen sind schon gestern in seine alte Wohnung geschickt worden — es ist alles in Ordnung — wollen Sie in den Empfangssaal 2 kommen — dort ist er — darf ich bitten."

„Danke, aber könnten Sie uns vorher sagen, ob Herr Schoch etwas vom Kriege weiß?"

„Vom Krieg? — aber ich denke doch, daß — das heißt, genau kann ich es Ihnen nicht sagen — Sie verstehen, daß ich bei den vielen Leuten nicht über jedes einzelne — hm ja, aber der zuständige Wärter, der muß es wissen — kommen Sie, bitte."

Digitized by Google

„Wir hätten aber den Wärter lieber befragt, bevor wir mit Herrn Schoch zusammen kommen."

„Natürlich, selbstverständlich — ah, da ist er ja schon — Herr Surrmann, wie steht's mit Herrn Schoch —"

„Gut, er wartet im Empfangssaal 2."

„Weiß ich, weiß ich, aber die Herren hier möchten von Ihnen wissen, ob Herr Schoch etwas vom Kriege weiß oder nicht."

„Vom Kriege? Ja, ja, es ist schon hier und da einmal eine Zeitung auf die Abteilung gekommen, wo Herr Schoch war, aber ob er sie gelesen hat — mit mir hat er jedenfalls nicht darüber gesprochen, Herr Oberwärter."

„Und mit den anderen Patienten im Saal?"

„Herr Schoch war immer sehr zurückgezogen — er hatte fast keine Verbindung mit den anderen — gar in letzter Zeit." Der Oberwärter wandte sich achselzuckend zu uns.

„Sie sind ja seine Freunde, nicht wahr, und da werden Sie schon —"

„Wir werden uns darauf einrichten, daß er nichts vom Krieg erfahren hat", erwiderte ich ein wenig ungeduldig. Und wie wir dann den langen Gang entlang schritten — Freund Krell und ich immer zögernder und zögernder — da kam es uns in den Sinn, wie es doch sei eigen wäre, daß da im Wartezimmer Nummer 2 ein Mensch säße, der nichts vom Kriege wisse. Von diesem Kriege, der schon im sechsten Monat um die Erde stampfte, brüllte, rauchte, ächzte, sich in die Erde wühlte, auf die Firste kletterte, überm Meere hinschoß, unterm Meere . . . Da ging die Tür auf.

„Walter!" — „Walter Schoch, unser Walter!"

„Fritz! Martin! Grüß euch Gott!"

Drei Freunde drückten sich die Hände, sahen sich ins Auge — sie waren klar, alle — es war alles gut.

„So, Walter, nun komme mit uns — wir dürfen dich doch in deine Wohnung begleiten, gelt? — der Wagen wartet schon draußen."

„Der Wagen?" Es huschte wie eine flüchtige Erinnerung an seinen Eintritt über seine Züge. „Seid nicht böse, Freunde, aber ich ginge lieber zu Fuß."

„Natürlich gehen wir dann zu Fuß. Es ist ein bißchen kalt. Aber das tut gut. Kommt nur, kommt."

Und eilig schritten wir durch's große, graue Tor. Walter Schoch drehte es noch einmal den Kopf nach hinten. Wir hinderten ihn nicht.

„Damit ist jetzt Schluß, Walter," sagte ich, „sei zufrieden und denke dir, du hättest nur ein tüchtiges Stück geschlafen — wir hätten es alle mal nötig, weißt du, in diesen unruhevollen Zeiten —"

„Diesen Zeiten des hastenden Erwerbs, weißt du", verbesserte mich Martin Krell, indem er mich bedeutsam ansah.

„Ein tüchtiges Stück geschlafen?" wiederholte Walter und versuchte zu lächeln, „es ist erheblich mehr, als ein halbes Jahr, glaube ich?"

„Was liegt daran? Was ist oft so 'n halbes Jahr für eine leere Schale, auch wenn wir noch so wichtig darin zappeln", versuchte ich zu philosophieren.

„Hm ja," flüsterte Walter Schoch nach einer Weile bei, „ich kann mich erinnern, daß wir oft Wunder was versäumt zu haben glaubten, wenn wir uns nach zeitungslosen Ferienwochen hastig wieder über die Druckerschwärze stürzten — um dann zu gewahren, daß wir eigentlich gar nichts — gar nichts versäumt hatten."

„Na, siehst du, alter Freund", sagte Martin Krell scheinbar fröhlich, während seine Augen besorgt zu mir herübergingen: Er weiß nichts vom Krieg, gar nichts — wie werden wir's ihm beibringen — ich fürchte mich — keine Aufregung, sagte der Doktor . . ."

Ich versuchte es, eine beruhigende, stufenweise Handbewegung hinter Walters Rücken auszuführen. Martin nickte rasch: Nach und nach, nicht plötzlich, mußten wir es ihm beibringen, heute ein Stück, morgen ein Stück . . .

Dann plauderten wir von Walters Studien — machten ihm eindringlich klar, daß er ein langsameres Zeitmaß einschlagen müsse.

„Ja, ja," nickte er, „durch Schaden wird man klug — übrigens sind heute 'ne Menge Soldaten unterwegs — ist was Besonderes los?"

„N— nein, nicht gerade — komm, wir wollen etwas rascher gehen — es ist doch 'ne gehörige Strecke bis zu deiner Wohnung, Walter."

„Ja, ja, aber sag' mal — mir kommen die Gesichter der Leute so merkwürdig ernst vor — ist das nun 'ne Einbildung, oder —?"

„N — nein, Walter, du hast schon recht — sie sind auch ernster, weil — weil —"

„Aha, weiß schon," sagte er unvermittelt lebhaft, „Tiefpunkt einer Wirtschaftskrise — setzte damals schon ein, als ich — als ich — na, ihr wißt ja."

Wir nickten und vertieften uns krampfhaft in wirtschaftliche Erörterungen, Martin Krell und ich, während unsere wirklichen Gedanken diesen erratischen Block berannten und nicht über ihn wegkommen konnten: Da ging einer zwischen uns, dem die Zeit verschleiert war, diese gewaltige Zeit — einer, dem wir den schweren Vorhang nicht mit einem Male vor den Augen auf die Seite ziehen durften, weil er ihn sonst hätte blenden können, in den Wahnsinn zurückblenden — da ging einer mitten im Kriegsgetöse der aus den Fugen gegangenen Zeit, und war unwissender, wie ein Fidschiinsulaner. Und es fiel mir der alte Baudenverwalter vom Riesengebirge ein, der in der dritten Kriegswoche ahnungslos herunterkam aus dem Gebirge, und dem die plötzliche Erkenntnis im Tale drunten, beinahe den Kopf verwirrt hatte. Den gesunden Kopf. Nun erst einen, der die Schonung brauchte, einen, auf den etwa die sechs Kriegsmonate mit einem Schlage eingestürmt wären!

Digitized by Google

Und krampfhaft redeten wir weiter von Konjunkturumschwüngen, Studienplänen, von dem merkwürdig milden Winter, von allen Dingen, nur nicht von dem, was uns füllte bis zum Rande. Wahrhaftig, es tat einem in der Herzgrube weh, diese Verstellung. An brausenden Gestaden gingen wir entlang und mußten tun, als wäre es ein stiller Dorfteich. Durch Orkane schritten wir und mußten tun, als bliesen wir ein Zwirnfädchen auf dem Rockärmel weg.

Plötzlich drehte er seine Augen gewaltsam aus dem Trichter unseres Gespräches heraus, und überblickte die Straße:

„Und es muß doch 'n Manöver oder so was sein — das wimmelt ja von Soldaten."

„Ja, ja, 's ist 'n Manöver."

„Was, jetzt im Januar?" Martin Krell warf mir einen vorwurfsvollen Blick zu. Ich war doch zu unmilitärisch.

„Weißt du, Fürstlichkeiten", suchte er mich verlegen zu verbessern.

„Aha, verstehe — vielleicht gar der Britenkönig? — habt ihr ihn endlich rumgekriegt mit euren Friedensschalmeien, was?"

Herrgott, es war, als ob man Rutenschläge kriege. Aufschreien hätte man mögen.

„Oder sonst irgend 'ne Verbrüderung — 'ne russische oder französische — aber so redet doch!"

„Sei nicht böse, Walter, aber wir sind heute gar nicht zum Politisieren aufgelegt — es ist kein schönes Lied, das politische — das weißt du ja — komm, Walter, laß uns hier 'ne Tasse Kaffee trinken — mich hat der Weg müde gemacht." Ich hatte schon die Tür eines nahen Kaffeehauses halb geöffnet.

„Gut, gut — ich komme schon — aber sagt mal, da drüben über der Straße schlägt einer 'ne Depesche oder so was Ähnliches an — wahrscheinlich die üblichen Friedensreden der sich begrüßenden Majestäten, was?"

„Ja, ja, — gewiß — natürlich — komm nur, Walter, komm." Und zwischen Tür und innerem Vorhang sah ich in Martin Krells ängstlich gespanntes Gesicht: An die Depeschen hatten wir gar nicht gedacht. Nein, es war unmöglich, einen Tag lang zu verheimlichen, nein, auch nur eine Stunde lang, was in allen Herzen loderte, was an allen Stirnen brannte, was in den Lüften siedete und grollte. Was jedes Kindchen wußte, jedes Tier in dieser Stadt, jeder Pflasterstein, der vom Tritt der Regimenter geklirrt hatte, was dieser Plüschvorhang wußte, den zitternde Hände gehoben — das sollte der eine Mensch, der Freund zwischen uns nicht wissen? Wie er da vor mir in den summenden Saal ging, kam er mir vor, wie ein wandernder Hohlraum, wie ein Fremdkörper, der künstlich in eine ihm fremde Zeitflut eingetaucht und festgehalten wurde — gleich würde der Druck nachlassen, gleich würde der Fremdkörper in die Höhe schnellen, durch den Rauch durch, durch die Decke, durch das ganze Haus, hinaus, hinaus aus dem Bereiche unserer kriegerischen Mutter Erde, und hinauf auf einen Stern, wo kein Krieg war, wo noch der Friede wohnte. Nein, nein, es ging nicht — wir mußten es ihm beibringen — rascher beibringen — sonst zermürbte es uns.

Wir hatten uns an ein kleines Tischchen gesetzt. Neugierig wanderten des Freundes Augen durch den Saal.

„Da waren wir doch öfter," sagte er, „aber mir ist, als habe es sich hier verändert — sagt mal, wo sind denn die Studenten hingekommen — die saßen doch sonst immer um diese Zeit an jenem grünen Tisch dort — he, was haben sie denn an die Tafel hingeschrieben — ich glaub', ich kann's von hier aus lesen — sus — suspendiert — was, suspendiert, mitten im Kolleg — die tun sich leicht, das muß ich sagen —"

„Hör mal, lieber Walter," fing ich an und räusperte mich zu einer langen Rede, die es ihm schluckweise vermitteln sollte, „hör' mal, wir sind da vorhin nicht ganz offen zu dir —"

„Ansichtskarten gefällig — das neueste Bild von Hindenburg — zehn Pfennige das Stück."

„Von Hindenburg", sagte Walter lauter, als nötig war. In seiner Stimme lag was Angriffslustiges. Am nächsten Tische verstummte einen Augenblick das Gespräch. „Von Hindenburg! Was habt ihr euch denn da wieder für einen Götzen aufgebunden, he?"

Am Nebentische war ein Mann aufgestanden. Mit rotem Kopfe stand er an unserem Tische.

„Götze?! sagen Sie, Götze!!"

„Na ja, was geht das Sie an!" sagte Walter erstaunt. Ich suchte zu beschwichtigen. Martin Krell hob halb beschwörend die Hände:

„Ein Mißverständnis, ich versichere Sie, ein Mißverständnis —"

„Ach was, Mißverständnis!" begehrte der Fremde auf, „wie können Sie sich unterstehen, über unseren Hindenburg —"

„Komm, Walter, komm, wir wollen gehen." Ich hatte eilig bezahlt und drängte aus dem Saale.

„Ist auch höchste Zeit, daß Sie — daß Sie gehen", scholl es hinter uns. Ich zog Walter förmlich am Armel. Er schüttelte immerzu den Kopf.

„Kinder," sagte er, „Kinder, was war das nur?"

Wir hatten ihn eng in unsere Mitte genommen, unseren Walter. Durch jene Anlagen drüben wollten wir mit ihm gehen. Alles wollten wir ihm sagen in einer Rede, in einem Zuge. In diesem Augenblick kam ein ausrückendes Regiment vorüber. Junge Freiwillige. Blumen hatten sie am Helm. Das alte Vaterlandslied von der Wacht am Rhein sangen sie. Die kalbledernen Stiefel hämmerten die Erde. Die jungen Augen blitzten. So ernst lag es um die jungen Schläfen. So drohend wölbten sich diese Lippen.

Da erstarb mein Wort. Das Regiment redete statt meiner. Noch einen fragenden Blick tat Walter gegen uns. Wir nickten nur. Da ver-

Digitized by Google

sanken wir für ihn. Die Welt war angefüllt mit diesem Regiment, mit weiter nichts. Flackernd brennend liefen Walters Augen das Regiment auf und ab. Wie zwei rennende Hunde suchten sie einen Ausweg aus der Bahn — da — nein, dort... Aber auf einmal schienen sie sich zu ergeben. Sie wurden ruhig. Die Wahrheit, die ganze Wahrheit, war von den Gewehrläufen da drüben aufgeflogen wie ein Adler, herübergerauscht war sie zu Walter, auf seine Schulter setzte sich der Alter, seinem Ohr neigte er sich zu — und siehe da, er ward wissend in einem Augenblick.

Das Regiment war vorüber. Der Gesang war verhallt. Wieder wollte ich ansetzen zu einer weitausholenden Erklärung. Aber er legte seine Hand auf meinen Arm:

„Schon gut," sagte er, „ich weiß jetzt alles." Plötzlich wurde sein Gesicht fast weiß.

„Walter, Walter, was ist dir?" Aber er hörte nichts. Die sechs Monate Krieg waren mit einem fürchterlichen Prall auf ihn eingestürzt, wirbelten in einem künstlichen Hohlraum, brüllten, kochten. Die Ströme vergossenen Blutes übersprangen ein halben Jahr und kamen mit rotem Wogengezottel auf ihn zu.

Noch wußte er keine Einzelheiten. Noch hatte nur der Krieg als solcher sein Riesenhaupt für ihn erhoben. Aber daß es der deutsche Krieg war, der jahrelang verstohlen in der Feindespresse umging, den eine Welt von Feinden mit heimtückischen Vertragsverknotungen Stück um Stück um uns heraufbeschworen, d a s hatte er gefühlt in einem Augenblick.

„Weißt du, Walter," hätten wir jetzt beginnen können, „die Russen, die Franzosen, die Engländer und —" Aber noch war's nicht Zeit dazu. Ich hatte die Empfindung, er würde stille abwehren: „Laßt nur, Freunde, laßt nur — was sind Namen, was sind Einzelheiten gegen den Sinn des Ganzen? Laßt mich mit dem erst fertig werden, laßt mir Zeit, Kinder, Zeit . . ."

Und schweigend, dicht an seiner Seite, gingen wir eine Weile weiter. Er sah immerzu zu Boden, und war ganz ruhig, so schien es. Nur ein paarmal hatte er heftig mit den Schultern gezuckt.

Einem Menschenknäuel konnten wir nicht rechtzeitig ausweichen. Wir mußten stehen bleiben. Die Menge teilte sich. Ein gelber Mauerzettel wurde sichtbar: „Großer deutscher Sieg bei Soissons". Frohes Gemurmel, freudige Mienen. Walter sah nun doch auf und las die Überschrift.

„Soissons?" sagte er leise und hilflos, „Soissons?" Und es war, als hielte er von einer abgerissenen Kette nur das Schlußglied in der Hand, während die anderen Glieder, Lüttich, Namur, Antwerpen, Ypern irgendwo da draußen in der Weite lagen und schlenkerten.

„Über fünftausend gefangene und über zehntausend tote Franzosen . . .", lasen wir gemeinsam weiter. Walters Lippen bewegten sich lautlos. Sein Kopf ging wie ein Pendel zwischen den Zeilen. Und wie er fertig war, begann er wieder von vorne: „Über fünftausend gefangene und über zehntausend tote Franzosen . . ." Man sah's ihm an: Auch diese Hekatomben hingen in der Luft. Sechs ungefüllte Kriegsmonate drängten sie vom Verstehen ab. Es wurde unerträglich.

„Komm, Walter, komm erst mit in meine Wohnung — sie liegt näher, als die deine," sagte ich, „weißt du noch, du warst früher gern in meinem Arbeitszimmer? Dort erzählen wir dir alles. Ich habe alle Zeitungsnummern aufgehoben. Die blättern wir gemeinsam durch, gelt, Walter?"

Er nickte. Und ich dachte: Jetzt nur nicht seine neugierigen Wirtin mit einem langen Redeschwall.

Und dann saßen wir zu dritten auf dem alten, lieben Ledersofa, den sauber geschichteten Zeitungsstoß vor uns.

„Und nun paß auf, Walter," sagte Freund Martin, „nun wollen wir es dir Stück für Stück aufblättern, damit du siehst, wie alles gekommen ist."

Aber schon auf der zweiten Seite gerieten wir ins Erzählen. Zu frisch war alles noch, zu unmittelbar, als daß uns nicht die Rede über den Druck hinausgewachsen wäre. Erst erzählte ich, dann ergänzte Martin Krell, und schon lief die Spule in seinen Händen weiter. Dann ließ er einen Faden fallen. Den hob ich auf, und wieder ging das Erzählen an mich über. So wechselten wir, und die vaterländische Geschichte schnurrte leise an der Spindel der Erzählung. Wir begriffen plötzlich, wie es war in alten Zeiten, da es noch keinen Druck und keine Zeitung gab, wo der Erzähler alter Heldendinge draußen unterm Tore saß und rings um ihn das Volk, sitzend, lauschend, mit den Löffeln ihrer Ohren Wunderdinge schlürfend.

Unser Volk war Walter. Still saß er da und trank alles in sich hinein. Gott sei Dank, er zuckte nicht mehr mit den Schultern. Die mächtigste Erregung lag jetzt hinter ihm. Ob wir schon gewonnen hatten, ob es ohne einen neuen Sprung in seinem Innern ging? Wir hofften es. Zuversichtlicher wurde unser Ton. Eine Stunde war vergangen, eine zweite, wir waren angelangt bei Soissons. Die Brücke war geschlagen, die Sechsmonatsbrücke über Deutschlands größte Zeit. Walter konnte darüber wandeln, wie er wollte, nicht mehr ins Leere sank sein Fuß und Herz.

„So, Walter, das ist alles." Er nickte und drückte dankend unsere Hand. Aber seine Augen blickten noch nicht frei.

„Vielleicht haben wir etwas vergessen, Walter — komm, stell uns Fragen, wenn du willst."

„Nein, Freunde, nein. Die eine Frage, die ich habe, die mir riesengroß emporgestiegen ist bei euren Worten, die könnt ihr mir ja doch nicht beantworten, leider, leider."

„Es kommt auf einen Versuch an, Walter. Frage."

Digitized by Google

„Warum komme ich immer zu spät?" sagte er langsam, und sah uns aus verschleierten Augen an. Seine Stimme klang so fremd.

„Zu spät?" sagten wir verlegen, „zu spät?" Wir wissen nicht, was du meinst, Walter?"

„Was ich meine? Mich meine ich. Den Jungen meine ich, der seinen Eltern spät geboren wurde. Zu einer Zeit, als seine Brüder schon groß waren, schon ausstudiert hatten, und als der Wohlstand der Eltern dünn und fadenscheinig geworden war. Den Jungen, der dann Lehrling werden mußte irgendwo und sich an an ungeliebter Arbeit wund stieß. Den Erwachsenen, dessen Herzverehrte längst vergeben war, als er sich endlich getrauen wollte, sie zu fragen. Den Mann, dem eine späte Erbschaft in den Schoß fiel, daß er endlich zum Studieren kam mit angegrauten Schläfen. Der als verspäteter Student den spröden Wissensstoff mit Macht in seinen steif gewordenen Schädel pressen wollte, wie ein Junger, bis er endlich durch ein großes, graues Tor lief mit der Aufschrift: — ach, ihr wißt ja." Die Bitterkeit hatte ihn fast übermannt.

„Walter, sei geduldig. Jetzt bist du wieder oben. Noch ist nichts zu spät."

„Nichts zu spät!" rief er beinahe halb wild, „nichts zu spät! Und dieser Krieg meines Vaterlandes, dieses Größte, was in meinem Leben trat — komme ich zu ihm nicht auch verspätet! Sechs Monate verspätet!"

„Walter, sei nicht ungerecht: Auch wir beide haben ihn nicht mitmachen dürfen."

„Aber ich, ich hätte dürfen — ich hätte vorne stehen dürfen, wo endlich Sinn hineingekommen wäre, in mein Leben — hätte kämpfen dürfen für mein Vaterland, wie unsere Freunde, die jetzt draußen sich ihre eiserne Kreuze holen — ich wäre heute an der Front, wenn — wenn mich nicht diese verspätete Studiererei um ein Kriegshalbjahr betrogen hätte — ja, ja, betrogen!"

Er hatte sich erhoben. Wir kannten den sonst so stillen Menschen nicht mehr. In wachsender Erregung lief er auf und ab im Zimmer. Meinen Globus stieß er um. Er rollte hinter den Vorhang. Keiner hob ihn auf.

„Zu spät?" sagte Martin Krell bedrückt, „aber vielleicht ist es doch nicht zu spät."

„Wie meinst du das? He, wie meinst du das!" Er hatte ihn an den Schultern gepackt. Er zitterte, und das Zittern übertrug sich in Martin Krells erschrockenes Gesicht.

„Ich meine, daß du dich immerhin — ja, immerhin noch — noch stellen könntest beim — — beim Generalkommando." Es war das ungeschickteste, was er in diesem Augenblick sagen konnte. Walter stieß ihn förmlich zurück.

„Stellen, sagst du, stellen — haha, beim Generalkommando stellen — ja, ja, mach dich nur lustig, alter Freund — ja, Prost Mahlzeit, da werden sie einen nehmen, der acht Monate geschlafen hat — im Irrenhaus geschlafen hat — ausgerechnet einen solchen werden sie nehmen — hahaha — hahaha!"

Ein fürchterlicher Schmerz wand sich in ihm. Alle Enttäuschungen seines Lebens waren in einem Knäuel in ihm hochgestiegen, und sahen uns aus verzerrten Augen an. Es drehte den sonst so stillen Menschen spiralig im Zimmer herum. Wir beiden, Martin Krell und ich, wir konnten mit unseren armen Händen das Entsetzliche nicht aufhalten. Was half es, daß wir uns beschwörend an seine Arme hingen? Er schüttelte uns ab. Hinter den Vorhang sprang er, wo mein Globus hingerollt war. Die große Kugel nahm er mit grellem Lachen auf.

Einen Augenblick schien es, als wollte er sie auf uns schleudern. Aber dann umfaßte er sie plötzlich zärtlich, wie eine Mutter ihr Kind. Ganz ruhig wurde er. Still setzte er sich mit meinem Globus in das Ledersofa. Fest, ganz fest hielt er die Kugel in seinem Schoß und döste vor sich hin...

„Walter! Walter!"

Er hörte nichts mehr. Er war völlig teilnahmslos. Ganz so wie damals, als wir ihn hinausbringen halfen, hinter die lange, graue Mauer mit dem großen Tor.

Es war jammervoll. Martin Krell und ich verständigten uns wortlos. Er hielt die Wache, während ich mechanisch die Treppe herunterging zum nächsten Telephonamt. Die Heil- und Pflegeanstalt klingelte ich an und sagte, was ich sagen mußte.

„Gut," kam es zurück, „unser Wärter wird in einer Stunde kommen."

Auf die Straße trat ich. Die Siegesfreude über Soissons lag und glänzte überall. Fröhlich sahen sich die Menschen an. Ich ging geduckt hindurch.

„Eine Stunde? Noch eine Stunde?" dachte ich dumpf. Und dann fiel mir automatisch ein, daß Walters Wohnung hier ganz in der Nähe war. Als ob mich jemand schöbe, stieg ich die Stufen hinauf, klingelte die Wirtin hinaus und sagte mit mit einer Stimme, die mir selber seltsam fern klang:

„Ich habe Ihnen nur sagen wollen, daß Herr Walter Schoch nicht einzieht."

„Ah wohl, es wird ihm heute zu spät geworden sein, nicht wahr?"

„Ja, ja, zu spät," sagte ich ruhig, „heute, morgen, übermorgen, immer zu spät — der arme Walter." Auf einmal fiel es mir ein: der Wärter konnte vielleicht schon da sein? Rasch wandte ich mich zum Gehen. Den Schwall von Worten, der mir nachkam, verstand ich nicht mehr.

Digitized by Google

Heilige Zeit

Habe die lodernde Glut gedämpft,
Mich tapfer durch Jahr und Jahrzehnte gekämpft,
Habe gesungen in Not und Leid,
Hoffte doch immer auf bessere Zeit —
Wußte, es würde noch etwas kommen,
Etwas, das schön und wunderbar,
Das größer als alles und heilig war,
Drin jungselige Lust entglommen,
Das wie frühlingstreibende Kraft
Wunder um Wunder wirkt und schafft —
Habe ins nächtliche Dunkel gelauscht,
Mit heimlichen Stimmen Grüße getauscht,
Wußte, es würde noch etwas kommen,
Das meinem Leben die Weihe gab —
Und so hab' ich den Wanderstab
Wieder und wieder zur Hand genommen; —
Und nun hebt sich aus Sorge und Not
Vor mir ein leuchtendes Morgenrot,
Habe noch eh' meine Locke gebleicht,
Der brennenden Sehnsucht Ziel erreicht,
Und jede Faser in mir erbebt —
Ich sinke andächtig auf meine Knie
Und bete und danke wie nie, wie nie
Daß ich die heilige Zeit erlebt!

F. Wagenknecht.

Vermischtes

Sommerfäden — Altweibersommer. Weingelbes Sonnenlicht über blinkenden Fernen, fahle Stoppeln auf den Feldern, duftlose Astern und bleiche Sternblumen, sepiabraune Blätter an den Zweigen der Bäume und zierliches, seidenweiches Gewebe in der klaren Luft, das, wie aus Kristall oder Silber gesponnen, glitzert und flimmert, — das ist das Bild jener stillen Tage, in denen der Spätsommer sich fast unmerklich zum Vorherbst wandelt, — die Grenzscheide zwischen Sommer und Winter! — Von Ast zu Ast ranken sich die zarten Fäden oder flattern im lauen Herbstwind auf und nieder, sich sogar an die Kleidung des Menschen haftend. — Jeder Naturkundige weiß, daß das glänzende Gespinst, das das Scheiden der schönen Jahreszeit meldet, diese leise vom Windeshauch getragenen „Sommerfäden", von dem Gewebe der Erdspinnen herrühren, die, wenn der Herbst naht, sich gleich unsern Zugvögeln auf die Wanderung nach dem Süden begeben. Darum spannen sie ihre Fäden aus, an denen sie sich in der Luft fortbewegen, und in denen sie zugleich auch ihre Beute, deren sie zur Nahrung bedürfen, fangen bis der Wind das Gespinnst wieder zerstört und durch die Lüfte weht. Die Volkspoesie schreibt indessen seinen Ursprung überirdischen Wesen zu. Unsere heidnischen Vorfahren, die Germanen, schenkten dem duftigen Gewebe besondere Beachtung, und noch heute hat der Volksglaube die alten heidnischen Erinnerungen, trotz aller Wandlungen der Zeiten, nicht völlig abgestreift. Die Herstellung der lichten Fäden schrieb man der kunstreichen Hand der Nornen oder Schicksalsgöttinnen zu. Von einem Bergesgipfel zum andern spannen sie den Lebensfaden des Menschen. Der Flachs, der sich dabei vom Rocken löste, glitt als „Sonnenfädchen" zur Erde nieder, den Menschen Glück verkündend. Die christliche Vorstellung behielt die Deutung von den Nornen bei. Da aber die kirchlichen Satzungen vielfach mit orientalischen Anschauungen durchflochten wurden, verblaßte allmählich auch mehr und mehr der Glaube an die Heiligkeit des Weibes, der einst das germanische Volk vor allen andern ausgezeichnet. Entstellt zeigte er schließlich nur noch wenig von dem ursprünglich zugrunde liegenden, edlen Bilde. Aus den schönen, wenn auch ernsten und düsterblickenden Nornen wurden im Volksmunde „alte, häßliche Frauen", die dem Hexenglauben einer dunklen Zeit die Wege ebneten. Man nannte die häufig noch so schönen Herbsttage „Altweibersommer", und stempelte die silbernen Fäden zum Zeichen dieser Zeit.

In Schweden wird das Gewebe „Dvärgsnät" (Zwergnetz) genannt, da im nordischen Volksglauben Zwerge die Stelle der Nornen vertreten. In einzelnen Gegenden schreibt man das eigenartige Gewebe auch wohl der Göttin Berta oder Freya zu, der Schutzpatronin der Spinnerinnen, die — der Sage nach — im Herbst durch die Flachsfelder schwebt, im weißen Gewande und lichtblauen Mantel, den Spinnrocken in der Hand. Zuweilen strählte die Göttin ihr goldnes Haar im Winde. Davon leitete man hier und dort die Sommerfäden ab, wie das Lied kündet:

Durch die Felder kommt gefahren
Eine hohe, edle Frau,
Streut aus ihren goldnen Haaren
Fäden auf die stille Au.—

Der christliche Volksglaube der ziemlich unbewußt zahlreiche Züge der Göttin Freya auf die Gottesmutter übertrug, läßt Maria mit 11000 christlichen Jungfrauen über die Felder schweben, spinnend und Segen verbreitend. Daher ist denn auch in einzelnen Gegenden der Name „Mariengarn" oder „Marienfäden" üblich.

In Frankreich spricht man von den „fils de la vierge" = Gespinst der heiligen Jungfrau — zuweilen aber auch vom „Sommer des heiligen Dyonisius", weil man den Nachsommer vom 9. Oktober, dem Dyonisiustage an, rechnet. Die Dänen sprechen vom „Brigittensommer" — sehen sie die Fäden schweben; Italien vom „Sommer der heiligen Therese."

In Rußland tritt der „Altweibersommer" am frühsten auf. Hier finden sich oft schon Ende August die seidenweichen Fäden um Mitte September zugleich mit den wilden Gänsen zu verschwinden; wenn diese die weiten Steppen verlassen um ein milderes Klima aufzusuchen. Man nennt die Sommerfäden darum auch im russischen Volke „die Spuren vom Gefieder der Gänse". Jedenfalls die unpoetischste aller Bezeichnungen. In Deutschland beginnt die Zeit des Altweibersommers viel später, wie der Vers kündet:

Am heiligen Gallustag
Den Nachsommer man erwarten mag.

Jenseits des Kanals verspätet sich der Nachsommer noch um zwei weitere Tage. Man rechnet ihn erst vom 18. Oktober, dem Lukastage an und nennt ihn deshalb: „St. Lucas little summer".

Nicht mit Unrecht sieht der Dichtung Sang und Sage in den Sommerfäden —, die Boten des Herbstes, das Sinnbild der Vergänglichkeit. Die still durch die kühlere Luft dahingleitenden Fäden verleihen den goldenen Tagen des Frühherbstes einen eigenen wehmütigen Reiz. Wenn auch die Sonne noch mit mildem Glanze auf die Erde herablächelt und das zarte Gespinnst schimmernd verklärt, so werden doch, sobald sich dieses zeigt, die Schatten länger, die Morgen und Abende kühler, und der Wind der durch die täglich kahler werdenden Bäume streift, rauscht uns eine leise Klage über die Vergänglichkeit alles Irdischen zu.

A. M. Witte.

Digitized by Google

An unsere Leser!

Mit diesem Heft schließt der 52. Jahrgang der „Deutschen Romanzeitung". Ein arbeitsreiches Jahr liegt hinter uns, und wir hoffen die Zufriedenheit unserer Leser errungen zu haben. Die eiserne Zeit, in die uns das Schicksal stellt, wird auch uns ein gewaltiger Ansporn sein, mit den Waffen des Geistes für unser Vaterland und seine unvergleichliche Kultur zu streiten. **Deutsch** wollen wir **sein** und **bleiben,** ein Spiegel der geistigen Strömungen, eine Quelle guter Unterhaltung für die deutsche Familie, die jetzt mehr als je auch einer Zeitschrift bedarf, die zielbewußt auf den Wegen der besten Ueberlieferung wandelt, ohne den Blick für die hoffentlich bald wieder heitere Zukunft, die Herrliches verspricht, zu verlieren. Freilich bedürfen auch wir dazu der freundlichen Unterstützung unserer Abonnenten und Leser; wir bitten, das bisher bewiesene Wohlwollen uns treu zu bewahren und unsere Zeitung in fremden und bekannten Kreisen überall zu empfehlen.

Der neue Jahrgang sieht folgende Arbeiten bekannter Verfasser vor:

Prinzeß Irmgard von Else Croner.

Eine Mädchenschulgeschichte.

Die Verfasserin der „Modernen Jüdin" und des „Tagebuch eines Fräulein Doktor" bewegt sich in ihrem Roman auf ihrem ureigensten Gebiet, das sie wie kein anderer beherrscht. Das Leben und Treiben, die Wünsche und Hoffnungen der jungen Mädchen erleben wir mit allen den feinen und sonderbaren Eigenarten, die die Uebergangszeit vom „Backfisch" zur „jungen Dame" kennzeichnen. Im Mittelpunkt der Handlung steht die Mädchenschullehrerin Irmgard von Dünow, die „Prinzeß Irmgard", deren Verlobung mit dem Direktor der Schule in sehr origineller Weise durch heimliche, später offene Vermittlung einer Schülerin zustande gebracht wird.

Straßen und Sessel von Arthur Babillotte.

Geschichte eines jungen Elsässers.

Der beliebte Autor gibt ein packendes Lebensbild eines begabten Knaben, der wegen geringfügiger Torheiten sein Vaterhaus verläßt und auf den „Straßen des Lebens" wandert. Nachdem er später durch Heirat einen Stützpunkt findet, behagt ihm das Glück im „Sessel" nicht, und beim Anblick des Zeppelinschiffes empfindet er Verachtung für seine ruhige Tätigkeit und wird Flieger. Er findet sein Glück nun in anderer Weise, und mit Spannung verfolgen wir seine Begeisterung für die Aviatik sowie seinen deutsch-elsässischen Patriotismus.

Die Kartenlegerin von Horst Bodemer.

Hinter die Kulissen einer Kartenlegerin leuchtet dieser Roman. Ein wohlhabendes Mädchen wird heimlich mit einem „Schiffbrüchigen" zusammengebracht. Die rein geschäftliche, wenig gute Absicht der Vermittlerin schlägt jedoch den beiden jungen Leuten zum Glück aus, da sie sich wirklich lieb gewinnen, und der Tunichtgut ein ordentliches Leben anfängt.

Ferner werden Romane von **Fritz Skowronnek, Ludwig Müller, Arthur Achleitner, Hedwig Schobert** und anderen gern gelesenen Autoren veröffentlicht werden.

Eine besondere Anziehungskraft besitzt von jeher das **Beiblatt** der „Deutschen Romanzeitung". Jedes Heft enthält spannende Novellen und Skizzen, die in bunter Reihenfolge mit fesselnd geschriebenen Erzählungen und Humoresken abwechseln. Anerkennende Zuschriften aus dem Leserkreise beweisen, daß die Auswahl der kleinen Erzählungen, Novellen, Plaudereien dankbar empfunden wird. Dies soll uns ein Ansporn sein, auch weiterhin in jeder Weise danach zu streben, die Ideale deutschen Wesens zu nähren, im Ernst und Humor alles zu kräftigen, was den guten Geist des Hauses, was die Herzen und Geister zu vertiefen vermag, und wie bisher zu bekämpfen, was unserem Volkswesen feindlich ist. Die Lyrik soll treuliche Pflege finden, die, allem guten Neuen freundlich gesinnt, dennoch festhält an den wesentlich berechtigten Ueberlieferungen unserer Dichtung. Dem Gebiete der Kritik wird ein besonderes Interesse gewidmet.

Wir bitten unsere Leser, ihre Bestellungen bei den Buchhandlungen und Postämtern rechtzeitig zu erneuern, damit keinerlei Störung im Bezuge der Zeitschrift eintritt.

Leitung und Verlag der Deutschen Romanzeitung, Berlin SW11, Anhaltstr. 8.

Inhalt des Heftes 52: Die Herrin von Hellerbrunn. Roman von E. von Luckwald. (Schluß). — Die kleinen Franzosen. Von Robert Misch. — **Beiblatt:** Herbst. Gedicht von Bruno Pompecki. — Zu spät. Skizze von Fritz Müller. — Heilige Zeit. Gedicht von F. Wagenknecht. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke's Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke
Ausgegeben am 25. September 1915. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 128 962 623

AP
30
D378
V.52
PT.3-4

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305

Digitized by Google